



129-e-65

B. Par.
XXIII
239

Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.

649622

Allgemeine
Encyclopädie
der
Wissenschaften und Künste
in alphabetischer Folge
von genannten Schriftstellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Ersch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Erste Section.

A — G.

Herausgegeben von

Hermann Brockhaus.

Fünfundsechzigster Theil.

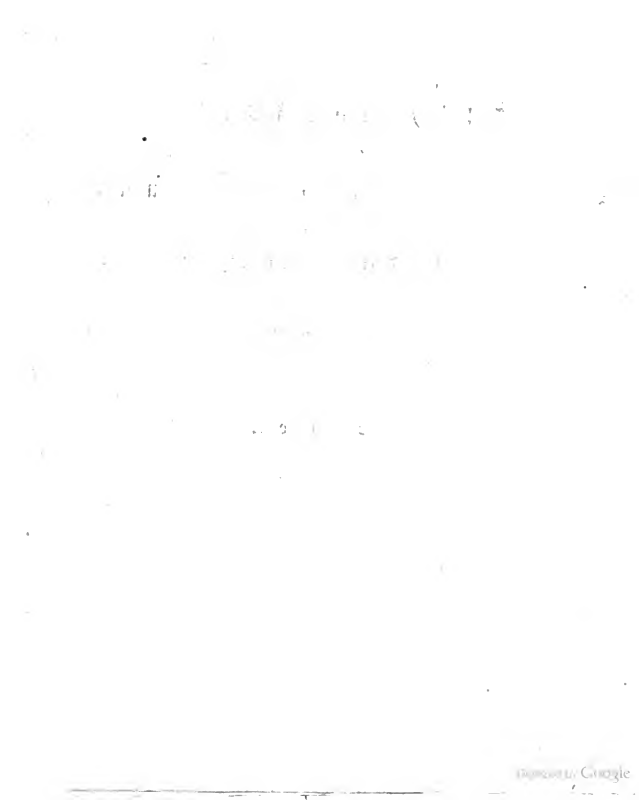
GETREIDE — GEWERKE.

Leipzig:

H. A. Brockhaus.

1857.





Allgemeine
Encyclopädie der Wissenschaften und Künste.
E r s t e S e c t i o n.

A — G.

Fünfundsechzigster Theil.
GETREIDE — GEWERKE.



GETREIDE.

GETREIDE. 1. Sprachlich. 1) Die Schreibweise des Namens in der deutschen Sprache ist gegenwärtig, etwa seit den letzten 30 Jahren, fast allgemein „Getreide“ oder „Getreid“ (im Volksdialekte der oberdeutschen Sprache). Hin und wieder findet man noch „Getraide“ resp. Getraib, eine Aussprache und Schreibweise, welche, je weiter in die Vergangenheit zurück, desto üblicher war. Im 16. und 17. Jahrh. findet man nicht selten auch „Getreidig“, worunter man zuweilen die Brodfrüchte mit Ausnahme des „Korns“ (Koggens) verstand. Im Althochdeutschen kommt vor „getreigide“, im Mittelhochdeutschen „daz getregede“, woraus durch Elimination „getreide“ entstand, womit man auch überhaupt die Kost, die Lebensmittel, die Nahrung, selbst den Besitz bezeichnete, dabei findet man die Nebenform „getraht“ (= Getraht) in der Bedeutung von Frucht. Seltener ist „daz tregede“, woraus sich später „treid“ und „traid“, und hieraus „getreid“, „getreide“, „getraid“, „getraide“, „getreydt“ u. s. w. bildete. In einer alten populären Wetterregel heißt es z. B.: „Wenn's am Frohnleichnamstag regnet, so wird's Traid am Boden wenig.“

2) Die Etymologie. Die obigen Wortformen ergeben mit Sicherheit die Ableitung von tragen, althochdeutsch tragen und trakan, sodaß Getreide ursprünglich das bezeichnet, was der Acker trägt, speziell die Halm- oder Brodfrüchte, oder kurz den Ertrag. Als Belegstelle mag z. B. Trifus (bei Schmeller) dienen: „Pilulae et galbui et cacheres, das Getreid oder Zapfen, so etlich böme nähen der Frucht habend, als die Hasei und des Nußbaums Zapfen.“ Zugleich geht hieraus hervor, daß damals das Wort die allgemeine Bedeutung dessen hatte, was die Bäume oder Pflanzen überhaupt als Frucht hervorbringen. Die Erweiterung des ag in ei findet sich bei dem Worte tragen noch jetzt in dem Volksmunde, welcher sich z. B. des Ausdruckes bedient: „der Acker treit gut.“

3) Synonymen. Als häufigstes, populäres und literarisches Synonymum in der deutschen Sprache hat das Wort Korn zu gelten, z. B. schon bei Koller, welcher „chorn“ schreibt. Fast alle Composita des Ge-

treides, z. B. Getreidebau, Getreidemagazin, Getreidepreis, finden sich gleichbedeutend auch beim Korn, also Kornbau, Kornmagazin, Kornpreis, nur daß in diesem Sinne auch die Mehrzahl „Körner“ fast promiscue gebraucht wird, und Korn außerdem oft die herrschende Bezeichnung derjenigen Getreidegattung ist, welche in einer Gegend vorwiegend das Brodmaterial liefert, wie des Koggens in Teutschland. Dagegen braucht man Getreide nie in einer solchen speziellen Bedeutung. Wenn ferner Getreide zuweilen auch die Hülsenfrüchte umfaßt, so ist dies bei Korn wol nie der Fall, indem dieses in dem weitesten Sinne neben den in Ähren wachsenden Brodfrüchten nur diejenigen mit in sich begriff, welche in Rispen wachsen. Außerdem gehören als Synonyma hierher der Ausdruck Brodfrucht, Brodfrüchte, Halmfrucht, Halmfrüchte und als fremdländisches, aber in der Literatur sehr übliches Wort die „Cerealien.“ Die Populairsprache der Land Leute in Teutschland bedient sich noch gegenwärtig nicht eben oft des Wortes Getreide als der Collectivbezeichnung für die Brodfrüchte; sie nennt die Getreidearten meist neben einander und ihr „Korn“ gehört vorzugsweise der gebräuchlichsten Brodfruchtart, namentlich dem Roggen (Koden), an. In Schwaben hieß um 1780 (und noch jetzt) vorzugsweise der Dinkel „Korn;“ und mit diesem Namen bezeichnete schon Koller meist den Weizen (Kern). In der Schweiz versteht man an vielen Orten unter Korn den Spelken.

Im Dänischen und Schwedischen ist die Hauptbezeichnung „Korn“, jedoch auch in specieller Anwendung auf die vorwiegenden Brodfrüchte, besonders Roggen und (Schweden, Norwegen) Haser. Der Isländer bezeichnet die Gerste als „Korn.“ Die Niederländer sagen Graan, Graanhandel = Korn- oder Getreidehandel, während in der englischen Sprache corn der gebräuchlichste Collectivname ist, welcher sich auch in unzähligen Compositis findet, z. B. corn-trade (Getreidehandel). Seltener findet man grain (oder die Mehrzahl grains) in der Bedeutung des Getreides. Die entsprechenden französischen Vocabula sind grains (wovon die Einzahl nur das einzelne Samenkorn bezeichnet), ferner blé und blés, vor dem 18. Jahrh. meist bled und bleds geschrieben, und céréales. Froment hat zwar die Specialbezeichnung des Weizens auf sich genommen; allein man findet es auch, gemäß seiner Herkunft, in der Bedeutung

*) H. R. Meigand, Wörterbuch der Deutschen Synonymen. 2. Bd. 1842. S. 239.
H. Gessl. v. W. u. R. Orth. Enten. LXV.

des Getreides überhaupt, zumal in Frankreich der Weizen die hauptsächlichste Brodfrucht bildet. In der italienischen Sprache ist *grani* (Mehrzahl) das üblichste Wort. — Das mittelalterliche Latein bietet vorwiegend *gramum*, auch in der Mehrzahl, zuweilen *frumentum* und *annonae*. Die beiden zuletzt genannten Worte sind im alten Latein die gebräuchlichsten Bezeichnungen für Getreide, jedoch mit der Modifikation, daß *frumentum* die weiteste Begriffsgrenze hat und auch überhaupt vegetabilische Nahrungsmittel bezeichnet, unter welchen freilich die Cerealien vorwalten, nährdenn *annonae* die Nebenbeziehung des Vorrathes des Handels, der Verwaltung u. s. w. hat. Im Griechischen war *σιτος*, was eigentlich den Weizen bezeichnet, welcher die Hauptbrodfrucht repräsentirte, der üblichste Ausdruck für das, was wir Getreide nennen, und so hat es auch Luther in der Bibel übersetzt. Ueber die Bedeutung der hierher gehörigen hebräischen Wörter waltet noch vielfach Ungewissheit. Luther übersetzt die Wörter *חֵטֶף* und *חֶמֶד* (Genes. 41, 42), ferner *חֵטֶף* (2 Kön. 4, 42) und *חֶמֶד* (Jes. 1, 10) durch Getreide. Doch gibt er dem letzten auch die Uebersetzung „Korn.“ z. B. Psalm 1, 8, ein Beweis, daß zu seinen Zeiten die heussche Sprache beide Wörter als ziemlich gleichbedeutend anwandte. (Hasemann.)

II. Getreide in botanischer und landwirthschaftlicher Hinsicht.

Unter Getreide im weitern Sinne werden alle diejenigen Gewächse verstanden, welche nahrhafte, mehlsaltige Samenfrüchte liefern, also nicht blos die Halmfrüchte, wie Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Spelz, Mais u. a., sondern auch die Hülsenfrüchte Erbsen, Linsen, Bohnen, Wickeln, sowie einige andere zur Nahrung der Menschen im Großen gebaut werdende Pflanzen. In diesem Sinne faßt man namentlich in landwirthschaftlicher Beziehung den Begriff Getreide auf. Im engeren Sinne rechnet man dagegen zum Getreide nur die Halmfrüchte, also nur solche Pflanzen aus der natürlichen Familie der Gräser, welche gebaut werden, damit ihre Körner zur Nahrung der Menschen dienen. Außer dieser nächsten und hauptsächlichsten Verwendung des Getreides wird dasselbe zu vielen andern Bedürfnissen und technischen Zwecken, sowie als Viehfutter benützt. Auch die Halme dieser Halmfrüchte kommen theils zur Fütterung, theils zum Einstreuen in Anwendung. Dazu kommt noch, daß die Cultur dieser Gewächse ziemlich einfach ist und daß man bei sorgfältiger Bearbeitung des Bodens im Vergleich mit andern mit ziemlich großer Sicherheit auf ihr Gelingen rechnen kann, weshalb denn der Getreidebau unter den landwirthschaftlichen Culturgegenständen längst den Hauptplatz eingenommen hat. Nach der Zeit der Ausfaat unterscheidet man Winter- und Sommergetreide. Das Getreide des Wintergetreides ist wegen seiner stärkeren Verwurzelung, Beschädigung und längeren Wachsthumss sicherer und liefert einen höhern Ertrag, indem es mehr und schwerere Körner gibt, als das Sommergetreide.

Der Getreidebau umfaßt den Halmgetreidebau, den Hülsenfruchtbau und den Anbau einiger anderer Körnerfrüchte.

Zum Halmgetreide rechnet man alle diejenigen Gewächse, welche das Getreide im engeren Sinne ausmachen, also die zu den Gräsern gehörigen, in der Landwirthschaft angebaut werdenden Körnerfrüchte. Sie nehmen die bei weitem wichtigste Stelle bei dem Getreidebau ein. Dabei ist freilich nicht außer Acht zu lassen, daß das Halmgetreide zu den gebenden Selbstfrüchten gezählt werden muß und daß sein Stroh- und Körnerertrag zusammen höchstens hinreicht, die durch den Anbau entzogene Bodenfrucht wieder zu ersetzen, vorausgesetzt, daß beide auf zweckmäßige Weise in Dünger verwandelt werden; es ist also in der Regel noch ein anderweitiger Ertrag erforderlich, sobald blos das Stroh und etwa noch ein Theil der Körner zur Düngerproduction gelangen.

Zum Halmgetreide zählt man nach der gegebenen Erklärung demnach den Weizen, den Roggen, die Gerste, den Hafer, die Hirse, die Mohrhirse, den Mais, den Reis und einige andere blos in wärmeren Ländern gebaute Gewächse. Weizen und Roggen nennt man auch hartes oder glattes, Gerste und Hafer weiches oder rauhes Getreide.

Beim Weizen hat man in botanischer, wie in landwirthschaftlicher Hinsicht zunächst zu unterscheiden zwischen dem eigentlichen Weizen und den durch das Festhalten der Spelze um die Körner sich auszeichnenden uneigentlichen Weizenarten. Zu den ersten gehören *Triticum vulgare Villars* (worunter *Triticum aestivum* und *T. hibernum Linné* zu verstehen ist), gemeiner Weizen, *Triticum turgidum Linné*, englischer Weizen, *Triticum durum Desfontaines*, Hart- oder Glasperweizen und *Triticum polonicum Linné*, polnischer Weizen; zu den letzten dagegen *Triticum spelta Linné*, Spelz oder Dinkel, *Triticum dicoccum Schrank* (*T. amyleum Seringe*), Emmer oder Emmer und *Triticum monococcum Linné*, Einkorn. In landwirthschaftlicher Beziehung werden häufig der gemeine und englische Weizen als Winterfrucht und der gemeine und englische Weizen (Hartweizen) als Sommerfrucht einander gegenübergestellt. Von diesen echten Arten sind aber eine große Menge von Varietäten bekannt, welche in vielen Gegenden fast ausschließlich gebaut werden. In Europa wird der Weizen in Italien, in Griechenland mit seinen nördlichen Nachbarländern, in Spanien und Portugal, in einem großen Theile von Rußland, in Polen, Belgien, oder namentlich in Frankreich und England cultivirt. Er erfordert eine höhere Wärme als die meisten andern Getreidearten und reicht daher in Schottland nur bis zum 58. Breitengrade, in Skandinavien bis zum 60°, in Rußland bis zum 59° und an der Mündung von Nordamerika nur bis 50° der Breite. In der heißen Zone ist sein Anbau erst in einer gewissen Höhe, am Aequator bei 6000—10,000 Fuß möglich.

In Rußland werden am meisten der gemeine Weizen (*T. vulgare*) und neben ihm der englische Weizen (*T. turgidum*) gebaut. Der Unterschied zwischen

diesen beiden Arten besteht hauptsächlich darin, daß der erste mehr länglich-ovalen Samen hat, daß die vierseitigen Aehren theils mächtig stark begrannt, theils unbegrant sind und daß sich die Granen unregelmäßig aus einander spreizen, während der andere mehr eirunden, hochgenötherten Samen hat, die Aehren aber noch regelmässiger viereckig und stets stark begrannt sind, daß die Granen von der Aehe weniger abstehen und in regelmässigen Reihen erscheinen. Es ist schon bemerkt, daß von diesen beiden Weizenarten, von denen der gemeine in Teutschland am verbreitetsten ist, während der andere (*Triticum turgidum*) am meisten in England gebaut wird, eine große Anzahl von Varietäten existirte, welche nach den begrannten oder unbegrantten Aehren, nach der Farbe der Körner (rother oder brauner und gelber oder weisser Weizen), sowie nach der Farbe (weiss, gelb, roth, blau, schwarz) und der Behaarung oder dem Kahlsein der Spizzen (Sammet- oder glatter Weizen) unterschieden werden.

Von dem begrannten Weizen rühmt man ein etwas stärkeres Stroh, sowie daß er dem Brande, Roste und Vogelfraße weniger unterworfen sei, von dem unbegrantten, namentlich dem weissen, daß er stets dünnhüllig sei und seines Mehls liefert, was jedoch bei manchen begrannten Sorten auch der Fall ist. Zu den sehr gerühmten und vielverbreiteten Sorten des gemeinen Weizens gehören unter andern der Talaveraweizen, ein weisser Kolbenweizen mit gelben Körnern; der böhmische Weizen, ein unbegrantter weisser Sammetweizen; der viel gebaute rothe Kolbenweizen; mehrere begrannte braune und gelbe Weizenforten, wie der medelburgische, pommersche und uckermärkische; auch der Jagelweizen verdient noch hervorgehoben zu werden, weil er nicht leicht auswinteret, auf etwas leichtem Boden noch fortkommt und ein schweres, obwol leichtes Korn liefert. Zu den geschätztesten englischen Sorten rechnet man den rothen glatten und rethen sammetartigen englischen Weizen. Zu den Sorten des englischen Weizens gehört auch der sogenannte Wunderweizen, ausgezeichnet durch seine süßigen Aehren, der sich aber für den gewöhnlichen Anbau nicht bewährt.

Der Weizen ist von allen Getreidefrüchten, die in Teutschland gebaut werden, die edelste; er wird am theuersten bezahlt, nicht nur, weil er in dem kleinsten Raume die größte Menge Nahrung einschließt, sondern auch, weil sich aus seinem Mehle die schmackhaftesten Speisen bereiten lassen. Desswegenachtet wird, wenn es der Boden nur irgend gestattet, in Teutschland dem Roggen meist der Vorzug gegeben, einmal weil derselbe immer sicherer als der Weizen geräth, besonders mehr Stroh liefert und dann auch, weil dessen Verwerthung leichter und sicherer als die des Weizens zu bewerkstelligen ist (es sei denn das Ausland, d. h. England und Frankreich bedürfte grade viel), indem das Mehls des Roggens zur Bereitung des in Teutschland allgemein verbreiteten Roggenbrodes dient. Anders ist es dagegen in England und Frankreich, wo jeder Jagelöbner nur Weizenbrod genießt.

Bei der chemischen Analyse des Weizens, welche

z. B. von Bouffingault, Vauquelin, Sprengel, Vogel u. A. versucht wurde, hat man natürlicher Weise die organischen und unorganischen Bestandtheile desselben je nach der Art, nach dem Boden, dem Klima und der Düngung oder je nach den Jahrgängen etwas verschieden gefunden. Kommt z. B. viel Kleber darin vor, so ist auch der Schwefel-, Phosphor- und Stickstoffgehalt größer, da der Stickstoff, Schwefel und Phosphor zu den Elementarbestandtheilen des Klebers gehören.

Nach Bouffingault's Elementar-Untersuchung bestehen die Weizenkörner in 100 aus:

Kohlenstoff	46,10
Wasserstoff	5,80
Sauerstoff	43,40
Stickstoff	2,25
mineralische Körper (Asche)	2,41
	100,00

Dagegen besteht das Weizenstroh in 100 aus:

Kohlenstoff	48,48
Wasserstoff	5,41
Sauerstoff	38,79
Stickstoff	0,35
mineralische Körper (Asche)	6,97
	100,00

100 Theile der Weizenkörner-Asche bestehen aus:

Schwefelsäure	1,0
Phosphorsäure	47,0
Kalkerde	2,9
Talkerde	15,9
Kali	29,5
Kieselerde	1,3
Eisler	Spuren —
Natron	Spuren —
Kohle, Feuchtigkeit und Verlust	2,4
	100,0

Sprengel fand dagegen in der Weizenkörner-Asche bei weitem mehr Natron, weniger Phosphorsäure und weniger Kali.

100 Theile der Weizenstrohasche enthalten:

Schwefelsäure	1,0
Phosphorsäure	3,1
Eisler	0,6
Kalkerde	8,5
Talkerde	5,0
Kali	9,2
Natron	0,3
Kieselerde	67,6
Eisen- und Mauererde	1,0
Kohle, Feuchtigkeit und Verlust	5,7
	100,0

Sprengel fand mehr Natron und Talkerde darin.

Auf nassem Wege untersucht, fand Vauquelin das feinste Mehls des Weizens bestehend aus:

Feuchtigkeit . . .	10,0
Kleber	10,4
Stärkekleber . . .	71,49
Zucker	4,72
Gummi	3,32

(100,00)

Vogel fand 24,3 Kleber, dagegen weniger Stärkekleber.

Man glaubt, daß derjenige Boden am besten für den Weizen geeignet sei, welcher lehmig oder thonig, kräftig, felsig-ründig und humusreich ist und er gedeihe, so behauptet man, dann am besten auf ihm, wenn er auch etwas Kalk enthalte.

Im Ganzen genommen, wächst zwar der Weizen besser auf einem thonigen, als auf einem sandigen leichten Boden, indessen darf man nicht glauben, daß zum Gedeihen des Weizens durchaus ein strenger oder thoniger Boden nötig sei. Dagegen ist es richtig, daß der Weizen von allen Getreidefrüchten auf schwerem Thonboden noch am besten geräth. Der Weizen wächst auch auf den leichteren, ja selbst den sandigen Bodenarten, sofern es denselben nur nicht an Feuchtigkeit und den Stoffen fehlt, welche er als Nahrung bedarf. Hiervon kann man sich überzeugen, wenn man den Weizen auf leichten, aber gemergelten Boden sät, da letzterer durch den Mergel alle diejenigen Stoffe erhält, welche ihm, um guten Weizen tragen zu können, früher abgingen. Nach der gewöhnlichen Meinung gedeiht der Weizen auf leichten Bodenarten nur deshalb nicht, weil es denselben an Bindigkeit fehle. Wenn es auch nicht zu leugnen ist, daß der Weizen einen nicht zu losen Boden liebt, so darf man doch nicht zu viel Gewicht auf die Verschaffenheit desselben in dieser Hinsicht legen. Mag der Boden auch noch so feucht, tief, lehmig, thonig, kalk- und humusreich sein, der Weizen geräth, wenn es denselben an den Stoffen fehlt, die Stickstoff, Schwefel, Kali, Natron, Chlor, Phosphor und Talkerde enthalten, dennoch nicht, indem diese Stoffe, wie es die chemische Untersuchung des Weizens zeigt, gleichfalls zu seiner Ausbildung erforderlich sind. Je thoniger nun aber ein Boden ist, um so eher enthält er ursprünglich alle diese Stoffe, wenn oft auch nur in sehr geringer Menge und das ist dann wieder der Grund, weshalb der Weizen in der Regel auf den schwereren, thonigen Bodenarten besser als auf den leichten sandigen gedeiht, indem die letzteren nach Ausweis der chemischen Analyse arm an den genannten sieben Stoffen sind. In einigen Gebirgsgegenden des Fürstenthums Göttingen bringt der thonige und mergelige Boden, der niemals gedüngt wird, alle 6—9 Jahre ärmlichen Weizen hervor, weil er die genannten Stoffe nur in der geringen Menge enthält, als sie der Weizen zu einem kümmerlichen Wachstume bedarf. Es fehlt ihm hauptsächlich nur noch der Stickstoff und Kohlenstoff, um guten Weizen zu liefern, was aus dem Umstande zu ersieht ist, daß, wenn ein kleines Stück einmal etwas Mist erhält, es sogleich sehr schönen Weizen trägt.

In der Fruchtfolge muß der Winterweizen einen Standpunkt angewiesen erhalten, welcher gestattet, daß das Land zur geeigneten Saatzeit in kräftigem und reinem Zustande ist. Er wird am besten gebaut nach reiner Brache, Dreesch, Kaps, Labak, Bohnen, Erbsen, Wicken, Luzerne, Gsparsette und vorzüglich nach Klee. Vom rothen Klee sagt man sprüchewörtlich, daß er der Vater des Weizens sei, was darin seinen Grund hat, daß diese Pflanze mit ihren Wurzeln tief in den Boden dringt und dadurch die Ackerfrume für den Weizen bereichert, indem doch viele Blätter abfallen und alle Wurzeln des Klees, die oft 4—5000 Pfund pro Morgen wiegen, dem Lande verbleiben. Dazu kommt noch, daß der Klee mit seinen Wurzeln grade diejenigen Stoffe aus der Tiefe herbeibringt, welche der Weizen zu seinem Gedeihen nötig hat. Dasselbe thun aber auch Luzerne und Gsparsette und da beide Gewächse meist noch mehr Wurzeln als der Klee im Lande zurücklassen, so bringt diese in Verwesung übergehende große Wurzelmasse ein so üppiges Wachsthum der folgenden Weizen hervor, daß man in manchen Ländern, z. B. in der Pfalz, die alten Gsparsette- und Luzernesfelder, ohne zu düngen, wol zweimal hinter einander mit Weizen besät und dennoch oft Lagergetreide erhält. Dies ist sogar auf lehmigem Sandboden der Fall, was abermals den Beweis gibt, daß es der Thonboden nicht allein ist, auf welchem der Weizen gut gedeiht. Auf sehr kräftigem Boden und bei einem sorgfältigen Betriebe des Ackerbaues kommt der Weizen, allen Regeln des Fruchtwechsels zum Troz, auch noch Wintergerste, Roggen und selbst noch Hafer auf fort. Dies gilt namentlich von dem Marschboden an den Küsten der Nordsee, der den Weizen so begünstigt, daß man erst Roggen oder Wintergerste vorangehen lassen muß, damit er nicht zu üppig wachse und sich nicht lagere. Der Roggen oder die Wintergerste scheinen demnach dem Boden das Uebermaß gewisser Bestandtheile, die dem Weizen nicht zuzugun, zu entziehen, ohne selbst Schaden dadurch zu nehmen. Sonst ist es nicht vortheilhaft nach Gerste den Weizen folgen zu lassen, ebenso wenig sind Rüben und noch weniger kein zu den geeigneten Vorfrüchten für den Weizen zu zählen. Obwohl es in der Regel sehr unvortheilhaft ist, zwei Jahre hinter einander auf dasselbe Feld Weizen zu säen, so geschieht es doch zuweilen der allzu großen Fruchtbarkeit des Bodens wegen. Will man zweimal hinter einander Weizen folgen lassen, so thut man wohl daran, die zweite Saat zur Hälfte mit Roggen oermischt auszusäen, indem die Erfahrung gelehrt hat, daß der Weizen zwischen dem Roggen wachsend besser als allein gesät geräth. Unter weniger günstigen Verhältnissen darf der Weizen erst nach vier Jahren auf derselben Stelle wiederkehren.

Der Acker für den Weizen soll rein und kräftig, aber nur mäßig gepulvert sein, namentlich ist eine zu feine Krümelung der Oberfläche leicht nachtheilig. Uebrigens hängt das Verfahren in der Zubereitung des Feldes von dessen speciellem Zustande ab. Wenn man die Brache drei-, vier- und mehrmal pflügt, so sät man

den Weizen nach einjährigem Acker am besten auf eine Furche. Nach Raps werden gewöhnlich zwei Furchen gegeben. Etwas vergrasteter Acker oder mehrjährig niedergelegenes Gras- oder Kleeland bedarf in der Regel einer halben Brache. Hat sodann der Acker nicht hinreichend alte Kraft, so muß zum Weizen gebüngt werden, was jedoch mit frischem Stalldünger nicht erst kurz vor der Saatfrucht geschehen soll. Am geratheften ist es jedoch immer, dem Weizen eine solche Stelle in der Fruchtfolge anzuweisen, wo der Boden noch so kräftig ist, daß nicht mit frischem Mist zu ihm gedüngt zu werden braucht, indem er nach diesem zu sehr ins Stroh wächst, dickbüßig wird, sich leicht legt und mehr den Krankheiten unterworfen ist. Eine Kalk- oder Mergelbüngung ist ihm dagegen sehr dienlich, da er darnach schöne reichliche Körner mit feiner Hülle bekommt.

In der Regel ist es nützlich und bei Kleeland besonders wichtig, zwischen der Saatfrucht und der Saat einige Wochen verstreichen zu lassen, indem sich schwerer Boden alsdann meistens besser befüllt, während auf hoch liegendem Lande die Saat nicht so gut gedeiht. Ist das Land vor der Saat nicht besonders rauh und uneben, so wird vorher nicht greggt.

Die Saatzeit für den Weizen wechselt, je nach Lage und Klima, Vorfrucht und Witterung von Anfang September bis in den November. Die gewöhnlichste Saatzeit in den mittleren Lagen Teufelslands ist im letzten Drittel des Septembers und ersten Drittel des Octobers. Je rauer die Lage, um so früher soll gesät werden und je milder dieselbe, je wärmer der Boden an sich, um so später darf befüllt werden.

Auf der Wahl des Samens beruht das gute Gedeihen des Weizens wesentlich mit. Es versteht sich daher von selbst, daß der Samen gesund und kräftig sei, weil eine durch Lagern, seuchtes Einbringen, schlechte Aufwahrung beschädigte Saatfrucht leicht den Keim zu späteren Krankheiten in sich trägt. Um vor letzteren, namentlich dem Brande, noch mehr zu schützen, wird die Weizenfaatfrucht fast überall vor dem Säen mit einer sogenannten Beize versehen. Zur Verhütung des Brandes hat sich auch gut erhaltener zweijähriger Weizen zur Saat bewährt.

Der Samen soll auf eigentlichem Weizenboden nicht tiefer als $1\frac{1}{2}$, höchstens 2 Zoll untergebracht werden und in der Regel bedient man sich dazu nach vorangegangener breitwürfiger Ausfaat der Gage; auf lockeren, trockenem Boden ist ein flaches Untersflügen am Pfluge. Der Weizen verträgt eine etwas nasse Bestellung besser, als der Roggen. Die Quantität der Einsaat richtet sich nach der Beschaffenheit des Feldes und nach der Saatzeit. Je früher nach Verhältnis der Lage die letztere und je besser vorbereitet das Feld ist, um so mehr soll eine starke Saat vermieden werden. Ein sehr geringes Saatquantum ist $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ preuß. Scheffel, ein mittleres 1 bis $1\frac{1}{2}$ Scheffel, ein sehr starkes $1\frac{1}{2}$ bis $1\frac{3}{4}$ Scheffel für den preuß. Morgen ($1\frac{1}{2}$ bis 2½ Weizen für das österreichische Joch).

Auf einem sehr bindigen Boden, wo auf starken

Regen oder nassen Winter ein trockenes Frühjahr folgt, verhärtet sich die Oberfläche so sehr, daß das Wachsthum der Pflanzen dadurch gehemmt wird, wo dann ein kräftiges Eggen anzurathen ist; dadurch wird die Winterfrucht gebrochen, die Ackerkrume wieder in Verbindung mit der Atmosphäre gesetzt, eine frische gelockerte Erde an die neu austreibenden Wurzeln gebracht und die Pflanzen zu größerer Beschädigung gerettet. Von noch größerem Erfolge ist aber ein im Frühjahr vorgenommene leichtes Behackeln mit der Hand, welches in England häufig angewendet wird und ohne Zweifel auch in manchen Gegenden Teufelslands sich bezahlt machen würde, wo man geschickte und aufmerksame Arbeiter dazu haben kann. Das Jäten wird alsdann entbehrlich, das außerdem überall anzurathen ist, wo sich Samenunkräuter, wie Roden, Kalkrosen u. a., unter dem Weizen zeigen.

Hat der Weizen zu Anfang oder Mitte Mai ein sehr fettes dunkelgrünes Aussehen, wobei sich die Blätter nicht aufrecht erhalten können und sich e überhaupt zu üppig, so ist das mit Vorsicht und Sorgfalt unternommene theilweise Abschneiden oder sogenannte Schöpfen das Mittel, dem sonst unschätzbare nachfolgenden Lagern der Halme vorzubeugen. Unter Umständen wird das Schöpfen noch einmal wiederholt. Wo man einen zu üppigen Stand des Weizens schon früher voraussieht, soll man das Feld einige Male mit den Schafen überhüten.

Zu den Unfällen, welche den Weizen mehr oder weniger häufig treffen, gehören zunächst das Auswintern. Es ist in nasser oder sonst ungünstiger Lage oder in ungewöhnlich ungünstiger Witterung, namentlich zu Ende des Winters, begründet. Sorgfältige Treckeneigung und recht zeitige sorgsame Beschließung des Feldes sind die besten Vorbeugungsmittel. Sodann wird der Weizen bisweilen von verschiedenen Pflanzenkrankheiten, als Mehlthau, Rost und Brand ergriffen. Die Hauptvorbeugungsmittel liegen in guter Auswahl, Zubereitung und Beschließung des Landes, Vermeidung von übermäßiger oder ungeeigneter Düngung, in der Auswahl vollkommenen Samens, namentlich auch Vermeidung guten zweijährigen Samens und Anwendung einer guten Beize. Doch können ungünstige Witterungseinflüsse jene Krankheiten, namentlich Mehlthau und Rost, trotz aller Vorkehrungsmaßregeln herbeiführen.

Unter den Holmgetreidearten ist es vorzugsweise der Weizen, für den sich die Drüllkultur, deren allgemeine Einführung gegenwärtig freilich noch mit verschiedenen Schwierigkeiten zu kämpfen hat, ganz besonders eignet, indem eine Bearbeitung im Frühjahr und eine Culturmethode, welche der Atmosphäre freieren Zutritt zu den Pflanzen gestattet, vorzüglich gut auf ihn einwirkt. Man hält eine Entfernung der Saatreihen von 8 bis 9 Zoll, bei etwa $\frac{1}{2}$ Samenerparnis für die angemessenste und im Frühjahr muß eine einmalige, besser aber zweimalige Beschädigung mittels geeigneter Pflerschaden oder lieber mit der Handhacke eintreten.

Die Ernte wird begonnen, wenn sich die Körner

zwar ganz gebildet, aber noch so weich sind, daß sie mit den Nägeln der Finger wie Wachs zusammengebrückt werden können. Zum Verkaufe darf der Weizen nicht zu reif werden, weil er sonst harnig und von den Bäckern wenig geliebt wird, da er ein schwärzliches Mehl liefert. Nur der zur Aussaat bestimmte Weizen muß sehr reif und trocken eingebracht und wo möglich gleich gedroschen oder an einem gesunden trockenen Orte aufbewahrt werden. Ueberhaupt erfordert die Ernte, welche je nach Lage und Jahrgang in die zweite Hälfte des Juli oder in den Monat August fällt, in Bezug auf richtige Wahl des Zeitpunktes, sorgfältiges Abdringen und Schutz vor Nässe ganz besondere Sorgfalt. — Der Durchschnittsertrag an guten Körnern ist auf geringem Weizenboden 6 bis 7 Scheffel, auf mittlerem 8 bis 10 Scheffel, auf gutem 12 bis 14 Scheffel vom preussischen Morgen (12 bis 28 österreichische Morgen vom Joch). Höhere Erträge kommen nur unter besonders günstigen Verhältnissen, namentlich auf Marschboden vor. Ein preussischer Scheffel guter Weizen soll 90 bis 94 Pfund wiegen, geringerer wiegt nur 86 bis 88 Pfund. Der Nahrungswert der Körner steht dem Gemächte nach etwa 10 Pce., dem Mehl nach gegen 20 Pce. höher als vom Roggen.

Als dritte Art eigentlicher Weizen ist der Hart, Glas- oder Gerstenweizen (*Triticum durum Desfontaines*) zu nennen, welcher nur als Sommerfrucht gebaut wird und sich von den andern Arten durch mehr dreieckig geformte, breit und tief gefurchte, mehr horn- oder glasartig erscheinende Samenformen und mehr runde, nicht regelmäßig vieredrige Ähren mit sehr langen, rauhen Grannen unterscheidet. Auch von dieser Art, welche im nördlichen Afrika, in Italien und Spanien zu Hause ist und nur im südlichen Teutschland im Kleinen angebaut wird, sind viele Varietäten, als rother, weißer, bläulicher, weißer schwarzgerannter, glatter, sammetartiger Hartweizen bekannt.

Krause redet dem Hartweizen wegen seines Ertrages an Körnern und starkem Stroh und seiner kurzen Vegetationszeit sehr das Wort und bemerkt, wie verbreitet er in südl. Gebirgen sei und daß man in Italien die beliebten Macaroni daraus bereite. Da aber der Hartweizen glasige Körner hat, welche sich schlecht verbacken lassen und überdies in nördlichen Gegenden meist unsicherer gedeiht, als der Winterweizen, so wird sein Anbau stets weniger ausgedehnt sein.

In der Hauptsache verlangt der Sommerweizen gleichen Boden mit dem Winterweizen und eher mehr als weniger Bodenkraft, verträgt aber frische Düngung noch weniger als letzterer. Die Vorfrüchte dürften am häufigsten Acker oder Dreifeld und Hackfrüchte sein, da diese es sind, welche nicht immer eine genügende Zubereitung des Feldes zur Winterweizenfaat gestatten, in sofern ihre volle Benützung im Jahre vorher nicht gesüßt werden soll.

Der Acker soll gut vorbereitet sein und besonders im Herbst hierauf hingearbeitet werden. Ist das Land im Spätherbste rein und gut gepflügt, so kann häufig

die Saat im Frühjahr auf die raube Herbstfurche geschehen. Die Saat ist zeitig vorzunehmen und fällt in der Regel in den Monat April. Man sät nur 10 bis 15 Pce. stärker als den Winterweizen. Das Einbeizen der Saat ist dabei nicht so gewöhnlich, da der Steinbrand seltener vorkommt; der Vorstich wegen sollte man es jedoch nicht unterlassen. Auch stülpen sich Staubbrand und Rost zeitig ein und alle Vorstichsmärgeln, welche in Bezug auf Auswahl des Samens beim Winterweizen angegeben sind, empfehlen sich auch für den Sommerweizen. Die Ernte tritt meist einige Wochen später als die vom Winterweizen ein. Der Durchschnittsertrag an Körnern ist um $\frac{1}{4}$, der Strohertrag um $\frac{1}{5}$ geringer als von jenem anzunehmen, doch unterliegt der Ertrag des Sommerweizens großen Schwankungen.

Die letzte der eigentlichen Weizenarten ist der polnische Weizen (*Triticum polonicum Linné*), welcher sich von den verwandten Arten durch seine viel längeren Spelzen und lodernen, ungleich längeren Ähren, sowie durch viel größere, am untern Ende spitzige, glasige Körner und durch sehr starkes, marfiges Stroh unterscheidet. Es gibt mehrere Abarten mit längeren oder kürzeren Grannen, längeren oder kürzeren Ähren. Er wird in der Regel als Sommerfrucht gebaut, verlangt fruchtbaren Boden und dünnen Stand und soll die Dürre des Sommers besser als anderes Getreide aushalten. Da jedoch seine Körner ein schwärzeres und gröberes Mehl liefern, so wird er in Teutschland nur außerst selten angebaut.

Von den zu dem uneigentlichen Weizen gehörigen Arten nimmt jedenfalls der Dinkel, Spelz oder Kesen, *Triticum Spelta Linné*, den ersten Platz ein. Er wird im südwestlichen Teutschland, insbesondere in Schwaben, Nieder-Franken, in der Pfalz, am Ober-Rhein, in Tyrol, sowie in der Schweiz, hin und wieder in Frankreich und Spanien seit den ältesten Zeiten als Brodfrucht cultivirt. Wie alle zu dieser Abtheilung gehörigen Arten besitzt auch er die Eigenschaft, daß seine reifen Samen von den nachgedrübten Spelzen sehr umschlossen werden und die Ähren beim Dreschen nur in einzelne Ähren zerpringen. Die Ähren des gewöhnlichen Spelzes sind lang und dünn, krümmen sich bei völliger Reife und zerbrechen leicht; in jedem Ähren sitzen gewöhnlich zwei, selten drei Körner, an der Spitze oft nur eins. Die Körner sind denen des gemeinen Weizens ähnlich, doch etwas dreieckig (kanzig) gedrückt, die Grubenfläche ist breiter, das Korn im Innern oft etwas glasig und sehr dünnhäutig. Die Grannen stehen nach der Ährenseite weit ab, vor derselben liegen sie an. Vor dem Weizen hat der Spelz voraus, daß er weniger leicht aufwächst, ein feineres Mehl liefert, sich mit geringem Boden begnügt und daß seine Körner weniger vom Wurme angegriffen werden, daher er ein weit sicherer Getreide als Weizen ist und sich mehr als derselbe zur Brodfrucht eignet. Dagegen hat der Weizen vor dem Spelz einen höheren Nahrungswert und ein besseres Stroh zum Voraus; außerdem trocknet das aus Spelz, mehl verfertigte Gebäck leicht aus, so daß man in Ge-

geuden, wo man nur Speisbrot ist, dasselbe fast täglich frisch vom Bäcker kauft.

Der Speiz kann nur da mit Vortheil im Großen gebaut werden, wo er die Hauptbrodfrucht ausmacht, da das Mahlen seiner Körner eine besondere Mähleinrichtung bedingt. In solchen Gegenden hat auch der Speiz einen im Vergleich zum Weizen und Roggen verhältnißmäßig hohen Marktpreis. Dort wird auch auf allem geringeren Weizenboden und selbst auf vielem für den Roggen mehr geeignetem Boden mit Vortheil Speiz gebaut, namentlich gedeiht der Speiz in mehrern Gebirgsgegenden, z. B. im Denthaale und auf der schwäbischen Alp, mit weit größerer Sicherheit als der Weizen und behauptet deshalb mit Recht den Vorzug; ähnlich verhält es sich in mehrern Hügel- und Flachgegenden, wo der Weizen theils wegen der Lage, theils wegen des Bodens entwerdet häufiger vom Brande leidet oder überhaupt unvollkommen gedeiht.

Halb Speiz und halb Hafer ist ein sehr gesundes Futter und wird in der Rheingegend, wo der Speiz nicht selten geringer im Preise steht als der Hafer, oft den Pferden gegeben.

Die gewöhnlich angebauten Abarten des Speizes sind rother und weißer unbegrannter Speiz. Die rothe Varietät scheint kräftiger und weniger empfindlich und wird besonders in den Gebirgsgegenden angetroffen, die weißer findet man mehr in flacheren Landstrichen, die weißen kommen beide unter einander vor. In diesem Gemenge sieht man beide Abarten fortbestehen, während der weisse Dinkel, wenn er in mildere Lagen verpflanzt wird, für sich allein bald ausartet. Außerdem gibt es begranneten rothen und weißen, auch begranneten blauen Speiz, welche Abarten jedoch nur in einigen rauhen Gegenden angetroffen werden und von geringem Werthe sind.

Hin und wieder kommt der Speiz auch als Sommerfrucht vor, obwohl er als solche nur schlecht lohnt und jedenfalls dem Sommerweizen, besonders aber dem Emmer und Einkorn nachgefolgt werden muß.

Aus dem Umstande, daß der Speiz im nördlichen und östlichen Teuthland fast gar nicht angetroffen wird, hat man folgern wollen, daß er kein so raues Klima als der Weizen vertrage. Diese Folgerung wird jedoch dadurch widerlegt, daß man den Dinkel in den rauhesten Lagen der schwäbischen Alp und anderer süddeutschen Gebirge, wo der Weizen kaum noch fortkommen würde, findet. Hinsichtlich des Bodens gilt nicht nur, daß aller dem Weizen zugebende Boden auch für den Speiz geeignet ist, sondern daß dieser auch noch auf Boden in trockener Lage mit zu wenig Bindung für den Weizen, sowie auf weniger kräftigem Boden noch mit besserem Erfolge, als der Weizen gebaut werden kann. Auch gedeiht der Dinkel nicht nur nach allen dem Weizen zugebenden Vorfrüchten, er ist auch mit den weniger günstigen aufzubei, namentlich findet man ihn häufig nach Kartoffeln und Widen recht gut gedeihen und sogar nach sich selbst kann er eher als Weizen mit Erfolg gebaut werden, jedoch setzt dies guten Boden und erneuerte Düngung voraus.

Die für die Zubereitung des Weizenfeldes angeführten Regeln gelten auch für den Dinkel. Dieser verträgt überdies eine rauhe Bestellung, sowie frische Düngung unmittelbar vor der Saat besser als der Weizen. Die Saatzeit ist ebenfalls wie beim Weizen. Wegen der Speizen, mit denen der Dinkel ausgesäet wird und die das Volumen der Körner um mehr als das Doppelte vermehren, muß natürlicher Weise auch das Saatquantum über das Doppelte gegen das beim Weizen genommen werden. Gewöhnlich sät man 2 bis 3 Scheffel auf den preussischen Morgen (4 bis 6 österreichische Morgen auf das Joch). Der Samen wird nicht eingebeigt. Auf leichteren Boden in einem rauhen Klima wird die Saat mit Ruhen leicht untergepflügt, besonders nach Vorfrüchten, welche den Boden lockern, wie Erbsen und Kartoffeln; außerdem wird untergeeggt. Die junge Speisfaat ist in derselben Weise zu pflanzen, als die Weizenfaat, namentlich gilt das vom Durchggen im Frühjahr und vom Jäten oder Bemerken auch hier. Auch muß der zu üppig stehende Speiz geschnitten werden, wiewol einige Schriftsteller, welche den Speizbau nicht aus Erfahrung kennen, irrige Raths angeben, daß der Speiz sich nicht lagere. Dagegen ist der Speiz dem Brande weniger als der Weizen unterworfen und dem Vogelfraße gar nicht mit Ausnahme der eben empfohlenen Saat, welcher die Raben und Staare nachstellen.

Die Erntezeit des Speizes ist gleichfalls die des Weizens. Man hat darauf zu sehen, das Abbringen nicht zu weit hinauszuschieben, weil alsdann die Ähren leicht abbrechen. Sonst läßt sich der Speiz mit weniger Körnerverlust mähen als der Weizen. Der Speiz wächst bei nassem Ernteretter leichter aus als alles übrige Getreide, indem die einmal eingebrachte Kasse nicht sobald wieder aus den biden Speizen verschwindet; die Ernte desselben muß also immer in derjenigen Weise vorgenommen werden, welche am sichersten gegen das Auswaschen schützt. In Süddeutschland wird der Speiz, sofern kein Gras darunter und die Ähren reif sind, so wie er geschnitten ist, gebunden und gleich darauf eingefahren. Er läßt sich leicht dreschen und das Gedroschene kann sehr lange auf dem Boden aufbewahrt werden, da sich die Körner wegen der biden Hüllen weder erhigen, noch dumpfig werden.

Der Ertrag vom Speize ist auf geringem Boden nur zu 12 bis 16 Scheffel, auf Mittelboden zu 20 bis 30 Scheffel, in sehr günstigen Fällen auf vorzüglichem Boden zu 35 bis 40 Scheffel vom Morgen anzurechnen (24 bis 50 Morgen vom österreichischen Joch). Der preussische Scheffel Speiz wiegt 48 bis 54 Pfund.

Zum Schalen des Speizes, Gerben genannt, bedarf es eines besonders eingerichteten Gangs (Speiz- oder Gerbgangs) mit hartem, scharfem Steine in den Mühlen. Der in der Tiefe auf fetterem Boden gewachsene gerbt weniger, der von den Höhen aus weniger reichem Boden gerbt mehr. Er wird theils ungegerbt, theils gegerbt zu Markte gebracht. — Der Strohsertrag ist ohne die Spreu, welche der Wirtschaft von dem ver-

kaufen Speize in der Regel nicht zu gut kommt, um etwa 10 Proc. geringer als vom Weizen anzuschlagen. Auch hat das Speizstroh einen weit geringeren Futterwerth als das Weizenstroh; dasselbe gilt von der Speizstreu im Vergleiche zur Weizenstreu.

In den Ländern, wo Speiz üblich ist, wird als Sommerfrucht Emmer (Emmer, Reiskinkel, Sommer, Gerstenpelz u. s. w., *Triticum dicoccum Schrank* oder *T. aeneolum Seringe*) gebaut. Er unterscheidet sich vom Speize durch reifrigere Halme mit dritteren Blättern, dicht an und über einander liegende Aehren und compactere, zusammengebrückt erscheinende Aehren; die Körner sind mehr dreikantig, tief gefurcht, oft runzelig und in der Regel zu zwei in einem Walze. Er ist meist stark begrannt, doch gibt es auch einen weissen ganz wenig begrannten. Man findet weissen, rothen und schwarzen Emmer mit mehr oder weniger dichten Aehren. Am gewöhnlichsten ist der als Sommerfrucht gebaute rothe und weisse begrannte; den schwarzen begrannten und den weissen fast unbegrannten baut man auch als Winterfrucht.

Der Emmer liebt trockenen, jedoch nicht ganz sandigen Boden, wenn er auch sonst für Weizen oder Speiz schlecht zu nennen wäre. Zu einem guten Gedeihen verlangt er aber auch fruchtiges Land. Man wählt ihn mit Vortheil als Rückenbush, wo er zur Bestellung von Wintergetreide im Herbst zu spät ward, z. B. nach Riee und Kartoffeln; ausserdem nimmt man ihn in der Fruchtfolge an die Stelle des Hafers.

Der gewöhnlich angebaute Sommeremmer wird nach einmaliger Pflugart im Frühjahr so zeitig als möglich gesät, indem er wie Hafer oder Sommerweizen bestellt wird. Man sät etwa $\frac{1}{2}$ weniger Samen als vom Speize. Der Winteremmer wird nur selten angebaut, da er rauhe Winter und kalte Lagen nicht zu ertragen vermag; geschieht erstere jedoch, so wird er wie Speiz behandelt.

Die Ernte des gewöhnlichen Emmer tritt um 3 bis 4 Wochen später als vom Speize ein. Der Ertrag ist verhältnissmässig gut und auf gewöhnlichem Mittellboden zu 16 bis 20 Scheffel vom Morgen (32 bis 40 Megen vom Joch) anzunehmen. Beim Gerden wirft er wenigstens die Hälfte Ähren, also mindestens 10 Proc. mehr ab, als der Dinkel. Der Ertrag an Stroh ist reichlich und beträgt wol 15 bis 20 Centner vom Morgen (30 bis 35 Centner vom Joch); da dasselbe aber steif und hart ist, so hat es einen sehr geringen Futterwerth.

Das Emmerehl ist von geringerer Beschaffenheit als das Speizmehl und liefert ein sprödes unansehnliches Gebäck; es hat deßhalb für gewöhnliches Weizenbrot nur zum Unterfischen in geringem Verhältnisse einen Werth; dazu kommt, daß das Gebäck zerfällt und bitter schmeckt, sobald der Emmer nach dem Schnitte naß geworden ist. Dagegen eignen sich die Körner, blos geschält und gerissen oder als Graupen vortheilhaft zu Suppen und ungegerbt ist der Emmer ein gutes Pferdefutter. Aus den zuerst angeführten Ursachen wird

der Emmerbau nie eine große Ausdehnung erhalten. Dagegen dürfte er in geringem Verhältnisse zur Aushilfe, sodann als Suppenfrucht und in trockenen Lagen auch in größerer Ausdehnung an Stelle des Hafers, wenigstens im südlichen Teutschland, mehr Berücksichtigung verdienen, als ihm bis jetzt zu Theil geworden ist.

Die letzte der dem uneligentlichen Weizen angehörigen Arten ist das Ein- oder Peterskorn (*Triticum monococcum Linne*), welches sich von den andern Speizarten zunächst dadurch unterscheidet, daß in jedem Aehren nur ein Korn enthalten ist. Ausserdem zeichnet er sich durch eine sehr plattgedrückte, mager aussehende Aehre aus, welche Anfangs ganz hellgrün, nach der Reife aber roth gefärbt ist. Das Einkorn ist mehr Winter- als Sommerfrucht und wird auf den Kaltbergebenen Thüringens, in Schwaben, der Schweiz und einigen angrenzenden Ländern häufig, aber selten in größerer Ausdehnung gebaut.

Das Einkorn ist eine sehr rauhe Frucht, welche überall sehrkommt, wo Speiz gediebt. Man bringt es meist nur auf den schlechtesten Boden, besonders dann, wenn man nicht mehr im Stande war, denselben, oder auch besseres Land, zu Speiz zur Zeit gediebt vorzubereiten. Man sät es im November oder December, auch erst im Februar oder Anfang März, jedoch nicht später, da eine solche Ausaat nicht mehr zum Schossen oder zur Reife gelangt. Es verträgt eine rauhe Bestellung, nur darf der Acker nicht von Dürden oder anderen Gräsern verfilzt sein. Man sät $\frac{1}{2}$ weniger als vom Speize. Ueberdies im Winter thut ihm sehr gut. Uebrigens wintert es nicht leicht aus, lagert sich auch selten und hat kaum einmal vom Brande zu leiden.

Die Erntezeit vom Einkorn ist meist etwas später, als die vom Speize. Durch Lagern auf dem Boden nach dem Abbringen nimmt es leicht Schaden, weshalb man es aus dem Halme völlig reif werden läßt und es nach dem Mähen oder Schnitten bald möglichst einbringt. In Rücksicht auf die ihm nur kümmerlich zu Theil werdende Behandlung ist sein Ertrag reichlich genug. Man erntet auf schlechtem Boden meist 12 Scheffel und oft noch mehr vom Morgen, auf mittelmäßigem Boden öfters 18 bis 25 Scheffel vom Morgen (25 bis 30 Megen vom Joch). Der Strohertrag des Einkorns bleibt hinter dem des Speizes nicht zurück, obwohl es sehr hart und zum Futter wenig geeignet ist. Beim Gerben wirft es die Hälfte Ähren, während der Speiz im Durchschnitt nur 40 Proc. Ähren entfällt.

Das Mehl vom Einkorn ist gelblich und gleich dem des Emmer zum Verbacken untauglich, sobald das Einkorn bei der Ernte naß geworden; dagegen ist das Brod, wozu nicht bereinigtes Einkorn sam, gesund und schmackhaft, wenn auch von gelber Farbe. Auch zum Kochen als Graupen oder Mehl ist es sehr gut, sowie zu Pferdefutter.

Wegen seines sichern und verhältnissmäßig guten Ertrags auf schlechtem Boden verdient das Einkorn mehr angebaut zu werden, obwohl es aus denselben Grün-

den, welche beim Emmer angegeben sind, nie zum Range einer Hauptfrucht gelangen kann.

Diesejenige Getreideart, welche in einem großen Theile des mittleren und fast ausschließlich im nördlichen Europa als Hauptbrodfrucht gebaut wird, ist der Roggen, in einigen Gegenden auch Korn genannt, *Secale cereale Linné*. Er ist nur in einer einzigen Art, aber in mehreren Abarten bekannt, welche von landwirthschaftlichen Schriftstellern verschieden untergebracht werden. Es können aber drei Varietäten vom Roggen unterschieden werden, welche in vielen Verhältnissen ihre Eigenthümlichkeiten beibehalten, dies sind der Staudenroggen, der Klebroggen und der Sommerroggen. Der Staudenroggen, gewöhnlich nach dem Lande, aus dem man ihn zuerst bezog, besonders benannt, z. B. russisches (oder auch wallachisches und sibirisches) Staudenform, norwegisches Staudenform, böhmisches Staudenform, zeichnet sich vor dem gewöhnlichen Roggen durch die Eigenschaft aus, bei schwächerer und früherer Ausfaat sich fester zu besetzen, längeres Stroh und längere Aehren zu treiben und schwere und mehrlreiche Körner zu liefern, die theils größer, theils etwas kleiner als gewöhnliches Korn erscheinen; er verlangt aber, um diese guten Eigenschaften zu bewahren, einen schon in Kraft stehenden oder doch gut geträgten Boden und winter in nicht günstiger Lage leichter aus. In den böhmischen Gebirgen wird der sogenannte böhmische Staudenroggen bei der Hachwaldwirthschaft unter Sommerroggen oder Buchweizen gesät und dann im folgenden Jahre geerntet. Auch in den Hachwaldungen im Oberrhein hat sich dieser böhmische Staudenroggen besonders bewährt, er ist sogar in manchen Thälern mit vielem Vortheile angebaut. Zu dem gewöhnlichen Staudenroggen gehört auch der sogenannte Schilfroggen. Der Klebroggen (auch Kleb- oder Spätkorn genannt) findet sich besonders in den rauhen Gegenden von Nassau und einem Theile der hessischen Gebirgsgegenden. Er unterscheidet sich von dem gemeinen Staudenroggen durch kleineres Korn, braunen Halm und späte Reife; indessen gerillert sich der braune Halm sehr bald auf besserem Boden und günstigerem Standorte. Vor dem gemeinen Roggen hat er im Voraus, daß er ein kaltes und nasses Land in rauhem Klima verträgt und dort noch bei später Ausfaat gedeiht, doch ist das Korn dickspeltig und liefert ein gröberes und schwächeres Mehl. Der Sommerroggen unterscheidet sich außer der auf einen Sommer beschränkten Vegetationsperiode durch schwächere Aehren und etwas kleineres Korn.

Da der Roggen auch zur Branntweinbrennerei, sowie zur Fütterung verwendet wird und einen besonders reichlichen Strohertrag liefert, auch im Stande weit gemüthlicher ist als der Weizen, so ist begreiflich, daß er für so viele Länder die wichtigste Getreideart ausmacht. — Das Land, welches Roggen trägt, hält sich immer reiner, als solches, welches mit Weizen besät ist und wird auch weniger durch den ersten erschöpft. Der Roggen ist es auch, welcher, oft hinter einander auf dasselbe Land gesät, noch am besten gedeiht; ja es

gibt Gegenden, wo die sandigen Felder seit undenklichen Zeiten alljährlich sehr schöne Roggenernten liefern (z. B. in Meppen, Lingen, Ostfriesland), wenn sie nur in jedem Jahre oder aller zwei Jahre mit Pflanzensmist gedüngt werden, indem hierdurch dem Boden reichlich das wieder ersetzt wird, was er an den Roggen abgegeben hat.

Der Roggen enthält nach Boussingault folgende Stoffe:

in 100 Pfund Körnern:	
46,2 Kohlenstoff,	
5,6 Wasserstoff,	
44,2 Sauerstoff,	
1,7 Stickstoff,	
2,3 mineralische Körper.	

100,0

in 100 Pfund Stroh:	
49,9 Kohlenstoff,	
5,6 Wasserstoff,	
40,8 Sauerstoff,	
0,3 Stickstoff,	
3,6 mineralische Körper.	

100,0

Nach Fresenius bestehen die Mineralien, d. h. die Asche des Roggenstrohs, in 100 Theilen aus:

16,09 Kali, an Kieselerde gebunden,	
1,75 Schwefelsaurem Kali,	
0,25 Chloralium,	
0,56 Chloratrium,	
7,62 Kalterde, an Kieselerde gebunden,	
1,92 Talkerde, d. h. dgl.	
2,50 Phosphorsaurem Kalterde,	
1,28 Phosphorsaurem Talkerde,	
3,20 Phosphorsaurem Eisenoxydul,	
Spur von phosphorsaurem Manganoxydul,	
63,89 Kieselerde,	
0,94 unverbrannter Kohle.	

100,00

Dagegen bestehen 100 Theile Asche von Roggenkörnern nach Fresenius aus:

52,91 Phosphorsaurem Kali,	
9,27 Phosphorsaurem Natrium,	
5,21 Phosphorsaurem Kalterde,	
26,91 Phosphorsaurem Talkerde,	
1,88 Phosphorsaurem Eisenoxyd,	
2,98 Schwefelsaurem Kali,	
Spuren von Kochsalz,	
0,34 Kieselsaurem Kali,	
0,50 Unverbrannter Kohle nebst Sand.	

100,00

Nach Sprengel enthält die Asche der Roggenkörner bei weitem weniger Phosphorsäure und Talkerde, als Fresenius darin fand, was daraus zu erklären ist, daß sich die Menge der verschiedenen, in den Pflanzen vor-

handenen Stoffe nach den chemischen Bestandtheilen des Bodens richtet. Es kommt sogar nicht selten vor, daß der Gehalt an Mineralien in einer und derselben Pflanze in den verschiedenen Jahren oft sehr von einander abweicht, obwohl der Boden, auf dem sie gebaut wurde, jedesmal derselbe war; dies hat Boussingault z. B. beim rothen Klee nachgewiesen. Unstreitig hat dies seinen Grund mit darin, daß der Boden in dem einen Jahre, weil es mehr regnet, feuchter ist als in dem andern.

Auf nassem Wege untersucht, bestehen die Roggenkörner nach Einhof aus:

65,6 Mehl,
24,2 Hütle,
10,2 Fruchtigkeit.

100,0

Nach Greis enthält dagegen der Roggen nur 15,89 Hütle, woraus gefolgert werden darf, daß die beiden Analytiker Roggen von verschiedener Art und Reife, oder auch aus verschiedenen Klimaten, oder von verschiedenen Bodenarten untersucht haben müssen.

In 100 Theilen Roggenmehl sind nach Einhof befinlich:

Stärke	61,07
Holzfasern	6,38
Pflanzeneiweiß	9,48
Pflanzeneiweiß	3,28
Schleimzucker	3,08
Gummi oder Schleim	11,09
Fruchtigkeit	5,62

100,00

Dagegen bestehen 100 Theile Roggenmehl nach Greis aus:

Stärke	58,8
Kleber	12,8
Pflanzeneiweiß	3,0
Schleim	7,3
Zucker	10,4
Fruchtigkeit	7,8

100,0

Das von Greis analysirte Roggenmehl enthält demnach 3% Proc. Schleimzucker mehr als das von Einhof untersuchte, woraus Sprengel den Schluß zieht, daß Letzterer fetterischen Roggen zu seiner Untersuchung verwandte; was noch mehr dadurch bestätigt wird, daß der Einhofsche Roggen 8 Proc. Hütle (Holzfasern) mehr enthielt und daß selbst im Mehl noch 6% Proc. Holzfasern befinlich waren. Wird nämlich der Roggen, wie jede andere Getreidefrucht, überreift, so verwandelt sich der Schleimzucker in Stärkemehl, während dieses in Holzfasern übergeht.

Aus diesen Untersuchungen geht auch hervor, daß der Boden, wenn er schönen Roggen hervorbringen soll, hauptsächlich viel Kali, Natron, Kalkerde, Talkerde, Kieselerde und Phosphorsäure enthalten muß. Im Gan-

zen ist also der Roggen eine sehr genügsame Pflanze und ist es erklärlich, wie er von der Witterung nur einigermaßen begünstigt, selbst auf armen Boden noch einen guten Ertrag an Körnern und Stroh liefern kann. Am meisten sagen ihm aber ein Mittelland und guter Sand zu. Er kommt auch noch in hohen, rauhen Lagen mit gebundenem Boden fort, wo der Weizen bereits versagt, sowie überhaupt der Roggen ein rauhes Klima besser als der Weizen trägt, sobald nur die Lage nicht zugleich naß ist. Je näher die Lage, desto eher stellt sich die Aespe unter dem Roggen ein, die ihn zuweilen fast ganz verdrängt. Gilt es dem sonst zu Weizen geräumten Boden an Kraft, so wird dasselbe gleichfalls der Roggen mit Vortheil gebaut. Nur auf Bruch- und Moorboden gedeiht der Roggen selten, da es demselben sowohl an Kieselerde, als auch immer an Kali und Natron fehlt; übersieht man dagegen den Bruch- oder Moorboden mit einem bei Sandeinstreuung gewonnenen Mist und enthält der Sand viele Feldspatfragmente, so bringt er auch guten Roggen hervor, indem er den Pflanzen dann genug Kali, Natron und Kieselerde darzubieten hat. Hieraus sieht man, daß es nur wenig Lagen und Bodenarten gibt, von denen man sagen könnte, daß der Roggen dasselbe nicht fortkomme, obwohl ihm der lockere Boden allerdings am meisten zusagt. Auch die Qualität des Kornes ist von dem auf solchem Boden gewonnenen Roggen besser, als von dem auf gebundenem Boden geernteten.

Auf dem Schwarzwalde und im Riesengebirge findet man den Roggen noch in einer Höhe von 3000 Fuß über dem Meere und in Karnten und der Schweiz sogar noch 4000 Fuß über der Meeressfläche angebaut; am weitesten gegen Norden hinaus geht er in Estland, nämlich bis zum Polarkreise (67°), wenn er auch hier, sowie in Schottland nur in einer Höhe von 400—500 Fuß gebaut wird. Auch in Sibirien cultivirt man noch Roggen.

In der Fruchtfolge wird dem Roggen ein ähnlicher Standpunkt angewiesen, als dem Weizen; auf gebundenem Boden gedeiht jedoch der Winterroggen, welchen wir hier zunächst betrachten, nach Klee bei einfrühtiger Bestellung weniger gut als jener. Dagegen kommt er nach wohlgerathenen rankenden Hülsenfrüchten sicherer als Weizen fort, obwohl auch sie in Lagen, wo sie öfters misrathen, zu den schlechten Vorfrüchten für den Roggen zu zählen sind. Auf gutem Boden läßt man ihn mit Erfolg nach Wintergerste, Weizen und selbst nach Sommergerste einrüden und auf solchem Boden wird er insbesondere häufig als Stoppelroggen gebaut und daß er in einigen Gegenden oft nach sich selbst cultivirt wird, ist schon oben bemerkt. Nach Buchweizen und Spargel gerath er in Sandboden gleichfalls gut, dagegen gehören Kartoffeln, Rüben, Bohnen und kein zu den schlechten Vorfrüchten für den Roggen, namentlich wenn der Boden nicht kräftig genug ist oder wenn nicht durch Pflanzdünger nachgeholfen werden kann. Auf gebrauntem Graslande gedeiht der Roggen sehr gut und in rauhen, ungunstigen Lagen empfiehlt sich die reine Brache

an Stelle einer Vorfrucht. Ueberhaupt erhält man die sichersten und ergiebigsten Roggenentmen in der Regel nach reiner, gut gedüngter Brache. Die reine Brache, zumal das öftere Pflügen, Hacken und Eggen bei heißem, trockenem Wetter im Sommer ist besonders in dem Falle nöthig, wenn der Boden kalt ist, leicht an Risse leidet, sich bald schließt, schnell verkrautet und viel Eisen enthält.

Bei der Zubereitung des Landes für den Roggen hat man darauf zu sehen, daß der Boden gut gemurdt und gelockert werde; übrigens braucht auf einem zu Roggen geeigneten milden und lockeren Boden bei reiner Brache nur zweimal gepflügt zu werden. Je mehr der Boden gebunden und mit Gras bewachsen ist, desto mehr bedarf er der Lockerung. Insbesondere liebt die Roggenfaat ein Land, das sich nach der Saatfurche wieder etwas gesetzt hat; deshalb trachtet man darnach, 1 bis 2 Wochen vor der Saat die letzte Furche zu geben, was jedoch in den rauheren Klimaten in der Regel sich nicht thun läßt, weil sonst die Saat zu spät gesenken würde.

Der Roggen verträgt jeden Dünger, nur hat man sich mit diesem nach den Bodenarten zu richten, so daß man frischen auf schweren, verrotteten Dünger auf leichten Boden bringt.

Die Saatzeit bestimmt das Klima und der Boden. Unter gleichen Umständen verlangt der Roggen eine etwas frühere Saatzeit, als der Weizen; doch darf man ihn um so später säen, je wärmer und leichter der Boden ist. Wenn man daher in rauhen Gebirgs- oder in nördlichen oder nordöstlichen Gegenden schon Ende August sät, so kann man in milden Lagen mit warmem Boden noch Ende November, ja noch im December bestellen; jedoch ist es rathsam, den Staudenroggen auch in guten Lagen nicht später als Anfang September zu säen. Der Roggen verlangt auch eine trockenere Bekleidung als der Weizen. Eine starke Bedeckung ist ihm nicht zuträglich, weshalb er in der Regel mit der Egge untergebracht wird.

An manchen Orten sät man den gewöhnlichen Roggen etwas schwächer, an andern etwas stärker als den Weizen. Auf gutem Boden darf die Ausfaat von ersterem eher um ein Geringes schwächer als von letzterem sein, da der Roggen kleinere Körner hat und sich doch nicht viel weniger bestockt als der Weizen. Eine schwache Saat ist $\frac{1}{2}$ Scheffel, eine mittlere 1 Scheffel, eine starke $1\frac{1}{2}$ Scheffel vom preuß. Morgen ($1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Wehe vom Joch). Der Staudenroggen darf höchstens das mittlere Saatquantum erreichen; in der Regel ist $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ weniger als vom gewöhnlichen Roggen zu säen. Man sät stets neuen, möglichst vollkommenen Samen. Das Einbringen des Samens findet nur ausnahmsweise statt.

Wer der Drillkultur hat man aus begründlichen Gründen beim Roggen auf leichtem Boden nicht gleich große Vortheile erhalten, wie beim Weizen auf schwerem Boden. Indessen bleiben die allgemeinen Vortheile der Drillkultur, wo sie überhaupt am Plage ist, sicher auch

auf den Roggen anwendbar, besonders ist beim Staudenroggen das Drillen rathsam.

Auf mehr geschlossenem Boden wird das Durcheggen im Frühjahr auch beim Roggen oft Nutzen bringen, während dies auf leichtem Boden nicht zu empfehlen ist, wegen des Wagens anzuwarfen, wenn die Oberfläche des Bodens nach dem Winter sich sehr locker zeigt. Säen ist wegen des frühen und schnellen Aufschießens im Frühjahr beim Roggen seltener als beim Weizen und nur beim Vorherrschen mancher Unkräuter, z. B. der Ackerraden, anzuwenden. Das Dreschen findet beim Roggen keine Anwendung, dagegen kommt das Schütten der Roggenfaat mit Schafen nicht selten vor.

Einen großen Feind haben in nassen Herbstken und überhaupt in einem feuchten Klima die Roggenfaaten an der Ackerschnecke. Als Gegenmittel wird das Ueberstreuen mit Gerstensen, Sägespänen, Kork- und Holzasche oder Kalk empfohlen. Es thut dem Roggen auch die Saatente (Noctua segetum) beträchtlichen Schaden, auch stellt sich in gewissen Lagen im Frühjahr der Rost oder der Mehltau zuweilen ein. In manchen Gegenden, besonders in tiefen oder ebenen feuchten Lagen wird der Roggen in der Blüthe von Spätstreifen befallen, wodurch der Körneranfaß sehr geschmälert, ja zuweilen eine Missernte verursacht wird. Ueberhaupt ist der Roggen zur Blüthezeit gegen ungünstige Witterung sehr empfindlich. — Eine eigenthümliche Krankheit des Roggens ist das sogenannte Mutterkorn. Es ist dies eine monströse, violette und hornartige aufsteigende Mißbildung einzelner Körner, welche sich besonders in manchen Lagen, namentlich in nassen Jahren stärker, in der Regel jedoch nur sehr selten zeigt. Das Mehl wird blaulich davon und das Brod ungesund; ja die Wirkung ist bei einiger Menge giftig. Es ist deshalb nöthig, das Mutterkorn von den Roggenkörnern zu trennen, sobald viel darunter befindlich sein sollte. Nach Sprengel gelingt dies am besten, wenn man den Roggen, der das durchs Dreschen zertheilte Mutterkorn enthält, in Gefäße mit Wasser schütet und dann das Mutterkorn, welches, da es spezifisch leichter als der Roggen ist, obenausschwimmt schnell abschöpft.

Die Erntezeit des Roggens tritt in der Regel um 10 bis 14 Tage früher, als die vom Spelz und Weizen ein; in guten Lagen zuweilen schon Anfangs Juli, meistens aber zwischen Mitte Juli und Anfangs August. Der Roggen fällt nicht leicht aus, doch ist beim Erwarten der Hochreife stets Verlust vorhanden, auch vermindert sich dadurch der Futterwerth des Stroh. Die Rasse schadet dem Roggen auch nicht so leicht als dem Weizen und das Erhnen auf Heden ist zu diesem Behufe besonders zu empfehlen.

Geringer Roggenboden trägt nur $2\frac{1}{2}$ bis 4 Scheffel (5 bis 6 Weizen vom Joch), besserer Roggenboden 5 bis 6 Scheffel (10 bis 12 Weizen vom Joch), guter Gersten- und besserer Weizenboden liefern 8 bis 16 Scheffel vom preuß. Morgen (16 bis 32 Weizen vom Joch). Außerordentlich hohe, seltene Erträge können noch um 20 bis 30 Proc. höher vorkommen. Der Stroher-

trag ist unter gleichen Verhältnissen der Störke von alten unfern Palmfrüchten. Er beträgt im Durchschnitt vom geringen Roggenboden bis zum guten Gerstenboden an 5 bis 32 Centner vom preuß. Morgen (10 bis 60 Centner vom österreichischen Joch). Der preuß. Scheffel guter Roggen wiegt 84 bis 88 Pfund, geringer nur 78 bis 82 Pfund.

Der Sommerroggen ist in botanischer Hinsicht nicht vom Winterroggen verschieden; er bedarf nur der Eigenschaft, eine kürzere Zeit zu seiner Ausbildung zu bedürfen. Durch diese schnellere Ausbildung sind seine Körner meist etwas kleiner, als die des Winterroggens, beim Reife ist aber kein Unterschied. Der Sommerroggen ist nur da von besonderem Werthe, wo man den Winterroggen nicht bauen kann. Namentlich wird er in kalten und nassen Gegenden häufig gebaut, wo der Winterroggen öfter ausbleibt, z. B. im Erzgebirge, in den schlesischen Gebirgen, auf dem Schwarzwalde. Auch wird er mit Recht dann gewöhnt, wenn ungünstige Verhältnisse die Winterroggenbestellung auf manchen Feldern zu sehr verspäteten oder auch auf dem geringen Sande nach spät gereinigten Kartoffeln oder Rüben. Selbst auf Moorboden, wo der Winterroggen leicht schlichtig, kann er mit Vortheil gebaut werden. Dagegen ist sein Gedeihen nach zu trocknen oder zu nassen und späten Frühjahrern gefährdet, während ihm ein etwas feuchtes Frühjahr willkommnen ist. Da der Sommerroggen sich weniger besauct als der Winterroggen, so muß auch der Ausfaat ein etwas stärkeres Saatquantum verwenden werden.

Der Sommerroggen muß so zeitig als möglich, entweder im März oder doch im April, auf ein wohl vorbereitetes, kräftiges, abgetrocknetes Feld gesät werden, weshalb man anrät, für die Vorbereitung des Landes im Spätherbste zu thun, was möglich ist, sobald der Samen im Frühjahr nur ringezagt zu werden braucht. Die Ernte des Sommerroggens ist immer einen Monat später, als die des Winterroggens. Der Ertrag an Korn, aber weniger an Stroh ist geringer als beim Winterroggen. Doch wird in manchen Gegenden sein Ertrag nicht nur allen übrigen Sommergetreidearten vorgezogen, sondern auch der Gerste und dem Hafer, namentlich wegen seines Stroheintrags.

Wenn wir von dem Roggen wenden, müge noch bemerkt werden, daß derselbe diuweißen mit andern Getreidearten zusammen ausgesät wird, so namentlich mit Weizen und Spelz, aber auch mit Rinsen, Winterweizen und Erbsen. Durch diese gemengte Getreidefaat wird in manchen Verhältnissen ein höherer Ertrag erzielt, als wenn man jede der genannten Früchte für sich allein gebaut hätte, man hat sogar Beispiele, wo eine Fruchtart für sich allein an gewissen Stellen nicht fortkommt, während sie in gemengter Saat sehr wohl gedeiht. So ist es z. B. in einigen Gegenden Thüringens, welchen der leichtere Boden fehlt, ein aller Gebrauch, den Roggen im Gemenge mit Weizen zu bauen und von diesem Gemengstorn Brod zu backen. Ebenso sät man in Gegenden, wo der Spelz die Hauptertragsfrucht ausmacht,

auf guten Spelzboden öfters $\frac{1}{2}$ oder $\frac{2}{3}$ Roggen mit unter, um einen härteren Korn- und Stroheintrag zu erzielen. Diese Vermengung der Saat vom Roggen und Spelz führt gleichfalls den Namen Mengsora.

Zu denjenigen Getreidearten, welche schon seit alten Zeiten gezeut werden, gehört die Gerste (Hordeum). Wegen der vielfachen Verwendung ihrer Körner und ihrer Einträglichkeit halber ist ihr Anbau auch jetzt weit verbreitet, namentlich aber in den mittel- und nord-europäischen Ländern. Da sie nur eine kurze Vegetationsperiode bedarf und von der Ausfaat an gerechnet in 60 bis 70 Tagen zur Reife gelangt, so wird sie noch im hohen Norden Europa's angebaut, ja sie überfluthet in Scandinavien sogar den Polarkreis, indem sie bis zum 70. Breitengrade geht, wiewol sie auf Island nicht gedeiht. Nachst ihrer Verwendung zur Bierbrauerei dient die Gerste auch zu Malz für Getreide- und Kautschukbrennereien, sowie zur Essigsäurefabrikation, zur menschlichen Nahrung (als Graupen, Koch- und Backmehl) und zur Viehfütterung. Auch das Stroh der Gerste hat einen nicht unbedeutenden Futterwerth.

Von den zahlreichen, zur Gattung Hordeum gehörenden Arten werden in Deutschland nur vier angebaut und von diesen sind wiederum nur zwei Hordeum vulgare und Hordeum distichum allgemein verbreitet, während man die beiden andern (Hordeum hexastichum und Hordeum zeocriton) nur an wenigen Orten und meist verhältnismäßig kultivirt. Dagegen kommen von den beiden zuerst genannten eine große Anzahl von Varietäten vor, welche von landwirthschaftlichen Schriftstellern beschrieben untergebracht werden. Der Unterschied zwischen diesen Varietäten beruht zum Theil darauf, daß bei einigen die Körner mit den Spelzen verwachsen sind, während bei andern eine solche Verwachsung nicht stattfindet, weshalb diese als nach beiderseitig werden. Andere Unterschiede sind von der Größe der Ähren, sowie von der Farbe und der Vegetationszeit entnommen. Die Gerste wird nämlich meist als Sommerfrucht angebaut, kommt aber auch als Winterfrucht vor. In Betreff der Einteilung und der Charakteristik dieser Varietäten halten wir uns an die besten landwirthschaftlichen Schriftsteller.

Unter den Gerstenarten wird wol am häufigsten die zweizellige oder große Gerste (Hordeum distichum Linn.) und zwar gewöhnlich als Sommerfrucht gebaut, da sie das meiste Stroh und die meisten Körner liefert. Ihre Vegetationsperiode ist länger als die der gemeinen Gerste und beträgt meist $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Monate. Im Allgemeinen verträgt die Gerste mehr Hitze und Dürre als der Hafer, während sie hingegen gegen Kälte und Nässe in der Jugend empfindlicher ist als jede andere Getreidefrucht; wenn sie dagegen herangewachsen und Ähren entwickelt hat, so verursacht ihr Nässe und etwas kalte Witterung keinen Schaden. Auf einem mürben, humusreichen, in Kraft stehenden, weder zu trocknen, noch zu nassen, mäßigsten Lehmboden gedeiht die Gerste am besten; ein solcher wird auch vorzugsweise Gerstenboden genannt. Dagegen lehnt der Gerstenbau

auf jähem, kaltem, nassem oder dürrem, magerem Boden durchaus nicht und auf strengem Thonboden sollte man niemals Gerste anbauen, denn bei Nässe wird sie hier bald gelb und verkrümmert, während bei Dürre ihr Wachsthum beinahe gänzlich aufhört, da die Wurzeln durch den festen Boden nicht mehr dringen können. Am meisten mißrath aber die Gerste, wenn die noch junge Saat auf lehmigem oder thonigem Boden mit Wasser bedeckt wird, man muß daher das für die Gerste bestimmte Land auf das Sorgfältigste gegen Uebersättigungen schützen. Wird die Gerste auf Kalkboden, auf dem sie nächst dem Ptergel- und Lehm Boden übrigens noch am besten gedeiht, gebracht, so erleidet man leicht einen Ausfall an Stroh. In der Fruchtfolge muß sie ein nicht abgetragenes, noch verunkrautetes Land angewiesen erhalten. Man läßt ihr deshalb gern gedüngte Hackfrüchte vorangehen; sehr gut gedeiht sie auch nach Kartoffeln und Kohlsäben, sobald zu denselben stark gehäut und der Boden tief und fleißig bearbeitet ist; nach Wintergetreide kann sie dagegen nur auf kräftigen Boden gezogen werden. Ebenso ist einjährig benutzter Acker nur dann ein guter Vorgänger, wenn der Boden rein und mild und schon im Herbst ein sorgfältiges Aufspüßen vorangegangen ist und als schlechte Vorgänger für die Gerste sind Mören, Runkel- und Wasserrüben zu bezichtigen; auch kann die Gerste nicht mehr als hundertmal hintereinander auf einem und demselben Boden gebaut werden.

Die spezielle Zubereitung des für die Gerste bestimmten Feldes richtet sich zunächst nach den Vorkräutern. Während nach Hackfrüchten ein zweimaliges Pflügen, vor und nach Winter, meist hinreicht, so kann nach Getreide ein dreimaliges Pflügen, wovon das eine vor Winter geschehen muß, kaum umgangen werden. Auf leichtem, etwas trockenem Boden kann es angemessen sein, schon im Herbst zur Saat zu pflügen, zu eggen und das Feld gehörig mit Wasserfurchen zu versehen, worauf man dann die Gerste recht zeitig im Frühjahr (im März oder April) auf das gut vorbereitete Land sät und sie mit dem Erspirator oder Krümmer 2 bis 2½ Zoll tief unterbringt.

Beißt das Gerstefeld keine alte Krost, diese Hauptbedingung für das Gedeihen der Gerste, so kann dieser Mangel keineswegs durch reichliche Düngung ersetzt werden, da sich die Gerste bei nachfolgender Trecknis solche nicht gehörig anzueignen vermag; auch wird sie nach starker früherer Düngung oft zweiwischig oder sie lagert sich und liefert dann einen geringen Ertrag an Körnern. Wird jedoch vor oder im Winter mäßig gedüngt und ist das Klima mehr kühl als trocken, so ist der Erfolg in der Regel gut; ebenso wirkt eine im Herbst vorgenommene Gründüngung vertheilhaft auf das Gedeihen der Gerste ein. Auch eine Ueberdüngung mit Kompost sagt der Gerste wohl zu, dagegen wird eine Düngung mit Pferde- und Schafmist nicht allgemein für gut gehalten, da die Gerste darnach leicht eine röthliche oder braune Farbe bekommen soll und von den Bierbrauern deshalb nicht gern gekauft wird.

Wie man in der Wahl des Bodens für die Gerste große Sorgfalt anzuwenden hat, so auch mit jener der Saatzeit. Hier müssen Klima und Boden für die frühe oder späte Ausfaat maßgebend sein. In den Orten, wo der Boden bald austrocknet oder erhärtet und die Frühjahrswärme sich zeitig einstellt, sät man früh, schon im März oder zu Anfang April, damit die Gerste aufgegangen ist, bevor ein Austrocknen oder Erhärten des Bodens eintritt. Dagegen kann man auf Bodenarten, welche thonig sind und im Frühjahr lange feucht und deshalb kalt bleiben, die Gerste nicht eher sän, als bis das Erdreich gut abgetrocknet ist und sich gehörig erwärmt hat, was oft erst Mitte Mai der Fall ist. Hier muß man sich mit der Ausfaat so lange warten, bis das Land anfängt, sich mit Samenkrautern zu überziehen. Eine trockene oder nur mäßig feuchte Witterung zur Bestzeit der Gerste ist immer sehr erwünscht. Der leichte und trockene, von Unkräutern, namentlich von Federich freie Boden muß, sobald die Gerste gesät und eingeggt ist, gewalzt werden, damit die Winterfruchtzeit dem Lande erhalten werde. Auch bei dem lehmigen Boden ist das Walzen unmittelbar nach dem Säen und Eineggen der Gerste anzurathen, da zum Keimen derselben eine fein gepulverte Krume erforderlich ist. Ist geschieht das Walzen aber erst, nachdem die Gerste aufgegangen ist und selbst die Länge eines Fingers erreicht hat; dieses Verfahren verdient auch immer in dem Falle den Vorzug, wenn der Boden viel Unkrautsäme enthält; denn da nach dem Walzen viel Unkraut zum Keimen kommt, so würde die Gerste, wenn sie nicht schon einen Vorsprung erlangt hätte, vom Unkraute unterdrückt werden. Auch das Eggen der handlangen Gerste, welche von jungem, nachwachsendem Unkraute verunreinigt war, hat sich bewährt, es gehört jedoch hierzu große Aufmerksamkeit und darf nur mit seinen leichtesten Eggen und noch einem Striche geschehen.

Die Gerste darf nicht zu dünn gesät werden, da sie sonst leicht vom Unkraute übermäßig wird oder der Boden zu sehr austrocknet. Man rechnet auf den preuß. Morgen 1½ bis 1½ Scheffel Ausfaat von der großen zweizeiligen Gerste, welche sich etwas mehr als die kleine vierzeilige bedeckt, weshalb von dieser ein noch größeres Saatquantum genommen wird. Eine größere Ausfaat der ertraglosen Gerste auf gutem Boden veranlaßt Lager und schwaches Korn. In einigen Gegenden wählt man zum Säen gern die Abendzeit, worauf man am andern Morgen die bestsaate Saat unterpflügt und untereggt.

Wird die Gerste gedrillt, so müssen die Reihen 8 bis 9 Zoll von einander entfernt sein; sie wird dann, wenn sie die Höhe von 8 bis 9 Zoll erreicht hat, behäufet. Die gedrillte Gerste gibt zwar immer höhere Erträge als die breitwürfige Saat, sie hat jedoch wegen ihrer kurzen Wachstumsperiode keinen so großen Nutzen von der Bearbeitung als der Weizen, Roggen und Spelz. Ueberdies steht der allgemeinen Einführung der Drillkultur bei der Gerste der Umstand entgegen, daß

dieser sehr häufig Klec eingesät wird, welcher die Bearbeitung der Drillflaot natürlicherweise nicht gestattet.

Gegen ungünstige Witterung ist die Gerste sehr empfindlich, namentlich stockt ihr Wachsthum bei nassem kaltem, wie bei zu trockenem Wetter und es tritt leicht Vergelben ein, wogegen ein Ueberstreuen mit stickstoffreichem Kompost anzuwenden ist. Am meisten hat aber die Gerste vom Staubbrenne zu leiden, welcher oft in so großer Menge erscheint, daß dadurch der zehnte Theil der Aeuren vernichtet wird. Als sicheres Mittel dagegen wird die Kaltmilch oder das Kaltwasser empfohlen, worin die Saat 18 bis 24 Stunden eingeweicht wird.

Wie die Saatzeit der Gerste sehr verschieden ist, so auch die Ernte, welche oft mit der Regenernte, zuweilen aber auch früher oder um 2 bis 4 Wochen später eintritt. Es ist besonders wichtig, den rechten Zeitpunkt zu treffen, da schon bei einer Verspätung um einige Tage ein großer Körnerverlust stattfinden und bei Hochreife und heißer Witterung ein gänzliches Zusammenbrechen sich ereignen kann. Da schon eine nur etwas seicht eingebrachte Gerste sich stark erhitze und man an Körnern und Stroh Schäden erleidet, so muß sehr darauf gesehen werden, daß sie beim Einbringen recht trocken ist. Man pflegt sie daher mehre Tage in Schuppen liegen zu lassen, bevor man sie aufbindet; auch läßt man die aufgebundenen Garben gern noch 6 bis 8 Tage in Haufen auf dem Felde stehen.

Ein geringer Gerstenboden gibt im Durchschnitt meist 7 bis 9 Scheffel vom preuß. Morgen, ein mittelmäßiger 10 bis 13 Scheffel und ein sehr guter 14 bis 18 Scheffel. Der Strohetrag beträgt unter ungünstigen Verhältnissen kaum 7 Centner vom preuß. Morgen, auf Mittelboden etwa 11 bis 12 Centner und unter sehr günstigen Umständen bis 18 Centner. Der Scheffel gute Gerste wiegt 70 bis 74 Pfund.

Eine Abart von dieser langen zweizeiligen Gerste ist die Kaffeegerste (*Hordeum distichum nudum*), welche auch unter folgenden Benennungen vorkommt: große nackte zweizeilige Gerste, zweizeilige Weizengerste, zweizeilige polnische, russische oder ägyptische Gerste, große Himmelsgerste oder zweizeilige Himmelsgerste. Sie hat ein schwärzliches, nacktes, aber von allen Gerstenarten das größte Korn und wiegt ebenso schwer als Regen. Obwohl sie einen höheren Ertrag als die meisten andern Arten liefert, auch mit am frühesten reift, so verlangt sie auch unter allen Gerstenarten den besten und reinsten Boden. Zur Graupenbereitung, sowie zur Branntweinbrennerei eignet sie sich ganz vorzüglich und wenn sie zur Bierbrauerei nicht allgemein mit Vortheil verwendet werden ist, so liegt der Grund davon in einer schlechtesten Bereitungsmethode. Gegen die Witterung, namentlich gegen Nachfröste, ist sie unempfindlicher als die meisten andern Gerstenarten, dagegen legt sie sich leicht wegen der Schwere ihrer Aeuren und der Schlawheit ihrer Stengel. Zu den Schotensorten dieser Abart gehört auch, daß der Samen beim Reifwerden sehr leicht ausfällt.

Eine andere Abart von der zweizeiligen Gerste ist

die kurze zweizeilige Gerste, Hainfelder Gerste, Staudengerste, Blattgerste oder Spiegelgerste mit aufrecht bleibenden Aeuren und beschalteten Körnern. Da die Aeure breit gedrückt und gedungen ist, so nähert sie sich in der äußeren Tracht einigermaßen der Pannengerste. Auf leichtem Boden kann diese Abart gar nicht gebaut werden, sie verlangt vielmehr einen schweren und verträgt sogar einen nassten Boden, zumal wenn er noch kalkhaltig ist. Da sie sich stark lehnt, so muß sie dünner gesät werden als die Hauptart. In Größe des Kornes steht sie der Hauptart etwas nach, dagegen übertrifft sie dieselbe in Länge, nicht aber an Güte des Strobes.

Eine dritte sehr wenig in Cultur stehende Abart ist die kurze zweizeilige nackte Gerste, welche von allen Gerstenarten das kürzeste Stroh hat und mit Ausnahme der Wintergerste am frühesten reif wird, oft schon Anfangs Juli.

Andere, noch weniger verbreitete Abarten von Hordeum distichum sind die Jerusalemgerste, Annatgerste, Chevaliergerste u. a.

Nächst der großen zweizeiligen Gerste wird die kleine vierzeilige Gerste (*Hordeum vulgare Linné*) mit ihren Abarten am meisten gebaut, welcher auf allen leichteren und viel Unkraut enthaltenden Bodenarten, sowie überall da, wo der Sommer kurz ist, der Vorzug gebührt. Wegen ihrer kurzen Vegetationszeit, welche nur 2, 2½ bis 3 Monate ausmacht, wird sie namentlich im Norden von Europa, insbesondere in Schweden und Norwegen allgemein gebaut, während sich ihre Cultur in südlichen Gegenden auf leichten Boden beschränkt. Auf eigentlichem Gerstenboden ist sogar ihr Ertrag an Körnern und Stroh geringer als der der zweizeiligen Gerste, auch lagert sie sich auf gutem Boden leicht. Die Saatzeit der kleinen Gerste ist von Mitte April bis Mitte Juni. Diese späte Aussaat hat das Gute, daß das Land vorher noch 2 bis 3 Mal geküßt werden kann, was bei Feldern, die viel Unkraut, besonders viel Hebrich enthalten, von großer Wichtigkeit ist. Gegen nasse, kalte Witterung, besonders aber gegen Nachfröste ist sie weit empfindlicher als die große zweizeilige Gerste, weshalb sie schon aus diesem Grunde nicht früh gesät werden darf. Da sie sich auf leichtem Boden, welcher ihr meist zugewiesen wird, weniger bestockt, als die zweizeilige Gerste, so muß sie dichter gesät werden, als diese. Im Uebrigen findet das, was in Bezug auf Bestellung, Pflege und Ernte von der zweizeiligen Gerste gesagt ist, auch hier Anwendung. Nur ist es wichtig, die Ernte der kleinen Gerste zu der Zeit zu beginnen, in welcher die Körner sich noch wie Wachs zusammendrücken lassen, da man bei einem längeren Hinausschieben der Ernte Gefahr läuft, viel Aeuren durch den Wind zu verlieren, indem der dünne, spröde Stalm unter den Aeuren leicht abbricht. Man läßt sie dann auf dem Schwad nachreifen. Ist es nicht möglich, mit dem Abmähen die rechte Zeit innezuhalten, so lasse man die Gerste wenigstens des Abends spät oder Morgens früh abbringen. — In solchen Gegenden, wo die kleine Gerste

nur auf geringerem Boden oder auch noch auf Hager- oder gutem Roggenboden oder endlich in sehr hohen und nördlichen Lagen gebaut wird, ist ihr Körnerertrag nur zu 6 bis 10 Scheffel vom preuß. Morgen (12 bis 20 Mehen vom österreichischen Joch) anzunehmen, während der Strochertrag zwischen 5 bis 9 Centner vom preuß. Morgen schwankt. Auf gutem Gerstenboden kann jedoch der Körnerertrag von dieser Gerste gleichfalls auf 12 bis 15 Scheffel steigen (24 bis 30 Mehen vom Joch). Der Scheffel kleiner Gerste wiegt 60 bis 65 Pfund.

Von dieser kleinen zweijährigen Gerste sind fünf Abarten und zwar drei mit beschaltem Körnern und zwei mit nackten Körnern bekannt, von denen jedoch unter den ersten die blaue Sommergerste und die schwarze Wintergerste, unter den letztern die blaue Himmelsgerste nur sehr wenig in Cultur stehen, weshalb hier nur die gemeine gelbliche Wintergerste und die gelbe Himmelsgerste zu betrachten sind.

Die gemeine Winter- oder Bärengerste gedeiht mit Sicherheit nur in besseren Klimaten und auch da nur auf fruchtigem, gut zubereitetem Boden, ja man überläßt ihr auch dort, wo sie häufig gebaut wird, sogar vorzugsweise einen Standort, welchen man für Weizen oder Roggen zu sehr erachtet und läßt diese Getreidearten erst nachher folgen; dies gilt namentlich von den Marsch-gegenden. Außerdem baut man sie häufig in Holland und Belgien; demnach ist in den Rhein-, Ried- und unteren Rheingegenden, in Westfalen und in Thüringen, wiewol nicht in der Ausdehnung, wie die Sommergerste. In den deutschen Steinschälungen fäet man sie entweder nach stark gebüngter Brache und Kaps oder nach Weizen und Klee, in den niederländischen Marschen folgt sie nach reiner gebüngter Brache oder nach Kaps, wo nach ihr dann jedesmal Roggen folgt. Dasselbe Verfahren findet in den Marschen an der Weiser und Elbe statt. Nach Kaps geräth sie immer am sichersten, selbst da, wo sie sonst nicht gedeiht. Läßt man sie nach Klee folgen, so wird dazu frisch gebüngt. Während den andern Arten und Abarten der Gerste eine frische Düngung nicht zusetzt, so hat man bei dieser eine solche nicht zu scheuen, ja man pflegt ihr den Mist so nahe als möglich zu bringen, weshalb man sie mit leichtem feicht unterpfügt; auch liebt sie im Winter eine Düngung mit Jauche. Die Wintergerste muß recht zeitig, Ende August oder Anfangs September, gesäet werden, da eine starke Bestockung vor Winter zu einem guten Ercheiten erforderlich ist. Das Saatquantum ist etwas geringer, als das der großen zweijährigen-Gerste und darf selten mehr als 1 Scheffel für den Morgen (2 Mehen für das Joch) betragen. Je geringer der Boden und je härter der Winter, um so leichter wintert sie aus. Wegen ihrer frühen Reife ist sie dem Vögelfraße sehr ausgesetzt, weshalb man sie nicht in der Nähe von Wohnungen ansetzen muß. Sonst hat sie vor andern Gerstenarten viele Vorzüge. So liefert sie vor allen Gerstenarten die höchsten Erträge, da von ihr auf dem für Wintergerste überhaupt geeigneten Boden zwischen 15 bis 24 Scheffel vom Morgen, ja in den Steinschälungen sogar 30

bis 36 Scheffel vom Morgen gewonnen werden. Ihre Körner sind freilich klein und um 7 bis 10 Procent leichter, als von der großen zweijährigen Gerste, dagegen findet im Strochertrage zwischen diesen beiden auf gleichem Boden kein Unterschied statt. Zu den guten Eigenschaften der Wintergerste gehört auch, daß ihr Stroh vom Vieh lieber als das der übrigen Gerstenarten gegessen wird. In England und Süddeutschland dient sie auch dazu, um den Schafen und Lämmern im Frühjahr eine recht zeitige Weide zu verschaffen; nach dem Weiden läßt man sie noch reif werden. Ebenso wird sie in manchen Gegenden dem Rindvieh als erstes Grünfutter gegeben und in dieser Hinsicht von vielen Landwirthen dem Roggen vorgezogen. Da sie von allen Getreidearten am frühesten, oft schon Ende Juni oder Anfang Juli, reif wird, so liegt in dieser frühen Reife, außer der dadurch möglichen alldaligen Nutzung von Korn und Stroh, der Vortheil, daß das Land nach Überntung der Wintergerste in denselben Jahre noch mit einer andern Frucht, z. B. mit Tabak, Kohlrüben, weissen Rüben u. dergl., bepflanzt oder das Feld zur abermaligen Bestellung einer Winterfrucht wieder gehörig ausgerichtet werden kann. Außerdem liefert sie vorzügliche Graupen, wird zum Breiboden gebraucht und zur Brennerei geschickt. In Betreff ihrer Anwendung zur Viehdrauerie finden sich verschiedene Angaben, indem Einige behaupten, daß sie sich hierzu von allen Gerstenarten am besten eigne und deshalb von den Brauern sehr gesucht und zu bezahlte werde, sind Andere der Meinung, daß sie für diesen Zweck der großen zweijährigen Gerste weit nachstehe. Es ist jedoch hierüber zu bemerken, daß die Vorzüge dieser Gerste, weil sie nicht überall gebaut wird, vielen Brauern gar nicht bekannt sind, weshalb sie auch nur in solchen Gegenden, wo die Wintergerste nicht allgemein gebaut und gekannt ist, andern Arten von den Viehdrauern nachgeschickt zu werden pflegt.

Eine andere Art der kleinen vierjährigen Gerste ist die Himmelsgerste, Himalayagerste oder die gemeine nackte Gerste (*Hordeum vulgare* var. *coeleste* Linné oder *Hordeum vulgare* var. *nudum*). Zu den leichtesten dieser Abart gehört, daß sie gegen Nachtfröste weniger empfindlich ist, als die meisten andern Arten, daß sie sich nicht leicht legt, daß sie einen vorzüglichen Ertrag von gutem Stroh liefert und auf gutem, fruchtigem Boden, welchen sie durchaus verlangt, auch im Körnerertrage dem der großen zweijährigen Gerste nicht nachsteht, daß ihr Korn die Schwere des Roggens besitzt und zum Breiboden, namentlich mit Roggen- oder Weizenmehl gemischt, recht gut ist. Dagegen ist das Malzen ihrer Körner schwieriger als das der gemeinen Gerste, wiewol Brauer, welche das rechte Verfahren zu treffen wußten, den Erfolg der Verwertung von Himmelsgerste rühmen. Sie muß sehr früh und dünn gesäet werden, da sie sich stark bestockt und gedeiht am besten nach stark gebüngten Kartoffeln, während sie nach Roggen meist mißrät. Da sie leicht aufsteht, so darf sie nicht zu lange auf dem Halme stehen bleiben, auch stellen ihr die Vögel sehr nach. Dem allgemeinen Anbaue dieser Gerste steht

namentlich das Erforderniß eines vorzüglichen Bodens und die Scheu der Brauer, sie zu kaufen, entgegen.

Es sind nun noch die Pflaengerste und die sechszeilige Gerste zu erwähnen, welche beide nur in wenigen Gegenden angebaut werden. Die erstere, auch Reis-, Bart-, Fächer- oder japanische Gerste (*Hordeum zeoriticum Linne*) genannt, zeichnet sich durch ihre fächerförmig abfliehenden Grannen aus. Früher soll sie in Teufelsland häufiger cultivirt sein. In England wird sie sehr geschätzt, weil sich ein vorzügliches Bier daraus bereiten läßt; sie keimt sehr gleichmäßig und hat mehrere Körner. Sie verlangt einen kräftigen, etwas bindenden Boden und bringt dann reichere Ernten als die große zweizeilige Gerste. Sie verträgt von allen Sommergerstenarten den thonigsten Boden, derselbe muß aber, wenn sie einen guten Ertrag liefern soll, reich an Pflanzennahrung sein; auf magerem, leichtem, sandigem Boden sollen dagegen die Ernten dürftiger aus und die Körner werden kleiner. Wegen ihrer starken Bestockung muß sie dünner gesät werden als die zweizeilige Gerste. Sonst gehört zu ihren Vorzügen, daß sie gegen Kälte und Nachfröste weniger empfindlich ist, daß sie wegen ihrer kürzeren Vegetationszeit später gesät werden kann, daß sie in Folge ihrer dicken, harten und steifen Halme vor Lager und wegen ihrer starken, abstehenden Grannen vor Vogelfraß geschützt ist. Ungeachtet dieser guten Eigenschaften hat sie sich keiner großen Aufnahme zu erfreuen, da grade in den Gebirgsgegenden, für welche sie empfohlen wird, jener reiche Gerstenboden fehlt, auf dem sie mehr als die gemeine Gerste lohnt, in Auen und Ebenen mit reichem Boden aber das zur Viehfütterung untauglichere Stroh und der schwierigerer Ausbruch von ihrer Cultur abgesehen hat.

Noch weniger als die Pflaengerste wird die sechszeilige Gerste (*Hordeum hexastichum Linne*) angebaut. Sie verlangt einen sehr guten, kräftigen Boden und liefert auf diesem einen reichen Strohertrag, aber nur ein kleines, dickspitziges Korn, welches dem der gemainen zweizeiligen Gerste weit nachsteht; auch sind die Grannen zähe und zum Theil schwierig von den Körnern abzubringen. Man unterscheidet von ihr zwei Abarten: die lange und die kurze sechszeilige Gerste; letztere hat eine gedrängtere Aehre mit weit abstehenden Grannen und ist unter dem Namen Stodgerste bekannt. Obwohl die Gerste meistens heimlich untersucht ist, so zeigen die Analysen doch wenig Uebereinstimmung, sodaß eine abermächtige genaue Untersuchung wünschenswerth wäre.

Nach de Caussure bestehen 100 Theile der Gerstenkörner-Arten aus:

Kali	18,00
Phosphorsaurem Kali	9,20
Chlorkalium	0,25
Schwefelsaurem Kali	1,50
Phosphorsaurem Kali- und Zinkerde	32,50
Kieselrde	35,50
Eisenoxyd und Manganoxyd	0,25
Verlust	2,80

100,00

In dieser Analyse ist auffallend, daß gar kein Natrium, welches nach einigen zu 5 Procent, nach andern sogar über 10 Procent in der angegebenen Menge von Gerstenkörnerasche enthalten sein soll, erwähnt und daß die Kieselrde in so hohem Grade vertreten ist, weshalb zu befürchten steht, daß Caussure Fehler bei der Analyse begangen habe.

Die Gerstenstrohasche besteht in 100 Theilen aus:

Kali	16,00
Chlorkalium	0,50
Schwefelsaurem Kali	3,50
Phosphorsaurem Kali- und Zinkerde	7,75
Kohlensaurem Kali- und Zinkerde	12,50
Kieselrde	57,00
Eisen- und Manganoxyd	0,50
Verlust	2,25

100,00

Nach Einhof bestehen die Körner der vierzeiligen kleinen Gerste aus:

70,05 Mehl, 18,75 Hütle und 11,20 Wasser.

Auf nassem Wege untersucht, besteht nach Einhof das Mehl der kleinen vierzeiligen Gerste in 100 Theilen aus:

Schleimzucker	5,21
Gummi	4,62
Stärke	67,18
Kleber	3,52
Eiweiß	1,39
Seilsäure	7,29
Wasser	9,37
Verlust (Salze?)	1,42

100,00

Die Körner der zweizeiligen großen Gerste bestehen nach Kagenberger aus:

Stärke	70
Kleber	13,0
Schleimzucker	3,0
Hülfentheile	12,0
Verlust (Salze?)	2,0

100,0

In dieser Analyse scheint Kagenberger auf die in den Körnern befindliche Feuchtigkeit, welche bis 10 Proc. beträgt, keine Rücksicht genommen zu haben, weshalb vom Stärkemehl, Kleber und Schleimzucker 10 Proc. in Abrechnung zu bringen sind.

Die Körner der Himmelsgerste bestehen nach Einhof aus:

Stärke	54,68
Kleber	7,75
Schleim	10,34
Hülfentheile	17,25
Feuchtigkeits	10,00

100,00

Neben der Gerste macht der Hafer das allgemeinste Sommergetreide aus, da er wegen seiner vorzüglichen

Eigenschaften als Körnerfutter, insbesondere für die Pferde, überall in Ansehen steht. In manchen, besonders ärmern, Gegenden wird er auch zur menschlichen Nahrung verwendet, sowie er auch bisweilen zur Aushilfe bei den Brauereien und Brennerien diemt. Außerdem hat das Haserstroh einen beträchtlichen Futterwerth, da es vom Viehe lieber als Weizenstroh gefressen wird.

Der Haser bedarf zu seiner völligen Envidelung mehr Zeit als die Gerste und kann deshalb mit Erfolg nur in solchen Klimaten angebaut werden, wo der Sommer nicht zu kurz ist. Dagegen verträgt er die Frühjahrsnachfröste besser als die Gerste, gekostet daher in rauhen und nassen Lagen eine frühere Ausfaat als diese und nimmt mit dem in solchen Gegenden häufig vorherrschenden geringen Boden noch vortheil. Ueberhaupt ist der Haser unter allen Getreidearten hinsichtlich des Bodens am genügsamsten, da er auf jedem, selbst auf dem geringsten Boden gedeiht und sogar da noch, wo keine andere Frucht mehr fortkommt. Eben so kann er auf schwerem Thon-, sowie auf Moor- und Torfböden gebaut werden. Die Ernten fallen freilich nach der verschiedenen Beschaffenheit und Kraft des Bodens sehr verschieden aus und sind auf dürrigem Lande ärmlich, während der kräftige lehmige Sandboden die höchsten und schönsten Erträge gewährt. In der Fruchtfolge kann man ihm auch jeden beliebigen Standpunkt anweisen, sobald das Feld nur nicht zu sehr verwehrt oder entkräftet ist. Er wird am häufigsten als abtragende Frucht gewährt; nur sollte dazu niemals der Grund bestimmen, daß er sich die letzte noch vorhandene Kraft auszuweihen versteht. Obwohl er nach allen Früchten gut wächst, nach welchen auch die Gerste gedeiht, so geräth er am vorzüglichsten doch im ausgerubeten Lande oder nach Hackfrüchten; insbesondere sagt ihm ein- oder zweijähriger rother Acker oder eine mehrjährige, nicht bestandene gewissene gute Ackerweide als Vorgänger sehr zu. Auf Neubruck pflügt der Haser als erste Frucht angebaut zu werden, obwohl er hier 2 bis 3 Jahre hinter einander gesät werden kann und im dritten Jahre oft noch besser als im ersten geräth.

Der einzige Uebelstand für die Hasercultur liegt in der längeren Vegetationszeit dieser Frucht, da sie zu ihrer Reife fünf volle Monate bedarf. Der Haser muß deshalb sehr früh gesät werden und um so zeitiger, je kälter das Klima ist, was nördlicheren Ländern einige Unbequemlichkeiten verursacht. Dies ist auch der Grund, weshalb er nicht ganz so hoch als vierjährige Gerste nach Norden geht. Für die Zubereitung des für den Haser bestimmten Bodens soll man daher im Herbst soviel als nur möglich thun. Lockern und reinen Boden pflügt man zu diesem Behufe am besten im Herbst schon zur Saat auf, was selbst bei mäßig gedundenem Boden bisweilen noch thöulich ist. Nach Hackfrüchten genügt eine einjährige Bestellung; nach Acker und Dreifach kann man ebenfalls schon im Spätherbste zur Saat mit Sorgfalt aufspüßen, gewöhnlich stürzt man jedoch bloß im Herbst und pflügt im Frühjahr zur Saat. Nach Getreide hat man bei zweijähriger Haserbestellung häu-

fig mehr Unkraut erhalten, als bei einjähriger; indessen ist dem durch Pflügen zu verschiedener Tiefe und vollständiges Saatpflügen vor Winter vorzubringen und im Allgemeinen eine zweijährige Bestellung der Getreideheckel doch vorzuziehen. Wegen Mangels an Zeit wird er oft auf die erst im Frühjahr umgepflügte Getreideheckel bestellt, wobei, wenn der Boden nicht von lockrer und reiner Beschaffenheit, ein gutes Gedeihen freilich nicht sicher zu erwarten steht. Uebrigens verträgt der Haser auch jede Art von Düngung, obwohl ihm solche selten gegeben wird. Je trockner der Boden von Natur, um so mehr beile man sich mit der Saat. Die gewöhnliche Saatzeit ist im März oder April; nur in sehr rauhen Lagen oder auf kaltgründigem unkrautwüchsigem Boden ist eine erst in den Mai fallende Saatzeit gerechtfertigt, wozu man dann den sogenannten Augusthaser am liebsten nimmt. In leichtem Boden ist das Unterbringen mit dem Pfluge oder Exspirator gut; außerdem sät man auf die raue Furche und eggt zu. Bei der Wahl des Samens ist wohl zu merken, daß ja nur die besten, schwersten und vollkommensten Körner ausgesät werden, weil gewöhnlich im Haser viele schlechte vorhanden sind. Daher hält man beim Haser viel auf Samenschüssel und erblickt insbesondere große Vortheile darin, den Samen durch Sieb aus den Wald-gegenen zu erneuern. Dampfig gewordener Samen geht auf, fällt aber in der Blüthe zusammen und gibt keinen Ertrag. Ein geringes Saatquantum ist 1½ Scheffel, ein mittleres 1½ bis 1½ Scheffel, ein starkes bis 2 Scheffel für den preuß. Morgen. In trockenem Boden wird die aufgegangene Saat gemäht. Zeigt sich aber bald nach der Saat viel Samenschüssel oder hat das Feld durch starke Regen eine Kruste bekommen, so ist das Aufeggen sehr zweckmäßig. Besonders empfiehlt sich dies beim untergepflügten Haser einige Zeit, nachdem er aufgegangen; in manchen Gegenden findet man dies so ersprießlich, daß es regelmäßig geschieht. Sederich, Flughaser, Ackerhaser und die Wucherblume haben dem Haser sehr, welche aber durch starkes Eggen zerstört werden. Hilft dieses Eggen jedoch Nichts mehr, so ist zu erörtern, ob Jäten oder später Mähen und Grünfüttern den Vorzug verdiene. Der Haser ist übrigens auch dem Staubbrande unterworfen.

Die Hasernte findet von Mitte August bis Ende September statt. Den Haser darf man nicht zu reif werden lassen, weil sonst gerade bei der Ernte die besten Körner ausfallen. Er reift gern etwas ungleich; deshalb und um ein leichteres Ausdreschen zu erzielen, ist es fast überall Regel, ihn 8 bis 10 Tage auf dem Acker liegen und so möglich einmal beregen zu lassen. Dagegen kann vor zu langem Liegenlassen nicht genug gewarnt werden, da dies geeignet ist, Körner und Stroh gänzlich unbrauchbar zu machen. Das bald nach dem Mähen erfolgende Aufbinden von kleinen Garben, welche man 8 Tage und länger aufgestellt stehen läßt, ist daher sicherer und besser als das Niederlegen. Geringer Haserboden bringt nur 6 bis 8 Scheffel vom preuß. Morgen; besserer 9 bis 10 Scheffel und die besseren

mittelfräftigen Bodenarten liefern 11 bis 16 Scheffel, während reiche Erträge sich noch um 20 bis 25 Proc. höher belaufen. An Stroh wird vom preuß. Morgen von 6 bis 22 Centner gewonnen. Der preuß. Scheffel Hafer wiegt von 48 bis zu 56 Pfund.

Nach der chemischen Untersuchung von Boussingault bestehen die Haferkörner in 100 Theilen aus:

50,7 Kohlenstoff,
6,4 Wasserstoff,
36,7 Sauerstoff,
2,2 Stickstoff,
4,0 Asche (Mineralien).

100,0

Das Haferstroh besteht dagegen nach Boussingault in 100 Theilen aus:

50,1 Kohlenstoff,
5,4 Wasserstoff,
39,0 Sauerstoff,
0,4 Stickstoff,
5,1 Asche.

100,0

Haferkörnersäure in 100 Theilen besteht nach Boussingault aus:

1,7 Kohlenäure (mit Kali vereint),
1,0 Schwefelsäure,
14,9 Phosphorsäure,
0,5 Chlor,
3,7 Kalkerde,
7,7 Talkerde,
12,9 Kali,
53,3 Kieselrde,
1,3 Eisenoxyd und Alaunerde,
3,0 Kohle und Verlust.

Eppengel fand dagegen nicht allein Kali, sondern auch beinahe ebenso viel Natrium in der Haferkörnersäure.

100 Theile der Haferstrohsäure bestehen nach Boussingault aus:

3,2 Kohlenäure,
4,1 Schwefelsäure,
3,0 Phosphorsäure,
4,7 Chlor,
8,3 Kalkerde,
2,8 Talkerde,
24,5 Kali,
4,4 Natrium,
40,4 Kieselrde,
2,1 Eisenoxyd und Alaunerde,
2,5 Kohle und Verlust.

100,0

Auf nassem Wege untersucht, bestehen nach Vogel die Haferkörner in 100 Theilen aus:

59,00 Stärkemehl,
4,30 Kleberartige Substanz,
8,25 Zucker und bitterem Stoffe,
2,00 Fettm. Oel,

2,50 Gummi,
23,95 Hülse (Holzfaser).

100,00

Dem Hafer werden meist nur zwei Arten, der Rispenhafer (*Avena sativa* Linne) und der Föhnenhafer (*Avena orientalis* Schreber) gebaut; diese erscheinen aber in sehr vielen Varietäten. Die andern Haferarten als der nackte Hafer (*Avena nuda* Linne), der Sand- oder Rauhafer (*Avena strigosa* Schreber), der Windhafer (*Avena fatua* Linne) und der kurze Hafer (*Avena brevis* Roth) sind nur an äußerst wenigen Orten in Cultur und in den meisten Gegenden nur als Unkräuter bekannt.

Der Rispen- oder Aßhafer (*Avena sativa*) wird in Teutschland am meisten von allen Haferarten gebaut; er zeichnet sich durch seine nach allen Seiten hin ausgedehnte Rispe, durch herabhängende Ähren mit 2—3 fruchtbaren Blüten, welche kürzer als die Kelchspitzen sind, sowie dadurch aus, daß nur die unterste Blüthe eine Granne hat, welche jedoch bisweilen auch fehlt. Die zu ihm gehörigen Abarten werden von verschiedenen landwirthschaftlichen Schriftstellern verschieden geordnet; Eppengel nimmt vier Hauptspielarten an und bezeichnet sie 1) als weißer gegrannter Rispenhafer, 2) als weißer ungegrannter, 3) als schwarzer gegrannter und 4) als schwarzer ungegrannter Rispenhafer. Von diesen werden nun wieder als Unterarten angegeben: der Augusthafer, der Winterhafer, der dreisamige Hafer, der Hopetounhafer, der Kamtschatkahafer, der Kariofelfhafer u. s. w. Dagegen hält Eppengel, dessen Charakteristik der einzelnen Abarten wir hier zu Grunde legen, den chinesischen Hafer (*Avena chinensis*) mit Unrecht für eine eigene Art, da er doch unstreitig zum Rispenhafer zu rechnen ist. Diesen Fehler begeht auch der neueste Monograph der Gräser, Steudel, der nicht nur den chinesischen Hafer, sondern auch den dreisamigen für eine eigene Art hält. Den weißen gegrannten Rispenhafer nimmt man als die Stammform aller Abarten des Rispenhafers. Zu den Spielarten dieses Hafers gehört der sogenannte Winterhafer, welcher seinen Namen davon hat, daß er sehr früh, schon im März gesät wird, der aber mit dem eigentlichen Winterhafer, welcher in einigen Gegenden von Frankreich, z. B. in der Bretagne, und in England vorkommt, in Teutschland aber nur in sehr günstigen Jahren den Winter erträgt, nicht zu verwechseln ist. Er zeichnet sich besonders durch die Schwere seiner Körner aus, indem der Scheffel oft 10 Pfund mehr als eine andere Spielart, der sogenannte August- oder Sommerhafer, welcher früh reift, wiegt. Auch an Stroh liefert der Winterhafer mehr als der Sommerhafer und befällt weniger leicht als der Frühhafer. Man findet ihn häufig in Gebirgsgegenden cultivirt; im flachen Lande artet er nach einigen Jahren leicht aus, weshalb die Saat nach 2 bis 3 Jahren erneuert werden muß, wenn man fortwährend gute Haferernten haben will. Eine andere Spielart des Rispenhafers ist der englische weiße Hafer, welcher außer

vielen großen Körnern, auch viel Stroh liefert. Zu den Schattenseiten dieses Haisers gehört, daß er sehr leicht ausfällt, weshalb man ihn auf dem Palme nicht zu reif werden lassen darf. Bei dem Doppel-, Gabels- oder Kumpfhaiser (*Avena trisperma Schübler*) sitzen meist drei Körner in einem Balge beisammen, von denen zwei auch nach dem Ausdrücken mit einem Stielchen verbunden bleiben; er wird fast nur in Württemberg angebaut und kann wegen der kleinen Körner mit diesen Spelzen nicht empfohlen werden. Von England aus haben sich der Hoptoun-, der Kamtfalka- und der Kartoffelhaiser verbreitet und häufig als einträglich bewährt; der erstere zeichnet sich besonders dadurch aus, daß er sich sehr stark besodet, obwohl er wegen seiner harten Stengel kein gutes Futterstroh liefert.

Den weißen ungegrannten Rispenhaiser hält man für den einträglichsten und schwersten Haiser. Man findet ihn aber selten rein, da er meist mit dem gegrannten weißen Rispenhaisers gemengt angebaut wird. Auf geringem Boden geht der ungegrannte weiße Rispenhaisers in den gegrannten über. Dierher gehört auch der Augusthaisers, welcher bei verspäteter Bestellung oder in rauhen Lagen noch zur rechten Zeit zur Reife kommt und einen reichen Ertrag liefert.

Vom schwarzen Rispenhaisers gibt es gleichfalls eine begrannnte und eine unbegrannnte Abart. Im Allgemeinen wiegt der ungegrannte Haisers immer schwerer als der begrannnte, mag er zur weißen oder zur schwarzen Abart gehören. Auch gibt es eine zeitige rote Haisersart, die sich hauptsächlich für Kornboden und für hohe, rauhe Gegenden, wo viele heftige Winde herrschen, eignet; indem die Körner so fest in den Spelzen sitzen, daß sie nicht leicht vom Winde ausgeschlagen werden. Uebrigens sind die schwarzen, braunen und rothen Haisersarten sämmtlich härter als die weißen und verlangen auch keinen so kräftigen Boden, liefern dagegen ein schlechteres Futterstroh.

Zu dem Rispenhaisers gehört auch *Avena chloensis*, welcher von einigen landwirthschaftlichen Schriftstellern irrtümlich mit *Avena nuda* für identisch gehalten, von andern für eine eigene Art angesehen wird. Dieser Haisers zeichnet sich durch größere, vielblüthige Ähren, deren Spelzen einen breiteren, glänzenden silberweißen Rand haben, sowie durch nackte Körner aus. Zum Unterschiede: von dem echten nackten Haisers (*Avena nuda*) wird er hin und wieder der große nackte Haisers genannt. Obwohl er einen mürben kräftigen Boden verlangt, so bringt er doch nur eine spärliche Ernte.

Nächst dem Rispenhaisers ist der Fohnen-, Stangen-, Trauben- oder Kammhaisers (*Avena orientalis Schreber*) in Teutschland am meisten in Cultur. Er ist durch folgende Merkmale von dem Rispenhaisers verschieden: die Rispe ist zusammengezogen, einseitwendig, die Rispspitzen sind länger als die Blüthen, in jedem Ährchen befinden sich meist zwei, aber auch drei und vier Blüthen, von denen meist nur die unterste begrannnt ist, bisweilen sind jedoch sämmtliche Blüthen grannlos. Auf kräftigem Boden ist der Anbau dieses Foh-

nenhaisers sowol im Kerne, als im Strohsertrage lohnender als der vom Rispenhaisers, während dieser auf geringerm Boden sicherer fortkommt. Der Fohnenhaisers verträgt zwar die Frühlingsernte eher als der Rispenhaisers und kann deshalb frühzeitiger gesäet werden, wegen seiner längeren Vegetationsperiode verlangt er aber ein mildes Klima, weil er in kalten Jahren sonst nicht reif wird. Zu den Schattenseiten dieses Haisers gehört auch, daß seine Körner dickspeltiger sind und sich schwieriger ausdrücken lassen, weshalb man ihn in einigen Gegenden länger auf dem Schwade liegen läßt. Uebrigens kommt auch er in verschiedenen Varietäten vor; man unterscheidet weißen gegrannten und weißen ungegrannten und ebenso schwarzen gegrannten und schwarzen ungegrannten Fohnenhaisers, von denen die beiden letztern am wenigsten im Großen gebaut werden.

In sehr geringer Ausdehnung werden die folgenden Haisersarten gebaut. Wir erwähnen zunächst den nackten Haisers (*Avena nuda Linne*), welcher sich durch seine gedrungene, etwas einseitwendige Rispe, durch die 3—4 blüthigen Ähren und namentlich durch die den Kelch überragenden Blüthen, von denen 2—3 begrannnt und fruchtbar sind und durch die nackten Körner von andern Arten unterscheidet. Er ist vorzüglichweise in der Schweiz und in Oesterreich angebaut und liefert in dem Gebirgsgegenden von Schottland und Wales, wo Weizen und Roggen nicht mehr gedeihen, doch Brodfrorn, doch ist Stroh- und Körnerertrag nur gering.

Demnächst ist der Raub-, Sand-, Striegel- oder Purhaisers (*Avena strigosa Schreber*) zu nennen, welcher in einigen sandigen und gebirgigen Gegenden gebaut wird, an vielen Orten aber häufig als Unkraut unter den andern Haisersarten erscheint. Er zeichnet sich durch die fast einseitwendige zusammengezogene Rispe, durch die mit den fahlen Blüthen gleich langen oder etwas längern Kelchspitzen, sowie namentlich dadurch aus, daß die äußere Kronspitze der untern Blüthe eine Granne besetzt und mit zwei Stachelspitzen endigt, während die äußere Kronspitze der obern Blüthe grannlos ist, aber in drei Stachelspitzen ausläuft. Dieser Haisers nimmt mit sehr magerem Sandboden verlieb, liefert jedoch nur kleine graue Körner, aber ein sehr feines langes Stroh.

Der kurze Haisers (*Avena brevis Roth*) ist durch die mit den beiden Blüthen gleich langen Kelchspitzen, sowie dadurch, daß jede Blüthe begrannnt ist und die äußeren Kronspitzen mit zwei Stachelspitzen versehen sind, von andern Arten leicht zu unterscheiden. Er ist besonders zu Grünfuitbau empfohlen worden.

Endlich muß noch des Wind-, Flug- oder Wildhaisers (*Avena fatua Linne*) gedacht werden, welcher im mittleren Teutschland als lästiges Unkraut unter dem Saathaisers gefürchtet ist, während er die Sandgegenden im nördlichen Teutschland nicht liebt. Die Rispe dieses Haisers ist ausgebreitet, die Ährchen sind zweiblüthig, die Blüthen begrannnt, die Granne ist am Grunde langhaarig und schwarz, die Kelchspitzen sind länger als die Blüthen. Da er mehrere Wochen früher als der Saathaisers reift und seine Körner einzeln vom Winde

fortgeführt werden, so verunreinigt er immer von Neuem den Boden.

In weit geringerer Ausdehnung als die Cultur der bereits erwähnten Getreidearten wird die der Hirse in Teutschland betrieben; es erstreckt sich dieselbe vielmehr nur auf einzelne Gegenden, z. B. in Thüringen, Baden, Hessen u. a. Die Hirse verlangt ein warmes Klima und einen lockeren Boden, weshalb ihr Sand oder lehmiger Sand am besten zuzusetzt. In kälteren Lagen und auf gebundenem Boden kann sie daher nicht geboet werden. Auch ist ihr Verbrauch im Allgemeinen geringer als jener der bisher abgehandelten Hauptgetreidearten, da ihre Samen im enthielten Zustande zur menschlichen Nahrung nur in mäßiger Ausdehnung dienen, insbesondere, mit Milch gekocht, bei Unbemittelten den Reis ersetzen und als Futter hauptsächlich nur dem Fiebervieh gegeben werden. In leichtem Boden und in trockener warmer Lage bietet sie dagegen durch einen verhältnißmäßig hohen Körner- und werthvollen Strohsertrag auch Vortheile dar, welche durch anderes Sommergetreide nicht zu erzielen sind.

Von der eigentlichen Hirse (mit Ausschluß der Mohrhirse) werden zwei Arten, die Rispen-, Quast- oder gemeine Hirse (*Panicum miliaceum*) und die italienische oder Kolbenhirse (*Panicum italicum*) gebaut, welche sich von jener außer der ganz verschiedenen Form des Blütenstandes durch mehr oder weniger kleinere Körner und mehr als einen Monat längere Vegetationszeit unterscheiden. Nach der Farbe der Körner theilt man die Rispenhirse, welche in Teutschland weit häufiger als die Kolbenhirse cultivirt wird, in weiße, gelbe, graue, rothe und schwarze ein, von denen wiederum die drei ersten die gebräuchlichsten Varietäten sind. Von der Kolbenhirse, welche in Italien und im südlichen Frankreich häufig gebaut wird, in Teutschland aber wegen ihrer langen Vegetationszeit und ihrer Empfindlichkeit gegen Frühjahrsfröste nur in den mildesten Lagen cultivirt werden kann, gibt es Abarten mit gelben, röhrliden und bräunlichen Körnern und mit größeren und kleineren theils begrannten, theils unbegrannten Kolben.

Die Rispenhirse gedeiht besonders auf trockenem, warmem, losem, nur wenig Lehm, aber viel Humus enthaltendem Sandboden und ganz vorzüglich auf Auebruch nach Acker und Gackfrüchten. Dabei verträgt sie von fast allen Pflanzen, die cultivirt werden, die größte Dürre und Hitze, weshalb auch der sehr trockene, heiße Sandboden am besten durch den Anbau von Hirse genutzt werden kann. Da die Hirse ein gut zubereitetes reines Feld verlangt, so wird dasselbe gewöhnlich schon im Herbst öfters gepflügt und gut gegerat. Häufig wird auch dazu gedüngt, was namentlich bei mangelnder alter Kraft des Bodens anzurathen ist. Obwohl die Hirse eine sehr starke Düngung selbst mit frischem Mist verträgt, so wählt man solchen in der Regel doch nicht, weil er mehr Unkraut nach sich zieht, als verretteter Mist oder Pflaster und dergleichen und die Hirse ein reines Land fordert. Die im Mai stattfindende Aussaat der Rispenhirse wird bei dem gewöhnlichen Verfahren

nach untergebracht. An Samen, welcher schon bei der Ernte mit besonderer Sorgfalt ausgewählt sein muß, bedarf man für den vreuß. Morgen $2\frac{1}{2}$ bis 3 preuß. Megen. Die Kolbenhirse muß schon im April ausgesät werden, weil sie sonst nicht mehr zur Reife gelangt. Gewöhnlich wird die Hirse mittels kleiner Hacken zweimal besät und so zugleich von allem Unkraute gereinigt. Ist das Land jedoch von Unkraut nicht sehr verunreinigt, so kann durch ein- oder zweimaliges Eggen zur Zeit, wenn die Saat $1\frac{1}{2}$ bis $2\frac{1}{2}$ Zoll hoch ist, das erste Hacken erspart werden. Durch die Drillcultur wird das Gedeihen der Hirse am meisten gefördert und gesichert, sowie an Culturkosten sehr viel erspart. Die Ernte der Hirse tritt im August oder September ein und erfordert große Aufmerksamkeit. Da die Hirschkörner nämlich sehr ungleich reifen, so darf die Reife der untersten, meist schlechtesten Körner nicht abgemartret werden, sondern man schneidet oder mährt die Hirse, sobald die obersten Körner der Rispen oder Kolben reif sind, weil bei einem längeren Warten ein bedeutender Verlust an Körnern stattfindet. Das Stroh ist zu dieser Zeit noch grün und muß nach dem Ausdreschen zum völligen Ausdreschen wieder an die Luft gebracht werden. Auch die Körner müssen mit Sorgfalt noch getrocknet werden, weil sie sich sonst auf Haufen geschnitten leicht zu sehr erhitzen und im Werthe verlieren. Der Ertrag von Körnern ist auf gereinigtem Boden von der Rispenhirse zu 9 bis 14 Scheffel vom preuß. Megen annehmend, wovon der Scheffel 80 bis 84 Pfund wiegt und etwa die Hälfte nach dem Maße oder 60 Proc. dem Gerichte nach an geschälter Hirse liefert. Der Strohsertrag ist so reichlich als vom Roggen auf gleichem Boden und im Futterwerthe noch höher als Gersten- und Haferstroh anzuschlagen.

Mit diesen echten Hirsearten ist die sogenannte Mohr- oder Mohrenhirse (fälschlich oft Moorhirse geschrieben), *Holcus Sorghum Linné* oder *Sorghum vulgare Persoon*, nicht zu verwechseln. Sie ist auch unter den Namen Negrkorn, Durrah, Sorgho, Sorgh oder Sirt bekannt und wird seit alter Zeit in den heißen Gegenden des nördlichen Afrika's, sowie in Arabien gebaut. Die Körner lernen diese Getreideart zur Zeit des Plinius, welcher sie als eine Pflanze von sieben Fuß Höhe, schwarzem Samen und fast ungläublicher Vermehrung beschreibt, kennen. In neuerer Zeit wird sie in Italien, im südlichen Ungarn, in Dalmatien und andern südlichen Ländern Europa's wegen ihres starken, den der Hirse bedeutend übertrreffenden Körnerertrags ziemlich stark angebauet und dient theils der ärmeren Volksklasse als Nahrung, theils wird sie als Viehfutter benutzt. Die Mohrhirse verlangt einen fetten, feuchten Boden und gedeiht noch auf mildem Bruchboden in größter Ueppigkeit. Am zweckmäßigsten sät man sie in Reihen, die $1\frac{1}{2}$ Fuß von einander entfernt sind und bearbeitet sie theils mit der Hand, theils mit dem Pfluge, in ähnlicher Weise wie die Kartoffeln, den Mais und andere Gackfrüchte. In Ungarn wird sie auch häufig als Zwischenpflanze zu andern Gackfrüchten gewählt. In

Norddeutschland gelangt dagegen die Mohrhirse nicht mehr zur Reife, es müssen daher, wenn sie als Futtergewächs gebaut werden soll, die Samen aus südlicheren Ländern immer von Neuem bezogen werden. Aus den ausgebreiteten Rispen der Mohrhirse werden schöne Besen angefertigt.

Der Mais oder türkische Weizen (*Zea Mays* Linne), zu dessen Betrachtung wir nun übergehen, stammt aus Amerika, woselbst er schon vor Entdeckung dieses Welttheils in den Eingeborenen zur menschlichen Nahrung angebaut wurde und wo er auch jetzt noch, namentlich in den tropischen Gegenden, das hauptsächlichste Getreide ausmacht. Am besten gedeiht er in dem heißesten und feuchtesten Tropenklima, wo in einigen Gegenden seine Fruchtbarkeit so groß ist, daß er das 800fache Korn der Luksaat liefert; in weniger fruchtbaren Ländern bringt er das 3- und 400fache Korn und einhundertfältiger Gewinn dieses Getreides wird in den Tropenländern als eine schlechte Ernte angesehen. Weit geringern Gewinn bringt die Maiskultur in der gemäßigten Zone; so liefert sie in Californien zwischen 33 und 35^{te} Breite im Durchschnitte nicht mehr als das 70fache Korn. Noch geringer ist der Ertrag in kälteren Gegenden, wo unsere Getreidearten die Kultur des Mais allmählig verdrängen werden, wie umgekehrt im südlichen Europa, z. B. in Portugal, seit dem Bekanntwerden des Maises alle Kornarten diesem nach und nach weichen mußten. Bis zu welchem Breitengrade sich die Maiskultur in der neuen Welt erstreckt, ist noch nicht genau ermittelt, doch müssen die Pflanzengrenzen derselben in den vierzigsten der Breitengrade liegen, da selbst auf der südlichen Hemisphäre, wo ein im Verhältnisse zur Breite viel niedrigeres Klima herrscht, die Maiskultur bis zum 40. Grade südlicher Breite hinabsteigt. Auf der Westküste von Europa wird der Mais bis zum 49. Grade, in einigen Gegenden sogar bis zum 52. und 54. Grade gebaut, obwohl er in diesen hohen Breitengraden nicht immer zur Reife gelangt und nur wegen seines Futterwerthes kultivirt wird. Dagegen wird auf den Gebirgen von Amerika die Maiskultur in einer fast unglaublichen Höhe betrieben. Nach Alexander von Humboldt sind auf dem Plateau von Mexico noch in einer Höhe von 8450 Fuß die ausgezeichnetsten Maisfelder zu finden und in Peru, wo sich der Ackerbau überhaupt seit Jahrhunderten im glänzenden Aufstade befindet, steigt die Maiskultur beinahe bis auf 12,000 Fuß Höhe, und Meyen erzählt, daß man den Anbau des Mais schon zu den Zeiten der Inka's auf künstlichem Wege auf der Insel Tiliaca im großen See gleichen Namens erzeugen habe. Auf jener Insel, in einer Höhe von 12,800 engl. Fuß, war der bekannte große Sonnenempel; in ihm brachten die Inka's dem Sonnengotte Opfer von demselben Mais, welcher auf der Insel gewonnen war, während der übrige durch die dem Sonnendienste geweihten Jungfrauen den übrigen Klöstern und Tempeln des Reichs überbracht wurde, von wo aus er unter das Volk kam. Bei dem Volke herrschte nämlich der Glaube, daß, wenn es nur ein Korn von diesem Mais erhielt,

es ihm für die ganze Lebenszeit nicht an Brod fehlen würde. Die Art des Verzehrs des Mais ist bei den verschiedenen Völkern Amerika's sehr verschieden; schon die Peruaner und Mexikaner bereiten verschiedene Arten von Brod aus dem Mais. Erstere machten dreierlei Brod aus dem Mehl des Mais, die eine Art brauchten sie zum Opfern, die andere als gewöhnliches Brod und die dritte bei ihren Feiertlichkeiten. Schon die Indianer vom Arkanzasflusse aßen als gewöhnliche Speise die grünen Kolben des Mais in Würfeln gebraten und noch jetzt ist man in Amerika den Mais ganz einfach mit Salz abgekocht, indem man den ganzen Kolben auf den Tisch bringt. Wie allgemein der Gebrauch des Mais in den tropischen und subtropischen Ländern Amerika's ist, läßt sich daraus entnehmen, daß zu Anfang des Jahrhunderts allein in Mexico eine Menge von 800 Millionen Kilogramme, also über 1,600,000,000 Pfund bei einer Gesamtbevölkerung von vielleicht nicht mehr als 5,000,000 Menschen verbraucht wurde. Daß der Verbrauch dieses Getreides in Mexico so außerordentlich groß ist, kann nur daraus erklärt werden, daß in grasarmen Gegenden selbst die Waidthiere damit gefüttert werden müssen, weshalb auch die höchste Roth in diesem Lande eintritt, wenn einmal die Maisernte nicht gerathen ist.

Außer der Verwendung zu Brod und zu einer großen Anzahl verschiedenartiger Speisen wird der Mais auch zur Bereitung von manchen Getränken benutzt, die in Peru schon zu den Zeiten der Inka's unter dem Namen Chica bekannt waren. Da die Stengel des Mais sehr viel Zucker enthalten, so werden sie in einigen Gegenden Amerika's nicht nur zur Bereitung eines honigartigen Saftes benutzt, sondern sie werden auch, ähnlich wie bei dem Zuckerrübe zerquetscht und ein wohl-schmeckender Brannntwein daraus bereitet, welcher in Mexico Pulque de Mabillo oder Pulque de Tlaalli heißt.

Die Kultur des Mais hat sich schnell über den alten Continent verbreitet und ist nach Indien, China und Japan gekommen, ohne daß man anzugeben vermöchte, auf welchem Wege dies geschah. Die Malaien auf Sumatra und die Oceanier auf den Philippinen bauen den Mais, doch ist bei ihnen nicht dieser, sondern der Reis das gewöhnlichste Nahrungsmittel. Nach Japan soll der Mais schon vor 1200 Jahren gekommen sein; Herr von Siebold hat eine Schrift gegeben, worin die Angabe enthalten sein soll, daß der Mais in jener Zeit durch das Meer an die Küsten von Japan getrieben sei und daß man ihn seitdem in Japan baue. Diese Annahme beruht jedoch auf einer unrichtigen Deutung seiner Stelle, sowie andere, aus älteren Schriften herangezogene Stellen, welche das Bekanntsein der Alten mit dem Mais darthun sollen, dies gleichfalls nicht beweisen. Gegenwärtig wird der Mais in allen Ländern der tropischen und temperirten Zone gebaut, wo die Kultur der Europäer hingelangt ist. Nach Europa kam der Mais schon in den ersten Jahren nach Entdeckung von Amerika und zwar durch Columbus selbst im Jahre

1493. Nun verbreitete sich der Anbau des Weizens mit reißender Schnelligkeit, insbesondere trat er bald um das ganze Becken des Mittelmeeres als wichtigste Saatsfrucht auf und wurde im Tieflande allgemeine Nahrung des Landvolks. Noch jetzt ist der Weizen das Lieblingsgetreide in Italien und wird sogar mehr angepflanzt als die Kartoffel, welche nur in höheren Lagen in größerer Ausdehnung gebaut wird. Auch hat die Einführung des Weizenbaues in Italien die Cultur der Gerste und der Hirse bedeutend vermindert und das Gerstemehl als Volksnahrung fast völlig verdrängt. In einigen Gegenden Ungarns ist der Weizen, oder wie er dort genannt wird, Kukuruz, die Hauptfrucht und vertritt dort die Kartoffel; und ebenso wird der Weizen im süblichen Rußland, in der Moldau und Walachei, in Frankreich und England viel gebaut. Auch in Deutschland ist die Verbreitung des Weizens im Zunehmen begriffen; in Tyrol haben sich die Weizenfelder seit 30 Jahren beinahe um die Hälfte vermehrt, in Krain nöthert sich schon das Volk von der Polenta und in vielen Gegenden, namentlich im mittleren und nördlichen Deutschland wird der Weizen zwar stark angebaut, aber nicht sowohl als Nahrungsmittel für Menschen, sondern nur zur Mastung, zur Brennweinbrennerei und hauptsächlich zur Grünfütterung verwendet. In Frankreich und hin und wieder in Deutschland ist man auch junge, in Essig eingemachte Weizenkörner als Delicatsse.

Obwohl der Weizen, oder wie er in Deutschland auch heißt, türkischer Weizen, Weizen oder Weizenkörner, nur in einer Art gebaut wird, so kommt diese doch in vielen Abarten vor. Ueberhaupt gehört der Weizen zu denjenigen Pflanzen, welche durch Cultur und Klima in Beziehung auf Form, Größe, Farbe und längere oder kürzere Vegetationszeit sehr viele Veränderungen erleiden. Insbesondere hat man zwei Abarten zu unterscheiden, nämlich den gewöhnlichen großen gelben Weizen und den kleinen oder Zwergweizen, in Italien unter dem Namen Cinquantino bekannt, welcher um einen Monat früher reift und daher in höheren und kälteren Lagen angebaut zu werden verdient, wenn er auch im Ertrage dem andern nachsteht. Demnachst zeigen sich bei diesen beiden Hauptabarten Unterschiede in der Form der Kolben (kürzer und dicker oder länger und schmaler) und in Gestalt und Farbe der Körner (enger stehend und platter, weiterstehend und abgerundeter, daher dicker, dann von weißer, gelber, rother Farbe). Im Allgemeinen nimmt man an, daß die Abarten mit größeren Kolben und Stauden, womit auch häufig eine weißere Farbe und plattere Form der Körner (Herzabehn genannt) verbunden ist, einem süblicheren Klima angehören und sich nicht für gemäßigtere Lagen eignen, es sei denn, daß man sie bloß zum Grünfütterbaue benutze und deßhalb den Samen jährlich aus der Fremde bezieht.

Ueber den Weizen besitzen wir viele schätzenswerthe Schriften. Eines der größten Werke über diesen Gegenstand ist die Schrift von Parmentier *Le Mals ou Blé de Targuie* (Paris 1812) mit einem Nachtrage von F. de Neufchateau *Supplément au Mémoire de M.*

Parmentier sur le Mals (Paris 1817.) Unter den Neuern ist A. v. Lengerke's Anleitung zum Anbau des Weizens und vor Allem das gründliche Werk von Burger über die Cultur und Benutzung des Weizens zu nennen.

Der Weizen ist schon oft der Gegenstand chemischer Untersuchungen gewesen. Nach Berghem enthalten die Weizenkörner in 100:

Stärkefchl.	77,00
Zucker	1,45
Gummi	1,75
Pflanzengleim	3,00
Pflanzeneiweiß	2,50
Gettes Del.	0,05
Holzfasern	3,00
Bitterlicher Extract . .	0,40
Asche	1,55
Wasser	9,00
	<hr/> 100,00

100 Gewichtstheile Asche der Weizenkörner bestehen nach Boussingault aus:

Phosphorsäure	50,1
Schwefelsäure	Spuren
Chlor	Spuren
Kalkerde	1,3
Zallerde	17,0
Kieselerde	0,8
Katron, Kali und Verlust	30,8
	<hr/> 101,0

Dagegen fand Sprengel in den Weizenkörnern eine wägbare Menge Schwefelsäure, etwas mehr Katron als Kali (5 : 4), bei weitem mehr Kieselerde und nur 4 Mal so viel Kalkerde als Kalkerde. Phosphorsäure war jedoch gleichfalls in sehr großer Menge in der Asche vorhanden, woraus der Schluß zu ziehen ist, daß man, um körnerreichen Weizen aus übrigen viel Kali und Katron enthaltendem Boden zu erziehen, ein Düngungsmittel mit viel phosphorsaurer Kalkerde wählen muß. Dies hat sich auch durch einen von Boussingault im Kleinen ausgeführten Versuch bestätigt, indem der Weizen nach einer Düngung mit phosphorsaurer Kalkerde-Ammoniak nicht nur außerordentlich üppig wuchs, sondern auch sehr viele Körner lieferte.

Beim Anbaue des Weizens kommt es nun zunächst darauf an, ob man Körner, oder bloß Grünfütter zu gewinnen sucht. Ist ersteres der Fall, so muß vorangeschickt werden, daß die Cultur des Weizens von jener der gewöhnlichen Halbgetreidearten sehr abweicht, indem er die Stelle einer Haadfrucht einnimmt. Im Allgemeinen wird angenommen, daß das Klima, welches dem Weinbaue im Großen noch günstig genug ist, auch dem Weizen zu seinem guten Gedeihen zusetzt; letzterer nimmt sogar mit einem etwas kälteren Klima vorlieb. Der Boden muß warm und kräftig, sonst kann er aber zum Weizenbaue sehr lose oder stark gebunden sein, doch ist zu bemerken, daß der Weizen in Gegenden, wo Klima und Lage seinen Anbau begünstigen, auf mehr gebundenem Boden gebaut werden darf, während bei minder

günstiger Lage der wärmere, losere Boden den Vorzug verdient. Es ist fast gleichgültig, nach welcher Frucht man ihn folgen läßt; gewöhnlich wird er aber in die Brache genommen, da man ihn immer stark düngen und mit der Hand oder mit Pflügen während seines Wachstums bearbeiten muß, wenn er reichlichen Ertrag liefern soll. In Süddeutschland läßt man ihn gern nach Rize folgen; man fährt dann auf die Kleehepette Mist und pflügt die Samen damit stark unter. Der Boden muß sehr gut bearbeitet und reich gedüngt werden, woraus sich am besten Kindeichmist eignet und durch sorgfältiges Aufpflügen im vorangegangenen Herbst eine tiefe Lockerung erhalten, im Frühjahr sind dann meist noch zwei Pflugarten ratsam.

Im südlichen Teutschland pflanzt man den Mais schon im April, im nördlichen, wo sich späte Nachtfröste sehr häufig einstellen, setzt man ihn meist erst im Anfang Mai. Bei dem langsam stattfindenden Keimen des Samens ist ein mäßiger Grad von Einquellen desselben zweckmäßig. Vor dem Pflanzen ist durchaus nöthig, sich von der Keimfähigkeit des Maises zu überzeugen, da dieselbe bei nicht völlig ausgereiften oder ungewöhnlich aufbewahrten Körnern leicht geschwächt ist. Es müssen daher die Kolben, von welchen man die Körner zur Aussaat nehmen will, gleich nach der Ernte von den Hältern befreit und an einem trockenen, luftigen Orte aufgehängt werden; auch sollen die vollkommensten Kolben zu Samen schon im Herbst ausgewählt, aber erst im Frühjahr ausgekörnt werden. Da die Körner bei starker Bedeckung von Erde leicht erkranken, so dürfen sie im mürben Boden nur 2 Zoll, im dünnigen sogar nur 1 1/2 Zoll tief gelegt werden.

Der Mais wird nicht breitwürsig gesät, sondern in regelmäßige Reihen gelegt und zwar soweit von einander, daß jede Pflanze der kleinen Sorten 4—6 und die der größeren 8—10 Quadratfuß Raum erhält. Das Pflanzen des Maises in Reihen ist deshalb nöthig, damit er während seines Wachstums mit Pflügen bearbeitet werden kann; denn ohne Reinigung und sorgsame Lockerung des Bodens ist auf keine gute Ernte zu rechnen. Im Großen sät man den Mais mit einer Maschine dadurch in Reihen, daß man dieselbe beim Pflügen des Feldes zur Seite hinter dem zweiten und dritten Pfluge herfährt. Die Pflanzen, welche dann in den Reihen selbst noch zu dicht stehen, werden weggelassen, so daß sie 2 bis 3 Fuß weit von einander zu stehen kommen. In Ermangelung einer Maschine kann man die Maiskörner auch mit der Hand in die Pflugsurchen streuen. Die jungen Pflanzen werden, wenn sie aus der Erde hervorkommen, zuerst mit der Hand behackt, womit freilich andere so lange warten, bis die Pflänzchen 6 Zoll hoch sind; zugleich werden sie verdünnt und vom Unkraut gereinigt. Nöthigenfalls geschieht dies Beobachten noch 10 bis 12 Tagen noch einmal. Sind die Pflanzen etwa 1 Fuß hoch, so werden sie nach behackt, was wiederholt wird, wenn sie eine Höhe von 1 1/2 Fuß erreicht haben, nur werden sie bei diesem zweiten Male tiefer behäufelt. Im Großen bedient

man sich hierzu der Schaufel- und Häufelpflüge. — Als Saatquantum bedarf man für den preuß. Morgen 1/10 bis 1/8 Scheffel Samen.

Auf kräftigem Boden treibt der Mais mehr oder weniger Nebenschosse, welche vor und nach der Blüthezeit ausgetrieben werden müssen. Sie liefern ein vorzügliches Gänsefutter, welches namentlich die Kühe sehr gern fressen und eine schöne Milch darnach geben. Beim zweiten Ausbrechen nimmt man auch soviel von den angesehten Kolben und zwar die schwächeren davon weg, daß deren nur zwei, höchstens drei an jeder einzelnen Pflanze verbleiben.

In manchen Gegenden werden auch die Blüthenstiele der männlichen Blüten nebst den daranstehenden Blättern zum vollendeten Abblühen abgeschnitten und als Viehfutter verwendet. Dies sogenannte Entblättern soll jedoch der Ausbildung der Körner nachtheilig sein, weshalb es auch an den Orten, wo das Klima den Maisbau aufs Vollkommenste begünstigt, unterbleibt, wie auch dort das Ausbrechen der Kolben nicht stattfindet. In minder günstiger Lage entwickeln sich übrigens meist nicht mehr als zwei oder drei Kolben an einer Pflanze, wo dann das Ausbrechen derselben von selbst unterbleibt.

In Gegenden, wo der Maisbau stark betrieben wird, baut man häufig noch ein nappbares Gewächs zwischen dem Mais und erreicht dadurch einen höhern Totalertrag. Gewöhnlich wird zu dieser Zwischenfrucht die Zwergbohne, aber auch der Kürbis, Tabak oder Hanf gewählt.

Hat der Mais seine Reife erlangt, was in Teutschland selten vor Ende Septembers, öfters erst im October stattfindet und daran erkannt wird, daß die Blätter und Stengel gelb und trocken sind, so bricht man die Kolben gleich aus dem Felde von den Stengeln ab und befreit sie womöglich noch an demselben Tage von den sie bedeckenden Blättern. Die dicken, trockenen Maisstengel nebst den noch daran stehenden trockenen Blättern erntet man dagegen später und verwendet sie zu Viehfutter entweder geschnitten und zerhackt oder nur weich geklopft. Das Kindeich, namentlich die Däsen, fressen ohne Nachtheil selbst die härtesten und dicksten Stengel mit großer Begierde. Die entblätterten Maisstengel werden an einem trockenen Orte oder besser, wie in Ungarn, in besonderen Trockenhäusern, den sogenannten Kolben, 2—3 Fuß breiten, 12—18 Fuß hohen und beliebig langen Gebäuden mit vorstehendem Dache und mit Ratten oder Fiechtwerk beklebten Seitenwänden aufbewahrt. Die eingernteten Kolben werden bis unter das Dach eingeführt und trocknen bis zum Entblättern sicher und ohne weitere Arbeit aus. Das Entblättern der Kolben ist nöthig, um die Schimmelbildung zu verhüten, da der Blüthenboden, woraus die Körner sich, sehr schwer austrocknet und deshalb leicht Veranlassung zum Verberben der Körner gibt. Zum Ausbringen der Maiskörner aus den Kolben hat man eigene Maschinen erfunden, namentlich ist die aus Amerika stammende Maisentkörnungsmaschine, welche sogar durch

Pferde in Betrieb gesetzt werden kann und außerordentlich viel fördert, sehr zu empfehlen. In kleineren Deonomen können in den langen Winterabenden die Dienstboten damit nützlich beschäftigt werden; im Großen drückt man die Kolben auch in einem 1½ Fuß hohen Kasten von 100 Quadratfuß Fläche, dessen Boden rostartig mit eisernen Stäben versehen ist. Die Kolben werden in diesen Kasten gethan und darin so lange gedrosen, bis die Körner durch den Rest fallen und zum weiteren Reinigen weggenommen werden können.

Die Größe des Ertrags ist nach Sorte, Lage und Boden sehr verschieden. Als ein geringer Ertrag sind 10 bis 12 Scheffel vom preuß. Morgen (20 bis 24 Mehen vom österr. Joch) anzunehmen. Als Mittel-ertrag sind 20 bis 22 Scheffel vom preuß. Morgen (40 bis 44 Mehen vom Joch) anzusehen, während der Mais auf einem ihm zusagenden Boden und bei reichlicher Düngung nicht selten einen weit höheren Ertrag liefert. Burger hat mehr als 60 Mehen vom Joch geerntet und Erträge von 30 bis 60 Mehen vom Joch kommen unter günstigen Verhältnissen öfters vor. Werden Zwerghohnen dazwischen gepflanzt, so kann deren Ertrag 2 bis 5 Scheffel vom Morgen (4 bis 10 Mehen vom Joch) betragen. Der Futterwerth der grün ausgebrochenen Schosse darf zu 4 bis 8 Centner Heuwerth vom Morgen (8 bis 15 Centner vom Joch) angenommen werden. Der Ertrag von Stengeln, Dedblättern und dergl. schwankt zwischen 18 und 35 Centner vom Morgen. Der Futterwerth des Maises ist dem von den besten Körnerfrüchten gleich und das Stroh desselben hat als Viehfutter einen höhern Werth als das des Palmgetreides. Will man die harten, trocknen, holigen Maiskegel dem Viehe leichter genießbar machen, so weicht man sie zerhackt mehr Tage lang in kaltes Wasser ein. Sollen die Maiskörner zum Mästen der Schweine dienen, so werden ihnen die Kolben unausgedrosen gegeben. Erstere werden, wie überhaupt alle Thiere, bei der Maisfütterung sehr schnell fett. In Ungarn ist der Mais fast das alleinige Wolkfutter der Schweine, deren Fleisch und Fett nach dem Genuss von Maiskörnern wohlgeschmackerter wird, weshalb die Schinken auf diese Art gemästeter Schweine zu den Lederbeissen gehören und theuer bezahlt werden. Auch ist der Mais ein vorzügliches Pferdefutter und eignet sich nicht weniger zum Mästen des Flederchens.

Soll der Mais nur als Grünfutter genutt werden, so ist ein Klima, in welchem Wintergetreide noch sicher zur Reife gelangt, für ihn warm genug. Das Land muß zwar auch für den Futtermais wohlbearbeitet, kräftig und von Unkraut rein sein, aber man kann mit der Bestellung die wärmere Witterung Ende Mai oder Anfang Juni abwarten, muß doppelt soviel säen, als zur Gewinnung der Körnerfrucht und die jungen Pflanzen gleichfalls behüten, sobald sie zu einiger Kraft gelangt sind.

Wir wenden uns nun zu der Getreideart, welche die weiteste Verbreitung besitzt und der größten Menschenzahl zur Nahrung dient, obwohl sie in Teufelsland

nicht gebaut werden kann, wir meinen den Reis (*Oryza sativa* Linn.). Er ist das allgemeinste Nahrungsmittel im östlichen und südlichen Asien, wird aber auch im nördlichen Afrika, in Aegypten, Nubien, Persien, Arabien und Kleinasien vielfach gebaut. Mit den Europäern ist der Anbau des Reises nach Amerika hinübergegangen und er wird daselbst in der tropischen und subtropischen Zone, ja noch viel weiter hinaus, sehr häufig cultivirt. Im süßlichen Nordamerika hat sich die Cultur des Reises so verbreitet, daß er daselbst fast das alleinige Nahrungsmittel ausmacht. Hiermit ist jedoch der sogenannte wilde Reis, von welchem sich die Eingeborenen von Canada während der Winterzeit ernähren und der von einer ganz andern Pflanze, nämlich der *Zizania aquatica* Lambert stammt, nicht zu verwechseln. Ebenso hat man im Innern von Südamerika, am Rio negro und in Para eine andre Art des Reises wildwachsend angetroffen. In nach von Martius fand dieser Reis am Rio Icarica, einem Arme des Rio Madeira so dicht, als ob er künstlich angepflanzt wäre, sobald die wilden Indianer auch reichliche Ernten davon machen, indem sie kleine Kähne zwischen die reifen Stämme führen und den Samen in diese hinein schlagen und es ist nur aus dem Stumpf sinne der Indianer zu erklären, daß diese ausgezeichnete Nahrungsplanze nicht längst Gegenstand des Ackerbaues geworden ist. In Carolina begann der Anbau des echten Reises (*Oryza sativa*) nach 1690, in welchem Jahre ein Schiffscapitain Reis aus Madagaskar nach Charleston in Carolina brachte. Er schenkte dem Gouverneur Smith einen Sack voll Reis und sagte ihm, daß diese Frucht im Orient ein vorzügliches Nahrungsmittel ausmache. Der Gouverneur theilte den erhaltenen Vorrath mit einigen Landwirthen, welche die Körner säeten und einen alle Erwartung übertreffenden Ertrag erhielten. Von der Einführung des Reises, zu dessen Anbau der sumphige und niedrige Boden von Carolina so sehr geeignet ist, leitet die Colonie ihren Wohlstand her. Auch in Louisiana, in Brasilien, Venezuela und Brasilien ist der Reisbau eingeführt.

In weit beschränktem Maße hat die Reiskultur in Europa Fuß gefaßt, obwohl sie in verschiedenen Ländern versucht ist. So kam nach Belg der Reisbau, welchen die Sarazenen in Spanien eingeführt hatten, im Jahr 1522 durch die Spanier, die kurz zuvor nach Befriedung und Vertreibung der Mauren die Reisfelder derselben in Besitz genommen hatten, in die Lombardei. Im venetianischen Gebiete legte der General Tiedor Trivulci, ein geborener Mailänder, 1522 auf seinem Gute bei Tri und Palu am Sartoro eine Reispflanzung an; in demselben Jahre wurde bei Verona Reis gebaut und 1530 war schon blühender Reisbau im Mailändischen. Von Verona wurde der Reisbau in Mantua eingeführt. Früher war der Reisbau aus Aegypten und Spanien nach Italien gebracht worden. Da aber das mit Reis bebaute Land abwechselnd unter Wasser gesetzt werden muß und dies auf den Gesundheitszustand erst nachtheilig wirkte, so verordneten die Regierungen, die Reispflanzungen von den Bohnenorten zu entfernen.

Im Jahre 1523 wurde der Reisbau vom Magistrat von Saluzzo verboten oder wenigstens eingeschränkt und dieses Verbot 1567 wiederholt, ebenso in Mailand, Venedig (1594) und Bologna (1598). In den Abruzzen wurde ehemals gleichfalls Reis gebaut, während sich gegenwärtig dort keine Reisfelder mehr finden. In Neapel war durch die Spanier der Reisbau eingeführt, aber ein Gesetz vom J. 1763, durch welches die Reisfelder auf zwei Meilen von jedem bewohnten Orte entfernt werden sollten, machte diesem Kulturzweige ein schnelles Ende. Vielfacher Beschränkungen ungeachtet ist gegenwärtig der Reisbau im nördlichen Italien doch der bedeutendste in Europa, namentlich wird bei Mailand, wo der beste Reis wächst, bei Verona, Mailand, Mantua, im Kirchenstaate, bei Salerno und auf Sicilien Reis gebaut. In Spanien hat der Reisbau durch die Bestimmung, daß die Reisfelder eine Meile von bewohnten Orten sein müssen, sehr abgenommen; am stärksten wird er noch bei Valencia getrieben. In der Provence und in Rhodanis versuchte man in der Mitte des 16. Jahrh. die Cultur des Reises und noch unter Cardinal Fleury (1743) wurde sie nicht nur in Foréz, Languedoc und in der Provence, sondern auch in der Auvergne getrieben, aber auch hier entstanden durch die Wasserreiche, welche die Anbauer nach der Ernte nicht abzulassen wußten, Krankheiten und der Anbau mußte aufgegeben werden. Bei Marseille, wo der Reis im J. 1619 von Guenoy noch unter den Haupterzeugnissen aufgeführt worden war, hörte sein Anbau gleichfalls auf, doch wurde er 1846 im Rhodanthal und in den folgenden Ländern der Umgegend von Narbonne wieder mit Erfolg versucht. Ebenso hat man im J. 1847 in den Niederlanden in der Nähe von Herzogenbusch mit dem Anbau des mailändischen Reises glückliche Versuche gemacht. Demnächst wird in Ungarn, namentlich in den sumpfigen Gegenden des tremevarer Banats, viel Reis gebaut, auch im südlichen Rußland hat in neuer Zeit die Reiskultur begonnen. Eine Art des Reises ist der sogenannte Bergreis oder trockene Reis, welcher auch in bergigen Gegenden gezeiht und auch in den Tropenländern angebaut wird. In Oberitalien hat man mit diesem Bergreise gleichfalls Culturversuche angestellt, welche kein unglückliches Resultat lieferten, während die in Oesterreich und Baiern damit unternommenen Anbauversuche durchaus unglücklich ausgefallen sind.

Der Anbau des gewöhnlichen oder Sumpfreises, welcher in Indien und China die Hauptnahrung bildet, obwohl er der außerordentlich großen Bevölkerung dieses letzten Landes ungeachtet der sorgfältigen Betreibung des Ackerbaues die hinreichende Nahrung nicht gewähren kann, weshalb diesem Lande von dem Mehrertrage anderer Gegenden, namentlich von dem der fruchtbaren Inseln des indischen Archipels alljährlich ungeheure Quantitäten von Reis zugeführt werden müssen, um dem Ueberflusse der Hungerstrebenden vorzubeugen, geschieht nach Meyen im Allgemeinen auf folgende Art: entweder sät man ihn in den gereinigten Schlamm natürlicher Sümpfe,

oder, was am gewöhnlichsten ist, man sät ihn in besonders dazu eingerichtete Bassins, welche 2 bis 3 Fuß tief eingegraben sind und unter Wasser gesetzt werden können. Im südlichen China bedecken diese Reisfelder den ganzen flachen Boden und steigen bis hoch auf die Berge hinauf, wo sie entweder mit dem Wasser, welches von dem Berge herabsiehet, bewässert werden oder wo das Wasser aus dem darunter liegenden Felde in ein höher liegendes gepumpt wird, wodurch es gelingt, die Wassermasse bis auf mehr denn tausend Fuß Höhe hinauszubringen. In den Reisbassins wird der Reis zuerst in kleinen Haufen sehr dicht gesät. Wenn die jungen Reispflanzen 2 oder 3 Zoll hoch sind, so werden ihre Gipfel abgeköpft, damit sich aus jeder Pflanze mehrere Seitenköstlinge bilden. In verschiedenen Gegenden von China soll man die Pflanzen sogar mehrmals umsetzen, um eine reichere Ernte zu erzielen. Auf Sumatra verpflanzt man die jungen Reispflanzen, nachdem schon lange vorher die mittlern Köstlinge ausgebrochen sind, erst am 40. Tage nach dem Säen. Nachdem dies geschehen, besteht die Geschäftigkeit des Pflanzers in der genauen Abmessung des Wassers, welches er in die Entwässer oder Reisbassins hineinläßt, da dasselbe Wasser nicht lange darauf stehen darf; zu der Zeit aber, in welcher der Reis zu blühen anfängt, muß alles Wasser entfernt werden. Drei bis vier Monate nach dem Verpflanzen sät man an, den Reis zu ernten, indem man entweder die Ähren ganz kurz abschneidet und die Halme in der Erde verkaufen läßt oder indem man die Halme mit abschneidet und ihn in kleine Garben bindet.

Der Bergreis oder Labang gedeiht dagegen am kräftigsten auf solchem Boden, der trocken durch Ausbrennen und Abdrücken der Waldbäume gewonnen ist, weshalb diese Culturmethode auch überall in den Gegenden, wo bei schwacher Bevölkerung viel Wald existirt, wie auf Sumatra, Java, Luzon und Brasilien in Anwendung kommt. Da aber die Wäldungen der tropischen Gegenden in ihrem frischen Zustande nicht brennen, so pflügt man zu Anfang der trockenen Jahreszeit, an einem solchen Orte, den man später besäen will, alle Äste und Spitzen der Bäume abzubauen und sie so lange liegen zu lassen, bis sie trocken geworden sind, worauf dann die ganze Stelle in Brand gesteckt wird. Dieser wird oft Monate lang unterbalten, bis Alles zur Erde niedergebrannt ist und der Boden durch die zurückgebliebene Asche so eine überaus fräftige Düngung erhalten hat. Erst jetzt während der Zeit des Abnehmens nasses Wetter ein, so erlischt das Feuer und die ganze Arbeit muß bis zur nächsten trockenen Jahreszeit aufgeschoben werden, worauf man dann mit Beginn der nassen Jahreszeit, welche in der nördlichen Halbkugel im April und Mai, in der südlichen im September und October eintritt, den Bergreis sät. Hierzu werden mit einem zugespitzten Instrumente beim Gehen in regelmäßigen Entfernungen Löcher gemacht und eine andere Person wirft in jedes dieser Löcher einige Samen hinein, ohne weiter die Löcher zuzumachen, was man der Natur überläßt. Die Erntezeit des Bergreises

erfolgt etwa fünf Monate nach der Zeit der Saat und geht in derselben Weise vor sich, wie die des Sumpfreises. Das Trennen der Reiskörner von der Hülle geschieht in verschiedenen Gegenden auf verschiedene Weise. Auf Sumatra treten die Malaien die Hüllen mit ihren Füßen, indem sie sich mit den Händen an einer Bambusrange festhalten. Nach der Ernte folgt noch eine sehr schwierige Arbeit, nämlich die des Trennens der Reiskörner von ihrer Schale. In Gegenden mit ausgebildeter Reiskultur bedient man sich hierzu freilich der Maschinen, aber der arme Indische Reis täglich diese Arbeit vor sich, wenn er seinen Reis essen will. Wenn bei den Bewohnern der philippinischen Inseln am Tage vorher oder des Nachts der Reis in seiner Schale, welcher in diesem Zustande dort Palay heißt, nicht geklopft ist, so hat man am folgenden Tage nichts zu essen, doch ist zu bemerken, daß der Palay der harten Schale wegen sich besser hält, als der ausgekloppte Reis. Des Stampens des Palay's geschieht in großen Mösern mit schweren Keulen von hartem Holze und gewöhnlich gehört dieses Geschäft dem weiblichen Theile der Familie eines Hauses an, welche damit den dritten Theil der Nacht beschäftigt ist. Der gereinigte Reis gibt dem Rasse nach ungefähr die Hälfte des Palay's; das Entfernen der Schalen geschieht durch Werfen sehr leicht, weil die Reiskörner ziemlich schwer sind.

Der Ertrag der Reiskultur ist nach Beschaffenheit des Bodens sehr verschieden. Vergeheis gibt in neu bestellten, durch Abwischen dichter Wäldungen gewonnenen Boden 60 bis 80fachen Ertrag, während man in gedüngten Lagen, wo man alljährlich den Reis kauft, mit einer solchen Ernte zufrieden sein muß. Der Sumpfreis liefert im Durchschnitt einen 100 bis 120 fältigen Ertrag, in sehr günstigen Localitäten hat man sogar einen 400fachen Ertrag gemerkt.

In den Ländern, in welchen die Reiskultur im Großen betrieben wird und der Reis das allgemeinste Nahrungsmittel ausmacht, ist aus die Benutzung dieses Getreides zu Speisen unendlich vielfach; im reinen Wasser abgekocht, ist es das gewöhnliche Brod für die Bewohner des östlichen Asiens. Aus Reiskorn verfertigt man eine große Anzahl von Speisen und die starken, geistigen Getränke der Chinesen werden gleichfalls aus dem Reise bereitet.

Außer dem Reise werden im Süden und Osten von Asien noch einige Giesarten, insbesondere Panicum miliare und frumentaceum, Paspalum serotianatum gebaut, deren Cultur sich meist auf Indien erstreckt, sowie die Sorghum-Arten und Eleusine coracana Cuvier, welche auch nach Afrika gelangen.

In Abyssinien hat man eine einheimische Getreideart, den Tef, Tef oder Taf (Poa abyssinica, Jacquin, Eragrostis abyssinica Swind), aus dessen Körnern ein Brod bereitet wird, welches die Hauptnahrung der Bewohner dieses Landes ausmacht. Fremden Reisern scheint jedoch das von dieser Getreideart gewonnene Brod nicht zu bekommen, weshalb man auch keine Veranlassung gefunden hat, die Reiskultur nach andern Län-

dern zu verpflanzen oder sie, wenn's geschehen, sehr bald wieder aufzugeben. Nach Holz äußert sich der Botaniker Schimper, welcher seit vielen Jahren in Abyssinien lebt, über dieses Getreide folgendermaßen: „Ich glaube, daß ein häufiger Genuß von Tafbrod den Wadurwurm hervorbringt, der auch bei allen Abyssinien fast ohne Ausnahme getroffen wird, nicht minder bei den im Lande wohnenden Ausländern, welche Tafbrod essen, kein es Reise oder Neger, Europäer oder andere Menschen. Die Europäer, welche ich in Abyssinien konnte und die Weizenbrod, keinen Taf essen und sich viel als möglich, an europäisches Lebensweise hielten, litten im Verlaufe mehrer Jahre vom Wadurwurm befreit, wie auch ich selber, obwohl ich zuweilen genöthigt bin, Taf zu essen; allein nie thue ich dies fortgesetzt, sondern nur ausnahmsweise. Andere Fremde, welche gleiche Nahrung wie die Abyssinier genießen, leiden schon in den ersten Monaten, ja in den ersten Wochen ihres Aufenthalts am Wadurwurm.“ Wenn nun auch das häufige Vorkommen des Wadurwurms bei den Abyssinien und den in Abyssinien lebenden Fremden eine andere Ursache, als dem Genuße des Tafbrodes zugeschrieben werden kann, so scheint doch die geringe Verdaulichkeit dieser Getreideart bei andern Völkern vollkommen gerechtfertigt.

Von den Halmfrüchten wenden wir uns zu der zweiten Abtheilung der Getreidearten, den Hülfsenfrüchten, welche durch ihre aus einem einzigen Fruchtblatte bestehende Frucht, die meist ohne Schidenwand ist, an der oberen oder inneren Nabe (Banchacht) die Samen trägt und gewöhnlich in dieser Nabe (oft aber auch in beiden Naben) der Länge nach aufspringt, hinreichend charakteristisch sind und sich wesentlich von den Schidenfrüchten unterscheiden, obwohl sie mit diesem Namen bisweilen irrtümlich belegt worden. Letztere besitzen aber eine aus zwei Fruchtblättern gebildete, meist mit einer Schidenwand versehene, also zweifächerige Frucht, welche gewöhnlich an ihren beiden Naben die Samen trägt und mit Zurücklassung dieser Nabe und der Schidenwand in zwei Klappen aufspringt. Zu diesen Schidenfrüchten gehören viele einjährige Gewächse, z. B. der Raps, Rüben, Döter, sowie der Senf und überhaupt alle leuchtblühigen Pflanzen, während die hülfsenfrüchtigen Gewächse gleich den Getreisen, wozu alle Halmgetreidearten zu zählen sind, eine durchaus natürlich abgegrenzte Familie bilden. In der Landwirtschaft werden die Hülfsenfrüchte sowohl ihres Ackerbaues, als Strohertrags wegen gebaut und zeichnen sich vor den Halmgetreidearten dadurch vortheilhaft aus, daß sie vermöge ihrer kriten Blätter verhältnißmäßig viele Nahrungsstoffe aus der Luft entnehmen und daß sie namentlich die Ackerkrume weit mehr schonen als das Halmgetreide, da sie mit ihren Wurzeln tiefer in den Boden dringen als diese und sich so bei eintretender Dürre nicht nur eher mit Feuchtigkeit versehen können, sondern auch von den Stiefen, die ihnen der Untergrund bietet, leben, weshalb sie auch eine gute Vorfrucht für das Halmgetreide sind. Dazu kommt noch, daß sie der Ackerkrume

urth den Abfall vieler Blätter- und den Rückstand ihrer meist dicken Wurzeln für das denselben Entgegense eine nicht unerheblichen Ertrag liefern, daß sie den schweren Boden lockern und daß sie, sofern sie üppig wachsen, den Boden dicht besagten, wobei er müde bleibt und wodurch das Aufkommen der Unkräuter unterdrückt wird. Auch ist das Stroh der Hülsenfrüchte im Durchschnitt nahehofter, als das der Palmfrüchte, wie auch die Körner der meisten Hülsenfrüchte im gleichen Gewichte etwas mehr Nahrungstoff besitzen, als die der Palmgetreidearten. Außerdem eignen sich die Hülsenfrüchte sehr zur Grünfütterung und Gründüngung.

Ungachtet dieser guten Eigenschaften nehmen die Hülsenfrüchte im Ganzen einen minder wichtigen Standpunkt im Landbau ein, als das Palmgetreide, was sich daraus erklärt, daß ihr Anbau durchschnittlich nicht die gleiche Sicherheit gewährt und daß ihre Körner zur menschlichen Nahrung wie zu anderweitiger technischer Benutzung in weit geringerem Verhältnisse verbraucht werden, als die Körner von jenen. Der Hauptnutzen der Hülsenfrüchte beruht auf ihrer Verwendung zur Viehfütterung und zur Viehfutur behufs der Gründüngung und Gründüngung, nachfolgend auf dem Verbrauch als Kochfrüchte, doch ist dabei zu bemerken, daß sie zwar denjenigen, welche schwere Arbeit leisten müssen oder sich viel Bewegung machen können, eine sehr nahrhafte Speise gewähren, dagegen für diejenigen, welche viel sitzen und keine Gelegenheit zur Bewegung im Freien haben, sich nicht eignen.

Zu den Hülsenfrüchten, welche im Großen cultivirt werden, gehören die Erbsen, Linse, Bohne, Paspale, Wicke, Kicher, Platterbse und Lupine.

Die Erbsen gehört zu denjenigen Hülsenfrüchten, welche am stärksten angebaut werden. Ihre Körner werden allgemein als Nahrungsmittel der Menschen, sowie als Viehfutter, besonders für Kälber, aber auch für Pferde verbraucht und ihr Stroh liefert ein gesundes und nahrungsreiches Treckenfutter. Es sind im Landbau zwei Arten von Erbsen zu unterscheiden, von denen die eine nur wenig in Cultur steht, ja fast nur in Ostpreußen und den benachbarten Ländern, dort aber häufig gebaut wird, dies ist die graue Erbsen mit violetten Blüthen (Pisum arvense Linné). Sie wird lang und liefert deshalb einen großen Ertragsbeitrag. Ihre vieredigen oder kantigen Körner sind meist braun punktiert, oft aber auch bloß graugrün und etwas größer als die der gewöhnlichen Felderbsen. Es gibt davon eine kleine, mittlere und große Spielart. Die Körner dienen zwar meist als Pferde-, Schweine- und Schaffutter, werden jedoch in jener Gegend auch vielfach zur menschlichen Nahrung verwendet, so sie gehören dort zu den Lieblings Speisen der unteren Volksklasse, während man sie an andern Orten nicht als Speise liebt, überhaupt kaum einmal baut. Im nordöstlichen Russland soll sie aber sicherer gegeben als die gewöhnliche weißblühende Felderbsen mit gelben runden Körnern (Pisum sativum Linné). Von dieser sind eine große Anzahl von Abarten bekannt, welche sich namentlich durch mehr weißliche, hochgelbe

oder grünliche, sowie durch größere und kleinere Körner auszeichnen. Die Abarten mit kleinen weißlichen Körnern haben eine längere Vegetationsperiode, weshalb sie auch Früh- oder Sommererbsen genannt werden. Die grünlichen und großen gelben Erbsen werden am zweckmäßigsten zu Speisen verbraucht, ihnen zunächst stehen die großen weißen und dann die kleinen.

Nach mehrern mit den Erbsen vorgenommenen chemischen Untersuchungen enthalten sie viel Kali, Natron, Kalk- und Zinkerde und Schwefelsäure, aber auch gleich den Bohnen viel Phosphorsäure und dies dürfte wol der Hauptgrund sein, weshalb sie, wenn sie geerntet sollen, auf den meisten Bodenarten, da dieselben immer wenig phosphorsaure Salze in den obern Erdschichten zu enthalten pflegen, erst nach langen Zwischenräumen wieder kommen dürfen, während die Bohnen unbeschadet des Ertrags öfter als die Erbsen auf dasselbe Land gebracht werden können, da sie mit ihren längern Wurzeln aus den im Untergrunde vorhandenen phosphorsaurigen Salzen größeren Nutzen ziehen.

Nach Boussingault's Elementar-Analyse bestehen die weißen Erbsen aus:

46,50	Kohlenstoff,
6,20	Wasserstoff,
40,00	Sauerstoff,
4,20	Stickstoff,
3,10	Asche.

100,00

Dagegen bestehen die Erbsen auf nassem Wege untersucht nach demselben Chemiker aus:

20,4	Pflanzenfaser (Legumin),
47,0	Stärkefaser,
2,0	Zete,
2,0	Schleimzucker,
11,0	Holzfasern und Pectin,
5,0	Gummi,
3,0	phosphorsaure und andere Salze,
9,6	Wasser und Verlust.

100,0

Nach Wilsch besteht die Asche der Erbsenkörner in 100,00 Theilen aus:

34,19	Kali,
12,86	Natron,
2,46	Kalkerde,
8,60	Zinkerde,
0,96	Eisenerz,
34,57	Phosphorsäure,
5,56	Schwefelsäure,
0,31	Chlor,
0,25	Kieselerde,
(0,24	Kohle und Verlust.)

Nach Boussingault enthalten 100,00 Theile Erbsenstroh:

2,30	Stickstoff,
45,60	Kohlenstoff,

5,60 Wasserstoff,
35,00 Sauerstoff,
11,30 Asche.

100,00

Die Erbsen kommen noch sehr gut in einem Klima fort, in welchem der Weizen die Mitte August zur Reife gelangt. Sie lieben, wie alle Hülsenfrüchte besonders eine etwas feuchte Atmosphäre und misserathen deshalb sehr leicht in trockenen Gegenden, sie gedeihen daher im Allgemeinen in Norddeutschland sicherer, als in Süd-
deutschland. Auch beanspruchen sie wegen ihrer fast fünf Monate langen Vegetationsperiode einen nicht zu kurzen Sommer, wogegen sie früh in die Erde gebracht werden können, da ihnen Frühjahrsfröste nicht leicht schaden. Am besten gedeihen die Erbsen in einem etwas kalthaltigen Lehmboden. In einem zu feuchten Boden blühen sie lange fort, ohne Hülsen anzuschüßen, im mageren Grunde bleiben sie ganz zurück, nach frischem Dünger wachsen sie bloß ins Stroh und in einem moorigen oder sauren Boden vertragen sie gar nicht. Nach gut gedüngten Kartoffeln liefern die Erbsen die meisten Körner, obwohl sie sonst zu ihrem Gedeihen keine besondere Vorfrucht erfordern. In der Dreifelderwirtschaft gehören die Erbsen zu den Früchten, welche man in der Brache anbaut; in der Fruchtwechselwirtschaft bringt man sie dagegen zwischen zwei Halmgetreidefrüchten, zuweilen aber auch nach Kartoffeln, rothem Ake oder Kleineide. Da eine frische, starke Düngung bei den Erbsen mehr den Stroh- als den Körnerertrag befördert, so muß ihnen ein Boden mit alter Kraft angewiesen werden. Nach Mergel-, Kalk- und Gypsdüngung gerathen die Erbsen meist gut, doch sollen sich die nach Gyps, sowie von stark kalthaltigem Boden gezogenen Erbsen nicht wohl fügen. Da die Erbsen eine etwas raube Bestellung verträgt, so wird meist nur einmal und zwar unmittelbar vor der Saat dazu gesät, obgleich ein tiefes Aufspülen im Herbst und ein flacheres zweites Pflügen im Frühjahr zu empfehlen ist. Die Saat wird begannen, sobald der Boden gehörig abgetrocknet ist; die frühe Saat wird der späteren vorgezogen. Nur die sogenannten Sommererbsen werden erst im Mai gesät. Auf dem leichteren und Mittelsboden ist ein Unterpflügen zumäßiger Tiefe oder bei früher vorausgegangenem Pflügen Unterpflügen dem Unterzügen vorzuziehen, während dieses für den mehr geschlossenen Boden vortheilhafter ist. Für den prunklichen Morgen bedarf man 1 bis 1½ Scheffel; es ist jedoch eine schwächere Saat zu nehmen, wenn die Erbsen später schadet werden sollen.

Daß die gewöhnliche Erbsensoot etwa eine Höhe von 2 Zoll erreicht und ist der Boden weder zu naß, noch zu trocken, so ist ein Durchgehen vortheilhaft, zu welchem Ende nach dem Unterpflügen unmittelbar nach der Saat das Eggen unterbleibt. Auf losem Boden verdient das Walzen zu jenem Zeitpunkt den Vorzug. Hievon werden die verhältnißmäßig dünne oder in Stufen gesäten Erbsen mit der Hand durchguthet, was

ihr Gedeihen wesentlich fördert. Da dies aber in großen Wirtschaften nicht auszuführen ist, so tritt hier die Drillcultur passend an die Stelle. Man drilt in 1½ Fuß entfernten Reihen. Das Saatquantum ist dabei um ¼ geringer als beim breitwürfigen Säen.

Zu den Krankheiten, welche den Erbsen am gefährlichsten werden, gehören Rost, Mehl- und Hengitbau. In manchen Jahren werden die Körner in den Hülsen auch von Würden angefrissen und dadurch sehr beschädigt. Dagegen soll Einbeizen des Samens mit aufgekochtem Vitriol und Kalk einigermaßen schügen und bei einer frühen Ausfaat scheinen die Erbsen weniger an jenen Krankheiten zu leiden. — Die Ernte fällt von Anfang August bis Ende September. Am den geringsten Körnerverlust zu erleiden und andererseits recht nährendes Stroh zu erhalten, erntet man die Erbsen, wenn der größte Theil der unteren Hülsen reif ist, zu welcher Zeit an den Spizen der Stengel oft noch Blüthen sitzen. Die meisten Körner gehen bei der Erbsenernte verloren, wenn abwechselnd Regen und Sonnenschein eintritt, indem sich die Hülsen dann sehr leicht öffnen und die Körner ausfallen. Auch die Qualität des Strohes leidet bei regneriger Witterung sehr. Man läßt deshalb die Erbsen nach dem Mähen nicht so lange auf dem Schraube liegen, bis sie völlig trocken sind, sondern bringt sie halbtrocken in kleine Haufen und lodert diese, damit sie völlig trocken werden, von Zeit zu Zeit vorsichtig auf, wobei man das Wenden gern vermeidet.

Der Ertrag richtet sich mehr nach der Witterung als nach dem Boden. Vom preussischen Morgen erntet man zwischen 6 bis 15 Scheffel und als Mitteltertrag können 6 bis 8 Scheffel vom Morgen angenommen werden. Ebenso schwankt der Strohertrag zwischen 7 und 21 Centnern vom Morgen. Der Scheffel Erbsen wiegt 90 bis 96 Pfund.

Es ist noch zu bemerken, daß ein Hehl, welches Erbsen getragen hat, zu der nachfolgenden Frucht sobald als möglich umgepflügt werden muß, da es sonst sehr bald verweht.

Die Linse (*Ervum Lens Linne*) ist gleich der Erbsen eine allgemein im Verbruche stehende, sehr nähr- und von Vielen sehr geschätzte Kochfrucht, welche aber ihres unsicheren Körners- und geringen Strohertrags wegen bei weitem nicht in der Ausdehnung wie die Erbsen gebaut wird. Auch von der Linse sind mehrere Abarten bekannt, unter denen außer der gewöhnlichen Art besonders die weit größere sogenannte Fenniglinse bemerkenswerth ist, die jedoch auf magerem und geringem Boden bald ausartet und ihre Erbsen verliert. Es gibt auch schwarze und weiße Linsen, letztere mit mehr runden Körnern. Eine andere Spielart ist die unter dem Halmgetreide gebaut werdende Winterlinse.

Die Körner der Linse enthalten nach Boussingault:

20,0 Legumin,
40,0 Stärkemehl,
2,5 Fett,
1,5 Traubenzucker,

12,0 Holzfaser und Peetin,
7,0 Gummi,
2,5 Phosphorsaure Salze,
12,5 Wasser und Verlust.

100,0

Die Linse liebt ein warmes und trockenes Klima und einen mehr leeren, als gebundenen Boden, namentlich sagt ihr aber ein in nur mäßiger Kraft stehender und zugleich etwas kaltpoliger Boden zu. Sie nimmt jedoch unter allen Hülsenfrüchten mit dem magersten Boden verlieb und nicht selten sieht man nicht nur auf trockenem Sande, sondern in Gebirgsgegenden sogar auf magren, trockenen Kalk- und Mergelhügeln die schönsten Linsen. Doch darf der Boden, wenn die Linsen gerathen sollen, noch weniger als bei den Erbsen verquezt sein; denn da sie den Boden nicht dicht beschatten, so werden sie von den Queden leicht unterdrückt. Dasselbe man bei den Linsen auf die Vorfrüchte wenig Rücksicht zu nehmen darf, so gedeihen sie doch nach gedüngten, gut bearbeiteten Kartoffeln am besten. Zu Linsen wird in der Regel kein frischer Mist angewendet, theils weil ihre Körner dann nicht schmachhaft sind, theils weil sie darnach zu sehr ins Kraut wachsen und wenig Körner ansetzen. Die Düngung mit Gyps bringt, wie bei allen übrigen Hülsenfrüchten, auf manchen Bodenarten zwar ein sehr üppiges Wachsthum der Linsen hervor, allein sie liefern darnach gleichfalls nur wenig Körner. Auch sollen sich mit Gyps gedöchte Linsen nicht wecheln lassen. Der für die Linsen bestimmte Boden wird dazu vorbereitet, wie zu den übrigen Hülsenfrüchten, jedoch mit etwas mehr Sorgfalt, namentlich muß er mehr gepulvert sein, da die Linsenkörner nur klein sind und nicht auslaufen würden, wenn der Boden noch schollig wäre. Am besten wird das Land vor Winter gepflügt und vorbereitet, sodas man im Frühjahr auf die Furche säen und den Samen mit der Egge unterbringen kann. Man pflegt die Linsen etwas später als Erbsen zu säen. Das Saatquantum ist der bedeutend kleinere Körner halber um $\frac{1}{2}$ geringer als bei den Erbsen. Erschrint viel Unkraut unter den Linsen, so müssen sie durchaus gejätet werden, weil sonst leicht Fieberich und andere Ackerunkräuter die kurzen Stengel der Linsen überräumen. Die Ernte der Linsen geschieht zwar auf dieselbe Weise als die der Erbsen, da sich aber ihre Hülsen noch leichter öffnen, als die der Erbsen, so darf man sie vor dem Mähen niemals völlig reif werden lassen. Dazu kommt noch, daß sie sich, im halbreifen Zustande abgemäht, leichter reif werden lassen. Auf günstigem Boden kommt der Körnerertrag dem Mitteltrage der Erbsen nahe und beträgt 6 bis 7 Scheffel vom preuß. Morgen, in günstigen Fällen kann er sogar 10 Scheffel ausmachen. Der Strohertrag kann nicht höher als zu 4 bis 7 Centner vom Morgen angenommen werden. Ihres vortheilhaften Ertrages wegen faet man die Linsen hin und wieder mit Gerste oder Sommerroggen vermischt aus und verbessert dadurch zugleich das Stroh dieser Früchte.

Die Pferde- oder Ackerbohne (*Vicia Faba Linne*) ist im Landbaue nicht minder wichtig, als die eben genannten Hülsenfrüchte. Sie ist die paffenste Hackfrucht für den schweren Boden und gewährt unter günstigen Localitäten einen hohen Ertrag an Körnern, welche ein vortrefliches Viehfutter abgeben. Den Pferden gewöhren sie in einem kleinen Volumen die kräftigste Nahrung, weshalb man in England vorzugsweise die Rennpferde damit füttert, aber auch in Lausland gibt man den Pferden Bohnen zur Nahrung, welche die schwerste und anhaltendste Arbeit zu verrichten haben. Im geschroteten Zustande erzeugen sie bei Kühen viel Milch und den Schweinen dienen sie als das kräftigste Mastfutter. Eine weit beschränkte Anwendung finden sie zur menschlichen Nahrung, da sie als Zusatz zum Brodtkorne nur ausnahmsweise benutzt werden.

Die chemische Untersuchung der Pferdebohnen auf nassem Wege, die jedoch vielleicht noch nicht genau ist, hat ergeben, das dieselben bestehen aus:

27,5 Legumin,
38,5 Stärkemehl,
2,0 Wachs und Fett,
2,0 Zucker,
4,5 Gummi,
10,0 Holzfaser und Peetin,
3,0 Phosphorsauren Salzen,
12,5 Wasser und Verlust.

100,0

Nach Bischoff enthalten 100,00 Theile Asche der Bohnenkörner:

20,82 Kali,
19,06 Natron,
7,26 Kalkerde,
8,87 Zinkerde,
1,03 Eisenerz,
37,94 Phosphorsaure,
1,34 Schwefelsaure,
1,48 Chlor,
2,20 Kieselrde.

100,00

Von der gewöhnlichen Pferdebohne ist die Sau- oder Buschbohne mit weit größeren platteren Körnern eine Abart. Sie wird selten in größerer Ausdehnung auf dem Felde, sondern mehr in Gärten und von kleinern Grundbesitzern unter andern Hackfrüchten als Gemüse gebaut. Die Pferdebohne verlangt zu ihrem Reifwerden zwar ein Klima, in welchem noch der Reigen zur Reife gelangt, verträgt jedoch ein etwas kälter, als die Erbsen. Sie liebt besonders eine fortwährend feuchte Luft und gedeiht deshalb unter übrigens gleichen Verhältnissen am vorzüglichsten in der Nähe der Flüsse und des Meeres. Am besten sagt ihr ein schwerer, gebundener, kräftiger Boden, ein freier, aber noch etwas feuchtigkeithaltiger Thonboden oder auch ein reicher Lehm Boden zu; dagegen vermischt sie einen sauren Boden. Auf die Vorfrucht braucht keine besondere Rück-

sicht genommen zu werden, doch versteht es sich von selbst, daß das für Bohnen bestimmte Land nicht stark vergrast ist. Nach reiner Brode, Klee und allen Getreidearten kommt sie aber gut, auch kann ein öfterer Wiederanbau der Pferdebohne auf derselben Stelle stattfinden. Für Weizen und Spelz bildet sie eine gute Vorfrucht, weshalb sie in der Dreifelderwirtschaft auch in die Brode kommt. Bei der Pferdebohne kann die Düngung nicht zu stark sein. Alter verrotteter Dünger ist ihr willkommen als frischer, doch trägt sie auch diesen, wenn sie früh gesät wird. Am zweckmäßigsten ist jedoch das Aufsähen und Untergraben des Dünges vor Winter. Will man von den Bohnen verhältnismäßig mehr Körner als Stroh ernten, so ist durchaus erforderlich, daß sie schon im April oder wo möglich im März gesät werden; überdies leiden spät gesäte Bohnen meist mehr von Blattläusen als früh gesäte und befallen sie weiter eher. Die Reichenfaat in 2 Fuß entfernte Reihen verdient unbedingt den Vorzug vor der breitwürfigen; deshalb drückt man gewöhnlich in die zweite und dritte Furche. Man braucht für die breitwürfige Saat etwa $1\frac{1}{2}$ Scheffel zum preussischen Morgen, gedrückt bloß $\frac{1}{2}$ weniger. Die ein Paar 30 langen jungen Bohnen werden gehörig abgezegt; die in Reihen gesäten werden später mit Cultivator und Pferdehacke bearbeitet, sowie auch die breitwürfig gesäten zu einem guten Gebirgen ein zweimaliges Hacken mit der Rebe verlangen, wobei sie zugleich auf 9 bis 15 Zoll Entfernung verbündet werden. Die Bohnen, besonders die spät gesäten, werden leicht vom Rost, Mehl- oder Honigtau befallen, wodurch der Ertrag natürlicher Weise sehr verringert wird. Gegen den Rost empfiehlt man das Streuen von Salzabfällen über die noch nicht erwachsenen Pflanzen. Auch die Blattläuse fügen ihnen oft bedeutenden Schaden zu. Diese finden sich zuerst an den Spitzen der Pflanzen ein und verbreiten sich dann mit unglaublicher Schnelligkeit über die ganze Pflanze. Es ist daher am zweckmäßigsten, beim Erscheinen der Blattläuse den Bohnen die Kronen abzuschlagen, was man das Gipseln nennt. Dieses Entwippseln der Bohnen wird auch wol bei denjenigen vorgenommen, die zu üppig wachsen und formwährend blühen, indem sie dann mehr Wuslen ansetzen und früher und gleichmäßiger reif werden.

Die Ernte der Bohnen tritt selbst bei frühzeitig vorgenommener Aufsaat erst im September oder sogar im October ein. Sie beginnt, sobald die meisten Hülsen schwarz geworden sind. Man bindet die gemähten, geschüttelten oder auch ausgelegenen Bohnen nach ein oder zwei Tagen in kleine Bündel und stellt deren 5 bis 6 zusammen, damit sie ganz austrocknen, was oft bis vier Wochen dauert. Der Ertrag verhält sich zwischen 7 bis 14 Scheffel vom preuss. Morgen (14 bis 28 Mezen vom österr. Joch); unter sehr günstigen Umständen können selbst 20 Scheffel vom Morgen geerntet werden. Der Strohertrag ist zwischen 10 und 20 Centner vom Morgen (19 und 38 Centner vom Joch) anzunehmen. Der Scheffel Bohnen wiegt 92 bis 100 Pfund.

Die Phasole, Zwergbohne, Bietz-, Fiß- oder Schminkebohne (*Phaseolus vulgaris* und *P. nanus* Linne) wird zwar meist im Kleinen in den Gärten gezogen, da sie eine Kultur verlangt, welche leichter in Gärten als auf Aedern ausführbar ist, doch gibt es auch Gegenden, wo man sie im Großen cultivirt, z. B. bei Magdeburg, Erfurt, in Franken, in den Rhein- und Maingebirgen, in den österrichischen Kronländern u. a. Zum Anbau im Großen eignen sich jedoch nur die Zwergbohnen, da die übrigen Sorten mit Stangen versehen werden müssen, was auf Aedern im Großen nicht wohl thunlich ist. Die Körner der Bohnen geben eine angenehme und nahrhafte Speise, die grünen Hülsen werden zu einem wohlsmekenden Gemüse verwandt und unter geeigneten Verhältnissen kann der Anbau der Bohnen sehr einträglich sein. Von der Zwergbohne kennt man eine sehr große Anzahl von Abarten, doch wird die mit weißen, mehr rundlichen Körnern am meisten geschätzt und deshalb am häufigsten angebaut.

Nach der chemischen Untersuchung bestehen die Körner der Schminkebohnen aus:

- 22,0 Legumin,
- 42,0 Stärkemehl,
- 3,0 Fett,
- 0,3 Zucker,
- 8,0 Holzasser und Pectinsäure,
- 4,0 Gummi,
- 3,2 Phosphorsäuren und anderen Salzen,
- 17,5 Wasser.

100,0

Die Phasole verlangt einen mürben, wenig gebundenen, aber besonders einen warmen Boden, denn gegen Kälte ist sie in der Jugend so empfindlich, daß sie schon bei einem kleinen Nachfroste oder Reize zu Grunde geht, doch kann sie bei ihrem schnellen Wachstume noch bis Ende Juni nachgepflanzt werden. Das Land soll wohl vorbereitet und entweder gar durchgängig sein oder man düngt mit verrottetem Mist in Stufen vor der Saat. Man baut sie entweder für sich oder pflanzt sie unter Kartoffeln, Kohlruben, Mais und andere Hackfrüchte, wobei ihnen gleichzeitig die Bodenbearbeitung zu Gute kommt. Sie wird in Stufen oder Reihen in einer Entfernung von $1\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß gelegt. Gewöhnlich reißt man, wenn man sie mit der Hand pflanzt, 2 bis 3 Bohnen in ein Loch. Während ihres Wachstums, besonders in frühesten Jugend, hat man sie von Unkraut recht rein zu halten; man jätet sie zuerst und behackt und behäufelt sie später wie die Kartoffeln, jedoch nicht so hoch. Sind ihre Hülsen gelb und beinahe trocken, so jätet man sie aus, läßt sie, in kleine Haufen zusammengefaßt, nadreifen, was bei nasser Witterung nöthigenfalls auf luftigen Böden geschehen muß und dann ausbreiten. Unter Mais und Kartoffeln gepflanzt, gerathen sie gewöhnlich sehr gut und liefern als Durchschnittsertrag 6 bis 8 Scheffel Körner vom Morgen; für sich angelegt, kann man vom Morgen bis 15 Scheffel ernten.

Die *Wicke* (*Vicia sativa* Linne) ist zur menschlichen Nahrung nicht geeignet, wird aber des Viehfutters wegen, besonders zur Ansaat von Grünfütter und der Gründüngung halber stark gebaut. Obwohl es eine große Anzahl von Wickenarten gibt, so werden in Teutschland doch meist nur die Saat- oder Futterwicke: nist einigen Abarren derselben und hin und wieder die einblüthige *Wicke* (*Vicia monanthos* Koch, *Ervum monanthos* Linne) im Großen kultivirt. Auch die Winterwicke, welche in Belgien, Frankreich und England häufig angebaut wird, gilt nur als eine Abar der Futterwicke. Man säet diese im nördlichen Frankreich und Belgien gewöhnlich mit Winterroggen vermischt aus und läßt dieses Gemenge entweder reif werden und gibt es dann als ein vorzügliches Futter den Pferden oder man mähet dasselbe zweimal grün für die Kühe ab.

Die *Wicke* gedeiht auf jedem Boden, auf dem die Erde fortkommt; sie verträgt aber auch schwereren und feuchteren Boden und kältere Lagen: besser als diese. Lehm- und Mergelboden sagt ihr vorzugswise zu, doch geräth sie auch auf einem lehmigen Sandboden, wenn es demselben nur nicht ganz an alter Kraft fehlt, recht gut. In Bezug auf Verfrucht und Wiederkehr bedarf sie keiner besondern Rücksicht. Plant man die Wicken der Körner wegen an, so darf auf fräglichem Boden nicht mit Mist, ja bisweilen nicht einmal mit Gyps gedüngt werden, da sie sonst zu sehr ins Kraut wachsen. Selbst mageren Boden darf man zu diesem Behufe nur schwach mit Mist düngen. Das beste Gezeichen zeigen die Wicken nach einer Düngung mit Mergel, Holzasche, Kersasche oder Seifensiederasche, auch liefern sie nach diesen Düngarten die meisten Körner, vorausgesetzt, daß es dem Boden nicht an Humus fehlt. Die Verkeimung des Randes zu Wicken geschieht meist in derselben Weise, als zu den Erbsen, da sie jedoch einen lockeren Boden als diese lieben, so ist es besser, das Feld wenigstens zweimal zu ihnen zu pflügen. Ist der Boden leicht und locker, so sät man sie auch auf das bereit im Herbst gepflügte Land und bringt sie im Frühjahr mit der Egge unter. Ist der Boden dagegen im Winter durch Kälte fest geworden, so muß er im Frühjahr noch einmal gepflügt werden; da die Vegetationsperiode der Wicken länger als die der Erbsen ist, so ist eine frühe Ausfaat nicht durchaus nöthig, obwohl zur Gewinnung eines höheren Körnerertrags vorzuziehen. Werden die zum Reifwerden bestimmten Wicken für sich allein gesät, so bedarf man $\frac{1}{2}$ bis $1\frac{1}{2}$ Scheffel zum Morgen. Zur Grünfütterung mit Hafer und dergl. gemengt wird bis zur Hälfte stärker gesät. Auch zum Reifen liest man die gemengte Saat mit Hafer, in welchem Falle man im Morgen $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{2}$ nicht hat als bei reinen Wicken. Bei anhaltend trockener Witterung leidet die Saat nach dem Aufgehen leicht von Erhöhen, erhebt sich jedoch mit dem Eintritte günstigen Wetters in der Regel wieder. Besondere Pflege wird den Wicken nach der Saat weiter nicht zu Theil. Die Behandlung der Wicken bei der Ernte ist dieselbe, wie bei den Erbsen. Der Ertrag, den die rein gebaute Wicken an Körnern

liefern, ist in der Regel etwas geringer als der der Erbsen. Da sie jedoch nicht so leicht misrathen, so ist der Durchschnittsertrag jenem der Erbsen gleich zu achten und schwankt zwischen 7 und 8 Scheffeln vom Morgen. Der Ertrag an Stroh, welches im Futterwerthe dem Erbsenstroh mindestens gleichsteht, ist zu 10 bis 16 Centner vom Morgen anzuschätzen. Der Scheffel Wicken wiegt 85 bis 92 Pfund.

Die einblüthige *Wicke* oder polnische Linse (*Vicia monanthos* Koch) wird in neuerer Zeit auf leichten, sandigen Bodenarten kultivirt, wo sie in der Regel einen größeren Stroh- und Körnerertrag, als die gewöhnliche Saatwicke gibt. Ihr Stroh liefert ein vorzügliches Schaffutter. Da sie sich legt, so ist es passend, sie mit etwas Sommerroggen oder Sommerkirschen vermischt auszusäen, damit ihr diese als Stütze dienen.

Die *Kicher* (*Cicer arietinum* Linne) wurde früher häufiger angebaut als jetzt. In einem heißen Klima ist ihre Cultur vollkommen gerechtfertigt, da sie Hitze und Dürre besser trägt, als alle übrigen Hülsenfrüchtarten; auch nimmt sie mit einem mageren Boden vorlieb. In Bezug auf die Benützung der Körner und des Krautes zur Grünfütterung steht sie der Wicke am nächsten; auch ihre Befestigung und Ernte erfolgt in derselben Weise als bei dieser, nur muß die Kicher etwas dünner gesät werden. Ihr Körnerertrag ist größer sein als jener der Wicken und Erbsen, doch können sie kaum zur menschlichen Nahrung benützt werden, da sie einen bitteren, burschen Geschmack haben.

Wie die Kicher, so hat auch die *Platterbse* (*Lathyrus sativus* Linne) im Anbau und in der Benützung große Ähnlichkeit mit der Wicke und Erbsen und wird, wie jene, nur in geringer Ausdehnung gebaut. Das Stroh der Platterbse wird als Schaffutter geschätzt und sowohl dem Erbsen-, als auch dem Wicken- und Bohnenstrohe vorgezogen. Ihre Körner dienen zwar im grünen und trockenen Zustande zur menschlichen Nahrung, haben aber keinen so angenehmen Geschmack als die Erbsen. Die Platterbsen nehmen übrigens mit einem schlechteren Boden als die Felderbsen vorlieb, wenn er nur diejenigen Stoffe besitzt, welche die Hülsenfrüchte überhaupt als Nahrung bedürfen.

Als letzte Hülsenfrucht ist die *Lupine* zu erwähnen, welche jetzt in vier Arten, *Lupinus albus*, *Terminis*, *luteus* und *angustifolius* gebaut wird. Am längsten wird von diesen die weiße Lupine (*Lupinus albus* Linne) behufs der Gründüngung kultivirt, sie soll schon von den Körnern zu diesem Zwecke benützt sein. Sie läßt sich wegen ihrer Winterkeit weder als Futter, noch zur menschlichen Nahrung verwenden. Ihr Saame kommt im nördlichen Teutschland nicht grade früh zur Reife, da ihr aber selbst in der Jugend leichte Fröste Nichts schaden, so soll sie frühzeitig gesät werden. Am besten gedeiht sie auf einem warmen Boden, wogegen ihr ein nasser, schwerer Boden durchaus nicht zusagt. Zur Gründüngung wird das Land im Frühjahr einmal gepflügt und im Mai oder Juni die Saat noch untergepflügt oder mit dem Erstfrüher untergebracht. Man

braucht zur Gröndung pro Morgen $1\frac{1}{2}$ bis 2 Scheffel, zu Saatlupinen jedoch nur einen Scheffel. Die herangemachte Lupinensaat ist gewöhnlich Ende August oder Anfang September zum Mähen und Unterflügen geeignet und wird auf Sandboden zu 80 bis 125 Centner vom Morgen angeschlagen. Die Lupine treibt viele Seitentriebe, welche Wäter blühen und Hülsen ansetzen als der Haupttrieb. Deshalb ist die Reife ungleich und die Ernte verzögert sich oft bis in den November, was jedoch keinen Körnerverlust zur Folge hat, da die früher gereiften leberartigen Hülsen nicht abfallen oder aufspringen.

In neuester Zeit hat man statt der weißen Lupine auch in Teutschland *Lupinus Termin Forskäl* zu bauen begonnen, welche im südlichen Frankreich, in Neapel und andern südeuropäischen Ländern seit langer Zeit in Cultur steht. Letztere unterscheidet sich von der weißen Lupine nur dadurch, daß ihre Kelche mit zwei kleinen Deckblättern besetzt sind, welche tiefer sitzen. Vom Kraute dieser neu eingeführten Art wird gerühmt, daß es nicht so bitter sei als das der weißen Lupine und daher vom Viehe nicht verschmäht werde; doch findet in Wahrheit auch in dieser Hinsicht zwischen beiden Arten nur ein sehr geringer Unterschied statt. Die Körner von *Lupinus Termin* werden in Neapel von der ärmern Volksklasse allgemein gegessen. In wie weit sich aber auch für Teutschland die gepriesenen Vorzüge dieser Art bewähren, muß erst durch wiederholte Culturversuche ermittelt werden. Dagegen ist seit einigen Jahren die gelbe Lupine (*Lupinus luteus Linne*) sehr in Aufnahme gekommen. Anfangs verwendete man sie gleichfalls nur zur Gröndung, doch bald lernte man den Futterwerth ihrer Samen, der Hülsen und des Strohß, besonders für Schafe, kennen und es zeigte sich, daß die gelben Lupinen auch grün, wenigstens von Schafen, die vorher an trockene Lupinen gewöhnt sind, angenommen werden. Sie wird namentlich auf Sandboden gebaut und liefert hier nach Qualität und Quantität so bedeutende Erträge, wie dies bisher von keinem andern Gewächse auch nur annähernd bekannt ist. Der Saatenbedarf für den Morgen bei breitwürfiger Saat beträgt 10 bis 12 Megen. Für Saatlupinen, welche man will aufschneiden lassen, genügen 5 bis 8 Megen. Sollen jedoch die Saatlupinen im Großen gemäht werden, so säet man 16 bis 18 Megen auf den Morgen. Sie kommen dann so dicht zu stehen, daß sie sich nur weniger bestanden und gleichmäßiger reifen. Auf fruchtem Lehmsande in alter Cultur und Kraft, auf dem die Lupinen sich sehr stark bestanden, genügen zu Futterlupinen 6 bis 8 Megen vollständig. Die Lupinen werden gemäht, wenn der zweite Trieb eben abgeblüht hat und zwar mit einer Sense ohne Gestell oder Bügel. Auf diese Weise kommen sie gleichmäßig vertheilt über das ganze Feld zu liegen und bleiben so etwa 8 bis 14 Tage unberührt. Dann werden sie mit Mistkerlen in kleine Haufen von etwa drei Fuß Höhe eingedreht und bleiben hier wieder 8 bis 14 Tage unberührt, wo man sie dann einfährt. Nur nach einem sehr starken Regen werden

sie umgekehrt. Werden sie nun nach 3 bis 4 Wochen nach dem Mähen eingefahren, so find sie auch bei dem günstigsten Wetter noch nicht ganz trocken, was aber auch nicht nöthig ist, wenn sie nur gut übertrocknet und vom Regen oder Thau nicht naß find.

Die blaue Lupine (*Lupinus angustifolius Linne*) ist früher gleichfalls mehr in Cultur gewesen, als jetzt. Sie steht der gelben in sofern nach, weil der Roggen auf den meisten Bodenarten nach ihr nicht so gut geräth als nach gelben und dann, weil sie wegen ihrer holzigen Structur sich zum Viehfutter ungleich weniger eignet als die mehr krautartige gelbe. Sie gediebt aber noch auf Boden, der so grandig ist, daß die gelbe dort schon vertrocknet, kommt etwa acht Tage früher zur Reife, auch springen ihre Hülsen nicht so leicht auf, als die der gelben und setzt öfters mehr Samen an. Aufolge ihrer schnellen Entwicklung bestaudet sie sich weniger als die gelbe und erfordert, da die einzelnen Samenkörner eher größer als kleiner find, ein mindestens um die Hälfte stärkeres Saatquantum.

Es kommen hier nun noch zwei Pflanzen in Betrachtung, welche, da sie weder zu den Palm-, noch zu den Hülsenfrüchten gehören, die dritte Abtheilung der Getreidearten, die sogenannten krautartigen Getreidepflanzen, ausmachen, es sind dies der Buchweizen und die Quinoa.

Der Buchweizen oder das Heidekorn (*Polygonum Fagopyrum Linne*) wird namentlich in sandigen und torfigen Gegenden angebaut, welchen er den reichen Ertrag edlerer Kornarten hinreichend ersetzt und neben dem Roggen oft den einzigen Anbau ausmacht. Er liefert ein sehr mehlsaltiges Korn, wird auch als Viehfutter geschätzt und kann zur Branntweinbrennerei verwandt werden. Auch als Grünfutter und zur Gröndung hat der Buchweizen beträchtlichen Werth. Er war den Alten gänzlich unbekannt, da Willerdest's Vermuthung, *μύλας αἰώος* des Theophrast sei von Buchweizen zu verstehen, sich nicht bestätigt hat. Es ist damit vielmehr Hirse gemeint, wie dies auch mit *Panicum et nilium* bei Columella und Palladius der Fall ist. Nach Einigen soll der Buchweizen durch die Saragenen vor 3—400 Jahren aus Afrika über die Türkei und Griechenland nach Italien und an die französischen Küsten des Mittelmeers gekommen sein, nach Andern soll er schon durch die Kreuzzüge nach Europa gebracht, aber erst seit dem Ende des 15. Jahrh. im Großen angebaut worden sein. Mit mehr Wahrscheinlichkeit nimmt Beckmann, dem sich die bedeutendsten Autoritäten angeschlossen haben, an, daß der Buchweizen erst im Anfange des 16. Jahrh. in Europa bekannt geworden sei. Das Vaterland der Pflanze ist zwar nicht genau ermittelt, doch ist die Vermuthung, daß es in den nordwestlichen Gegenden des chinesischen Reichs zu suchen sei, nicht unwahrscheinlich. La Bruniere, Leibnitz' Franz' L. sagt in seiner 1530 erschienenen Sittologia, daß der Buchweizen von Kursum aus Griechenland und Aßen nach Europa gekommen sei. Doch ist möglich, daß der Buchweizen in einigen östlichen Gegenden Europa's etwas früher

eingeführt ist, als in den westlichen. Im 16. Jahrh. war der Buchweizen die allgemeine Speise des armen Volkes in Frankreich.

Der Buchweizen verlangt einen sandigen, lehm-sandigen oder moorigen Boden, doch soll die Erfahrung gegen die sonstige Regel vom Wechsel der Saat gelehrt haben, daß der auf Sandboden erzogene Buchweizen-samen nicht auf Hochmoorboden gesät werden darf, wenn man eine gute Ernte haben will. Auf den kultivirten Hochmooren gilt es deshalb als allgemeine Regel, nur solchen Buchweizen auszusäen, der auf dem Moor-boden selbst gewonnen wurde. In Gebirgen baut man ihn auch auf mehr gebundenem Boden, dagegen sagt ihm ein jäher, nasser oder sehr fetter Boden nicht zu. Obwohl er gegen Kälte und Kälte sehr empfindlich ist, so kann er wegen seiner nur drei Monate langen Vegetationszeit doch in rauhen Lagen sehr gut angebaut werden.

Die Körner des Buchweizens bestehen nach Zenned in 100 Theilen aus:

52,30 Stärkemehl,
10,47 Kleber,
0,23 Pflanzeneiweiß,
2,58 saurem Extractivstoffe,
3,07 Schleimzucker,
2,80 Gummi und Schleim,
0,36 Fett und Harz,
26,92 Pflanzen- und Holzfaser,
1,27 Wasser und Verlust.

100,00

Nach Bischof besteht die Asche der Buchweizenkörner in 100 Theilen aus:

8,74 Kali,
20,10 Natron,
6,66 Kalkerde,
10,38 Thonerde,
1,03 Eisenoxyd,
50,07 Phosphorsäure,
2,16 Schwefelsäure,
0,69 Kieselerde,
0,15 Koble und Verlust.

100,00

Auf die Vorfrucht braucht man beim Buchweizen keine große Rücksicht zu nehmen. Nach gebüngtem Kartoffeln oder nach gebüngtem Roggen geräth der Buchweizen gut und in trockenen Sandgebenden ist er die einzige Blattfrucht, welche zwischen zwei Roggenzeiten angebaut werden kann. Da der Buchweizen einen möglichst lockeren Boden liebt, so muß das für ihn bestimmte Land wenigstens zweimal, besser aber drcmal gepflügt und greggt werden. Auf schwachem Boden gibt man eine halbe Düngung. Die Saatzeit fällt zwischen Mitte Mai und Mitte Juni. Wenn, wie dies leider öfters vorkommt, der früh gesäte Buchweizen von einem Nachfröste zu Grunde gerichtet wird, so ist man genöthigt, das Land umzupflügen und es noch einmal zu besäen. Da er sich auf kräftigem Boden stark verzweigt, so muß

er nur dünn gesät werden und reichen $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ Scheffel für den Morgen vollkommen hin; auf ärmern Boden kann 1 Scheffel Saat dazu verwandt werden. Nach dem Ausgehen ist Walzen zu empfehlen. Das so der Buchweizen ein einigermaßen reines und gut vorbereitertes Land erhalten, so hängt sein weiteres Gedeihen im höheren Grade von der Witterung ab, als dies bei andern Getreidearten der Fall ist. Unhaltende Dürre wie Nässe, sowie kalte, scharfe Winde, besonders in der Blüthezeit, bringen dem Ertrage großen Nachtheil. Es wird sogar fast allgemein angenommen, daß häufige Gewitter zur Blüthezeit dem Körneransage nachtheilig sei. Am besten gedeiht er, wenn gleich nach der Ausfaat warmes trockenes Wetter eintritt, auch leidet er bei großer Dürre. Nach dem Erscheinen des dritten Blattes will er dagegen Regen haben und während der Blüthezeit, die oft 14 Tage lang dauert, verlangt er abwechselnd Sonnenschein und Regen. Nach der Blüthezeit muß das Wetter zur vollständigen Ausbildung der Körner abermals trocken sein; dies zum Verweil, daß bei seiner Frucht mehr vom Wetter abhängig ist, als der Buchweizen. Gedeiht er aber einigermaßen, so läßt er kein Unkraut aufkommen. Der Buchweizen muß gemähet werden, wenn die meisten Körner eine schwarzbraune Farbe angenommen haben, was meist Ende August oder Anfangs September der Fall ist. Da das Kraut schwer trocknet, so ist Aufstellen in Büschel zu empfehlen und weil gänzlichliches Trockensein des Krautes oft nicht abgewartet werden kann, so ist es am zweckmäßigsten, ihn auf dem Felde oder sogleich nach dem Einbringen in der Scheune auszudreschen. Der Ertrag ist bei dieser von der Witterung so sehr abhängigen Pflanze natürlicher Weise sehr wandelbar; er ist gering zu nennen, wenn er nur bis 4 Scheffel vom Morgen beträgt, ein Mittelsertrag ist 6 bis 8 Scheffel, ein guter Ertrag 10 bis 11 Scheffel und in außerordentlichen Fällen kann er noch bis zur Hälfte höher steigen. Der Strohertrag übersteigt selten 10 Centner vom Morgen. Der Scheffel Buchweizen wiegt 70 bis 74 Pfund.

Unter dem gewöhnlichen Buchweizen findet sich bisweilen der tartarische oder sibirische (*Polygonum tataricum* Linne), dessen Anbau auch hin und wieder versucht, aber ebenso oft wieder aufgegeben ist. Er wächst im südlichen Sibirien jenseits des Baikal-Sees wild und soll von Petersburg aus verbreitet sein. Er reifert nicht so leicht und ist auch nicht so empfindlich gegen Kälte, liefert zwar mehr Stroh, aber nicht so gute Körner, auch ist das Wehl desselben nicht so schmackhaft als das des gewöhnlichen Buchweizens.

Als zweite krautartige Getreidepflanze ist die Quinoa (*Chenopodium Quinoa Willdenow*) zu nennen, welche in Mexico und in Südamerika neben der Kartoffel vielfach gebaut wird. Ueberall auf den Hochebenen des südlichen Peru, über die Höhen hinaus, wo der Roggen und die Gerste noch reifen, ist die Quinoa der Gegenstand des Ackerbaues im Großen und auf dem gegen 13,000 Fuß hohen Plateau von Quiquito findet man die unabsehbaren Felder mit dieser Pflanze bedekt. Auf

gutem Boden erhält die Pflanze eine Höhe von 3 bis 4 Fuß und trägt eine außerordentlich große Menge von Samen, welche dort freilich Anfangs eine unendlichen Schaar von Vögeln zur Nahrung dienen, da die Samen nicht alle zu gleicher Zeit reif werden. Die Blätter der Quinoa werden meist als grünes Gemüse verwendet, während die Samen die Hauptnahrung der Einwohner jener Länder ausmachen und ein wohlgeschmecktes, sowie nahrhaftes Lebensmittel darbieten. Schon im J. 1779 machte der Botaniker Dombey, nach seiner Rückkehr aus Peru, Versuche, diese Pflanze in Frankreich zu cultiviren, um sie an die Stelle des Reis zu setzen, dessen Anbau damals schon verheeren war. Später brachte auch Alexander von Humboldt Samen mit, doch waren diese nicht keimfähig. Im Jahre 1836 ist sie neuerlich in Frankreich eingeführt worden, um welche Zeit sie auch nach Teutschland, zuerst in die botanischen Gärten, aber bald auch ins Feld, verpflanzt wurde. Sie erreichte hier in fünf Monaten eine Höhe von 6 bis 7 Fuß, trieb viele Zweige und lieferte einen außerordentlich hohen Körnerertrag. Wenn daher erst eine leicht anwendbare Methode bekannt ist, den sehr kleinen Samen vollständig von den Hüllen zu befreien, so könnte die Quinoa leicht größere Verbreitung erlangen, zumal da die daraus bereiteten Suppen sich durch Geschmack und Nahrunghaftigkeit auszeichnen. Ueberdies ist die Quinoa durchaus nicht zäherlicher Natur und gegen Nachfröste nicht empfindlich, wie sie auch auf sandigem, düngersarmen Boden gedeiht.

Eine der Quinoa auch in der Benutzung der Samen ähnliche Pflanze, *Amarantus farinaceus*, wird auf den Hochgebirgen des Himalaya in derselben Weise wie die Quinoa angebaut.

III. Geschichte des Getreides.

Die ursprüngliche Heimath dieser Gewächse, welche das Menschengeschlecht seit seiner frühesten Kindheit begleitet haben, ist freilich in Dunkel gehüllt. Die Sage bezeugt nur Gottheiten als die Erfinder des Anbaues mancher nützlichen Kräuter und Bäume, ein Beweis, daß die Kunde von jenen Erfindern über alle Geschichte hinausreicht. So erwarb sich Ceres göttliche Ehre durch Einführung der Getreidekultur, so führt die Sage die Lehre von dem Weinbaue auf Dionysos zurück.

Von nicht geringem wissenschaftlichem Interesse würde es sein und für die Uebersicht der Menschheit von größter Wichtigkeit, wenn es gelänge, die jetzt in Europa in Kultur stehenden Gewächse im wirklich wilden Zustande aufzufinden. Dies hat aber mit einigen Getreidearten noch gar nicht gelingen wollen, von andern sind die Nachrichten über ihre Heimath unzuverlässig oder doch unvollständig. Dies letztere gilt namentlich von den von Riebel, Honorius Bellus und Heineemann gegebenen Nachrichten von dem Vorkommen des wilden Weizens. Wahrscheinlicher ist dagegen, daß die in der alten Welt am längsten bekannten Getreidearten, der Spelz, der Weizen und die Gerste aus den kühnen Stammen, von welchen überhaupt alle Kultur ausging.

Hiermit stimmen auch die Nachrichten zweier glaubwürdigen Reisenden überein. Olivier sagt in seiner Reisebeschreibung, daß er in Mesopotamien am Euphrat nicht weit von Ana, auch sonst, Weizen, Gerste und Spelz wild gefunden habe und diese Nachricht erhält um so mehr Glaubwürdigkeit, da ein ausgezeichneter Botaniker, der ältere Michaux, den Spelz bei Hamadan in Persien wild fand, also fast unter demselben Breitengrade (34—35°) und nur mit einem Unterschiede von 5 bis 9 Grad der Länge. Gegen diese Angaben kann auch nicht geltend gemacht werden, daß diese Getreidearten an jenen Orten erst verwildert sein möchten. Denn sie verwildern nicht so leicht und finden sich nirgends im wärmern Europa wild geworden, nirgends in Nord-Afrika, wo sie doch seit langer Zeit gebaut werden und wo das Klima ihnen sehr günstig ist. Wenn diese Culturpflanzen durch zufällige Ausfaat sich über die Wüsten hinaus verpflanzen, so kommen sie meist nur ein oder wenige Jahre selbst vor und verschwinden dann ganzlich wieder. Ebenso wenig ist in den Tropenländern ein Verwildern des Reis oder Weizens jemals bemerkt worden. Dagegen ist das Vaterland des Roggens und Hafers gänzlich unbekannt. Zwar glaubte schon Linné, daß der Roggen bei Samana an der Boiga sich wild finde, welche Meinung längere Zeit herrschend war, bis Beckmann die Unzuverlässigkeit dieser Ansicht nachwies, darauf aber durch die Angabe von Warshall von Biberstein, daß der Roggen in der kaukasisch-asiatischen Steppe, bei Grobessa in der Arm und bei Sarepta wild wachse, wieder Anlaß fand. Aber auch diese Angabe beruhte auf einem Irrthume, welchen Warshall von Biberstein selbst berichtigt hat, indem er im *Supplement. Florae taurico-caucasicae* p. 33 diesen Roggen als eine neue Art, *Socale fragile*, beschreibt, welche später auch in Pöbollen, Belyhnyen und Ungarn gefunden ist. Ebenso ist von unsern Hesperarten das Vaterland noch ganz unbekannt.

Aus dem merkwürdigen Umstande, daß keine neue Getreidepflanze seit den frühesten Zeiten gefunden ist, hat man geschlossen, daß schon früh ein Völkerramm existirt habe, welcher Naturkenntnis und Naturkenntnis in einem hohen Grade besaß. Dieser Völkerramm sei von seiner Höhe gesunken, habe sogar seine Geschichte verloren und lebe nur in den Mythen der Völker fort, aber Einsichten und Kenntnisse habe er verbreitet, entweder dadurch, daß er selbst zerstreut und verbreitet wurde oder daß andere Völker seine Kenntnisse benutzten und ihm nachahmten. So baut, wie wir gesehen haben, der Abyssinier den Kaff, der Amerikaner den Mais, Getreidearten, welche nicht von Außen ihm zugeführt wurden, sondern in seinem Lande wild wachsen. Der Abyssinier ist aber seinem Lande fremd, von einem andern Völkerramm als die benachbarten Negervölker und daß ein mongolisches Volk nach Amerika sich verbreitete und dorthin Erinnerungen seiner Einrichtungen aus einem andern Lande brachte, wird durch eine Menge zusammenfassender Umstände mehr als wahrscheinlich.

Sobald man einmal wußte, daß sich eine Grader

banen und zur Nahrung des Menschen anwenden ließ, war es leicht, auf andere Gattungen zu versallen. Man sieht deutlich, daß die Größe der Körner oder, wenn diese fehlte, die Menge derselben Veranlassung war, diese Arten den übrigen vorzuziehen.

Die Ägypter setzten von Getreidearten Weizen, die zwei- und vierzählige Gerste und eine Art Korn (*barra*), den Spelz gebaut haben; wahrscheinlich jedoch ist, daß sie sich bloß von Spelz nährten und Weizen und Gerste als Nahrungsmittel verschmähten, obwohl sie aus Gerste schon ein Getränk bereiteten. Uebrigens kühnte der Ackerbau schon zu den Zeiten Abraham's in Ägypten, es wurde die Kornkammer für fremde Länder und der Getreidehandel ein wichtiger Zweig des Verkehrs. Die Zeit, in welcher später der Reisbau eingeführt wurde, ist unbekannt. Gegenwärtig wird viel Reis und Durrah (Sorghum vulgare) in Ägypten cultivirt.

In Griechenland wurde von Getreidearten seit alten Zeiten Gerste, Weizen und Spelz gebaut, von denen wiederum die Gerste, auch jetzt noch die häufigste Frucht namentlich auf den trocknen, magern Ebenen mit mehr lederen Bodenarten im Süden Griechenlands, das älteste Getreide in Hellas war, keineswegs aber bloß als nackte Gerste cultivirt wurde, wie man lange Zeit angenommen hat. Zu diesem Glauben gab die Stelle bei Theophrast. Hist. plant. 8, 4: *ἀμα δὲ καὶ ὁ μὲν (nämlich περὶ) ἐν χυμῶσι πολλοῖς, ἢ δὲ (nämlich καρπῶσι) γυνή, μάλιστα γὰρ δὴ γυνωσπεύματος ἢ καρπῶς. Πολύκορον δὲ καὶ ἡ τίσις, καὶ ἡ ἄλλα καὶ πάντα τὰ τοιαῦτα καὶ μάλιστα πάντα. ὡς εἰμιρ, δὲ βρώσις* Veranlassung. Zur richtigen Erklärung dieser Stelle ist in Erinnerung zu bringen, daß der Weizen von den Spelzarten sich namentlich dadurch unterscheidet, daß seine Körner nackt ausfallen, wie dies auch beim nackten Hafer und bei der nackten Gerste der Fall ist, während der gewöhnliche Hafer und die gemeine Gerste Körner mit dicht umschlossenen Spelzen haben. Die Ausleger dieser Stelle haben nun angenommen, das Nacktsamige beziehe sich hier auf die Kronspitzen und auf das Entfallen. Dies würde nun auf den Spelz, *τις καὶ ἄλλα*, sehr wohl passen, aber nicht auf den Weizen, denn es bleibt dabei unerklärt, wie der Weizen zugleich mit dem Spelze in die Classe der Getreidearten kommt, welche viele Hüllen (*χυμῶσις*) haben. Ueberdies war der Weizen zu bekannt, als daß Theophrast von ihm hätte sagen können, daß er viele Hüllen habe, wenn sich diese auf die Kronblättchen beziehen sollten, welche das reife Korn einschließen. Daher hat Link, dem sich später auch Schneider angeschlossen hat, eine mit dem Blüthenbau der hier erwähnten Getreidearten übereinstimmende Erklärung dieser Stelle vorgeschlagen. Nach Link bezieht sich nämlich das Nacktsamige nicht auf die Blume, sondern auf den Kelch; an der Gerste scheint der Kelch zu fehlen, weil an seiner Stelle sehr schmale zarte Blättchen vorhanden sind, am Weizen ist es deutlich, am Hafer sehr ausgezeichnet. Mit Rücksicht auf diesen Kelch kann also Theophrast sagen, daß die Gerste vorzüglich nacktsamig sei, der Weizen hingegen und der Spelz viele Hüllen habe, vor-

züglich aber der Hafer. Dieses Vorzüglichste, *μάλιστα*, bezieht sich natürlich nicht auf die Menge der Hüllen, sondern auf die Größe derselben, auch sehr Theophrast hinzu; *ὡς εἰμιρ*, so zu sagen, und gebraucht den Ausdruck „mit viel oder mehr Hüllen“ an andern Stellen auf ähnliche Weise. Dies bestätigt auch eine Stelle bei Palladius (Jun. 2) und nirgends haben die Alten ein anderes Getreide zu den nacktsamigen gerechnet, als die Gerste. Auch spricht Galen bestimmt von *γυνωσπεύματι*, welches in Capparidien gebaut werde, wiederum ein Beweis, daß die Alten nicht bloß nackte Gerste hatten. Plinius (Hist. nat. 18. 7. 10) übersezt die Stelle aus Theophrast nach seiner Art freilich sehr flüchtig und den Sinn entstellend: *Tunicae frumento plures. Hordeum maxime nudum et arinca, sed praecipue avena, quo mit dem letzten Aufsatze grade das Gegentheil von dem gesagt ist, was Theophrast meint. Solcher Beispiele finden sich bei Plinius freilich viele, weshalb er bekanntlich nur mit der größten Vorsicht zu benutzen ist. Eine andere Erklärung von der erwähnten Stelle beim Theophrast hat neuerlich Graas gegeben, doch ist auch diese der Einsicht weit nachzustimmen. Er sagt nämlich: „Ich kann mit Curt Sprengel im Theophrast. h. pl. 8. 4, wo er Hordeum vulgare s. coeleste bestimmt, nicht einverstanden sein, denn der Autor sagt, der Weizen sei in vielen Hüllen (*ἐν χυμῶσι πολλοῖς*) eingeschlossen, die Gerste aber nackt, was wol ganz will, ohne Spelzen, da die Alten die mit dem Samen verwachsenen der Gerste nicht dafür erkannten.“ Sonst wird die Gerste (*καρπῶς, ροῖ*) schon in den homerischen Gesängen erwähnt, auch in den biblischen Schriften ist oft davon die Rede. Das Gebiet von Athen wird wegen der guten Gerste gerühmt, während andere Feldfrüchte dort nicht gut fortkommen. Die Römer kannten nach Columella zwei Arten von Gerste, distichum oder galericulatum und hexastichum oder cantharinum; die erste wurde im Herbst gesät und war demnach Wintergerste, die letzte im Frühling. Plinius rechnet die Gerste überhaupt unter die Winterfrüchte. Theophrast sagt, die Gerste sei Winterfrucht, aufgenommen diejenige, welche man *τομήνη* nenne. Hordeum vulgare wurde daher seltener, bei den Römern vielleicht gar nicht gebaut; gegenwärtig wird in Griechenland Hordeum vulgare und hexastichum cultivirt. Bekanntlich bereitet man aus der Gerste bei den Römern eine Art Gerstenbrei (Polenta) und Gerstentrod (Maza).*

Der Weizen (*Triticum hibernum* und aestivum Linné, besser *Tr. vulgare Villars*) kommt schon in den biblischen und homerischen Schriften vor und wurde bei den ältern Griechen als *περὶς*, bei den spätern *στρογ* genannt. Doch ist nicht zu leugnen, daß in den ältesten Zeiten *αυρος* ein allgemeiner Name für eine nähere Gattung war, welche später auf Weizen allein beschränkt wurde, was auch aus der häufigen Zusammenstellung dieses Wortes mit andern, welche den allgemeinen Begriff näher bestimmen, erhellt. In dieser allgemeinen Bedeutung scheint *περὶς* in der Iliade (9. 188 und 7. 569) aufgeführt werden zu müssen, an welchen

Stellen von ihm ausgesagt wird, daß er Hector's und Diomedes' Pferde als Futter gedient habe, da doch schon den Alten bekannt war, daß Weizen den Pferden schade. In späterer Zeit verlor sich das Wort *σπός* aus dem gemeinen Gebrauche und ein anderes allgemeines Wort *σιός* nahm die besondere Bedeutung Weizen an. In den *Geoponica* steht gewöhnlich *σιός* statt *σπός*. Dagegen bezeichnen die Gelehrten und die Grammatiker das Wort *σιός* bei, während die Practiker sich des Wortes *σιός* bedienten, welches in dieser Bedeutung beim Dioscorides und Theophrast nie vorkommt. Sonst gibt letzterer viele Abänderungen oder Arten von Weizen an, von denen wir jedoch nur den sogenannten Winter- und Sommerweizen, *χαυσισπός* und *λεπτός*, weil er im Frühjahr geerntet wurde und *δυσπός* und *επιδυσπός*, weil er in zwei oder drei Monaten seine Vegetation benötigte, näher zu betrachten haben. Als Sommerweizen wird nämlich auch *σπός ανισίας* beim Theophrast und *σπός ανισίας* beim Dioscorides bedeutet; Graas bezweifelt jedoch, daß diese Ausdrücke mit *επιδυσπός* oder *επιδυσπός*, welches im Allgemeinen auch mit Sommerweizen übersetzt wird, identisch sei. Er behauptet nämlich, daß es Sommerweizenbau in dem Sinne, in welchem man ihn in Teuschland versteht, in Griechenland, namentlich südlich von Sperchius, gar nicht gebe. Der Weizen werde nämlich unter allen Getreidearten am spätesten geerntet, vom November an bis incl. Jannar und im gebräuglichen Aetolien und am Parnas noch bis in den Februar und in Thessoliens Hochlanden wol auch bis März. Die Sorte sei aber immer eine und dieselbe, nämlich unser grannenloser Winterweizen, der mit wenigen von örtlichen Verhältnissen herrührenden Ausnahmen im Durchschnitts Ende Juni reif werde. In den fruchtbarsten, weizenzerzeugenden Ebenen Griechenlands lasse sich aber Niemand einsäen, noch im März, in Attika, Megara, Eleusis und selbst Argolis nicht einmal noch im Februar Weizen oder Gerste, von welcher Art es auch sei, zu säen, da jedenfalls Frostschnee und Hitze der Saat die schlechteste Ernte versprechen würden. Daß dies zu Theophrast's Zeit etwas anders gewesen sein müsse, lasse sich freilich schon aus der Verschiedenheit des Klima, die durch damals noch vorhandene Bäder und somit quellereichere Gebirge und schärfere Niederschläge bedingt sei, abnehmen, doch niemals in dem Grade, daß man eine eigene Sommersaat mit Sommergetreide dafür statuiren könne. Graas meint daher, daß *σπός επιπυλός* der Alten der am spätesten geerntete, oft auch, wie noch jetzt, verwässerte grannenlose Winterweizen sei, *σπός ανισίας* aber der begrannte, in Nordgriechenland und Macedonien, in Pontus nur für den Sommer gezeuete Sommerweizen, *σπός επιδυσπός* beim Theophrast wol Triticum vurgdom Linnae, welcher gegenwärtig nur sehr selten und mehr versuchsweise cultivirt werde, gewesen sei.

Als Bezeichnung für den Speltz kommen bei den Griechen die drei Wörter *σιός*, *σιός* und *σιός* vor. Zwar hieß Deodanus und eine Zeit lang auch Sprengel, welcher jedoch später diese Meinung geändert hat, *σιός*

für Roggen; dagegen ist aber die Stelle beim Theophrast (*Hist. plant.* 2. 5), wo es heißt, *σιός* verwandte sich in Weizen, wenn die Körner enthusset gesät würden. Da nun Roggen nicht enthusset wird, so muß *σιός* eine Speltz oder Gerstenart sein. Zu den Gerstenarten gehört aber *σιός* nicht, da in der bereits erwähnten Stelle beim Theophrast die Gerste als nachfolgend der *σιός* und *σιός* entgegengesetzt wird. Es ist also kein Zweifel, daß *σιός* und *σιός* zu den Speltarten gehören, auch weder diese Getreidearten für sich und mit *σιός* gewöhnlich zusammengefaßt. Zu verschiedenen Zeiten war bald dieses, bald jenes von den drei Wörtern das gebräuchlichere und nur bei einigen Schriftstellern werden verschiedene Arten damit bezeichnet. In der *Iliade* kommt das Wort *σιός* nicht vor, sondern nur *σιός*, dagegen findet man *σιός* an mehreren Stellen mit Gerste zusammengefaßt; umgekehrt kommt in der *Odyssee* das Wort *σιός* nicht vor, wol aber *σιός* mit Weizen und Gerste zugleich genannt. Hieraus sieht man, daß schon im frühen Alterthume beide Wort gleichbedeutend waren; es wurde darunter im Allgemeinen Speltz, welcher als Pferdefutter diente, verstanden; *σιός* haben dagegen die älteren Griechen nicht; Herodot (*l.* 2. c. 36) erklärt *σιός* und *σιός* für gleichbedeutend, indem er sagt: die Aegyptier leben von *σιός*, welche andere *σιός* nennen. Es waren also Ausdrücke verschiedener Provinzen, wie man noch jetzt in einigen Gegenden Teuschlands findet, in andern Speltz sagt. In den Hippokratrischen Schriften findet sich nur *σιός*, nicht *σιός*, und zwar in dem zweiten Buche über die Weiberkrankheiten. Theophrast gibt über den Unterschied dieser Pflanzen wenig Auskunft, oft führt er alle drei Wörter zugleich, oft nur zwei zusammen an. Die Hauptstelle findet sich *l.* 8. c. 9. 5. 2 nach Schneider's Ausgabe. Es wird dort gesagt, daß *σιός* die meisten und tiefsten Wurzeln, auch die meisten (nach einer andern Lesart die tiefsten) Halme habe. Die Frucht sei am leichtesten und allen Thieren angenehm; *σιός* sei am reichsten und schwächsten, *σιός* am leichtesten, auch habe sie nur einen Halme (nach einer andern Lesart dünne Halme), verlange daher auch leichten Boden, nicht wie *σιός* fetten und guten Boden. Wahrscheinlich wird aus dieser Stelle, daß Theophrast mit *σιός* das Einkorn (Triticum monococcum) gemeint habe, während *σιός* eine bessere Art gewesen sein mag und *σιός* zwischen beiden in der Mitte stand. Dioscorides nennt *σιός* nicht, bezeichnet aber das Einkorn mit *σιός*, denn er sagt, einige seien *σιός*, andere *σιός*; demnach hatte das Wort *σιός* schon eine ungewisse Bedeutung, denn Theophrast versteht darunter eine ganz andere Getreideart, die nämlich, welche einen schweren Boden verlangt, was aus Einkorn nicht paßt. Galen unterscheidet *σιός* und *σιός*; letztere gab ein schlechteres Brod; das Wort *σιός* aber hatte zu Galen's Zeiten (um 170 nach Chr.) einen ungewissen oder unbekannten Gebrauch. Galen führt eine Stelle aus dem verloren gegangenen Werke des Aristoteles an, wo es heißt, das Brod von *σιός* sei schwer zu verdauen und nur die Bewohner kalter Gegenden wären gezwungen,

dieses Getreide zu säen und zu essen. Dann sagt Galen hinzu, er habe nie ein Land gesehen, worin man *Lia* oder *Lia* baue, wol aber in Syrien und Maedonien eine Kornart, welche ein schlechtes und schwarzes Brod gebe und *Spelta* genannt werde. Neuere Ausleger haben dieses für Roggen gehalten, aber Galen sagt, diese Getreideart sei nicht allein im Palme, sondern auch in der Umgegend der in Asien gebauten *rygh* sehr ähnlich, was er nicht vom Roggen gesagt haben würde. Ueberdies gibt das Einkorn, eine Spelzart wie *rygh*, gleichfalls ein schwarzes Brod. In Bithynien baue man eine Kornart, *Leopyrum*, gleichsam in der Mitte stehend zwischen Weizen und jener Briza, denn das Brod übertriffe um so viel das Brod von Briza, als es dem Weizenbrode nachstehe. Man sieht hieraus, daß die Alten nicht mehr recht wußten, was *Lia* war, daß einige wie Dioscorides Einkorn so benannten, während das Volk dieses unter dem Namen *Spelta* kannte. Das Brod von *Alapa* ist nach Galen im Ganzen besser, als von *rygh*, dem Einkorn, sonst ist schwer zu ermitteln, was für ein Unterschied zwischen *Alapa* und *rygh* war. Nach Galen verstand das Wort *Alapa* aus dem Gebrauche und *Lia* nahm dessen Stelle ein, wie die Geoponica beweisen; *Lia* bezeichnete das bessere, schwerere Korn und *rygh* das leichtere. So wechselte Gebrauch und Bedeutung dieser Wörter. Gegenwärtig wird das Einkorn (*Triticum monococcum*) in Griechenland nicht mehr gebaut und auch der Spelz (*Triticum Spelta* Linne) wird nur selten und meist nur versuchsweise cultivirt.

Die Römer kannten den Spelz seit den frühesten Zeiten; es war nach Plinius ihr ältestes Getreide. Er hieß *lar*, *ador*, *adoreum*, semen *adoreum*, auch wol bloß semen allein, welches allerdings das hohe Alterthum und den allgemeinen Gebrauch dieses Getreides bei jenen Völkern beweist. Wie Columella von Weizen drei Abarten (robis wegen der Schwere, siligo durch weißes Mehl ausgezeichnet und *triticum trimestre* als Sommerweizen) angibt, so führt er vom Spelze vier Arten an. Zuerst *lar elusivum* von schöner weißer Farbe, nach Pontedera *rygh* der Griechen, dann *lar venustum* und zwar *rustum* und *album*, nach Pontedera *Alapa* der Griechen und endlich semen *trimestre* oder *halic astrum*, nach Pontedera *Lia* der Griechen. Hieraus erhellt, wie unbekannt und willkürlich Pontedera's Deutungen sind; *Lia* ist Winterfrucht nach Theophrast, also nicht *halic astrum*. Fast noch größer sind die Verwirrungen dieser Gegenstände bei Plinius. Ueberhaupt läßt sich aus den Schriften römischer Autoren deutlich erkennen, daß die griechischen Wörter *Lia*, *Alapa* und *rygh* durchaus keine bestimmte Bedeutung im Lateinischen haben. Die Römer hatten den Ackerbau in seinen beiden Hauptzweigen, dem Baue des Weizens und des Spelzes nicht von den Griechen erhalten; er war ihnen vielmehr eigenbüthlich. Die Griechen hatten nicht einmal ein Wort für das feinste Brod, *panis siliginus*, wie Galen schreibt und ebensowenig für die Weizenart Siligo. Keine Art des Spelzes trifft mit den griechischen Arten zusammen. Beide Nationen, Griechen

und Römer, hatten das Getreide früher aus Einem Lande bekommen; es war auf italienischem Boden mit einheimischer Kultur gepflanzt und gepflegt. Nur die Cultur der Getreide schritt sich aus Griechenland nach Rom verbreitet zu haben.

Der Roggen scheint den Alten gänzlich unbekannt gewesen zu sein, er kam vielmehr erst im Mittelalter nach Europa. Man hat zwar längere Zeit Siligo bei Columella für Roggen gehalten, da aber diese Frucht sich durch vorzüglich weißes Mehl auszeichnete und das Roggenmehl bei weitem nicht so weiß, als das Weizenmehl ist, so kann darunter nicht Roggen verstanden sein. Ebenso unhaltbar sind die Vermuthungen, daß *rygh* und *Spelta*, sowie *Alapa* und *Lia* Roggen bedeuten könne, wie wir bereits nachgewiesen haben. Es kommt vielmehr beim Theophrast, Dioscorides, Galen und sogar noch in den Geoponien kein Getreide vor, welches man auf Roggen deuten könnte. Nur Plinius (l. 18. c. 16) spricht von Secale, welches gewöhnlich mit Roggen übereinstimmt. Secale, sagt er, Taurini sub alphis asiam vocant, deterrimum et tantum ad arandum sament utile, secunda sed gracili stipula, nigritia triste, sed pondere praecepsum; admiscetur huic far ut mitiget amaritudinem ejus et tamen sie quoque ingratisimum ventri est. Nascitur qualicunque solo cum centesimo grano, ipsunquae pro lactamine est. Wenn nun auch nicht zu leugnen ist, daß einiges von dem Secale hier ausgesagt auf den Roggen passen würde, so ist doch zu berücksichtigen, daß Plinius dieses Secale zwischen Foenum graecum, Farrago, Medica und Cytisus stellt. Sodann kann doch nigritia triste nur auf die Farbe des Kornes gehen und Roggen ist bekanntlich nicht schwarz. Pondere praecepsum ist Roggen gleichfalls gar nicht und nascitur cum centesimo grano widerspricht der bei weitem nicht so großen Ergiebigkeit des Roggens in hohem Grade. Auch sind die Beschreibungen von der Weichheit und dem schlechten Geschmacke dieses Secale, welches nur tauglich sei, um den Hunger zu stillen, von der Art, daß man sie auf den Roggen angewandt für ganz übertrieben halten mußte. Daher kann man Secale bei Plinius nicht auf den Roggen beziehen, sondern nur auf ein Gewächs, welches seiner Natur nach nur zwischen den Futterkräutern steht. Auch der Name scheint nur ein Kraut zu bedeuten, welches für das Vieh geschnitten wird. Ueberdies zeigt das Schwanzen in den Benennungen, indem schon früh Olyra und Zea auf Roggen angewandt wurde, wie wenig bekannt der Roggen bei seiner Erscheinung im Abendlande war.

Der Avena, avena, *σείριος* oder *σείριος*, wurde von den Alten, wie jetzt, mehr zum Viehfutter als zur Nahrung der Menschen gebaut. Nur bei Mäskarten war man gezwungen auch zum Avena seine Zuflucht zu nehmen. So sagt Galen: „Der Avena ist häufig in Asien und besonders in Mythen über Pergamum, wo auch viel Spelz und Dinkel wächst. Er dient zur Nahrung der Lastthiere, nicht der Menschen, wenn sie nicht in Hungerjahren gezwungen werden, daraus Brod zu

machen. Sonst aber ist man ihn aus Wasser gekocht mit süßem Wein oder gekautem Krok, oder mit Wein und Honig, wie Speltz. In daraus gekochte Brod ist unangenehm zu essen.“ In den ältern Zeiten findet man aber überhaupt keine Spur von dem Anbau und Gebrauche dieses Getreides; in den Homerischen Gesängen erhalten die Pferde stets Gerste, nie Hafer. Auch die Hafergrüde war den griechischen Ärzten nicht bekannt. Nur Plinius erwähnt eine *Avena graeca*, welche man dem Hengstfutter (*ocymum*) zusetzt. Schneider bezieht dies auf *ajylos* beim Phephrak, allein dieses Gras war wahrlich ein *Avena sativa* oder *sterilis*, ein lästiges Unkraut, welches schwerlich gebaut wurde. Vielleicht war der Haferbau vormalig nur bei den germanischen und celtischen Völkern üblich und kam von dort zu den Römern. Die Teutschen lebten, wie Plinius sagt, von Haferbrö. Noch jetzt baut man im südlichen Europa selten Hafer; in Portugal und Spanien beauptet man sogar, daß er den Pferden schade und nimmt statt dessen überall Gerste zum Viehfutter. Auch in Griechenland hält man gegenwärtig den Hafer für zu hiezig für die Pferde und baut ihn deshalb nicht, ja selbst als Grünfutter fürchtet man ihn.

Von der Gerste scheint die mit kleinen Körnern (*Panicum italicum* oder *germanicum*) den Alten nicht bekannt gewesen zu sein, während *αγρος* beim Theophrast und Dioscorides meißt als *Panicum miliaceum* gedeutet wird. Die ältere Geschichte der übrigen Halmgetreidearten ist bei den einzelnen Gemäßen bereits angegeben. (Garcke.)

IV. Getreideproduction.

Indem wir in dem Folgenden den Versuch machen, die Getreideproduction historisch darzustellen, und zwar nach den verschiedenen Ländern, muß bevorwortet werden, daß diese Darstellung, namentlich nach den bestimmten Zahlenausdruck betrifft, nach der Lage der Quellen nur sehr flüchtig sein kann. Die betreffende Geschichte beginnt erst am Ende des 18. Jahrh. einigermaßen in bestimmten Zahlen zu reden.

- 1) Die Zeit bis zur fränkischen Monarchie unter Karl dem Großen, also bis in das 8. Jahrh. nach Christo.

Die Zustände des Ackerbaus und namentlich der Getreideproduction an den Biegen des Menschengeschlechtes sind uns nicht mehr zugänglich; und wenn z. B. Krünitz¹⁾ behauptet, daß der erste umfassende Getreidebau in Babylonien statt gefunden habe, so stützt er diese Behauptung nur auf einige unerbildliche Quellen, im Uebrigen aber summt auf die allerdings anwendbare Schlussfolgerung, daß in der Nähe großer Städte — und diese habe man zuerst dort gehobt — eine bedruckende Quantität Getreide gebaut werden mußte. Aus demselben und aus anderen Gründen, z. B. aus der aufgefundenen Rumiengerste, wie man annehmen muß,

daß der Getreidebau auch in Aegypten ein hohes Alter habe, sowie es nicht wird geleugnet werden können, daß die ersten Ackerbauwirthe zuerst in dem weiten Kreise um den Kaukasus, Aegypten eingeschlossen, zu suchen seien, wenn auch mit Ausschluß der nördlich davon grenzenden Länder. Den Weg nachzuweisen, auf welchem der Getreidebau von einem Volke zum andern gekommen sei — etwa von den Chaldäern zu den Aegyptern, von diesen zu den Phöniziern, von diesen einerseits zu den Kartagern, andererseits zu den Griechen, von diesen zu den Römern, von diesen zu den Teutschen u. v. w., wie dies Krünitz²⁾ thut, kann die jetzige Geschichtsforschung nicht unternehmen, und zwar auch wegen anderer Gründe als der aufgegebenen Hypothese eines einzigen Urvolkes der Erde, von dem aus radial oder in concentrischen Kreisen sich die Kultur verbreitet habe. Aus der Analogie der noch jetzt bekannten wilden Völker läßt sich wol mit Sicherheit schließen, daß auch an den erwähnten Localitäten die Bevölkerung uranfänglich sich von Kräutern, Beeren, Wurzeln und Thieren genährt haben, und erst später zum Getreidebaue übergegangen sind.

Das älteste Volk, über dessen Getreidebau wir einigermaßen zusammenfassende Kenntnisse haben, sind wol die Juden. Diese bauten nur Weizen, Gerste und Speltz; vielleicht auch Reis; Roggen und Hafer kommt in der Bibel nirgends vor. Der Weizen war die gewöhnlichste Getreideart, wovon z. B. Salomo dem Könige Hieam von Tyrus jährliche Geschenke machte. Auch wird schon frühzeitig das Düngen mit Thierexcrementen und Asche erwähnt. Der Mangel des Roggens, welcher übrigens (nach Robinson) gegenwärtig in Palästina cultivirt wird, bei den Völkern Aßens und Afrika's in den ältesten Zeiten ist durch das Schweigen aller Schriftsteller bezeugt³⁾.

Auch die alten Griechen beschränkten sich bei ihrem Getreidebaue vorzugsweise auf Weizen, Speltz und Gerste; doch ist von ihrer Ackerkultur, von dem Ertrage der Acker u. v. w. nur eine ganz lückenhafte Kenntniß bis auf uns gekommen. Dasselbe gilt von den alten Römern, welche nie vorzügliche Getreideproduzenten gewesen sind, und sich in dem Grade ihrer fortschreitenden Eroberungen des Getreidebaues noch mehr entzogen. Sie bezogen große Quantitäten ihrer Brodsfrucht namentlich aus dem fruchtbaren Aegypten, worüber weiter unten noch mehr die Rede sein wird. Aus konnten die einheimischen, d. h. der Stadt benachbarten Produzenten wenig Aufmerksamkeit zum Getreidebaue haben, da die Staatsbehörden viel fremdes Korn aufkauften, zu niedrigen Preisen oder ganz umsonst wieder abließen, auch zu gewaltthätigen Beschlagnahmen vorhandener Getreidevorräthe geneigt waren. Doch fiel zuwilen auch in Aegypten, dieser schon für Jacob's Söhne so wichtigen Kornammer, eine Missernte ein, nament-

1) Encyclop. 44. Bd. S. 610. 2) Liner, Bibl. Realwörterbuch. 3. Ausg. 1847. I. 424. II. 687. 688. Ueber den Weizen der Alten vergl. Zink in den Abhandlungen der Berl. Akademi, 1816. 1817. S. 127 fg.

1) Encyclopédie 44. Bd. S. 610.

lich wenn die Mißwuchsschwemmung nicht weit genug reichte, sodasß einst die Einwohner den Kaiser Trajan baten, er möchte ihnen Getreide senden, was dieser auch that. Vergl. *Plinius*, Panegy. c. 30. *Plinius* sagt bei dieser Gelegenheit (c. 31): „Sciat (Aegyptus) se non esse populo Romano necessarium.“ Eine andere reiche Kornkammer für Rom war Sicilien, dessen vorzügliche Kornproduction z. B. *Julius* (VI, 20) schildert. Obgleich die alten classischen Schriftsteller mancherlei von den Getreidearten, den Culturmethoden, den Ackerbaugeräthen u. s. f. berichten, so geben sie doch keine Aufschlüsse über die jährlich gewonnenen Quantitäten für größere Gebiete, am allergeringsten fortlaufende vergleichende Statistiken.

Noch mangelhafter sind die Nachrichten über die Jahrhunderte, welche dem Sturze der weströmischen Monarchie folgten, sowie über die Völker, welche auf ihren Trümmern sich erhoben. In Gallien soll unter den ersten römischen Kaisern eine starke Kornproduction stattgefunden, im 3. Jahrh. aber durch den Druck der Abgaben u. s. w. bedeutend abgenommen haben, worauf der Völkerveränderung eine allgemeine Verwilderung der Felder folgte. Einige Hebung erfuhr dann im 6., 7. und 8. Jahrh. der dortige Getreidebau, besonders durch die Klöster. — Die Erzeugung von Palmfrüchten an einigen Stellen von Britannien war so bedeutend, daß man von dort einen Theil des römischen Tributes in Körnern ausfuhrte, theils nach Rom, theils zu den römischen Legionen am Rhine.)

Der Acker, noch mehr der Getreidebau der alten Germanen war höchst gering; meist durch Sklaven, mit viel Brauche, ohne alle Sorgfalt, betrieben. Erst die Klöster und die in Rom oder an andern ähnlichen Orten erzeugten Fürsten brachten mit der erhöhten Cultur auch erhöhten Getreidebau in das Land. Von dem alten Ost- und Westpreußen rühmt *Tacitus* *) den Fleiß der Ackerbauer und Pytheas *) die Größe der Scheunen.

Ein wesentlicher Fortschritt in der Düngung, der Bearbeitung des Bodens, dem Ackerbaugeräthen, dem Dreschen (welches auf hartgeschlagenem Boden im Freien stattfand) u. s. w. läßt sich in der ganzen Zeit, welche wir hier umfaßt haben, nicht nachweisen. Nachdem mit dem Sturze des weströmischen Reiches sich die Bevölkerung der meisten Städte, welche die Hauptabnehmerin des Getreides waren damals sein mußten, sowie überhaupt der meisten betreffenden Länder verringert hatte, nahm auch die Getreideproduction in entsprechendem Maße ab.

2) Die Zeit von der fränkischen Monarchie unter Karl dem Großen bis zur Entdeckung Amerika's, also vom 8. Jahrh. bis 1492.

Nachdem unter Karl dem Großen wieder ein gefestigter und zum Theil friedlicher Zustand für einen großen Theil von Europa zurückgekehrt war, konnte sich

auch der Ackerbau wieder heben. Der für alle Zweige der Volkswirtschaft besorgte Kaiser nahm sich besonders auch der Landwirtschaft an, gab mehr als hundert Befehle, welche wir in den Capitularien zum Theil noch haben, begründete auf den ihm eigenthümlich gehörigen Meierien, welche meist auf dem linken Rheinufer lagen, Klostervirtschaften, ließ Waldungen urbar machen, legte Getreidemagazine an u. s. w. Ein Grundzug des damals ausgebreitetsten Ackerbaues ist die Dreifelderwirtschaft, welche erst während des 18. Jahrh. in einigen Ländern anderen Methoden zu weichen anfang, und noch jetzt in vielen Ländern dominiert. Der Getreidebau war demnach damals sehr wenig intensiv; man hielt viel Brauche, düngte wenig, hielt, mit Ausnahme der Schweine, wenig Vieh, hatte nicht viel Winterfutter. Obgleich die Bevölkerung der Städte noch höchst gering war, so trat dennoch oft großer Mangel ein, z. B. im Jahre 795, wobei der große Kaiser die allgemeine Ansicht theilte, daß böse Geister die Körner aus den Aehren aufgeschütt hätten. Oder man glaubte, daß Zauberer und Wettermacher, welche deshalb hart verfolgt wurden, die Ursache wären. In manchen Gegenden trat im Durchschnitt alle fünf Jahre eine Hungersnoth ein *).

Nach Karl dem Großen geriet mit der Feldwirtschaft überhaupt auch der Getreidebau wieder in Verfall, wie dies bei den unaufhörlichen inneren Kämpfen nicht anders sein konnte, besonders in dem eigentlichen Frankreich, wo bald darauf die Kreuzzüge dem Feldbaue Hunderttausende von Händen und Capitalien entzogen, die Kriege mit England einen ähnlichen Einfluß übten, hohe Steuern und stehende Heere sich einsanden. In Deutschland übte die Gründung der Städte und das Wachsthum ihrer Einwohner eine wohlthätige Rückwirkung auf die Landwirtschaft, bei welcher von jetzt ab eine bedeutend erhöhte Nachfrage nach Cerealien gestellt wurde. Aber immer noch waren auf dem Lande auch damals, wegen höherer Intelligenz und größerer Capitalmacht, die Stifter und Klöster die Hauptbeförderer einer erweiterten Kornproduction. Auf ihre sowie auf des höheren Adels Veranlassung kamen im 11. und 12. Jahrh. viele Colonisten aus Holland, wo man schon damals große Fortschritte gemacht hatte, nach Holstein, Thüringen, Meissen u. s. w., namentlich um nasse Strecken zu entsumpfen und Gewässer einzubängen, wobei zugleich andere wichtige Förderungsmittel nach Deutschland verpflanzt wurden. Gewann man auch dadurch einige Vorfälle, den schlechten Ernten zu widerstehen, so ergäben dennoch die Chroniken von manchen schweren Mangeljahren. So litt z. B. 1092 bis 1099 der größte Theil von Europa durch Missernten, und um dieselbe Zeit (unter König Dauf, welcher 1095 starb) hatte namentlich Dänemark sieben schwere Missernten *). Auch weiß man, daß hier die Getreideproduction im 13. Jahrh. mehr als im 14. und 15. gelüht hat. Bei dem Jahre

4) *Tacitus*, *Agricola* XIX.; *Ammonius* XVIII, 1. 5) Germania 45. 6) Bei *Strab.* IV, 5.

7) *Bergl.* z. B. *Anton*, Geschichte der deutschen Landwirtschaft I, 384; *Blum*, Geschichte von Böhmen I, 142. 8) Nach der, vielleicht übertriebenen, Erzählung des *Sere Grammaticus* XII.

1361 merkten die Chronisten für Böhmen einen schweren Mißwachs an; und wollte man alle die betreffenden Angaben der einzelnen Städtechroniken berücksichtigen, so würde man wahrscheinlich für jedes Jahr hier oder dort einen Mißwachs haben.

Uebersichten wir noch einmal die Zeit vom 8. bis zum 15. Jahrh., so finden wir in ihr keine Anhaltspunkte zu dem Urtheile, daß die Erzeugung des Getreides in Europa gegen früher größere Fortschritte als die Zahl der Bevölkerung gemacht habe. Und mit ihr blieb auch das Wirthschaftssystem wesentlich auf der herkömmlichen Linie stehen. Freilich konnte von einem massenhaften Getreidehandel, welcher gegenwärtig in so hohem Grade die Augen nicht bloß auf sich, sondern überhaupt, auf den ganzen Getreidebau lenkt, wegen der mangelhaften Transportmittel und anderer Hemmnisse, sowie wegen der Richterstes großer Städte nicht viel die Rede sein; die einzelnen Familien, Güter, Klöster, Corporationen, Städte u. s. w. verproviantirten sich durch ihre eigenen Erzeugnisse oder aus der Nähe. — Was die Getreidearten betrifft, so hat man, wegen des durch die Ausbreitung der Wälder u. s. w. milder werdenden Klimas und anderer thatsächlichen Grund zu der Annahme, daß während der Zeit von Christus bis zum 15. Jahrh. in der Nahrung der europäischen Völker unter den Cerealien zuerst der Hafer, dann die Gerste, dann der Roggen dominiert hat; wegen vom Weizen in dieser Hinsicht noch nicht viel die Rede ist. Im Großhandel war weit mehr Frage nach den Gerützen und anderen Erzeugnissen der fernern, besonders wärmeren Länder als nach Cerealien.

3) Die Zeit von der Entdeckung Amerika's bis zur Beendigung der französischen Revolution, also von 1492 bis 1815.

Die Entdeckung von Amerika übte zwar nicht so gleich, aber desto mehr seit der Auffindung der reichen Silberminen von Potosi, einen großen Einfluß auf die Preise aller wichtigen Waaren, auch des Getreides, so daß die Nachfrage nach ihm in unerhörter Weise stieg. Dazu kam, daß in den Ländern, welche, wie Spanien und Portugal, zunächst an den neuen Länderentdeckungen theilhaftig waren, viele Menschen sich vom Ackerbaue in der Heimath ab- und den neuen Ländern, der Schiffsahrt, dem Colonialhandel u. s. w. zuwandten.

In Spanien, dem wir in dieser Hinsicht Portugal, dessen Ackerbau seit seiner Verbindung mit Spanien (1580) mit drückenden Steuern belegt wurde, und sich auch durch Pombal's gewaltsame Umwandlung vieler Weinberge in Ackerland, sowie durch seine Aufforderung an die Wissenschaft, sich des Landbaues anzunehmen, wenig, dagegen etwas mehr durch die Aushebung der innern Sperrmaßregeln hob, und zum Theil Italien gleichstellen dürfen, wirkte die Auffindung der transmarinen Länder auf die Getreideproduction in der auffallendsten Weise vermindern ein. Der Getreidebau war mühsam und machte nicht schnell reich; weit lothender waren die Gold- und Silberminen Amerika's und die

zu hoffenden Handelsvorteile. Dazu kamen: Viel Geld zum Kaufe des Getreides aus anderen Ländern, ausgedehnte Lotifundien, große Schatzkassen mit ungeheuren Eristen, welche deshalb nicht unter den Pflug genommen werden konnten, wenig Vieh und Dünger, große Schwierigkeit in der Bevölkerung, zahllose Feiertage, hoher Lohelohn, schlechte Straßen u. s. w. Aus diesen Gründen, wozu j. B. noch viele innere politische Sperrmaßregeln kamen, sank die Getreideerzeugung Spaniens im 16. Jahrh., und verkehrte in diesem Zustande blieb in das 18. Jahrh., wo sie sich nach vielfacher Erschöpfung der auswärtigen Provinzen und in Folge einiger Kriege, wodurch j. B. die Sperrmaßregeln zwischen den einzelnen Provinzen aufgehoben wurden, wieder etwas hob. Als solche Fortschrittsjahre darf man (v. Göllich) besonders die Zeit von 1777 bis 1793 bezeichnen. Die Missernte des Jahres 1804 war so bedeutend, daß man das Deficit, also den von auswärtig zu deckenden Bedarf, auf 64 Mill. Pfister schätzte⁹⁾. Die Kriege mit Frankreich konnten ebenfalls nicht günstig einwirken.

Frankreich's Getreidebau hob sich seit dem 16. Jahrh. um einige Grade, namentlich in Folge der Ausfuhr nach Spanien und Portugal. Von 1529 bis 1534 hatte man Missernten, welche von zu großer Trockenheit und Hitze herrührten. Umgekehrt war die schwere Fehlernthe von 1565 die Folge einer zu großen im Frühjahr eintretenden Kälte: Unter Heinrich IV., welcher die Ausfuhr frei gab, zeigte sich wieder eine Steigerung der Production, welche an dem Minister Sully einen Beförderer fand; aber sie war nicht andauernd, da die Binnenzölle, Kriege, Abgaben, Feudallasten, mangelnden Schiffe zur Verladung u. s. f. die Lust zum Anbau niederhielten. Man berechnete, daß Frankreich damals im jährlichen Durchschnitt e. 70 Mill. Setiers Getreide erzeugte. Colbert ermäßigte zwar die den Landmann drückende Zölle; allein er erschwerte die Ausfuhr wieder, verbot sie bei der Theuerung von 1662 gänzlich, und hatte für die Industrie viel mehr Sinn wie für den Ackerbau; sodas man annimmt, Frankreich habe damals jährlich nur noch e. 40 Mill. Setiers Korn producir¹⁰⁾. Von 1684 an hatte das Land acht vorzügliche Ernten¹¹⁾, wozegen 1709 eine durch nassten Herbst und harten Winter herbeigeführte Missernte einfiel, so schwer, wie sie das Land kaum noch empfinden hatte. Ueberhaupt lag die Getreideproduction im 18. Jahrh. sehr darnieder; die Landleute hatten wenig Lust, Capital und Aufmunterung; die großen Grundbesitzer lebten in den Städten; der Bauer suchte unter Abgaben und Feudallasten; es fehlte an Straßen; man hatte viel Feiler- und Fasttage; die Briganten übten eine Menge veratorischer Maßregeln; die Kornpolizeigeetze waren engberzig; die Regierung hatte fast nur für die Begünstigung der Industrie Ohr und Auge. Dazu kamen noch weitere Missernten, wie 1725 und 1740. Zwar wurden einige Maßregeln zur Hebung des Ackerbaues

9) v. Göllich, Geschichtl. Darstellung I, 292.

10) Kautz, Ertrug II, 212, 3. Aufg.

11) Roscher, Kornbau S. 84.

ergriffen, wie 1761 die zu Paris gestiftete „Société royale d'agriculture,“ und einzelne Provinzen zeigten sich durch tüchtigen Getreidebau aus, z. B. die Landschaft Beauve, welche man die Kornkammer von Paris nannte; allein die obigen Zustände dauerten bis in die Revolution hinein fort. Und eben diese fand eine ihrer Veranlassungen in der schweren Misere von 1788, an welcher nach Hippol. Dussard ein Bedarf von 50 Tagen fehlte. Auch die 1789er Ernte sei dürrig aus, und der Krieg, die politische Aufregung entzog dem Feldbaue viele Hände. Als Gegenwaid zu dieser letzten Ursache trat die unentgeltliche Aushebung der Feudalabgaben ein, wodurch der Landmann wieder Lust zur Ackerbauwirtschaft gewann. Dies hinderte freilich nicht, daß schon 1794, 1795 und 1796 wieder Miserezeiten eintreten. Bei der Misere von 1801 fehlte der Bedarf von 50, bei der von 1811 der Bedarf von 58 Tagen für das ganze Land¹²⁾. Die 1806 eintretende Continentsperrung wirkte nicht sowohl auf das Getreide, als vielmehr auf Artikel wie Krapp, Tabigo, Zucker, u. s. w. vermehrend ein. Zwar fehlte in der Zeit von 1793 bis 1815 dem französischen Ackerbaue eine Willkür der frähesten Menschen; allein dieselben fehlten nicht auch bei dem inländischen Consume.

Die Niederlande, besonders die flandrischen Gegenden, konnten schon in der Mitte des 16. Jahrh. wegen der hohen Stufe des Ackerbaus allen europäischen Ländern als unerreichtes Muster vorgehalten werden, selbst den blühendsten Districten Italiens. Man hatte dort aber auch gute Wege, industrireiche, starkbevölkerte Städte, welche dem Landmann sein Korn abnahmen und guten Dünge für die sorgfältig bearbeiteten, nicht mehr in die Dreifelderwirtschaft eingewandten Acker lieferten. Dazu kam, auch in einem Theile Brabant's, eine hohe Gartenkultur, tüchtiger Futterbau u. s. w., Reinhalten von Unkraut, Anwendung des Spatens, Düngung mit Urse, Kalk u. s. f. Fast alle sieben Jahre wurde alles Land einmal umgegraben. War der Boden an sich großentheils sandig, so hob er sich doch durch diese Cultur zu einem hohen Ertrage. Die Fruchtfolge in Flandern war im 18. Jahrh. meist diese: 1) Ake, 2) Roggen, 3) Hafer oder Buchweizen, 4) Kartoffeln, 5) Roggen, 6) Flachs. Doch ließ man wol auch zweimal Roggen folgen, hinter welchem man dann meist Rüben oder Möhren, auch Erbsen baute¹³⁾. Während man in dieser Reihe den Weizen vernachlässigt, findet man in ihr die Kartoffel, die wir bereits 1709 in Flandern antreffen, und zwar nicht bloß als Horticultur-Curiosität. Auch noch am Ende des 18. Jahrh., selbst noch in den ersten Decennien des 19., wo man als künstlichen Dünger z. B. Torfsäure, Distillate u. s. w. bereits kaufte und anwandte, fand der flandrische Getreidebauer über dem englischen, welchem man z. B. noch 1816 verbieth, daß er sich die flandrische Spatenkultur anzueignen habe.

In England machte der Getreidebau während des 16. Jahrh., wo fruchtliche Zeiten eintreten, große Fortschritte. Heinrich VII. erlaubte dem Adel, seine Güter zu veräußern, so daß ein Bauernstand sich bildete, und erleichterte den Frohndienst¹⁴⁾. Durch die Aufhebung der Klöster unter Heinrich VIII. erhielt zwar der Landmann weitere Gelegenheit zum Ankauf von Acker, aber ohne merklich heftigen Einfluß auf den Körnerbau, welcher andererseits durch die sich ausdehnende Schafzucht beschränkt wurde. Dagegen stieg das erzeugte Körnerquantum im 17. Jahrh. sehr bedeutend; um 1688 war die jährliche Weizenproduction e. 1 Mill. 750,000 Quarter (mit Aufschluß Irlands und Schottlands¹⁵⁾), und im 18. Jahrh. baute man soviel, daß man bedeckende Mengen ausführen konnte. Um die Mitte dieses Jahrhunderts war die Dreifelderwirtschaft zum großen, wenn auch nicht zum größten Theile aufgegeben und durch den Wechsel der Saaten (Getreide-) Früchte mit Futterkräutern und Hackfrüchten ersetzt, wodurch der Erschöpfung des Bodens und der Nothwendigkeit der Brache vorgebeugt war. Gleichzeitig aber producirte das stark, setzte Vieh viel Dünger. Die gesammte jährliche Getreideproduction Englands wird für die Mitte des 18. Jahrh. auf 14 Mill. Quarter angegeben. Vorzugsweise gute Ernten brachten die Jahre 1731 bis 1755, so daß man viel Korn ausführen konnte¹⁶⁾. Im J. 1756 fiel eine starke Misere ein, wegen des Deficit von 1771 nicht so stark wie in den meisten andern europäischen Ländern war.

Bgleich im 18. Jahrh., besonders in Folge der lohnenden Getreideproduction, immer mehr Land urbar gemacht wurde, von 1760 bis 1769 über 704,000 Acker (acres)¹⁷⁾, so nahm doch die Zahl der Besizer im Verhältniß der Bevölkerung eher ab als zu, besonders dadurch, daß man den Grundbesitz zum Eigenthume der Primogenitur machte. Hatte dieser Proceß in Irland die ungemein weit getriebenen (Pacht-) Parzellen mit der steigenden, und auf Kartoffeln, statt des weniger massenhaften Getreides angewiesenen Bevölkerung zur Folge, so entstand in England, wo sich die Menschen massenweise der aufblühenden Industrie zuwandten, eher das Gegenheil, nämlich eine steigende Körnerproduction, um der wachsenden Nachfrage zu genügen. Der urbare Boden Englands (ohne Irl. u. Schottl.) hatte um 1788 noch 256,000 Besizer. Indessen gaben die kleineren Besizer, welche besonders von der Armensteuer hart getroffen wurden, vielfach ihren Acker auf, und traten entweder als Pächter und Lohnarbeiter ein, oder zur Industrie hinüber. Daher war die Zahl der Grundeigenrümer in England und Wales 1816 schon auf 32,000 zusammengeschmolzen. Aber gleichzeitig stieg die Körnerproduction immer mehr; man begann künstlichen Dün-

12) Nach H. Dussard. 13) Schurer; Die Besizer d. 3. 1492. 15) Scherer, System I. 418 (wahrscheinlich nach King). Es ist also damals der Weizen noch nicht die Hauptbedeutung der Engländer gewesen. 16) Krünitz, Encyclopädie 45. Bd. C. 332. 17) v. Gütlich, Gesch. Darß. III, 94.

12) Nach H. Dussard. 13) Schurer; Die Besizer d. 3. 1492. 15) Scherer, System I. 418 (wahrscheinlich nach King). Es ist also damals der Weizen noch nicht die Hauptbedeutung der Engländer gewesen. 16) Krünitz, Encyclopädie 45. Bd. C. 332. 17) v. Gütlich, Gesch. Darß. III, 94.

H. Schuler, I. B. u. Z. Erste Section. LXV.

ger in großer Menge anzuwenden; man führte das Drillen, die Pferdehacke u. s. w. ein, und wendete sich immer mehr der Wechselwirtschaft zu; Ackerbauvereinigungen übten einen heilsamen Einfluß, und Arthur Young entfaltete seine einflußreiche Thätigkeit¹⁸⁾. Irland, wo die Kartoffeln den Körnerbau zum Theil verdrängte, Capital und Intelligenz fehlte, die Abwesenden nicht persönlich wirkten und consumirten, ging eher zurück. Die jährliche Durchschnittsproduktion an Getreide wird in England für das Ende dieses Jahrhunderts auf 25 Mill. Quarter angegeben. Das Deficit der Winternte von 1795 berechnete man zu 1/3 des jährlichen Bedarfs¹⁹⁾. Ueberhaupt fiel die Kornproduktion von 1793 bis 1812 nur sehr mittelmäßig aus; nur die Ernten von 1796, 1798 und 1801 waren gut; die von 1793, 1797, 1802, 1803, 1805 und 1806 mittelmäßig²⁰⁾. Der Ausfall der Weizenproduktion bei der Ernte (in England, ohne Schottland und Irland) des Jahres 1800 gegen eine damalige Mittelernte, welche etwa 9 Mill. Quarter lieferte, betrug c. 2 Mill. Quarter. — Die von 1760 bis 1819 in England urbar gemachte Fläche betrug 6 1/2 Mill. acres, eine Fläche die mehr als einem Viertel aller 1836 vorhandenen Culturlandes entspricht. Der Weizenbau fuhr fort, immer lebender zu sein, und so deckte er namentlich auch die Kosten der im Anfang des 19. Jahrh. begonnenen Knochendüngung, womit die Praxis die Ergebnisse der Wissenschaft unbewußt anticipirte; denn diese hat nachgewiesen, daß grobe die Getreidefasern viel phosphorsaure Kalk- und Kalkerde enthalten.

Deutschlands Getreidebau war im 16. und 17. Jahrh. noch sehr darniedergehalten, theils durch die geringe Bevölkerung der Städte, theils durch die niedrigen Preise, theils durch die schlechten Transportmittel, theils durch innere Polizeieffekten, theils durch die geringe Ausfuhr, welche nur auf einigen großen Flüssen, wie Elbe und Rhein, etwas florirte. Auch lasteten die Fehnden, der Schlenkrian, die Armuth u. s. w. auf dem Ackerbau, welchem überdies die Kriege manche Störung zufügten. Relativ am höchsten fand Feld- und Getreidebau im Elbesehen, im Sächsischen und in Kurpfalz, in welchem letzteren Lande z. B. die Parzellirung der Domainen günstig wirkte. Im 17. Jahrh. traten durch den 30jährigen Krieg gewaltige Rückschritte ein; nicht bloß die Producenten, sondern auch die Consumenten starben zu Millionen aus, und die Felder verwilderten im höchsten Grade. Die Zeit unmittelbar vor dem 30jährigen Kriege hatte besonders der Schweiz eine Reihe schwerer Winternten gebracht. — Der eben bezeichnete Zustand wahrte in Deutschland wesentlich bis in die Mitte des 18. Jahrh. In dieser Zeit traten mehrere für den Ackerbau günstige Einflüsse ein. Friedrich der Große war zwar durch seine Kriege ein Störenfried auch für den Landbau, dem er den freien Verkehr mit

seinen Producten verweigerte; allein in den Zeiten des Friedens wirkte er kräftig fördernd auf ihn ein, theils durch Vermehrung der Consumenten, theils durch Arbeiterhäufung auf dem Lande, theils durch Creditinstitute, theils durch Vorhöfe aus königlichen Cassen, theils durch Gemeintheiltheilung, theils durch Beschränkung der Viehschüttung, theils durch (selbst zwangsweise) Einführung der Kartoffeln, theils durch Begünstigung des Futterbaues, des Weizens u. s. w., theils durch bessere Wege u. s. w. Im J. 1740 wurden die Kartoffeln in Pommeren bekannt, etwas später in Westfalen; 1746 führte man sie in Kursachsen ein²¹⁾, einem Lande, welches überhaupt sich vor allen deutschen Ländern im Ackerbaue auszeichnete. Es war besonders hier, wo man außerdem bessere Düngung, mehr Kle, Esparsette, Luzerne u. s. w. schon damals einfuhrte. Und es ist ein Erfahrungssatz, daß mit dem Futterertrug sich auch die Körnerproduktion hebt. Beiläufig sei erwähnt, daß damals die ersten nennenswerthen deutschen landwirthschaftlichen Schriftsteller auftraten. Meinenburg führte damals die Koppelwirthschaft ein, und exportirte in Folge derselben etwas Getreide; doch wirkte auch hier Mangel an Capitalien, Intelligenz, Freiheit und großen Städten immer noch stark depressirend. Unter den Winternten ist z. B. die von 1740 ausgezeichnet, welche z. B. für Hannover zur Folge hatte, daß in Kurzem 333,000 Stück Schafe, 13,000 Pferde u. s. w. freipruten²²⁾. Joh. Friedr. Unger, welcher 1752 seine Schrift „von der Ordnung der Fruchtweise“ veröffentlichte, nahm an, daß damals in Teutschland in dem Zeitraume von sieben Jahren je 1 reiche, je 1 Mittlere, je 1 Unterer eintrete, wogegen sich noch 2 Ernten unter und 2 über Mittel gestellten.

Zu einem Anhalte für den Vergleich mit den gegenwärtigen Zuständen führen wir in Betreff der Productivität des Bodens eine Stelle aus Krünich an²³⁾. Die Getreideproduction auf dem Hainberg bei Wittenberg, welcher von Krünich als „mager“ bezeichnet wird, während er jetzt zum Theil als recht ergiebig bekannt ist, ergab im Durchschnitt der Jahre 1763 bis 1774 beim Weizen das 3/4 fache Korn (1770 nur 4/5; 1771 ebenso viel), beim Roggen das 4/5 fache (1770 das 3 fache, 1771 nur das 2/5 fache), bei der Gerste das 6 fache (1770 das 4 fache, 1771 ebenso viel), beim Hafer das 5/6 fache (1770 das 3/4 fache, 1771 nur das 4 fache). In den benachbarten Elbauen, heißt es dort, erhalte man die Roggenausfaat durchschnittlich 7 bis 8fach zurück. Im J. 1771 war die bekannte Winternte. Ebenfalls bei Krünich²⁴⁾ veranschlagt um 1784 ein Gutsbesitzer der Kurmark den Ertrag des dortigen Roggens nur auf das 3 bis 5 fache Korn²⁵⁾. Roggen war damals in Nordteutschland die Hauptbrodfrucht, während man in Sud- und Westteutschland zu diesem Zwecke

18) Bezel. Abbe: „Einleitung zur Kenntniss der Englischen Landwirtschaft“ I. 485. 19) Roscher, Kornhandel S. 2. 20) Roscher, Kornhandel S. 47. 48.

21) Im J. 1840 feierte man in Magden bei Leipzig das 100jährige Kartoffeljubelium. 22) Bezel. Beckmann, Beiträge VI, 150, bei v. Gülich, Gedächtn. Darstellung II, 365. 23) Encyclopädie 44, 638. 24) Encyclopädie 45, 610. 25) Die Uermar nannte man um 1788 „die Kornhammer von Berlin.“

mehr Weizen und ziemlich viel Spelt neben Roggen, Gerste und Hafer erzeugt.

Die auf den siebenjährigen Krieg folgenden friedlichen Zeiten förderten den Getreidebau allmählig weiter; man führte die Meliorationen Kurfürstens u. s. w. auch in anderen Territorien ein, hob einige Frohnden und Friertage auf. Die Jahre 1788 und 1789, welche für Frankreich so mißlich waren, brachten gerade für den größten Theil von Teutschland das umgekehrte Ergebniß, nämlich sehr gute Ernten, deren Produkte man aber wegen der Verkehrshemmnissen nicht genügend verwerten konnte. Der Ackerbau wurde immer noch stiefmütterlich behandelt, während man von Oben herab die Industrie vielfach künstlich forcierte. Dennoch übernahmen sich — nach dem Urtheile von Zeitgenossen der v. Gülich — einzelne Theile Teutschlands im Weizenbau, z. B. Mecklenburg, das Halberstädtische, das Magdeburgische, das Braunschweigische, etwa vom Jahre 1789 an, wo wegen der Missernte in Frankreich die Preise bedeutend anogen, und der Export dorthin, wie nach England, sehr lohnend wurde. Bekanntlich hielten die Missernten bis 1805 und weiter an, so daß die Impulse zum Getreide, besonders Weizenbau sich mehrten, freilich meist nur da, wo der Verstand nicht allzuschwierig war. Viele Landeute bereicherten sich damals, erhielten die Mittel zu mancherlei Meliorationen, erweiterten z. B. den Futter- und Kartoffelbau (wegen des Düngers), hielten einen besseren Viehstand, wandten fleißig das Vergeln an, namentlich in Heßlein u. s. w. Troßdem lastete an den meisten Orten das Frohndewesen, die Dreifelderwirtschaft, das unproductive Hutungsrecht u. s. f. noch schwer auf dem Acker- und Getreidebau²⁶⁾. Kurfürsten producierte nach einer Angabe Köffigs an Getreide und Kartoffeln in dem ergiebigen Jahre 1803: 11 Mill. 379,257 dresdener Scheffel, in dem wenig ergiebigen Jahre 1804 dagegen doch noch 10 Mill. 647,132. — Die Zeit von 1806 fg. war besonders für Preußen eine Periode des zu neuem Leben erwachenden Ackerbaues; 1806 wurde Dr. Albrecht Thar aus Preußen berufen, und gründete zu Pöhlitz bei Berlin seine berühmte Musterwirtschaft, deren Ergebnisse er in seinen vielfachen Schriften befruchtend in weitere Kreise trug. Das Jahr 1807 brachte für Preußen die Aufhebung der Grundunterthänigkeit der Bauern und mancher lästigen Erbsätze, erlaubte den Verkauf und die Zertheilung von Besitzungen, welche im alten Zustande nicht rentierten. Freilich entzog auch der Krieg von 1812—1815 dem Ackerbau eine große Menge fräftiger Arme, deren Träger dennoch auch unter die fräftigsten Consumenten gehörten.

Dänemark hatte seine Bauern schon vor dem Ende des 18. Jahrh. von den meisten Zudallasten befreit und in lohnenden Erbpacht gesetzt. Der seit 1793 steigende Export nach England ermunterte zum fröhlichen Anbau von Cerealien und gab die Mittel zu Verbesserungen, namentlich für das Vergeln. Einen ähnlichen Gang nahm zu gleicher Zeit der Ackerbau in den

Herzogthümern, nur daß man sich hier mehr als in Dänemark der Viehzucht bestiegte und weniger Körner erzeugte. Der Krieg von 1807 hemmte die Ausfuhr und brachte die Landwirthe in beengte Verhältnisse.

Ueber Schweden, Norwegen, Polen (wo 1807 Napoleon die Leibeigenschaft aufhob), Rußland etwas zu sagen, fehlt es uns an dem hinreichenden Materiale aus der Productionsstatistik. Indessen erlauben die weiter unten über Export und Import zusammengestellten Notizen einige Schlüsse auf den Anbau der Cerealien.

In Oesterreich regte sich während des 16. 17. und 18. Jahrh. der Ackerbau wenig; es fehlte an Absatzwegen, an Intelligenz und Lust, bei Groß und Klein, auch an Capital und Menschenhänden, und die Jesuiten hielten die landwirthschaftliche Aufklärung für gefährlich, negegen sie die arbeitslosen Friertage und das Frohen — also doch einen Consumenten von Weßpreise — förderten²⁷⁾. In Baiern verhielt es sich ähnlich. Erst Joseph II. suchte während seiner kurzen Regierungszeit die landwirthschaftliche Production jenen Einflüssen gegenüber zu heigern.

Ueberrischen wir noch einmal kurz die Zeit von 1492 bis 1815, so finden wir nur im Norden von Europa eine einigermaßen mehr als die Bevölkerung steigende Production, wegen des stillenweisen Handels, nur in England und Belgien einen wesentlich gehobenen Getreidebau, dagegen noch an den meisten Localitäten drückende Bestimmungen über den Verkehr, lästige Frohnden, wenig allgemeine Ackerbau-Intelligenz. Doch wurden grade am Ende des 18. Jahrh. mehrere Ackerbaugesellschaften begründet (einige wenige schon früher), und von der Missernte des Jahres 1771 an datirt überhaupt eine sehr verstärkte Regsamkeit im Bane der Cerealien, deren Absatz außerdem durch die Nachfrage für Bier- und Branntweinerezeugung im 18. Jahrh. einen neuen Aufschwung erhielt. Was den vom Wetter bedingten Ausfall der Ernten betrifft, so hatte der größte Theil des nordwestlichen Europa von 1692 bis 1809 meist schlechte oder mittelmäßige Ernten²⁸⁾. Die schwere Missernte von 1709 in fast ganz Europa hatte ihren Grund im Auswintern und einem kalten Frühjahre, die von 1740 kufestliche Gründe; und 1750 schabete wiederum das kalte Wetter den Früchten, so daß sie stark misserthien. Doch sind die beiden genannten Missernten fast die einzigen in der ganzen Zeit von 1730 bis 1764, zumeist auf dem europäischen Continente. Von 1765 bis 1776 trat wieder eine Reihe allgemeiner, z. B. auch auf Italien, besonders von 1770—1772, sich erstreckender schlechter Ernten ein, worunter sich bekanntlich die von 1771 auszeichnete, bei welcher Tausende von Menschen buchstäblich den Hungertode erlitten. Der Hauptgrund des Verderbens war ein tiefer Schnee, welcher im April auf das schon weit vorgeädete Getreide fiel und sechs Tage lang liegen blieb. Aber in demselben Jahre erkrute sich Nordamerika, welches meist eine der

26) Bregl. z. B. v. Gülich, Gesch. Dorff. II, 315. 316.

27) v. Gülich, Gesch. Dorff. II, 286.
Kornhandel S. 48.

28) Köffiger,

auf dem europäischen Continente herrschenden entgegen-
gesetzte Witterung und Ernte hatte, jedoch mit Aus-
nahmen, z. B. 1788 und 1789, einer reichlichen Korn-
production. Im Allgemeinen hatten die Fehlernten von
1700 bis 1776 in Europa ihren Hauptgrund in zu
naßkaltem Wetter, während die Fehlernten von 1776
bis 1811 (ebenfalls in Europa) meist von zu großer
Trockenheit und Hitze herrührten, wozu indessen die harten
Winter von 1793 bis 1800 kamen. Von 1793
bis 1812 hat Europa elf Missernten aufzuweisen.

Weber die außereuropäischen Länder während der
vorliegenden Periode läßt sich wenig sagen. Die ver-
einigten Staaten von Nordamerika (wo um 1702,
namentlich in Carolina und den benachbarten Landschaften,
die Reisproduction begann) treten etwa erst seit 1771
bemerkenswerth in die allgemeine Getreidefrage ein, deren
größer oder kleiner Bedarfsamkeit, wenigstens für die
Publicistik, meist von dem Getreidehandel abhängig ist.
Auch führte man dort frühzeitig den Mais als Brod-
frucht ein, der nach Humboldt am Ende des 18. Jahrh.
in Mexico das 40. bis 300. Korn gab, also einer größeren
Schwankung unterworfen war und ist als irgend
eine andere Getreideart, etwa mit Ausnahme des Reis.
Eine reichliche Getreideerzeugung, auch zum Exporte,
hatten um 1788 auch Aegypten und die Berberci,
obgleich die damaligen Zahlen, mit den gegenwärtigen
verglichen, noch höchst niedrig stehen. Beim Weizen-
und Gerstenbau in Arabien fand Niebuhr auf seiner
bekannten Reise eine Fruchtbarkeit des 15 bis 50fachen
Kornes, wobei er vielleicht nur die Körner in den stehenden
Halmen gezählt hat, welche bekanntlich noch viele
Procente abgeben, ehe das Getreide in das Maß kommt.
Der Mais lieferte natürlich einen höheren Ertrag. Von
Noggen hat Niebuhr in Arabien Nichts gesehen.

4) Die Zeit von der Verdrängung der französischen
Revolution bis zur Gegenwart, von
1815 bis 1856.

Zwar fließen für diesen Zeitraum die statistischen
Zahlen — und auf diese kommt es hauptsächlich an,
nicht auf die Phrasen von „viel“ oder „wenig“ u. dergl.,
obwohl wir derselben als Uebersüßiger für jene nicht ganz
entrafen können — etwas reichlicher als für die vor-
hergehenden, allein auch nur für eine beschränkte Anzahl
von Ländern, namentlich England, Belgien, Frankreich,
Preußen, zum Theil auch Rußland. Und auch hier
widerum zeigen sich manche Lücken, die auszufüllen uns
nicht gelingen ist. Es ist unser Hauptstreben gewesen,
aus den uns zu Gebote stehenden Materialien ein Bild
der sich fortentwickelnden Getreideproduction mit Ein-
schluß ihrer Förderungs- oder Hinderungsurfachen zu
gewinnen.

In Italien machte die Getreideerzeugung seit 1815
Anfangs wenige Fortschritte, wovon die Gründe in den
bekannten politischen, socialen und kirchlichen Zuständen
vorliegen. Sicilien, diese frühere Kornkammer Roms,
hatte sich noch zwischen 1830 und 1840 nicht wieder zu
dieser Höhe emporgehoben; der Absatz war durch viele

polizeiliche Bestimmungen gehemmt, der Boden im Be-
sitz weniger Abenteurer, das Volk träge und an blaue
Wochentage gewöhnt, der Zustand der Wege schlecht.
Aehnlich stand es auf dem Festlande des Königreichs
Neapel; von den 8 Mill. 560,000 Hectaren der Boden-
fläche waren um 1840 nur e. 4 Mill. 900,000 in Cul-
tur²⁹⁾. Auch die Getreideproduction des Kirchenstaates
entsprach der ebenfalls für dieselbe sehr geeigneten Boden-
qualität nicht. Dennoch wird man nicht vergeffen dürfen,
daß Unter- und Mittelitalien ihren Bedarf fast stets
selbst erzeugt und nie bedeutender Einfuhren bedurft
haben. — Das Festland des Königreichs Sardinien er-
zeugte³⁰⁾ um das Jahr 1848 jährlich an Weizen 5 Mill.
557,092 Hectoliter, an Roggen 2 Mill. 418,804, an
Mangforn 771,092, an Mais 4 Mill. 819,804, an
Bohnen, Gemüse u. s. w. 924,940, an Kartoffeln 2 Mill.
531,788, an Reis 637,680. Das mit Getreide und
zum Theil mit Reben bespante Terrain betrug 1 Mill.
601,606 Hectaren, während die ganze Fläche (des Fest-
landes) 4 Mill. 671,817 Hectaren in sich schloß. Der
Arbeiter stieß augenscheinlich sehr ungenügenden offi-
ciellen Statistik meint, daß Sardinien damals im jähr-
lichen Durchschnitt etwa 22 Mill. Hectoliter Brod-
getreide erzeugt habe, ein Bereich für die Danbarkeit des
Bodens. Die Ertragsfähigkeit à l. österr. Jedoch im
sombardisch-venetianischen Königreiche ward pro 1852
zu 20 österr. Metzen angegeben. Die jährliche Pro-
duction an Weizen ebenda schätzte man im Jahre 1853
(wo eine Mangelernie stattfand) auf 4 Mill. 96,000
österr. Metzen, an Mais auf 6 Mill. 610,000. Die
Ernte von 1854 fiel für Italien meist gut aus, für den
Kirchenstaat befriedigend, während man mit dem Erge-
bnisse von 1855 in Neapel zufrieden, in Piemont nicht
zufrieden war. Doch hatte Piemont 1855 in der Kar-
toffelernte fast gar keinen Ausfall.

In Spanien fanden während der ganzen Zeit
die Folgen des Krieges mit Napoleon und der inneren
Unruhen, die meist zu ausgebeuteten Besitzungen, die
Schuldtungen, die schlechten Wege, die Inbeziehung der
Bewohner sammt den vielen Feiertagen, der Mangel an
Bewässerung, das fehlende Capital u. s. w., vor Allem
der mangelnde Aufschwung der inneren Consumtion,
welche zum großen Theil an der natürlichen Mäßigkeit
des Spaniers im Essen und Trinken eine Schranke hat,
dem Aufschwunge der Production entgegen, obgleich er
vielmehr eben deshalb, weil der Boden stellenweise eine
außerordentliche Fruchtbarkeit hat. So trägt z. B. ein
preuß. Morgen, welcher in Lußland nur 6—7 Etr.
liefert, in den bewässerten Districten von Valencia bis
29 Etr. Weizen³¹⁾. Auch hatte das Land nicht selten
eine Ernte, welche der Ernte in Mitteleuropa entgegen-
gesetzt war, z. B. im Jahre 1824, wo Spanien fast an
Missernisch litt. Umgekehrt war z. B. die Production
der Jahre 1853 (besonders in Galizien) und 1855 recht

29) Dictionnaire du Commerce II. p. 1590. 30) Nach
dem Bearbeiter eines Urtheils der Rivista Agricola in
„Ausland.“ 1856. 31) Nach, Erhebung 1, 116.

ergiebig, sodaß z. B. Spanien noch in diesem Augenblicke, wo wir schreiben (Juli 1836) nicht unbedeutende Massen exportirt, während freilich der Vöbel an mehreren Orten die Getreidemagazine und Getreidehiffe verbrennt. — Portugal's Getreideerzeugung, besonders in Alentejo, welches man die Kornkammer des Landes nennt, steht ungeschätzt unter denselben Bedingungen, nur daß hier z. B. die Arbeitslöhne höher sind und von einem Ueberschusse für die Ausfuhr Nichts verlautet. Die Ernte von 1836 ist sehr unergiebig ausgefallen, und ein Symptom davon die Brodmuthen zu Lissabon am 8. und 10. Aug.

Für Frankreich stellte sich schon am Anfange dieser Periode eine ungemein große Verschiedenheit zwischen der Ackerbau-Industrie des Südens und des Nordens heraus. Der Cetrug des Bodens war hier um 1815 gerade doppelt so hoch als dort, nämlich in der Form der Bodenrente; denn während diese pro Hectare im Departement du Nord und einigen benachbarten Departements 42 Francs 33 Cents betrug, ergab sie im Süden nur 23 Fr. 69 Ct.³²⁾ Die Winternte des Jahres 1816 ergab für das ganze Land ein Deficit von 122 Tagen³³⁾, ein Resultat, welches dahin führte, daß man den Getreidebau durch Vermehrung der Futterkräuter, durch Beschränkung der Brache, durch größeren Viehstand u. s. w. zu heben suchte. Das Jahr 1817 lieferte einen Weizen-ertrag von 48 Mill. Hectoliter im Werthe von 2046 Mill. Francs³⁴⁾. Der Weichstand deshalb so hoch, weil die Preise, resp. die mangelnden Vorräthe von 1816 noch nachwirkten. Das Jahr 1818 ist mit einem Quantum von 53 Mill. Hectoliter Weizen im Werthe von 1444 Mill. Fr. bezeichnet³⁵⁾, während man im Jahre 1819 sogar 64 Mill. Hectoliter derselben Fruchtart, im Werthe von 1173 Mill. Fr., erzeugte³⁶⁾. Im J. 1820 erntete man nur 44 $\frac{1}{2}$ Mill. Hectoliter, welche wegen der Vorräthe aus 1819 einen Werth von nur 890 Mill. Fr. hatten³⁷⁾. Trotzdem hob sich in den ersten drei Jahren der Wohlstand der Getreideproducenten; viele von den großen Grundbesitzern zogen aus der Stadt aufs Land, und die Zahl der landwirthschaftlichen Geschäften mehrte sich.

Im J. 1827 trat eine ungenügende Ernte ein, und 1828 hatte man gradezu eine Missernte, bei welcher der Bedarf von 33 Tagen schelte, welcher demnach importirt werden mußte³⁸⁾. Für das Jahr 1830 berechnete man den Bodenwerth Frankreichs auf 45,000 Mill. Francs mit einer Schuldenlast von 11,233 Millionen. Im J. 1831 hatte man wieder eine Fehlerte, und zwar mit einem Deficit von 47 Tagen³⁹⁾. Dieses Resultat und die vorübergehenden ungenügenden Ernten weckten wiederholt das Bewußtsein der vorhandenen Mängel, unter welchen z. B. an den meisten Orten die weit getriebene

Parcellirung, die fehlende Luft am Ackerbau bei den höheren Classen der Grundbesitzer, die geringe Zahl von Mutterwirthschaften, das geringe disponible Capital und die schlechten Creditverhältnisse in der öffentlichen Discussion hervorgehoben wurden. Dennoch behauptete man 1837, daß die Getreideproduction von 1815 bis dahin um das Doppelte gestiegen sei⁴⁰⁾. Nach einer Angabe bei Rau⁴¹⁾ hat Frankreich von 1815 bis 1837 im jährlichen Durchschnitt 174 Mill. 736,000 Hectoliter aller Getreidegattungen gewonnen.

Im J. 1842 ergab sich zwar, wie fast überall in Europa, ein Ausfall in der Ernte; allein die durch hohe Bölle geschützten Producenten fanden sich gut dabei. In demselben Jahre schätzte man den Werth der gesammten Bodenschätze, von welcher 1843 der Zuckerrübenbau nur den 2000. Theil einnahm, schon auf 55,000 Mill. Fr. mit einer Hypothekenschuld von 12,736 Millionen. Man hatte in den vorhergehenden Jahren sich des Getreidebaues in einem Grade bethätigt, daß z. B. Jacquemin (1844) und Andere den Landwirthten den Vorwurf der Einseitigkeit hierin machten. In der That wird schon um das Jahr 1843 Frankreich's jährliche Weizenenerzeugung von dem bekannten Statistiker Moreau de Jonnés⁴²⁾ zu 70 Mill. Hectoliter angegeben. Nach Daru haben sich von 1788 bis 1845 die gesammelten Ackerbauprodukte verdoppelt, während sich die Industrieerzeugnisse vervierfacht haben. Es ist also hiernach auch die Getreidemenge mehr als die Menge der Bevölkerung gestiegen, folglich hat sich auch die Consumtion in höherem Grade angehebert. Das Erntedeficit des Jahres 1846 wurde für den Weizen auf $\frac{1}{4}$ der Durchschnittsernte, auf 10 bis 12 Mill. Hectoliter berechnet⁴³⁾. Eine andere Angabe berechnet 1848 die jährlichen Durchschnittserträge beim Weizen auf 64, beim Roggen auf 28, beim Buchweizen auf 8, beim Mais auf 8, bei den Kleearten auf 3 $\frac{1}{2}$, bei den Kartoffeln auf 86 Mill. Hectoliter. Als Ertragsfähigkeit einer Hectare (= 2 $\frac{1}{2}$ engl. acres) werden für die neueste Zeit durchschnittlich 75 Bushel = 26 Hectoliter und 25 Liter Weizen angegeben. Zugleich wiederholte sich in dem Jahre 1848 vielfach die Klage, daß man zu viel schlecht gedüngtes, zu stark zertheiltes und zu sehr verästertes Kornland habe, sodaß die damalige Regierung, resp. die Landesvertretung die Mittel der Abhilfe discutirte und unter Anderem die Nationalversammlung am 23. Sept. 1848 sich für die Errichtung von Ackerbauschulen aussprach, nicht ohne anregende Blicke auf den Land- und Getreidebau jenseit des Rheins, aber auch nicht ohne eigene tüchtige Landwirth, unter welchen besonders Dombasle, der französische Lär, zu nennen ist. Von den hervorragenden wissenschaftlich-gemischten Auctoritäten verdient namentlich Boussingault und seine Schule Erwähnung, welche hauptsächlich die Anwendung des stickstoffhaltigen Düngers empfiehlt. Im J. 1848 hatte Frankreich wie ganz

32) Dupin, Forces productives de la France II, 252.

33) Nach Popp. Duffard, welcher hierin weit übertriebt.

34) Nach Pöschel, System I, 161, während Cordier den Werth auf 2040 Mill. veranschlagt.

35) Nach Pöschel, ebenda.

36) Nach Cordier.

37) Nach Cordier. Pöschel a. a. O. gibt den Werth zu 895 Mill. Fr. an.

38) Nach Popp. Duffard.

39) Nach Dombasle.

40) v. Ollrich, Geschichte. Darß. III, 448.

41) Nach II, 227.

42) Im Journal des Economistes.

43) Journal des Débats. 12. Janv.

Europa eine sehr gute Ernte, und 1849 war man ebenfalls mit dem Ergebnisse zufrieden. Allein 1852 ließen die steigenden Preise auf einen merklichen Ausfall schließen, obgleich die Regierung diesen leugnete, und officielle Angaben für einige Provinzen sogar einen Ueberschuß von $\frac{1}{2}$ gegen eine Mittelernte berechneten⁴⁴⁾.

Im J. 1853 konnte das Deficit nicht abgeleugnet werden; es betrug ca. 10 Mill. Hectoliter für alle Getreidegattungen zusammen, wovon am Ende des Jahres etwa 5 Mill., bis zum März 1854 etwa 7 Mill. durch Einfuhr gedeckt waren. Andere vorschlugen den Ernteausfall von 1853 noch höher, nämlich auf 14 Mill. Hectoliter, im Werthe (d. h. Kaufpreis) von 350 bis 400 Mill. Francs, woraus durch die Maßregeln für den Einkauf des Fehlenden eine starke Geld- und Capitalbewegung entstand. Ueber die Ernte von 1854 waren die Urtheile eben so verschieden; Anfangs proclamirten die Journale, namentlich die der Regierung, einen guten Ertrag; allein bald mußte man ein Deficit eingestehen, und im October gaben Einige, aber viel übertrieben, dasselbe sogar für einen zweimonatlichen Consumtionsbedarf aus. Auch 1855 hatte man wieder einen Ausfall, wovon der dem Chemiker Payen auf 6 bis 7 Mill. Hectoliter (115% bis 134% Mill. preuß. Scheffel) für alle Getreiden, von Andern sogar auf 12 Mill. Hectoliter allein für den Weizen veranschlagt ward. Mit der Kartoffelernte hatten Producenten und Consumenten Grund zufrieden zu sein.

Wir dürfen hier nicht die eigenthümliche Weise übersehen, in welcher das französische Bewußtsein gute, Mittel- und Mangel-Ernten bestimmt, namentlich da man es auch in der neuesten Zeit oft wiederholt hat, die Franzosen seien von Natur kein rechtes Ackerbauvolk. Viele Franzosen bezeichnen schon einen Ausfall von 4 Proc. gegen eine Mittelernte als eine Missernte, wegen Andern erst dann von einer solchen reden, wenn das Deficit 37 Tage von dem Bedarfe des ganzen Jahres in sich begreift, und einen Ueberschuß von 37 Tagen eine reiche Ernte nennen. Nach einer amtlichen Statistik bedarf eine Mittelernte den Bedarf von 1 Jahre und 15 Tagen, eine gute Ernte den von 1 Jahre und 27 Tagen, eine reiche Ernte den von 1 Jahre und 56 bis 60 Tagen. Man sieht also hieraus, daß man in Frankreich an eine Mittelernte, von welcher wir annehmen, daß sie gerade dem Jahresbedarfe genügt, ziemlich hohe Ansprüche macht. — Nach Schnepf⁴⁵⁾ ist der Ertrag einer mit Weizen besetzten Hectare in guten Jahren, wie 1820, 1832 und 1833, 13,43 Hectoliter, in mittleren, wie 1830, 10,53, in schlechten, wie 1816 und 1817, 9,16, Zahlen, die sich verhalten wie 127: 100: 87, und beweisen würden, daß in Frankreich während der letzten Periode die Extreme der Getreideproduction nur wie 2 zu 3 geschwankt haben. Das Dictionnaire du Commerce gibt (in den ersten vierzig Jahren) den durchschnittlichen Ertrag aller Getreidegattungen, mit Aus-

nahme des Hafers, à magd. Morgen als das 6,7 fache der Auesaat an. Nach derselben Quelle⁴⁶⁾ producirte Frankreich damals im jährlichen Durchschnitt alle Getreidegattungen 153 Mill. Hectoliter, bei einer Ackerbaubevölkerung von 22 bis 24 Mill. Köpfen. An Weizen allein soll nach einer anderen Angabe Frankreich jetzt jährlich 82 Mill. Hectoliter hervorbringen. Ray⁴⁷⁾ gibt an, daß in Frankreich ein magd. Morgen durchschnittlich 6 bis 7 Etr. Weizen liefert und nach einem Vortrage Dequerel's in der pariser Akademie der Wissenschaften am 14. Nov. 1853 war in Frankreich der mittlere Weizen Ertrag einer Hectare von 1835 bis 1839 12 $\frac{1}{2}$ %, von 1840 bis 1844 13%, von 1845 bis 1849 13%, von 1850 bis 1851 14% Hectoliter, eine Steigerung, von welcher er voraussetzen scheint, daß sie künstlich hervorgebracht sei.

Belgien bietet bekanntlich ein so vortreffliches amtliches statistisches Material, daß es hierin von keinem andern Lande übertroffen wird. Wir heben aus der Zeit seit 1846 Folgendes hervor. Nach offiziellen Ermittlungen nahmen von der ganzen Ackerbaufläche im Jahre 1846 folgende Procente ein:

der Weizen	16,84
der Spelz	3,74
das Vengelforn	2,86
der Roggen	20,43
die Gerste	2,86
der Hafer	14,6
der Buchweizen	1,99
die Hülsenfrüchte	3,91
Kern und Hülsenfrüchte gemischt	1,04
die Kartoffeln	8,30
die Brache bloß	5,83.

Nach einem amtlichen Berichte des Ministers des Innern⁴⁸⁾ waren 1846 von der ganzen Fläche des Königreichs der landwirthschaftlichen Production 87,5 Proc. gewidmet, und zwar 33,7 Proc. davon dem der Cerealien = 3,439,529 preuß. oder magd. Morgen, während die ganze Bodenfläche Belgiens 10,196,092 solcher Morgen einnimmt. Es war ferner darnach im Jahre 1846

	der Gesammttrag in preuß. Scheffeln
von Weizen	7,834,170
von Spelz	2,616,175
von Roggen	1,364,088
von Roggen	9,630,961
von Gerste	2,331,180
von Hafer	11,486,225
von Buchweizen	1,039,966
	<hr/> 36,303,065

Davon war:

	der Ertrag nach Abzug der Saat in preuß. Scheffeln	der Werth excl. des Strohs in preuß. Thirn.
von Weizen	7,052,900	20,559,820
von Spelz	2,194,192	2,505,460

44) Man vergleiche die öffentlichen Blätter. 45) Création de la richesse I, 34.

46) Création de la richesse II, 37.

47) Lehrbuch I, 118. 48) Recensement général de l'Agriculture de la Belgique. 1850.

von Roggen	1,236,905	3,009,270
von Koggen	8,779,157	16,185,400
von Gerste	2,193,201	3,535,880
von Hafer	10,423,457	10,120,680
von Buchweizen	1,001,311	1,694,990
	32,883,423	57,911,480

Der Durchschnitt der Ausfaat und des Ertrages wird für dasselbe Jahr, wie folgt, angegeben und zwar à Hectare:

	Ausfaat in Hectoliter	Ertrag in Hectoliter
Weizen	1,84	18,41
Spelz	4,47	27,73
Koggen	1,68	18,68
Gerste	1,97	32,27
Hafer	2,88	31,19
Buchweizen	0,77	20,72

Ein Ertrag, welcher im Verhältniß zur Ausfaat in keinem andern Lande von gleicher geographischer Breite erreicht worden ist. — Das Verhältniß des Reinertrages vom Ackerlande zum Reinertrage der Wiesen und Wäldungen stellt sich nach Denselung *) wie 100: 131: 41.

Im Jahr 1850 wurde die ganze Bodenfläche Belgiens zu 11,536,770 magb. Morgen angegeben, wovon 5,732,612 dem Ackerbaue, 1 Mill. 354,907 den Wiesen und Weiden, 2,111,557 dem Walde u. s. w. angehörten. 1,221,965 waren ungebaut. Die Zahl der Grundeigenthümer, folglich der Parzellen, stieg von 1845 bis 1850 nicht unbedeutend.

Während man noch 1840 glaubte, daß die Production für den Bedarf hinreichte, stellte sich schon 1846, ebenfalls 1852 und noch mehr 1853 heraus, daß dies nicht der Fall sei. Dagegen wurde 1854 der Ertrag der Cerealien officiell als hinreichend (vergl. jedoch die Einfuhr), derjenige der Kartoffeln als nur mittelmäßig bezeichnet. Das Deficit der Brodfrüchte im Jahre 1855, mit Ausnahme der Kartoffeln, gab der Minister Bellefroid auf 3,194,595 Hectoliter an, wovon jedoch die Surrogate an Bohnen, Weizen, Hafer u. s. w. abgehen. Das damals sich als gewöhnlich herausstellende, also durch die Einfuhr zu deckende Jahresdeficit veranschlagte derselbe auf 1 Mill. Hectoliter.

Holland participirt im Allgemeinen an den Ernteerträgen des übrigen nordwestlichen Europa's und deckte in der Regel den eigenen Bedarf durch den eigenen Getreidebau nicht, wozogen die Kartoffelerzeugung von ungemein großem Umfange war. Es liegt uns nur Eine Jahresstatistik vor, nämlich die officiële Schätzung von 1851, wonach in diesem Jahre erzeugt worden sind: 1,583,177 Hectoliter Weizen, 3,083,542 Hect. Koggen, 1,313,861 Hect. Buchweizen, 1,217,070 Hect. Gerste, 2,284,634 Hect. Hafer, 10 Mill. Hect. Kartoffeln.

In England (mit Schottland und Irland) bot die Zeit von 1815 bis in die zwanzigste Jahre weder dem Ackerbauern im Allgemeinen, noch den Getreide-

kauern im Besonderen günstige Chancen, wozogen die Verhältnisse der ködtischen Consumanten einen günstigen Aufschwung nahmen. Die Kornpreise fielen mit einigen Ausnahmen und dadurch wurde besonders der Stand der kleinen Producenten entthätigt. Die Zahl der letzteren sank daher immer noch, wie sie schon vorher so bedeutend gesunken war, und die Kornzölle und andere Maßregeln vermochten ihnen nicht aufzuhelfen, da sie namentlich von der Armensteuer hart getroffen wurden. Die Zahl der Grundeigenthümer in England mit Wales war schon 1816 auf 32,000 gesunken, worunter sich e. 6000 Corporationen und eben so viele kirchliche Stiftungen, Pfarreien, Collegiate, sowie einige Beneficien und Präbenden befanden, so daß nur etwa 20,000 Privateigentümer blieben. Im J. 1831 waren in letzteren bereits auf 7200 vermindert und später ist ihre Zahl noch weiter gesunken. Als die Winternte von 1816 eingetreten war, entzog man dem Getreidebaue noch mehr Land, namentlich bei Liverpool, Manchester, London und verwendete es in steigendem Maße zur Weide für Luxuspferde und Milchvieh, wodurch man den Reingewinn pro acre oft bis auf 6 Pfd. Sterl. steigerte **). In Irland hatte sich die Wasse der Einwohner immer mehr auf Kartoffelnabzucht beschränkt, so daß bei der Winternte derselben im J. 1821 eine große Hungersnot die Folge war. Im J. 1824 theilte England mit dem übrigen Europa das Geschick einer übermäßig reichen Ernte und außerordentlich niedriger Preise. Allein schon 1826 zeigte sich in Folge der großen Dürre ein starker Ausfall, welchen man auf ein Drittheil der vorhergegangenen (reichen) Ernten schätzte.

Nach einer Angabe bei Roscher ***) stellt sich der Ernteertrag des Weizens in England, wenn die Zahl 240 den durchschnittlichen Weizenverbrauch bezeichnet, in diesen Verhältnisszahlen dar. Im J. 1816: 180; 1817: 234; 1818: 240; 1819: 250; 1820: 320; 1821: 252; 1822: 270; 1823: 220; 1824: 230 (?); 1825: 254; 1826: 260, Zahlen, welche umgekehrt auch die verhältnismäßige Höhe der Preise in diesen Jahren angeben. Die Extreme in der Erzeugung dieser Periode verhalten sich demnach wie 9 zu 16. Nachdem 1827 viel Getreide auf dem Felde durch Rasse verborben war, erfolgte 1828 eine noch stärkere Winternte, so daß man aus dem Nothdicken von Europa viel Korn einführen mußte. Den in der Mitte der Periode zwischen 1814 und 1830 in dem eigentlichen England jährlich gewonnenen Ertrag von allerlei Getreide gibt v. Gülich **) zu über 30 Mill. Quarter an.

Der englische Acker, resp. Getreidebau erfährt zwischen 1830 und 1842 manche bedeutende Krisen. Unter den 7200 selbständigen Grundbesitzern im J. 1831 war der eigentliche Bauernstand fast gar nicht mehr vertreten; dabei nahm die Zahl der mit dem Ackerbaue beschäftigten Leute fortwährend ab; unter 100 Einwohnern überhaupt waren 1811 deren noch 35, 1821 noch 33,

aber schon 1831 nur noch 28 und 1842 nur noch 22⁵³⁾). Vom 3. 1831 ab, wo das unter Pflug und Spaten befindliche Land in Großbritannien 34 Mill., in Irland 14 $\frac{1}{2}$ Mill. acres betrug, begann man den Weizenbau merklich einzuschränken, indem man die Erfahrung machte, denselben vielsach auf einem Boden getrieben zu haben, welcher jetzt bei dieser Cultur nicht mehr rentirte. Ueberhaupt machte in den dreißiger Jahren die Weizenproduction Englands und Schottlands noch nicht ganz ein Viertel des ganzen hier gewonnenen Getreides aus. Für das eigentliche England finden wir für die Zeit von 1840 bei Gütlich⁵⁴⁾ die Angabe, daß man damals in der Regel die Hälfte des Ackerlandes mit Getreide befestelt habe. Jedoch wußten sich die englischen Ackerbauer unter den damaligen ungünstigen Verhältnissen zu helfen. Dies geschah theilweise durch die Drainirung, für deren frühzeitige Anwendung in England der Umstand einen Anreiz gibt, daß die Regierung bereits im J. 1832 mehrer darsuf bezügliche Verordnungen erließ. Anderentheils half man sich durch vermehrte Anwendung künstlicher Düngemittel. Die Guanoimport, welche 1840 begann und in diesem Jahre noch sehr unbedeutend war, hob sich 1841 und 1842, noch mehr 1843 und 1844. In dem zuletzt genannten Jahre sollen an 1000 englische Schiffe abgegangen sein, um Guano zu holen. Damit in Verbindung stand die Aufnahme, welche Liebig's Theorie (von dem eben im Guano u. s. w. reichlich vorhandenen Stickstoff) in England fand. Nachdem sein Buch über die Agriculturchemie im Jahre 1840 erschienen war, wußte sich die hier aufgestellte Ansicht in England so viel Anhänger zu erwerben, daß er bald darauf den öffentlichen Dank der British Association empfing. Dr. Daubeny aus Oxford erklärte bei einer Versammlung dieses Vereins zu Devonport, daß er dem Liebig'schen Buche im Wesentlichen nichts Neues hinzuzufügen wisse; Professor Johnston zu Durham, dessen „Katechismus der Agriculturchemie“ bis 1853 schon 33 Auflagen erlebt hat, hielt Vorlesungen über dasselbe, und Professor Needler, der englische Stöckhardt in der Düngerslehre, schloß sich fast ganz seinen Ansichten an und in ähnlicher Richtung bewegen sich die agriculturchemischen Arbeiten von Lawes. Außerdem verbesserte man unablässig die Säer, Dresch- und anderen Maschinen. Von vielen Dreschmaschinen rühmte man um 1840, daß sie an 3 Proc. mehr Körner lieferten als die Handregel⁵⁵⁾).

Wenn wir uns zu der eigentlichen Getreideproduction zurück, so gewann man, nachdem die unergiebigsten Ernten von 1819 und 1840 andere Resultate ergeben hatten, nach 1840 in England von 1 acre nicht selten 35 bis 40 Bushel Weizen, d. h. etwa 18 preuß. Scheffel à maad. Morgen und zwar nicht immer auf einem von Natur reichen Boden⁵⁶⁾. In Schottland lieferte 1 acre damals nicht selten 60 Bushel Körner

(wof. Hafer), d. h. e. 55 bis 58 berl. Scheffel⁵⁷⁾). In Irland begriff 1841 das überhaupt landwirthschaftlich benutzte Land 13,464,300 acres, wovon unter dem Pfluge nur 5,238,575 waren (1851: 14,802,581 und 5,858,951)⁵⁸⁾. — Nachdem die Ernte von 1841 ziemlich färglich gewesen war, erzeuften sich die britischen Inseln 1842 im Gegensatz zum europäischen Continente einen guten Erntetrags. Land da dieser auch 1843 und 1844 wiederkehrte, so milderte sich seitdem die seit 1838 herrschende Geld- und Handelskrise und der Nothstand der industriellen Classen, welchen der Kornzoll von 1842 an und für sich wenig geholfen haben würde. Wie verschiedne die englischen Getreideproductionen damals beurtheilt wurden, geht z. B. daraus hervor, daß Großbritannien und Irlands jährliche Weizenzeugung um das Jahr 1843 von Moreau de Jonnés auf 39, dagegen von Esue und Sibth auf 75 Mill. Hectoliter (= 25 Mill. Quarter) berechnet wurden, wahrscheinlich in Folge einer verschiednen Zahl von Jahren, welche der Durchschnittsberechnung gebient haben. Moreau gibt 1844 den Werth der jährlichen Getreideproduction Englands und Irlands zu e. 134 Mill., dagegen den Werth der jährlichen Erzeugung an Kartoffeln, Gras, Futtertrütern, Rüben und Weizen zu e. 203 Mill. Pfd. Sterl. an. — Nachdem schon 1845 die Kartoffelernte auf beiden Inseln fast gänzlich misrathen war, fiel sie 1846 nicht besser aus, wozu sich noch ein starkes Getreidedeficit gesellte, dessen Größe am besten nach den weiter unten anzuführenden Importquanten zu beurtheilen sein wird. Uebrigens nahm die Consumtion in so starkem Maße zu, daß England diese nur noch bei den vorzüglichsten Ernten hätte decken können. Man berechnete 1847, daß, wenn England den steigenden Bedarf, mit Ausschluß der Brauereien und Brennereien, selbst befriedigen wollte, jährlich 260,000 Hectaren Land mehr besäet werden müßten, sowie daß damals in dem eigentlichen England noch 3,987,000 acres culturfähigen Landes unbebaut dalagen. Trotz der damals starken Getreideimport und der hohen Preise des Brodes hatte 1848 (das eigentliche) England nur e. 4 Mill. Hectaren Kornfeld, dagegen 12 Mill. Hectaren Wiesen, Weiden u. s. w., ein Verhältnis, welches sich damals in Frankreich als umgekehrt erwies. In Irland war verhältnismäßig weit mehr Land unter Pflug und Spaten; allein man baute dort auf den sehr kleinen Parzellen des Eigenthums wie des Pachts und Hefterpachts vorzugsweise Kartoffeln. Den Ertrag des ganzen englischen Ackerbaues schätzte Graham⁵⁹⁾ 1848 auf 203,499,256 Pfd. Sterl., mit Ausschluß Irlands auf 167,278,933, fast eben so hoch den Ertrag der Industrie, den Gewinn aus dem Handel des englischen Volkes mit seinen Ackerbauprodukten auf 34 Mill. Pfd. Sterl.

Die Ernte von 1848 war auf den drei Inseln sehr reichlich, die von 1849 deckte nahezu den Bedarf; aber

53) Nach den Tables of revenue (1844). 54) Gütlich, Darstell. III, 96. 55) v. Gütlich, Gütlich, Darstell. III, 106. 107. 56) v. Gütlich, Gütlich, Darstell. III, 109.

57) v. Gütlich, Gütlich, Darstell. III, 384. 58) Nach officiellen Aufweisen. 59) Westminster and For. Quart. Rev. 1848.

schon 1851 wieder trat eine bedeutende Verringerung ein. Ueber Irland liegt uns folgende Tabelle vor. Es war 1851:

	auf acres	der Ertrag
an Weizen	504,248	7,025,096 Str.
an Hafer	2,189,775	33,776,433 "
an Sommergerste	282,617	5,561,902 "
an Kartoffeln	868,501	4,441,022(3/4) "

Zwar sahen die Getreideproduzenten durch die mit 1849 in Kraft tretende freie Einfuhr des fremden Kornes ihre Einnahmen vermindert; allein auch jetzt wußten sie sich über diese Krisis durch intensiveren Anbau hinüber zu helfen. Man wendete bessere Pflüge-, Säe- und Dreschmaschinen an; man pflügte tiefer und saete dünner⁶⁰⁾; man kaufte neben Guano auch Chilisalpeter, Knochenmehl, Kapselkuchen u. s. w. in steigenden Massen; man unterließ den Weizenbau auf dem nicht mehr rentirenden Boden, auf welchem man ihn vorher forcirt hatte; man drainirte mit großem Capitalaufwande u. s. w. Der Drainirung rühmte man 1852 in Schottland nach, daß ihr Einfluß an vielen Stellen den Weizen 10 bis 14 Jahre früher reifen lasse. Trotzdem ergab 1852 der Weizen eine Ernte, welche vermehrte Einfuhr nöthig machte, und 1853 litt besonders Irland an der Kartoffelkrankheit. Ueber den Ertrag der Ernte von 1854 war man in der ersten Zeit nach derselben sehr verschiedener Ansicht; man überschätzte, wie wir dies in dem letzten Jahrzehnte meist überall gesehen haben, das Ergebniss (im October), und zwar auf 25 Mill. Hdt. Sterl. über den Durchschnittswert; aber schon im November meinte der Sun, daß man in England nur 16,550,000 Quarter Weizen gewonnen habe, während der jährliche Consum 18 Mill. betrage. Englands ganze jährliche Getreideproduction, Alles auf Weizen reducirt, gab man neulich (1856) in englischen Blättern auf 52 Mill. Quarter à 500 Pfund an.

Auch in der letzten Zeit ist es wiederholt constatirt worden, daß sich die Getreidefläche Englands seit der Aufhebung der Einfuhrzölle (1849) verringert hat; man hat immer mehr Land zu Wiese und Weide verwandelt, um besseres Vieh zu halten und mehr Dünger zu erzeugen; man nimmt an, daß gegenwärtig nur noch 1/2 der ganzen bebaueten Fläche Englands mit Getreide bestellt wird; und dennoch mehrt sich von Jahr zu Jahr die Getreideproduction, deren Gestaltung auch für die Industrie von dem einschneidenden Einflusse ist. Uebrigens sind die Pachtungen (farmen) im eigentlichen England keineswegs von großem Umfange; sie halten durchschnittlich nur 250 magdeb. Morgen.

Deutschland ohne Deckerreife. Die deutsche Getreideproduction nahm nach 1815 und 1816 mit der gesammelten Landwirtschaft einen bedeutenden Aufschwung. Theils wurden nach beendigten Kriegen viele Dörfer dem Ackerbau zurückgegeben; theils hörte in Folge der bei-

stigten Continentsperre der vormals sehr ausgebreitete Anbau von Handelsgewächsen, wie Krapp, Raib u. s. w. auf, theils lödten die hohen Preise der Jahre 1816 und 1817, welche wegen der nothwendigen Witterung eine schwere Missernte der Cerealien und Kartoffeln gebracht hatten. Einen ungefähren Ueberschlag der damaligen Production erhält man aus dem Beispiele Preussens, von dessen 12,767,914⁶¹⁾ magdeb. Morgen nach Schulze („Kornhandel“) etwa 25 Mill. Im J. 1819 durchschnittlich jeder c. 6 Scheffel Getreide aller Art lieferte, während man den Gesamtwert der landwirtschaftlichen Erzeugung in Preussen um 1820 auf jährlich c. 300 Mill. Thaler veranschlagte (1851 auf 500 Mill.).

Als nun in Folge einiger guten Ernten die Preise (schon 1819) bedeutend sanken, wurden viele Stimmen laut, welche den Ackerbau der Ueberproduction an Cerealien und Kartoffeln anslagten und eine Beschränkung forderten; ja man ging schon damals so weit, der Wissenschaft, welche den Landbau übermäßig productiv gemacht hätte, die niedrigen Preise aufzubürden, ein Urtheil, welches bei anderen Witterungseinflüssen und Preisen leicht dahin ausgefallen wäre, daß die „gelehrten Leute“ keinen Hund vom Dorn zu loden wußten. Zwar brachte 1822 in Folge der den Sommerfrüchten schädlichen Dürre ein bedeutendes Erntedeficit, allein die Vorräthe waren sehr stark, und bald folgte das überaus reiche Jahr 1824, in welchem man nach dem Urtheile vieler nahezu das Doppelte einer Durchschnittsernte heimbrachte. Man weiß, wie beispiellos niedrig damals die Preise standen, von denen weiter unten die Rede sein wird; viele Landwirthe, welche in Erwartung eines lohnenden Verkaufes für ihre Grundstücke hohe Preise bezahlt oder hohe Pächte eingezogen waren, kamen in Verlegenheit und wurden stark entmuthigt; in Ost- und Westpreussen, diesen vorzugsweise auf die, damals fast ganz darniederliegende, Einfuhr angewiesenen Provinzen, sank der Preis vieler Grundstücke um zwei Drittel. In den übrigen Theilen Deutschlands war dies jedoch nicht in diesem hohen Grade der Fall, indem die Capitalisten den Ackerbesitzern nicht ungern ihr Geld darlehnen, da sie es oft anderweit nicht besser zu verwerthen wußten⁶²⁾.

Dieser Zustand änderte sich jedoch schon 1827, wo nicht bloß Preussens, sondern ganz Europa bedeutende Ernteaufschüsse, mindestens im Vergleich zu den guten Vorjahren hatte. Sofort nahm man die Meliorationen des Felds- und Getreidebaues wieder mit neuem Muthe auf, und namentlich war es Preussen, wo durch bessere Straßen, Ackerseparationen (d. h. Zusammenlegungen), Abflüssen von Hutung und Weide, Gründung von landwirtschaftlichen Vereinen, die Erzeugung des Getreides sich stärker als die Zahl der Bevölkerung hob. Als nun 1828 die Preise wegen der in England und anderwärts theilweise misrathenen Ernte noch mehr an-
zogen, machte der deutsche Getreidebau neue Anstrengungen, sich zu heben. Die Preise der Grundstücke gingen wieder in die Höhe; man löste viele Erbsitze, Zehnten

60) Wie erinnern beispielsweise an das neulich in einer viel gelefenen anonymen Broschüre beschriebene, seit 1846 practicirte Weiden-System mit seiner tiefen Wirkung, seiner geringen, reibeweisen, mit der Hand gelegten Aussaat, seinem hohen Ertrage — ohne Dünger.

61) Spätere Vermessungen ergaben eine etwas andere Zahl. 62) v. Gülich, Geschichte. Darßel. V. 122.

und andere Kosten ab, wodurch ein großer Theil des Strohes zur Düngung disponibel wurde; die Vergehung fand, namentlich in der Mark Brandenburg, eine erweiterte Anwendung; die Fruchtfolge ging aus der alten Dreifelderwirtschaft mehr und mehr nach dem englischen Muster in ein besseres System über; die Folge hiervon war ein tieferes Pflügen, das man besonders in Westfalen, Baden u. s. w. bemerkte⁶³⁾; man fing an, die Ausfaat zeitiger als sonst einzubringen, wodurch man sich bessere Erträge sicherte; die Zahl der landwirtschaftlichen Gesellschaften wuchs in verstärktem Grade. Dagegen stellte sich wegen des billigen Rohens noch kaum ein Bedürfnis nach den landwirtschaftlichen Maschinen Englands ein.

Die Folge hiervon war eine Vermehrung der Production und eine größere Sicherstellung der Ernte gegen die Natureinflüsse. Während die königl. sächsische Geschäftsinspektion vom Jahre 1828 den höchsten Ertrag 4 magd. Morgn. in Roggen ausgedrückt, zu 10,52 preuß. Scheffeln annimmt, bestimmt die pommerche die Minimal-Production zu 8 preuß. Scheffeln, und Bloch setzt denselben für die beste Bodenklasse in ganz Preußen auf 10 solcher Scheffel, ein Fingerring, daß damals innerhalb Teutschlands das Königreich Sachsen im Getreidebau am weitesten fortgeschritten war. Von Thünen⁶⁴⁾ behauptet, daß auf derselben Bodenfläche (vorzugsweise Teutschlands), wo 1 Scheffel Roggen wächst, 9 Scheffel Kartoffeln erzeugt würden, die freilich nur den Werth von 3 Scheffeln Roggen für den Nahrungswert hätten, wobei jedoch dem Roggen noch sein Strohwerth zuzurechnen ist. Nach Bloch producirte damals ein Kartoffelfeld dem Volumen gemäß etwa 11 mal soviel Frucht als ein Roggenfeld von gleicher Größe und Güte, auf dem besten Boden jedoch 12, resp. 14 mal soviel.

— Die Fruchtfolge in der Mark Brandenburg zwischen 1828 und 1844 war nach Körpe⁶⁵⁾ diese: 1) Kartoffeln gedüngt; 2) Gerste mit Klee; 3) Wädhle; 4) Wädhle oder Weide bis Mitte Juni, dann Braubereitstellung; 5) Weizen oder Roggen; 6) Kartoffeln gedüngt; 7) Gerste; 8) Erbsen; 9) Roggen. Oder: 1) gebügte Sommerbrache; 2) Winterbalmfrucht; 3) Kartoffeln; 4) Gerste und Hafer; 5) Erbsen; 6) Kartoffeln gedüngt; 7) Gerste mit Klee; 8) Wädhle; 9) Weide; 10) Braubereitstellung; 11) Wintergetreide; 12) Sommergetreide. Doch war diese Wirtschaftsmethode, bei welcher wir neben den Kartoffeln die anderen Pflanzfrüchte vermissen, wol nur auf den großen Gütern eingeführt. Wenn man schon damals in Nordteutschland die Klage hörte, daß der Zuckerrübenbau die Getreideproduction beeinträchtigte, so war dieselbe ungegründet; denn wenn man auch in der Mitte der 40er Jahre etwa 4 Quadratmeilen, allerdings des besten Landes, auf die Zuckergewinnung verwendete, so war dies doch ein höchst geringes Adermaß, rogezogen der Gewinn an Zutter, Dünger, Capital u. s. w. den Nach-

theil wieder mehr als aufwog. Und um diese Frage sofort hier historisch weiter zu führen, so übertrieb man wiederum, wenn man 1849 auf 1850 dem Zuckerrübenbau des Zollvereins 36 Quadratmeilen zuertheilte; für 1852 konnte man nach unserer an einem anderen Orte ausgeführten Berechnung das Zuckerrübenterrain nur etwa auf 131,400 magd. Morgn. veranschlagen.

Zum Theil entgegenge setzte Klagen wurden während der dreißiger Jahre in Süddeutschland laut. So machte in einer Kammerrede⁶⁶⁾ 1837 der Fürst von Dettingen-Balkersheim den bairischen Landwirthen den Vorwurf, daß sie sich zu einseitig auf den Getreidebau legten; zudem stehende in den meisten bairischen Landestheilen die Erzeugung und Verwendung des Düngers, die Fruchtfolge u. s. w. noch auf dem Standpunkte des alten Schlenktrians, wovon er indessen namentlich Rheinbairern, einen Theil von Franken u. s. w. ausnehmen mußte.

Was übrigens die Düngerehre und die Lehre von der Ernährung der Pflanzen betrifft, so lag um 1840 die ganze deutsche Landwirtschaft, mit Ausnahme weniger Güter, resp. Gegenden, noch meist ganz im Argen; und als 1840 Liebig's mehrerwähntes Buch, „die organische Chemie in ihrer Anwendung auf die Agricultur und Physiologie“, erschien, fand es bekanntlich in England und Nordamerika Anfangs weit mehr Anklang als in seinem Vaterlande. Indessen zeigte sich ein verstärkter Einfluß dieser wissenschaftlichen Richtung, welche die Aufmerksamkeit von der alten Humuslehre ab und dem Stickstoffe, sowie den Aschenanalysen mehr zuwandte, und welche in Beugisnaut's⁶⁷⁾ „Landwirtschaft in ihren Beziehungen zur Chemie, Physik und Meteorologie“ eine Stütze fand, doch auch allmählig in Teutschland.

Einen verstärkten Impuls erhielt der deutsche Getreidebau durch das Ausstreuen der Kartoffelkrankheit, welche sich nach Einigen um 1840 zum ersten Male in Europa zeigte, in Teutschland jedoch erst seit der Mitte der 40er Jahre von merklichem Einflusse ward. Doch war die Wirkung verschieden; während viele große Güter der Kartoffel zu Gunsten des Getreides Land entzogen, suchten viele kleinere Leute ihren Nahrungsbedarf dadurch zu sichern, daß sie im Uebrigem mehr Kartoffeln pflanzten, da ihr geringes Areal, wenn mit Getreide besetzt, in keiner Weise diesem Zwecke entsprochen haben würde.

Den Durchschnitt des Roggenetrages in Teutschland schätzt von Gülich⁶⁸⁾ für die Jahre vor 1842 etwas zu hoch auf 8 preuß. Scheffel à magd. Morgn., wozu er die durchschnittliche Production der Kartoffeln auf dem gleichen Areal zu 80 preuß. Scheffeln annimmt⁶⁹⁾. Preußens jährliche Weizenzerzeugung finden wir für dieselbe Zeit nach anderen Quellen zu 21 Mill., die Roggenzerzeugung zu 52 Mill. preuß. Scheffeln angegeben. Das Jahr 1842 hatte bekanntlich wegen der großen Dürre auch in Teutschland einen starken Ernteaussall im Gefolge, zugleich aber auch erneute Anstrengungen zur Hebung dieses Zweiges der Landwirtschaft, welche besonders seit dem folgenden Jahre, namentlich im

63) Ueber den guten böddigen Pflug (in den dreißiger Jahren) vergl. z. B. v. Lenzke's⁶⁴⁾ Reisen S. 220. 64) Der isolierte Staat I, 153 ff. 65) Darstellung der landwirtschaftlichen Verhältnisse in der Mark Brandenburg.

66) Wilm. Sitzung vom 17. Sept. 1837. 67) Geschichte Darstell. V, 356. 68) Ebenda.

Königreiche Sachsen (dessen bebaute Ackerfläche pro 1843 zu 1,335,221 sächsischen Meßern angegeben wird) durch bessere Culturmethoden, durch Anwendung künstlicher Düngemittel u. s. w. unverkennbare Fortschritte machte, während z. B. Preußen, dessen jährliche Weizenproduction Dieterici (in seiner unten weiter anzuführenden statistischen Arbeit) im 1843 zu 18% Mill. preuß. Scheffeln = 10 Mill. Hectoliter veranschlagt, damals den Guano noch nicht oder doch nur erst in kleinen Versuchen anwandte. Als ein deutsches Land, wo damals die Regierung große Anstrengungen zur Förderung der Landwirtschaft machte, muß auch Württemberg genannt werden, wo unter Anderem 1843 zu Gesselt eine höhere Ackerbauschule errichtet wurde, während um dieselbe Zeit auch die landwirtschaftlichen Musterwirtschaften und Vereine sich bedeutend hoben. Zu Anfange des Jahres 1844 hatte Deutschland, wo damals 3 Ackerbauer auf 1 Nichtackerbauer kamen, nur erst eine niedere Ackerbauschule und zwar zu Hohenheim in Württemberg, während man an höheren derartigen Anstalten in ganz Deutschland 13 zählte. Auch in Preußen sprach sich 1844 das Landes-Oekonomie-Collegium unter dem Vorsitze von Wedderborgs für eine kräftige Förderung der Landwirtschaft durch den Staat aus.

Nachdem man um das Jahr 1844 für Preußen den Jahresertrag des Weizens auf c. 20 Mill., des Roggens auf c. 53 Mill. preuß. Scheffel geschätzt hatte⁹⁹⁾, hatte man 1845 nicht blos in Preußen, sondern in ganz Deutschland ein bedeutend geringeres Erntergebniß, welches sich 1846 noch weit geringer herausstellte, indem sich bei allen Früchten ein starkes Deficit zeigte. Nicht blos hatten die Kartoffeln durch die Dürre außerordentlich gelitten und waren massenhaft krank geworden, auch die Getreidefrüchte hatten einen starken Ausfall. Das preussische Landes-Oekonomie-Collegium nahm in einer Veröffentlichung vom Januar 1847 an, daß eine Mittelernte in Preußen etwa 72% Mill. preuß. Scheffel liefere. Da aber pro 1846 ein Ausfall von 38.8 Proc. (nach anderen officiellen Ermittlungen sogar 40 bis 41) zu setzen sei, so habe man blos 44% Mill. Scheffel gewonnen. Wenn man aber berücksichtige, daß der damalige Roggen einen um 2 Proc. besseren Mehlertrag als sonst ergeben habe, so sei der Ertrag darnach auf 45% Mill. Scheffel zu erhöhen. Da man ferner die Ausfaat pro 1847 aufpassen müsse, etwa 10% Mill. Scheffel, so habe man für die Consumtion nur 35 Mill. Scheffel übrig. Allein beim Beginne der Ernte befand sich in der Regel noch ein gewissemäßiger Bedarf auf den Böden und Sprichern, in diesem Falle etwa 10 Mill. Scheffel, sodas man 45 Mill. Scheffel gewinne. So würden also für die Zeit von der Ernte 1846 bis dahin 1847 an den erforderlichen 48 Mill. Scheffeln noch 3 Mill. gefehlt haben, d. h. der Bedarf von 23 Tagen. Für die Ausfuhr, die Brennereien, die Brauereien, das Viehfutter u. s. f. könne man außerdem ein Deficit von 4 Mill. Scheffeln annehmen, sodas sich das Gesamt-

deficit auf c. 7 Mill. Scheffel (für den Bedarf) herausstelle. Den größten Ausfall an Roggen, etwa 52 Proc., hatten die Regierungsbezirke Magdeburg, Merseburg, Minden, Arnberg, Münster, Düsseldorf, Aachen und Köln, wo jedoch die Kartoffelernte ziemlich befriedigend war. Nach demselben officiellen Auenfluße betrug für ganz Preußen 1846 der Ausfall beim Weizen 25 Proc., bei der Gerste 29 Proc., bei dem Hafer 30 Proc., bei den Erbsen 31 Proc., bei den Kartoffeln 47 Proc. Für die Kartoffeln in den Provinzen Preußen, Pommern und Posen wird das Deficit auf 64 Proc. einer Mittelernte berechnet, und da man für diese Provinzen einen Gesamtbedarf von 86% Mill. preuß. Scheffeln annehmen dürfe, so hätten sie einen Ausfall von 55% Mill. und eine Ernte von nur 31 Mill. preuß. Scheffeln gehabt. Außerdem waren von dem letzteren Quantum viele Früchte krank. Im Königreiche Sachsen war 1846 nach amtlicher Darstellung der Ausfall beim Weizen 8 Proc., beim Roggen 22 bis 23 Proc., bei der Gerste 9 Proc., beim Hafer 6 Proc., bei den Erbsen und Weizen 23 Proc. Diese Angabe mit der obigen preussischen verglichen, berechtigt zu dem Schlusse, daß man bei der Berechnung durchaus nicht von gleichen Prämissen ausgegangen sei; denn so stark kann die Differenz auf keinen Fall gewesen sein. Uebrigens zeigte sich auch 1846 fg. wieder, daß die Früchte trockener Jahre nicht blos reichlicher, sondern auch leichter zu conserviren sind.

Das Jahr 1848 befreite den Acker- und speciell den Getreidebau in den meisten deutschen Ländern, sowie in Oesterreich von dem Kette der feudalen und überhaupt derjenigen Hemmnisse, welche überhaupt der freien Disposition über das Eigenthum auferlegt waren, namentlich förderte es die Ablösungen von Getreide-Zins, Hutung, Jagdrecht auf fremdem Grund und Boden. Nach einer amtlichen Bekanntmachung sind in Preußen von 1817 bis 1848 durch die Auseinanderlegungsbörden 42,819,769 magd. Morgen oder fast 2000 Quadratmeilen im Wege der Gemeintheitsheilung separirt und von allen Holz-, Streu- und Hutungssevituten befreit, daneben über 22 Mill. Frobtage abgelöst worden. Außerdem fanden bald nach 1848, sobald als die politische und sociale Ruhe einigermaßen befestigt war, die Förderungsmittel, welche sich in England bewährt hatten, vielfach eine eifrige Anwendung, so namentlich die Säe- und Dreschmaschinen, welche theilweise zum Ersatz der abgelassenen Sandtrohnen erforderlich waren, ferner bessere Pflüge, ferner Guano, Gipsfalspeter u. s. w., zunächst am meisten im Königreiche Sachsen und in der Gegend von Giese, ferner die Drainirungen u. s. w. Die Zahl der Drainirungspressen in Preußen, wo man im Jahre 1846 die neueren Drainirungen (mittels Thonröhren) zuerst practicirte, war 1851 nur erst 58, stieg aber schon 1854 auf 500. — Außerdem gab Preußen seinem Ackerbauministerium, welches unter dem 8. April 1849 einen Preis (von 100 Fr. v. Dr.) für die beste Anleitung zum Ackerbau aussetzte, eine einflußreichere Stellung und hob das Vereinwesen auf dem landwirtschaftlichen Gebiete zu einer höheren Stufe,

99) v. Siliß, Geschicht. Darst. V, 393.

während es sich selbst aus eigenem Willen den kräftigsten Impuls gab. Im Jahre 1837 belag Preußen nur 55 solcher Vereine, dagegen am Ausgange des Jahres 1853 bereits 361 mit 29,650 ordentlichen Mitgliedern. Das übrige Teutschland (excl. Preussens) 662. Von den 1853 vorhandenen Mitgliedern fielen 13,000 allein auf Bayern, wo indessen die Sache größtentheils als von Oben herab gemacht erschien, wie dies auch von 1856 gilt, wo die bayerischen Vereine allein c. 15,000 Mitglieder aufwiesen. Das teutsche Oesterreich hatte 1853 etwa 200 in Thätigkeit befindliche Vereine. Im Anfange des Jahres 1856 zählte man solcher Vereine in Bayern 264, in Oesterreich 256, in (ganze) Preußen 408, in (ganze) Teutschland 1420⁷⁰⁾. Endlich — etwa seit 1852 — und zwar meist eben durch die größere Ausbreitung des Vereinswesens schlug auch die neue chemische Agriculturwissenschaft — nebst der Lupine im Saate von Norddeutschland⁷¹⁾ bei einer großen Zahl von Landwirthen durch. Ihre Popularisierung verdankt sie besonders den 1851 zum ersten Male im Drucke veröffentlichten „chemischen Felpredigten“ von Stöckhardt, welcher hauptsächlich die Düngerehre und Düngerezeugung förderte und sich als den Apostel der sächsischen Landwirtschaft erwies. Wichtigkeit begann die Thätigkeit anderer Männer der Wissenschaft, von denen wir hier beispielsweise nur Wolff der Leipzig nennen. Später als Sachsen hat Preußen den Guano massenhaft angewendet. Was die Chemie lehrte, wurde die Landwirtschaft hauptsächlich durch die hohen Preise seit 1846, noch mehr seit 1853, auszuführen in den Stand gesetzt. Seitdem, vielleicht nie, hat sich in Teutschland der Wohlstand der größeren Oekonomen, d. h. derer, welche ein gewisses Quantum über den Selbstkonsum produciren, so stark gehoben wie in der Zeit von 1846, resp. 1853 bis 1856.

Der Ertrag der 1848er Ernte in Teutschland war so ausgezeichnet, daß er von Vielen auf das Doppelte einer Mittelernte geschätzt wurde, folglich ein Zahlengeseß überschritten hätte, welches auch in den 20er Jahren nicht überschritten worden ist. Jedenfalls kommt F. G. Schulze⁷²⁾ der Wahrheit viel näher, wenn er das Plus nur zu 20 Proc. annimmt. Nach derselben Auctorität halten sich die größten Differenzen des Erntertrages in Teutschland (also um 1848 oder bis 1849) zwischen 3 und 5 (nach Jacob im süblichen Europa vom 45. Grade südwärts zwischen 1 und 2, zwischen dem 43. und 55. Grade nur wie zwischen 5 und 7). Nach Schulze würde damals die schlechteste Ernte in Teutschland etwa 300, die beste etwa 500 Mill. preuß. Scheffel Getreide (im engeren Sinne) geliefert haben. Ungefähr um dieselbe Zeit stellte Rau⁷³⁾ den Satz hin, daß der höchste Ertrag

eines preuß. Morgens in Teutschland 13,8 Ctr. Weizen oder 12,6 Ctr. Roggen = 16 preuß. Scheffel sei. Den durchschnittlichen Weizenetrag desselben Acreals setzt derselbe⁷⁴⁾ für Teutschland auf 6 bis 7 Ctr., während der Mais hier den 80—100fachen Ertrag gebe.

Die uns für die folgenden Jahre zu Gebote stehenden Materialien beziehen sich fast ausschließlich auf Preußen. Die Ackerbaufläche dieses Landes wurde (officiell) angegeben pro 1849 auf 45,872,270, pro 1852 auf 47,789,270 magd. Morgen. In analoger Weise hatte von 1849 bis 1852 das Areal der Gärten, Wäldungen, Wiesen, Weiden u. s. w. zugenommen. Die ganze Fläche Preußens betrug 1849 und 1852: 109,232,600 magd. Morgen. Eine andere und vorliegende Quelle berechnet die ganze preuß. Oberfläche pro 1853 zu 109,115,300 magd. Morgen, wovon 42,02 Proc. Ackerland sein sollten. Was die Produktionsmassen betrifft, so schätzte man den Ertrag der 1850er Ernte in Preußen auf c. 70 Mill. preuß. Scheffel Roggen, c. 30 Mill. preuß. Scheffel Weizen, 160 Mill. preuß. Scheffel Kartoffeln, während der Totalertrag aller Ackerbauprodukte c. 500 Mill. Ekt. betragen haben soll. Nach einer Vereinfachung von Bengert's⁷⁵⁾ stellt sich für Preußen der dreißigjährige Durchschnitt der Production und des Wertes in folgender Tabelle dar.

Production in preuß. Schff.	Weth in preuß. Schff.	Gesamtmeth in preuß. Ekt.
19,595,000 Weizen	2 1/2	40,496,333
64,108,000 Roggen	1 1/2	91,888,133
19,200,000 Gerste	1 1/2	20,480,000
75,830,000 Hafer	2 1/2	58,136,333
7,500,000 And. Getr.	1 1/2	11,250,000
280,500,000 Kartoffeln	1 1/2	121,550,000
456,733,000		343,800,799

Dagegen nahm Schubert (in seiner Statistik des preuß. Staates 1847) den durchschnittlichen Werth der gesammelten Getreide- und Kartoffelproduction zu 304,064,678 preuß. Ektln. an.

Die Ernte von 1852 in Preußen lieferte nach amtlichen Ermittlungen für den Weizen den vollen Ertrag, für den Roggen 11, die Gersten 19, die Gerste 18, den Hafer 23, die Kartoffeln 25 Proc. Anfall gegen eine Mittelernte. Gegen den Durchschnitt der 8 letzten Jahre gehalten, hatte Preußen 1853 beim Weizen einen Ausfall von 15, beim Roggen von 10, bei den Gersten von 18, bei der Gerste von 10, bei dem Hafer von 9, bei den Kartoffeln sogar von 43 Proc. Im Jahre 1846 hatte sich — nach derselben amtlichen Quelle — der Ertrag des Weizens, 1846 und 1851 der Ertrag der Kartoffeln geringer herausgestellt als 1853, und im Allgemeinen verhielt sich darnach die Ernte von 1853 zu der Ernte von 1846 wie 475 zu 399. — Im J. 1854 hatte man nahezu eine Mittelernte, in Hinsicht der Kartoffeln fast eine Missernte; auch 1855 erreichte man beim Ge-

70) Hüttcher, Die landwirtschaftlichen Vereine in den K. preuß. Staaten Mit einem Anhange, enthaltend die landwirtschaftlichen Vereine der übrigen teutschen Staaten. 1856.
71) Seit 1855 und 1856 haben sich besonders von Oesterreichland her Stämmen erhoben, welche einen erweiterten Futterzuckerbau zu Gunsten eines intensiveren Getreidebaues empfehlen.
72) In seinem „Teutschen Kornhandel“ 1848.
73) Lehrbuch. 1847. I. Bd. S. 280.

74) Lehrbuch I. 116.

75) d. d. Verh. den 24. Febr. 1851.

treibe nicht das mittlere Niveau, namentlich beim Roggen, während die Kartoffeln nach mehreren Jahren wieder einmal ziemlich beschränkt. Noch im Juli desselben Jahres stellten die Zeitungen, besonders die west- und südtürkischen, eine recht gute Ernte in Aussicht. Nach einer aus den Berichten von 257 Vereinen entnommenen Uebersicht des Landes-Defonomie-Collegiums stellte sich der preuß. Erntertrag pro 1855 beim Weizen auf 0,61, beim Roggen auf 0,66, bei der Gerste auf 0,95, bei dem Hafer auf 0,98, bei den Erbsen auf 0,67, bei den Kartoffeln auf 0,77, einer Normalernte, d. h. einer solchen, welche man in Gemäßheit der letztjährigen Durchschnitts- und der inzwischen aufgewendeten Meliorationen erwarten konnte. Am schwersten waren Ost- und Westpreußen nebst Schlesien durch den Getreideausfall betroffen.

Wir theilen bei dieser Gelegenheit den Auszug einer für die Jahre von 1846 bis 1855 durch das Landes-Defonomie-Collegium nach den (freilich schon im November jedes Jahres eingereichten) Berichten der landwirtschaftlichen Vereine gearbeiteten Tabelle über die Erträge der Getreidekörner und die Kartoffeln mit, wobei 1,00 eine Normal- oder Mittelерnte bedeutet.

	1.	2.	3.
Jahre	Weizen	Roggen	Erbsen
1846	0,76	0,57	0,68
1847	1,07	1,22	0,80
1848	0,99	1,04	0,95
1849	1,01	1,07	1,00
1850	0,96	0,82	0,58
1851	0,93	0,78	1,05
1852	0,99	0,89	0,81
1853	0,85	0,84	0,88
1854	0,99	0,98	0,92
1855	0,61	0,66	0,67

	4.	5.	6.
Jahre	Gerste	Hafer	Kartoffeln
1846	0,74	0,71	0,53
1847	0,94	0,87	0,67
1848	1,04	1,03	0,88
1849	1,00	0,98	0,79
1850	0,88	0,86	0,74
1851	0,90	0,93	0,47
1852	0,82	0,77	0,75
1853	0,88	0,91	0,57
1854	0,99	1,04	0,56
1855	0,95	0,98	0,61 (0,77).

Demnach wären unter diesen 60 preuß. Zahlen, welche annähernd als deutsche gelten können, nur 10, welche sich über 1,00 erheben, während 50 darunter stehen bleiben, in der That ein denkwürdiges Phänomen! Schließlich möge, nach amtlichen Angaben, das Resultat der bis Ende 1855 erzielten Resultate der Auseinanderseßungsbehörden hier eine Stelle finden. Darnach umfassen die betreffenden Arbeiten 59,088,629 maaß. Vorgen. Hiervon sind 53,677,654 zu Gemeinheitsabteilungsbezirken vertheilt und bis auf einen Rest von 1,968,737 Vor-

gen von allen Holz-, Streu- und Hutungssevituten befreit worden. Die Zahl der bis dahin separaten Besitzer beträgt 1,267,857. Der übrige Betrag, 5,410,975 Morgen, bildete den Grundbesitz von neu regulierten Eigenthümern, während die Zahl der übrigen Dienst- und Abgabepflichtigen, welche abgelöst haben, sich auf 936,333 belief. Bei diesen Regulierungen und Ablosungen wurden aufgehoben 6,233,054 Spanndiensttage und 22,574,083 Handdiensttage für eine Entschädigung von 29,604,628 Mskr. Capital, 4,700,181 Mskr. Rente, 1,600,219 Morgen Land, 231,410 Scheffeln Roggen, 10,633 Scheffeln Weizen, Gerste und Hafer Rente.

In der Schweiz, welche ihren Brodgetreidebedarf selbst nicht zu erzeugen vermag, sondern durch bedeutende Importe ergänzen muß, trat selbstverständlich, bei den wiederholten Hindernissen, welche von Seiten der benachbarten Staaten diesem Verkehre in den Weg gelegt wurden, das Streben hervor, sich in dieser Hinsicht vom Auslande unabhängig zu machen. Da dies nun durch den vermehrten Getreidebau nicht erreicht werden konnte, so besträubte man sich besonders des Kartoffelbaues, auf welchen bei dem stark parcellirten Terrain die vielen Seidenweber, Uhrmacher u. l. w. vorzugsweise angewiesen sind. Dennoch nahm auch die Getreide-Erzeugung während der letzten Decennien stark zu. Nur geröthlicht erzeugen jetzt nur Luzern, Freiburg, Schaffhausen und Solothurn ihren ganzen Getreidebedarf selbst, Bern, Basst und Argau nur zum größeren, die übrigen Cantone zum kleineren Theile⁷⁶⁾. Die Chancen der Ernte sind denen in Teutschland am meisten analog.

Unter den scandinavischen Reichen scheint Dänemark in der Zeit von 1815 bis jetzt, was die Methoden des Getreidebaues und seine Hilfsmittel betrifft, sehr conservativ geblieben zu sein. Durch das Seeklima temperirt, haben seine Getreideproductionen nicht so sehr geschwankt wie in Teutschland. — Eine weit auffallendere Veränderung ist dagegen in Schweden eingetreten, welches seit dem Verluste seiner, jetzt russischen und teutschen, Provinzen bedeutend mehr Getreide zu erzeugen gelernt hat, worin alle Anzeigen zusammenstreffen. Vorher ein vorwiegend einführendes Land, bedarf es seit vielen Jahren fast gar keines Importes mehr, und hat, wie dies weiter unten wiederholt erwähnt werden wird, während des letzten Jahrzehnts sogar einige Male exportirt. Auch trug zu der seit 1815 sehr gehobenen Production die Erigerung des auf fremdes Korn gelegten Importzolls Einiges bei. Zwischen 1829 und 1841 zeichnete sich (nach v. Gülich) besonders Südschweden hierin aus, während Norwegen seiner Natur gemäß vorwiegend einen größeren Kartoffelertrag zu erzielen suchte, aber auch den des Getreides zu steigern mußte, wozu in den letzten 2 Jahren 1855 und 1856 beispielsweise der Fiskhagane seine Beiträge geliefert hat. Die Getreideerträge Schwedens im Durchschnitt der 5 Jahre vor 1842 waren nach Gülich 240,085 Häfser (à 36,29 englische Gallons) Weizen, 2,141,404

76) Roscher, Kornhandel S. 41.

Roggen, 1,897,667 Gerste, 1,626,039 Hafer, 823,034 Mangafen, 312,323 Bohnen, während die Kartoffeln 4,620,761 Häfter brachten. Dürfen wir dem nachwirkenden Einbruche unserer Zeitungs-Reminiscenzen seit 1841 (wo eine Nicerente namentlich die kornreichen Provinzen Upland, Schottland, Schonen u. s. w. heimsuchte) trauen, wie wir ihnen trauen, so hat die auffteigende schwedische Scala der Ernteträger seitdem Erscheinungen gezeigt, welche von der deutschen Scala stark abweichen. Um ein sicheres Beispiel dafür anzuführen, so hatte Schweden 1855 eine solche Ernte, welche ein bedeutendes Plus zur Ausfuhr übrig ließ.

Auch über Rußland stehen uns sichere zahlenmäßige Aukerise nur in geringem Grade, meist erst seit dem letzten Jahrzehnt, zu Gebote. Wir beginnen mit dem Rückweise auf die Jahre 1826, 1833 und 1834 gegründeten Nachweise, wo der Süden von Rußland durch Heuschrecken heimgesucht wurde, und stellenweise arge Micerenten hatte. Dabei war in fast ganz Rußland, mit Ausnahme der Ostseeprovinzen und Polens, die Methode des Ackerbaues im höchsten Grade elementar; man besägte meist die Dreifelderwirtschaft, hielt viel Brache, düngte wenig u. s. f., wie dies noch gegenwärtig das weitaus herrschende System ist. Nach v. Lengerke's „Annalen der Landwirtschaft“ belief sich die russische Getreideproduction der Jahre 1842 bis 1845, von denen 1844 und 1845 Fehlerten brachten, im jährlichen Durchschnitt auf 241,144,320 Iſchetwert (à 3½ preuß. Scheffel), was à Kopf etwa 18 preuß. Scheffel ergeben würde, ein fast ungläubliches Resultat, wenn man nicht annehmen müßte, daß die Einwohner nicht so stark wie die Deutschen sich von Kartoffeln nähren. Nach offiziellen Angaben war der Getreidertrag von 1840 bis 1847 im jährlichen Durchschnitt:

im europ. Rußland	800,510,900 preuß. Scheffel
in Finnland	5,728,605 „ „
in Polen	32,156,600 „ „

Diese Angaben sind (nach Wilsa's Centralblatt) wahrscheinlich zu niedrig; man darf für jene Zeit im Ganzen jährlich wol 933 Mill. preuß. Scheffel annehmen, im Werte von 288 Mill. preuß. Thalern, wovon für die Ausfuhr c. 240 Mill., für den inneren Verzehr, mit Ausnahme der Brennereien und Brauereien, etwa 474 Mill. preuß. Scheffel zu rechnen sind. Es würde demnach in Rußland damals im Durchschnitt aller Getreidegattungen nur das 4fache Korn gewonnen werden sein.

Wie schon angedeutet, war der Anbau der Kartoffeln in Rußland, verglichen mit anderen Ländern, gering. Offizielle Listen geben im Jahresdurchschnitte an

	die Ausfuhr in preuß. Scheffeln	die Ernte in preuß. Scheffeln
für 1841—43	zu 18,297,000	87,458,000
für 1844—46	zu 23,124,000	77,689,000
für 1847—49	zu 21,659,000	71,109,000

Dieser sinkende Ertrag ist besonders der seit 1846 auch in Rußland austretenden Kartoffelkrankheit zuzuschreiben. Für Polen ist ebenfalls der Ertrag der Kartoffeln im

Durchschnitte der Jahre 1845 bis 1847 zu 25,966,909 preuß. Scheffeln angegeben, was vielleicht zu niedrig sein dürfte. — Im J. 1851 wurde die ganze Acker- und Gartenfläche des europ. Rußlands, mit Einschluß von Polen und Finnland, amtlich auf 381,209,794 preuß. Morgen berechnet, was etwa 17.8 Proc. vom ganzen Areal Rußlands (2,140,757,033 preuß. Morgen) ausmacht. Daß Rußland andern klimatischen Verhältnissen unterworfen ist als Teufalland, resp. der Westen von Europa, beweisen seine Ernten. So hatte z. B. 1853 Polen und ein großer Theil des übrigen Rußlands weit vollere Ernten, resp. nicht solche Fehlerten, wogegen in anderen Jahren das Umgekehrte eintrat. So ergiebt auch der schwarze Weizenboden Südrußlands sich bisher gezeigt hat: jetzt beginnt ohne Düngung seine Productivität nachzulassen, sodas man auch hier bald zu besseren Methoden weis greifen müssen; und die politisch-militairischen Verhältnisse werden vielleicht in Zukunft verhalten, daß, was bisher nicht selten geschah, ganze Kornmassen auf dem Felde verderben, weil es an Händen zum Einbringen fehle.

Der Reichthum stationären Zuständen im Allgemeinen bis 1848 entspringt auch die Entwicklung des Kornbaues, dessen productiven Quantas, was besonders aus der weiter unten zu berührenden Ausfuhr sich ergibt, im Ganzen nicht viel mehr als die Bevölkerungsahl stiegen, wobei indessen gleich hier nicht unerwähnt bleiben darf, daß die in Oesterreich vereinigten Völker eine sehr starke Cerealien-Consumtion haben. Bekannt sind z. B. die Wiener Exportionen. Wenn wir von der Lombardie und dem Venetianischen absehen, wo der Getreidebau, wenn auch ohne die modernen Hilfsmittel, schon längst in seiner Art ausgezeichnet ist, wo aber auch, wie in keinem anderen Theile der Monarchie, vollere Städte in großer Zahl als Consumten auf einem verhältnismäßig kleinen Terrain beisammen liegen, so finden wir in Oesterreich mancherlei Geminnisse für einen starken Aufschwung der Landwirtschaft, theils natürliche, theils politisch-soziale. Zu den letzteren gehörte z. B. die Gutsunterthänigkeit mit den Frohnden, Servituten, Zehnten u. s. w., welche Joseph II. nur zum Theil beseitigen konnte. Insofern hat hierin die neuere und neueste Zeit viel Erleichterungen geschafft, so man kann sagen, die meisten jener Verhältnisse, wenn auch noch nicht ihre vielfach sehr schlimmen Folgen, beseitigt. So erbielten z. B. 1846 in Ungarn die Bauern das Recht, ihre Frohnden abzulefen, wovon sie auch anfangen Gebrauch zu machen, als 1848 die Revolution zwar die Gutsunterthänigkeit als Recht gründlich abwarf, aber eben dadurch dem Ertrage der Landwirtschaft eine tiefe, langjährige Wunde schlug, indem theils die fruchtigsten Leute zur Kriegswaffe statt zum Pfluge griffen, theils den großen Gutsbesitzern, abgesehen von den kriegerischen Zuständen, die Hände sammt den Capitalien, sie zu erlegen, mangelten, Schäden, welche erst in den allerletzten Jahren zu heilen beginnen. In Galizien hatte 1846 der Aukbau der Bauern gegen die Gutsbesitzer den Ackerbau schwer beeinträchtigt. Von der Ernte

der jetzigen österreichischen Centralverwaltung, sowie von den reformirten und zu reformirenden Geld- und Creditverhältnissen läßt sich viel hoffen, obwohl der wirksamste Antrieb von unten kommen muß. Bekannt ist, daß seit 1848 in Oesterreich fast alle noch vorhandenen Roboten ausgehoben wurden und seitdem ausgehoben geblieben sind, und zwar gegen eine höchst geringe Entschädigung durch die Verpflichteten, während die Berechtigten etwa ein Drittel des Wertes haben schwinden lassen müssen, und der Staat das zweite Drittel übernommen hat. Die nächsten Folgen für die Güterbesitzer machen sich freilich dahin geltend, daß ihnen die Hände und die Capitalien fehlen, Dienstleute zu mieten, während die von den Roboten befreiten Landeute ihren Zeitüberschuß gegen früher noch nicht gehörig auf die Hebung ihrer eigenen Felder verwendeten. Allein die österreichische Grundbesitzerklasse hat zu viel Intelligenz, um nicht einzusehen, daß die alten Zustände so nicht bleiben konnten, und daß nur nach ausgehobenen Roboten eine bessere Cultur durchzuführen ist. Auch unter der Herrschaft der Roboten mußte man manchmal aus Mangel an Händen, z. B. in Ungarn, einen Theil der Früchte, man sagt, bisweilen ein ganzes Drittel, auf dem Felde verderben lassen⁷⁷⁾.

Ueber die Productions-Statistik stehen uns erst seit dem Mangeljahre 1846 einige Materialien zur Disposition. Für das genaunte Jahr gibt eine Arbeit des Ministerialsecretärs Heyn die ganze producirende Fläche Oesterreichs zu 98,104,637 österreichischen Jochen an. Ueber Böden im Besonderen, dessen Körnerertrag im jährlichen Durchschnitt von 1836 bis 1845 in einer anderen Quelle zu 43% Mill. österr. Megen angegeben wird, finden wir bei G. R. Schnabel⁷⁸⁾ folgende Angaben. Von der landwirtschaftlich benutzten Ackerfläche waren damals 4,826,409 Joch Acker, 2,638,508 Wäldungen, 916,503 Wiesen, 684,075 Weideland u. s. w. Von der Ackerfläche waren bebaut: 926,010 mit Roggen, 726,010 mit Hafer, 443,740 mit Gerste, 306,930 mit Weizen, 165,788 mit Kartoffeln, Rüben und Kraut. Die durchschnittliche Ernte betrug in österr. Megen: für die Kartoffeln und Rüben 18,441,960, für den Roggen 13,890,150, für den Hafer 13,248,180, für die Gerste 7,987,320, für den Weizen 5,524,740, für die Hülsenfrüchte 1,297,540, sodaß also z. B. 1 Joch etwa 15 österreichische Megen Roggen trug. — Die durchschnittliche jährliche Getreideproduction von ganz Oesterreich um 1850 war⁷⁹⁾:

beim Weizen	52% Mill. preuß. Scheffel
beim Roggen	68% " " "
bei der Gerste	56% " " "
beim Hafer	92% " " "
beim Mais	37% " " "
bei der Hirse	10% " " "
bei den Hülsenfrüchten	3% " " "
bei den Kartoffeln	63% " " "

Man darf an der factischen Richtigkeit dieser Zahlen einigermaßen zweifeln; sie sind wol zu niedrig gegriffen, denn sie geben z. B. außerdem die Zahl der in Oesterreich damals gehaltenen Schafe nur zu 13% Mill. an. — Während die producirende Bodenfläche Oesterreichs, wie wir gesehen haben, für 1846 zu 98,104,637 österr. Jochen angegeben wurde, finden wir in derselben Quelle (Heyn) für 1850 nur noch 97,752,371, und für dieses letztere Jahr erhielten die „Uebersichtstabellen“ dem gesammten österr. Ackerlande 82% Mill. österr. Joch. Ungarns Getreidefläche finden wir pro 1853 mit 11,443,000 Joch notirt, worauf 1852 80,100,000 österr. Megen Körner producirt wurden — 71,580,000 preuß. Scheffel, also etwa 7 Megen a Joch.

Die Grenzerträge der österreichischen Länder von 1853 bis jetzt dürften wir nach allen darüber zugänglich gewordenen Angaben für gunstiger halten, als sie in Deutschland gewesen sind, obgleich der Mangel an Klagen darüber zum Theil seinen Grund sichtlich in der mangelnden Pressfreiheit gehabt hat. Die Weizenproduction Galiziens, wo 1853 ein Theil der Ernte stark verheerter, betrug gegenwärtig bei guter Cultur und in fruchtbareren Jahrgängen pro 1 Wiener Joch 15 bis 16 Korath, d. h. etwa 12 bis 14 preuß. Scheffel a magd. Morgen⁸⁰⁾, ein Ertrag, welcher nach der geographischen Lage sehr hoch zu nennen wäre.

In Betreff der unteren Donauländer mangeln uns bestimmte übersichtliche Zahlenansätze. Man hat hier bekanntlich ein vortheilhaftes Weizen- und Maisland, welches in guten Jahren — und diese find nicht immer den guten Jahren in Westeuropa entsprechend⁸¹⁾ — einen bedeutenden Ueberschuß für die Ausfuhr gewährt. Dasselbe gilt nahezu von der Türkei, wo z. B. 1853 die Früchte sehr gut geriethen, aber zum Theil aus Mangel an Menschen, Thieren und Wagen, welche für kriegerische Zwecke verwendet waren, nicht eingebracht werden konnten. Dagegen theilt die Türkei 1855 mit dem westlichen Europa das Geschick einer dürftigen Ernte.

Daß auch Griechenland kein kornreiches Land ist, folgt aus den gegenwärtigen Zuständen der Volkslage und der Volkstharie, welche weit mehr zum Handel, zur Schifffahrt und zu anderen Beschäftigungen hineinzieht, als zum prosaisch-mühsamen Ackerbau, worin der Grieche zum Theil die Natur des Lärken hat. Der Boden und das Klima sind bei gebrüger Bewässerung sehr dankbar; allein es fehlt neben der Reizung auch das Capital. Zwar ging man 1852, wo eine Mangelerte das Land heimsuchte, an die Errichtung einer Hypothekbank, welche ihre Darlehen zu 8 Proc. machen sollte; allein bis jetzt sind die Wirkungen für den Getreidebau nicht sichtbar. Auch 1853 gaben die Felder einen dürftigen Ertrag; Einige schätzten den Ausfall sogar auf 1/3 einer Mittelerte, welche man 1854 nahezu erreichte. Griechenlands durchschnittliche Getreideproductionen während

77) Bzgl. z. B. die Allgem. Zeitung vom 22. Mai 1841. 78) „Zahlen der Statistik von Böhmen“ 1848. 79) Nach den „Uebersichtstabellen zur Statistik der Oesterr. Monarchie“ 1852.

80) Ausland, 1856. Nr. 18. 81) Beispielsweise erreichte sich 1855 die Wolgade einer eichigen Getreideproduction.

der letzten Jahre betrug nach einem Artikel im „Ausland“ 2,469,000 Scheffel (was für welche?) Weizen, 1,223,600 Gerste, 878,000 Mangorn, 50,000 Roggen, 2,830,000 Mais, 280,000 Hafer. Gehört uns auch die Bürgschaft einer bestimmt bezichneten Quelle, so ist die Angabe jedenfalls in sofern interessant, als sie einen Einblick in das Verhältnis der Getreideerzeugungen gestattet, unter welchen Maßen der Quantität nach den obersten Rang einnimmt. Nach einem Artikel im Journal des Débats (1856) hatte das Land 1821 nur 74,420, 1854 dagegen 109,320 Ackerbauer, 1821 2,338,000 Stremmen Ackerland, 1854 dagegen 3,650,800, 1821 eine Getreideproduktion von 5,100,000, 1854 dagegen von 9,150,000 Kilo.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika sind noch mehr als der Osten von Europa geeignet, dem Westen von Europa die Defizite zu ersetzen. Nicht bloß 1771, sondern auch 1817, 1842, 1846, 1847 und 1855 hatte Nordamerika ergiebige Ernten, und kam dem bedürftigen Europa zu Hilfe, wie sich dies unter dem Abschnitt der Aus- und Einfuhr noch näher wird nachweisen lassen. Dagegen hatte die Union nicht selten, z. B. 1836, Missernten, wo Europa genügende Ernten machte. Indem uns die bezüglichen Daten für die früheren Jahre abgehen, gehen wir aus der Allgem. Zeitung“) eine Uebersicht des Wertes der in den Jahren von 1836 bis 1840 geernteten Quantitäten. Sie betragen in Millionen von Dollars:

	1836	1837	1838	1839	1840
an eigentl. Getreide	160	200	235	294	575
an Reis	3	2	3	3	3%

Es wird hierzu bemerkt, daß die Union besonders seit 1838 an den Südrändern der großen Seen viel Getreide gebaut habe. Ueber den Ernteaufschlag des Jahres 1839 gibt die Allgem. Zeitung“) folgende, nordamerikanische Blätter entnommene, Uebersicht. Es wurden geerntet in Bushels:

Weizen	76 Mill.	à 50 Cts.	im Werth
Gerste	4	„	30
Hafer	110	„	20
Roggen	17	„	30
Buchweizen	7	„	50
Mais	308	„	30
Kartoffeln	101	„	30

Insbeson werden wir diesen Zahlen nur den Werth einer ungefähren Schätzung beilegen dürfen.

Es konnte nicht fehlen, daß die aus Europa, Westindien u. s. w. anlangenden Nachfragen nach nordamerikanischem Weizen (resp. Getreide) in der Union die dem Ackerlande gewidmete Aufmerksamkeit verstärkte, wozu der beispiellose Anwasch der eigenen Bevölkerung, besonders in den Städten, kam. Man suchte namentlich in den östlichen Staaten, daß man zu gewinnreicheren Methoden übergehen müsse, und so begünstigte Nordamerika J. B. Liebig's 1840 erschienene Agriкультурchemie mit großem

Enthusiasmus und wandte sie mit der den Nordamerikanern eigenenthümlichen Haß und Energie sofort in großem Umfange praktisch an, wodurch z. B. auch die Einfuhr des Guano aus Mexico, Peru u. s. w. sehr gefördert ward. Man legte auf mehrern Hochschulen Liebig's Buch den Vorlesungen zu Grunde und nach dem Bericht des North American Review vom Jahre 1842“) existirten schon damals viele literarische Werke, welche ein auf Liebig's Theorie basirtes Ackerbauprogramm durchführten. Namentlich zogen die Nordamerikaner aus der neuen Wissenschaft in der neuesten Zeit die auch praktisch grüßte Konsequenz, die Früchte von der Aussaat bis zur Ernte mehr als einmal zu düngen, wobei sie sagten, daß man ja auch einen Ochsen nicht mit Einer Mahlzeit abseile. Außerdem erlangte bekanntlich der amerikanische Pflug“) in dem letzten Jahrzehnt ein hervorragendes Ansehen, auch in Europa, und die Getreide-Wäse-Maschinen von Gormid und Anderen fanden bei den Industrie-Ausstellungen in London 1851 und in Paris 1855 großen Beifall. Ähnliches gilt von andern Werkzeugen des nordamerikanischen Ackerbaues, welcher sich die Vortheile des Maschinenwesens so schnell wie möglich aneignen strebt. Wir erinnern hier an die schon seit mehrern Jahrzehnten auch in Europa eingeführten Dampfmaschinchen. Dennoch wurde der Ackerbauehnde der Nordamerikaner in der neuesten Zeit von vielen Seiten sehr günstige Prognostiken gestellt. So behauptete z. B. 1851 in Betreff des Maisbaues in der Union der Engländer J. F. W. Johnston“), die jetzige Bewirtschaftungsmethode sei nichts Anderes als ein Ausverkaufsystem, indem man von den ausgeschauten Distrikten immer weiter nach Westen vordre, und dort bald die Grenze erreichen würde; es werde eine Zeit kommen, wo Nordamerika Mühe haben werde, seinen eigenen Getreidebedarf zu erzeugen.

Die Ernteträge des Jahres 1846 wurden in einem amtlichen Aetenstücke folgendermaßen bezeichnet:

Reis	98 Mill. Bushels,	im Werth v. 69% Mill. Doll.
Mais	460	„ „ „ „ 315
Weizen	117	„ „ „ „ 121
Hafer	„	„ „ „ „
Gerste	„	„ „ „ „
Roggen	„	„ „ „ „ 96

Die gesammte Ackerbauproduktion der Vereinigten Staaten gab man 1835 pro 1850 zu 1,125,162,000 Dollars an, die jährliche Maiserzeugung für die Zeit vor 1854 (im Jahresdurchschnitt) zu 200 Mill. Hectoliter. Dies würde mehr sein als das ganze übrige Getreidequantum, und mit den für 1846 beigebrachten Zahlen nicht im Widerspruch stehen. Eine andere Angabe setzt für die Zeit vor 1854 380 Mill. berl. Scheffel Mais und 67% Mill. berl. Scheffel Weizen. Die Produktion der Kartoffeln, des Roggens und der meisten anderen Prob-

85) Vergl. die Allgem. Zeitung vom 25. April 1842. 86) Weiz gang von Eisen, wie überhaupt alle Ackerbauprodukte der neuesten Zeit, wo dieses Metall nur irgendwie anwendbar ist. 87) Notes on North-America.

82) 1855. Nr. 49. 83) 1841. 15. Januar. 84) 1841. 8. August.

früchte seit 1854 (auch in Mexiko) bekanntlich sehr dürftig aus, so daß die Preise enorm stiegen. Dagegen hatte man 1855 eine vorzügliche Ernte, deren Ueberschuß über eine Durchschnittsernte e. 24 bis 28 Mill. Hectoliter (an eigentlichen Brodförnern) ergeben haben soll. — Die Ertragsfähigkeit, resp. den wirklichen Ertrag eines acre von guter natürlicher Beschaffenheit an Weizen wird gegenwärtig zu 90 bis 100 Bushel angegeben. Nach Rau¹⁾ trägt ein mit Weizen befehlter magd. Morgen aus den Hochebenen von Mexico in der Höhe von 4200 bis 10,000 Fuß über dem Meere durchschnittlich 27 Str. an Weizen, bei Queretaro und Oholula 43 Str. (also das 38fache Korn), in Brasilien an Reis das 120 bis 140fache, in Mexico das 200 bis 800fache Korn.

Nach den Nachrichten aus Californien steigerte sich dort während der letzten Jahre, etwa seit 1854, durch die hohen Preise veranlaßt, die Kornzeugung in starker Progression. Eine uns vorliegende Angabe schätzt den Ertrag des Weizens pro 1855 auf 3,740,000 Bushel im Werthe von 4,700,000 Dollars, den Ertrag der Gerste für dasselbe Jahr auf 3 Mill. Bushel im Werthe von 2½ Mill. Dollars. In Chile hob sich der Getreidebau seit 1830 nicht unbedeutend; namentlich waren es Gerste und Weizen, welche man erzugte, zum Theil für die Ausfuhr nach Peru. Die Gerste gab in den 20er Jahren nicht selten den 70fachen Ertrag. Eben diese große Fruchtbarkeit, in Verbindung mit dem Mangel an Arbeitern, den thueren Löhnen, der Trägheit der Einwohner, dem Mangel an bedeutendem Abfah u. s. w., stand übrigens einer weiter getriebenen Production entgegen. Dasselbe gilt meist auch von dem übrigen Südamerika, namentlich von Brasilien und von Westindien.

Ähnlich wie in Californien hat man in den englischen Colonien von Australien, besonders in Adelaide, seit den letzten Jahren das Vorher für den Export gezahlte Geld selbst zu verdienen gesucht. Den Erntertrag an Brodfrüchten schätzte man für die zuletzt genannte Colonie und für das Jahr 1856 auf 2 Mill. Bushel, wovon 1 Mill. für die Ausfuhr disponibel sein sollte.

Für Afrika und Asien, namentlich die Reisproduction in Ostindien und China, stehen uns bestimmte Zahlen nicht zu Gebote. Für die Ausfuhr nach Europa kommen hauptsächlich nur die Länder in Betracht, welche das in Europa übliche Brodfrucht erzeugen. Dierher gehört z. B. Aegypten, dessen Ueberschuß über den eigenen Bedarf seit Mehrmahl die Herrschaft eher ab- als zunahm, indem er, der sich zum Grund- und Eigenthumsherrn der Felder machte, dem Getreidebaue (Weizen, Gerste, Weiz, Durrah, Reis, Bohnen u. s. w.) zu Gunsten des Baumwollenbaues viel Land entzog. Unter den asiatischen Ländern konnte Kleinasien, wegen seiner Zugänglichkeit für Schiffe, eine Kornkammer für Europa werden, wenn es nicht so sehr an Straßen, Sicherheit, Capitalien u. s. f. fehlte.

Wir schließen den Abschnitt mit einigen allgemeinen Reflexionen über die Ab- oder Zunahme der Getreideproduction, zunächst in Europa. Es soll hier nicht die Frage entschieden werden, welche von den beiden Potenzen, vermehrte Brodfrucht und vermehrte Bevölkerung, in ihrer Wechselwirkung auf einander Grund oder Folge sei; doch wird man genöthigt sein müssen, die durch vermehrte Population hervorgerufene stärkere Nachfrage im Allgemeinen als das priorifische Element anzuerkennen, obgleich sich nicht leugnen läßt, daß wir bei dem Kartoffelbaue vielfach den umgekehrten Causalverlauf sehen. Die europäische Population nähert sich jetzt entschieden besser und reichlicher als vor 200 Jahren. War es in Deutschland um Christi Geburt Hachtbrot, der den Hauptbestandtheil der täglichen Mahlzeiten ausmachte, so ist längst an dessen Stelle das Roggenbrod getreten, und schon dringt in dieser Hinsicht von Westeuropa der Weizen, welcher dort seit Anfang dieses Jahrhunderts dominiert, mehr und mehr nach dem Osten vor und wird hier in steigenden Quantitäten gebaut, namentlich seitdem die Kartoffel (von 1816 an) nicht mehr so wie früher lohnt. Obgleich wir hier im Detail den Abschnitt über Consumption nicht vorgrifen wollen, so dürfen wir doch behaupten, daß Europa's Getreideproduction seit den ersten historischen Zeiten entschieden mehr zugenommen hat als seine Bevölkerung, obgleich seit etwa 1100 Jahren die Kartoffeln hinzugekommen sind. Ein anderer Beweis dafür liegt in der Abnahme der Fleischnahrung. Dies rührt nicht allein davon her, daß man in demselben Grade mehr Land unter den Pflüg genommen hat, sondern auch von den besseren Culturmethoden²⁾ und Werkzeugen. Wir dürfen mit ziemlicher Bestimmtheit behaupten und die Beweis im Einzelnen gibt der vorstehende Abschnitt, daß während noch vor 100 Jahren pro magd. Morgen etwa der fünf- bis sechsfache Ertrag im Durchschnitt aller Getreidearten geerntet wurde, man jetzt den sieben- bis achtfachen erzielt³⁾. Rau unterscheidet besonders drei Ackerbausteme: 1) Die Feldgraswirthschaft, wobei die Viehzucht mit der Fleischnahrung vorrückt. 2) Die Kornwirthschaft, wozu nach ihm z. B. die Dreifelderwirthschaft gehört, mit oder ohne Brache. 3) Die Fruchtwechselwirthschaft. Sie haben sich nach ihm auch histo-

89) Welche vielfach dem Getreidebau extensiv beschränkt, aber intensiv gefördert haben. 90) Eine Erntezeitung, welche in dem Wohnorte des Verfassers (Abyrgen) auf Grund sorgfältiger Wirthschaftsbücher angestellt wurde, ergab für 1751 bis 1768 als jährlichen Durchschnittsertrag à magd. Morgen beim Weizen 5½, beim Roggen 4½, bei der Gerste 8, bei dem Hafer 5½, perst. oder bent. Scherf, dagegen für die Zeit von 1844 bis 1853 auf Aekern von gleicher Bodenbeschaffenheit beim Weizen 5½, beim Roggen 7, bei der Gerste 7, bei dem Hafer 9 bent. Scherf. Am Durchschnitt dieser vier Gattungen ergaben sich also pro 1751 bis 1768 nur 5½, pro 1844 bis 1853 dagegen 7½ Scherf, also eine Vermehrung um 31 Percent. Ubrigens wurde von 1751 bis 1769 weit weniger Weizenland bestellt als 1844 bis 1853, wo außerdem der Weizen meist auf besseremter Weide stand. Die Zunahme des Strodertrages im Durchschnitt aller Getreidearten war höher als 31 Percent.

rich in dieser Folge entwickelt und jedes der folgenden erfordert mehr Capital und intensivere Arbeit als jedes der vorhergehenden. Zwar ist der Mensch nicht Herr über das Wetter; allein es steht fest, daß tieferes Pflügen, bessere Düngung, rechtzeitiges Säen u. s. w. die Ernteerträge mehr sichern als das Gegentheil⁹¹⁾. Die Extreme der Ernten sind im Laufe der Zeit durch die Kunst weniger extrem gemacht worden. Und noch steht dem Getreidebau, besonders bei dem ärmeren Landbau, ein ungeheures Feld des Fortschrittes offen, obgleich er an die klimatischen Gesetze seiner Zone gebunden bleibt, und das Maximum seine natürlichen Grenzen hat.

V. Getreideconsumtion.

Die Consumtion des Getreides begrreift im engsten Sinne dessen Verwendung zur directen Brod- oder andern Nahrungsmittelverwertung. Im weiteren Sinne umfaßt das Wort auch die Verwendung in den Bierbrauereien, Spiritusbrennereien, Stärkfabriken u. s. f. Im weitesten Sinne versteht man darunter auch die Ausfuhr. Indessen tritt man damit aus das Gebiet des Bedarfs, welcher umfassendere Grenzen hat als die Consumtion. Unabweichend wäre es, wollte man zum Bedarf eines Landes auch diejenige Ausfuhr rechnen, von welcher etwa behauptet würde, daß ohne sie der Wohlstand desselben oder auch nur ein erträglicher Zustand nicht bestehen könnte. Der Umstand, daß verschiedene Schriftsteller die Wörter „Consumtion“ oder „Verbrauch“ und „Bedarf“ in verschiedener Bedeutung anwenden und zwar oft ohne zu sagen, in welcher Bedeutung dieselben verstanden sein sollen, erschwert die Vergleichung verschiedener Länder und Zeiten⁹²⁾. Wie werden das Wort „Consumtion“, wo es nicht in Citaten vorkommt, in dem Sinne der Nahrung, mit Einschluß der Verwendung in Spirituosen, gebrauchen, das Wort „Bedarf“ dagegen in dem Sinne, welcher außerdem die Ausfuhr einschließt, wenn nicht besondere Gründe der Abweichung von diesem Gebrauche vorliegen. Wird der Bedarf für einen zukünftigen Zeitabschnitt angegeben, so ist darunter meist das Mittel aus dem Verbräuche der Vorjahre zu verstehen.

So schwierig es ist, die Production des Getreides auf einem größeren Terrain wie in einem ganzen Lande in bestimmten, absoluten Zahlen zu ermitteln, so wenig leicht ist es, die Consumtion zu bestimmen. Wie die Ermittlung der Production ihre verschiedenen Methoden hat, deren eine besser — und zugleich schwieriger — als die andere ist, so hat sie auch die Consumtion. Um die Production zu ermitteln, kann man von den Preisen ausgehen; allein diese Methode ist sicher eine der schlechtesten; denn, wie wir bei dem Abschnitte „Preise“ mehrfach sehen werden, es stehen die Preise nicht in directem Verhältnisse zu den erzeugten Quantitäten, auch nicht in einem bestimmten Progressionsgesetze, da Einfuhr, Ausfuhr, Vorräthe, Auswüchse u. s. w. einen wesentlichen und wechselnden Einfluß auf die Preise ausüben. Derselbe geht von der Consumtion, resp. dem Bedarf aus — und dies ist der Grund, weshalb wir diese Ermittlung über die Ermittlung der Production hier einschalten. Allem vorausgesetzt, daß man den Consumtion etwa eines Landes und dadurch eines Landes kennen, so ist es doch eben so schwierig, die mitverwendeten Vorräthe in Bezug zu bringen, wie es meist leicht ist, die Aus- und Einfuhr zu addiren, resp. zu subtrahiren, da diese sich wenigstens in der neueren Zeit ohne allzu große Fehler bei den Culturländern constanten lassen. Oder man wendet, den eben genannten indirecten Methoden gegenüber, von welchen die zweite ein mehr sicheres Resultat gibt als die erstere, die directe Bestimmungsmethode an; d. h. man ermittelt das bespitzte Getreide-Areal, berücksichtigt die verschiedenen Bodenacten und Culturen, sowie deren Erträge, und addirt zusammen, oder man stellt den mittleren Ertrag eines Acker, Acker u. s. w. auf und multipliziert mit diesem Ertrage die ganze Zahl der Aecker, Acker u. s. w. Diese Methode ist unbedingt die beste.

Handelt es sich nun um Ausermittelung des Bedarfs resp. der Consumtion, namentlich eines ganzen Landes, so kann man von der Production, falls man diese kennt, ausgehen, die Ausfuhr nebst den Vorräthen für die Zukunft abziehen und die Einfuhr nebst den Vorräthen der Vorjahre hinzurechnen, wobei freilich die Vorräthe nicht geringe Schwierigkeiten für ihre Bestimmung darbieten. Man wird aber sicherer gehen, wenn man auch — oder nur — die directe Methode anwendet. Das heißt, man berechnet den mittleren Verzehrsbedarf eines Mannes an Brod, Weispfeife, Suppen, Weizen, Bier, Branntwein, Stärke u. s. w., und multipliziert mit dieser Zahl die Zahl der ganzen Einwohner eines Landes. Es ist hierbei freilich nothwendig, die Nahrungsportionen der verschiedenen Länder und Gegenden zu kennen. Wer es nicht selbst gesehen hat, wird unangeheure Portionen namentlich ländliche Arbeiter zu sich nehmen, ist oft nicht geneigt, daran zu glauben. Dazu kommt die Nothwendigkeit, den verschiedenen Antheil des Fleisches, der Kartoffeln, der Gemüse u. s. w. bei der Nahrung in Anschlag zu bringen, sowie die verschiedenen Jahre, je nachdem die Leute glauben sparen zu müssen oder nicht, obgleich die ländlichen Bewohner meist so lange, als nur irgend etwas aus dem Boden oder in der Vorrathsammer vorhanden ist, keine Einschränkung kennen. Die Mühen würden, wenn sie genaue Resultate liefern, einen guten Anhalt bieten, da man das ein- und ausgeführte Weizen kennt. Allein von dem Weizen kommt auch ein Antheil auf das Vieh. Und wenn man, wie man dies doch thun muß, und wie wir den Begriff einer Landesconsumtion, resp. eines Landesbedarfes verstehen und anwenden, auch die Ver-

91) Vergl. z. B. auch Mosher, Ackerhandel S. 36, wo z. B. im Ogemahsage zur Dreifachvervielfachung dem Fruchtwechselssysteme nachgerühmt wird, daß es durch das Nebeneinander mehrerer Ernteerträge vor dem Mangel schützt.

92) Gerade bei solchen Arbeiten, wie der vorliegenden, empfiehlt man es sehr auf jeder Seite schmerzlich, daß die Resultate des neulich abgehaltenen statistischen Congresses in Brüssel der Vergangenheit nicht zu Gute kommen.

wendungen des Getreides zum Viehfutter mit in Anschlag bringen soll, so häufen sich die Schwierigkeiten der Ermittlung um ein Bedeutendes. Dagegen ist es namentlich für die Orte, wo Mohlfleuer besteht, nicht allzuschwierig, eine ziemlich genaue Zahl anzustellen, wie es auch ziemlich leicht ist, aus den Quantitäten des verbrauchten Bieres und Branntweins mit annähernder Sicherheit auf die dazu verwendeten Getreidemengen zu schließen, nachdem man Ein- und Ausfuhr in Rechnung gebracht hat. Doch wird nicht immer in jedem Jahre so viel Bier und Branntwein getrunken, wie man erzeugt, obgleich für eine Reihe von Jahren die beiderseitigen Zahlen sich decken. — Eine Anzahl von Angaben über den Consum verschiedener Menschenklassen — für das 19. Jahrh. — findet sich z. B. in Rau's Lehrbuch¹⁾. Diese verschiedenen Angaben über dasselbe Object wurden Einen in Verwirrung setzen, wenn man das eben Gesagte überschauen wollte. Wir werden diese Zahlen an ihrem Orte verwenden, da unsere Hauptaufgabe ist, geschichtliche Progressio, resp. Regressio-Reihen aufzustellen. Diese geschichtliche Rückficht wird uns außerdem besonders darauf achten lassen, welchen Antheil die verschiedenen Getreidegattungen — nebst Fleisch und Kartoffeln — in den verschiedenen Ländern und Zeiten gehabt haben, und in welchen Quantitäten Bier und Branntwein zum Verzehr genommen sind, obgleich diese Nahrungsmittel — sit vitia verbo — nur beispielsweise herbeigezogen werden können, da der Artikel die Aufgabe, eine relativ vollständige Bier- und Branntwein-Statistik zu liefern, nicht haben kann. Wir brauchen übrigens kaum zu erwähnen, daß zahlenmäßige Angaben über die Consumtion u. s. w. erst in der neueren Zeit mit Sicherheit auftreten, sodas wir uns für die Verzeit meist nur allgemeiner Kategorien, relativer Ausdrücke bedienen können, wie dies auch für die neue und neueste Zeit da der Fall sein wird, wo wir es nicht mit Culturvölkern zu thun haben. Und auch unter diesen hat nur eine geringe Zahl ihre Consumtionsstatistik, in welcher Hinsicht wir auf den vorhergehenden Abschnitt zurückweisen.

1) Die alten Inden finden wir bei ihrem ersten Auftreten (in der Bibel) als ein vorzugsweise Fleisch und Brod konsumirendes Volk vor. Und zwar brauchten sie zu ihrer Brodnahrung vom Getreide hauptsächlich Gerste und Weizen, wobei sich nicht nachweisen läßt, welche von beiden Früchten in den ersten Jahrhunderten das Ubergewicht eingenommen habe. Ihnen in der Nahrungsmittel nachstehend dürfen die Aegyptier gelten, welche ebenfalls in den früheren Zeiten neben einigen anderen Früchten meist Gerste und Weizen verzehrten. Nicht anders die alten Griechen und Römer, von denen sich nachweisen läßt, daß sie nebst einigen anderen Völkern des Alterthums in ihrer vegetabilischen Nahrung allmählig von der Gerste zum Weizen übergegangen sind²⁾. Außerdem wissen wir z. B. von den Römern,

daß sie zu Plinius' Zeiten und früher sehr viel Spelt (sar) gebraucht haben; doch hat eben der Spelt mit dem Weizen eine starke natürliche Verwandschaft. Zur Zeit des Demosthenes betrug die jährliche Getreideconsumtion Athens 2,800,000 bis 3 Mill. Medimnen, wovon 800,000 zur See (400,000 vom schwarzen Meere) zugeführt wurden³⁾.

Bei den alten Teutschen war (nach Tacitus' Germania und anderen Quellen) Hoserbri das gewöhnliche tägliche Nahrungsmittel; doch haben sie frühzeitig auch die Gerste benutzt, theils zur Bereitung ihres Bieres — wenn man es so nennen darf —, theils auch zur Brodnahrung. Doch scheint die Gerste ihnen nie die Hauptbrodfrucht gewesen zu sein; vielmehr sind sie wol ohne diese Haupt-Zwischenstufe zum Roggen übergegangen, ohne daß man die Vermittelungen sicher kennt. In Sind- und Weltstutschland benutzte man, wahrscheinlich durch die römischen Regionen und Colonien dazu angeleitet, sehr bald auch den Weizen und Spelt. In Frankreich und Spanien war man schon durch das Klima vorzugsweise auf Weizen hingewiesen, wegen man annehmen darf, daß auf den britischen Inseln Anfangs der noch jetzt in Schottland zu diesem Zwecke dienende, und wegen seines Kleber- und Zettgehaltes dazu sehr geeignete Hafer den Hauptbrodstoff geliefert habe, aber allmählig, vielleicht zuerst durch die Römer, nach dem Norden zurückgebrängt worden sei. Doch ist man hier erst zum Roggen und dann erst zum Weizen übergegangen, und zwar, wie wir weiter unten sehen werden, in einer vergleichsweise frühen Zeit. Bei den nördlich und nordwestlich von Teutschland sesshaften Völkern mochte Anfangs ebenfalls der Hafer die meiste Brodnahrung liefern, ehe man allmählig zum Roggen überging. Die Verwendung des Roggens zur Destillation des Spiritus wurde in Teutschland und den benachbarten Ländern erst im 15. Jahrh. bekannt; doch währte es noch lange, ehe dieses Genußmittel aus den kleinen Apothekerportionen in den größeren Consum überging. — In Mittel- und Südamerika konsumirte man schon vor Columbus den Mais als Hauptbrodfrucht.

2) Für die Zeit von der Entdeckung Amerika's bis zur Vöndigung der französischen Revolution, von 1492 bis 1815, fließen die bisher gehörigen Quellen begrifflicher Weise reichlicher und sind zuverlässiger. Die Völker sind auch während dieser Zeit von dem gröbsten immer mehr zu dem feineren Brode, d. h. vom Hafer zum Roggen, von diesem zum Weizen fortgeschritten, wie sich dies namentlich von Frankreich nachweisen läßt. Die Zahl der Weisbroderer in diesem Lande war um 1700 nur erst etwa 33 Proc. der gesammten Bevölkerung, um 1760: 40 Proc., um 1764: 39 Proc., um 1791: 37 Proc., um 1811: 42 Proc., um 1818: 45 Proc., um 1839: 60 Proc. 4). Der Consum an Cerealien à Kopf wird für den Anfang des 18. Jahrh. zu 472 Liter pro Jahr angegeben⁵⁾,

2) 1. 210 fa. 3) Eine Anzahl von Belegstellen finden sich bei Roscher, System I, 420.

4) Demosth. Leptin. §. 367 und Pro Corona §. 108. Bei Roscher. 5) Roscher, System I, 418. 6) Moreau de

wobei jedoch noch ein sehr bedeutendes Quantum von Fleisch verzehret wurde. Næher veranschlagt zur seine Zeit die Brodverconsomtion à Kopf zu jährlich 2 Seiers = 5,96 preuß. Scheffeln, wobei er die tägliche Brodverat des Soldaten (1½ Pfund) zu Grunde legt, und die Verwendung zur Ausfaat außer Rechnung läßt. Ungefähr für dieselbe Zeit stellt die Encyclopædie von Krünig⁷⁾ folgende Berechnung auf. Die jährliche Getreideerzeugung Frankreichs an Weizen, Roggen, Gerste und Hafer ergab 73,473,380 Scheffel (was für welche?): davon würden jährlich verbraucht zu Brod 54 Mill., zu Puder u. s. w. 1 Mill., zur Ausfaat 11 Mill., sodas ein Ueberschuß von 12,473,380 Scheffeln bleibe. (Wozu? Zur Ausfuhr? Aber so viel fuhrte Frankreich damals nicht aus.) Ferner betrage der Verzehr von Brodgetreide à Kopf in den großen, viel Fleisch consumirenden Städten jährlich c. 2, in den mittleren und kleinen Städten c. 2½, auf den Dörfern 3 Scheffel. Für den jährlichen Consum an Brodgetreide à Kopf in der Stadt Paris während der Zeit von 1800 bis 1820 nimmt eine andere Quelle⁸⁾ 330 Pfund = 3½ berliner Scheffel an.

In England ist von jeher der Fleischconsum außerordentlich stark gewesen. v. Gülich⁹⁾ sagt hierüber: „Schon in früheren Zeiten, besonders in der letzten Hälfte des 16. Jahrh., wurde in England mehr Fleisch als in den meisten anderen europäischen Ländern gegessen, dagegen wenig Brod. Das letztere soll gegen Ende des 17. Jahrh. allgemæinere Nahrungsmittel geworden sein. Doch blieb es auch jetzt, und ebenso im 18. Jahrh., dem Fleische untergeordnet.“ Der Gebrauch des Weizens zur Brodnahrung beschränkte sich nach Roscher¹⁰⁾ fast ausschließlich auf den Adel, während die anderen Volksschassen neben dem Fleische besonders Roggen- und Haferbrod aßen. Um 1750 war im eigentlichen England die Trunkucht auf einer so ungeheuren Höhe, daß im Jahresdurchschnitte 12 Quart auf den Kopf kamen, wozu ein entsprechendes Quantum von Korn erforderlich war. Um 1758 nährten sich unter den c. 6 Mill. Menschen im eigentlichen England mit Weizen etwa 3½ Mill. von Weizenbrod, etwa 888,000 von Roggenbrod, etwa 739,000 von Gerstebro, etwa 623,000 von Haferbrod¹¹⁾. Was die Gesamtconsomtion der Menschen auf dem eben bezeichneten Gebiete betrifft, so gibt Charles Smith in seinen Tracts of Corn-Trade um 1765 an, daß die 6 (nach Roscher, a. a. D., etwa 7) Mill. damals dort lebenden Menschen jährlich c. 13,555,000 Quarter Getreide gebraucht haben, wozu noch ein Siebentel mehr, als Beitrag der Ausfaat, gekommen sein soll. Außerdem berechnet Smith

a. a. D. den damaligen jährlichen Getreidebedarf für die Brauereien zu 3,117,000, den Bedarf an Hafer für die Pferde zu 2,461,500 Quarter. Nach streitigen obigen kritischen Ermittlungen, welche die englische Regierung bei der Zehnerung von 1795 und 1796 in der Grafschaft Suffol anstellen ließ, und welche ebenfalls von Ch. Smith (bei Roscher a. a. D.) mitgetheilt worden, belief sich der jährliche Brodconsum à Kopf bei den Weizenessern auf 1, bei den Roggenessern auf 1½; bei den Gersteessern auf 1½, bei den Haferessern auf 2½ Quarter (= 5,29, 5,94, 7,26, 15,18 preuß. Scheffel). Bekanntlich stellte der Engländer Malthus in seinen Schriften am Ende des vorigen und am Anfange dieses Jahrhunderts die beunruhigende und bei den damaligen vielfach unergiebigen Erntertragnissen von Vielen geglaubte Behauptung auf, daß die Nahrungsmittel, besonders das Getreide, sich immer mehr als unzureichend erweisen würden, weil sie nur in einfach arithmetischer, die Bevölkerungen vieler Länder dagegen in geometrischer Progreßion zunähmen. Er wurde hierzu besonders durch die in England noch mehr in Irland (von 1770 bis 1811 nach v. Gülich¹²⁾ um 119 Proc.) damals so reißend schnell zunehmende Bevölkerung veranlaßt. Es wurde aber fräter, nicht bloß für England, sondern z. B. auch für Preußen (durch Dietrich) bewiesen, daß sich das Volk im 19. Jahrh. öfter und stärker genährt habe als im 18. Eine weitere Angabe besitzen wir in den Angaben von Western und Celsobuon¹³⁾ für die Zeit von 1812 bis 1814 in Großbritannien und Irland. Darnach betrug damals bei einer Gesamtbevölkerung von c. 19 Mill. Einwohner der dortige jährliche Durchschnittsconsum, ohne Saatkorn, c. 3½ Mill. Quarter, nämlich 18,750,000 für die directe Nahrung der Menschen, 11,829,000 für das Vieh, 4,240,000 für die Brauereien und Brennereien, 171,000 für anderweitige Verwendung, ein Quantum, welches 2½ Gullos für dieselbe Zeit beim Hafer um ¼ Quarter à Kopf erhöht, sodas bei den 4½ Mill. Hoferessern (Menschen) 2,250,000 Quarter sich ergeben. Nimmt man dazu noch 5½ Mill. Quarter für die Ausfaat (wobei sich in der Production fast das 9fache Korn ergäbe, ein sehr hoher Ertrag), so gewinnt man einen Gesamtbedarf von 42,750,000 Quarter. Noch höher steigen die Angaben von Jacob, welcher¹⁴⁾ den ganzen jährlichen Getreidebedarf Großbritanniens für die Zeit von 1814 auf 50 Mill. Quarter veranschlagt.

In Teutschland war schon während des 17. Jahrh. der Roggen das Hauptbrodkorn; doch haben wir für die damalige Zeit bestimmte, detaillierte Angaben nicht gefunden. Zu dem Verbräuche des Getreides für das Brod gestellte sich schon damals ein starker Verbrauch desselben für die Branntweinbrennereien, welcher um so merklicher war, als man in den Kartoffeln noch kein Surrogat gefunden hatte. So klagten z. B. 1695 die hannoverschen Stände¹⁵⁾ darüber, daß die Brennereien

Journal, Statistique de l'Agriculture de la France, und dessen Statistique céréale de la France im Journal des Economistes, 1842.

7) 44. Bd. S. 623, nach Reinsbold's Arithmetica forensis 1785. 2. Ab. S. 401 ff. 8) Recherches statistiques sur la ville de Paris. 9) Geschichtl. Darstell. I, 108, ne auch nähere Quellen dafür angeführt werden. 10) System I, 418. 11) Ebenda.

12) Tabellen III, 31.

13) Bei Roscher, Kornhandel S. 23. 14) In seinen Considerations. 15) Röser, Patriotische Phantasie II. Cap. 30.

den Brodconsumm beeinträchtigten und, wie wir weiter unten bei dem Abschnitt „Innere Getreide-Polizei“ sehen werden, sind viele Regierungen innerhalb und außerhalb Deutschlands mit Beschränkungen und Verböten gegen die Brennereien — aber nie gegen die Bierbrauereien — eingeschritten. Es war besonders die Zeit gleich nach dem siebenjährigen Kriege, wo der Brennweinconsum in einem vorher nie dagewesenen Grade zunahm, während der Biergenuß abnahm, wenn auch mit Ausnahme einzelner Gegenden, z. B. Baierns und Thüringens. Zugleich aber liegt der Verdacht zur Brodnahrung, besonders durch die sich mehrende Bevölkerung der Städte, ungemein, wozu bald das Hülfsmittel der Kartoffel trat, die aber in Deutschland kaum noch am Ende des 18. Jahrh. den Hauptnahrungsstoff für die unteren Classen lieferte. Man beschränkte deshalb besonders seit der Misere von 1771 den Anbau von Flachs, Tabak, Krapp, Waid, Hopfen u. s. w., wofür man mehr ausländische Surrogate einfuhrte, um der Consumtion mehr Getreidequantitäten zu liefern. In einer Schrift vom Jahre 1773¹⁶⁾ berechnet Brasen, daß damals im Braunschweigischen jährlich auf eine Person über 14 Jahren 12, dagegen auf eine dergleichen preußischen 6 und 14 Jahren 6 braunschweigische Himten im Verzehre kommen. Wenn die Höhe dieser Angabe Wunder nimmt, so bedenkt man nicht, daß damals die Kartoffel einen weit geringeren Antheil an der Volksnahrung hatte, als sie jetzt hat. Dasselbe haben wir zu erwägen, wenn ein Landwirth¹⁷⁾ als Getreidebedarf à Person in den größeren preuß. Städten für 1782 das Maß von 6 preuß. Scheffeln angibt. Die Roggenconsumtion (für Brod) in Berlin nimmt die Encyclopädie von Krünig¹⁸⁾ um 1788 bei c. 140,000 Einwohnern zu jährlich 720,000 preuß. Scheffeln an, wozu man noch für die Brennereien 304,188 Scheffel Roggen zu rechnen habe. An Weizen verbrauchte damals nach derselben Quelle, wobei jedoch nur das durch die Hände der Böder gehende Quantum in Ansatz gebracht ist, die Stadt Berlin jährlich 86,400 Scheffel für Brod, dazu noch 85,546 Scheffel (Weizen) für Weißbier, ferner an Gerste 573,280 Scheffel, ferner an Hafer, bloß für die in Berlin vorhandenen Pferde (mit Ausschluß der Cavalleriepferde), 265,000 Scheffel. Die Summation ergibt jährlich 2,034,414 preuß. Scheffel oder genannten Körnermaße. Für 1804 veranschlagt Dietrich den Brodverzehr an Weizen und Roggen à Kopf in Preußen auf 3,8 preuß. Scheffel und für 1806 sechs Dietrici, Krug, v. Lengerke die jährliche Getreideconsumtion in demselben Lande à Kopf der Bevölkerung mit 4 berl. oder preuß. Scheffeln an, wobei jedoch der Consum an Kartoffeln, Kaffee, Zucker, Bier, Fleisch, sowie fast in allen anderen Artikeln gegen die frühere Zeit sehr gehiegen war. Es stellt sich demnach heraus, daß sich seit den 80er Jahren bis dahin die Getreide-

consumtion unzweifelhaft verringert hatte, wozu der Grund vorzugsweise in dem gesteigerten Consum der Kartoffeln zu suchen ist.

Als durchschnittlichen jährlichen Getreideverzehr der Einwohner Europa's um 1788 stellt die Encyclopädie von Krünig (unter dem Artikel „Korn“, welcher bei den betreffenden Citaten stets gemeint ist¹⁹⁾) à Kopf 2 bis 2½ (braunschweigische) Walter auf oder 380 bis 500 Pfund römischen Gewichts, so daß Europa mit seinen c. 130 Mill. Menschen damals jährlich etwa höchstens 325 Mill. Walter consumirt habe, wozu 1,042 Mill. 134,116 Mill. Getreidebedarf erforderlich gewesen wäre. Doch sei davon nur ein Theil wirklich mit Getreide befest gewesen, eine Bemerkung, die wir nicht ganz verfehlen.

In der Consumtion der außer europäischen Länder hat sich, etwa mit Ausnahme von Nordamerika, wo bis 1815 neben dem Weizen der Weizen immer mehr in den Vordergrund tritt, gegen die frühere Zeit wesentlich Nichts geändert, abgesehen von den Genossheiten, welche die Europäer mitbrachten. Das Hauptbrodgetreide Südasiens war noch am Ende des 18. Jahrh. der in seinen Ertragnissen je nach dem Wetter mehr als das Broddorn Europa's extremen Schwankungen unterworfenste Reis, welcher für die Nahrung der Menschen hier eine um so ausschließlichere Wichtigkeit hat, als ihm kein ebenso reichhaltiges Kartoffelsurrogat zur Seite steht und die Fleischconsumtion des Volkes außerordentlich gering ist.

- 3) Die Zeit von der Beendigung der französischen Revolution bis zur Gegenwart, von 1815 bis 1856.

Auch in Italien bilden Weizen und Weizen die wichtigsten Brodfrüchte. Bekannt sind die Polenta (aus Maismehl) und die Macaroni (Nudeln) als tägliche Nahrung der unteren Volksschichten. Im Norden von Italien ist man auch Gerste, Kartoffeln, Kaffee, u. s. w., während das Klima der Fleischnahrung ungünstig ist, welche zumist durch den massenhaften Genuß von Käse ersetzt wird. Eine historische Consumtionscala aufzustellen, ist uns wegen des mangelnden Materials nicht möglich. Der Brodbedarf Toscanas, welches (mit Lucca) gegenwärtig etwa 1,800,000 Einwohner zählt, wird im „Ausland“ 1856 auf jährlich 800 Mill. Pfund geschätzt, was à Kopf 444 Pfund, also c. 5 preuß. Scheffel, ergibt. Die Differenz zwischen dieser und der deutschen Brodconsumtion ist auf die Rechnung der in Deutschland vorwiegenden Kartoffel zu setzen.

Die Möglichkeit der Einwohner Spaniens im Essen und Trinken ist spärlicher; eine Zwiebel im Kornist und eine Cigarre im Munde fragt der spanische Soldat wenig nach einer opulenten Mahlzeit. Das Klima erzeugt wenig Vieleser. Die Hauptbrodfrucht während des ganzen 19. Jahrh. sind Weizen und Weizen, neben welchen auch einige andere Getreidearten, außer-

16) Ueber den Nutzen öffentlicher Kornmagazine. 17) In dem 2. Theile des Historischen Fortsetzungs vom Jahre 1784. 18) 44. Bd. S. 678.

19) 44. Bd. S. 622.

dem viel Früchte und Zwiebeln, aber wenig Fleischspeisen genossen werden. Zwar vermögen wir absolute Zahlen nicht anzuführen — vielleicht sind deren in den wenigen aus Spanien und Portugal veröffentlichten, aber schwer zugänglichen statistischen Werken vorhanden —; allein die Stabilität der sozialen und Verkebrsverhältnisse, an welchen die jährlichen popiernen Constitutionen nicht viel geändert haben, läßt annehmen, daß eine merkliche Progression des Consums von 1815 bis 1856 nicht eingetreten ist. Daß das Volk in seiner Brodnahrung oft Mangel gelitten hat, wovon nicht immer die Enterträge, sondern oft auch die mangelhaften Ertröfen, die politischen Verkebrsverhältnisse u. s. w. die Schuld getragen haben, beweisen z. B. die 1856 stattgehabten Brodnunhen. — Dasselbe gilt ungefähr von Portugal.

In Frankreich hat, wie in England und Belgien, unter den beiden Hauptbrodfröchten für die Volksmassen, Weizen und Roggen, seit dem 18. Jahrh. der erstere über den letzteren gesiegt, zuerst in den großen Städten, namentlich in Paris. Hier wurde im Jahre 1828 der jährliche Getreidebedarf auf 166 Mill. Kilogramme geschätzt, wobei man annahm, daß 100 Pfund Körner 74 Pfund Mehl ergeben, da man sich besonders an die consumirten Mehlquantas als Ausgangspunkte der Berechnung stützen mußte. Für die jährliche Getreideconsumtion von ganz Frankreich stellte Moreau de La Motte 1832²⁰⁾ folgenden Calcul auf. Auf dem Lande konsumirt die Person täglich 1 1/2 Pfund, also 6 preuß. Scheffel jährlich, in den Städten 1 1/2 Pfund, also 5 preuß. Scheffel jährlich, in Paris täglich 3 1/2 Pfund, also jährlich 3 1/2 preuß. Scheffel. Dies würde, im Durchschnitt 5 1/2 Scheffel à Person angenommen, bei der damaligen Bevölkerung Frankreichs von 32 1/2 Mill., etwa 178 Mill. preuß. Scheffel ergeben. Im Dictionnaire du Commerce²¹⁾, also am Anfang der 40er Jahre, wird berechnet, daß Frankreich jährlich 130 Mill. Hectolitre Palm- und trockene Hülsenfrüchte verzehre, also 382 Hectolitre = 6,9 preuß. Scheffel à Kopf. Außerdem habe man, um den Gesammtbedarf zu ermitteln, noch in Anschlag zu bringen 3 Mill. Hectolitre für Bier, 23,4 Mill. für die Ausfuhr, 8 Mill. für den Hausvorrath. Dies zusammen (ohne Haser und wol ohne das Getreidefrot fürs Vieh) ergibt 164 Mill. Hectolitre, also 6,7 preuß. Scheffel à magdeb. Morgen. Die Einfuhr und Ausfuhr war damals unbedeutend, konnte also weggelassen oder als sich compensirend betrachtet werden. Ein anderer Jahresdurchschnitt, und zwar für den Zeitraum von 1815 bis 1835, stellt sich nach einer Angabe bei Rau²²⁾ heraus, nämlich 169,670,000 Hectolitre (mit Einschluß der Saat?). Als Weizenbedarf für die Hauptstadt im Jahre 1835 werden im Dictionnaire du Commerce²³⁾ 178 1/2 Mill. Kilogramme angegeben.

Nach Moreau de La Motte²⁴⁾ consumirte an Getreide

1842 der Kopf im jährlichen Durchschnitt 541 Liter, außerdem ein Plus von 240 Liter Kartoffeln und Gemüse, wegen sich freilich im Verhältnisse zum Aufstange des 19. Jahrh., für welchen 472 Liter angenommen sind, der Fleischverzehr verringert hatte. Nach demselben Autor ist damals der Weizenbedarf à Kopf um 1,76 Mal größer gewesen, als zur Zeit Ludwig's XIV., nämlich 3 1/2 preuß. Scheffel. Nach Joumard²⁵⁾ war damals die jährliche Weizenconsumtion Frankreichs 60 Mill. Setiers = 93,9 Mill. Hectolitre = 170 Mill. preuß. Scheffel, was à Kopf 3 1/2 preuß. Scheffel, abwirft, und zwar mit Einschluß des Bedarfs für das Pferdefutter, wobei auf 1 Mill. Menschen 68,000 Pferde gerechnet sind. Für die menschliche Nahrung bleiben demnach nur 3 1/2 preuß. Scheffel à Person; ein Resultat, das wol nur vom Weizen zu verstehen ist. Wenn dagegen eine 1833 durch die Zeitungen gehende Notiz für die damalige Zeit den Gesammtverzehr Frankreichs zu 80 Mill. Hectolitre ansetzt, so dürfte ebenfalls nur der Weizen darunter zu verstehen sein. Die Uebersetzer nehmen es mit bloß, fromtem und anderen Worten nicht immer genau. Wir werden in dieser Ansicht dadurch bestärkt, daß ein 1855 in der offiziellen Revue contemporaine abgedruckter Artikel den Weizenbedarf zu jährlich 82 Mill. Hectolitre, mit Einschluß des Staatsbedarfs für die Magazine u. s. f., angab, während nach demselben Artikel Frankreich damals pro Jahr 16 Mill. Hectolitre Getreide brauchte. Da Frankreich seit 1846 oft Noth hatte, seinen Brodbedarf zu decken, so forderten viele Stimmen eine Beschränkung der Spiritusfabrication aus Getreide und Kartoffeln, worauf weiter unten zurückzukommen ist, während Andere dem Anderrübenbau den ungegründeten Vorwurf machten, daß er die Getreideerzeugung verringere. Gleichzeitig aber (1853) gelang es, abgesehen von der 1854 angegebenen Methode von Pelouze u. A., das Holz zu diesem Zwecke zu benutzen, wovon jetzt kaum mehr die Rede ist, den Herren Chaboussin und Bachelier, Spiritus mit Weizen aus Munkeln zu ziehen, sodaß sich seit 1853 immer mehr Rübenzuckerfabriken in Spiritusdestillationen umwandelten. Ihre Zahl war 1853 e. 30, 1854 bereits an 400. Dadurch ist freilich für den Getreideconsum auch nicht viel gewonnen, da man doch dem Getreidebau das Feld für den Rübenbau entziehen muß. In Betreff der Verwendung des Getreides zu Spiritus (und Bier) ist für Frankreich, sowie für Italien und die pyrenäische Halbinsel, seit den 50er Jahren durch die nnergeblieben Winterkenten eine Krisis eingetreten; sollte der Wein auch eine Reihe von Jahren mirstraßen, so wird man, wie in Teuschland, mehr zum Bier und Brantwein übergehen, und hat man sich einmal darauf eingerichtet, so ist an eine Rückkehr nicht sobald zu denken. Wird dadurch einerseits Getreidebedarf für die Spiritusfabriken erspart, so geben es andererseits die Weinberge (für Kartoffeln, Mais u. s. w.) wieder her.

20) In der Sitzung der Académie des Sciences am 9. April 1832. 21) Bei Rau, Lehrbuch II, 235 fg. 3. Edit. 22) Lehrbuch II, 227. 23) T. I. p. 625. 24) Statistique de

l'Agriculture de la France und Statistique céréale de la France im Journal des Économistes, 1842.

25) Lois rurales II, 445 (bei Recher).

Belgien unterscheidet sich neuerdings von Frankreich zwar nicht in der vorwiegenden Verwendung des Weizens zur Brodfrucht, aber es trinkt weniger Wein und dafür mehr Bier, und schon deshalb kann man die Kopf der im Durchschnitt arbeitssameren Bevölkerung rapportirte Getreideconsumtion hier etwas höher ansetzen. Das um 1840 jährlich auf die Vercitung des Bieres verwendete Getreidequantum schätzte man auf 20 bis 24 Mill. Mäße. ²⁶⁾ und der Bedarf an Getreide für die Brennereien war in den 1840er Jahren so bedeutend, daß man widerstehend fordrte, der Betrieb der letzteren möchte beschränkt werden, um der Brodnahrung nicht zu viel Material zu entziehen. Die Bedeutung des Bieres für Belgien in der neuesten Zeit erweist sich z. B. aus den am 16. und 17. Sept. 1855 in Brüssel stattgehabten Biertraffalen, wodurch mehrere Ausschänker gezwungen wurden, den Preis à Liter von 16 wieder auf 12 Cents herabzusetzen. Für die Ermittlung des absoluten Getreideconsums in Belgien während des 19. Jahrh. verweisen wir in Ermangelung anderer Angaben auf die Combination der beiden Abschnitte, "Production" und "Einfuhr." Ueberhaupt bleibt uns für viele Länder kein anderes Mittel übrig, nur daß je nach den Umständen auch die Ausfuhr berücksichtigt werden muß.

In England (bescheidenlich Schottland und Irland) war der Fleischverehr um 1813 noch eben so stark als am Ende des 18. Jahrh.; dennoch ist England das europäische Land, wo man trotzdem auch ungeheure Quantitäten von Brod- und Weizen speisen consumirt. Dabei stieg die Bevölkerung, nicht blos in Irland, besonders der Städte, ganz enorm. Noch 1811 machte die Ackerbaubevölkerung noch reichlich $\frac{1}{3}$ der ganzen Population aus; von 1811 bis 1831 stieg die Gesamtbevölkerung um 34 Proc., die ackerbauende aber nur um 7 $\frac{1}{2}$ Proc. ²⁷⁾ Auch der Verbrauch von Bier und Branntwein nahm in starker Progression zu, und zwar ebenfalls in stärkerer als die Bevölkerung. Im J. 1831 ersforderte nach Porter die Volkscension in England und Wales à Kopf 1,56 preuß. Schell., und W^o Gullod ²⁸⁾ gibt den gesammten Getreideverbrauch (ohne Ausfuhr) für Großbritannien und Irland auf das Jahr 1834 bei 25 $\frac{1}{2}$ Mill. Einwohner zu 45 bis 52 Millionen Quarter an, was à Kopf über 2 Quarter ausmacht. Wißt wurde Weizen gegessen; doch genoß man, besonders im nördlichen und mittleren Schottland, auch damals noch viel Haferbrot, während der Roggen nur eine höchst geringe Verwendung zu diesem Zwecke fand. Was im Besonderen den Verehr von Weizen betrifft, so nimmt v. Gülich ²⁹⁾ pro 1835 für Großbritannien und Irland den Jahresbedarf auf 12 Mill. Quarter an, der Quarter zu 480 Pfund, welches als das geringste Gewicht des englischen Weizens gilt. Da nun England, Schottland und Irland damals 25 $\frac{1}{2}$ Mill. Einwohner hatten, von welchen 8 $\frac{1}{2}$ Mill. (etwas zu viel) Iren waren, die nur etwa 1 Mill. Weizenesser in

sich schlossen, so blieben etwa 18 Mill. Weizenesser für die drei Inseln, und es ergibt sich pro Kopf ein Quantum von 320 Pfund Weizen, welcher in Gestalt von Brod und Speise verbraucht wurde. Was, Ausfuhr u. s. w. sind dabei nicht rinzugehen. Ist dieses Quantum kleiner als das gleichzeitige französische, so ist daran zu erinnern, daß im Jahre 1836 die jährliche Fleischportion für jeden Engländer auf 50 Pfund berechnet wurde ³⁰⁾. Von Haferbrot lebten in Irland um 1838 unter 8 Mill. Menschen c. 2 $\frac{1}{2}$ Mill., von Kartoffeln dagegen 5 Millionen ³¹⁾. — Zum Spiritusbrennen brauchte Großbritannien und Irland in den 1830er Jahren jährlich 2 Mill. Quarter Getreide, zum Braumalz 3 $\frac{1}{2}$ Millionen ³²⁾. — Nach einer anderen Angabe sollen 1836 in England nur 2 Quart Branntwein à Kopf getrunken worden sein, und hätten im Jahre 1837 die Irländer noch 44 Mill., 1842 nur noch 3 $\frac{1}{2}$ Mill. (?) Quart getrunken. Ist auch diese Differenz zu stark, so darf doch hier daran erinnert werden, daß um 1844 die Nützlickeitsvereine eine starke Zärtigkeit gegen die Spirituosa und für den Ager entwickelten. — Für die 1840er Jahre liegen uns zwar noch mehrere Angaben vor, deren eine den jährlichen Weizenbedarf à Kopf in England zu 1 Quarter = 5,29 berl. Scheffel, deren andere den gesammten Weizenconsum der drei Inseln auf 45 Mill. Quarter angibt, und zwar pro 1841 resp. 1842; allein sie bestimmen, wie dies leider bei vielen Angaben stattfindet, den Begriff des Bedarfs u. s. w. nicht näher, und die zweite hat offenbar im corn (Brodcorn) nur wheat (Weizen) gesehen.

Trotz der mäßigen Ernten und hohen Preise seit 1846 stieg der Getreideverehr Englands (wenn auch nicht Irlands) stärker als die Zahl der Einwohner. Für die sechs ersten Monate in 1849 und 1850 ergab sich z. B., daß England an Getreide, vorzüglich an Weizen, 1,269,000 Quarter mehr gebraucht hatte, als in den entsprechenden Monaten der kurz vorhergegangenen Jahre ³³⁾. Wie hoch gleichzeitig der Consum an Spirituosen gestiegen sei, ersieht wir aus einer amtlichen Tabelle, wonach 1849 à Kopf in England 2 $\frac{1}{2}$, in Irland 3 $\frac{1}{2}$, in Schottland 11 Gallonen kamen, ferner aus einer Berechnung Porter's, wonach (ganz) England 1851 in gemeinen Spirituosen, welche man selbst destillirte, einen Werth von 20 $\frac{1}{2}$, in Cognac und anderen ausländischen Branntweinen 3, in Bier, mit Ausnahme des in den Familien gebrauten, 25 $\frac{1}{2}$ Mill. Pfd. Sterl. verzeigte. Im J. 1850 hatte die Salzsteuer 3,400,000 Pfd. Sterl. dem Staatsfische eingebracht. An geistigen Getränken wurden vom 5. Januar 1851 bis dahin 1852 24,543,657 Gallonen gebrannt, mit Ausschluß desjenigen Quantums, welches sich der Steuer entzogen hatte. Den jährlichen Consum an Ale, Porter und andern Bieren berechnete man 1853 für England allein auf 400 Mill. den von gebrannten Wässern auf 30 Mill. Gallonen, à 4 Flaschen. Wir bemerken dabei, daß 1853 in England die

26) v. Gülich, Geschichtliche Darstellung IV, 28. 27)

Regal. Porter bei v. Gülich, Geogr. Darst. III, 103. 104.

28) Dictionary p. 417 seq. und dessen On Corn Laws p. 42.

29) Geogr. Darst. III, 110.

30) v. Gülich, Geschichtl. Darst. III, 112. 31) Ro-

cher, System I, 418. 32) v. Gülich, Geschichtl. Darst.

III, 111. 33) Nach offiziellen Ausweisen.

Branntweinsteuer ungefähr zehn Mal höher war als in Preußen. — Inzwischen stieg der Getreideverbrauch von Jahr zu Jahr, und zwar weit stärker als die Bevölkerungszahl, obgleich diese von 1800 bis 1850 in den Städten mindestens um die Hälfte gewachsen war. Im Jahre 1835 berechneten englische Blätter, daß man in den letzten Jahren jährlich etwa 6 Mill. Hectoliter mehr verbraucht habe, und der Sun stellte im November 1834 die Behauptung auf, daß das eigentliche England damals einen jährlichen Weizenconsum von 18 Mill. Quarters gehabt habe.

Für Deutschland wie für andere Länder steigerte sich der Verzehr der Cerealien in ungewöhnlicher Weise, seitdem mit 1818 und noch mehr 1819 eine Reihe ungewöhnlich reichlicher Ernten eintrat. In noch weit stärkerem Maße nahm die Verwendung des Getreides und theilweise der Kartoffeln zum Branntweinkennen zu, wozu die niedrigen Preise von selbst einluden. Man konnte das Getreide eben nicht productiver verwenden, da auch die Ausfuhr stochte. Nur dadurch der Gesundheit und Sittlichkeit wenig gebiet, so ergaben sich für die größeren Güter, welche Brennereien einrichteten, sehr bedeutende, auf die Hebung der Landwirtschaft zurückwirkende, Förderungsmittel, namentlich ein besserer Viehstand und ein reichlicherer Dünger, für die Consumenten stärkere Fleischquantitäten. Deutschlands jährlichen Getreideverbrauch (woll ohne Ausfaat) um 1826 berechnete v. Malchus³⁷⁾, wie folgt. In den Weinländern brauche der Kopf 4%, in den Bierländern 5% preuß. Scheffel aller Arten von Getreide; dazu müsse man noch für 1/2 der Pferdezahl à Haupt 40 Scheffel rechnen; nehme man nun auf 10 Menschen 1 Pferd an, so ergäben sich je nach den Wein- oder Bierländern 7% resp. 8% preuß. Scheffel à Kopf; Deutschland habe 38 Mill. Einwohner, folglich ergebe sich eine Totalsumme von 304 Mill. preuß. Scheffel. Für den Kopf der mahlsteuerpflichtigen Städte im Besonderen berechnet Dietrich³⁸⁾ pro 1831 einen Consum von 3,82 preuß. Scheffeln, wobei jedoch nur der Broddbedarf in Anschlag gebracht ist. v. Reben³⁹⁾ stellt für den Weizen- und Roggenbedarf (ohne Ausfaat) à Kopf in Preußen folgende Tabelle auf:

Jahre	Berl. Scheffel Weizen	Berl. Scheffel Roggen
1831	0,769	3,010
1836—39	0,986	2,737
1840—42	0,928	2,973
1843—45	1,155	2,958
1846—48	1,061	3,001

Im J. 1827 producirte man in Preußen c. 125 Mill. Quart Branntwein (blos das versteuerte Quantum gerechnet), also à Kopf 10%, Quart, in Hannover c. 18 Mill., also à Kopf 13 Quart.

Die vergleichsweise Verwendung der Kartoffeln und des Roggens zu Branntwein für Preußen in den Jah-

ren 1831 und 1839 stellt sich nach Dietrich⁴⁰⁾ so heraus. Es werden zu diesem Zweck verwendet:

1831 über 13 Mill. preuß. Scheff. Kartoffeln	
1839 " 20 " " " "	
1831 4,357,503 " " " Roggen	
1839 3,136,696 " " " "	

Während damals in Preußen die Verwendung der Gerste noch keine hohe Stufe einnahm, war das in Baiern hierzu verwendete Quantum vergleichsweise sehr bedeutend. Es verbrauchten nämlich zum Bier 1831 nach demselben⁴¹⁾ die Brauereien

	Str. Maß
in München bei 95,000 Einw.	195,337
" Berlin " 245,682 "	145,799

Ebenfalls nach Dietrich⁴²⁾ verbielt sich in Preußen der Nahrungsconsum an Weizen zu dem Consum an Roggen wie 1 : 4, jedoch am Rheine und in der Mark Brandenburg (wegen Berlins) wie 1 : 3. Dieses Verhältniß stellt sich nach demselben⁴³⁾, im Durchschnitt der Jahre 1836 bis 1839 für die mahlsteuerpflichtigen Städte Preußens à Kopf so heraus:

53 Pfd. 24 Loth Weizen zu 232 Pfd. 21 Loth Roggen, wobei die Reduction des Weizens auf Roggen nach der Proportion von 78 : 70 mit Hinzurechnung des Roggens 324 Pfund Roggen = 4 Scheffel ergibt (ohne die Ausfaat). Den gleichzeitigen (1836) Verzehr an Fleisch nahm man nach v. Gülich⁴⁴⁾ für ganz Preußen à Kopf zu 36 Pfund an. Der gesammte Weizenconsum der 14 Mill. preuß. Einwohner wurde pro 1841 auf 13 Mill. Quarter angegeben, während in demselben Jahre nach Dietrich⁴⁵⁾ in Preußens mahlsteuerpflichtigen Städten, wo man viel mehr Fleisch verzehrt als auf dem Lande, an Weizen und Roggen als Nahrung sich auf den Kopf 3,96 preuß. Scheffel vertheilten. Im J. 1842 haben 1,826,980 Einwohner der 119 mahl- und schlagsteuerpflichtigen preuß. Städte pro Kopf 236 Pfund 25 Loth Roggen, 77 Pfund 15 Loth Weizen, 83 Pfund 26 Loth Fleisch verbraucht (und wol etwas mehr consumirt, wie dies bei allen ähnlichen Angaben gilt), wovon (5 Sgr. à Str. Roggen, 20 Sgr. à Str. Weizen, 1 Ebr. à Str. Fleisch) 24 Sgr. 10 Pf. Mahlsteuer und 22 Sgr. 10 Pf. Schlagsteuer erhoben wurden⁴⁶⁾.

Höher als der Durchschnitt für Preußen zeigt sich damals nach v. Gülich⁴⁷⁾ der Durchschnitt für Baden. Denn während sich in Preußen der Broddverzehr à Kopf im jährl. Durchschnitt von 1836—1839 auf 304 Pfund stellt, steht er in Baden auf 370 Pfund, und ein Gleiches behauptet v. Gülich von der badiſchen Fleischconsumtion. Dagegen verbrauchte in Preußen der Kopf weit mehr Kartoffeln als in Baden, während ein-

34) Statistik (1826) S. 97. 35) Preussische Gewerbs- und Bergwerksstatistik I, 164. 36) v. Gülich, Geschichtl. Darstellung II, 481.

37) Statistik. Uebersicht (1842), 221. 222. 38) Dietrich ebend. S. 222. 39) Statistik. Uebersicht. 1838. S. 250. 40) Statistik. Uebersicht. Erste Fortsetzung. S. 193. 41) Geschichtl. Darst. III, 12. 42) Statistik. Uebersicht. 43) Jacob, Ueber die Nothwendigkeit der Umwandlung der Mohl- u. Schlagsteuer. 1847. (Nach Dietrich.) 44) Geschichtl. Darstellung V, 370.

37) Statistik. Uebersicht (1842), 221. 222.

38) Dietrich ebend. S. 222. 39) Statistik. Uebersicht. 1838. S. 250. 40) Statistik. Uebersicht. Erste Fortsetzung. S. 193. 41) Geschichtl. Darst. III, 12. 42) Statistik. Uebersicht. 43) Jacob, Ueber die Nothwendigkeit der Umwandlung der Mohl- u. Schlagsteuer. 1847. (Nach Dietrich.) 44) Geschichtl. Darstellung V, 370.

jeine Gegenden Preußens, z. B. die Rheinprovinz, im Cerealienverzehr so ziemlich auf der Höhe Badens stehen mochten. Auch in Baiern, wo der Landmann vor Allem seine Ändel liebt, ergab sich damals ein geringerer Kartoffelverbrauch als in Preußen. In dem letzteren Lande wurden pro 1842 à Kopf 9 bis 10 Scheffel Kartoffeln neben 4 Scheffeln Roggen und Weizen als jährliche Portion à Kopf angenommen, wozu man sicher noch ½ Scheffel als Antheil des Hafers, der Gerste u. s. f. rechnen darf. Während um die Mitte der 1840er Jahre der Verzehr des Weizens im Zollvereine stark hob, sank der des Brennweizens um etwas. Denn der Nettoertrag der Brennweinsteuer im Zollvereine war

1844 6,493,768 preuß. Thlr.

1845 5,891,121 „ „

1846 5,202,325 „ „

Als jährlichen Minimalbedarf an Roggen für den Kopf in Preußen nimmt das Landes-Oekonomie-Collegium⁴⁵⁾ während der letzten Jahre vor 1847 3 berliner Scheffel an, nämlich bloß zur Nahrung, was bei 16 Mill. Einwohnern 48 Mill. Scheffel ergeben habe. Außerdem könne man rechnen 5 Mill. Scheffel für den sonstigen wirtschaftlichen Bedarf, 2 Mill. zur Ausfuhr, 11 Mill. zum Saatforn, so daß sich eine Totalsumme von 66 Mill. Scheffeln (Koggen) ergibt. Für das Jahr 1846 hatten, unter Abzug der Ausfaat, an dem ganzen Bedarfs c. 20 Mill. Scheffel gefehlt, wenn man ein Erntedeficit von 41 Prot. annahme; man habe aber als dieses nur 38 Prot. zu setzen, und so habe man an dem Broddbedarfs für die Zeit von der Ernte 1846 bis dahin 1847 nur ein Manco von 3 Mill. Scheffeln gehabt. — Andere berechneten damals den Consum anders; so behauptete z. B. Hietzsch, daß man für Preußen auf jeden Kopf durchschnittlich 6 preuß. Scheffel Brodgetreide annehmen müsse. Nach der Berechnung v. Riden's brauchte in der Mark Brandenburg vor dem Jahre 1846 eine Arbeiterfamilie im Durchschnitt 25 Zhaler, um sich das Brodgetreide zu kaufen, während derselbe (1847) den jährlichen Brodverkonsum einer Arbeiterfamilie zu 5 Personen im Durchschnitt für ganz Teutschland auf 450 Pfund annimmt.

Daß die Kartoffelnabnahrung betriff, so ist schon früher anggeführt worden, daß nach dem preuß. Landes-Oekonomie-Collegium für die Zeit vor 1847 in den Provinzen Preußen, Pommern und Posen 8 Scheffel à Person zu rechnen sind, wodurch bei den 9,477,000 Einwohnern dieser drei Provinzen, unter Hinzurechnung des Bedarfs für Ausfaat, Brennereien u. s. w., ein Gesamtbedarfs von 86½ Mill. Scheffeln entsteht. Nach v. Riden mußte in den nächsten Jahren vor 1846 eine Arbeiterfamilie zu 5 Personen in der Mark Brandenburg jährlich 9 Zhaler haben, um ihren Kartoffelbedarf (zur Nahrung) zu kaufen, während eine dergleichen für Teutschland im Allgemeinen im J. 1846—1847, um sich die frühere resp. übliche Brod- und Kartoffelnabnahrung zu

kaufen, auf dem Lande 29, in der Stadt 52 Zhaler mehr haben mußte, als in den Jahren vorher. Ganz Teutschland, berechnet v. Riden weiter, habe in dem Ernterzeugungsjahre von 1846 auf 1847 an 150 Mill. preuß. Zhaler mehr als in den früheren Jahren gebraucht, um seinen gewöhnlichen Nahrungsbedarf zu befriedigen.

Eine Folge der Mindernte von 1846 war, daß man wegen der theuren Rohstoffe dazu weniger Brennwein brannte und consumierte. So sank in Preußen von 1844 bis 1846 nach Roscher⁴⁶⁾ die Consumtion des Kornbrennweins um 16 Proe., die des Kartoffelbrennweins um 14 Procent. Im J. 1844 bestanden im Zollvereine 16,017 Brennweinebrennereien, wovon 11,299 im Betriebe waren, 1846 nur noch 14,708, wovon nur 9,061 betrieben wurden. Was im Besonderen Preußen betrifft, so wurden verarbeiteten

Jahr	in Brennereien	preuß. Scheffel Getreide	preuß. Scheffel Kartoffeln
1831	13,819	4,357,503	13,220,467
1839	11,628	3,207,709	20,055,175
1844	9,078	3,136,699	21,672,727
1846	7,839	2,660,043	19,074,654

Wenn wir finden, daß im Jahre 1848 oder für dieses Jahr die Ansätze für die Consumtion bedeutend höher ausfallen, so ist diese Veränderung zum Theil, aber eben nur zum Theil, auf den reichen Erntertrag der genannten Jahres zu setzen. So referirt Schulze⁴⁷⁾, daß für Teutschland der jährliche Nahrungsbedarf an Weizen (und Roggen) à Person von Einigen zu 5 bis 6, von Anderen zu 7—8 preuß. Scheffeln angelegt werde, und fügt selbst hinzu, daß, wenn man noch Gerste, Hafer, Hülsenfrüchte, Ausfaat, Viehfutter, Biermalz u. s. w. hinzutreten lasse, sicherlich ein Jahresbedarf von 10 preuß. Scheffeln à Kopf herauskomme, wodurch sich für Teutschland bei seinen 40 Mill. Einwohnern ein Totalquantum von 400 Mill. Scheffeln Getreide aller Art ergebe. Dagegen bleibt Dietrich für die Zeit von 1846 bis 1848 (incl.), wenigstens für die größeren preuß. Städte, im Wesentlichen noch bei seinen niedrigen Sätzen stehen. Er berechnet nämlich im Jahresdurchschnitt der genannten Periode den eigentlichen Brodverkonsum einer Person für die maßstabsverpflichtigen Städte, auf Weizen reducirt, zu 3,88, auf Roggen reducirt, zu 4,36 preuß. Scheffeln. In Baiern ergibt sich nach Rau⁴⁸⁾ (zur Zeit der 3. Ausgabe seines citirten Werkes?) für den Kopf an Consumtion (also ohne Ausfaat) von Getreide aller Art in Quantum von 8, ohne Hafer von 6,1 preuß. Scheffeln, wobei also auch der Bedarf zur Viehnahrung, und noch nicht minder zum Bier und Brennwein, auf die menschliche Bevölkerung repartirt ist. Nimmt man an, daß Baiern damals 4,250,000 Einwohner hatte, so ergibt sich eine Totalsumme von 34 Mill. preuß. Scheffeln Getreide aller Art. Doch ist nicht ausdrücklich gesagt, ob die Hülsenfrüchte, der Buchweizen u. s. w. einbezogen seien oder nicht.

45) In seiner Veröffentlichung vom Januar 1847.

1. Suppl. d. B. u. A. Erste Section. LXX.

46) Kornhandel S. 112.

1848. 48) Lehrbuch. 3. Ausg. 1847. II, 230.

An diesem Quantum hatte übrigens das Bier, welches fortan immer mehr nach dem Norden von Teutschland sich verbreitete, und den Brauntwein fast in demselben Grade verdrängte, einen bedeutenden Antheil. Das einzige München hat nach officiellen Angaben z. B. in den 6 Monaten vom 1. Mai 1850 an 340,000 Eimer = 20 Mill. preuß. Quart Bier gebraut. Auch in Würtemberg stieg der Bierconsum zwischen 1831 und 1850 auf das Doppelte, nämlich auf 575,000 Eimer, meist auf Kosten des Weines“).

Kehren wir nach Preußen zurück, und knüpfen den Faden der Consumtionsgeschichte dieses Landes an die eben erwähnten Getränke an, so trug dem Staateschape zwischen den Jahren 1833 und 1841 die Brauntweinsteuer à Kopf noch über 12 Sgr. jährlich ein, nach 1848 dagegen nur noch 7 Sgr. 9 Pf., und nach einer Berechnung des statistischen Bureaus (Dietrich, im Jahre 1851) war der Totalverbrauch an Bier jährlich 190 Mill. preuß. Quart, à Kopf 12 Quart = 9 Sgr., der Totalverbrauch an Brauntwein 120 Mill. Quart, à Kopf 8 Quart = 24 Sgr., der Verbrauch an Getreide, Wehl, Hülsenfrüchten pro Kopf 4 preuß. Scheffel à 2 Thaler (wel nur in den mahlfruchttragenden Städten, ohne den Bedarf an Malz u. s. w.), der Verbrauch von Kartoffeln à Kopf 10 preuß. Scheffel = 4 Thaler, der Verbrauch von Reis à Kopf $\frac{1}{2}$ Pfund, für das ganze Land 117,000 Ctr. In demselben Jahre berechnete das Landes-Defensional-Collegium die jährliche preuß. Consumtion à Kopf für den Weizen auf $\frac{1}{2}$ preuß. Scheffel, für den Roggen auf $\frac{3}{4}$ preuß. Scheffel, für die Gerste auf 11 preuß. Meßen, für Hirse, Erbsen, Bohnen, Weiden, Linsen auf 6,7 preuß. Meßen, für die Kartoffeln auf 10 preuß. Scheffel, Alles mit Ausschluß der Saat und des Exports. Den jährlichen Gesammtbedarf im weitesten Sinne berechnete 1851 dieselbe Behörde, resp. ein Aufsat v. Lengelt's“), in folgender Tabelle:

	In preuß. Scheffeln.
Der Bedarf an Weizen zur Brodnahrung für 16 Mill. Köpfe à $\frac{1}{2}$ preuß. Scheffel	12,000,000
Der Verbrauch zur Brauntweinbrennerei	170,000
Der Verbrauch zur Bierbrauerei	250,000
Die Ausfuhr incl. die Mühlenfabricate	5,000,000
Die Ausfaat (das 8. Korn)	2,175,000
	19,595,000
Der Bedarf an Roggen zur Brodnahrung für 16 Mill. Köpfe à $\frac{3}{4}$ preuß. Scheffel	52,000,000
Der Verbrauch zur Branntweinbrennerei	950,000
Der Verbrauch zur Ausfuhr	2,000,000
Die Ausfaat (6. Korn)	9,156,000
	64,106,000

49) Nach officiellen Angaben.
24. Febr. 1851.

50) d. d. Berlin den

	In preuß. Scheffeln.
Der Bedarf an Gerste incl. Brennereien (2 Mill. Scheffel) und Brauereien (3 Mill. Scheffel)	16,000,000
Die Ausfuhr mit Einschluß der Mühlenfabricate	800,000
Die Ausfaat (7. Korn)	2,400,000
	19,200,000
Der Haferbedarf für rund 1,600,000 Pferde à 40 Scheffel (80 Scheffel — neben Heu und Stroh — find ohne Rücksicht auf Kornsurrogate für 1 Küchpferd zu rechnen)	64,000,000
Die Consumtion für Menschen in Wehl und Gröhe	500,000
Ausfuhr incl. Mühlenfabricate	500,000
Ausfaat (6. Korn)	10,000,000
	75,500,000

(Woher kommt das Plus von 830,000 Scheffeln?)

Hirse, Erbsen, Bohnen, Weiden, Linsen, wovon c. 800,000 Scheff. auf die Ausfuhr kommen	7,500,000 = 7,500,000
	186,233,000

Dazu	
der Kartoffelverbrauch für die Menschen, à Kopf 10 Scheffel	160,000,000
der Verbrauch für Brennereien und Brauereien	29,500,000
das Viehfutter	60,000,000
die Ausfaat	40,000,000
	280,000,000

Entsprechen diese Zahlen der Wirklichkeit vor 1851, so sind sie auch noch für die Gegenwart gültig. Zum Mindesten hat die officielle preuß. Statistik sich sehr andere Resultate nicht aufgestellt, und zu einer wesentlichen Veränderung in dem Brodenconsum eines Volkes gehört eine längere Reihe von Jahren. Uebrigens darf man dabei nicht vergessen, daß obige Tabelle nicht sowohl den factischen Verbrauch für bestimmte einzelne Jahre, als vielmehr denjenigen der Weisung bezeichnet, welcher bei mittlerer Leichtigkeit der Beschaffung befridigt wird; wobei freilich immer wieder thatsächlich vorhanden gewesene Consumtionsquantia zum Grunde liegen. Es muß als durchaus sicher angenommen werden, daß von dem preuß. Volke seit 1846 bis 1856 mit wenigen Ausnahmen, wie 1845 und 1849, à Kopf etwas weniger consumirt worden ist, als in den 10 Jahren vorher, weil die Felder absolut weniger Ertrag geliefert, und die Importe, resp. die in Regfall kommenden Exporte, die Ersparungen an Viehfutter, Ausfaat u. s. w. den Ausfall zu ersetzen nicht vermocht haben. Dies gilt nicht bloß von der eigentlichen Brodnahrung, sondern auch von der Verwendung des Getreides zu anderen Zwecken, namentlich zur Spiritusbereitung. Vergleichen wir z. B. die Malzsteuer von 1839 mit derjenigen von 1852, so hat die

leichtere dem preuß. Staatsschatze an 2 Mill. Thaler weniger eingebracht, als die erstere, und zwar nicht sowohl deshalb, weil das konsumirte, resp. fabricirte Quantum Spiritus absolut geringer geworden wäre — à Kopf hat es sich etwas verringert —, als vielmehr deshalb, weil sich die Retorte der Alkohol-Extraction seitdem verbessert hat. Die preuß. Spiritusfabrication hatte 1853 im Betriebe 10,543 Brennereien, welche sich 1854 auf 10,144 vermindert hatten, wobei jedoch die Zahl der größeren etwas gestiegen ist. Die Spiritussteuer ergab im Jahre 1853 für den Schatz 5,338,241 Thaler, 1854 dagegen 5,498,490 Thaler. Die Brauweinconsumtion à Kopf wurde pro 1853 auf 4,27, 1854 auf 4,48 preuß. Quart berechnet, trotzdem daß seit dem 1. Januar 1854 die Maßsteuer für 20 Quart Maßwein für die großen Brennereien, welche zu allen Jahreszeiten arbeiten, von 2 auf 3, für die kleineren ländlichen, welche bloß vom 1. Nov. bis zum 16. Mai in Thätigkeit sind, von 1½ auf 2½ Sgr. erhöht ist.

Für die anderen deutschen Länder liegen uns ebenfalls andere, neuere Consumtionszahlen als die oben angeführten nicht vor. So läßt z. B. Kofcher in der neuesten Ausgabe seines „Kornhandels“⁵¹⁾ für Baiern noch 6,1 preuß. Scheffel, excl. Hafser, als jährlichen Verschleiß à Kopf der Bevölkerung gelten. Auch wird, was wir oben für die Zeit von 1846 bis jetzt über die Brodenconsumtion in Preußen gesagt haben, ebenfalls für Baiern und andere deutsche Länder seine Berechtigung behalten. Dagegen ist der Consum von Bier, auch in Baiern, während dieser Zeit fortwährend gestiegen. So schätzte man z. B. für 1853 den täglichen Bierausfluß in München schon auf 2000 Eimer, und im Frühjahr 1856 war ein Vorrath von 345,841 Eimern Sommerbier gebraut, wobei kleinere Brauereien fortwährend eingegeben, während die größeren ihren Betrieb erweitern. Dasselbe gilt z. B. auch von den Bäckereien in Deutschland, welche namentlich seit 1855 sich immer mehr fabric. und maschinenartig gestalten. Wenn Ros⁵²⁾ den Getreidebedarf für ganz Deutschland auf 5 mal 54 Mill. preuß. Scheffel berechnet, so gebt auch dieses Zahlenprodukt jenen früheren Factoren an. Dasselbe gilt von einer Aufstellung Kofcher's⁵³⁾, wemach der auf Roggen reducirte Nahrungsbedarf eines Aekters in Deutschland nach verschiedenen Quellen zu 1655, zu 1952, zu 2171, zu 2300, zu 1888 bis 2552 Wfd. jährlich angegeben wird.

In der Schweiz, wo wie in Frankreich, England, Belgien u. s. w. das Weizenbrot schon längst über das Roggenbrot gesetzt hat, war nach der Statistik von Francini⁵⁴⁾ der jährliche Getreidebedarf, wahrscheinlich im weitesten Sinne, also z. B. mit Einschluß des Viehfutters, 4,890,000 Hectoliter — ca. 8 Mill. 500,000 preuß. Scheffel, ein Quantum, welches wir als Ausdruck der factischen Jahresconsumtion für die neueste Zeit wol kaum erhöhen dürfen, da das Ge-

treide in den letzten Jahren einen hohen Preis, die Schweiz viel Klagen über Brodmangel gehabt und der Kartoffelbau sich gesteigert hat. Bei 2,400,000 Einwohnern, welche die Schweiz gegenwärtig hat, würden demnach à Kopf nur o. 3½ preuß. Scheffel im Consum zu rechnen sein.

Für Schweden darf man von 1815 bis jetzt, resp. bis 1846 nach dem, was wir in dem Abschnitte über die Getreideproduction gesagt haben, eine Steigerung des Consums füglich annehmen. Im J. 1843 berechnete Forrell⁵⁵⁾ den jährlichen Getreidebedarf, excl. den Bedarf für die Viehfut und das Viehfutter, à Kopf auf 2½ Tennen = 7½ preuß. Scheffel, was uns zu hoch gegriffen erscheint. Gleichzeitig, namentlich in den 1830er Jahren, erhöhte sich die Verwendung des Getreides zur Spiritusdestillation, folglich der Consum der betref. Spirituosen, ungemein, so daß 1836 ein Wäsigkeitsverein seine Thätigkeit begann. Die Klagen über zu starken Verbrauch des Getreides in den Brennereien verstärkten sich begreiflicher Weise erst 1846, und 1853 kam es zu einer organisirten Petition, welche an die Regierung das Ansuchen stellte, die Brauweindestillation aus Cerealien zu verbieten. Auch ließ 1855 die Regierung eine Beschränkung eintreten, allein unter mangelhafter Widerstand von Seiten der Bauern. — Für Norwegen veranschlagte 1843 Bloom⁵⁶⁾ den Jahresverbrauch von Getreide à Kopf zu durchschnittlich 3 norwegischen Tennen = 7,6 preuß. Scheffel, was wir, obgleich dort viel Hafserbrot genossen wird, ebenfalls für eine zu hohe Angabe halten, wenn es sich nur um den Consum der Menschen, selbst mit Inbegriff des Palzes, der Maßhe u. s. w., handelt.

Was Rußland betrifft, so erinnern wir an die in dem Abschnitte über Production aufgestellte Behauptung, daß gegenwärtig die Bevölkerung des europäischen Theils, mit Einschluß von Polen und Finnland, zur jährlichen Ausfaat o. 240 Mill. zum Consum o. 474 Mill. preuß. Scheffel brauche, Zahlen, welche sichtlich nur auf ungefähre Schätzung beruhen. Theilt man die 474 Mill. Scheffel, von denen wir selbst annehmen wollen, daß sie für Brennereien, Brauereien und Viehfutter verminderten Quantitäten in sich schließen, mit 33 Mill., als der ungefähren Zahl der Einwohner, so erhält man à Kopf o. 9 preuß. Scheffel. Dies ist offenbar eine sehr hohe Zahl; allein der Kartoffelverbrauch zur Nahrung der Menschen ist wenigstens vor 1842, resp. 1846 bei der Bevölkerung Rußlands im ganzen Geseß gegen die analogen Verhältnisse in Norddeutschland nicht stark gewesen, wegen des Brauweinbrennens aus Getreide, mindestens bis 1846, sehr zugenommen hat. Im J. 1844 brachte der Brauweinverbrauch dem Staatschatze 128 Mill. Francs ein.

Auch in Deßterreich findet ein stärkerer Verzeß an Cerealien statt als in Norddeutschland, theils weil die Ausfuhr derselben auf viele Hindernisse stößt, theils weil

51) S. 24. 52) Lehrbuch, neueste Ausgabe (1844—1850).

53) System I, 280. 54) Die erste Auflage vom Jahre „Statistik der Schweiz“ erschien 1828. Wir wissen nicht, ob eine zweite u. s. f. erschienen ist.

55) Statistik von Schweden, 4. Aufl.

56) Das König-

reich Norwegen statistisch beschrieben.

die Bevölkerung in den meisten Districten von Natur zu starken Eßportionen, auch im Fleische, hinneigt, theils weil man weniger Kartoffeln zieht, theils weil man viel Malz zum Bier, wenn auch wenig Cerealienstoffe zum Branntwein, verbraucht. Die Stadt Wien consumirte 1852 an veräußertem Bierre c. 460,000 Eimer. Ist in den südlichen Theilen von Oesterreich, z. B. in Ungarn und Oberitalien, das Weizen- und Maisbrod überwiegend, so gilt dasselbe auch von den Donaufürstenthümern, von der Türkei und Griechenland. In denselben Reichen und bestimmte statistische Zahlen für die genannten Länder nicht zu Gebote.

In Nordamerika dominirt wie in Mittelamerika als Brodstoff der Mais, neben welchem der Weizen rangirt, während auch die Kartoffeln, wenigstens im Norden der Union, besonders durch die Zwischen und Tren angebaut, einen steigenden Antheil an der Volksnahrung gewinnen. Starke Quantitäten Getreide fanden bis in die neuere Zeit auch in den Brennereien Verwendung. Doch begann schon in den 1840er Jahren eine starke Reaction gegen das Branntweintrinken, und im Jahre 1851 gab der bekannte Mäßigkeitsapostel Pater Matthieu, welcher sich 1849 von Irland und England nach Nordamerika wandte, seine 6,064,251ste Marke aus. Zudem steigt der Wein- und Biergenuss seit der neuesten Zeit, obgleich man nicht behaupten darf, daß dadurch der Brodconsum sich wesentlich erhöht habe, da das Bier ein entsprechendes Malzquantum fordert. Legen wir als Production an Reis und Weizen die für die Zeit vor 1846 angegebenen Zahlen zu Grunde, zusammen 447 Mill. Berliner Scheffel, so würden allein an diesen Getreidegattungen, allerdings mit Einschluß des Viehfutters, der Ausfaat und des Exports, bei 24 Millionen Einwohnern 18 brct. Scheffel auf den Kopf kommen. Credat Judaeus Apellat! Weichen wir uns dagegen auf die oben angeführte Production von 1839 mit ihren angeblichen 422 Mill. Bushels Weizen, Gerste, Hafer, Roggen, Buchweizen und Mais, so erhalten wir bei etwa 17 Mill. Einwohnern eine Zahl von 25 Bushels = c. 16 preuß. Scheffel. Ebenfalls eine unglaublich hohe Zahl, welche selbst bei einem starken Abzuge für Ausfaat, Export, Viehfutter u. s. w. bewiesen würde, daß unter allen Völkern der Erde das nordamerikanische die meisten Cerealien verzehrt. — Für die englische Colonie Aelabamie nimmt man gegenwärtig einen ungefähren Getreideconsum von 1 Mill. Bushels an⁷⁾, und den Verbrauch an Getreide in der französischen Colonie Algier vor 1855 schätzt das Journal l'Athab (1856) auf c. 4 Mill. Dectoliter. Ueber die anderen außeruropäischen Länder fehlen uns alle irgendwie sichere Angaben, namentlich über die starkbevölkerten und fast ausschließlich von Reis lebenden Länder Indien und China.

Bereiten wir einen vergleichenden Rückblick auf die hier dargestellten Reichen, so ergibt sich das Bedürfnis, zu ermitteln, in welcher Weise der Getreideconsum (im engeren Sinne) bei den verschiedenen Völkern zu den

verschiedenen Zeiten fort- oder Rückschritte gemacht habe. Leider reicht die Reihe kritisch sicherer Zahlen höchstens bis in den Anfang des 18. Jahrh. zurück, und zwar nur in wenigen einzelnen Ermittlungen, während wir erst für das 19. Jahrh. mehr stichhaltige und vollständige Angaben besitzen; und man weiß ja auch, welchen Rücksichten, etwa der Aufspähung eines Jolles, diese oft ihre Entstehung verdanken. Auch ist es dabei nicht gleichgültig, ob sich der Urheber einer solchen Zahl etwa unter einem preuß. Scheffel Getreide eine Mischung von allen gemessenen Getreidearten oder etwa eine Reduktion derselben auf Weizen, auf Roggen u. s. w. gedacht habe. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß die Consumption des Getreides à Kopf etwa von 1500 bis 1771 zugenommen habe; von dieser letztern Zeit an aber tritt, namentlich in Irland wie in Rußland und einigen Nachbarländern, entschieden eine Verminderung ein, indem die Kartoffel sich zur menschlichen Nahrung massenweise gefellt; und in diesen Ländern dürfte noch jetzt die relative Höhe (à Kopf) der ersten Hälfte des 18. Jahrh. nicht erreicht sein. Wenn es sich darum handelt, zu erörtern, ob seit 1771 bis jetzt der Getreideconsum à Kopf ab- oder zugenommen habe, so läßt sich das schwer sagen; der Zeitraum ist dafür zu kurz, und die sicheren Zahlen sind noch zu spärlich. Das Resultat hängt unter allen Bedingungen am meisten von der Production, von den Ernteträgnissen ab. Die europäische Menschheit hat z. B. in den Jahren 1819 bis 1827 weit mehr Cerealien genossen als in den Jahren von 1846 bis 1856 (à Kopf), vielleicht mit Ausnahme von Ungarn und Schottland. Fassen wir alle Nahrungsmittel zusammen, so dürfen wir mit Entschiedenheit die Behauptung wiederholen, daß sich Europa gegenwärtig besser nährt als z. B. vor 100 oder 200 Jahren.

Suchen wir den Getreideconsum der einzelnen Länder in der Gegenwart zu vergleichen, so stellen sich ähnliche Schwierigkeiten entgegen, namentlich der Mangel an hinreichend vielen Angaben und der Zweifel an der Gleichartigkeit der Zahlen. Die dem 19. Jahrh. entnommenen Zahlen, mit Ausschluß von Nordamerika, Rußland und anderen statistisch nicht hinreichend bearbeiteten Ländern, halten sich zwischen $\frac{3}{4}$ und $\frac{7}{8}$ preuß. Scheffel, wobei die geringeren Zahlen begrifflichweise auf die Kartoffelländer, also vorzugsweise Norddeutschland, fallen, während die höheren namentlich in England zu suchen sind. Wir erinnern aber wiederholt daran, daß es einen großen Unterschied macht, ob das Consumtionsquantum in einem reichen oder fargen Erntejahre berechnet worden ist, falls man bei der Berechnung von den thatsächlichen täglichen Portionen ausgeht. Kommt es darauf an, für Europa eine ungefähre Mittelzahl aus dem disponiblen Material zu gewinnen, so wird man die etwas bedenklichen Zahlen für Schweden und Norwegen ($\frac{7}{8}$ preuß. Scheffel) u. dergl., so wie die kleineren Länder außer Anschlag lassen müssen, weil sonst ihre Ziffern für das Ganze denselben Werth wie die der großen Länder haben würden, während wir gegen die Richtigkeit der kleineren Zahlen, z. B. der

57) Nach einer Zeitungsnote von 1856.

amtlichen preuß. Statistik, weit weniger mit Misstrauen erfüllt sein dürfen. In Erwägung dieser und anderer Gründe stellt sich für Europa im 19. Jahrh., resp. gegenwärtig als eigentlicher Nahrungsbedarf, mit Ausschluß des Malzes, der Maltsche, der Hülsenfrüchte, der Kartoffeln, der Ausfaat u. s. w., ein Quantum von etwa 5 preuß. Scheffeln à Kopf heraus¹⁾).

VI. Ein-, Aus- und Durchfuhrzölle.

1) Von den ältesten Zeiten bis zur Entdeckung Amerika's, bis 1492.

Bei den altorientalischen Völkern mochten nicht minder, wie z. B. bei den alten Griechen, Getreidezölle an den Landesgrenzen bestehen. Die Fürsten oder Stadtherrn, welche ebenso wie die Fürsten des Mittelalters den Kornhandel, resp. Korntransport in zahlreichen Fällen für sich monopolisiert hatten, z. B. die alten Pharaonen in Aegypten, haben je nach den Umständen oder ihrem Gutfinden den Import von Getreide in ihre Länder mit hohen oder niedrigen Grenz-zöllen belegt oder ganz verboten oder auch freigegeben, wozu noch Wege, Brücken, Fluß-, Canal- und andere Zölle kamen, natürlich nur für diejenigen Quantitäten, welche durch Andere, namentlich durch Privatpersonen herbeigeschafft wurden, während die von den Landesherren selbst importierten oder exportierten Getreidemassen selbstverständlich einem Zolle nicht unterlagen. Die Stimme des Volkes wird sich bei theuren Zeiten damals so gut wie jetzt für das Verbot der Getreideausfuhr und für die Freiheit der Einfuhr geltend gemacht haben, zumal die Idee internationaler Handelsbrüderschaft und freier Reciprocity, wobei ein Volk dem anderen in der Noth auszuweichen mußte, erst von sehr neuem Datum ist. Uebrigens haben wir nur bei den vollständig centralisirten Staaten des Alterthums an ein systematisches Grenzollsystem zu denken, wobei je nach den Entzerrungen vielfache Ausnahmen sich geltend machten und die Zölle meist in Form der Wege-, Brücken-, Wasser- und Thorzölle existierten. Doch wissen wir über den Gegenstand wenig Positives. Die Bibel z. B. hat vielfache Berichte über den Handelsverkehr der Juden mit anderen Völkern zu Wasser und zu Lande, auch was den Getreidehandel betrifft; allein es ist dabei nirgend von Grenzollzöllen die Rede, und es scheint darnach der Handel zwischen diesen Völkern ganz frei gewesen zu sein. Darf man die Zustände der heutigen wenig oder halbaltivierten, resp. nicht mit einer centralisirenden Verwaltung versehenen Völker auf die ähnlichen Völker des Alterthums übertragen, so hat man bei diesen wenig zu suchen, was einem Ein- oder Ausfuhrzölle im Sinne der heutigen Kulturvölker entspricht.

Dagegen existirten bei den alten Griechen zur Zeit ihres ausgebildeten Staatswesens, das man freilich

mehr als ein Stadtwesen auffassen muß, sehr einschneidende Bestimmungen über Ein- und Ausfuhr, indem z. B. Niemand das einmal im Inlande verkaufte oder hier erzeugte Korn bei Todesstrafe wieder ausführen durfte, und jedes in Äthen anliegende Getreideschiff $\frac{1}{2}$ seines Inhaltes hier aufstapeln mußte¹⁾. Dergleichen im alten Rom, obgleich die betreffenden Gesetze, soweit wir sie kennen, auch hier nicht sowohl für das ganze römische Gebiet, als vielmehr für die Mauern der Residenz Geltung hatten. Daß für die Grenzen des großen Römerreichs, wo dasselbe sich gegen die Länder der Barbaren abschloß, ein irgendwie ausgebildetes Zollwesen für Import und Export von Brodfrüchten bestand, davon wissen wir Nichts. Was wir von den Aus- und Einfuhrzöllen u. dergl. wissen, bezieht sich fast ausschließlich auf die Hauptstädte, sodas wir das hieher Gehörige dem Abschnitt über die innere Getreidepolizei vorbehalten. Der Kornhandel innerhalb des römischen Reichs für die Hauptstadt war wesentlich eine Angelegenheit der Centralgewalt zu Rom, oft nichts Anderes als ein Kornraub in den Provinzen. Dagegen unterlagen andre Handelsartikel, wie in Griechenland und in Rom, so in den altorientalischen Staaten in der Regel keinen lästigen Aus- und Einfuhrbestimmungen; das Getreide hatte in den Augen der Herrscher und der Völker eine ganz andere Natur.

Und diesen Unterschied finden wir auch bei den mittelalterlichen Staaten wieder. Was aber hier das Getreide im Besonderen betrifft, so macht sich ein sehr merklicher Unterschied zwischen der Ein- und Ausfuhr geltend. Die späteren Zollschußbestimmungen für die privaten Produzenten des Getreides kannte man im Mittelalter eben so wenig wie im Alterthume, sodas die Getreideinfuhr meist frei war, abgesehen von den Wege- und anderen ähnlichen Zöllen, welche aber eben so für die Aus- und Durchfuhr bestanden. Indessen konnte von einer bedeutenden Korninfuhr, folglich von Korninfuhrzöllen deshalb wenig die Rede sein, weil die meisten Länder den andern gegenüber die Ausfuhr verboten oder nur ausnahmsweise gestatteten. Wir haben es also für das Mittelalter fast nur mit Ausfuhrzöllen oder Ausfuhrverboten zu thun. Auch z. B. Karl der Große griff bei irgend steigenden Preisen, wie 803, gern und oft zu den Ausfuhrverboten. Diese letzteren bestanden meist auch für die Jahre reicher Ernten, sodas dadurch Hände und Capitalien gehindert waren, sich einer lohnenden Kornproduktion hinzugeben, und sich meist dem Handel mit andern Artikeln, den Handwerken und Manufacturen zuwenden. Aus diesem Grunde lasteten die Mißwachsjahre meist schwer auf den gegen einander absperrten Ländern. Die Völker selbst gönnten einander nicht den Vortheil eines freien Kornhandels. Für die ganz rohen Zeiten des Mittelalters, wo eigentlich noch gar kein Getreidehandel existirt, sind die Ausfuhrverbote, was das so oft geht, nur juristische Ausdrücke einer Thatsache, die sich obneides von selbst

58) Dr. Chymler nahm 1847 (Revue a. d. M.) als Bedarf à Person im westlichen Europa; mit Einschluß der Ausfaat, 3 Hectoliter — a. 5, preuß. Scheffel an.

1) Vergl. den Abschnitt „Innere Getreide-Polizei.“

gemacht hätte“).¹⁾ Doch blüht bei einigen Männern des Mittelalters schon das Licht des freien Getreidehandels auf. So wollte z. B. Kaiser Friedrich II. bei einer Hungersnoth in seinen neapolitanischen Provinzen kein Ausfuhrverbot für den Weizen export aus einer Provinz in die andere gestatten, und sprach dabei den Grundsatz aus, daß die freie Getreideausfuhr dem Ackerbau hebe²⁾. Im 13. Jahrh. führte Irland Korn aus, jedoch nur nach England, weil die anderweitige Ausfuhr verboten war³⁾. Auch England durfte am Ende des 14. Jahrh. Getreide exportiren, und that es am Anfange des 15. Jahrh. in höchstem Maße, aber meist nur nach bestimmten Gegenden. Im J. 1394 wurde allen englischen Unterthanen bis auf Weiteres erlaubt, Korn nach allen Ländern auszuführen, nur nicht nach den feindlichen. Im J. 1436 wurde die Weizenausfuhr für immer freigegeben, doch nur bei einem Preise von 6/6 Schillingen des damaligen Geldes (= 12 Schill. 10/6 D. des heutigen) à Quarter. Derselbe Erlaubniß wurde 1473 wiederholt; aber man sollte Korn nur dann exportiren, wenn im Inlande der Weizen nicht über 1/6, die Gerste nicht über 3 Schillinge kostete⁴⁾. Im J. 1481 gebot Richard II., daß die Unterthanen sich bei der Ausfuhr und Einfuhr nur englischer Schiffe bedienen sollten, Bestimmungen, welche mit anderen ähnlichen oft wieder umgändert wurden. Ähnliche Verordnungen sind in Frankreich, z. B. 1254 und 1455, sowie in anderen Staaten gegeben und zurückgenommen worden. In Sicilien, Apulien und anderen italienischen Ländern war schon im 13. Jahrh. die Ausfuhr oft erlaubt, aber eben so oft verboten, z. B. nach der düstigen Gente des J. 1269, wodurch z. B. in Venedig eine Hungersnoth entstand.

2) Von der Entdeckung Amerika's bis zur Wendigung der französischen Revolution, von 1492 bis 1815.

Die italienischen Staaten unterlagen während dieser Periode meist dem gemeinen Getreideverkehre, sowohl im Innern als auch nach Außen hin. Der Export war meist nur ausnahmsweise durch besondere Decrete erlaubt, während von Einfuhrbestimmungen wahrscheinlich aus dem Grunde nicht viel verlaßt, weil die Einfuhr meist frei gezeht war. So z. B. noch am Ende des 18. Jahrh. in Sicilien, desgleichen im Kirchenstaate, wo gemäß des Regiergsmonopols, welches dem zur alten Kaiserzeit bestehenden ganz analog war, Niemand bei Wonn und Lebensfrage Korn ausführen durfte⁵⁾. Unter den größten italienischen Ländern machte damals hienun nur Toskana eine Ausnahme, wo der Großherzog Leopold II., ein Anhänger des damals Terrain gewinnenden physiokratischen Systems, welches im Gegensatz zu der seitlichen Begünstigung der Manufakturen u. s. w. den Wohlstand der Länder in der geforderten Bodencul-

tur finden lehrte, von dem Monopol- und Prohibitivsysteme abging, wenn auch meist durch den drückenden Mangel der Jahre 1764—66 und die ähnlichen Maßregeln in Frankreich aus den Jahren 1763 und 1764 dazu veranlaßt. Er gab nicht blos das Brodbaden und andere Manipulationen im Innern frei, sondern gestattete auch den vollsten Grenzverkehr mit Getreide. Der Erfolg war, daß, nachdem das Land unter dem alten Systeme oft hatte darben müssen, von jetzt ab fast stets genügende Vorräthe disponibel waren, und die Literatur das neue System, selbst durch priesterliche Fiedern, in Schutz nahm⁶⁾. Der eble Fürst sprach sich selbst darüber so aus⁷⁾: „Die uneingeschränkte Freiheit des Getreidehandels ist von so erwünschten Folgen gewesen, daß ich Niemandem raten möchte, das Einschränkungssystem wieder einzuführen. Er würde Gefahr laufen, vom Volke gesteinigt zu werden. Ich habe Alles gesehen, was in Frankreich für oder gegen die Freiheit geschrieben wurde: die Erfahrung hat die Frage zum Vortheil der Freiheit entschieden. Vorher hatten wir in Toskana zwei schlichte Jahre: der Staat mußte Getreide kaufen, welches ihm 100,000 Thaler kostete. Es waren viele Unruhen im Volke und man litt Hunger. Seit eingeführter Freiheit haben wir noch drei schwere Jahre gehabt, 1770, 1771 und 1772. Der Staat hatte kein Getreide gekauft, sich nicht in Schulden gestürzt, es sind keine Unruhen entstanden, und man ist in Toskana nicht verhungert. Ich glaube in der That, wenn die Freiheit des Handels wesentlich sein soll, so muß sie ohne alle Einschränkungen sein. Wenn man den Kauf eines Stromes hindert, so gibt es immer Stedungen und Ergießungen. Die Handelsfreiheit hat den Ackerbau sowohl als den Kunstfleiß sehr vermehrt. Die Bauern find reich und die Handwerker wohlhabend geworden. In den ersten Jahren mußte man freilich mit manchen Schwierigkeiten kämpfen: das ist aber das Schicksal jedes ersten Versuches. Wenn die Freiheit erst beginnt allein zu gehen, so wird sie manchmal straucheln, aber jeder Fortschritt gibt ihr eine neue Lehre, und ihre Stärke wächst mit jedem Schritte.“

Wenn auch einzelne kleine Gebiete Italiens, z. B. Genua, freien Kornhandel, namentlich freie Einfuhr hatten, und zwar schon vorher, so lag dies in dem Zwange der Umstände, da man selbst fast gar kein Getreide baute; die meisten anderen italienischen Länder, wie die meisten europäischen Länder, hielten bis tief in das 19. Jahrh. an den Verböten oder mindestens an hohen Zöllen, besonders für die Einfuhr, fest. — In Spanien konnte man, z. B. am Ende des 18. Jahrh., ebenfalls der Nothwendigkeit, fremdes Getreide, wenn auch gegen Zölle, einzuführen, nicht widerstehen.

In Frankreich, wo vorher die Macht, die Getreide-Aus- und Einfuhr zu verbieten, mit Zöllen zu belegen u. s. w., lediglich bei den Provinzialgouverneuren

1) Egoi Roscher, Kornhandel S. 109. 3) Kaumer, Oekonomik III, 532. 535. 4) v. Gülich, Gesch. d. Darf. I, 54. 55. 5) Nachheren bei den Jahren 1359, 1360, 1394, 1429, 1437. 6) Krünig, Enzyklopädie 45. Bd. S. 367.

7) Man vergleiche z. B. die 1775 zu Glogenz erschienenen „Landwirthschaftlichen Versuche“ eines Pfarrers, bei Krünig 45. Bd. S. 365 ff. 8) Bei v. Hajzi, Betrachtungen über Ackerbau. 1818. S. 118. (Aus Schulze, Kornhandel.)

gewesen war, nahm 1539 Franz I. den Bailly oder Seneschau diese Befugnis und concentrirte sie in der Person des Königs, weil die Besetzungen und andere Viehbrände eine schlimme Höhe erreicht hatten. Franz II. bestimmte 1559 vorläufig, daß jährlich 50,000 Tonnen à 1300 Pfund als Maximum ausgeführt werden dürften, und Karl IX. beziehlerte die Häfen und anderen Grenzstationen, wo die Ausfuhr Staupfunden hätte. Dem Hieus wurde dabei ein Ausfuhrzoll von 3 Lire und 10 Sous à Tonne (zu 2000 Pfund) vorbehalten. Unter Heinrich IV. und seinem Minister Sully erfolgte die ganz zollfreie Ausfuhr beliebiger Quantitäten, wodurch der Ackerbau sich in seinem Wohlstande sichtlich hob. Ludwig's XIV. Minister Colbert kam auf die früheren Anordnungen zurück, wonach von Jahr zu Jahr die Quantitäten bestimmt wurden, welche exportirt werden durften; unter besonderen Umständen, z. B. nach der Theuerung von 1662, wurde die Ausfuhr ganz verboten. Man wollte billiges Brod erzielen und die Gewerbe heben, aber man machte dadurch den Ackerbau immer unproductiver. Auf diesem Wege ging auch die Regierung Ludwig's XV. weiter; allein seit der Mitte des 18. Jahrh. machte sich die philosophie économique⁹⁾ Quesnay's und seiner Schüler (Mirabeau, Abbé Baudeau, M. Dupamel u. A.) geltend, welche auf größere Förderung des Ackerbaues drang (Herzog v. Choiseul), und nicht bloß den Getreideverkehr im Innern, sondern auch mit dem Auslande frei zu machen suchte. Im Juli 1764 erfolgte das berühmte Edict d'Exportation, wodurch die zollfreie Getreideaufuhr unbedingt erlaubt wurde, obgleich namentlich Necker¹⁰⁾ und Abbé Gagliani¹¹⁾ in besonderen Schriften davor gewarnt und eine beschränkte Freiheit empfohlen hatten. Es erfolgten starke Ausfuhrn; allein die von 1770 an eintretenden hohen Preise hatten nicht darin, sondern zu meist in den schlechten Ernten ihren Grund. Durch ein arrêt vom 23. Dec. 1770, sowie durch die lettres patentes vom 16. Jan. 1771 wurde unter dem Minister Terray die Ausfuhr wieder streng verboten, jedoch seit 1775 unter Turgot und später unter Necker wieder erlaubt, freilich nur unter Bedingungen, z. B. nur dann, wenn die Provinzial-Intendanten keinen Mangel befürchteten. Unter Ludwig XVI. wurde die Ausfuhr nur dann gebettet, wenn die Provinzialversammlungen nicht dringende Vorstellungen dagegen machten¹²⁾. Später jedoch lehnte das frühere System der besonderen Exemption zur Ausfuhr ab begünstigte oder gar gabelnde Personen zurück, wie dies bei dem Anfange der Revolution der Fall war, während die damaligen Ministern dem Tarife von 1791 die freie Einfuhr der Cerealien einverleichten, welche indessen 1793 bei dem zwischen Frankreich und Teutschland u. s. w. ausbrechenden Kriege bei-

derseitig (nebst dem Import) prohibirt wurde. Zwar trat um 1800 J. D. Say mit der Vertheidigung der freien Einfuhr auf, allein Napoleon dictirte seit 1806 aus Feindschaft gegen England die Continentalsperrre der ihm unterworfenen Länder, wodurch auch der Kornexport getroffen wurde. Als jedoch Frankreich 1809 einen großen Ertrag von Getreide erzeugt hatte, gab er die Ausfuhr desselben, selbst nach England, wieder frei. Man hat berechnet, daß Frankreich im 17. und 18. Jahrh. unter den 113 Jahren, während welcher der Getreidehandel im Innern und nach Außen beschränkt oder verboten war, 65 Theuerungsjahre hatte¹³⁾.

Holland ist eins von den wenigen Ländern, wo während des 16., 17. und 18. Jahrh. meist zollfreie Korn- und Ausfuhr bestand, und zwar hauptsächlich deshalb, um den hier eingebürgerten Zwischenhandel, welcher in keinem Lande so bedeutend war, sich ungehindert entwickeln zu lassen. Selbst als im 17. Jahrh. der Kornpreis während einer Reihe von Jahren eine große Höhe erreicht hatte, und die Regierung von den Consumenten und Producenten um Verbote der Ausfuhr angegangen wurde, weigerte sich die holländische Getreidepolitik, darauf einzugehen. Zwar erfolgte zuweilen, z. B. im J. 1757, ein Ausfuhrverbot für das im Lande erzeugte Korn, allein ohne Anwendung auf die Wiederausfuhr des eingefuhrten, weil dadurch der blühende Kornhandel vernichtet worden wäre. Als der Magistrat von Amsterdam 1770 gegen die zollfreie Kornausfuhr Bedenken erhob, erklärte die Kaufmannschaft, daß sie bei der freien Einfuhr, nicht aber bei deren Beschränkung, gegen jeden Mangel einsehen wolle¹⁴⁾.

In England war die Kornausfuhr unter Elisabeth meist vielen Beschränkungen unterworfen, nur 1562 erlaubte sie auf Grund einer Parlamentsacte den Export, in specie des Weizens, sobald der Preis à Quarter auf 10 Schillinge, der Gerste und des Malzes, wenn der Preis auf 6 Schillinge 8 Pence (des heutigen Geldes) gefallen war. Im J. 1593 wurde der Normalpreis für die erlaubte Ausfuhr beim Weizen auf 20, bei der Gerste und dem Malze auf 12, 1603 beim Weizen auf 26, 1623 beim Weizen auf 32, bei der Gerste auf 16 Schillinge à Quarter durch einen Parlamentsbeschluß festgesetzt. Auch hatte die berühmte (1850 aufgehobene) Schiffsabtsacte vom J. 1650, wonach fremden Schiffen die Einfuhr von Waaren aus Asien, Afrika und Amerika verboten wurde, die Bedeutung eines Verbetes.

Von jetzt an änderten sich die Verhältnisse. Hatte man bisher besonders die Ausfuhr verboten oder gehemmt, so suchte man fernhin zu Gunsten der Producenten wegen der niedrigen Preise die Einfuhr zu beschränken. Dies geschah z. B. 1660 und 1663 durch mehre Parlamentsacte, welche dem importirten Getreide einen Eingangszoll auferlegten, was indessen bei den meist reichlichen Ernten wenig half. Da fiel man 1670 während des Krieges mit Ludwig XIV. auf die Maßregel,

9) Krünig, Encyclopédie 43. Bd. S. 236 fg. Bau, Ede- buch 11. 212. 10) Exr des physico-math. System. 11) Sur la

12) Sur la législation et le commerce des grains. 13) Dialogues sur le commerce des bleds. 14) Bergl. z. B. Krünig, Encyclop. 45. S. 339—342 und Tschäpfer, Staats-Anzeigen. 4. Heft.

1787. S. 42 fg.

14) Rottmann's unten anzuführende Schrift S. 33. 15) Roscher, Kornhandel S. 100.

nicht nur die Einfuhr des fremden Getreides bis zu einer gewissen Preishöhe zu verbieten, sondern auch die Ausfuhr des einheimischen zu prämiiren, hauptsächlich deshalb, um den mit der Landtare belegten Grundbesitzern eine Hilfe zu gewähren. Diesen Bestimmungen gemäß wurde für jeden Quarter ausgeführten Weizens eine Prämie von 3, des Roggens von 3 Schill. 6 Pf., der Gerste und des Malzes von 2½ Schillingen aus dem Staatsfiscel gezahlt, so lange nämlich der Preis des Weizens nicht über 48, derjenige des Roggens nicht über 32 und derjenige der Gerste und des Malzes nicht über 24 Schill. auf den inländischen Märkten stände. Die betreffenden Normalpreise sollten sich nach den Preisen derjenigen Märkte richten, welche den Zollkämtern am nächsten lagen. Als aber bald bekannt wurde, daß die Importeure auf die Preise der betreffenden Markterte in eigennütziger Weise einwirkten, wurde 1685 verordnet, daß die Friedensrichter vermittels vereideter Ausfugen wohlhabender Grundbesitzer und Pächter den Normalpreis bestimmen sollten. Im J. 1689 wurde die Einfuhr freigegeben und die Ausfuhrprämie für den Weizen (bei einem inländischen Preise von 48 Schill. à Quarter) auf 3 Schill. gesetzt. Nach Rau's¹⁶⁾, von Anderen bestrittener, Behauptung ist dadurch damals nicht bloß der Ackerbau gehoben, sondern auch dem starken Schwanken der Preise vorgebuzt worden.

Als in der Mitte des 18. Jahrh., namentlich 1757 und 1758, die Preise stark in die Höhe gingen, wurde das bis dahin besetzte System zu Gunsten der Inlandtrickeln wieder verlassen, indem man die Ausfuhr verbot, die man aber schon 1759—1764 wieder erlaubte¹⁷⁾, worauf wieder Verbote erfolgten. Von 1757 bis 1773 ist die Ausfuhr in zehn Jahren verboten gewesen. In den folgenden Jahren griff wieder das Ausfuhrprämiensystem Platz. Die Säge, auf preuß. Scheffel und Qgr. reducirt, stellten sich nach Krünig¹⁸⁾ für die 70er Jahre des 18. Jahrh., wie folgt: Die Ausfuhrprämie für 1 Scheffel Weizen war 7 Qgr., Roggen 4 Qgr. 8 Pf., Gerste 3¼ Qgr., so lange der Preis à preuß. Scheffel Weizen nicht höher als 2 Thlr., Roggen 1 Thlr. 20 Qgr., Gerste 1 Thlr. 8 Qgr. war. Die betreffende Parlamentsacte aus dem Jahre 1773, welche übrigens an den Ausfuhrprämien von 1670 nicht viel ändert, geht¹⁹⁾ von der Grundvoraussetzung aus, daß England mehr ein importirendes als ein exportirendes Land sei, dessen eigene Getreideproduction nicht mehr wie früher zur Ernährung des Volkes hinreiche. Das Einfuhrzollgesetz von 1791 bestimmte, daß die Einfuhr des Weizens erlaubt sein sollte, wenn der Quarter auf den englischen Märkten über 53 Schillinge stände²⁰⁾. Die Preise stanken in den folgenden Jahren meist höher, so daß die Absicht des Gesetzes illusorisch war. Im J. 1804 setzte man den Minimalpreis zur Erlaubnis

Einfuhr auf 63 Schill. à Quarter Weizen, allein auch in den hierauf folgenden Jahren hielt sich der Preis meist über diesem Niveau. Im J. 1795 wurde ein neues Ausfuhrprämiensystem eingeführt, wonach für den Quarter Weizen, wenn derselbe aus Südamerika oder Amerika eingeführt wurde, 16 bis 20 Schill., wenn er aus den übrigen Theilen Europa's eingeführt würde, 12 bis 15 Schill. Prämie bezahlt werden sollte. Die Prämien für die Exporte aus den ersteren Ländern sollten ausbören, wenn diese 400,000 resp. 500,000 Quarter eingeführt haben würden, während für die Länder letzterer Classe ein Maximum von 500,000 Quarter festgesetzt wurde. Sobald die Einfuhr diese Grenzen überschritten hätte, sollte die Prämie auf 8 bis 10 Schill. sinken, und auf dieser Höhe bis zum 30. Sept. 1796 bleiben. Wiederrum zu neuem Malregeln griff die Regierung 1800, indem sie den Importeure bis zum 1. Oct. 1801 für den Quarter Weizen von wenigstens 424 Pfund an Gewicht einen Preis von mindestens 100 Schillingen garantierte, also diejenige Summe zuschoß, welche bei dem Verlaufe an 100 Schill. fehlte. Bei den übrigen Getreidearten waren die Preise analog normirt.

Man sieht hieraus, daß die englische Regierung nach und nach in ein immer künstlicheres System der Ein- und Ausfuhrbestimmungen hineingerathen war, wobei man wegen der kriegerischen Zeitläufte schwer beurtheilen kann, ob dadurch die intendirten Absichten, die Producenten vor zu niedrigen, die Consumenten vor zu hohen Preisen zu schützen, Vorräthe zu erhalten, extreme Preisschwankungen zu verhüten u. s. w., erreicht worden seien oder nicht. Meist machte man die Erfahrung, daß die Preise sich anders gestalteten, als man erwartet oder beabsichtigt hatte, indem die Ernte, die Händler, die Kriege einen unvorhergesehenen Einfluß übten. Doch war dies Zoll- und Prämiensystem immerhin eine Ueberleitung zu dem späteren Freihandel, welchen der Schotte A. Smith in seinem berühmten Werke „Untersuchungen über die Natur und die Ursachen des Nationalreichthums“²¹⁾ theoretisch-wissenschaftlich vorbereitet und dadurch das bis dahin herrschende Mercantilsystem bekämpft hatte. Im Wesentlichen forderte er einen freien Kornhandel, welcher lediglich auf dem freien Angebote und der freien Nachfrage ruhte.

In Teutschland war der freie Kornhandel mit dem Auslande während der vorliegenden Periode eine seltene Ausnahme, ein quädeliges Privilegium der Fürsten und Einzelnen, die Beschränkung, resp. das Verbot die Regel. Wir können nicht die abertausend Verordnungen der hunderte von Territorien anführen, sondern werden uns beispielsweise und vor Anderem an Preußen, resp. Brandenburg halten; aber auch dieses Territorium kann nur in einzelnen Verordnungen angegriffen werden²²⁾. In dem genannten Lande wurde es 1535 dem Adel erlaubt, dem Bauer verboten, Korn aus dem Lande zu

16) Lehrbuch II, 213. 17) Krünig, Encyclop. Bd. 45. S. 357, 358. 18) Encyclop. Bd. 45. S. 349, nach Pougna's Politischer Rechnungskunst. Jedoch ist Krünig hier nicht ganz sicher, ob Pougna's Wasser- oder Landmaß unter dem Quarter verstehe. 19) Auch nach Lowe. 20) Nach Anderen über 54 Schill.

21) Erste Ausgabe 1776. 22) Als Quelle hierfür hat uns besonders die Encyclopädie von Krünig gebietet, Bd. 45. S. 434—436.

führen. Im 3. 1587 unterm 12. Sept. erschien eine „Verordnung wider das Aufkaufen und Ausfuhr des Kornes, Getreidigs und Hopfen, und mit fremdem Getreide keinen Handel zu treiben.“ Im 3. 1639 wurde dem Adel eine gewisse Zollfreiheit für sein ausgeführtes Getreide gestiftet. Unterm 23. Juni 1662 erschien ein Patent gegen die Ausfuhr des Getreidigs. Dasselbe Verbot wiederholte sich unterm 2. März 1675, und wurde durch Edict vom 16. Dec. desselben Jahres noch einmal eingeschärft. Ein ähnliches Verbot erging unterm 21. Mai 1679. Am 8. Aug. 1684 erschien eine „Verordnung, daß wegen des Mißwachses kein Getreidig auszuführen“, am 28. Oct. 1692 ein „Edict wider den Vor- und Aufkauf und Ausfuhr des Getreidigs, und wie weit diese denen vom Adel u. s. w. freysiehet,“ am 28. Nov. desselben Jahres eine „Verordnung, daß auch denen vom Adel die Ausfuhr des Kornes verbotnen seyn solle.“ Ähnliche prohibitive Edicte (für die kurbrandenburgischen resp. preuß. Länder) erschienen unterm 21. Sept. 1694, 20. Sept. 1698, 29. Dec. 1698, 10. Aug. 1699, 16. Nov. 1708; 7. Oct. 1709 u. s. w. Als Grenzszölle haben auch viele Flußszölle zu gelten, und diese waren auf den meisten deutschen Flüssen so hoch oder zahlreich, daß sie dem Import oder Export so schwerer Waare vielfach absolut hinderlich waren. Auf der Elbe existirten 1700 zwischen Pirna und Hamburg 32 Zollstätten.

Auch im 18. Jahrh. bestand in Preußen wie in den meisten deutschen Ländern das alte System fort, jedoch schon mit mehr Freiheitsprivilegien für einzelne Provinzen, Händler und Gesellschaften, wie wir eine solche weiter unten in Preußen werden kennen lernen. Zur Brandenburg erschien unterm 5. Nov. 1714 eine „Verordnung, daß die Ausfuhr Kornes und Weizens erlaubt, aber Gerste und Hafer auszuführen verbotnen seyn solle,“ und unter dem 21. Juli 1719 ein „Edict, daß aus St. kön. Maj. Lande kein Getreide nach Sachsen verführt werden soll,“ unterm 25. Juli 1720 ein anderes, „daß das Verbotn wegen der Ausfuhr des Getreides wieder aufgehoben seyn soll.“ Diese preuß. Ausfuhrverbote, welche um die Mitte des 18. Jahrh. meist dann erfolgten, wenn der berl. Scheffel Roggen (das Hauptgetreide) über 1 Thaler kostete, wurden meist dem ausgebreiteten Systeme der Staatsmagazine schon damals von vielen Landwirthen für höchst verderblich gehalten, da der Staat kein Recht habe, die Preise unnatürlich herabzudrücken. Aber der Staat wollte zu Zeiten auch kein fremdes Getreide herein lassen. So erließ Friedrich der Große, welcher hierin ein Sohn seiner Zeit und ein Schüler des damals in Frankreich noch herrschenden Mercantilsystems war, unterm 9. Nov. 1741 ein „Patent wider die Einfuhrung des fremden Getreides zur ausländischen Consumtion“ (also eigentlich wol ein Durchfuhrverbot). Als er 1770 die beiden Kornhandelsgesellschaften zu Magdeburg und Stettin concessionierte, hatten sie für die durchgehende Waare aus Anhalt und Sachsen 4 Büschel Preußen 18 Ggr., 4 Büsch. andern Getreides 12 Ggr. Transitloß zu erlegen. Im 3. 1786 hatte ein aus Polen nach Schle-

fen eingehender Scheffel Roggen 2 Ggr. Zoll zu zahlen, und als Friedrich Wilhelm II. die freie Einfuhr aus Polen decretirt hatte, nahm er auf den Protest der Schlichter gegen das zu billige polnische Korn sein Decret zurück. In der Noth von 1771 wußten sich Göttn und Kewied nicht anders zu helfen, als daß sie die freie Einfuhr gestatteten, wobei sie sich besser als jeder Nachbarländer, wo auch damals die Sperren meist noch fortbestanden, gegen den Mangel geschützt sahen. Dasselbe that 1772, „gleichsam aus Desperation,“ Dönöbrück, und fand sich gut dabei. Trotzdem wiederholten sich die Aus- und Einfuhrverbote, zumest wol die ersten, in buntem Wechsel bis zum Ende des 18. Jahrh., besonders in der Thuerungszeit von 1789 fg., so namentlich die Exportverbote zwischen 1789 und 1803 für das Magdeburgische und Halberstädtische, die reichsten deutschen Kornbüschel Preußens. Der Krieg mit Frankreich hatte seit 1793 ebenfalls Exportverbote nach dieser Seite hin im Gefolge. Beispielsweise sei hier noch an das 1804 in Kurhessen ergebene Kornausfuhrverbot erinnert, welches von Altendurg dadurch erwidert wurde, daß dieselb die Einfuhr sächsischen Holzes verbot, folglich den armen Erwerbslern des Erzgebirges einen Hauptnahrungsweig abschchnitt. — Erst im Anfange des 19. Jahrh. ging man, namentlich in Preußen, zu einem liberaleren System über. Als jetzt das eben genannte Land die Weizenausfuhr frei gab, baute man sofort mehr Weizen und der Preis desselben sank im Verhältnisse zu dem Preise der übrigen Getreidegattungen“).

Auch Oesterreich besetzte das System seiner Zeit. So wurde z. B. 1775 die Ausfuhr des Getreides aus Böhmen nach Sachsen u. s. w. verboten, sodaß die böhmischen Producenten ihren eintügligen Getreidehandel in das Erzgebirge verlor, und drehalb in Böhmen sogar Unruhen entstanden“). Joseph II. erwiderte den Grenzverkehr, und durch ein Edict vom 5. Febr. 1782 wurde namentlich der Eingangszoll von dem aus Ungarn in die deutschen Erblande eingeführten Getreide auf 6 Monate um die Hälfte herabgesetzt, besonders weil man den in Böhmen und Mähren steigenden Preis herabdrücken wollte“).

In Polen hatte Danzig schon vor dem 18. Jahrh. gleich Holland, Genua, Venedig u. s. w. neben freier Einfuhr auch freie Ausfuhr, weil eben hierauf der eintüglige Kornhandel, auch noch im 18. Jahrh., beruhte. Doch war eine Verordnung in Kraft, wonach die Ausfuhr dann verboten sein sollte, wenn die auf dem Lager der Stadt befindlichen Vorräthe weniger als 1850 bis 2000 Lasten betragen.

Die Ein- und Ausfuhrbestimmungen des 18. Jahrh. und der rückwärts liegenden Zeit sind keineswegs Anordnungen, welche von den Staatsregierungen gegen die öffentliche Meinung der überwiegenden Zahl der Einwohner getroffen worden wären; sie sind, wie auch Ro-

23) Bergl. die anonyme Schrift: „Ueber die gegenwärtige Thuerung.“ (Berlin 1795.) 24) Schlichter, Neuer Briefwechsel. I. Jahrg. I. Hft. S. 18 fg., bei Krünig, Encyclop. Po. 45. S. 369. 25) Krünig, Encyclop. Po. 45. S. 369.

hier sagt, der damaligen Entwicklungsläufe der Völker angetrieben gewesen. Verbote oder Hemmungen der Einfuhr kommen deshalb wenig vor, weil für die meisten Länder Ausfuhrverbote, resp. Ausfuhrerschwerungen bestanden. Diese letzteren aber forderte die Volksmasse als Schutz gegen hohe Preise und Mangel. Man hatte wenig Vorbilder von Ländern, wo der freie, ausgebildete Handel die Krute vor Mangel schützte, und wo solche existierten, wie Holland, da lagen sie zu fern, waren nicht allgemein genug bekannt, galten für unanwendbar auf die einheimischen Zustände. Die Regierung sollte als eine zweite Providenz oder Almacht die Preise bestimmen und den Mangel abwenden. Die Producenten hatten mit Ausnahme Englands noch wenig Einfluss auf die Staatsgewalt, die einflussreichen Krute fanden am Ackerbau noch wenig Gefallen. Als eine Vermittelung der verschiedenen Interessen der Producenten, der Consumanten und der Händler wurden indessen am Ende des 18. Jahrh. auch in Teutschland und anderen Ländern von vielen Kruten die englischen Zollkaten betrachtet²⁰⁾. Aber auch die Partei des vollen Freihandels hatte in Folge der Anregungen von A. Smith, Say u. A. schon viele Anhänger, namentlich unter den Beamten und Gelehrten, wie in England, Frankreich und Italien, so auch in Teutschland. Für Holland, Danzig, Genua und andere, meist beschränkte und auf die Einfuhr angewiesene Oertlichkeiten, war der Freihandel allgemeine Ueberzeugung, sodass die Schule von A. Smith ihre Principien keineswegs erfunden oder aus der Luft gegriffen hatte. Freilich war auch in diesen Ländern und Städten der Freihandel mit mancherlei Schutzzöllen nach anderen Seiten hin vergesellschaftet.

3) Die Zeit von der Beendigung der französischen Revolution bis zur Gegenwart, von 1815 bis 1854.

In Italien hielten auch während dieser Zeit die Regierungen, aber wol nicht im Gegensatz zu den Forderungen der öffentlichen Meinung, an den politischen Regungen, den Aus- und Einfuhrverboten u. s. w. fest. So hatte namentlich Sicilien nach Murat's Vertreibung unter Ferdinand lästige Ausfuhrbeschränkungen. Es wurde zwar in einigermaßen guten Jahren die Ausfuhr nicht verweigert, allein man bedurfte für jedes auszuführende Quantum eines speziellen Erlaubnisscheines, den man bei der Käuflichkeit der Beamten meist mehr oder weniger theuer bezahlen musste. Auch das Königreich Sardinien hielt damals und später noch an ziemlich hohen Einfuhrzöllen fest. So waren z. B. 1842 für 100 Liro's eingeführten Weizens 6 Lire, für Gerste 1 Lire 25 Centes. zu zahlen²¹⁾. Und als 1843 im Neapolitanischen eine farge Ernte eingefallen war, hielt der König, selbst gegen die öffentliche Meinung, im Interesse der wenigen Grundbesitzer und einiger Handelsmonopolisten 1844 an dem Einfuhrverbot fest, bis er

endlich im März zu bewegen war, die freie Einfuhr, jedoch nur bis zum letzten April, zu gestatten.

Die Bewegung von 1848 bildete Sardinien zu einem freien Staate mit liberalen Handelsbestimmungen. Nachdem sich der dortige Minister Savour 1850 öffentlich für die Handelsfreiheit erklärt hatte, schloß Sardinien seit 1851 mit England, Belgien, Frankreich, dem Zollverein, der Schweiz u. s. w. Handelsverträge, welche ihren Einfluss bald auch auf die Getreidezölle äußerten, ein Einfluss, welchen der 1851 zwischen Rom und Toscana abgeschlossene Schiffsfahrungsvertrag wegen der davon ausgeschlossenen Cabotage nicht üben konnte. Zu weiteren Schritten führten die Ackerungsjahre seit 1853, in welchem Jahre (Herbst) z. B. Neapel die Weizenfuhr frei gab, was um dieselbe Zeit auch das schon früher von Leopold's Gerste verlassene Toscana für Weizen und Getreide that, jedoch unter Erhebung eines niedrigen Zolles. Dagegen verbot der Kirchenstaat im Sommer desselben Jahres die ganze Getreideausfuhr, ein Verbot, welches sich im Sommer 1854 wiederholte, dann aufgehoben ward, und 1856 im Juli zurückkehrte. Ihm gegenüber setzte Sardinien im October 1853 die Getreidezölle bedeutend herab, und 1854 wüthte auch die erste Kammer zu Turin in die völlige Aufhebung aller Aus- und Einfuhrzölle auf Getreide, worauf das betreffende Gesetz schon unterm 16. Febr. dess. Jahres erwichen, und mit 1855 in Kraft trat. Es brachte dem Staatsfiscus einen jährlichen Ausfall an der Einnahme von c. 3 1/2 Mill. Lire. Sardinien's Bergang fand indessen im übrigen Italien keine Nachfolge. Denn in Neapel z. B. wurde die Kornausfuhr 1855 gabezuwieder verboten, was zu diplomatischen Differenzen mit England und namentlich Frankreich führte, da mehrere Kaufleute zu Marseille behaupteten, in Neapel schon vor dem Verbot Getreide gekauft zu haben, was sie jetzt nicht bezeugen könnten, obgleich sie an anderweitige Lieferungsverträge gebunden wären. Erst im März 1856 gab der König die Ausfuhr frei, und zwar gegen einen Zoll von 20 Centini à Cantar Weizen, 12 à Mais, 10 à Hafer. Aber schon vom 15. Juli 1856 ab erfolgte wieder ein Verbot, worauf in Neapel selbst die Preise fielen, oder wiederum die marseiller Kaufleute in Verlegenheiten gerieten. Ebenfalls wegen der hohen Preise hob der Kirchenstaat im Anfang des J. 1856 die Einfuhrzölle auf 3 Monate auf, wegen im April dess. Jahres bis Ende Juli die zollfreie Ausfuhr von Mais, Reis und Hülsenfrüchten gestatter wurde, wozu sehr bald auch die Erlaubniß der Weizenausfuhr kam. Dieser schnelle Wechsel von Erlaubniß und Verbot in den meisten italienischen Staaten ist zwar meist durch den Entereitrag veranlaßt, und von dem Publicum gefordert; allein es kann sich bei solcher Ungewissheit über die nächste Zukunft kein bedeutender Getreidehandel organisiren, welcher freilich auch im Widerstreit stehen würde mit den z. B. im Kirchenstaate noch vorhandenen Kauf- und Bäckereiprivilegien der Cardinäle, Rüstler u. s. w.

Portugal betrug 1820 den Import des Getreides

20) So z. B. von Krünig, Encyclop. Bd. 45. S. 329 fg. und a. a. O. 21) v. Glöck, Tabellen III. c. 175.

mit höheren Zöllen, welche einem Verbote fast gleichkamen, während das frühere Ausfuhrverbot fortbestand²⁸⁾. Im J. 1837 ging man von diesem Schutzollsystem zu dem englischen Systeme der wechselseitigen Steuern über. Darnach wurden als Normalpreis für den Weizen à cailler Weizen 800 Reis = 40 Sgr. festgesetzt; erst wenn der Preis diese Höhe überschritten hatte, wurde die Einfuhr erlaubt²⁹⁾. Doch mußte man zuweilen wegen unbefriedigender Ernte diese Zölle zum Theil suspendiren, wie dies z. B. im August 1856 in Bezug auf Weizen, Roggen, Kartoffeln der Fall war, indem deren zollfreie Einfuhr bis zum 30. Juni 1857 gestattet wurde.

Auch Spanien belegte nach 1815 den Import mit so hohen Zöllen, daß sie z. B. bei der Missernte von 1824 sammt dem Geldmangel große Noth herbeiführten. In der spanischen Colonie Cuba war 1827 der Barrei Weizen bei seiner Einfuhr aus Spanien mit 3/4, aus anderen Ländern mit 7/8 Dollars Eingangszoll belegt. Nach Ferdinand's Tode trat ein liberaleres System ein, indem der Tarif von 1841 die Einfuhr landwirtschaftlicher Producte zu einem Zolle von 8 bis 40 Proc. freigab; und die Vermaltung Espartaco's ging im Jahre 1856 sogar damit um, alle Getreideinfuhrzölle aufzuheben, um der Heuerung noch Möglichkeit vorzuziehen. Das Ministerium O'Donnell decretirte unterm 14. Juli dess. Jahres die Aufhebung der Einfuhrzölle von Weizen, Roggen, Gerste, Weizen u. s. w. Die Einfuhr unterlag seit den 1840er Jahren nur geringen Abgaben, desto mehr dem Haß der consumirenden Volksschichten, wie sich dies z. B. 1856 durch die Angriffe auf Exportfabricate erst neuerlich wieder gezeigt hat.

Frankreich ähnte gleich Portugal bald nach 1815 das künstliche englische Stalensystem nach, machte es aber durch Festsetzung verschiedener Normalpreise für die verschiedenen Grenzdepartements (1819 vier Hauptgruppen) noch künstlicher, um vermeintlich die Zwecke des Schutzes der Consumanten gegen zu hohe, der Consumanten gegen zu niedrige Preise noch besser zu erreichen. Der Normalpreis für den Import von Weizen war nach den 4 Gruppen 20 bis 24 Francs, im Durchschnitt also 23 Francs (prix remuanteur), während der Durchschnittspreis der folgenden Jahre höher war. So der Tarif von 1819. Als nun in Folge dessen starke Zufuhren von Weizen und anderen Hülsen kamen, wurde der Normalpreis durch Gesetz vom 4. Juli 1821 erhöht, und außerdem durch weitere Gesetze vom 27. Juni 1822 und vom 17. Mai 1826, um die Producenten zu schützen, ein Zoll auf die so importirten Quantitäten gelegt. Unterm 15. April 1832 wurden folgende Ausfuhrzölle festgesetzt. Der Ausfuhrzoll à Portoliter Weizen sollte nur 1/4 Franc betragen, wenn der Preis des Portoliters nach den verschiedenen Classen der Departements

unter 25 Francs in der 1. Classe	2. "	3. "	4. "
" 23	" " "	" " "	" " "
" 21	" " "	" " "	" " "
" 19	" " "	" " "	" " "

Rände.

Entspräche der wirkliche Preis diesem Normalpreise, so sollte der Ausfuhrzoll 2 Francs betragen, und bei jedem Franc, um welchen der Preis weiter stieg, um 2 Francs wachsen, jedoch z. B. bei 30 Franc 12 Franc ausmachtes. Diefem Ausfuhrzoll folgte unterm 25. April 1832 der Einfuhrtarif, welcher jedes Einfuhrverbot aufhob, dagegen aber festsetzte, daß der Zoll à Portoliter für Weizen, welcher aus französischen Schiffen und zu Lande einging, betragen sollte

bei einem Preise				
in der 1. Classe	in der 2. Classe	in der 3. Classe	in der 4. Classe	
von mehr als 26 Reis.	von mehr als 24 Reis.	von mehr als 22 Reis.	von mehr als 20 Reis.	
von	von	von	von	— Preis 25 Grs.
25—26	23—24	21—22	19—20	1 " 25 "
24—25	22—23	20—21	18—19	2 " 25 "
23—24	21—22	19—20	17—18	3 " 25 "
		u. s. w.		

Der höchste Zoll war 21 Gr. 25 Grs., und zwar bei einem (inländischen) Preise in der 1. Classe der Departements von 12 Francs, und zwar für den Weizen. Der Roggen hatte 6/8, die Gerste 5/8, der Hafer 3/5 Proc. des Weizens zu zahlen. Für die übrigen Classen galten entsprechend niedrigere Zahlen. In die 1. Classe gehörten die Departements am Mittelmeer, in die 2. die südwestlichen, sowie die Grenze gegen Savoyen und die Schweiz; in die 3. der Elsaß, die Normandie, die Picardie und die Westküste an der Loire und der Gascogne, in die 4. die Grenze gegen das übrige Teutschland und Belgien.

Die Missernte von 1846 war mächtiger als die Tarife; sie bewirkte die Festsetzung freier Getreideinfuhr bis zum 1. Juli 1847, und brachte in dem zuletzt genannten Jahre zugleich eine Erhöhung der Ausfuhrzölle. Als 1854 St. Bourne in der Nationalversammlung freie Einfuhr beantragte, hielt Thiers eine scharf schützamerikanische Rede, und die Versammlung verworf die Anträge des Freihändlers, welcher indessen an dem Kaiser Napoleon, sowie an der Rücksicht gegen England und dem festgesetzten Dreimangel Bundesgenossen fand. Durch Decret vom Juli 1853 erlaubte der Kaiser die zollfreie Getreideinfuhr aus England bis auf Weiteres. Bald wurden — in demselben Jahre — bis ult. Dec. 1853 alle Importzölle bis auf einen Controrest beseitigt, und die importirenden Schiffe vom Lonnengelde befreit. Diefelbe Freiheit genossen Weizen, Erbsen, Bohnen, Schlachtrich u. s. f. Auch galttate ein Decret desselben Jahres den fremden Schiffen den zollfreien Transport von Getreide, Kartoffeln und anderen Nahrungsmitteln zwischen Frankreich und Algierien vom October bis ult. December 1853, wogegen ebenfalls im Herbst 1853 die Ausfuhr von Hülsenfrüchten und Kartoffeln verboten ward. Mit dem Jahre 1854 sollten auch die früheren Verhältnisse wieder eintreten, allein die Umstände riethen zu neuen Maßregeln, z. B. zum Ausfuhrverbot von Getreide und Weizen im Nov. 1854. Auch wurde der

28) v. Gütlich, Geschicht. Darstell. I, 306. 29) v. Gütlich, Geschicht. Darstell. IV, 127.

früher auf 200 Francs à Hectoliter reinen Alkohols normirte Einfuhrzoll durch kaiserliches Decret in demselben Jahre auf 15 Francs herabgesetzt, sowie der Einfuhrzoll von Zuckerrüben ermäßigt, um dem Brode so viel wie möglich Materialien zu erhalten.

Belgiens Einfuhrzollgesetz vom 31. Juli 1834 ist ebenfalls der englischen Scala nachgebildet. Dasselbe bestimmt, daß bei einem Preise von 24 Francs für 1000 Kilogramme Weizen die Einfuhr desselben frei, die Ausfuhr aber verboten, daß, wenn der Preis mehr als 20 und unter 24 Frct. ist, die Einfuhr ebenfalls frei sein, die Ausfuhr aber 25 Fr. à 1000 Kilogramme erlegen, daß, wenn der Preis zwischen 15 und 20 Frct. steht, die Einfuhr nur gegen eine Abgabe von 37½ Fr. gestattet, daß, wenn der Preis unter 15 Fr. sinkt, eine noch höhere Steuer erlegt werden soll. Der niedrigste Ausfuhrzoll des Weizens (1000 Kilogr.) ist darnach ¼ Franc, was lediglich als eine Controlgebühr angesehen werden muß. Bei den Sähen, wo der Weizen frei einging, hatten der Roggen (à 1000 Kilogr.) 2½, die Erbsen 19, die Gerste 14, der Buchweizen 13, der Hafer 11, die Pferdebohnen 10 Frct. Eingangszoll zu erlegen. Diese Scala bewährte sich für die allgemeinen Interessen auf die Dauer nicht, so daß sie 1845 beseitigt und ein fester, aber niedriger Importzoll eingeführt wurde. Auch dieser wurde in Folge der Misere des Jahres 1846 bis zum 31. Dec. 1848 aufgehoben. Man führte ihn 1849 wieder ein, allein schon unter dem 29. August 1853 wurde er wieder bis auf Weiteres beseitigt. In demselben Jahre erhoben sich viele Stimmen für das Verbot der Kartoffelausfuhr und die zweite Kammer erklärte sich am 20. Nov. 1853 ebenfalls dafür, nachdem dasselbe schon unterm 13. Oct. 1853 par decret erlassen worden war. Im J. 1854 griff man auch wieder zu der Aufhebung der Getreideinfuhrzölle, und am 15. December 1855 erklärte sich die zweite Kammer wiederholt für die freie Ausfuhr von Weizen, Roggen, Weiz, Kartoffeln u. s. w.

Holland ging am Anfange dieser Periode in seinen Einfuhrzoll-Erhöhungen auf dem am Ende der vorigen eingeschlagenen Wege weiter, indem vom 1. Januar 1825 ab, besonders zum Schutze der inländischen Producenten gegen zu niedrige Preise, aber zu Ungunsten des 500 Jahre alten Zwischenhandels, der Einfuhrzoll à Last auf 24 Gulden stieg. Man erniedrigte ihn 1830, allein 1835 wurde er durch die Einführung einer Scala hinaus gesetzt. Es hatte nämlich von jetzt ab der Weizen à Hectoliter an Eingangsteuer zu zahlen:

bei einem Preise von 9 Gulden	¼ Gulden
„ „ „ „ 8 „	1/2 „
„ „ „ „ 7 „	1 „
„ „ „ „ 6 „	1½ „
„ „ „ „ 5½ „	2 „
„ „ „ „ 5 „	2½ „
bei einem Preise von 4 „	3 „
und darunter	3 „

Die 1842 bestehenden Einfuhrzölle waren nach v. Gülich²⁹⁾ folgende:

bei dem Hafer à Last	7 Gulden — Stb.
„ „ „ „ Speyl à „	7 „ — „
in der Gasse à „	15 „ — „
in den Bohnen à „	7 „ 50 „
„ „ „ „ Widen à „	7 „ 50 „
„ dem Weizen à 1000 Pfd. 11	25 „ — „
„ der Gerste à Last	12 „ — „
„ dem Malz à „	6 „ — „
„ den Erbsen à „	10 „ — „
„ dem Buchweizen à Last	9 „ — „
„ „ „ „ Roggen à 1000 Pfd. 7	50 „ — „

Im J. 1847 trat für die Einfuhr eine Erhöhung um 50, für die Ausfuhr um 150 Proc. ein. Dagegen wurde der Getreideverkehr mit dem Auslande durch die liberalen Schiffahrtsgesetze von 1850 erleichtert. Darnach zahlten die fremden Schiffe bei der Naturalisation fortan nur 1 Proc. gegen 1 Proc. der einheimischen, während die Durchfuhr- und Schiffahrtabgaben ganz aufgehoben wurden. Im J. 1853 wurde die Kartoffelausfuhr aus Luxemburg nach Frankreich und Belgien, zum Theil als Repressalie, verboten, dagegen der Einfuhrzoll auf alle Lebensmittel vom 2. Oct. bis ult. December 1854 bedeutend ermäßigt.

England mit Schottland und Irland. Für kein Land sind die Zölle — jedoch nur noch die Eingangszölle, da die frühere Ausfuhr ganz aufhörte — von größerer Bedeutung wie für England, und mit seinem Getreidetarif hat sich die Literatur und Geschichte so eingehend beschäftigt, wie mit dem englischen. Nach dem Frieden von 1815 forderten die Agriculturisten nachhaltigen Schutz für ihre Producte und Entschädigung für ihre Lasten; Parlament und Publicist (z. B. Waltheus) stimmten meist bei. So kam bei großem Widerstande der Manufacturisten unter dem Ministerium Robinson das Einfuhrzollgesetz von 1815 zu Stande, welches bestimmte, daß die Einfuhr des Weizens, dieser Hauptbrodfrucht, erst dann gestattet, resp. der unter Verschluß gelegte verkauft werden sollte, wenn der vorübergehende vierteljährliche Durchschnittspreis à Quarter die Höhe von 80 Schill. — 4 Etrl., der Preis der anderen Kornarten eine entsprechende Höhe erreichte. Für die Einfuhr aus dem britischen Nordamerika wurde der Satz auf 67 Schill. gestellt. Da man damals in Banknoten zahlte, diese aber unter Pari des Goldes standen, so darf man jenen Normalpreis von 80 Schill. auf Geld rechnet — 60 Schill. setzen, so daß z. B. bei diesem Preise 1 berl. Scheffel 6 fl. 45 Kr. ährenisch kostete. Der Erfolg entsprach den erwarteten günstigen Wirkungen nur zum Theil. Im J. 1816 konnte, da am 15. August der inländische Preis noch nicht hoch genug war, erst am 15. Nov. die Zulassung des fremden Getreides ausgesprochen werden; da aber die damals bestellten Sendungen vor dem Frühjahr 1817 nicht ein-

30) Tabellen III, 177.

treffen konnten, so stieg unterdessen der inländische Preis auf 5 Pfd. Sterl. und 4 Schll. In den J. 1816–18 standen die Preise meist höher als 80 Schll. a Quart. Weizen, so daß die Einfuhrseala nicht notwendig war, und 1818 g. sanken sie weit darunter. Man hatte steigere Preise erwartet, und sah sich geäußt³¹⁾. Eine Folge der hohen Preise, resp. des hohen Normalsatzes war, daß die den Grundbesitzern auferlegte Kornsteuer ebenfalls sehr hoch war. Im J. 1818 empfing die 1 Mill. Acker unter den 12 Mill. Einwohner Englands 7 Mill. 950,148 Pfd. Sterl. Almosen.

Da nach 1818 die Preise bedeutend herabgingen, so schickte das Parlament zur Untersuchung dieser Umstände und zur Abhilfe für die Verlegenheit der Kornproduzenten einen Ausschuß ein, und 1822 kam ein neues Zollgesetz zu Stande. Dieses setzte den Normalpreis, bei welchem die Einfuhr frei sein sollte, für Weizen auf 70, für Roggen und Hülsenfrüchte auf 46, für Gerste auf 35, für Hafer auf 25 Schll. fest, jedoch unter näheren Modifikationen, welche z. B. für den Weizen dahin lauteten, daß bei einem Preise von 70 bis incl. 80 Schll. a Quartar die Einfuhr gegen einen Zoll von 12 Schll., im 1. Vierteljahre von 17 Schll., erlaubt sein sollte. Bei einem Preise von 80 bis 85 sollte der Zoll 5 Schll., im 1. Vierteljahre 10 Schll., betragen, bei 85 Schll. und darüber nur 1 Schll. Allein auch dieser Stala und ihren Absichten spotteten die Ernten und andere Mächte; der Preis war niedriger, als die Produzenten wünschten. Trotzdem gab man 1824 die Einfuhr von Hafer, 1825 von Erbsen und Gerste frei, und im Winter 1825–1826, wo die damalige Geldkrise ein gewichtiges Wort für billigeres Getreide sprach, erhielten die Minister vom Parlament die Erlaubniß, von dem unter Königsschloß niedergelegten ausländischen Weizen 560,000 Quartar in die Consumption übergeben zu lassen.

Unter dessen machten sich die Interessen der Industriellen in der Gesetzgebung immer stärker geltend; sie forberten billigeres Brod und erklärten, daß sie des Schutzes mehr als die Ackerbauer bedürftig wären; die Löhne seien zu hoch und man könne nicht bestehen u. s. w. Immer lauter und stärker wurden die Gegner der Getreideschutzgölner, immer massenhafter die öffentlich aufgestellten Zahlenbeweise. In dem Edinburgh-Review vom Februar 1822 war z. B. berechnet, daß die jährliche Verbrauchsrate für Getreide, welche den Consumen ten in Großbritannien aus der Hemmung der Kornzufuhr entspreche, 20 bis 25 Mill. Pfd. Sterl. betrage. Die Industriellen verbiethen den Agriculturisten eine reichlichere Abnahme ihrer Producte, folglich den Handel und Grundbesitzern genügende Einnahmen. Die Ackerbauer wiesen auf den Schutz hin, dessen die Industrie sich ihrerseits erfreue; die Armen seien sehr hoch; man dürfe sich vom Auslande nicht abhängig machen u. s. w. Die geschehene Nacht mußte etwas thun. Eine Schiette daher den W. Jacob 1826 und

1827 in das Ausland, über welches er seine bekannten Berichte erstattete³²⁾. Am 1. März 1827 legte der Minister Canning dem Parlamente eine Reihe von Entwurfen zu einer wechselnden Einfuhrseala vor, deren Zweck ebenfalls sein sollte, die Preise auf einer möglichst gleichen Höhe zu halten. Der Zoll sollte um so höher sein, je tiefer die Marktpreise in England ständen und umgekehrt. Die Einfuhr zur Lagerung unter Verschuß sollte nach wie vor frei sein. Als Normalpreis, bei welchem der Verkauf zum inländischen Consum frei wäre, mit Ausnahme einer Gebühr von 1 Schll., sollte 70 Schll. a Quartar Weizen sein. Der dritte Punkt war die Erlaubniß, selbst wenn jener Normalpreis noch nicht eingetreten sein sollte, fremdes Getreide zu verkaufen, aber mit einer Abgabe von je 2 Schll. bei jedem um 1 Schilling unter 70 Schll. stehenden Preise. Für die übrigen Getreidearten waren die Sätze analog notirt. Das Unterhaus nahm diese Vorschläge mit großer Begehrtheit an, das Oberhaus aber nur mit einem Amendement des Herzogs von Wellington, welches dahin ging, daß der Import des fremden Weizens nicht eher erlaubt sein sollte, als bis der Preis a Quartar auf 66 Schll. gestiegen sei. Was Canning beabsichtigt hatte, war durch diese Wendung zu Gunsten der Lories illusorisch geworden.

Schon 1828 schritt das Parlament unter dem Ministerium Wellington zu einer Aenderung, welche indessen den Industriellen ebenfalls wenig Concessionen machte. Es ist dies die Getreidebill vom 15. Juli, welche auf Grant's Vorschlag zunächst im Unterhause und dann im Oberhause angenommen ward. Hierin sind 73 Schll. a Quartar Weizen als derjenige Normalpreis festgesetzt, bei welchem der Einfuhrzoll nur 1 Schll. betragen soll. Dieser steigt aber bei niedrigeren Preisen in viel stärkerem Verhältnisse, nämlich bei einem Preise von 73 Schll. auf 1 Sch. — D.

"	"	"	"	72	"	"	2	"	8
"	"	"	"	71	"	"	6	"	8
"	"	"	"	70	"	"	10	"	8
"	"	"	"	69	"	"	13	"	8
"	"	"	"	68	"	"	16	"	8
"	"	"	"	67	"	"	18	"	8
"	"	"	"	66	"	"	20	"	8
"	"	"	"	65	"	"	31	"	8
"	"	"	"	64	"	"	22	"	8
"	"	"	"	62	"	"	24	"	8
"	"	"	"	61	"	"	25	"	8
"	"	"	"	60	"	"	26	"	8
"	"	"	"	50	"	"	36	"	8

Um dem Gesetze zu genügen, ward verordnet, daß in 150 namhaft gemachten Markorten von England und Wales die Hauptforsthandlender wöchentlich die Durchschnittspreise der laufenden Woche und der 6 vorher-

32) Obgleich die ersten Bureaen der Anti-corn-law-league schon in dieser Zeit liegen, so wollen wir doch ihre Wirksamkeit erst weiter unten zusammenfassend besprechen.

gehenden Wochen ziehen und Uebersichten davon dem Handelsrathe in London einsenden sollten, welcher dann aus allen diesen Berichten den Gesamtdurchschnitt zu ermitteln hatte. — Zwar wurde durch dieses Gesetz der Import fremden Getreides mehr erleichtert, als es unter der Herrschaft der Scala von 1815 und 1822 der Fall gewesen war, allein die Industriellen sahen ihr Ziel noch bei weitem nicht erreicht, und der Kornhandel konnte sich dabei immer noch nicht sicher genug fühlen. Oft trieben die Kornhändler den inländischen Preis deshalb in die Höhe, um den zur Einfuhr ihnen günstig scheinenden Punkt zu erreichen, worauf nicht selten die Preise ebenso schnell wieder fielen³³⁾. Nicht warteten sie für ihre Importe die höchsten Preise ab.

Mit dem Anfange der 1840er Jahre nahm die Agitation gegen und für die Getreidezölle einen verstärkten Verlauf, in dem Grade mehr, als man bei steigender Bevölkerung mehr fremdes Korn brauchte. Gleichzeitig stiegen aber auch die Kosten der Grundbesitzer, und 1841 forderte auch Neufundlands Getreideschutzzölle. In dem eben genannten Jahre machte die Freihandelspartei einen neuen Versuch zur Verabsiegung der bestehenden Eingangszölle, allein die Majorität des Parlamentes und das Ministerium Melbourne, obgleich von dem Wunsche eines billigeren Brodes befeuert, stimmte gegen dieselbe. Auch Peel war noch Schutzgöllner, als er 1841 das Ministerium übernahm. Aber kaum hatte er es übernommen, so stand er auch nicht mehr auf dem Protectionistpunkte der Protectionisten, sondern auf dem Standpunkte der vereinten Interessen. Am 9. Febr. 1842 kündigte er im Parlamente an, daß er mit der Ermäßigung, aber nicht mit der Föderung³⁴⁾ der Zölle umache; es sei seine Absicht, den höchsten Zoll, bei einem Preise von 51 Schilling à Quarter Weizen, von den bestehenden 33 Schilling auf 20 herabzusetzen. Am 7. April 1842 wurden die Vorschläge Peels vom Unterhause, bald darauf auch vom Oberhause angenommen, und unter 29. April als Gesetz sanctionirt. Die immer noch ableitend; aber herabgemittelt und nicht mehr mit so vielen Stufen verschiedene Scala bestimmt, daß der Quarter Weizen für seinen Import folgende Zölle erlegen soll:

bei einem Preise	unter 51 Schilling	20 Schilling
von 51 — 52	19	19
52 — 53	18	18
53 — 54	17	17
54 — 55	16	16
55 — 56	15	15
56 — 57	14	14
57 — 58	13	13
58 — 59	12	12
59 — 60	11	11
60 — 61	10	10
61 — 62	9	9

33) Vergl. den Artikel The wheat-trade in dem Companion to the Almanac or year book for 1839. 34) Die Times verlangten einen sehr niedrigen Zoll, während im Parlamente die Befestigung aller Zölle.

von 62 — 63 Schilling	10 Schilling
63 — 64	9
64 — 65	8
65 — 66	7
66 — 67	6
67 — 68	5
68 — 69	4
69 — 70	3
70 — 71	2
71 — 72	1
72 — 73	1
73 und mehr	1

Wie früher, so wurde auch jetzt der Preis nach einem sechsmonatlichen Durchschnitt festgestellt; aber wie früher, so war auch jetzt seine Ermittlung nicht bloß großen Schwierigkeiten, sondern auch einseitigen Einwirkungen ausgesetzt. — Dem canadischen Weizen ward in demselben Jahre der Eingang zu einem festen herabgesetzten Zolle von 1 Schilling gestattet, ein Anfang zu weiteren Schritten.

Es ist hier der Ort, kurz die Geschichte der Anti-corn-law-league einzuführen. Sie rieht mit ihrer Tendenz, alle Kornzufuhrzölle abzuschaffen, in einzelnen ihrer Anhänger bis in die 1820er Jahre hinauf, und bereits seit 1831 organisierten sich mehrere Gesellschaften zu obigem Zwecke. Die Missernte von 1838 begünstigte ihre Ideen; es traten in ihre Ränge wie Cobden, Smith, Ashworth, Rawson, Poulton u. A. zusammen, und bildeten, besonders in Manchester, dem ursprünglichen Siege der Bewegung, vor öffentlichen Meetings Vorträge. Am 13. Dec. 1838 beschloß die Handelskammer von Manchester eine dahin gerichtete Petition an das Parlament, und nachdem auch durch die Bildung eines besonderen Fonds, ohne welchen in England keine Agitation ihr Ziel zu erreichen vermag, die materiellen Mittel verstärkt worden waren, machte Bülwer 1839 im Unterhause seine erste berühmte Motion zu Gunsten der freien Getreideinfuhr. Sie fiel, da die Partei der Protectionisten noch zu stark war, mit 197 gegen 344 Stimmen durch, aber um so mehr Gegner der alten Gesetze fanden jetzt außerhalb des Parlamentes auf. Die Vorträge, die Freieitungsopfer, die agitierenden Broschüren, die Geldbeiträge mehrten sich unter der Hauptleitung des unermüdblichen Cobden. Am 6. April 1839 erschien in Manchester die erste Nummer des „Anti-Corn-Law-Circular“, welche sich 1841 in die Wochenchrift „Anti-Bread-Tax-Circular“ umwandelte und 1843 unter dem Titel „The League“ nach London wanderte, wo es indessen immer noch hauptsächlich von Manchester aus geleitet wurde, und 1846 über 20,000 Leser hatte. Außerdem ließ man zahllose Broschüren und Adressen ausgehen, im J. 1843 allein 9,026,000. Schon 1841 hatte der Bund so starke Einnahmen, daß er 30,000 Pfd. Sterl. ausgeben konnte. Gleichzeitig aber (1841) erhob sich gegen ihn, Thomas D'Enneron an der Spitze, der Chartismus, welcher zwar auch billigeres Brod haben wollte, zugleich aber allgemeines Stimmrecht forderte, und den Bund beschuldigte, daß er nur für die Fabrikarbeiter arbeite, welche deshalb bill-

geres Brod foderten, um das Arbeitslohn herabzusetzen. Dies that zwar der League einigen Abbruch, aber trotzdem setzte sie die Wahl Cobden's in das Unterhaus (für Stockport) durch, namentlich mit Hilfe der Dissenter und der niederen Geistlichkeit fast aller Parteien.

Die League setzte sich 1843 in London als ihrem Mittelpunkt fest. Man hörte jetzt bei ihren Meetings, welche z. B. im Sept. 1843 auch in Schottland gehalten wurden, neben den alten Namen manchen neuen, als Brown, Walter, Thomson, Bowring, Bright, Gwart, Wallace, Dume, Reader, Sharman, Crawford, William Gibson, Moore u. A. Selbst Grundbesitzer, wie der Graf Spencer (1843) und der Marquis von Westminster, welcher sofort 500 Pfd. Sterl. zeichnete, schlossen sich ihr an. Zwar bildete sich 1843 unter dem Vorstehe des Herzogs von Buckingham ein Gegenverein der Protectionisten; allein mit wenig Glück bei der öffentlichen Meinung, indem jetzt selbst mehr Pächter in der Erneuerung herabgesetzter Pachtzölle sich der Anti-Corn-Law-League anschlossen, welche mehr und mehr mit der Partei der Whigs und der Radikalen zusammen fiel, und als ihr Haupt Cobden anerkannte. Im März 1844 trat ihr auch der Graf Radnor bei, ein neuer Verlust für die Protectionisten. Am Ende des Jahres 1845 wurde zu London eine glänzende Versammlung gehalten, bei welcher 60,000 Pfd. Sterl., 500 von dem reichem Cobden, gesammelt wurden. Ein neuer Zuwachs an Kräften für die League war Charles Dickens, dessen Daily News seit 1846 ihr Hauptorgan in der Presse wurde.

Inzwischen hatte Peel auf anderen Gebieten dem Freihandel immer mehr Concessionen im Tarife gemacht; nur an die Kornzölle hatte er noch nicht gewagt die Hand zu legen, weil ihn die Protectionisten im Parlaamente auf dem Ministerstuhle hielten. Aber er war innerlich bereits zur League bekehrt, und entschlossen, den Forderungen derselben in dem positiven Rechte nicht länger auszuweichen. Die Debatten darüber begannen im Unterhause wieder mit dem 4. Mai des J. 1846, dessen Erste die Argumente der League bald verliessen sollte. Lord Bentinck, das Haupt der Protectionisten, machte Peel den Vorwurf, daß er, der Vater der gleitenden Scala, seine beschworene Fahnne verlassen hätte; man müsse sich höchlich wundern, daß ein Mann ein Ding schaffe, es dann unpolitisch und neuerdings sogar ungeeignet nenne. Peel gestand, daß sich seine Ueberzeugung geändert habe, und erklärte, daß er damit jetzt offen hervortreten müsse; das Unterhaus habe ja viele andere Artikel in der Einfuhr nach und nach erleichtert; die Freieingab der Kornzufuhr werde England vom Auslande nicht abhängig machen; die Tagelöhner richteten sich nicht nach den Getreidepreisen; die Blöße des Ackerbaues sei nicht durch den Schutz Zoll bedingt; die hohen Grundabgaben seien kein Grund für den Schutz Zoll; durch die Zollkaden werde dem Kaufmann die Sicherheit seiner Berechnungen und Unternehmungen unmöglich gemacht; man möge sich beim Ackerbaue nur mehr anstrengen und seine hohen Renten nicht vom

Schutzzoll erwarten; eine Grundaristokratie könne und werde England auch nach solchen Reformen behalten, wie dies schon Burke (gest. 1797) gesagt habe; in Frankreich sei die Aristokratie durch ihr starrs Festhalten an den überlieferten Privilegien zu Grunde gegangen; die Aristokratie könne und müsse mit der Manufactur, der man es möglich zu machen habe, mit dem Auslande zu concurren, in Einklang leben; die große Mehrzahl des englischen Volks wolle und erwarte, daß die Aufhebung der Getreideeinfuhrzölle am 1. Februar 1849 ins Leben treten werde, und dennoch sehr er, daß die Pachtungen sehr gesucht seien u. s. w. Es könnte hier noch Manches aus Peel's Rede oder überhaupt aus den Argumenten der Ligisten und ihrer Gegner angeführt werden; z. B. daß der Einfuhrzoll 1847 nur 13,912, 1848 dagegen 767,668 Pfd. Sterl. eingebracht habe, kurz die Aushebung der bisherigen Zölle wäre beschlossen und sanctionirt; vom 1. Febr. 1849 ab trat die freie Einfuhr, welche schon vom Januar 1847 bis September dahin provisorisch bestanden hatte, ins Leben, zwar nicht ganz frei, aber doch so niedrig, mit 1 Schill. pro Quarter aller Getreidearten und 4% Schill. pro Quarter Weiz belagt, daß dies keine Eingangszölle, sondern nur eine Controlgebühr war. Die Protectionisten, deren Führer im Oberhause Lord Stanley, im Unterhause Disraeli war, machten zwar große Anstrengungen, wieder aus Ruher zu kommen, resp. eine Entschädigung für die aufgehobenen Privilegien zu erlangen, ja sie hatten im Unterhause einmal sogar eine Mehrheit von 20 Stimmen, und machten 1849 bis 1850 noch andere Fortschritte; allein es war nur das Aufklappen einer verblühenden Blume, gegen welche indessen 1850 Cobden seine Besammannschaften wieder zusammenrief. Im J. 1851 sagte sich Disraeli von den Protectionisten los, deren Ziel hierauf noch eine Zeit lang unter dem Romanschreiber und Mitredacteur des Morning Herald, H. Bulwer, ein öffentliches Leben führte.

Die Protectionisten konnten mit Recht manches Argument für sich anführen, und Mancher von ihnen mag ganz ehrlich an seinen finanziellen Ruin geglaubt haben. Zwar zählte England damals auf 350 Einwohner nur einen Grundbesitzer, also im Ganzen nur 40,000 grundbesitzende Familien, von welchen jede im Durchschnitt 20000 magde. Morgen mit einer Abgabrente von 10000 Thalern besaß; allein sehr viele von ihnen waren so tief verschuldet, daß es ihnen unmöglich schien, den Pacht auch nur mäßig herabzusetzen. Im J. 1851 behauptete noch Disraeli im Unterhause, daß die englische Bodenrente vor 1849 e. 60 Mill. Pfd. betragen, nachher sich aber um 10 Mill. Pfd. verringert habe. In der That, es wäre der Ruin vieler Besitzer und Pächter unausbleiblich gewesen, wenn sie sich nicht auf anderem Wege zu helfen gemußt hätten; sie führten tüchtige Meliorationen ein, besonders die Drainage und den Guano, so daß die Kräfte glücklich überhand wurde. Von 1853 an gestiegen sich übrigens von Natur hohe Preise zu den gemachten Fortschritten. Wenn man vielfach die Be-

35) H. Spectator sprach 1847 in der Revue d. d. Mondes

hauptsächlich ausgesprochen hat, daß England und Irland in Folge der geringen Einfuhrzölle weniger Weizen erzeugen haben, so ist dies in sofern richtig, als man seinen Anbau auf den nicht mehr lebenden Feldern aufgab, wogegen man ihn auf den anderen nur um so intensiver zu betreiben angefangen hat.

Hand in Hand mit der Aufhebung der Importzölle ging die zu Anfang des Jahres 1850 erfolgte Aufhebung der berühmten und berühmten 200jährigen Navigationsacte, gleichsam als hätte Peel in prophetischem Blide die Nothwendigkeit vermehrter Transportmittel für die steigende Einfuhr von Cerealien vorausgesehen. In der That, die Seetransporte stiegen bald so ungeheuer, daß, nachdem die fremden Schiffe in Folge des Befehls vom 23. Juni 1849 fast zur vollen Gabeltag zugelassen, überhaupt mit den englischen nahezu auf gleichen Fuß der Abgaben gestellt werden waren, im J. 1853 die Schiffsfrachten um 15 bis 20 Percent höher waren als im Jahre 1852.

Für Deutschland hatten die seit 1818 stattfindenden Zollunionen einzelner Staaten, wovon der Zollverein in seiner jetzigen Ausdehnung erwuchs, hauptsächlich die Folge, daß die Zölle im Innern Deutschlands fielen, während sie sich nach Außen erhöhten. Hat der Zollverein hierdurch unentbehrlich und wohlthätig gehoben gewirkt, so haben sich doch seine Tarifänderungen mehr auf andere Waaren als auf Getreide erstreckt. Der allgemeine Getreideein- und Ausfuhrtarif ist niedrig; allein die einzelnen Staaten haben vielfach von der Befugniß Gebrauch gemacht, hierin selbständige Modificationen anzuordnen, jedoch fast nur in Zeiten der Theuerung. Von den größern deutschen Staaten hat wol nur Baiern die gleitende englische Scala in Anwendung auf die Ausfuhr nachgeahmt, und zwar vom J. 1826 bis 1842. Darnach fing der Zoll an, wenn

	der Scheffel Weizen 16 Gulden	
	" " Roggen 11 "	
	" " Gerste 9 "	
	" " Hafer 5 "	
galt.	Bei diesem Preise betrug er	
	für den Weizen 9 Kreuzer	
	" " Roggen 6 "	
	" " Gerste 6 "	
	" " Hafer 3 "	
	Das Maximum des Ausfuhrzolls war	bei einem Preise
	6 Gulden — Kreuzer	35 1/2 Gulden
	" " 24 "	30 1/2 "
	" " 36 "	20 1/2 "
	" " 24 "	14 "
		Weizen
		Roggen
		Gerste
		Hafer.

Später trat Baiern in den Zollverein, und dieser setzte im J. 1842 als Eingangszoll à Centner für alle

die zum Theil in Erfüllung gegangene Erwartung aus, daß England in Folge der aufgehobenen Schutzzölle mehr Getreide bauen und billiger Preise haben werde.

Getreidegattungen ohne Unterschied 17 1/2 rhein. Kreuzer fest, jedoch für die sächsisch-böhmische Grenze nur 1 1/2 Sgr. à Weizen und 1 1/2 Sgr. à Roggen, für Baiern an der Grenze von Böhmesgaden à bair. Scheffel (= 4 preuß.) 24 Kreuzer Rhein. Der Normalzufuhrzoll für Getreide- und Hülsenfrüchte betrug à Centner 5 Sgr., für Bier 8 Thlr., für eigentliche Spirituosen eben soviel.

Während der ersten 1840er Jahre entstand im Süden und Westen von Deutschland eine Agitation zum Schutz der sogenannten nationalen Arbeit, d. h. zum Schutz der Gewerbe, und speciell der Fabrikthätigkeit, wobei man zu vergessen schien, daß auch der Ackerbau eine nationale — die erste — Arbeit ist. An der Spitze stand Friedrich List, welcher das „Zollvereinsblatt“ gründete; ihm folgten Gierke mit der „deutschen Wochenchrift“, Biedermann mit der „Monatsschrift“, Arneth, v. Kaden u. A. Die negative Lösung war, daß man das Hal nicht in der Ausfuhr, die positive, daß man es in der eigenen Consumption zu suchen habe, d. h. also ein Fabrikact. List, welcher seinen Kornschutzoll wollte, erklärte unter Anderem bei der 8. Versammlung der deutschen Land- und Forstwirthe zu München im Jahre 1844, man solle sich nur nicht bestärken lassen durch die Ausfuhr deutscher Agriculturproducte nach England; denn diese Ausfuhr sei im Vergleich mit dem Quantum, welches innerhalb Deutschlands selbst in den Handel komme, resp. verzehrt werde, höchst gering und hierin hatte er vollkommen Recht; man solle vor Allem die eigene Industrie heben, damit sie mehr verzehren könne. Diese schutzjellerische Bewegung, welcher hauptsächlich die norddeutschen Länder an der Ost- und Nordsee, wo 1847 Gebden seine Freihandelsrollen in Reden und Versammlungen gab, speciell die preuß. Beamten der älteren Schule, wie Hoffmann, Dietrich, Kühne u. A. opponirten, hatte indessen auf die Herabsetzung der Getreidezölle keinen Einfluß. Auch die Handels- und Schiffsahrtverträge, welche mit anderen Ländern, z. B. im Herbst 1844 mit Belgien, abgeschlossen wurden, berührten in direkter Weise den Getreidetarif nicht.

Im Nothjahre 1846 setzte man die Getreidezufuhrzölle auf ein Minimum herab, wodurch nach Röscher“) den Consumanten eine Minderausgabe an Zoll für 1,012,237 Thaler entstand. Diese Ermäßigung währte auch für das Jahr 1847, wo sie den Consumanten 1,544,875 Thlr. einbrachte“). Gleichzeitig und später erfolgten übrigens auch in einzelnen Ländern Ausfuhrverbote. Im J. 1850 wurden von der oesterl. Generalzoll-Conferenz die preuß. Anträge auf Ermäßigung der Eingangszölle für Getreide abgelehnt, wogegen bald einige andere Zollpositionen herabgesetzt wurden. So wurde z. B. der Einfuhrzoll für geschälten Reis bei seinem Import aus Sardinien in den Zollverein durch die unterm 20. Mai 1851 abgeschlossenen Additionalarartikel zu dem Handels- und Schiffsahrtverträge zwischen beiden Ländern vom 23. Juni 1845 von 2 auf 1, für

ungefährten von 2 auf $\frac{1}{2}$ Thlr. herabgesetzt. In demselben Jahre erfuhren die Rhein- und Nedardölle eine Ermäßigung, und hob Oesterreich seine Eidölle fast ganz auf. Schon ehe unter dem 13. Juni 1852 die landwirthschaftlichen Vereine von 7 preuss. Provinzen bei ihrer Regierung um die Aufhebung der Schutzölle für Ackerbauprodukte, zugleich aber auch für Eisen petitionirten hatten, hob der Zollverein im Anfang desselben Jahres die Einfuhrölle für Getreide, Wehl und Hülsenfrüchte wegen des allgemeinen Nothstandes bis zum 31. Aug. gänzlich auf, und decretirte die zollfreie Einfuhr von Graupen, Weizen, Erbsen u. s. w. bis zum letzten September desselben Jahres *).

Während 1853 namentlich mehr süd- und westteutsche Städte für Aufschubverbote der Cerealien u. dgl. agitirten, z. B. Aachen in einer Petition seiner Stadtverordneten, beantragte Preußen in demselben Jahre eine Ermäßigung der betreffenden Einfuhrölle; es erfolgte nach dem Anfangs erfolglos bleibenden Antrage der Beschluß der Generalzoll-Conferenz, daß die Einfuhr von Getreide, Hülsenfrüchten, Wehl und anderen Mühlenfabricaten vom 15. Sept. bis alt. December 1853 frei gegeben sein sollte, eine Fristzeit, welche bis Ende September 1854, später bis Ende December verlängert wurde. Vom Ende des Octobers bis zum Ende des Decembers wurde auch der auf Reis gelegte Einfuhrzoll aufgehoben. Zugleich aber erfolgten in einzelnen Ländern Verschärfungen der Ausfuhr des Getreides, z. B. in Baiern, wo im November 1853 die Ordre vom 11. Nov. 1845 aufgeschrift wurde. Dagegen verlängerte Preußen, wo dergleichen Ausfuhrverschärfungen wegen des Interesses seiner Ostseeprovinzen und seines Getreidehandels mit Hamburg nicht Platz griffen, die freie Einfuhr von Getreide, Wehl und Hülsenfrüchten bis zum 30. Sept. 1856. — Es gehören hieher namentlich auch die Zollbestimmungen für den Spiritus als ein aus Getreide u. s. w. dargestelltes Product. War wegen des Anschlusses von Hannover an den Zollverein die Steuer auf den Franzbranntwein herabgesetzt worden — er ist ja sein Product aus Getreide —, so hob Preußen 1855 die Spiritusexport-Vonifikation oder Rückvergütung auf, theils um den stiftlichen Nachschuß der Spirituosen zu vermindern, theils um keine Aufmunterungsprämie für die Verwendung des Getreides zu diesem Zwecke zu zahlen *).

Auf andere Ausnahmen, welche besonders seit 1846 bis 1856 von den kleineren Staaten des Zollvereins, hauptsächlich in der Richtung der Verschärfungen und Verbote der Ausfuhr von Getreide, Kartoffeln u. s. w., resp. im Verdicke der Verwendung dieser Stoffe zu Spiritus u. s. w., von den allgemeinen Zollvereinsbestimmungen gemacht worden sind, werden wir unter

dem Abschnitte der inneren Polizei zurückkommen. Wir haben aus dieser Kategorie hier nur einige vorläufige Beispiele hervorgehoben, indem wir den Zollverein als ein Zollgebiet betrachten, dessen einzelne Länder sich in gewisser Hinsicht verhalten wie die Provinzen eines ganzen Landes mit gemeinsamer Zollgrenz, wenn auch mit größerer Selbständigkeit, als eigentliche Provinzen wenigstens gegenwärtig haben.

Die Schweiz hat wegen ihres Bedarfs an Zufuhren von Aussen begrifflicher Weise so geringe Importölle, nämlich nur $\frac{1}{10}$ Franc à Ctr. Getreide, daß ihnen fast nur die Bedeutung einer Controlgebühr oder einer statistischen Constatairung zukommt. Als 1854 beantragt wurde, auch diesen Satz noch zu beseitigen, lehnte im December des genannten Jahres der Bundes- wie der Nationalrath, der letztere jedoch nur mit 55 gegen 51 Stimmen, den Antrag ab. Schon vorher, 1851 durch den zwischen beiden Ländern abgeschlossenen Handelsvertrag, wurde der Zoll für den aus Sachsinen importirten Reis um c. 40 Proc. gegen früher ermäßigt. Auch die Zölle für die Ausfuhr von Getreide, welches factisch höchst niedrig steht, sind ganz niedrig gegriffen. Die Schweiz huldigt grundfänglich und thatsächlich dem Freihandel.

Auch in Dänemark sind die Getreidezölle unerheblich und haben während des 19. Jahrh. wenig Änderungen, überhaupt wenig Ansehung erfahren. Da das Land viel Getreide zur Ausfuhr erzeugt, so sind die Ausfuhrölle selbstredend niedrig, und in Betreff der Einfuhr bedarf es kaum der Zölle, da so gut wie kein Getreide eingeführt wird. Desto hinderlicher ist dem Getreidehandel der Sundzoll gewesen, z. B. 1842, besonders vor seiner Herabsetzung.

Für Schweden, welches in diesem Punkte eine ganz andere Lage als Dänemark hat, bestimmte das Gesetz vom 1. Januar 1830, der englischen Stola analog, daß bei einem Preise der Tonne von 10 und unter 10 Thalern Banco die Einfuhr des Weizens gegen einen Zoll von 5 Thlrn. gestattet sein sollte, während die Sätze für höhere Preise niedriger normirt waren. Als höchster besterterter Preis à Tonne wurden 15 Thaler Banco angenommen, und bei demselben sollte der Importzoll 1 Thlr. 12 Schill. betragen. Bei einem Preise von mehr als 15 Thlrn. sollte die Einfuhr ganz frei sein. Dasselbe Gesetz bestimmte auch die Ausfuhrölle, und zwar im umgekehrten Verhältnisse der Einfuhrölle, während die Umstände zu mehrfachen Ausnahmeverordnungen führten. In Folge der Witterung von 1841 wurde durch kbnigl. Verordnung vom October des genannten Jahres der Einfuhrzoll herabgesetzt, beispieldeweise *)

bei einem Zollwerthe

von

auf

Buchweizen 5 Rskdr. — Schill. 1 Rskdr. — Schill.
Hafer 3 " 16 " — " 32 "

38) Sie führen des Raumes wegen die betreffenden Actenstücke mit ihrem Titel und Datum nicht auf, da sie in allen Bezeichnungen Platz gefunden haben. 39) Der an Preußen sollende Antheil der Vonifikation für ausgefuhrten resp. technisch verwendeten Spiritus betrug 1852: 294,317, 1853: 535,359, 1854: 439,008, 1855: 977,999 Thaler.

40) v. Götlich, Geschicht. Darstellung V, 321; vergl. Tab. III, 177.

	bei einem Zollwerthe		von		auf	
Weizen	10 Rthlr.	—	Schll.	2 Rthlr.	—	Schll.
Gerste und						
Malz	5	"	—	"	1	"
Rosen	10	"	—	"	2	"
Roggen	6	"	32	"	1	"
Weiden	5	"	40	"	1	"
Erbsen	6	"	32	"	1	"

Diese Sätze, welche eine Ermäßigung gegen den früheren Tarif in sich schlossen, sollten verläufig bis Ende 1844 in Kraft bleiben. Es sind bisher mehrere Ausnahmen zugelassen worden, wodurch im Allgemeinen die Sätze, welche von 1815 an für die Einfuhr höher und höher stiegen, immer tiefer sanken, bis am 1. Januar 1855 ein Tarif in Kraft trat, welcher z. B. alle Einfuhrverbote, mit Ausnahme des Mehlens, des Pulvers und des Branntweins, aufhob. — Eine ähnliche Bewegung im Sinne des freieren Verkehrs machte während der letzten Periode der vorwiegende Getreidezolltarif. So z. B. erklärte sich im Juli 1851 das Sterblich für eine Herabsetzung des Eingangszolles beim Roggen auf 24, bei der Gerste auf 16, bei dem Hafer auf 12 Schll., Sätze, welche am 1. Sept. desselben Jahres in gesetzlicher Kraft traten.

Rußlands allgemeine Hauptzolltarife der neueren Zeit sind die von 1841 (28. Nov., mit dem 1. Januar 1842 in Kraft) und von 1850, wozu namentlich die Verordnung vom 23. Juni 1854 kam. Doch wurden diese organischen Bestimmungen außerordentlich häufig, je nachdem Ernte, Krieg u. s. w. es zu erheischen schienen, durch specielle Decrete durchbrochen, namentlich in Rücksicht auf das Getreide. Der Tarif vom 28. Nov. 1841 belegte, wenn die Waare zu Lande eingeführt wurde, den Tschetwert (4,5 preuß. Scheffel) Weizen, Gerste, Rösen und Bohnen mit 30, Roggen, Gerste, Weizen mit 20, Hafer und Buchweizen mit 15 Kopelen Eingangszoll, bei dem Import zu Wasser mit dem Zehnfachen dieser Sätze. Ausnahmebestimmungen sind besonders seit 1854 eingetreten. So wurde vom 1. Januar 1854 ab die Ausfuhr von Roggen, Hafer und Spiritus aus dem Königreiche Polen auf ein halbes Jahr untersagt, desgleichen im Anfange desselben Jahres die Getreideaufsuhr aus den Häfen des schwarzen Meeres, jedoch unter bald eintretenden Modifikationen. Im November folgte das Verbot des Exportes von Roggen, Gerste und Hafer nach Oesterreich, resp. über die österreichische Grenze. Dazu trat im Januar 1855 das Verbot, aus Polen Weizen auszuführen. Nachdem indessen im Juli desselben Jahres der Export an einigen Punkten der Westgrenze wieder frei gegeben worden war, erfolgte unterm 4. April 1856 die allgemeine Exporterlaubnis für die früher im Inlande internirten Consumtibilitäten, unter welchen sich auch die Kartoffeln befanden. Nur für Polen sollte das Verbot einstweilen (d. h. gewöhnlich bis zum Ergebnisse der nächsten Ernte) in Kraft bleiben, und unterm 11. und 12. Juli 1856

wurde für mehrte Städte Finnlands ein Verbot der Roggen-, Gerste- und Haferausfuhr gegeben.

Oesterreichs Getreidezölle während der Periode seit 1815 beruhen einestheils auf der Abticht, die Ausfuhr zu heben, andrentheils auf dem Schutze der Producenten. So wurde schon 1818 der Ausfuhrzoll auf ein Minimum herabgesetzt, nämlich für den Centner Weizen und Mais auf 3, Gerste, Hafer und Buchweizen auf 2 Kreuzer. Noch weiter sank diese Controlgebühr durch den Tarif vom 1. Nov. 1838, nämlich für Weizen auf 1, für Mais und Roggen auf $\frac{1}{2}$, für Gerste, Speis- und Hafer auf $\frac{1}{3}$ Kreuzer à Ctr. Nach demselben Tarife betrug der Eingangszoll für 1 Ctr. Weizen 32 $\frac{1}{2}$, Mais 17, Roggen 16, Gerste und Speis 15, Buchweizen 13, Hafer 11, Erbsen und Linsen 32 $\frac{1}{2}$ Kr. Sätze, welche nur einen geringen Schutz der einheimischen Kornproducenten in sich schloßen. In Folge der Zheuerung von 1846 und 1847 traten mehrte Ausfuhrverbote für Getreide und Mehl ein, namentlich im Mai 1847 gegen die sächs. Grenze, ferner gegen die Grenze der Oberpfalz und Franken, worauf Baiern sofort mit einem Verbot seiner Ausfuhr nach Tyrol und Voralberg antwortete, sodas die betroffenen Landestheile ihren Bedarf aus Ungarn holen mußten. Dergleichen Defizit, welches seit der Befestigung Ungarns sich auch im Zollwesen zu einem Einheitsmaße gestaltet, nach 1848 mehr und mehr von den Prohibitivzöllen zu den Schutzzöllen, und von diesen zu dem Freihandel überging, wie sich dies besonders in dem Tarife von 1853 zeigt, der es freilich am wenigsten für den Prohibitiven zu thun hatte, so blieb es doch für das Getreide u. s. w. meist bei den früheren Bestimmungen und den früheren Praxis, welche sich nach den Umständen richtete. So wurde im August 1853 die Getreide- und Mehlausfuhr aus dem lombardisch-venetianischen Königreiche verboten, dagegen im October desselben Jahres der Ausfuhrzoll der Cerealien gänzlich aufgehoben, Maßregeln, welche durch die Zheuerung veranlaßt wurden, und sich über mehrte Theile des österreichisch-parmesischen-montenegrinischen Zollverbandes erstreckten. Unterm 21. April 1856 wurde die Weiz- und Getreideaufsuhr wieder freigegeben.

Die Moldau und Walachei haben neuerdings (1850) nicht nur im Allgemeinen ihre Einfuhrzölle von 3 auf 6 Proc. durchschnittlich erhöht, sondern 1855 freilich unter dem Einflusse des Krieges, im Besonderen auch die Getreideaufsuhrzölle, nämlich 4 Rila Weizen auf 10, Kukuruz (Mais) auf 5, Hafer und Gerste auf 3 Pfasser. Von Natur gegenwärtig mehr Export- als Importländer sind sie wesentlich auf freien Getreidehandel angewiesen.

Auch die Türkei hat seine festen Getreidezollbestimmungen; man richtet sich je nach der Ernte und den Preisen, und hat noch in den letzten Jahren namentlich viel Ausfuhrverbote erlassen; so z. B. in den 1830er Jahren, jedoch wiederum mit Ausnahmen, indem der mit England 1838 geschlossene Handelsvertrag bestimmte, das aus der Türkei nach England Getreide verladen

werden könnte, jedoch gegen einen Ausfuhrzoll, von welchem man sich erinnern wird, daß er neuerdings im englischen Parlamente für zu hoch gehalten wurde. Dabei waren die Maßregeln oft nur localer Natur, z. B. im October 1853, wo die Ausfuhr nur von Constantinopel und anderen Hafenplätzen verboten wurde. Im October 1854 lehnte die freie Ausfuhr mit wenigen Ausnahmen zurück, aber schon am 6. Nov. 1855 erfolgte ein allgemeiner Ausfuhrverbot. Man hielt den Mangel für so bedrohend, daß man Anfangs 1856 auf die Einfuhrzölle für Weizen, Gerste und Haïs auf drei Monate suspendierte.

Von den übrigen Ländern erinnern wir kurz an die süd- und mittelamerikanischen Republiken, welche nach ihrer Rodreignung von Spanien in den 1820er Jahren Getreide, Wehl und andere Brodstoffe mit hohen Eingangszöllen belegten, theils um bei sich den Ackerbau zu heben, theils um den bedürftigen Staatseinkünften Einnahmen zu schaffen. In Brasilien wurde durch Gesetz vom 11. Nov. 1844 der Einfuhrzoll a Fag Wehl von 3000 auf 3200 Reis erhöht. In demselben Jahre verbot L'unis die Getreideausfuhr, wodurch besonders Italien in Verlegenheit gerieth, sodaß Neapel selbst zu Drohungen schritt, um das Verbot rückgängig zu machen. Ähnliche Maßregeln ergriff Ägypten, z. B. im J. 1853, an dessen Ende jedoch das Interdict wieder aufgehoben wurde, weil die europäischen Consuln dagegen protestirten, deren Vorstellungen noch neulich das Verbot des Weizen- und Meisportettes, welches mit dem 6. Jan. 1856 in Wirksamkeit treten sollte, rückgängig machten¹⁾.

Bei einem Rückblicke auf die Geschichte der Getreidezölle müssen wir die Einfuhrzölle von den Ausfuhrzöllen sondern, obgleich beide in genauer Wechselwirkung stehen. Ein Land, welches hohe Eingangszölle hat, also seinen Producenten hohe Preise sichern will, hat in der Regel niedrige oder keine Ausfuhrzölle, resp. keine Ausfuhrverbote und umgekehrt. Eine Vereinigung der Interessen der Consumenten mit den Interessen der Producenten hat besonders England und mit ihm fast der ganze Nordwesten ein Theil des Nordens von Europa versucht, jedoch meist nur für die Ausfuhr. Diese Ealen sind bort in der neuesten Zeit gefallen, und ihre Zeit dürfte für immer dahin sein, mindestens in den Culturländern. Für das Bestehen von Zöllen oder Verbotten oder auch deren Fehlen kommt es im Wesentlichen darauf an, ob ein Land, resp. ein Verkehrsgebiet im jährlichen Durchschnitt bei seinem Consume Getreide übrig oder nöthig hat, obgleich auch umgekehrt dieser Ueberschuß oder dieser Mangel eine Folge jener Grenzbestimmungen sein kann. Die Einfuhr finden wir bei den Völkern des Alterthums meist ganz frei oder nur mit wenigen Zöllen belegt, dagegen die Ausfuhr, resp. die Wiederausfuhr für mehrer Länder, doch meist nur für vollstreckte Districte oder Städte, verboten. Man nahm auf den Schutz der Producenten noch wenig Rück-

sicht. Dasselbe Verhältniß erhielt sich auch in den meisten Staaten des Mittelalters; hier war billiges Brod und Förderung der Industrie weit mehr als Förderung des Ackerbaues Staatszweck und Regierungsmaßregel. Wir treffen im Mittelalter weit mehr auf Ausfuhrverbote als auf Einfuhrverbote, resp. auf hohe Eingangszölle als auf hohe Eingangszölle. Die Rücksicht auf den Schutz der Getreidebauer schlug namentlich zuerst in England maßgebend durch, mußte aber in der neueren Zeit ihre Allherrschafft dort aufgeben, sodaß auch die übrigen Länder hierin allmählig nachglichen. Während der Periode seit 1815 triff man für viele Länder auf hohe Einfuhrzölle; allein seit 1846, also seit dem Beginne der letzten Zehrungsjahre und der Aufhebung der gleitenden Scala in England, sind sie massenweise gefallen oder ermäßigt worden. Die Tarife der letzten zehn Jahre weisen weit mehr Ermäßigungen als Erhöhungen der Importzölle auf, wie dies schon aus der immer steigenden Zahl der Handels- und Schiffsahrtverträge zwischen den einzelnen Ländern folgt. Haben die hohen Ausfuhrzölle, resp. die Ausfuhrverbote im ganzen Laufe der Geschichte eine weit ausgebreitete Bedeutung gehabt als die Einfuhrzölle, resp. Einfuhrverbote, so haben sie auch in den letzten zehn Jahren weit mehr die Geschichte der Tarife beherrscht. Aber sichtlich ist die Geschichte auf dem Wege des durchgreifenden Freihandels, namentlich da im Laufe derselben die Einfuhrzölle ganz entschieden geringer geworden oder gänzlich der Eingangsfreiheit gewichen sind. Dasselbe gilt, wenn auch in einem geringeren Grade, von den Erbschwemmungen der Ausfuhr.

Ueber die Schädlichkeit oder Zuträglichkeit der Zollbestimmungen in der Vergangenheit scheint es leicht, ein Urtheil zu fällen, weil man glauben kann, die Folgen unparteiischer in das Auge zu fassen als die Gesetgeber jener Zeiten; allein wenn das auch der Fall wäre, so muß man sich doch hüten, jene Verhältnisse mit dem Maßstabe unserer Zeit zu messen. Die alten Zeiten und Länder hatten mit ihren Verkehrsbestimmungen Recht; denn sie konnten meist nicht anders handeln, z. B. wenn sie die Ausfuhr verboten. Wenn jetzt die meisten Nationalökonomien über gewisse Sätze des internationalen Getreideverkehrs einig sind, so beruht darum in der großen Masse der europäischen Bevölkerung darüber noch keine Harmonie. Die Masse des Volks, namentlich in den Städten, ist mit wenigen Ausnahmen, etwa in England, noch jetzt für die Hinderung der Getreideausfuhr in theuren Zeiten gestimmt, und selbst die Intelligenzteren müssen der politischen Ruhe zuweilen nothgedrungen die Opfer bringen. Wenn gegenwärtig die überwiegende Mehrheit der größeren Ökonomen, der Nationalökonomien, der nationalökonomisch gebildeten Leute und Zeitungen in dem Urtheile einig ist, daß hohe Einfuhrzölle oder Einfuhrverbote zu verwerfen sind; daß ein fester Einfuhrzoll dem Handel und der gleichmäßigen Versorgung eines Landes zuträglich sei als eine gleitende Scala, wobei die Importeure gewöhnlich den höchsten Punkt der Preise abwarten, große Kosten für die

41) v. Götlich, Tabellen III, 178.

käufe machen, die Masse der Wechsel nicht anderweit ausgleichen können, sondern starke Baarsendungen machen müssen, und so den Wechselkurs für ihr Land zum Nachtheil wenden; daß ein fester Einfuhrzoll festere Preise bewirke als häufiger Wechsel in den Verböten, Zollföhen u. s. w., daß man durch Ausfuhrerlöse auch die Kornfabrik hindere, indem der Importeur die Freiheit haben wolle, zu jeder Zeit seine Vorräthe wieder auszuführen, und Repressalien entstehen; daß Ausfuhrprämien eine Ungerechtigkeit gegen die Produzenten seien, von denen sie bezahlt werden müssen u. s. w. —: so ruht sich dieses Urtheil eben vorzugsweise auf die factische Sachlage der Gegenwart, nachdem die letzten Jahre, besonders seit 1846, in dem Freihandel Fortschritte gemacht haben, wie sie für ein einziges Jahrzehnt bis jetzt wol nicht aufzuweisen waren. Und geht man der Erscheinung auf den Grund, so liegt dieser in dem beschleunigten Transporte, dessen Repräsentanten das Dampfschiff und die Locomotive sind, wozu die ebenso unendlich erleichterte Ausgleichung der Geldzahlungen kommt. Hätte man im alten Rom die Locomotive und das Dampfschiff gehabt, so würde man auch andere Getreidegälle gehabt haben. In früheren Zeiten mußte man die Getreidevorräthe nöthigst gleich nach der Ernte aus der eigenen Production aufspeichern, und verbot daher die Ausfuhr; denn im Falle des Mangels konnte man wegen der schwierigen Zufuhr verhungern. Dies ist jetzt anders geworden und somit ein Hauptgrund für Ausfuhrerschwererungen in Wegfall gekommen. Für die immer zahlreicher auftretenden Einfuhrerleichterungen der letzten zehn Jahre hat man den Hauptgrund offenbar in den hohen, überdies einem Schuß für die Produzenten überflüssig machenden Preisen, resp. in den wenig ergebigen Ernten zu suchen. Trotz derselben ist nicht die Noth gewesen wie in früheren theuren Zeiten, und diese Aenderung schreiben wir mit Recht dem freier geordneten Verkehr; der fleißigeren Arbeit der Völker u. s. w. zu.

Sollten in der Zukunft wieder reichere Ernten und billigere Preise kommen — so niedrige wie z. B. 1824 wol nie wieder —, dann wird wenigstens keine Nothwendigkeit vorliegen, aus dem Wege der Befestigung der Ausfuhrerschwererungen wieder umzukehren. Wollte man aber allgemein die Importe erschweren, so würde man auch auf keine Exporte Anspruch machen dürfen. Man muß das hoch geflegene Bewußtsein dieser nicht bloß moralisch-postulirten, sondern auch physisch-bestehenden Reciprocity in der Gegenwart zur Hülfe nehmen, um Schlüsse für die Zukunft zu ziehen. Indessen ruhen auch solche Prognostica auf der Voraussetzung mancher zweifelhaften Bedingungen, namentlich des steigenden Friedens, der wachsenden Cultur, Toleranz und Gerechtigkeit, obgleich es schwer ist, den Gedanken zu fassen, daß es möglich sei, die jetzige Verkehrslocomotion in ihren Fortschritten aufzuhalten oder gar mit ihren Wirkungen wieder zu beseitigen. Die steigende Locomotion der Menschen und der Waaren hat den steigenden Freihandel dictirt.

VII. Innere Getreidepolitik.

Was zwischen Land und Land für den Verkehr mit dem Getreide, überhaupt den Brodfrüchten gemäß den verschiedenen Anordnungen von Seiten der Obrigkeit gilt, das setzt sich fort für den Verkehr zwischen Provinz und Provinz, Ort und Ort, Individuum und Individuum, und zwar wesentlich mit denselben Zwecken, nämlich dem Zwecke des Schutzes, fast lediglich der Consumenten gegen zu hohe Preise und Mangel. Was wir demnach in den folgenden Zeilen darstellen, umfaßt so ziemlich das ganze Gebiet dessen, was man auch „Aemterungspolitik“ oder besser „Wohlfahrt gegen Theuerung und Mangel“ nennt, obgleich wir unter dem Abschnitt über die Preise vielfach darauf wieder zurückkommen müssen. Es kann unsere Aufgabe nicht sein, eine vollständige, wenn auch kurze Geschichte der inneren Getreidepolitik zu schreiben; wir werden nur hier und da eine geschichtliche Thatfache aus dem massenhaften Material als beispielweise Beleg für den Charakter eines Landes oder einer Zeitperiode herausgreifen können.

1) Die Zeit bis aus Karl den Großen, bis zum 8. Jahrh. nach Christi.

Diese Zeit kennt mit Ausnahme weniger schwachen Anfänge noch keinen großen, frei entwickelten Privat-Getreidehandel; was eine centralisirte Staatsverwaltung besaß, und selbst in den alten Republikken, übernimmt der Staat die Haupt Sorge zu Vorkehrungen für die Befestigung des Getreides und Brodmangels. Schon bei einem der ältesten Völker, den Aegyptern, treten uns Staatsmagazine entgegen, deren Errichtung in dem Bibel dem Joseph zugeschrieben werden. Die Griechen derselben Zeit eine Reihe von Bedingungen, z. B. die Beschaffung des Materials und die Vertheilung durch Staatsorgane, voraus, welche in das Reich der allgemeinen inneren Getreidepolitik gehören¹⁾.

Im alten Athen, und zwar während der blühendsten Zeiten des Staates, bestanden ebenfalls große, regelmäßige Staatsmagazine, welche auf öffentliche Kosten gefüllt, und dann zu einem bestimmten Preise, für die Aermeren unter Umständen auch billiger als im Einkaufe, entleert wurden. Zwar existirten zahlreiche Kornhändler, aber deren Freiheit war in enge Fesseln geschlossen; die Polizei betrachtete das Getreide dieser Leute als eine Waare, womit sie nach Gutdünken schalten und walten konnte; daher außer den herkömmlichen gesetzlichen Bestimmungen auch veratorische, ja grausame Verfügungen. So durfte z. B. ein Arthenienfer sein gekauftes Getreide nur nach Athen, resp. Attika verkaufen, und die Todesstrafe war dem angedroht, der mehr als 50 Lasten (gogonoi) auf einmal aufkaufte. Von jedem Kornschiffe, welches in Athen anlegte, mußten 2 Drittheile hier aufgelassen werden, woraus sie nach einer obrigkeitlichen Laxe verkauft wurden; nur ein Drittel davon

1) 1) Hefse Cap. 41. Man kann aber aus dieser Nachrich auch folgern, daß die königlichen Kornhäuser schon vorhanden waren.

durfte in nichtstaatliche Gebiete verführt werden. Jedes Fahrzeug, auf welches ausgeliehen wurde, mußte als Rückfracht für Athen gewisse Waaren einnehmen, unter welchen Getreide ausdrücklich genannt war ¹⁾.

Im alten Rom trifft man schon bald nach der Vertreibung der Könige ganz ähnliche polizeiliche Maßregeln und Eingriffe in das, was wir jetzt freies Eigenthum nennen. Die Staatsstraßen hielt es für nothwendig, an die Plebejer, resp. an das ärmeren Volk, welches damals noch wenig oder keinen Antheil an der Kriegsernte hatte, Getreide zu vertheilen, meist zwar zu einem gewissen niedrigen Preise, zuweilen aber auch schon damals ganz unentgeltlich, und zu diesem Zwecke kaufte der Senat in anderen Gebieten, z. B. bei den Volskern ²⁾, große Massen von Korn. Der in Rom nicht minder wie in Athen öfter eintretende Mangel an Korn und an freiem Getreidehandel mußte nothwendig zu solchen Maßregeln des Staatskaufs, der Staatsmagazine, der Staatsverwaltung, der Austheilung an das Volk führen. Man hatte deshalb zu Rom schon frühzeitig ein hierher gehöriges Beamten-Personal, als praefecti annonae, aediles cereales, praefecti frumentum dividendi u. s. w. Die Masse der Einwohner von Rom hatte sich bald daran gewöhnt, ihr Brod durch die Staatsbehörde zu immer niedrigeren Preisen, oft ganz umsonst, zu empfangen, und wenn diese Vertheilung nicht nach ihrem Wunsche ausfiel, so kam es zu Unruhen, z. B. zu dem Auszuge nach dem avarinischen Hügel ³⁾. Fast immer waren bald nach der Ernte die frumentatores oder frumentarii, d. i. die offiziellen Verkäufer des Senats, auf Reisen, um die Stadt sicher zu stellen und die Magazine zu füllen. Im J. 313 nach Erbauung der Stadt wählten die Tribus einen praefectus annonae selbst, wahrscheinlich den ersten, welcher aus dieser Wahl hervorging. Dennoch erwies sich auch diese Maßregel oft als unzureichend; die Noth stieg nicht selten zu einem solchen Grade, daß sich Viele aus Verzweiflung in die Tiber stürzten. Zur Zeit der Gallinarischen Verschwörung wurde Cato's Vorschlag, dem Volke von jetzt ab nach bestehenden gesetzlichen Bestimmungen monatlich ein Quantum Korn zu schenken, angenommen, wodurch für die Staatskasse eine jährliche Mehrausgabe von 4 Mill. Sesterzien entfiel ⁴⁾. Einen Maßstab für die den einzelnen Personen gewährte Quantität mag die Nachricht des Sallustius ⁵⁾ geben, daß unter dem Tribunat des Maecr Licinius ein Gefangener (wahrscheinlich für sich und seine Familie) monatlich 5 römische Scheffel (modii) empfing. Bald darauf, im J. 645 der Stadt, brachte der Volkstribun Clodius ein Gesetz zu Stande, wonach dem Volke, welches den Scheffel (modius) bisher mit $\frac{1}{2}$ As bezahlt hatte, das Getreide ganz umsonst gegeben werden mußte. Die betreffenden Worte bei Dio Cas-

sius ⁶⁾ lauten: „Legem annonariam (tulit Clodius), ut frumentum populo, quod antea senis aeris et tricentibus in singulos modios dabatur, gratis daretur.“ Die Ernennung von jährlich zwei aediles cereales, welche die Pflicht hatten, die Stadt stets mit dem hinreichenden Brode zu versorgen, setzte Julius Cäsar fest, welcher auch ausdruß darauf bedacht war, sich durch Zufuhren von großen Getreidemassen aus den eroberten Provinzen die Volksgunst zu sichern. So sandte er einmal aus Afrika 200,000 Scheffel, meist Weizen und Gerste. Im Anfange seiner Herrschaft zu Rom vertheilte er jährlich an 320,000 Personen freies Getreide; da es ihm aber zu viel ward, so beschränkte er das Almosen auf 150,000 Scheffel, wobei an die Stelle eines mit Tode abgegangenen Almosenempfängers immer ein anderer trat ⁷⁾.

Das System seines Vorgängers setzte Kaiser Augustus fort, indem er für die Herbschaffung des Erbschreibens die Getreideflotte regelmäßig expedirte, die Magazine füllte, den starken Apparat der Decurten u. s. w. in Thätigkeit setzte, und Getreidemärkten (lessoria annonaria s. frumentaria) ausgab, auf deren Vorzuehung der Inhaber freies Korn empfing ⁸⁾. Solcher Märkte ließ er jährlich dreimal an je 200,000 Menschen (Familien) austheilen, indem jeder auf 4 Monate galt, und als das Volk sein Brodken monatlich haben wollte, gab ihm dies der Kaiser endlich nach, wodurch er freilich sich und dem Staate ein Her saurer Bettler erzag ⁹⁾. Als aber im J. 732 nach Erbauung der Stadt einer schweren Theuerung der Getreidevorrath nicht gewachsen war, entschloß er sich, viel armes, besonders fremdes, Volk aus Rom auszuweisen ¹⁰⁾. Gallaiva bedachte die Almosen auch auf die Juden aus ¹¹⁾, nachdem schon Tiberius die Getreide-Importe und die Zahl der Almosenempfänger über 200,000 hatte vermehren müssen ¹²⁾. Der Kreis der letzteren bedachte sich immer weiter aus, so daß z. B. Trajan unter je 5000 Kinder aufnahm, an deren Statt die Älteren die Gabe in Empfang nahmen ¹³⁾ und Hadrian auch den Kindern neuer Bürger freie Staatskost anwies ¹⁴⁾. Es war übrigens schon längst dahin gekommen, daß man zwischen der moralischen Würdigkeit kaum noch einen Unterschied machte; notorische Diebe erhielten so gut wie ehrliche, arbeitsunfähige Leute ihre Rationen. Auch zeigten sich andere Mißbräuche, welche mit dem Staatsalmosen getrieben wurden. Als z. B. Kaiser Julian, um eine große Theuerung zu lindern, auf Staatskosten starke Getreidequantitäten nach Antiochia hatte bringen und vertheilen lassen, wurden sie von den Leuten massenweise an Speculanten verkauft. — Unter den christlichen Kaisern begann man statt Korn fertiges Brod,

2) Betail. Böckh, Staatshaushalt der Athener, 1817, und die gleichfalls Abdruckvertheilungen. 3) Licinius II, 9. 4) Livius II, 32. 5) Plutarchus, Caesar, p. 711. Wir erinnern hier an den verhängnisvollen Ruf: „Panem et Circenses!“ 6) Ed. Lips. 1724. p. 973. Cf. Seneca, Ep. 80.

7) L. 38. C. 13. 8) Dieses Gesetz wird oft schlechtweg Lex annonaria s. frumentaria genannt. 9) Dio Cassius L. 43. C. 21, und Suetonius, Caesar, C. 41. 10) Isidorus L. 20. C. 4. 11) Dio Cassius L. 55. C. 10; Suetonius, Augustus, C. 49. 12) Orosius C. 42. 13) Philo der Jüngere, Legat. ad Calig. ed. Lugd. 1561. p. 335. 14) Tacitus, Annal. VI, 13. 15) Plinius, Paneg. C. 28. §. 28. 16) Aelius Spartacus, Hadrian, C. 7.

wahrscheinlich Anfangs an den Theatern, auszuthun"). Bald zählte man zu Constantinopel 117 solcher Häuser (wel zum Theil Bäckereien), wo die Vertheilung stattfand¹⁷⁾. Auch gab es hier um diese Zeit eine Anzahl von Privathäusern, auf welchen das Benefiz freien Brodes bestete, und deren Erbauung man vielleicht durch die Auflage desselben veranlaßt hatte¹⁸⁾.

- 2) Die Zeit von Karl dem Großen bis zur Entdeckung von Amerika, vom 8. Jahrh. bis 1492.

Karl der Große setzte nicht bloß starke Rogazine an, zunächst für sein Hofgehebe, und verbot in theuren Zeiten die Ausfuhr, auch aus einer Provinz in die andere, sondern wollte auch dadurch helfen, daß er, z. B. im J. 805, die Getreidepreise, resp. Brodzeiten politisch festsetzte. So befahl er in dem genannten Jahre, daß der Mut Hafer 1, Gerste 2, Roggen 3, Weizen 4 Denare kosten sollte, während er selbst diese Früchte auf seinen Gütern, wahrscheinlich nur an die Beamten und Arbeiter derselben, zu geringeren Preisen verkaufte¹⁹⁾. Daß dergleichen Maßregeln unter seinen Nachfolgern fortbauerten, läßt sich, wenn wir es nicht wüßten, voraussetzen. Wie freihändlerische Ansichten hatten nur einzelne Herrscher, namentlich Kaiser Friedrich II., welcher z. B. bei einer ausbrechenden Theuerung kein Verbot der Getreidausfuhr aus einer neapolitanischen Provinz in die andere gestatten wollte²⁰⁾. — Die frühesten englischen Brodzeiten, welche wir kennen, sind von 1202, und wiederholten sich dann öfter, z. B. im J. 1266²¹⁾. Auch kommen hier politische Preismaxima für das Getreide vor, z. B. 1315, wovon jedoch die Regierung schon 1316 wieder zurückkam, da sie den beabsichtigten Erfolg nicht erreichte. — In Frankreich verbot man schon seit 1236 zum Destern die Verwendung des Getreides zu Branntwein, Bier, Stärke, Puder u. s. f., und als z. B. im J. 1304 Philipp IV. einer Theuerung abhelfen wollte, verbot er im März desselben, den Sepertheurer als zu 2 Vierer zu verkaufen, was aber so wenig half, daß er schon unterm 11. April seine Verordnung wieder zurück nahm²²⁾. Beispielsweise führen wir noch das 1482, in einem Theuerungsjahre ebenfalls in Frankreich, erlassene Verbot an, Bier aus Getreide zu brauen²³⁾. — Die früheste preussische Getreidepolitik ist vom Jahre 1393²⁴⁾. — Als ein Analogon zu den Maßregeln während der Kaiserzeit bestand im mittelalterlichen Italien die sogenannte Annona fast in allen Staaten des Halbinsel. Es ist dies nichts Anderes als eine strenge Getreidepolitik. Privatleute durften oft in denselben Staaten kein Getreide aus einer Provinz in

eine andere verschleppen, resp. verkaufen; die Landwirthe mußten in Mangeljahren ihre Vorräthe bei harten Strafen für unrichtige Angaben deklariren, und durften ohne polizeiliche Erlaubniß Nichts davon verkaufen; die Obrigkeit stellte den Preis fest, und die Produzenten wurden oft gezwungen, bedeutende Quantitäten in die Staats- oder Stadtmagazine abzuliefern, aus welchen oft die Bäcker ihren ganzen Bedarf entnehmen mußten, wobei sie an eine Brodtzeit gebunden waren; nicht und mehr wurde es Sitt, daß die Staatsgewalten oder die hohen geistlichen und weltlichen Herren fast alle Getreidevorräthe von den Produzenten zwangsweise einkauften und sie dann theurer wieder verkauften, nicht selten an die Produzenten.

Wenn auch nicht diese extremen italienischen Zustände, so waren doch Preismaxima (selten Preisminima), Brodzeiten, Verbot großer Aufkäufe, Staats- und Stadtmagazine, gebundene Ausfuhr aus einer Provinz in die andere, Verordnungen, daß die Bauern (wenigstens der Adel) mit ihrem Getreideverkauf an bestimmte Städte gewiesen wurden u. s. w. fast in allen Staaten des Mittelalters an der Tagesordnung. Der Handel setzte noch keine großen Massen in Bewegung, und so wird man es natürlich finden, daß der Staat seine Funktionen übernahm, freilich ohne den Versuchungen, welche ihm seine Macht nahe legte, zu widerstehen.

- 3) Die Zeit von der Entdeckung Amerika's bis zur Vrenndigung der französischen Revolution, von 1492 bis 1815.

Italien. Eine drückende Annona, d. h. eine allumfassende Staatspolizei-Getreideanstalt mit Brodzeiten, Rogazinen u. s. w., bestand als Erbschaft aus früheren Zeiten besonders im Kirchenstaate während des 16., 17. und 18. Jahrh. Als Burnet in Italien reiste, kaufte der Papst alle Getreidevorräthe in seinem Lande zusammen; ein Anderer duffte zum Zwecke des Wiederverkaufes oder einer Aufsperrung kein Getreide aufkaufen; Se. Heiligkeit allein hielt Getreidemagazine, aus welchen die Bäcker ihren Bedarf sehr theuer einkaufen mußten; andere für das Land, die Genuesen, besonders die Produzenten, höchst nachtheilige Monopole waren den Cardinälen, Klöstern u. s. f. eingeräumt²⁵⁾. Zwar traten mehr Männer, namentlich Vandini in seinem „Discorso sopra la Maremma Senese“ 1737, als einer der besten, mit öffentlicher Forderung des freien inneren Getreideverkehrs auf, allein für das südl. Italien damals noch vergeblich. Abgesehen von Genua, welches eine exceptionelle Lage und fast kein Getreide produciendes Gebiet hatte, war es nur Lodi, welches bereits vor der französischen Revolution den Weg des inneren Freihandels betrat, nachdem es noch 1764 durch alle mögliche und damals übliche politische Sperrenregeln und Variationen die bestehende Theuerung vergeblich zu bekämpfen gesucht hatte. Leopold II. gab 1766 nicht nur die Aus- und Einfuhr frei, sondern gestattete

17) Bregl. j. B. den Codex Theod. T. 5. L. 14. Tit. 17. 18) Du Fresno, Constantinopolis christiana L. 2. p. 158. 19) Cod. Theod. T. 5. L. 14. Tit. 17. 20) Capitul. anst. 805; ferner Anlon, Geschichte der deutschen Landwirtschaft, bei Schulz, Kornhandel. 21) Kummer, Hofenhausen III, 532. 535. 22) Gerbold II, 372. 23) Krünig, Encyclopädie. 48. Bd. S. 42. 24) Cassagnac im Constitutionnel. 1856. Juli. 25) Folgt, Geschichte von Preußen V, 659.

26) Krünig, Encyclopädie. 45. Bd. S. 367. 390.

auch den völlig freien Handel mit allen Nährstoffen, womit freilich andere Maßregeln, wie die Entbindung der Bauern von den Feudallasten, Hand in Hand gingen, und sofort trat eine Bänderung des Mangels ein, obgleich man bis 1769 unergründliche Ernten hatte.

In Portugal führte um dieselbe Zeit Pombal ähnliche Reformen ein, z. B. die Aufhebung des Verbots, aus einer Provinz in die andere Getreide zu exportiren; doch waren sie nicht so erfolgreich, da z. B. die Ausfuhrverbote für die Landesgrenze bestehen blieben²⁷⁾.

In Spanien griff Philipp II. nicht bloß in die religiöse und politische, sondern auch in die Verkehrsfreiheit gewaltsam ein, indem er z. B. die Preise fast aller Waaren, und, wie sich dabei von selbst versteht, besonders des Getreides, feststellte, und die Sperren der einzelnen Provinzen gegen einander eher verschärfte als milderte, wodurch er freilich jedesmal die Provinz auf seiner Seite hatte, in welcher das meiste und billigste Korn vorhanden war. Doch wurden diese Schranken nicht selten auch mit Gewalt durchbrochen, z. B. als im 17. Jahrh. ein Brodausfuhr in Madrid die Sperre der benachbarten Provinzen besiegte, worauf der Mangel bedeutend weniger drückend wurde. Im 18. Jahrh. erfolgte endlich durch Philipp V. und Ferdinand VI. die Aufhebung dieser freundschaftlichen Exklusivitäten, wenn auch nicht vollständig. Dagegen wurde den Gemeinden aufgegeben, von einer Ernte zur anderen Magazine zu halten, deren Anzahl sich nach der Größe der Gemeinde richtete. Am Ende des 18. Jahrh., kurz vor der französischen Revolution, wo die betreffenden Befehle gekündigt waren, befanden sich Krümig gegen 5000 solcher Deposits, in welche jeder Producent einen Theil seiner Ernte abzuliefern hatte, den er bei der nächsten Ernte von der neuen Frucht zurück empfing, falls man ihm nicht das Geld dafür erstattete²⁸⁾. Bedenkt man die große Verschiedenheit der spanischen Provinzen in der Production, den Zustand der Wege, welcher damals noch kläglich war als jetzt, das Darniederliegen des inneren Getreidehandels aus verschiedenen Ursachen, so wird man solche Vorkehrungsmittel nicht ungerechtfertigt finden, so lästig sie für Viele sein mochten.

In Frankreich machte man nach Cassagnar 1567 den ersten Versuch einer Brodtaxe²⁹⁾, soll vielleicht heißen einer allgemeinen Brodtaxe. Die einzelnen Provinzen sperren sich gegen einander ab, und ihre Bailis oder Seneschaur ergriffen unabhängig von einander und meist von der noch sehr schwach centralisirten Staatsgewalt in Paris nach allerhand Verordnungen zum Zwecke des gesicherten und billigen Brodbedarfes. Da sich hierbei Mißbräuche und Inconvenienzen aller Art, namentlich Bestechungen der Gouverneure, herausstellten, so nahm 1539 Franz I. ihnen diese Befugniß, und concentrirte sie für die Zukunft auf die Person des Königs, sodas z. B. die Erlaubniß zu Ausfuhrn nur von diesem ge-

geben wurde. Franz II. setzte 1559 zu Paris eine oberste Stelle für die Getreidepolizei ein, und bestimmte, wie viel jährlich ausgeführt werden durfte³⁰⁾. Karl IX. sprach 1571 den Kornhandel im Innern des Reichs, zwischen Provinz und Provinz, zwischen Stadt und Stadt u. s. f. ganz frei, und bestimmte die Häfen, aus denen gegen einen bestimmten Zoll exportirt werden durfte. Colbert, welcher dieses Exortiquantum wieder fürirte, traf die Anordnung, daß die Intendanten zu Anfang eines jeden Jahres den Getreidebestand ihrer Provinz der Centralregierung anzeigen mußten, während die Ausfuhr aus einer Provinz in die andere nur gegen besondere Erlaubnißscheine gestattet wurde. Für solche Provinzen, deren Manufacturen man vorzugsweise durch billiges Brod zu begünstigen suchte, war diese Rienz schwer zu erwirken. Außerdem versuchte Colbert 1662 das System der Brodböns auf Kosten des Schages. Doch wurden unter Ludwig XIV. bei Abwiegungen die Vätertaten gewöhnlich aufgehoben, zuweilen aber auch, z. B. in der Steuerung von 1683, die Verwendung des Getreides zur Bereitung von Brantwein und selbst Bier unterlag. Noch drückender wurden die der inneren Korncirculation angelegten Fesseln unter Ludwig XV., welcher in dem möglichst billigen Brode das Heil der Unterthanen suchte, und dabei von unwissenben, geldsüchtigen und bestechlichen Beamten bedient wurde. Bei gänzlich verbotener Ausfuhr war den Privaten der Verkauf irgend welcher größeren Getreidequantitäten untersagt, was aber nicht hinderte, daß die Beamteten bei ihren Aufkäufen für den König sich von diesem weit höhere Preise zahlten ließen, als sie gegeben hatten. Auch zwang man nicht selten die Privaten, ihr Getreide auf den Markt zu führen und zu einem ihnen gestellten Preise zu verkaufen. Der König erreichte hier nominell seinen Zweck, nämlich den Brodpreis immer auf einer gleichen Höhe zu halten; allein die Schwierigkeiten, die nöthigen Quantitäten zu beschaffen, wurden immer größer, da die Producenten in den ihnen aufzuarwagenden billigen Preisen keinen Sporn zu vergrößerten Anstrengungen finden konnten. Der Preis des Brodes war zwar für die Consumenten, besonders in Paris, vermöge der Laxe niedrig, allein der Staatskasse kam diese Art der Volksernährung dennoch sehr hoch zu stehen, da man oft im Auslande große Massen zu hohen Preisen kaufen, ein Heer von Beamteten zu besolden und kostspielige Magazine zu unterhalten hatte³¹⁾.

Da man indessen sah, wohin dieses System geführt hatte, so lenkte man nach unter Ludwig XV. in andere Wege ein. Auch in der Presse sprach man lauter und lauter für freien Korn- und Brodverkehr, namentlich Dr. Duessnay und seine Anhänger³²⁾. So erschien die Verordnung des Staatsraths vom 17. Sept. 1754, worin dem inneren Verkehr viele Erleichterungen gewährt wurden; eine königliche Verordnung von 1763

27) v. Göllich, Geschichtl. Darstell. I, 258. 28) Diese Magazine waren sogenannte Ets's, aus welche wir weiter unten noch einmal zurückkommen. 29) Im Constitutionnel. 1566. Juli.

30) Beral, den vorhergehenden Abschnitt. 31) Krünig, Encyclopädie. 45. Bd. S. 336—339, wo mehrere französische Literaturquellen angeführt sind. 32) Beral, den vorhergehenden Abschnitt.

gab den inneren Verkehr mit Cerealien vom 25. Mai ab gänzlich frei, und im Juli 1764 wurde sogar volle freie Ausfuhr über die Reichsgrenzen gestattet, wogegen, wie wir im vorhergehenden Abschnitte gesehen haben, Necker, Gagliani u. A. protestirt hatten. Wenn Krünich³³⁾ die Theuerung von 1769, 1770 und den folgenden Jahren einem Paare von Handelsverhältnissen zuschreibt, welche das Getreide ausverkaufte, die eine mit einem Aufwande von 15. Mill. Rveres, es ins Ausland geschafft und zum Theil wieder nach Frankreich für theure Preise zurückgebracht hätten, so ist dabei fast gänzlich die Missernte dieser Jahre außer Acht gelassen, welcher es zum größten Theil zuzuschreiben ist, daß das junge Freihandelssystem sich nicht sofort nach Wunsch entwickelte. Man verbot Ende 1770 die Ausfuhr, führte die früheren approvisionnementens d'ordonnance für Paris und andere Städte wieder ein, und beschränkte den inneren Verkehr, namentlich den Ankauf durch Private, von Neuem. Aber sofort nach der Thronbesteigung Ludwig's XVI., unterm 13. Sept. 1774, erließ der Minister Turgot ein arrêt de conseil, wodurch jedem Franzosen frei gegeben wurde, nach Belieben Getreide zu kaufen, zu lagern, zu verkaufen u. s. w., ohne daß die Polizei hinzuzurufen habe. Ebenso stießen zum Theil die Ausführverbote, worüber schon oben das Nähere erwähnt ist.

Doch kamen diese Ordnungen nur sehr lächerlich zur Ausführung, namentlich die von den Jahren 1763 und 1764. Beamtete, welche sich beim Volke beliebt machen wollten, hielten nicht selten Getreidetransporte an und ließen sie nicht aus den Thoren; man schützte nicht immer kräftig genug die vom Vöbel mishandelten Getreidehändler; Kornbesitzer gaben nach wie vor Preistatzen; man zwang Producenten zum Verkaufe an bestimmten Orten u. s. w.³⁴⁾ Das Parlament von Toulouse verbot noch unter dem 12. Jan. 1770, irgend wo anders als auf den öffentlichen Märkten zu verkaufen; auch in anderen Provinzen hielt man immer noch darauf, daß Niemand seine Aufkäufe in den Bauernhöfen machen dürfe. Der Hauptgegner gegen diese Beschränkungen war schon vor seinem Ministeramte Turgot, als er noch Intendant der Provinz Rimeusein war; er ermunterte den freien Handel und machte den Leuten Vorschläge zu diesem Zweck, ließ Wege bauen, organisirte Unternehmungsgesellschaften, und bewirkte, daß schon unterm 19. Febr. 1770 das Verbot des Parlamentes zu Toulouse durch königliche Ordnnanz cassirt wurde³⁵⁾. Interessant sind die Angaben bei Krünich³⁶⁾ über die prellischen Vorleschriften, welche noch damals, also um 1768, für den Getreideverkehr in der Stadt Straßburg bestanden, woraus wir Folgendes mittheilen. An den Markttagen erhielt jeder Verkäufer sein Geld durch die neuen öffentlichen Kornwerfer, welche es erforderlichen Falls auslegten und es dann von den Käufern einzusamm-

ten, wobei sich ihre Ausgabe an einem Tage oft auf 12,000 Gulden belief. Die einheimischen Verkäufer jedoch, d. h. die in dem Elsas ansässigen, hatten ihr Geld selbst einzusammeln. Jeder Bauer, der aus einer anderen Provinz kam, hatte beim Eintritte in den Elsas oder beim Austritte aus seinem Orte anzugeben, wo er sein Getreide verkaufen wollte. Dieser Ort wurde von dem betheiligenden Beamteten auf einem Zettel notirt, welchen der Verkäufer bei sich zu führen hatte, um ihn bei der Rückkehr wieder vorzulegen, wo er dann von dem Stadtschreiber des Verkaufsortes unterschrieben sein mußte. Keine einmal nach Straßburg eingeführte Frucht durfte wieder ausgeführt werden; blieb sie am ersten Markttag unverkauft, so wurde sie an den drei nächsten Markttagen wieder feilgeboten; fand sich auch da kein Privatkäufer, so wurde sie am vierten Markttag öffentlich für das Meistgebot versteigert. Kein Bäcker oder Müller durfte an einem Markttag mehr als 15 Sade und kein Bürger mehr als 2 Sade kaufen, außer wenn er nachwies, daß er damit Handel treiben wolle, was ihm auf besondere Erlaubniß der Obrigkeit gestattet wurde. Wer zu diesem Zweck Getreide aufkaufen wollte, mußte eine obrigkeitlich gestempelte Marke haben, welche 1 Kreuzer kostete, und beim Weiterverkaufe vorzuweisen werden mußte. Außerdem mußte jeder der Kornwerfer, welcher das Getreide ausgemessen hatte, mitgeben und bezeugen, daß dasselbe wirklich erlaubtemaßen gekauft sei. Man rechnete, daß damals in Straßburg jährlich viel über 100,000 Sack fremdes Getreide auf den Markt geführt wurden, wovon die Stadtkasse ein bedeutendes Lager hielt, um es bei steigenden Preisen zu verkaufen. Ähnliche Maßnahmen bestanden damals auch in anderen französischen Städten.

Zu einer noch weit mehr veraterischen Strenge, zu communistischen Gesetzen und Draconischer Polizei gestatteten sich diese Verordnungen unter dem Einflusse der Revolution, deren Ausbruch freilich unglücklicher Weise mit Missernten zusammenfiel. Es waren die Gewaltmaßregeln einer belagerten Festung, mit allen Mißständen eines fürchterlich entvölkerten Papiergeldes. Wir führen aus der ersten Auflage von Necker's mehrerwähnten Schrift³⁷⁾, womit die Schilderungen von Mignet³⁸⁾ (in seiner Geschichte der französischen Revolution übereinstimmen) folgende Stelle an. „Es war zunächst in Folge der großen Depreciation (Entwerthung) des Papiergeldes, daß am 3. Mai 1793 ein Generatumsbeschluß gefaßt wurde, alle Kornhändler und Landwirthe sollten ihren Getreidevorrath declariren, sofort ausbreichen lassen und zu einem von jeder Gemeinde angelegten Preise auf dem öffentlichen Markte verkaufen. Dieses Maximum sollte sich als Grundlage nach den frühesten Preisen zwischen 1. Jan. und 1. Mai richten. Niemand durfte seinen Bedarf für mehr als einen Monat vorauskaufen. Wer als Käufer oder Verkäufer das Maximum überschritt, war eine falsche Declaration

33) Encyclopédie. 45. Bd. S. 339—342. Vergl. Schläger, Staats-Anzeigen. 41. Heft. 1787. S. 42 ff. 34) Necker, Kornhandel S. 127. 35) Vergl. Turgot's eigene Erklärung hierüber in seinem Comptes rendus au Contrôleur Général. 36) Encyclopédie. 45. Bd. S. 431—433.

37) Ueber Korntheuerung. Ein Beitrag zur Wirtschaftspolizei. 1847. S. 72—74. 38) Mignet l. c. 309 ff. Uebersetzung von Herms.

3. B. Herzog Albrecht von Baiern, welcher 1570 in allen Kirchen gegen die Fälschungen beten, die Gebeine des Schutzheiligen Banno herbeischaffen ließ u. f. w. Dabei hielt er Draconische Gesetze zum Schutze seines geliebten Bildes aufrecht, welches die Fälscher vernünftete“). Welche Ansichten man damals vom Kornhandel hatte, zeigt 3. B. die Reichspoliierung von 1570, welche sich in Klagen darüber ergeht, daß allen Verboten zum Troge so viele Verkäufer wären, und das Getreide theuer machten. Wir schreiben die betreffende Stelle aus Schütze“) ab. „Wiewohl die Monopolia, betriegerische, gefährliche und ungebührliche Fürtkauff, nicht allein in gemeinen geschriebenen Rechten, sondern auch in gemachten und publicirten Reichs-Abſchied, bei grossen Fein und Straffen, als Verlust aller Haab und Güter, und Verweisung des Lands, verboten: So ist doch solchen Satzungen, Abſchieden und Verbott, bis andero mit gebühlicher und schuldiger Vollziehung, gar nicht nachkommen noch gelebt worden, sondern seynnd in luehen Jahren etwa viel grosse Gesellschaft in Kauffmanns-Gesellschaften, auch etliche sonderbare Personen, Handthierer und Kauffteut im Reich auffgestanden, die allerley Waaren und Kauffmanns-Güter, auch Wein, Korn und anders dergleichen, von den höchsten bis auf die geringsten (in welchen sie dann in den Länden hin und wieder gute Kundschafften und Bemahnus haben, sonderlich wann die Waaren verderben, oder sonst in Aufschlag kommen, und ehe die andern Kauffteut selches gewahr werden), in ihre Hand und Gewalt allein zu bringen, unterstehen, Auff- und Fürtkauff damit zu treiben, und denselben Waaren einen Werth nach ihrem Willen und Gefallen zusehen, oder dem Käufer oder dem Verkäufer anzubieten, solche Waaren niemandes dann ihnen zu lauffen zu geben, oder zu behalten, oder daß er der Verkäufer sie nicht näher, oder anders geben wöll, dann wie mit ihm überkommen, fügen damit dem H. Reich, und allen Ständen desselben mercklichen Schaden, wider ebermeltete gemeine geschriebene Recht und alle Ehrbarkeit zu. Hierauf haben wir zur Fürtberung gemeinen Nutzens, und der Nothdurfft nach, verordnet und gesetz, und thun das hiermit ernstlich, und mölen, daß solche schädliche Handthierungen, Auff- und Fürtkauff, und desselben gemachte Geding, Vereinigung, und Puet, hinfür verboten, und abspren, und die hinfür niemandes weder durch sich selbst, noch andere treiben, oder üben soll: Welche aber hienieder solches thun würden, dero Haab und Güter sollen confiscirt, und der Obrigkeit jedes Orts, so prinliche Straff der Ends hat, verfallen sein, auch dieselben Gesellschaften, Kauffteut, und Handthierer, hinfür durch kein Drligkeit im Reich vergleicht, sie auch desselben nicht fähig seyn, mit was Worten, Vergnung oder Clausul, solche Gledobt gegeben werden.“ So lauten die Verbote auf dem Papier; man weiß aber, wie sie in der Wirklichkeit von

den einzelnen Behörden und Unterthanen des heiligen römischen Reichs gehalten werden sind. Am strengsten noch wurden dergleichen Gesetze in Brandenburg gehandhabt.

Die Regel des 14., 15. und 16. Jahrh. war ein sehr beschränkter Verkauf und Verkauf von Getreide, wovon indessen oft durch Privilegien und dergleichen dispensirt wurde. In Kurbrandenburg wurde 1603 dem Adel das Auskaufen des Getreides, worunter man die Absicht des Wiederverkaufs verstand, verboten. In Kursachsen gab die Pöligierung von 1623 eine sehr detaillierte Priestare, verbunden mit einem Münzmandate. Im J. 1644 erfolgte für Kurbrandenburg ein Verbot, Getreide auf den Bauergütern aufzukaufen, ein Beweis, daß dieser Verkauf grübt wurde. Unterm 26. Jan. 1680 erschien ebenda ein „Renovirtes Patent wider die Aufkäuferin an Getreide, Welle“ u. f. w., und untorm 30. Nov. 1684 ein „Edict wider das Auskaufen des Getreides, und daß es auf öffentlichen Markt-Plätzen verkauft werden soll.“ Bald erfolgten für Brandenburg, resp. Preußen mehrer solche Verordnungen, als: untorm 28. Oct. 1692 ein „Edict wider den Vor- und Verkauf und Ausfuhr des Getreides, und wie weit diese denen von Adel u. f. w. freyſtehet;“ untorm 28. Nov. desselben Jahres eine „Verordnung, daß auch denen von Adel die Ausfuhr des Kornes verboten seyn soll.“ ferner untorm 21. Sept. 1694, 20. Sept. 1698, 29. Dec. 1698, 10. Aug. 1699; 16. Nov. 1708; 7. Oct. 1719 u. f. w.“).

Unter Friedrich dem Großen bestanden, jedoch schon mit wachsender Ausnahme, die Getreidesperren zwischen Ort und Ort, Person und Person fort. Ausnahmen zu Gunsten des freien Handels bestanden besonders für einzelne Districte in Westpreußen, wie Remei, Königsberg, Elbing, auch Stettin u. a. D., weil man hier hauptsächlich auf die Ausfuhr des eigenen, des polnischen und russischen Getreides angewiesen war, was bei dem Bestehen von Verkaufsverboten nicht möglich gewesen wäre. Auch concessionierte er in Folge der niedrigen Preise vor 1770 zwei Actien-Getreidehandels-Gesellschaften, die eine in Magdeburg, die andere in Stettin. Diese durften gegen den üblichen Transitoll Korn aus Anhalt und Sachsen durchführen, aber auch im Inlande dann, wann der Schöff Roggen in Berlin untorm 23. im Magdeburger untorm 19. in Pommern und in der Neumark untorm 18. Ogr. Hände, aufkaufen, ein Recht, was auch allen Privatpersonen zugestanden wurde, wenn sie vorher ein Patent dazu eingekauft hatten. Aber im Lande durfte von diesem Getreide Nichts verkauft werden. Im J. 1746 ließ der König, um zu hohe Preise zu verhindern, durch obrigkeitliche Commissare alle im Lande vorhandenen Getreidevorräthe aufzuzählen. Uebrigens wuchs auch in Preußen am Ende des 18. Jahrh. noch ehe die französische Revolution ihre Wirkungen

41) Regal v. Hazzl bei Schütze, Kornhandel S. 73. 74.
42) Kornhandel S. 71. 72., aus G. Emminghaus, Corpus juris Germanici, tam publici quam privati academici. 1524.

43) Die hierher gehörigen, auch auf die Landesgrenze bezüglichen brandenburgisch-preussischen Verordnungen führt Krünitz, Encyclopädie 45. Bd. S. 434—436 an. — Im J. 1715 wurde der jetzige decedente und 1716 der jetzige berliner Schöff eingesezt.

und Nachwirkungen geltend machte, die Partei des freien Kornhandels, (soals sie sich immer siegreich mit den Gegnern messen konnte⁴⁴⁾, obwohl sie eine gewisse Sprache theils (meist) freiwillig, theils gezwungen führen.

Das Jahr 1771 und die folgenden gaben wegen des entsetzlichen Mangels hegreiflicher Weise zu allen möglichen Polizeimaßregeln Veranlassung, unter welchen die gestülten Staatsmagazine von den wohlthätigsten Folgen waren, besonders in Preußen, wo sie wegen der großen königlichen Domänen, der vielen Kornzölle, der kräftigen Verwaltung außerordentlich viel zur Linderung der Noth und zur Minderung der Preise beitrugen. Die inneren Spernmaßregeln stiegen damals auf einen so hohen Grad, daß man sie am 31. Jan. 1772 auf dem Reichstage verhandelte. Man erklärte sich, wenn auch nicht für unbefchränkten Auf- und Verkauf, so doch gegen die Sperren zwischen den einzelnen Reichsterritorien; mindestens sollte der Verkehr innerhalb der Reichs- kreise frei sein. Der Kaiser genehmigte dieses Reichs- gutachten unterm 20. Febr. desselben Jahres; aber man kehrte sich wenig daran, und wo man freieren Handel zuließ, da that man es aus anderen Gründen, auch aus Desperation. In andern Jahren sorgte man obri- geistlich für den Vorrath der Producenten, z. B. in einem braunschweigischen Edikte vom 26. Oct. 1784, welches dahin lautete, „daß die Korn verkaufenden Untthanen nicht mehr Getreide, als sie entziehen können, verkaufen mögen.“

Die großen Staatsmagazine, theils für die Armer, theils für die Armeen, resp. theure Zeiten, auch für die Bäder, bestanden am Ende des 18. Jahrh. in den mei- sten deutschen Ländern, z. B. in Preußen um 1788 mit der Bestimmung, daß eingekauft werden sollte, wenn der berliner Schiffe Regen unter 20 Ggr., verkauft, wenn er über 1 Zhaler stände, jedoch nur an die Bäder, welche ihren Bedarf bis zur Hälfte aus den Landes- magazinen entnehmen durften. Um dem Betriebe dieser Magazine nicht zu schaden, resp. keinen sogenannten Bader aufkommen zu lassen, war es z. B. damals den Einwohnern Berlins gestattet, Getreide zur eignen Consumtion, aber nicht zum Handel, gegen Lösung eines politischen Attestes und unter Beobachtung mehrerer andrer Bedingungen in die Stadt zu bringen⁴⁵⁾. Eben- falls im Interesse der Landesmagazine besah die preußi- sche Regierung 1803 für das damals occupirte Gebiet von Hildesheim, daß alle Producenten ein gewisses Quantum von Getreide bereit halten sollten, um es erforderlicher Falls an die Behörden für einen bestimmten Preis abzuliefern. Das am 1. Juni 1794 eingeführte Landrecht bestimmte in Zhl. II. Tit. 20. §. 1290 u. 1291: „Wer, wider ein ausdrückliches Verbot des Staats, sein Getreide verheimlicht und zurückhält, wird mit der Confiskation des übermäßigen Vorraths bestraft. Für einen übermäßigen Vorrath ist derjenige zu halten, wel-

cher den doppelten Betrag der eigenen Nothdurft bis zur Ernte übersteigt.“ Durch das Edict vom 20. Nov. 1810 wurden dieß und ähnliche Beschränkungen aufge- hoben.

In Rußland war besonders das 18. Jahrh. das Zeitalter der Staatsmagazine oder der durch die Staats- gewalt angeordneten Gemeindemagazine. Katharina II. setzte ihre Verchtigung in großen Städten und auf den Domänen durch; Paul I., sowie Alexander I. suchten das System noch weiter auszudehnen, ohne es jedoch organisch durchzuführen.

Auch Oesterreich richtete, hauptsächlich durch die Nothjahre von 1770 fa. veranlaßt, am Ende des 18. Jahrh. ein verschärftes Augenmerk auf Staatsmagazine. Diese wurden unter dem Namen der „Contributions- Körner-Fonds“ z. B. 1788 in Böhmen und Mähren auf höheren Befehl eingerichtet. Es hatten darnach die Landwirthe je nach dem Umfange ihrer Ländereien jährl- ich den Betrag der einmaligen Ausfaat auf einen in jeder Herrschaft oder auf jedem Gute errichteten Schutz- boden abzuliefern, und zwar in drei Terminen. Dieser Vorrath sollte hauptsächlich dazu dienen, die Unterthanen in der Zeit des Mangels mit Verd- und Saatfrucht zu unterstützen. Die Verschüsse wurden nach der Ernte mit einer „Aufgabe“ von $\frac{1}{10}$ des Betrages zurückge- liefert, und was auf diese Weise neben dem Stammbe- stande einkam, wurde verkauft. Als man in Oesterreich unter der Enns die Producenten zu ähnlichen Einrich- tungen auf dem Freiwilligkeitwege veranlassen wollte, gelang es nicht⁴⁶⁾.

Wenn wir in der eben behandelten Periode seit 1492 innerhalb der einzelnen Staaten sich Provinz gegen Provinz egoistisch absperrten sehen, so müssen wir uns erinnern, daß überhaupt der centralisirte Einheitsstaat noch nicht existirte. Er entstand erst mit Ludwig XIV. von Frankreich, und bald darauf, in den 60er Jahren des 18. Jahrh., sehen wir diese Provinzialsperrern über- wunden, scheinbar freiwillig auch nur erst theoretisch-legis- latorisch. Das siebente Jahrzehnt des vorigen Jahrh- hunderts hat in dieser Beziehung für alle romanischen Staaten eine hervorragende Bedeutung. Es war zugleich die Reaction gegen den jesuitischen Hierarchismus; unge- fähr ebenso lange hielt sich die Absperrung zwischen Ort und Ort, namentlich zwischen Stadt und Land, resp. der Zwang, das Getreide an bestimmten Orten zu verkaufen, während die Staatsgewalt, und zwar ebenfalls im Grunde mit der öffentlichen Meinung, das Aufkaufen und Verkaufen des Handels als eine öffent- liche, strafwürdige Immoralität ansah, gegen welche aller mögliche polizeiliche Apparat in Bewegung gesetzt wurde, am meisten in den Ländern der Hierarchie, z. B. in Rom. Dagegen sind die Klagen über drückende Steuern nicht eben laut, obgleich diese damals in den meisten größeren Städten Europas bestanden haben. Deste häufiger finden wir Maximumtaxen, welche von den Regierungen befohlen, aber wol ebenso oft wie andre

44) Ueber die literarischen Diskussionen hierüber vergl. z. B. Krünig, Encyclopädie 43. Bd. S. 379 fa. Der Kornartikel bei Krünig selbst schwankt in seinen Ansichten herüber und hinüber.
45) Krünig, Encyclop. 43. Bd. S. 433. 434.

46) Rau, Lehrbuch II, 239.

Befehle umgangen wurden. Doch scheinen diese seit dem 18. Jahrh. merklich in Abnahme zu kommen, während in der zweiten Hälfte desselben die größte Kraft der Staatspolizei, besonders in Teutschland, auf das positivste Mittel der Kornmagazine sich wirt. Unzählig sind die Vorschläge und Schriften über diese Anstalten, deren Construction, Kosten, Füllung, Verwaltung u. s. w., besonders in Teutschland noch 1770¹⁾. — Mit Ausnahme etwa Englands und Hollands, welche in Betreff des inneren Verkehrs schon lange vorher, Holland noch früher als England, zu freierer Theorie und Praxis übergegangen waren, galt in fast allen Ländern als oberste bestimmende Rücksicht die Begrenzung eines billigen Brodes und niedriger, resp. gleichmäßiger Preise. Man wollte vorwiegend die Consumenten schützen; von einem Schutze der Producenten war noch nicht viel die Rede.

- 4) Die Zeit von der Beendigung der französischen Revolution bis zur Gegenwart, von 1815 bis 1856.

Es ist Italien, welches unter den Culturländern während dieser Periode noch am längsten, ja bis in die allernueste Zeit, an der mittelalterlichen, wir dürfen auch sagen, der altkaiserlichen Getreidepolitik festgehalten hat. Die Napoleonische Herrschaft hatte eine freiere Praxis gebracht; allein die Restauration kehrte zu den früheren Gesetzen zurück oder wollte es wenigstens. So besonders in Neapel und im Kirchenstaate. In einem päpstlichen Erdicte vom 7. Aug. 1817 bricht es unter Anderem: „Se. Heiligkeit haben mit tieffter Betrübnis erfahren, daß die Classe der geldgierigen Speculanten, Kornhändler und Getreidekäufer sich durch das Unglück Anderer zu bereichern stets bedacht u. s. w., daß diese verabscheuungswürdigen Monopolisten die Provinzen durchziehen, um das kaum gekümmerte Getreide aufzukaufen“²⁾. Das Edict schließt mit harten Strafandrohungen, ist aber eben deshalb ein Belag dafür, daß dergleichen Verbote damals bereits vielfach umgangen wurden, und daß es hohe Zeit war, dieses Factum zu legalisiren. Noch jetzt bestehen im Kirchenstaate bedeutende Kauf- und Badmonopole für Cardinäle, kirchliche Institute u. s. w., und die einzelnen Städte haben bis jetzt die Befugnis, sich gegen einander abzusperren, wie dies z. B. 1853 mehrfach geschah. Ähnlich stand und steht es in Neapel, jedoch ohne dergleichen kirchliche Monopole. Dagegen besetzt Sardinien seit 1850 ein System, welches kaum in einem anderen Lande freier sein kann.

In Spanien haben die jährlichen Constitutionen im Besonderen die inneren Verkehrsbeschränkungen beseitigt, obwohl die niederen Classen, dort wie fast in allen Ländern, bis heute unter Umständen die schlimmsten polizeilichen Maßregeln gegen den freien Kornhandel gehabt haben. Im J. 1843 wurde auch die Zolllinie

zwischen den baskischen Provinzen und dem übrigen Spanien aufgehoben und 1855 sogar die Stadtschranke, freilich zur größten Verlegenheit der Stadt- und Staatscassen, so daß man sie vielleicht bald wieder einführen wird. Im Sommer des Jahres 1856 sind aus Anlaß der Theuerung die meisten noch bestehenden Schranken des freien Verkehrs mit Getreide beseitigt worden.

Frankreich blickt auch noch während dieser Zeit zu polizeilichem Reglementiren geneigt, obgleich das Quantum des dem Händler gestatteten Einkaufs nie wieder beschränkt worden ist. So bestand z. B. auch noch nach der Revolution für die Bäder in Paris die Verpflichtung, theils in ihren Häusern, theils in den öffentlichen Magazinen eine große Quantität Getreide oder Weizen in Vorrath zu halten, was um 1830 etwa ein Quantum von 62,000 Säcken à 159 Kilogr. machte, groß genug, um die Residenz auf vier Wochen mit Brod zu versorgen, während die Regierung selbst nur etwas über den vollen Bedarf für das Heer und die Flotte zu halten gewohnt war und ist, mit Ausnahme von solchen Jahren wie 1846—1847 und 1852—1853, wo sie ungewöhnlich starke Aufkäufe machte. Auch war damals und ist juristisch noch jetzt das Verbot in Kraft, besonders für Paris, Getreide außerhalb des Marktes, resp. der halle aux blés aufzukaufen, den Getreideschiffen, Wagen u. s. f. entgegenzugehen; doch weiß man es dort wie anderwärts zu umgehen. Dabei haben die größeren französischen Städte ihre unentbehrliche Steuer auf Getreide, Weizen u. s. w., welche z. B. 1843 für 1431 Ortschaften bei e. 12 Mill. Einwohnern an 80 Mill. Fr. einkbrachte. Man hob sie zwar 1848 für Paris u. s. w. auf, allein man sah bald ein, daß man sie schwer erheben könne, so kehrte sie bald zurück. Zu verschärften Maßregeln drängten besonders die Mangelsjahre seit 1846. So wurde 1853 das Verbot eingeführt, den Kornveräußerern außerhalb des Marktes entgegen zu gehen, und hier und da Einer wegen Uebertretung bestraft. Eine Maßregel in entgegengekehrter Richtung war ebenfalls 1853 das Freigeben der Küsten-schiffahrt für Lebensmittel, wenn auch nicht auf allen Strecken, sowie das kaiserliche Decret vom 5. Sept. 1853, welches für den Transport von Lebensmitteln die Zölle auf den Staatsflüssen und Staatskanälen aufhob. Gleichzeitig wurden die Staatsseisenbahnen angewiesen, das Getreide zu ermäßigten Preisen zu transportiren. Außerdem wurden vom September desselben Jahres ab die Bäder in Paris veranlaßt, das Kilogramm Brod, welches den natürlichen Weizenpreisen nach 20 Sous hätte kosten müssen, zu 16 Sous abzulassen. Die fehlenden 4 Sous übernahm vorläufig die Regierung, welche täglich 120,000 Francs auf diese Weise an die Bäder zahlte, während viel Brod aus Paris auf das Land ging, wo man diese künstlichen Preise nicht hatte. Da die Last für die Staatscasse unerträglich wurde, und man dem ganzen Lande nicht zumuthen konnte, Paris zu ernähren, so ordnete ein kaiserliches Decret vom 27. Dec. 1853 eine „Casse zur Unterstützung der pariser Bäckerei“ an, durch welche die jetzt hohen mit den später zu er-

47) Man vergleiche hierüber besonders den Artikel „Kornmagazin“ in der *Königl. Preuss. Encyclopädie* 45. Bd. S. 441 — 665. 48) Vergl. v. Haggi bei Schützer, Kornhandel S. 73.

wartenden niedrigen Preisen ausgeglichen werden sollten. Nämlich war ein Kilogramm Brod vermöge des natürlichen Marktpreises über 40 Cents kostete, wurde den Bäckern aus dieser Caffee erlegt, wogegen sie es zu 40 Cents zu verkaufen sich verpflichteten. Kämen billigere Zeiten, so sollten sie auch dann noch bis zum Erlasse des früheren Zuschusses das Brod zu 40 Cents verkaufen. Es war also eine Anleihe bei der Zukunft. Auf diese Weise mußten den pariser Bäckern in den 9 Monaten vom 1. Sept. 1853 bis zum 30. Juni 1854 aus der Caffee 23¹/₂ Mill. Fr. als Entschädigung gezahlt werden, und Paris hatte in dieser Zeit 245 Mill. 267,965 Kilogr. Brod verzehrt. Man mußte später zu Erhöhungen des Brodpreises schreiten, um die Differenz zwischen natürlichem und künstlichem Preise nicht zu hoch steigen zu lassen, z. B. am 16. Sept. 1855 von 45 auf 50 für feines, von 38 auf 42 für mittleres Brod à Kilogramm (c. 2 Pfund preussisch). Erst vor Kurzem konnte man anfangen, die früheren Ausfälle zu decken. So nahm man seit dem April 1856 für 1 Kilogr. Brod 2 Grs. über den natürlichen Preis. Die Ausfälle der Bäckereicasse waren aber auch bis dahin auf 51¹/₂ Mill. Francs gestiegen⁴⁰⁾. Natürlich mußte der Regierung daran liegen, die Preise herabzubringen, und seit 1852 hat dieselbe mit Hilfe der Bank u. s. w. ungewissermaßen ungeheure Quantitäten Getreide aufgekauft, obgleich die näheren Zahlen uns unzugänglich sind. Eine andere Maßregel der neuesten Zeit war 1854 das Verbot, aus Getreide Spiritus zu destilliren, wozu durch Decret vom 15. Juli 1855 eine erhöhte Spiritussteuer kam.

Belgien zeichnete sich in dieser Zeit durch das fernhalten politischer Eingriffe und staatlicher Almosen aus, während allerdings die Lebensmittel-Zehorsteuer nach wie vor als unentbehrlich fortbestand⁴¹⁾. Als staatliche Maßnahme für billigeres Brod aus der neuesten Zeit kennen wir bloß die 1855 im September erfolgte Herabsetzung der Getreidefracht auf den Staatseisenbahnen um 50 Proc., aber auch nur für die mildthätigen Gesellschaften.

Auch Holland zeichnet sich durch staatliches Sar niente aus. Man klagte z. B. in den 1840er Jahren stark über die Einfuhrzölle und das hohe Detroit. Letzteres ist 1855 ermäßigt worden.

Von England dürfte ebenfalls kaum etwas Anderes zu sagen sein, als daß schon 1815 die londoner Brodtzölle aufgehoben und seitdem, nebst den früher aufgehobenen Maßregeln, nicht wieder eingeführt worden sind.

Was die Getreidepolitik Deutschlands in der neuern und neuesten Zeit anlangt, so wird dieser Gegenstand weiter unten am Abschnitte Getreidevertheilung und Getreidepolitik abgehandelt werden.

Während Dänemark für diese Periode keine bemerkenswerthen Beiträge zur Geschichte der inneren Korn-

polizei liefert, hat es Schweden in den letzten Jahren besonders mit dem Kampfe zu und wider den Branntwein zu thun gehabt. Waren es früher vorwiegend moralische und Gesundheitsgründe, welche den höhern Ständen Veranlassung boten, auf eine Beschränkung dieses Industriezweiges zu dringen, so kamen seit 1846, noch mehr seit 1853, auch Rücksichten auf die Brodnahrung hinzu. Nachdem die Regierung schon im Juli 1853 die Destillation aus Getreide auf drei Monate hinaus per Decret untersagt hatte, trat 1855 eine dauernde Beschränkung ein, welche indessen mit einem trotzigen Widerstande von Seiten der bäuerlichen Bevölkerung und der geheimen Brennerereien zu kämpfen hat.

Von den übrigen Ländern ist Nichts zu sagen, was die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch genommen hätte. Doch mag hier daran erinnert werden, daß der jüngste größere Staat der Erde, die Republik von Nordamerika, von irgend welcher Beschränkung des An- und Verkaufs von Getreide während der Zeit von 1815 bis jetzt Nichts gewußt hat. Und wenn z. B. das, vor Kurzem wieder aufgehobene, Mainesgesetz (Verbot der Spirituosen) viel Sensation erregt hat, so ist seine Tendenz nicht gewesen, Getreide und andere Stoffe der Brodnahrung nicht entziehen zu lassen. Dasselbe gilt von Canada, wo 1854 das Parlament die Production und Consumtion von Spirituosen ebenfalls stark beschränkte.

VIII. EIN-, AUS- und Durchfuhr.

Von dem ganzen in den Handel kommenden Getreidequantum hat zu allen Zeiten der kleinste Theil eine Landesgrenze passiert. Dennoch steht grade hier dem Suchenden eine ungeheure Menge statistischer Angaben zu Gebote, oft über ein und dasselbe Object eine sich widersprechende Mehrheit, sobald man, wo die eine Quelle vor der andern nicht offenbar den Vorzug hat, in der Vorherrschaft sich befindet, diese verschiedenen Ziffern neben einander zu stellen. Je mehr die Geschichte sich der Gegenwart nähert, desto massenhafter treten einem solche Zahlen entgegen, während man für die frühere Zeit, etwa bis 1750, nur auf einige Broden angewiesen ist. Indessen können sich auch die früher exportirten und importirten Massen der einzelnen Länder und Städte mit den jetzigen gar nicht messen, etwa mit Ausnahme einiger wenigen Städte des Alterthums. Das Mittelalter hat bekanntlich fast gar keine großen Städte.

- 1) Die Zeit bis auf Karl den Großen, bis ins 8. Jahrh. nach Christus.

Daß schon die großen Städte des orientalischen Alterthums Getreide importirten, welches nicht immer in dem eigenen Lande erzeugt war, versteht sich von selbst. Kornreiche Länder tauchten nach Maßgabe der Nachfrage und der Transportmittel mit anderen ihre Schätze aus. Aus Aegypten holten die Söhne Jacob's bei einer Theuerung das Brod, freilich jeder nur 1 Saß voll. Aber auch die Juden trieben Getreideexport. So

⁴⁰⁾ Bzgl. jede einigermaßen vollständige Zeitung aus den betreffenden Jahren. ⁴¹⁾ Wie trug z. B. 1843 in 71 Dirschforten bei c. 1 Mill. Einw. 8 Mill. 985,755 Francs ein.

wird erzählt¹⁾, daß König Salomo dem Könige Hiram von Tyrus bedeutende Quantitäten Weizen und Gerste als Äquivalent für dessen Beihilfe zum Tempelbau schickte; und noch in späteren Zeiten²⁾ kauften die Ägypter zu Minnith jüdischen Weizen. Von einer Einfuhr nach Judäa aus dem Gebiete der Ammoniter ist in der Bibel ebenfalls die Rede³⁾.

Von dem Getreideconsum des alten Athens, jährlich c. 2 Mill. 800,000 bis 3 Mill. Medimnen zur Zeit des Demosthenes, zu deduc. ist, wurden etwa 800,000 zur See importirt, wovon 400,000 vom schwarzen Meere kamen⁴⁾. Außerdem lieferten zu diesem Quantum ihre Britische Ghibos, Aeolien, Unteritalien, besonders Sicilien. Schon zur Zeit der Perserkriege trübte sich der König von Syracus, das ganze hellenische Meer mit Getreide zu versorgen⁵⁾.

Das alte Rom bezog seinen Bedarf Anfangs aus dem umgebenden Stadtgebiete, mußte aber bald weiter greifen; und als die Bevölkerung stark wuchs, importirte man besonders aus Sicilien, dieser damaligen Kornkammer Roms, seinen Bedarf. Als auch Sicilien nicht mehr genügte, trat besonders Aegypten in die Zahl der nach Rom exportirenden Provinzen, und zwar nach seiner Eroberung durch die Römer. Augustus richtete eine regelmäßige ägyptische Kornflotte, die Classis Alexandrina, ein, welche ihren Weg jährlich einmal hin und her machte. Kamen die Schiffe glücklich und zu rechter Zeit in den Häfen von Puteoli, resp. Ostia an, deren Einwohner als Kornträger u. s. w. große Privilegien hatten, so war das ein Tag der ausgelassensten Freude für diese Häfen und für ganz Rom. Ein Thurmwart avisirte das voran eilende Zeichenschiff der harrenden Stadt. Wenn aber die Flotte länger außen blieb oder ein Unglück genommen hatte, so entstand im Volke eine bange Unruhe; der praefectus urbi und andere Beamte drackten dem Caesar und Pollus Opfer, um die zürnenden Götter zu versöhnen⁶⁾. Aegypten hat während der Regierung des Augustus (nicht jährlich) 20 Mill. Scheffel (modii) nach Rom geliefert, aber es rühmte sich auch, daß es bei ihm stände, Rom zu hungrig zu lassen⁷⁾. Da die Ernte in Aegypten nicht immer reichlich genug war, so stellte der Kaiser Commodus auch eine regelmäßige numidische Getreideflotte auf, die Classis Africana⁸⁾. Ein drittes Land, woher Rom große Mengen Getreide bezog, war um diese Zeit Spanien, wof hauptsächlich der District bei Valencia. — Als sich auf Kosten Roms Constantinopel hob, wendeten sich die ägyptischen Importe zum Theil dorthin, während der größte Theil des Bedarfs wol durch die Küsten des schwarzen Meeres gedeckt wurde.

Von anderen Ländern, namentlich nach dem Sturze des römischen Westreiches, sind regelmäßige massenhafte Getreideimporte oder Exporte nicht bekannt; die Bevölkerungs war meist so dünn, daß sie von den Gütererträgen des eigenen Landes leben konnte und dabei zu arm, um große Einkäufe machen zu können. Die Völkerveränderungen gestörten theils die Production, theils die Consumption, indem die besieigten Völker massenweise ausgerieben wurden, während die Sieger wenig zahlreich waren und keine großen Städte bildeten, diese Hauptabnehmer des Getreides. Auch war die Sicherheit der Communication dadurch aus lange hinaus gestört, wozu seit dem 7. Jahrh. die Kriegszüge der Araber kamen, welche den Export aus Aegypten und den anderen afrikanischen Ländern unterdrückten.

2) Die Zeit von Karl dem Großen bis zur Entdeckung Amerika's, vom 8. Jahrh. bis 1492.

Während in dieser Zeit Aegypten, Numidien u. s. w. aufgehört hatten, nach Europa die früheren Quantitäten Korn auszuführen, erhielt sich Sicilien noch Jahrhunderte hindurch als eine Kornkammer für andere europäische Länder. Nach dem pariser Monitar⁹⁾ hat diese Insel noch während des 15. Jahrh. im jährlichen Durchschnitt über 1 Mill. Hectoliter, meist Weizen, exportirt. Hauptimportirten Italien war in diesem Jahrhunderte und in dem vorhergehenden Genua und Venedig, theils für die weitere Verfeinerung, theils noch mehr zum eigenen Consum. — Auch diejenigen Länder, welche wir jetzt als Holland und Belgien bezeichnen, seien wir wegen ihrer voll- und gewereichen Städte schon seit dem 14. Jahrh. zu steigender Getreideinfuhr genöthigt, und zwar meist aus England und den Niederländern, während das heutige Frankreich sich weder durch bedeutenden Import noch durch gleichen Export bewahrt. Dagegen dauerten schon im 11., 12. und 13. Jahrh. einige Gegenden Englands so viel Korn, daß sie solche nach Holland und Nordfrankreich, wol auch nach der pyrenäischen Halbinsel, welche im 15. Jahrh. auch aus Nordafrika importirte, auszuführen vermochten. Im 13. Jahrh. gab auch Irland einiges Korn in das Ausland ab, jedoch nur nach England, da die anderwärtsige Ausfuhr verboten war¹⁰⁾. Englands Kornexport wurde im 14. Jahrh. erheblich, im 15. etwas Gerödnlicher, sedoch er den Import überwiegt. Die Ausfuhr des 14. Jahrh. geschah meist nach Flanbern, Galais und Bretagne. Im 15. Jahrh., z. B. 1473, wurden bereits Preismaxima aufgestellt, unter deren Stände kein Korn ausgeführt werden durfte, wie dies oben bei den Zöllen erwähnt worden ist.

Die nicht sehr erhebliche Ausfuhr aus Teutschland im 12., 13., 14. und 15. Jahrh., namentlich aus dem Elb- und Oder-Ländern, meist nach den westlichen Küsten von Europa, sowie nach Norwegen und Schweden, vermittelte hauptsächlich die Hanse, welche jedoch auch

1) 2 Chron. 2, 10. 2) Gen. 27, 17. 3) 2 Chron. 27, 5. 4) Demosthenes, Leptina. §. 36. 37; Pro Corona §. 108. Demosthenes behauptet, daß damals kein anderer griechischer Staat soviel Korn eingeführt habe. 5) Herodotus VIII. 158. 6) Ann. Marcellinus XIX, 10. Auf einem alexandrinischen Kornschiffe ist z. B. der Urschiff Paulus nach Rom gebracht worden; Nepos. Belis. 27. 7) Aurel. Victor. Par. II, p. 10. 8) Arel. Lamprid. Vita Comm. c. 17.

9) Vom Jahr 1856, wobei die Revue Italienne als Quelle geboten hat. 10) v. Götlich, Gesch. Dants. I, 34. 55.

dänisches und polnisches Korn verführte"). Im 14. Jahrh. war es besonders Preußen, von wo England und Holland viel Korn bezogen; doch nahmen an diesem Export damals schon Pommern, Mecklenburg und das Magdeburgische Antheil. Namentlich wird das Jahr 1392 als ein solches bezeichnet, wo viele Schiffe die preuß. Küste besuchten, um dort Korn zu laden") und im 15. Jahrh., wo Erfurt und Rühlhausen einen beträchtlichen Handel nach Weßfalen, dieses nach Holland vermittelte, nahm dieser Export einen noch größeren Aufschwung. — Polen versenkte im 14. und 15. Jahrh. große Massen Getreid: nach Norwegen und Schweden, wofür hauptsächlich Danzig der Staport wurde. Hier sollen im Jahre 1392 an 300 Schiffe aus dem Westen und Norden angelegt haben, um für Skandinavien, England, Frankreich und den Niederlanden, von wo es zuweilen nach Spanien und sogar nach Italien weiter ging, Getreide zu laden"). Nach einer Notiz der augsbürgischen Zeitung") setzte Danzig während des 15. Jahrh. im jährlichen Durchschnitt e. 100,000 Lasten Getreide in Bewegung, und nach Cellarius sind damals in manchem Jahre 300,000 Lasten aus dem Süden in dieser Stadt eingetroffen, meist zur Wiederausfuhr. Noch bedeutender als nach dem Norden und Westen war die Ausfuhr Polens, namentlich aus den südöstlichen Theilen, nach Konstantinopel. Doch hörte dieser Export bei dem Vordringen der Tartaren und dem Falle von Konstantinopel im Jahre 1453 fast ganz auf, und wandte sich mehr der obigen Richtung zu").

3) Die Zeit von der Entdeckung Amerika's bis zur Verdrängung der französischen Revolution, von 1492 bis 1815.

In Italien behauptete während dieser Zeit Sicilien den Ruhm, das meiste Getreide zu exportiren. Seine Ausfuhr war z. B. im Jahre 1532 nach 1,380,000 Hectoliter"), während der Export des 18. Jahrh. im jährlichen Durchschnitt nur nach 275,000 Hectoliter betrug"). Davon weicht nicht unwesentlich ab die Angabe bei Roscher"), daß dieses Quantum in den Jahren vor der französischen Revolution 1,400,000 preuß. Scheffel, im Werthe von e. 5 Mill. preuß. Thalern, betragen habe. Auch Savoyen gab um diese Zeit einiges Getreide ab, meist an die Schweiz, namentlich Genf, während Genua seinen Bedarf, theils zum eigenen Consum, theils zum Weiterverkauf, hauptsächlich aus Afrika, Sibirien und dem Mailändischen bezog"). Nachdem Napoleon Italien seiner Gewalt unterworfen hatte, wurde dem genuesischen Getreidehandel durch die englische Flotte ein Ende gemacht.

Portugal, welches seit seinen großen Seccurernungen mehr Import als Export gehabt hat, führte

nach Roscher") zwischen 1796 und 1819 in keinem Jahre weniger als 1 Mill. preuß. Scheffel ein, im jährlichen Durchschnitt e. 10 $\frac{1}{2}$ Mill. preuß. Thaler an Werth. Die Tabellen v. Gülich's") geben folgende Uebersicht des Importes an Weizen, Weizenmehl, Mais, Roggen und Gerste, mit Abzeichnung des Werthes, für die Jahre 1796 bis 1815:

Jahr.	Import in Meßel.	Werth in Gulden.
1796	84,194	3,753,750
1797	159,061	9,477,000
1798	111,937	8,144,500
1799	88,875	7,453,750
1800	69,311	7,169,000
1801	145,053	22 Mill.
1802	109,683	7 $\frac{1}{2}$ "
1803	95,763	7 " "
1804	178,891	16 $\frac{1}{2}$ "
1805	186,926	17 $\frac{1}{2}$ "
1806	98,823	8 $\frac{1}{2}$ "
1807	113,861	9 " "
1808	14,059	1 $\frac{1}{2}$ "
1809	74,791	7 $\frac{1}{2}$ "
1810	82,080	10 $\frac{1}{2}$ "
1811	366,149	44 " "
1812	254,802	40 $\frac{1}{2}$ "
1813	123,530	17 $\frac{1}{2}$ "
1814	90,529	8 $\frac{1}{2}$ "
1815	202,641	17 $\frac{1}{2}$ "

Hatte Portugal schon vorher nordamerikanisches Mehl bezogen, so stieg dessen Quantum in den Kriegsjahren von 1803—1813 auf eine nie dagewesene Höhe.

Da Spanien seit der Entdeckung Amerika's den einheimischen Ackerbau vernachlässigte, so wurde es von jezt ab statt eines exportirenden ein importirendes Land. Es bezog im 16. und 17. Jahrh. Korn aus England und Frankreich, noch mehr aber aus der Dister durch Vermittelung der niederländischen Häfen, wie Antwerpen, Amsterdam u. f. w. Im 18. Jahrh. verringerte sich die Einfuhr und war nur in einzelnen Jahren, z. B. 1790, sehr erheblich"). Am Ende dieses Jahrh. betrug die jährliche Importmasse nach Roscher") e. 1 Mill. preuß. Scheffel. Erst 1807, noch mehr seit 1808, bezog Spanien mehr als früher seinen Bedarf aus Nordamerika, wegen auch schon einige Sendungen aus dem schwarzen Meere kamen.

Frankreich's Getreideausfuhr nach Spanien seit 1492 ist oben erwähnt worden; sie war bis in das 17. Jahrh. sehr bedeutend. Man exportirte in der Zeit nach Sully (+ 1641) sogar nach England, doch nicht regelmäßig. In der größeren Hälfte des 18. Jahrh. mag die Ausfuhr der Einfuhr das Gleichgewicht gehalten haben, wenn nicht vielmehr die das Uebergewicht hatte, da mehrere Misjahre, z. B. 1725 und 1740, besonders

11) v. Gülich, Gesch. Darß. II, 151. 12) Ebendaß. II, 160. 13) Ebendaß. I, 435, wo die weiteren Beträge genannt sind. 14) 1840, 6. Dec. 15) Gülich, Darß. I, 435. 16) Nach dem pariser Monitor, 1856, Sull, welcher aus der Revue italienne schöpft. 17) Nach derselben Quelle. 18) Kornhandel e. 42. 19) Krünig, Encyclop. 45. 20. S. 368.

20) Kornhandel e. 35. 21) I, 23. 22) v. Gülich, Gesch. Darß. I, 290. 23) Kornhandel e. 35.

aber 1709, ihre Hand nach dem Auslande ausstrecken mußten²⁴⁾. Unter den Exporthäfen sind vor 1789 besonders Nantes und Laroche zu nennen; doch schied nicht selten auch die Franche Comté Getreide nach der Schweiz und nach Flandern²⁵⁾. Hauptexportjahre sind für Frankreich in dieser Periode: 1788 und 1789, wo man viel Getreide aus der Nord- und Ostsee, namentlich durch Hamburgs Vermittelung, besog. Im J. 1789, wo das fremde Getreide an 70 Mill. Francs gekostet haben soll²⁶⁾, kaufte die Regierung so viel Korn, daß es an einigen Orten Frankreich eine Zeit lang billiger als z. B. in Hamburg war, wo man es erst gekauft hatte.

Holland (mit Belgien) hat unter allen Ländern des späteren Mittelalters und noch im 15., 16. und 17. Jahrh. den stärksten Getreidehandel (Getreidezwischenhandel) gehabt. Es importirte zwar auch zum eigenen Consum²⁷⁾, allein das Meiste wurde wieder exportirt, besonders nach Spanien und Portugal, selbst nach Italien. Die Einfuhren kamen überwiegend aus Norddeutschland, Dänemark und Polen. Seitdem aber Wilhelm III. nach England gegangen und Karl II. die Navigationacte (1650) gegeben hatte, ging dieser Handelszweig mehr und mehr an die Engländer über. Dazu kam, daß seit Anfang des 17. Jahrh. die Niederländer ihr Korn auf eigenen Schiffen zu verschiften begannen, um die holländischen Zwischenhändler zu umgehen. Die französische Eroberung von 1795 machte dem holländischen Im- und Export vorläufig ein Ende.

England tritt in diese Periode als ein mehr aus- als einführendes Land ein; aber im 17. Jahrh. verstärkten sich die gesetzlichen Ausfuhrhindernisse, und nicht selten hatte man schon damals die Einfuhr nöthig, welche vorwiegend aus der Ostsee kam. Auch nach von 1647 bis 1765 überzog nach v. Gülich²⁸⁾ der Export den Import, und die ganze Ausfuhr dieser Zeit wird zusammen auf 33 Mill. Quarter, im Werthe von c. 36 Mill. Pf. St., berechnet²⁹⁾. Besonders stark war die Ausfuhr während der reichen Ernten von 1741 bis 1746; sie wurde aber auch durch die Ausfuhrprämien gefördert³⁰⁾, wie dies schon Wilhelm III. gethan hatte. Das Korn ging meist nach Frankreich, Holland, Spanien und Portugal. Von 1746 bis 1765 find nach v. Gülich³¹⁾ im jährlichen Durchschnitt 729,061 Quarter ausgeführt worden, während die Einfuhr (der 10 Jahre) — vielleicht nach einer zu niedrigen Angabe — nicht ganz 1,600,000 Quarter ausmachte. Uebrigens betrug die Ausfuhr selbst in den Jahren, wo sie am stärksten war, nur $\frac{1}{3}$ der Kornconsumtion von England. Doch traten auch damals Ausfuhr ein, wo man mehr einführen mußte, als man ausführen konnte, besonders 1757, wo England eine große Masse Geld da-

für ins Ausland schicken mußte. Den Ueberschuß der Gesamttausfuhr an Getreide und Mehl über die Gesamtimporte für die Zeit von 1756 bis 1770 gibt v. Gülich³²⁾ auf 3,754,032 Quarter an, während nach Roscher³³⁾ von 1760—1770 die jährliche Weizen-Einfuhr im Durchschnitt 94,000 Quarter betragen hat. Auch 1765 nöthigte zu einer verstärkten Einfuhr, so daß bis 1773 der hohe Importzoll suspendirt werden mußte. Indessen gibt v. Gülich³⁴⁾ das Plus des Exports über den Import noch für 1697 bis 1773 auf jährlich 400,000 Quarter Getreide an.

Bald nach der Mitte des 18. Jahrh., noch mehr nach 1771, wurde England, wie dies auch in der Uebersicht von 1770 die Voraussetzung ist, dauernd ein überwiegend importirendes Land, wovon der Grund hauptsächlich die steigende Industrie mit der vermehrten Städtebevölkerung war. Doch sind die uns zugänglich gewordenen Angaben über die Einfuhr, welche seit dem Kriege mit Nordamerika von daher aufhörte und mehr die Richtung von den Ostseeländern her nahm, nicht in Uebereinstimmung mit einander. Nach v. Gülich³⁵⁾ führte England von 1770 bis 1780 an Getreide und Mehl im jährlichen Durchschnitt (voll jedenfalls heißen: im Ganzen) 2,751,073 Quarter mehr ein als aus, während dieselbe Autorität³⁶⁾ dieses Plus für dieselbe Zeit pro Jahresdurchschnitt auf c. 300,000 Quarter fest. Dagegen findet sich bei Roscher³⁷⁾ die Angabe, daß Englands Weizen-Import von 1770 bis 1780 im Durchschnitt 111,000 Quarter betragen habe. Die Differenz löst sich auch dann nicht, wenn dort ganz England, hier nur das eigentliche England gemeint und wenn dort alles Getreide und Mehl, hier nur das Weizenform in Anschlag gebracht wäre. Trotzdem betrug man noch bis weit in das 19. Jahrh. hinein die Einfuhr mit beträchtlichen Böden zu Gunsten der Producenten. Der Getreide-Import Englands während der französischen Revolution, wo er eine regelmäßige Gestalt annahm, nachdem man sich von der unzureichenden einheimischen Production vollständig überzeugt hatte, war nach v. Gülich³⁸⁾ pro Jahr meist unter 1 Mill., nie über 1,600,000 Quarter und betrug das ganze Plus der Mehreinfuhr von Getreide und Mehl über die Ausfuhr in diesen Jahren 2,189,775 Quarter, während Roscher³⁹⁾ die Angabe macht, daß Englands Weizen-einfuhr von 1780 bis 1790 im jährlichen Durchschnitt etwa 143,000 Quarter betragen habe. Die Ausfuhr an Getreide und Mehl aus Großbritannien hatte nach v. Gülich⁴⁰⁾ im Durchschnitt des Jahres von 1796 bis 1798 einen Werth von nur 64,432 Pf. St., weagern die jährliche Einfuhr in dasselbe Terrain während derselben Zeit im jährlichen Durchschnitt einen Werth von 1,274,407 Pf. St. repräsentirt.

24) Beral. v. Gülich, Gesch. Darst. I, 314. 315. 25) Krünig, Encyclopädie. 11. Bd. S. 361. 26) v. Gülich, Tabellen I, 27. 27) Das eigentliche Niederland führte viel Getreide aus den spanisch-österreichischen Provinzen ein. 28) Tabellen I, 12. 29) Obendaf. 30) Krünig, Encyclopädie. 11. Bd. S. 352. 31) Gesch. Darst. I, 10. 111.

32) Tabellen I, 12. 33) Kornhandel S. 37. 34) Gesch. Darst. II, 69. 35) Tabellen I, 12. 36) Gesch. Darst. III, 99. 37) Kornhandel S. 37. 38) Gesch. Darst. II, 366, vergl. mit Tabellen I, 12. 39) Kornhandel S. 37. 40) Tabellen I, 5. 6.

Für das Plus der Mehreinfuhr an Getreide und Mehl nach Großbritannien über die Ausfuhr findet sich bei v. Gülich⁴¹⁾ folgende Tabelle:

1790	989,826	Quarter
1791	1,292,081	"
1792	803,469	"
1793	1,350,158	"
1794	1,282,399	"
1795	832,923	"
1796	1,916,618	"
1797	1,069,390	"
1798	1,203,266	"
1799	833,527	"
1800	2,089,908	"

Nach derselben Auctorität⁴²⁾ führte England von 1793 bis 1800 pro Jahr selten unter 1 Mill. Quarter Getreide ein, 1800 und 1801 jährlich über 2 Mill., nämlich 2 Mill. und 2,400,000, 1810 an 2½ Mill., das größte bis dahin in einem Jahre eingeführte Quantum. Den durchschnittlichen jährlichen Weizen-Import Englands gibt Roscher⁴³⁾ für 1790 bis 1800 auf 470,000 Quarter an, worunter wol nur Körner gemengt sind. Nach v. Gülich hatte das 1800 — incl. 1802 nach England importirte Getreide, zu ⅓ Weizen, einen Gesamtwert (nach englischen Marktpreisen?) von c. 19,600,000 Pf. St.⁴⁴⁾. Nach einer Angabe bei demselben⁴⁵⁾ hat England von 1792 bis 1804 zusammen für 30 bis 40 Mill. Pf. St. Getreide im Auslande gekauft, meist im Nordosten von Deutschland. Die Einfuhr aus Schweden und Norwegen nach Großbritannien zwischen 1801 und 1810 war unbedeutend; sie betrug sich in ihrem niedrigsten Stande, 1807, auf 110, in ihrem höchsten, 1810, auf 87,961 Quarter⁴⁶⁾. Die Getreideausfuhr Irlands nach Großbritannien zwischen 1802 und 1810 war am kleinsten 1805, nämlich 306,923, am größten 1809, nämlich 933,658 Quarter⁴⁷⁾. Nach derselben Quelle⁴⁸⁾ war die Einfuhr aus dem nach Großbritannien zwischen 1801 und 1810 am kleinsten 1808, nämlich 3,664 (noch kleiner 1815, nämlich nur 1,443), am größten 1801, nämlich 204,656 Quarter; diejenige Dänemarks in der Zeit von 1801 bis 1825 am kleinsten 1808, nämlich 1800, am größten 1818, nämlich 342,213 Quarter⁴⁹⁾. Nach Roscher⁵⁰⁾ hat England (also ohne Irland und Schottland, vielleicht auch ohne Wales) von 1800 bis 1810 im jährlichen Durchschnitt c. 555,000 Quarter Weizen eingeführt (ohne das Mehl?).

Durch Napoleon's Continental-Sperre seit 1806 erfuhr Englands Getreide-Versorgung aus dem Nordosten von Europa eine starke Hinderung; indessen kam noch 1808 und 1809 viel Getreide aus Danzig an, was 1810 aufhörte, da die Sperre verschärft wurde. Desto mehr wurde Irland zum Export nach Großbritannien

angefohren; nach den Angaben bei v. Gülich⁵¹⁾ hat es von 1800 bis 1815 im jährlichen Durchschnitt 513,000 Quarter Getreide versandt, wobei z. B. 1811 mit der niedrigen Ziffer von 430,189 auftritt, während dieselbe Auctorität⁵²⁾ den Werth des gesammten von 1796 bis 1814 nach England importierten Getreides auf c. 30 Mill. Pf. St. angibt. Hieran möge sich folgende Tabelle⁵³⁾ für das Plus der Mehreinfuhr an Mehl und Getreide nach Großbritannien über die Ausfuhr für die Zeit von 1801 bis 1815 anschließen:

1801	2,349,202	Quarter
1802	1,094,352	"
1803	794,643	"
1804	1,024,139	"
1805	1,366,827	"
1806	754,701	"
1807	1,125,395	"
1808	532,934	"
1809	1,606,983	"
1810	2,100,940	"
1811	358,557	"
1812	587,650	"
1813 (Die Zollregister sind verbrannt.)	?	"
1814	?	"
1815	75,463	Quarter.

Nach derselben Auctorität⁵⁴⁾ (Geß. Darst. I, 175) hat England 1813 zum eigenen Consum 1,144,927 Quarter importirt.

Deutschlands nördliche, besonders nordöstliche Länder⁵⁵⁾ haben im Allgemeinen von 1492 bis 1815 einen wachsenden Kornexport gehabt, während der Süden und Westen seine Production meist selbst verzehrt und eine im Vergleiche mit jener nur unbedeutende Ausfuhr nach der Schweiz, Frankreich und Holland gehabt hat. Der Export aus dem Nordosten ging im 16. Jahrh. durch Vermittelung der Hanseaten und auf holländischen Schiffen meist nach Holland oder Antwerpen, nach letzterem jedoch nur bis 1576, wo es den Spaniern erlag. Meist durch Vermittelung der Holländer, aber auch auf den eigenen Schiffen der Exporteure und der Importeure, ging von hier im 16. und 17. Jahrh. auch nach Spanien und Portugal viel Getreide, so sogar bis nach Italien. Indessen war ein großer Theil des aus den Ostseebäfen zwischen Estlin und Königsberg verfuhrten Kornes polnischer Verkauf. Auch Schiffen (zu Oesterreich gehörig) hatte schon damals einigen Antheil an dem Export aus der Ober, obgleich es zuweilen starke Importe machen mußte, z. B. in Folge der großen Ueberschwemmungen von 1694, wo es (1694 und 1695) aus Brandenburg und Sachsen (nach Krünitz) 763,839 Scheffel im Werthe von 2,936,384 Fl. bezog. Um 1700 bezog Holland regelmäßig Korn aus

41) Tabellen I, 12. 42) Geß. Darst. III, 99. 43) Roscher Bd. 37. 44) Geß. Darst. III, 138. 45) Geß. Darst. II, 313. 46) v. Gülich, Tabellen III, 11. 47) Ebendaß. 48) Ebendaß. 49) Ebendaß. 50) Kornhandel S. 37.

51) Geß. Darst. V, 78. 52) v. Gülich, Geß. Darst. I, 161. 53) Derselbe, Tabellen I, 12. 54) Derselbe, die gegenwärtigen Preisen nicht entsprechend zum deutschen Bunde gehörten — und gehören —, so schließen wir sie der Kürze halber doch an Deutschland an, ebenso das schwedische Pommern.

Franken; aus dem Magdeburgischen und den benachbarten Strichen, überhaupt aus dem Elbgebiete, finden wir im Anfange des 18. Jahrh. einen Export, den Warberge⁵³⁾ um 1710 auf jährlich einige tausend Last angibt, freilich eine sehr unbestimmte Angabe. Indessen schon zur Zeit Friedrich's des Großen hatte sich dieses Quantum vervielfacht. Hamburg, dessen Umsich in diesem Artikel vorher sehr unbedeutend gewesen war, begann erst seit der theuren Zeit von 1770 und 1771 viel Getreide, meist zur Wiederausfuhr nach dem Westen, zu importiren, darunter große Quantitäten namentlich aus Archangel, also vorzugsweise Roggen. Einen bedeutenden Aufschwung nahm die Getreideaufuhr aus Norddeutschland seit dem Anfange des Krieges zwischen England und seinen nordamerikanischen Colonien, also seit 1776; man exportirte von jetzt ab besonders nach England, dabei indessen immer noch nach der russenischen Halbinsel. Die jährliche Getreideaufuhr Westensburgs um 1783 veranschlagte man zu 15,000 Last, im Werthe von 1 bis 1½ Mil. preuß. Thaler, wovon etwa ⅓ auf Rostock kam⁵⁴⁾.

Wenden wir uns nach den übrigen deutschen Ländern, so finden wir, daß z. B. Baiern im 18. Jahrh. wenig Getreide versandte, wovon das meiste schon damals nach Türol und Salzburg ging, während die sehr fruchtbare und gut cultivirte Landschaft um Jülich in derselben Zeit seinen Ueberfluß theils nach dem Bergischen, theils auf dem Rheine nach Holland abgab.

Als Haupt-Exportplätze, außer den Häfen an der Ostsee, nennt Krünich⁵⁵⁾ um 1788 folgende: Hamburg mit dem Magdeburgischen, Halberstädtischen, Braunschweigischen, Sächsen, Röhmen, Holslein, Pommern als Hinterländern, ferner Breslau, Bisthefel in Oberhein, Nordhausen, Weiskau (als Weinmüllerin zwischen dem Altendurgischen und dem Erzgebirge). Im Jahre 1789 und den folgenden bis 1793, wo der Krieg zwischen beiden Ländern eine Unterbrechung herbeiführte, exportirte Ostdeutschland viel Korn nach Frankreich und einiges nach England, so daß die Kornländer durch das empfangene Geld zu ungenügendem Wohlstande kamen und die Randgüter bedeutend im Preise stiegen, obgleich der Nachfrage nach solchen, z. B. in Preußen, nach manchen Unverhältnissen im Wege standen, namentlich die gefesselte Unveräußerlichkeit der Rittergüter. Der Export aus den Häfen von Danzig (Peten), Elbing, Königsberg, Rübch, Rostock u. f. w. während der Zeit von 1789 bis 1803 überstieg den Export in der Zeit von 1776 bis 1788 vielleicht um das Doppelte im jährlichen Durchschnitte. Dasselbe gilt von dem Braunschweigischen, wo die Regierung der Ausfuhr keine Hemmnisse in den Weg legte⁵⁶⁾. Der Export der Nord- und Ostseebäder ging von 1789 bis 1803 vorzugsweise nach England, auch nach Frankreich, zum kleineren Theil nach Spanien und Portugal. Allein seit dem Kriege und der Continental-Sperre von 1806 kam diese Ausfuhr ins Streden,

noch mehr seit 1810 und 1811, wo die Napoleonische Ueberwachung sich verschärfte. Dennoch fand man besonders 1805 Mittel und Wege, ein bedeutendes Quantum zu sehr hohen Preisen nach England abzuführen. Die geringste Ausfuhr zwischen 1800 und 1815 hatte Hamburg 1813, nämlich nur 3,439 Lasten, während die geringste Einfuhr eben dahin während derselben Zeit in das Jahr 1807 fällt, nämlich nur 18,980 Lasten⁵⁷⁾.

Dänemark stellt sich unter die vorwiegend aufzuführenden Länder; seine Exporte sind schon im 17. Jahrh. bemerkenswerth, noch mehr im 18., wo die dänischen Landwirthe, z. B. im Jahre 1709, dem Mangel in Frankreich zur Hülfe kamen. Die jährliche Ausfuhr des Getreides und einiger anderen Ackerbauproducte um die Mitte des 18. Jahrh. gab man zu 1,058,000 dänischer Thaler an⁵⁸⁾. Noch mehr hob sich dieselbe besonders nach England, seit 1789 und 1793, wurde jedoch durch den Krieg mit ihm im Jahre 1807 unterbrochen, so daß der Ackerbau durch Mangel an Geldcapitalien zu leiden anfang.

Dagegen finden wir Schweden während der dem Ackerbau so nachtheiligen Kriege Karl's XII. noch unter den mehr importirenden als exportirenden Ländern. Die Einfuhr kam größtentheils aus Rußland, und im Frieden von 1743 ward ausdrücklich stipulirt, daß es Schweden erlaubt sein sollte, ein bestimmtes Kornquantum aus diesem Reiche einzuführen. Um 1750 betrug Schwedens Totalimport, welcher zum Theil auch durch Dänemark, ja selbst durch England besichtigt wurde, jährlich c. 724,000 dänische Thaler⁵⁹⁾. Im J. 1808 überstieg der Import den Export um 330,000 Tonnen a 0,56 englische Quarter⁶⁰⁾.

Polens Ausfuhr verlief seit dem Falle von Constantinopel 1453, noch mehr seit dem 16. Jahrh., die Richtung nach dem Süden, und schlug mehr und mehr den Weg nach den Niederlanden ein, von wo sie zum Theil weiter nach Spanien, selbst bis Italien ging⁶¹⁾. Diese Richtung nach dem Westen, wo der polnische Weizen mit Vorliebe gesucht war, erhielt sich auch noch im 17. und 18. Jahrh. Der Hauptexport-Hafen war und blieb Danzig, welches nach einer Angabe in der Allgemeinen Zeitung⁶²⁾ allein in 9 Monaten des Jahres 1818 an 229,000 Lasten (à 60 preuß. Scheffel) in Bewegung gesetzt haben soll, während dieselbe Quelle den jährlichen Export am Ende des 17. Jahrh. nur zu 50 bis 60,000 Lasten veranschlagt. Durch die Theilung Polens geschah dem danziger Handel viel Abbruch, indem ein Theil seiner Ausfuhr auf Königsberg, Elbing, Stettin, Stralsund u. f. w. überging. Doch führte nach Krünich, dessen Kornartikel in der Encyclopädie in das Jahr 1788 fällt⁶³⁾, Danzig um diese Zeit in manchem Jahre noch 800,000 Tonnen aus. Die danziger Kaufleute hatten das Privilegium, daß nur sie das aus Polen dorthin gebrachte Korn kaufen durften, wozogen

53) Bei v. Gülich, Gesch. Dants. II, 253. 54) Ebenda, II, 294. 57) Encyclopädie. 44. Bd. S. 259. 58) v. Gülich, Gesch. Dants. II, 316.

59) v. Gülich, Tabellen III, 103. 60) v. Gülich, Gesch. Dants. I, 450. 61) Ebenda, I, 443. 62) Reichert, Kornhandel S. 41. 63) v. Gülich, Gesch. Dants. I, 415 mit dem weiteren Belügen. 64) 1810, S. 221. 65) 44. Bd. S. 250.

sie auch gehalten waren, alle dorthin gebrachten Quantitäten zu einem vom Magistrat festgesetzten Preise zu übernehmen. Nach der Allgemeinen Zählung⁶⁶⁾ führte Danzig am Ende des 18. Jahrh. im jährlichen Durchschnitts etwa 45,000 bis 50,000 Lasten aus. Eine detaillirte Uebersicht der einzelnen Jahre von 1793 bis 1803 findet sich bei v. Gülich⁶⁷⁾. Darnach war der Export in Laßen:

im Jahre	an Weizen	an Roggen
1793	15,414	12,109
1794	18,773	11,495
1795	13,774	179
1796	26,881	8,672
1797	23,984	7,682
1798	26,348	11,760
1799	25,924	12,653
1800	40,863	2,214
1801	37,603	9,592
1802	52,416	23,622
1803	34,149	28,871

Durch die Continentalstille von 1806 bis 1813 sank diese Ausfuhr fast auf Null.

Rußlands Export war im 17. Jahrh. noch sehr gering; Storch⁶⁸⁾ gibt ihn für die Mitte desselben auf jährlich 10,000 Lasten (wahrscheinlich polnische) an. Die Wege und anderen Transportmittel standen noch zu sehr der Verwendung entgegen, welche eine verhältnismäßig lange Zeit brauchten, so daß man schon damals als Mittel gegen Verderbniß des Darrens anwandte. Erst die europäische Theuerung von 1771 und den folgenden Jahren gab der russischen Ausfuhr ein Gewicht im Kornhandel. In den ersten Jahren nach 1771 gingen die Zufuhren meist nach Teutschland, bald aber auch, besonders seit 1789, in steigenden Massen nach Frankreich und England. Dieses letztere Land bezog auch viel russisches Getreide seit 1793, noch mehr seit 1795, wo die Ausfuhr nach Frankreich fast ganz aufhörte⁶⁹⁾. Die Hauptausfuhr-Häfen waren damals Archangel, Petersburg⁷⁰⁾, Riga, Reval, Narva, Pernau, Liebau. Doch fingen schon damals die südrussischen Häfen, besonders Odessa, an, mit den nördlichen zu rivalisiren, nachdem 1791 Rußland mit der Pforte Frieden geschlossen hatte. Die Ausfuhr von hier nach Frankreich hörte zwar seit 1793 auf mehrere Jahre auf, allein sie bestand für Italien, Spanien und Portugal fort. Nach v. Gülich⁷¹⁾ repräsentirte Rußlands Totalexport von 1793 bis 1795 jährlich einen Werth von 2,878,400 Silberrubeln, während nach Roscher⁷²⁾ das europäische Rußland, mit Ausschluß Polens, im jährlichen Durchschnitt und in Eschwermet folgende Ausfuhr hatte:

an Weizen an anderem Getreide

1800 bis 1810	687,600	720,000
1811 bis 1815	457,000	513,000.

Unter den außereuropäischen Ländern, deren Antheil am Getreidehandel seit dem Ende dieser Periode eine unerwartete Höhe erreichte, verdienen vor Allen die Vereinigten Staaten von Nordamerika eine Stelle. Sie führten bereits im Anfange des 18. Jahrh., also noch unter englischer Oberherrschaft, viel Wehl nach Portugal und Spanien, viel Reis nach England aus. Der Befreiungskrieg vertrieb zwar diesen Handel, allein er lebte bald nach dem Friedensschlusse, namentlich durch die europäischen Missernten von 1788 ff. veranlaßt, verdoppelt wieder auf. Dem Totalexport der Union an Getreide, Wehl (619,681 Faß), Reis und Früchten gibt v. Gülich⁷³⁾ pro 1791 einen Werth von 3,640,000 Dollars. Zu den von hier aus versorgten Ländern kam 1793, wo freilich der Verkehr mit Frankreich unterbrochen wurde, auch Westindien, dem England nur noch wenig Korn und Wehl zuführen konnte. So belief sich nach v. Gülich in dem genannten Jahre die Ausfuhr allein an Wehl auf 1,074,639 Faß⁷⁴⁾. Sie liegt nicht bloß in diesem Product, sondern auch in den andern während der folgenden Jahre, 1803 an Getreide, Wehl (1,311,853 Faß) und Früchten auf 11,825,000 Dollars, wozu noch für 2,455,000 Dollars Reis kam⁷⁵⁾. Ueber die Wehlzufuhr von 1802—1815 gibt v. Gülich⁷⁶⁾ folgende Uebersicht:

1802	8	Mill. Dollars im Werthe
1803	9,3	" " "
1804	7,1	" " "
1805	8,3	" " "
1806	6,9	" " "
1807	10,8	" " "
1808	2	" " "
1809	6	" " "
1810	6,9	" " "
1811	14,7	" " "
1812	13,7	" " "
1813	13,6	" " "
1814	1,8	" " "
1815	7	" " "

Das meiste Wehl ging in dieser Zeit nach England, weniger nach Spanien und Portugal, viel nach den Antillen, etwas nach Mexico. — Im J. 1810 hat nach v. Gülich⁷⁷⁾ die Union 798,431 Faß Wehl und außerdem für 2,626,000 Dollars Reis ausgeführt.

Mexico war durch die spanische Verwaltung am Ende dieser Periode trotz seiner natürlichen Fruchtbarkeit so herunter, daß es keinen Brodbedarf bis in das 19. Jahrh. hinein zum Theil aus Nordamerika, ja selbst aus Europa einfuhrte. Auch Peru hatte sich schon im

66) 1840, S. 26. 67) Tabellen II, 11. 68) Histor. Gemälde von Rußland II, 384. 69) v. Gülich, Eschschicht. Dorff. I, 416. 417. 70) Bei der Erbauung von Petersburg beauptete Archangel einflussden dem Bezorag, mußte ihn aber sidem an die neue Residenz abtreten. 71) Tabellen III, 75. 72) Kornhandel S. 30.

73) Tabellen II, 9. 74) v. Gülich, Esch. Dorff. II, 95. 75) v. Gülich, Tabellen II, 9. 76) Tabellen III, 48. 77) Tabellen II, 9.

17. Jahrh. Getreide vom Auslande, meist von Chile. — Getreide ausführend war am Ende des 18. Jahrh. auch die Verberenküste von Nordafrika mit den Häfen Baskien de France, Bona u. s. w., von wo besonders provencalische Schiffer Weizen und Gerste nach Genua, Rom und Neapel mit gutem Profit oerführten. Baskien de France exportirte damals in manchem Jahre an 50,000 Gautes à 1 bis 2 spanische Piaster⁸⁰⁾). Die ebenfalls nicht bedeutende Ausfuhr von Marocco im 18. Jahrh. ging meist nach Spanien, die von Tunis meist nach Italien und Frankreich, die von Aegypten meist nach der europäischen Türkei.

Stellen wir noch einmal die europäischen Export- und Importländer am Ende dieser Periode zusammen, so gehören zu jenen vorzugsweise Rußland, Polen, Preußen, der Norden von Deutschland, Dänemark, also die Ost- und Nordsee-Länder, wozu noch Irland kommt, zu diesen Schweden mit Norwegen, England mit Schottland, die Niederlande mit Belgien, Frankreich und zum Theil Spanien mit Portugal. Die übrigen Länder genügen ihrem Bedarfe durch die eigene Production, oder die Ausfuhr balancirt mit der Einfuhr, so besonders in Italien. Indessen sind alle Exportmassen zusammen genommen im Vergleiche zu der Gesamtproduction und Consumtion der Länder immer noch eine verschwindende Größe, welche den europäischen Bedarf nicht auf 1 Monat, vielleicht nicht auf $\frac{1}{2}$ Monat deckt. Turgot (französischer Minister, † 1781) berechnete das ganze zu seiner Zeit im jährlichen Durchschnitt dem Welthandel, also dem Export über die Landesgrenzen, übergebene Getreidequantum auf nur 6, höchstens 7 Millionen Septiers. Wenn man annimmt, daß Europa damals c. 150 Mill. Einwohner hatte und jährlich 450 Mill. preuß. Scheffel verzehrte, so erscheint obige Zahl des Ex- und Imports in ihrem wahren Lichte. Doch sind in einzelnen Jahren, wie 1771, 1772, 1789, weit größere Quantitäten in Bewegung gesetzt worden.

4) Die Zeit von der Beendigung der französischen Revolution bis zur Gegenwart, von 1815 bis 1856.

In Italien finden wir jetzt Siciliens Export gegen frühere Zeiten stark gesunken und fast fortwährend sinkend. Für 1830 gab man die Ausfuhr des Weizens — und anderer Korn kommt wenig zum Verstand — auf 440,000 preuß. Scheffel an, und der pariser Moniteur, 1856, Juli⁸¹⁾) stellt für 1834 bis 1839 folgende Exporttabelle auf:

1834 :	140,000	Heckolster
1837 :	8,990	"
1838 :	1,060	"
1839 :	148	"

Indessen einerseits waren grade diese Jahre wegen der schwachen Nachfrage dem Export nicht günstig, andererseits hat der Weizenler ein Interesse, die neapolitanische

Verwaltung in einem nachtheiligen Lichte zu zeigen. Nach Roscher⁸²⁾) führte das Festland von Neapel von 1818 bis 1823 im jährlichen Durchschnitt für c. 600,000, von 1824 bis 1829 für c. 1 Mill. preuß. Thaler aus, jedoch meist Hülsenfrüchte, ein Export, welchen v. Gülich⁸³⁾) pro 1834 mit 1,800,000 Lomols à 1 Ducato (10 Grani veranschlagt. Sicilien und Neapel zusammen führten in den Jahren vor 1847 nach R. Gervasio⁸⁴⁾) jährlich etwa 1 Mill. Hectoliter Getreide aus, jedoch in geringer Regelmäßigkeit, da der Handel durch polizeiliche Vorschriften gehindert war. — Der Kirchenstaat, dessen östliche Theile den westlichen einiges Getreide zuzuführen pflegen, hält Export und Import so ziemlich im Gleichgewichte. — Toscana importirt nach Roscher⁸⁵⁾) jetzt regelmäßig etwa ein Siebentel seines Bedarfs, im jährlichen Durchschnitt c. 1,150,000 preuß. Scheffel, während sein Export unbedeutlich ist. Von dem Importquantum kamen 1842 auf den Hafen von Livorno für 2,339,000 preuß. Thaler, wovon etwa 453,000 an andere italienische Länder zu zahlen waren⁸⁶⁾). In dem Königreiche Sardinien halten sich ebenfalls Aus- und Einfuhr ungefähr die Waage; einige Theile exportiren, andere importiren mehr, aber die Quantitäten sind unbedeutend. Am meisten Import hat Genua, welches seit 1815 aus Getreide aus Delfs zu beziehen anfang. Es stellt sich für diesen Hafen nach v. Gülich⁸⁷⁾) in Getreide und Weiz

	im Jahre 1833	im Jahre 1834
der Import auf	12,680,000	10,640,000
der Export auf	2,400,000	3,767,000

Roscher⁸⁸⁾) setzt Genuas Import an Brodfrüchten für 1842 auf 875,000 preuß. Thaler, dagegen den jährlichen jetzigen Totalimport des Königreichs auf nur 300,000 bis 400,000 preuß. Thaler, wobei der Reis einen sehr bedeutenden Antheil hat⁸⁹⁾). Indessen stieg dies Quantum in Zeiten guter ausländischer Ernten und verstärkter ausländischer Nachfrage auch höher, namentlich 1853 in Savoyen. — Etwas mehr Export als Import haben gegenwärtig Parma, Modena und das mailändische Gebiet. — Der Export Italiens in nicht italienische Länder von den westlichen Häfen geht zum Theil nach Frankreich, zum Theil nach England, so namentlich in den 3ter und 4ter Jahren des 19. Jahrh. Die Gesamtausfuhr ganz Italiens nach England pro 1831 gibt v. Gülich⁹⁰⁾) zu c. 253,000 Quarter an, für die Jahre 1839 und 1840 zu je eben so viel.

Portugals Import nahm während der vorliegenden Periode, namentlich seit der Trennung von Brasilien, wesentlich ab; bis 1819 betrug er in seinem Jahre unter 1 Mill. preuß. Scheffel, von 1796 bis dahin im jährlichen Durchschnitt fast mit 16 $\frac{1}{2}$ Mill. preuß. Talern an Werth⁹¹⁾). Nach v. Gülich⁹²⁾) war die Einfuhr an Weizen, Weizenmehl, Mais, Roggen und Gerste

80) Kornhandel S. 43. 81) Tabellen III, 70. 82) Revue d. d. Mondes. 1847. 83) Kornhandel S. 43. 84) Ebenfalls S. 44. 85) Tabellen III, 71. 86) Kornhandel S. 43. 87) Ebenfalls. 88) Gesch. Darf. IV, 159. 89) Roscher, Kornhandel S. 35. 90) Tabellen I, 25.

78) Krünig, Encyclopädie. 44. Bd. S. 265. 266. 79) Nach der Revue Italienne.

	in Reyes	in Werth an Einfuhr
1816	84,177	7 Mill.
1817	68,680	7½ "
1818	239,934	21 "
1819	162,959	8¼ "

In den 20er und 30er Jahren war die Einfuhr noch unbedeutender, und jetzt balancirt sie im Allgemeinen mit der Ausfuhr, welche von 1815 bis jetzt nie eine hohe Stufe erreicht hat.

Spanien hat seit 1815 bis jetzt im Ganzen mehr exportirt als importirt, ist also aus der Rolle eines Importlandes in die eines Exportlandes übergegangen. Doch sind die ausgeführten Quantitäten bis jetzt nur schwach gewesen. Im J. 1829 hat Spanien nach Röscher⁹¹⁾ für 3,418,000 preuß. Thaler Getreide und Wehl in das Ausland verschifft, und 1831 gingen 160,000 Quarter, meist Weizen, nach England⁹²⁾. Auch 1833 bis 1836 verkaufte man bedeutende Posten trotz der Gewaltsschritte der unteren Volksclassen und der eiden Wege in das Ausland. Ein dauernd friedlicher Zustand mußte Spanien zu einem der bedeutendsten Ausfuhrländer und den Ländern der Ostsee wie des schwarzen Meeres eine höchst bedenkliche Concurrenz machen.

Frankreich hat zwar in dieser Periode nicht selten Getreide ausgeführt, aber in unbedeutenden Massen, und die Einfuhr ist im Allgemeinen größer geworden. Die Ministerie von 1817 erzielte starke Einfuhren im Auslande, allein die während dieses Jahres eingeführten Lebensmittel aller Art deckten nach Lagrange nur den Bedarf von 2/3 Tagen. Die Regierung kaufte für 2 Mill. Francs fremdes Getreide, dieses kam jedoch zu spät an, nämlich meist erst 1818 nach der hinreichend regiebigen Ernte, und mußte daher mit großem Verluste wieder verkauft werden. Der Export im Jahre 1822 betrug nach v. Gülich⁹³⁾ 4¼ Mill. Francs Weizen, 539,000 Gr. Roggen, 300,000 Gr. andrer Getreidearten, der Import dagegen nur 730,000 Gr. in allen Getreidearten, wozu indessen noch für 3 Mill. Gr. Reis kam⁹⁴⁾. Im J. 1826 führte Frankreich für 667,000 Francs Weizen, für 365,000 Gr. Roggen und für 5¼ Mill. Gr. andere Kornarten, besonders Hafer nach England, und Wehl aus⁹⁵⁾. Der stärkste Einfuhr seit der Zeit von 1817 hatte das Jahr 1828, wo Frankreich an einer Fehlernte litt. Nach v. Gülich⁹⁶⁾ stellt sich der Vergleich der Einfuhr mit der Ausfuhr des Getreides und Wehles in Millionen Francs für 1827 bis 1839, wie folgt:

	Einfuhr	Ausfuhr
1827	6,2	11,1
1828	33,4	6,4
1829	44,4	6,4
1830	51,6	6,2
1831	44,5	9,2
1832	101,8	12,5
1833	10,7	9,7

	Einfuhr	Ausfuhr
1834	8,3	9,4
1835	8,5	30,8
1836	38,4	29,8
1837	22,2	18
1838	21,4	22,8
1839	55	39,2

Darnach wäre also während dieser 13 Jahre die Ausfuhr nur 3 mal größer gewesen als die Einfuhr. Indessen stimmt hiermit eine andere Angabe v. Gülich's⁹⁷⁾ nicht überein; denn nach dieser importirte Frankreich in preuß. Thalern

	1835	1839
an Weizen	3,000	5,930,000
an Hafer	18,000	97,000
an Roggen, Gerste u. f. w.	2,000	205,000

Man müßte denn annehmen, daß in diesen Zahlen das Wehl nicht inbegriffen sei. — Nach einer anderen Quelle hat Frankreich von 1815 bis 1835 im jährlichen Durchschnitt 346,000 Hectoliter Weizen (wahrscheinlich mit Inbegriff des Wehles) mehr ein- als ausgeführt. Nach v. Gülich⁹⁸⁾ hat es an Getreide von 1827 bis 1839

importirt für	446,616,781 Francs
exportirt für	211,525,000 "

also mehr importirt für c. 235 Mill. Francs.

Auch 1842 mußte man eine Quantität Getreide einführen, davon für 3 Mill. Francs aus Preußen. Im J. 1844 betrug nach Charles Coquelin⁹⁹⁾ die Getreideeinfuhr 50,7, die Ausfuhr nur 10 Mill. Francs. Dagegen exportirte Frankreich in dem genannten Jahre für 11 Mill. Spiritus, wegen es eine weit geringere Quantität importirte. Im J. 1845 ging die Einfuhr gegen 1844, wenigstens in den 6 ersten Monaten, stark herab, wuchs aber 1846 und noch mehr 1847 wieder stark an. Folgende Uebersicht über die Weizeneinfuhr von 1815 bis 1847 gibt Röscher¹⁰⁰⁾.

Jahre	Import in Hectolitern	Werth in Francs
1815 bis 1819	5,480,648	151,046,000
1820 bis 1824	1,356,975	25,029,000
1825 bis 1829	2,503,497	64,271,000
1830 bis 1834	7,204,173	157,895,000
1835 bis 1839	1,955,834	41,514,000
1840 bis 1844	7,305,763	147,095,000
1845	747,513	14,173,000
1846	4,843,522	115,569,000
1847 in den ersten 9 Monaten	8,031,023	269,116,000.

Eine andere Quelle behauptet, daß Frankreich von 1843 bis 1847 an Getreide (meist Weizen) 18,697,132 Hectoliter mehr ein- als ausgeführt habe. Nach Röscher¹⁰¹⁾ hat der Weizenimport von 1846 etwas über 5, der in

91) Kornhandel S. 35. 92) Ebendaf. 93) Tabellen I, 28. 94) Ebendaf. S. 27. 95) Ebendaf. S. 28. 96)

97) Tabellen III, 187. 98) Geschicht. Darst. III, 449. 99) Revue des deux Mondes. 1846.

100) Kornhandel S. 42. 101) Ebendaf. S. 19.

den ersten 9 Monaten von 1847 etwas über 8 bis 9 Proc. des französischen Weizenbedarfs gedeckt. Wenn eine uns vorliegende Zeitungsnote bemerkt, daß Frankreich in den 34 Jahren von 1815 bis 1847 14 Mal habe importiren müssen, so ist dies wohl nicht einmal dann richtig, wenn man darunter ein Plus der Einfuhr über die Ausfuhr versteht. Den Import pro 1848 und 1849 gibt Roscher *) folgendermaßen in Quartern an:

1848	320,010 Weizen und Weizenmehl
1849	742,023 " "
dazu	86,644 Gerste " "
	1,440 Hafer
	22,971 Roggen
	34,762 Bohnen
	136,598 Mais.

Von 1848 bis 1852 überstieg der Export an Getreide den Import zusammen um 12,187,461 Hectoliter, wogegen für 1853 bis 1856, wo die Regierung neterlich viel Einkäufe im Auslande machte, das Verhältniß sich umkehrte.

Ueber Belgien stehen uns erst von 1845 an officielle Angaben der Aus- und Einfuhr zu Gebote. Dar- nach war in Kilogrammen

	die Ausfuhr	die Einfuhr
	1845	
an Weizen	384,000	92,000,000
an Roggen	2,935,000	20,000,000
an Gerste	401,000	37,000,000
an Buchweizen	1,628,000	1,235,000
an Bohnen und Widern	844,000	4,700,000
an Hafer	—	5,500,000
an Wehl	725,000	—
an Erbsen	—	4,100,000
	1846	
an Weizen	373,000	128,000,000
an Roggen	31,000	39,000,000
an Gerste	—	23,000,000
an Buchweizen	354,000	3,000,000
an Bohnen und Widern	156,000	8,000,000
an Erbsen	—	4,000,000
an Hafer	—	3,700,000
an Wehl	697,000	—
	1847	
an Weizen	782,000	94,000,000
an Roggen	526,000	47,000,000
an Gerste	412,000	19,000,000
an Buchweizen	1,846,000	—
an Bohnen und Widern	31,000	3,600,000
an Erbsen	—	4,000,000
an Hafer	1,780,000	3,800,000
an Wehl	9,700	6,680,000
	1848	
an Weizen	3,900,000	69,000,000
an Roggen	7,000,000	69,000,000
an Gerste	2,000,000	25,000,000

3) Kornhandel S. 43.

	die Ausfuhr	die Einfuhr
	1848	
an Buchweizen	4,220,000	—
an Bohnen und Widern	1,014,000	3,300,000
an Erbsen	—	—
an Hafer	1,160,000	7,000,000
an Wehl	1,065,000	9,100,000
	1849	
an Weizen	5,500,000	40,000,000
an Roggen	1,500,000	40,000,000
an Gerste	14,500	26,000,000
an Buchweizen	2,781,000	74,000
an Bohnen und Widern	1,980,000	2,400,000
an Erbsen	—	613,000
an Hafer	542,000	4,800,000
an Wehl	1,719,000	1,686,000

Die officielle Uebersicht der Aus- und Einfuhr des Getreides für die 9 ersten Monate der Jahre 1851 bis 1853 in Kilogrammen ist folgende:

Ausfuhr	Einfuhr
1851	
7,964,066	73,179,996
1852	
14,039,843	108,701,190
1853	
7,474,365	129,274,880

Nach anderen amtlichen Veröffentlichungen hat Belgien vom 1. Januar bis zum 30. November 1853 eingeführt: 1,282,000 Hectoliter Weizen, 522,000 Hect. Roggen, 463,000 Hect. Gerste, zusammen 2,267,000 Hectoliter = 4,269,000 preuß. Scheffel. Für 1854 bis 1856 sind uns zwar keine bestimmten Zahlenangaben gegenwärtig, allein die Einfuhr ist im Durchschnitt gegen die Jahre von 1845 bis 1853 sicherlich nicht zurückgeblieben. — Die obigen Uebersichten ergeben, daß Belgien sich entschieden in die Reihe der importirenden Länder stellt, da seine Ausfuhr meist weit unter einem Schatrel der Einfuhr bleibt, welche à Kopf c. 1 preuß. Scheffel beträgt.

Hollands Zwischenhandel hat von 1815 bis jetzt seinen früheren Umfang so wenig wiedergewonnen, daß er fast Null geworden ist. Nur in einzelnen Jahren kauften Holländer Getreide zum Wiederverkauf, z. B. 1817 und 1838, im letzteren Jahre besonders für England, ohne jedoch die Waare immer vorher nach Holland einzuführen. Wir geben für die Jahre 1846 bis 1850 über den Export des einheimischen Getreides und den Import folgende amtliche Listen, deren Zahlen Lasten à 10 1/2 englischen Quartern bezeichnen.

Ausfuhr	Einfuhr
1846	
Weizen	3,549
Roggen	781
Gerste	5,366
Hafer	11,243
Wehl	2,966,345
1846	
Weizen	15,270 Last
Roggen	42,671 "
Gerste	15,697 "
Hafer	— "
Wehl	545,788 Kilogr.

	Ausfuhr	Einfuhr
	1817	
Weizen	11,972	19,485 Last
Roggen	675	61,516 "
Gerste	8,315	13,437 "
Hafer	17,077	— "
Rehl	1,499,744	284,443 Kilogr.
	1848	
Weizen	14,852	14,203 Last
Roggen	446	31,646 "
Gerste	9,783	14,977 "
Hafer	22,137	— "
Rehl	294,322	72,834 Kilogr.
	1849	
Weizen	15,833	13,709 Last
Roggen	541	34,085 "
Gerste	10,137	16,286 "
Hafer	23,365	— "
Rehl	241,652	41,195 Kilogr.
	1850	
Weizen	14,128	16,123 Last
Roggen	362	43,076 "
Gerste	9,435	17,138 "
Hafer	22,305	— "
Rehl	—	— "

Sehr bedeutend war in dieser Zeit die Einfuhr von Reis, und zwar zur eigenen Consumtion. Sie betrug nach Roscher⁴⁾

1846	17,255,688 Kilogramme
1847	21,737,883 "
1848	21,961,072 "
1849	26,229,532 "
1850	18,846,465 "

Nach anderen Quellen:

1853	12,700,000 "
1854	80,941,000 "

Wieder eine andere Angabe setzt die Reiseinfuhr pro 1854 auf 40 Mill. Pfund und pro 1855 auf 56 Mill.

Wenn wir namentlich den zur eigenen Consumtion eingefuhrten Reis, außerdem den Roggen in Anschlag bringen, so gestellt sich auch Holland zu den vorwiegend importirenden Ländern, sofern es sich um den Verzehr handelt, obgleich das Plus keine hohe Zahl repräsentirt.

Dagegen treffen wir in England auf Importzahlen, durch welche die Summe aller bisher angefuhrten weit überboten wird. Sofort die ersten Jahre dieser Periode, 1816 bis 1818, weisen zur Deckung des großen Erntedeficits auf das Ausland hin. Im J. 1818, wo die meisten aufgetauften Quantitäten erst ankamen, war die Import größer als in irgend einem der vorhergehenden Jahre; er betrug nach v. Gülich⁵⁾ nahe an $\frac{3}{4}$ Mill. Quarter (für das eigentliche England mit Wales⁶⁾),

und allein aus Rußland kamen in diesem Jahre 676,793 Quarter (v. Gülich, Tab. II, 11). Nach Zoefe führte England in den Jahren 1817 und 1818 zusammen ein:

2,784,000 Quarter Weizen
218,000 " Roggen
884,600 " Gerste
3,149,000 " Hafer
7,635,600 Quarter.

Dagegen setzt v. Gülich⁵⁾ den Gesamtimport nach England für diese zwei Jahre nur auf 5,400,000 Quarter, wovon c. $\frac{3}{4}$ auf das Jahr 1818 fallen sollen, vielleicht daß Zoefe das von Gülich ausgelassene und auf Quarter reducirte Rehl mit in Rechnung setzt, oder beide unter „England“ nicht dasselbe verstehen⁷⁾. Den Gesamtwert des 1816 bis incl. 1818 nach England eingefuhrten Getreides, wovon $\frac{1}{2}$ Weizen waren, gibt v. Gülich⁵⁾ zu c. 25,200,000 Pf. St. an, während nach einer anderweitigen Notiz bei ihm⁸⁾ 1819 nur c. 1 Mill. Quarter eingefuhrt worden sind. Wieder nach einer anderen Stelle bei ihm soll der Werth des Imports von 1817 bis incl. 1819 gerade ebensoviel (25 Mill. Pf. St.), resp. 7,200,000 Quarter betragen haben, wozu Nordrussland mit Polen und Galizien zwei Drittel geliefert haben⁹⁾.

Von 1819, nach mehr von 1820 an, liegen die Zufuhren vom Auslande sehr nach, da man im Inlande reichlich erntete. Den Durchschnitt des Weizenimports nach England von 1810 bis 1820 setzt Roscher⁴⁾ auf 492,000 Quarter, wozu pro 1817 noch etwa für 3 Mill. Pf. St. Rehl zu rechnen seien. In diesem Quantum ist, wenn v. Gülich recht hat, welcher Irlands Einfuhr nach England pro 1820 auf 1,417,120 Quarter setzt¹⁰⁾, diese Einfuhr aus der Nachbarschaft nicht mit einbeziffert. Derselbe gibt den jährlichen Import des Getreides aus Irland nach Großbritannien für die Zeit von 1801 bis 1823 auf 865,968 Quarter an¹¹⁾ und die ganze Einfuhr nach Großbritannien im J. 1826 auf 2,240,437 Quarter, wovon c. $\frac{1}{2}$ aus Preußen kam¹²⁾. Dazu hat Rußland 1821 28,447, 1824 nur 14,700 Quarter geliefert¹³⁾. In dem Jahre 1826, welches von allen spätern bis 1839 übertroffen wurde, führte nach denselben Quelle Irland nach Großbritannien 1,693,392 Quarter Getreide und Wehl ein, darunter 314,851 Quarter Weizen und Weizenmehl, 1,303,794 Quarter Hafer und Hafermehl. Der Hafer Irlands überweg auch bei den Importen der nächsten Jahre um ein Bedeutendes alle anderen Getreidearten. In folgender Uebersicht stellt v. Gülich⁵⁾ die Werthe der Getreide- und Rehlzufuhr Großbritannien für die Jahre 1821 bis 1825 zusammen:

4) Kornhandel S. 20. 5) Gülich, Darst. I, 194, womit freilich die Angabe, Tabellen III, 100, nicht stimmt, da hier c. 4 Mill. Quarter angegeben sind.

6) Gülich, Darst. II, 366. 7) Uebershaupt müssen wir uns über mehr unserer Quellen beklagen, daß sie nicht immer mit voller Sicherheit erkennen lassen, ob sie England mit oder ohne Wales, Schottland und Irland meinen. 8) Gülich, Darst. III, 138. 9) Ebenda. I, 101. 10) Ebenda. V, 353, 354. 11) Kornhandel S. 37. 12) Tabellen III, 11. 13) Ebenda. 14) Ebenda. 15) Ebenda. I, 5.

1821	403,902	Pfund Sterling
1822	315,957	" "
1823	257,957	" "
1824	110,735	" "
1825	77,257	" "

Dagegen war die Einfuhr (außer aus Irland¹⁷⁾)

1818	3,918,591	Pfund Sterling
1819	1,613,301	" "
1820	1,983,582	" "
1821	272,991	" "
1822	115,913	" "
1823	41,000	" "
1824	456,290	" "
1825	1,128,341	" "

Nach derselben Auctorität¹⁸⁾ betrug Großbritannien's Einfuhr an Getreide und Mehl nach Abzug der Ausfuhr:

1816	315,775	Quarter	
1817	1,801,337	"	
1818	3,525,779	"	
1819	1,703,111	"	von 1819
1820	1,333,516	"	an ist die
1821	245,499	"	Ausfuhr
1822	120,810	"	aus Irland
1823	43,389	"	nicht dabel.
1824	692,444	"	
1825	1,044,944	"	
1826	2,240,037	"	

Es ist indessen hierbei zu bemerken, daß diese letzte Tabelle mit den beiden vorhergehenden nicht übereinstimmt, denn nach ihnen hat Großbritannien 1821 bis 1823 mehr aus- als eingeführt. — Die Einfuhr Irlands nach Großbritannien war nach derselben Quelle¹⁹⁾.

1824	1,452,315	Quarter
1825	1,961,692	"
1826	1,693,391	"

Auch diese Angabe stimmt wiederum nicht mit Tabelle III, 11, wonach Irlands Export allein an Getreide nach Großbritannien 1825 2,203,962 Quarter betragen haben, während der von 1822 nur 1,063,089 gewesen sein soll. — Der Import an Getreide und Mehl aus Preußen nach Großbritannien belief sich²⁰⁾:

1814	auf 186,240	Quarter
1815	" 19,426	"
1816	" 94,791	"
1817	" 414,948	"
1818	" 829,646	"
1819	" 323,348	"
1820	" 356,287	"
1821	" 39,258	"
1822	" 28,744	"
1823	" 8,743	"

1824	auf 76,778	Quarter
1825	" 217,835	"
1826	" 476,365	"

Den jährlichen Durchschnittsimport nach dem eigentlichen England aus fremden Ländern für 1815 bis 1826 setzt v. Gülich²¹⁾ zu 1,104,300 Quarter an, während der größere Theil der Einfuhr, auch in späteren Jahren, von Irland aus gedest wurde.

Die Missernten von 1826 und 1827 nöthigten wieder zu größerer Einfuhr, und diese ward größtentheils aus den preuß. Ostseehäfen bewirkt, abgesehen nämlich von Irland. Im J. 1829 führte man (ebenfalls nach dem eigentlichen England) nur 877,000 Quarter Weizen ein, wovon etwa 60,000 aus dem Mittelmeere kamen. Die ganze Weizenimporten dahin betrug nach R. Gulick²²⁾ von 1820 bis 1829 zusammen nur wenig über 4 1/2 Mill. Quarter. Damit stimmt ziemlich überein Roscher's Angabe²³⁾, wonach dieser Import von 1820 bis 1830 im jährlichen Durchschnitte 534,000 Quarter Weizen umfaßt. Dagegen betrug nach v. Gülich der gesammte durchschnittliche Jahresimport Englands an Getreide von 1816 bis 1830 1,569,000 Quarter, und der Gesamtwertb des 1829 bis 1831 incl. eingeführten Getreides, wovon c. 1/2 in Weizen bestand, c. 18,200,000 Pf. St.²⁴⁾. Eine andere Angabe²⁵⁾ setzt das von 1828 bis 1831 nach England (wahrscheinlich: Großbritannien) eingeführte Weizenquantum auf c. 6 Mill. Quarter. — Für 1829 steht uns nur die Einfuhr aus Deutschland mit Einschluß der preuß. Ostseehäfen zu Gebote; sie betrug darnach²⁶⁾ 894,887 Quarter, dagegen im J. 1830 ebendaher 1,209,563; im J. 1831 ebendaher 882,722; im J. 1832 ebendaher 222,658 Quarter.

Für das Jahr 1833 finden wir als gesammte Getreideimport nach England nur 109,938 Quarter mit einem Zolltrage von 35,342 Pf. St. verzeichnet, wogegen v. Gülich²⁷⁾ allein den Getreideimport dieses Jahres aus den deutschen und preussischen Ostseehäfen mit 169,910 Quarter in Anschlag bringt. Eine andere Tabelle v. Gülich's²⁸⁾ läßt in dem genannten Jahre nach Großbritannien 247,821 Quarter Weizen, 85,221 Quarter Gerste und 24,334 Quarter Hafer mit 172,876 Str. Mehl eingeführt werden, wozu nach anderen Angaben noch 149,000 Gewichtspfund ostindisches Reis kommen. Die declarirte Ausfuhr Großbritanniens an Getreide und Mehl pro 1833 finden wir bei Gülich²⁹⁾ mit einem Werthe von 32,360 Pf. St. verzeichnet.

Im J. 1834 hat nach einer uns vorliegenden Zeitungsangabe Englands Getreideimport 233,093 Quarter betragen und einen Zolltrage von 97,987 Pf. St. abgeworfen, wogegen Großbritannien's Import in demselben Jahre von Gülich³⁰⁾ dahin specificirt wird:

17) Tabellen I, 7. 18) Ebendaf. I, 12. 19) Ebendaf. 20) Ebendaf.

21) Gesch. Darst. V, 78. 22) Statements. 1841. 23) Kornhandl. S. 37. 24) Gesch. Darst. III, 138. 25) M'Callach, Statements. 26) v. Gülich, Tabellen III, 87. 27) Ebendaf. 28) Tabellen III, 2. 29) Tabellen III, 1. 30) Ebendaf. III, 2.

Weizen	132,133	Quarter
Gerste	87,182	"
Hafer	175,641	"
Weizenmehl	151,172	Etr.

Damit nicht wol zu vereinigen ist v. Gülich's anderweitige Angabe³¹⁾, wonach in diesem Jahre allein aus dem preussischen und deutschen Hafen 191,418 Quarter angelangt sind. Den declarirten Export Großbritanniens an Getreide und Mehl in demselben Jahre gibt v. Gülich³²⁾ zu 25,479 Quarter an.

Setzen wir diese Uebersicht für die folgenden Jahre fort, so ergibt sich als Resultat:

Englands Einfuhr an Getreide mit dem Zolltragnisse war nach obiger Notiz:

1835 :	435,868	Quart.	234,576	Pf. St.
1836 :	407,456	"	149,691	" "
1837 :	839,827	"	583,271	" "

Dagegen hat England aus den deutschen und preussischen Häfen nach v. Gülich³³⁾ an Getreide eingeführt:

1835 :	77,104	Quarter
1836 :	390,202	"
1837 :	807,234	"

Die specificirte Einfuhr Großbritanniens ergibt nach v. Gülich³⁴⁾ bei dem Weizen, der Gerste, dem Hafer in Quartern, bei dem Mehl in Centnern:

	1835	1836	1837
Weizen	42,628	?	559,943
Gerste	67,796	?	?
Hafer	113,068	?	?
Weizenmehl	84,782	?	1,212,293

Der declarirte Export an Getreide und Mehl war³⁵⁾ in Quartern:

1835	1836	1837
25,108	31,297	34,781

Den Werth des 1835 nach Großbritannien eingeführten Getreides (wol incl. Mehl) gibt v. Gülich³⁶⁾ so an:

Weizen	514,080	preuss. Thlr.
Gerste	222,860	" "
Hafer	1,097,600	" "
Roggen und anderes Getreide	351,580	" "

Auf jeden Fall zu niedrig gegriffen ist die Zahl bei Rau³⁷⁾, wonach England in den Jahren von 1833 bis 1836 nur 51,918 Quarter Weizen im jährlichen Durchschnitt eingeführt haben soll, obgleich England von 1831 bis 1838 nosterlich wenig Getreide aus dem Auslande gebraucht hat.

Im J. 1838 stieg der Import nach Großbritannien in Folge der Fehlernte wieder, nach Gülich³⁸⁾ im Weizen auf 1,371,957 Quarter, wovon nach einer anderen

Angabe desselben³⁹⁾ allein 946,548 aus den norddeutschen, resp. preuss. Häfen gekommen sind. Wieder eine andere Angabe desselben⁴⁰⁾ notirt das englische Weizen-Importquantum zu 1,355,314 Quartern, im Werthe von c. 6 Mill. Pf. St. In demselben Jahre exportirte nach Gülich (Tabellen III, 11) Irland 3,474,202 Quarter nach England, darunter 542,583 Quarter Weizen und Weizenmehl, 3,742,807 Hafer und Hafermehl. Die 1838er Reiseinfuhr Englands aus Ostindien wird zu 203,000 Pfund angegeben. Den declarirten Werth des großbritannischen Getreide- und Mehlports in 1838 gibt v. Gülich⁴¹⁾ zu 34,519 Pf. St. an.

Noch mehr wuchs die Einfuhr in 1839, nach Gülich⁴²⁾ fast auf 6 $\frac{1}{2}$ Mill. Quarter, wobei ausserdem die Einfuhr aus Irland (1839 und 1840 im Durchschnitt 2 $\frac{1}{2}$ Mill.) in Abzug gebracht ist. Dafür zahlte England 86 Mill. preuss. Thaler an das Ausland⁴³⁾. Die 1839er Einfuhr wird folgendermaßen specificirt⁴⁴⁾:

Weizen	2,631,557	Quarter
Gerste	579,405	"
Hafer	670,117	"
Roggen	153,673	"
Weizenmehl	843,046	Centner.

In einer anderen Stelle bei demselben Schriftsteller⁴⁵⁾ ist das 1839 nach England importirte Weizenquantum zu 2,862,680 Quarter angegeben, im Werthe von 13 Mill. Pf. St., und an einer dritten⁴⁶⁾ stellt sich die Werthspecificirung der 1839er Einfuhr so:

Weizen	32,656,200	preuss. Thlr.
Gerste	6,733,900	" "
Hafer	4,751,730	" "
Roggen u. anderes Getreide	3,627,100	" "

Aus den deutschen, resp. preuss. Häfen kamen nach Gülich⁴⁷⁾ 1839 1,893,192 Quarter Getreide an, meist Weizen. Dazu importirte England in demselben Jahre für c. 1 Mill. Thlr. Reis⁴⁸⁾. Zugleich darf hier auf die engl. Bank- und Geldkrise des Jahres 1839 hingewiesen werden, welche zum größten Theil dadurch entstand, daß man zur Deckung der Getreideinfuhr augenblicklich viel Gold in das Ausland schicken mußte, da man sie nicht sofort mit anderen Waaren bezahlen konnte. Die Bank gab eine stark vermehrte Menge Noten aus, der Wechselkurs auf England stand höchst ungünstig, es brachen viele Bankrotte aus.

Den jährlichen Durchschnitt der engl. Getreideinfuhr (excl. Irland) von 1830 bis 1839 gibt Gülich⁴⁹⁾ zu 2,914,400 Quarter an, womit freilich wenig die Angabe auf denselben Blatte stimmt, daß nämlich der Durchschnitt von 1830 bis 1840 nur 1,535,000 Quarter betragen haben soll, selbst wenn man oben Großbritannien und Irland verstehen wollte. Roscher (Kornb.

31) Tabellen III, 87. 32) Tabellen III, 1. 33) Tabellen III, 87. 34) Tabellen III, 2. 35) v. Gülich, Tabellen III, 1. 36) Tabellen III, 2. 37) Reberus II, S. 223. 3. Edit. 38) Tabellen III, 2. 39) Engestr. u. S. Z. Geogr. Stat. LXV.

39) Tabellen III, 87. 40) Geogr. Stat. III, 137. 41) Tabellen III, 1. 42) Geogr. Stat. III, 101. 43) Ebenfalls V, 78. 44) v. Gülich, Tabellen III, 2. 45) Geogr. Stat. III, 137. 46) Tabellen III, 187. 47) Tabellen III, 87. 48) v. Gülich, Geogr. Stat. V, 78. 49) Geogr. Stat. V, 78.

§. 37) notirt als durchschnittliches Importequantum des Weizens von 1830 bis 1840 c. 908,000 Quarter.

Den 1840er Import nach England gibt v. Gülich⁵⁰⁾ so an:

Weizen	1,999,519 Quarter
Gerste	630,557 "
Safer	539,137 "
Roggen	3,351 "
Weizenmehl	1,539,585 Centner.

Dagegen sollen nach demselben⁵¹⁾ 1840 2,457,719 Quarter allein in Weizen nach England eingeführt worden sein, denen ein ungefährer Werth von 10 1/2 Mill. Pf. St. beilegt wird, und an einer anderen Stelle⁵²⁾ ist der Gesamtgetreide-Import zu mehr als 6 1/2 Mill. Quarter angenommen. Die Einfuhr des russischen und preuss. Getreides ist zu 1,633,451 Quarter angegeben⁵³⁾.

Während wir den Import pro 1841 zu 2,300,898 Quarter Weizen (mit einemollertragnisse von 389,000 Pf. St.) angegeben finden, pro 1842 zu 2,667,944, nebst 457,000 Pfd. Reis, geht eine andere Angabe dahin, daß England vom 15. Juli 1828 bis 5. Juni 1841 15,328,035 Quarter Weizen, davon 13,475,652 zum inländischen Consum, eingeführt habe. Nach List, welcher freilich bei seiner industriellen Zollagitation 1844 ein Interesse hatte, die Zahl so niedrig als möglich darzustellen, führte England damals im jährlichen Durchschnitt nur 490,000 Quarter Weizen ein, also den Bedarf von bloß 9 Tagen. Auf jeden Fall kommt R. Chevalier's⁵⁴⁾ Urtheil, daß England in den sieben Jahren bis zum 1. Jan. 1845 jährlich über 6 Mill. Hectoliter importirt habe, der Wirklichkeit näher. — Nach officiellen Documenten haben Großbritannien und Irland zusammen im J. 1845 2,428,145 Quarter Getreide eingeführt, darunter an Weizen und Weizenmehl 1,141,957⁵⁵⁾. Nach Roscher (Korn, §. 37) war der jährliche Durchschnittsimport des Getreides nach England vom 1. Jan. bis alt. Dec. in den sieben Jahren vor der Ermäßigung der Getreidezölle, also von 1839 bis 1845, 2,735,676 Quarter. Schon damals konnten v. Gülich⁵⁶⁾ und Andere behaupten, daß Englands Getreideeinfuhr von 1780 bis 1845 bedeutender gewesen sei als die gleichzeitige Einfuhr aller anderen Länder zusammen.

Einen neuen Impuls empfangt die engl. Korn- und Weizeninfuhr seit 1846, wo man weniger als den Durchschnitt gemerzt hatte, und bei der Nothwendigkeit starker Zufuhren zu Vorrathsrichtungen schritt, z. B. auch für den Weizen, dessen Import 1846 stärker als in früheren Jahren war. Die Hauptzufuhren konnten aber erst 1847 eintreffen, und übertrafen die eines jeden früheren Jahres. Ganz Großbritannien und Irland führten

an 12 Mill. Quarter Getreide bei sich ein⁵⁷⁾, und schickte dafür ungeheure Geldsummen nach Nordamerika, Rußland, Preussland u. s. w., sodaß nahezu die Geldverlegenheiten von 1839 sich wiederholten⁵⁸⁾. Die nähere officielle Angabe jenes Getreidequantums ist 12,143,133 Quarter, wofür an Zoll nur 13,911 Pf. St. zu zahlen waren. Im J. 1848 sank die Einfuhr auf die Hälfte der 1847er, nämlich auf 6,261,861 Quarter, mit einemollertragnisse von 767,668 Pf. St. — Die jährl. Durchschnittseinfuhr von Brodfrüchten nach England von 1840 bis 1848 finden wir mit 2 1/2 Mill. D. verzeichnet. Schon 1849 hatte man wieder einen Import von 11,797,041 Quarter Getreide, für welche 608,481 Pf. St. Eingangszoll entrichtet werden mußte. Roscher specifizirt die 1849er Einfuhr so⁵⁹⁾:

3,872,134 Quarter Weizen,	
1,389,793 "	Gerste,
1,282,219 "	Safer,
241,870 "	Roggen,
2,247,424 "	Weizen,
236,438 "	Erbsen,
458,650 "	Bohnen,
308 "	Buchweizen,
3,371,301 Centner Weizenmehl,	
224 "	Gerstenmehl,
40,516 "	Safermehl,
18,826 "	Roggenmehl,
102,173 "	Weizenmehl,
300 "	Erbsenmehl,
2 "	Bohnenmehl,
1095 "	Buchweizenmehl.

Ebenfalls der Schrift Roscher's⁶⁰⁾ entnehmen wir die Notiz, daß in den vier Jahren vom Januar 1846 bis alt. December 1849 im jährlichen Durchschnitt 7,512,970 Quarter Getreide und 4,389,672 Ctr. Weizen im Gesamtwerthe von 19 Mill. Pf. St. nach England eingeführt worden sind. Auf §. 38 u. 39 derselben Schrift findet sich eine Uebersicht der Einfuhr des Getreides nach England (ohne Irland) in Quartern nach den verschiedenen Ländern, welche ihren Beitrag dazu geliefert haben, für die Jahre von 1846 bis 1849. Wir geben sie hier unter Hingewandlung der kleinen Pfenne wieder. Es wurden eingeführt

	1846	1847
Aus den Verein. Staaten	808,178	1,834,142
" Canada	3,271,105	388,793
" Frankreich	73,774	179,259
" Belgien	3,063	27,469
" Holland	473	11,890
" Hamburg u. Bremen	34,306	82,383
" Mecklenburg	87,763	60,549
" Danow u. Oldenburg	4,504	11,907
" Preußen	360,880	492,928

50) Welcher sich stets auf speziell genannte Quellen bezieht, Tabellen III, 2. 51) Grsch. Darst. III, 137. 52) Ebenfalls III, 101. 53) v. Gülich, Tabellen III, 87. 54) Revue d. d. M. 1847. 55) In einer und vorliegenden Journal-Notiz wird allein Islands Getreide-Import von 1845 zu 3 Mill. 351,901 Quarter — offenbar zu hoch — angegeben. 56) Grsch. Darst. V, 77.

57) Roscher, Kornhandel S. 19. 58) Es ist jetzt anerkannt, daß die Erschütterungen des Geldmarktes, abgesehen von Arziken im Lande, meist in großen Getreide-Importen ihren Grund haben. 59) Kornhandel S. 39. 60) Ebenfalls.

	1846	1847
Aus Rußland schw. Meer	163,604	463,000
„ „ Office . . .	41,246	357,729
„ Dänemark	61,564	73,568
„ Aegypten	7,832	123,880
„ der Türkei	21,951	109,101
„ österreich. Italien . .	73,432	28,975
„ dem übrigen Italien .	120,824	35,874
„ Australien	90,345	13,690
	1848	1849
Aus den Verein. Staaten	296,101	617,131
„ Canada	186,254	142,294
„ Frankreich	320,010	742,023
„ Belgien	178,399	366,088
„ Holland	163,978	308,482
„ Hamburg u. Bremen .	369,931	330,914
„ Westfalen	146,077	139,005
„ Hanov. u. Oldenburg .	25,582	29,064
„ Preußen	528,156	618,734
„ Rußland schw. Meer	327,260	551,378
„ „ Office	195,876	48,977
„ Dänemark	191,787	243,297
„ Aegypten	17,171	129,964
„ der Türkei	16,000	105,128
„ österreich. Italien . .	35,078	174,654
„ d. übrigen Italien . .	48,121	106,875
„ Australien	5,558	15,698

Uebrigens wird durch diese Zahlen hinlänglich widerlegt, was schon 1849 vielfach behauptet wurde, daß die Ausfuhr der Office nach England seit 1849 sehr abgenommen habe; nur der Export aus den russischen Officehäfen ist gegen früher zurückgegangen, und zwar allerdings sehr stark.

Den Import Englands zum eigenen Bedarf, also nicht zur Wiederausfuhr, gibt Roscher *) so an:

1847	12,303,751	Quartern
1848	6,327,243	„
1849	11,882,900	„
1850	9,109,350	„

Wir müssen hierzu bemerken, daß das hier angeführte Quantum für 1849 (11,882,900 Q.) um eine Kleinigkeit von dem oben verzeichneten (11,797,041 Q.), wovon noch etwas für den Export abgegangen sein dürfte) abweicht.

Nach einer anderen Angabe, aus einer Zeitung, die sie aus einer offiziellen Liste entnommen haben will, war je die halbjährige Einfuhr vom 5. Jan. bis zum 5. Juni in Quartern:

	1849	1850
Weizen	2,478,067	1,182,491
Weizenmehl	1,942,419	929,020
Gerste	652,628	377,858
Hafer	473,914	462,554

Für die Weizenimport nach England in den ersten sechs Monaten finden wir die Notiz, daß sie c. 3 Mill.

Quartern betragen, also gegen die Vorjahre stark abgenommen habe, für das ganze Jahr 1851 dagegen: 9,669,712 Q. Getreide und Mehl, wovon 5,355,687 Weizen und Weizenmehl waren. Von 1852, besonders vom April dieses Jahres ab, nahm die Einfuhr an Weizen, Gerste und Hafer gegen früher sehr ab.

Auf offiziellen Angaben, jedoch mit anderer Gruppierung, beruht auch die folgende Importtabelle, welche den Weizen von den übrigen Körner- und Hülsenfrüchten scheidet und das Mehl (meist Weizenmehl) außerdem anführt:

	Weizen	Gerste, Hafer, Bohnen, Weizen, Roggen, Reis	Quartern
1847	2,650,058	6,764,038	
1848	2,477,366	4,212,536	„
1849	3,872,568	5,792,878	„
1850	3,754,592	4,213,993	„
1851	3,656,195	4,664,432	„
1852	2,825,427	3,381,134	„

Dazu Mehl:

1847	8,637,377	Centner
1848	1,731,974	„
1849	3,483,294	„
1850	3,855,058	„
1851	5,017,681	„
1852	3,652,608	„

Der jährliche Durchschnitt hiervon wird von dem Referenten auf c. 48 Mill. preuß. Scheffel berechnet, während dieser Durchschnitt pro 1842 bis 1846 nur c. 16 Mill. solcher Scheffel gewesen sei. — Eine ebensolche in den Zeitungen *) veröffentlichte, aus amtlichem Ausweise gezogene Uebersicht des Imports an Getreide *) ist diese:

1849	10,655,195	Quartern
1850	9,076,166	„
1851	9,617,222	„
1852	7,779,145	„

Die hier aus verschiedenen Quellen für die Einfuhr von 1846 bis 1852 aufgestellten Zahlen weichen, wenn man z. B. das Mehl auf Quartern reducirt, wenig von einander ab, und geben dadurch die Garantie ihrer Richtigkeit. Nur darf man nicht vergessen, daß sowohl Privatchriftsteller, als auch offizielle Auctoritäten wenigstens von einer nach ihrem Parteistandpunkte modificirten Gruppierung sich selten ganz frei machen können. Man war damals in England darauf aus, die Wirkungen des aufgehobenen Getreidezölles durch Zahlen nachzuweisen. Indessen lernten sich die Protectionisten seit den 1850er Jahren in das fait accompli fügen, und die Behandlung der Zahlen, welche man im Grunde nur aus den amtlichen Ausweisen (des der freien Ein-

62) z. B. in der maßgebenden Quellen, 1853. 63) Der Correspondent sagt: „Weizen“, was ihm in England das bedeutet, was wir oft unter „Korn“ im Allgemeinen verstehen, nämlich Brodfrucht im weiteren Sinne. Auch ist offenbar das Mehl in diesen Zahlen einbegriffen.

fuhr hohen Ministeriums) schöpfen konnte, wurde so mehr und mehr der Parteienbenennung entrückt.

Seit 1832, noch mehr seit 1853, verstärkte sich die Einfuhr wieder; sie ergab vom September 1852 bis dahin 1853 ein Plus von c. 3 Mill. Quarter gegen die Zeit vom September 1851 bis dahin 1852, sobald wieder bedeutende Massen Geld aus dem Lande, resp. aus der Bank, welche deshalb ihren Discount erhöhte, in das Ausland abfloß. Bald nach dem Ablauf der zwölf Monate vom September 1852 bis dahin 1853 schätzte man den Import auf c. 10 bis 12 Mill. Quarter im Werthe (Kaufpreis) von 24 bis 30 Mill. Pf. Sterling. Die Einfuhr von 1853 wurde dann in bestimmten Zahlen zu 10,796,772 Quarter (an Getreide und Mehl aller Art) angegeben, und die Wirkung davon auf dem engl. Geldmarkte als sehr empfindlich wahrgenommen. Die Geldkrise nach der Ernte von 1852 erklärt der londoner „Economist“ größtentheils aus dem Umstande, daß England viel Brodbrothe importierte, und dafür schneller Geld in das Ausland senden mußte, als die nach England zu liefernden Rissen für die aus England exportirten Waaren eintrafen. Der Import in 1854 war wieder etwas geringer als in 1853, nämlich (officiell) 6,850,498 Quarter Getreide und 3,705,161 Gentner Mehl. Eine andere Angabe, welche Alles auf Quarter reducirt, gibt 8,386,342 Quarter. Die Einfuhr in 1855 finden wir zu 23,388,298 preuß. Scheffeln angesetzt, und zwar mit der Bemerkung, daß sich hier gegen 1854 ein Minus von 7,818,204 zeige, für den Weizen im Besonderen ein Minus von 3,719,157 Scheffeln⁶⁴⁾. Nach dem Aufweise des Handelspräsidii, welchen die Zeitungen gebracht haben, betrug die Einfuhr von Getreide nach ganz England⁶⁵⁾ im J. 1855 5,729,241 Quarter, die Einfuhr von Mehl 1,922,318 Gentner. Die Einfuhr von Weizen (mit Reduktion des Mehles auf Quarter) war demnach im Einzelnen:

aus Preußen	536,123 Quarter
„ Aegypten	437,441 „
„ Dänemark	313,747 „
„ den Verein. Staaten	248,006 „
„ den Hansestädten	224,818 „
„ Spanien	201,716 „
„ Neßlenburg	179,573 „
„ der Türkei	80,688 „
„ österreich. Stalien	65,781 „
„ Holland	59,621 „
„ Hannover	15,573 „
„ der Moskau u. Balasch.	9,830 „
„ Oldenburg	4,403 „
„ Rußland fast gar Nichts.	
„ den übrigen Ländern Osten, welche unter dem Oldenburgischen stehen.	

Von der übrigen Einfuhr in 1855 haben Dänemark, Schweden, Hannover und Holland den größten Theil des

Hafens und der Gerste, Dänemark und die Hansestädte den größten Theil der Erbsen, Aegypten den größten Theil der Bohnen geliefert. — Was überhaupt den Antheil der verschiedenen Länder bei der Einfuhr nach England während der Periode von 1815 bis 1856 betrifft, so wird derselbe bei der nachfolgenden Darstellung, in welche die meisten Exportländer fallen, hin und wieder angegeben werden.

Deutschland figurirt von 1815 bis 1856 vorwiegend als Exportland, sobald wir es fast nur mit Exportzahlen zu thun haben, ohne freilich darauf Anspruch zu machen, für jedes einzelne Jahr und jedes einzelne Land vollständige Zahlen zu geben, sobald wir nur auf die mehr oder weniger hervorragenden Thatfachen eingehen können.

Die Ausfuhr von 1817 war, wie aus den Angaben über die Importländer hervorgeht, wenigstens gegen die Vorjahre sehr stark; allein wir haben keine zusammenfassenden Zahlen zu finden vermocht. Für 1818, wo sich die Nachfrage in der effektiv ausgeführten Waare noch höher herausstellte, ergaben sich noch härtere Quantitäten. Unter den damaligen Exportplätzen nimmt Danzig 1818 wieder einen der ersten Rangplätze ein; es führte 1818 nach Südde⁶⁶⁾ c. 250,000 Quarter aus, meist nach England. Von 1819 an fiel die Ausfuhr und hob sich erst 1828 wieder. Im J. 1820 exportirte Preußen nach England c. 300,000 Quarter, 1821 nur 39,000 und in den nachfolgenden Jahren noch weniger. In demselben Verhältnisse stand die Ausfuhr Hamburgs und Bremens nach England, wo man reiche Ernten und hohe Bälle hatte; die letzteren hinderten auch die Einfuhr bedeutender Quantitäten nach Frankreich. Dafür stieg die Ausfuhr aus dem deutschen Norden nach Portugal, wozin Hamburg z. B. allein in den 5 dem 4. Oct. 1821 vorbegehenden Wochen 1300 Lasten exportirte⁶⁷⁾. Preußens Ausfuhr war in preuß. Scheffeln

	an Roggen, Gerste, Hafer, Bohnen u. s. w.
1825	1,924,568
1826	2,856,764
	2,769,913
Dagegen war sein Import	
1825	1,052,635
1826	935,596
	1,206,546 ⁶⁸⁾

Nach Kocher⁶⁹⁾ betrug Preußens durchschnittliche jährl. Ausfuhr von 1816 bis 1826 219,000 Quarter. Für 1827 und 1828 finden wir bei Südde⁷⁰⁾ folgende Uebersicht von Preußens Aus- und Einfuhr in preuß. Scheffeln:

	Ausfuhr an Roggen, Gerste, Hafer, Bohnen u. s. w.	Einfuhr an Roggen, Gerste, Hafer, Bohnen u. s. w.
1827	1,316,585	3,211,263
1828	3,150,140	2,778,581

64) Die Quarter ist hier — 5.3 preuß. Scheffel gleich.
65) Bei dem vorausgehenden Anlasse zur Einfuhr genannt ist, hat man darunter ganz Großbritannien und Irland zu verstehen.

66) Tabellen II, 12. 67) v. Südde, Gesch. Dachs II 390. 391. 68) v. Südde, Tabellen II, 14. 69) Kornhan-
del S. 18. 70) Tabellen II, 14. 15.

Dagegen von der Einfuhr:

1827	377,929	2,041,509
1828	330,263	1,067,748

Im Jahre 1838 waren bekanntlich die Ausfuhrge-
schäfte überall wieder sehr lebhaft; Danzig allein ex-
portirte 1838 43,661 Laß Weizen, wovon viel aus Po-
len kam, dagegen aus Galizien nur die Kleinigkeit von
160 Laß. Die durchschnittliche Jahresausfuhr von 1838
bis incl. 1840 aus Danzig gibt Gölich⁷¹⁾ zu c. 43,000
Laß Weizen und c. 9,400 Laß Roggen an, dagegen
vom J. 1844 zu 46,000 Laß Weizen und 17,500 Laß
Roggen⁷²⁾. Die ganze preuß. Ausfuhr von 1839 fin-
den wir ebenda⁷³⁾ in folgenden Zahlen verzeichnet:

Weizen und Dinkel	5,495,956	preuß. Scheff.
Roggen	1,622,928	" "
Gerste, Hafer und Buch- weizen	1,960,289	" "
Bohnen, Erbsen, Linsen, Wicken	604,306	" "

Mit hohen Biffen tritt um diese Zeit Magdeburg
auf; es wurden nach Gölich⁷⁴⁾ 1841 von diesem Plage
600,000 bis 800,000 Str. Weizen versührt. Auch Stet-
tin und Königsberg erscheinen damals als bedeutende
Exportplätze. So wurden nach Gölich⁷⁵⁾ im J. 1843,
indessen meist nach anderen Teutschen Orten, 12,782 Laß
Weizen, 29,945 Laß Roggen, 5,134 Laß Gerste, 5,136
Laß Hafer, dagegen im J. 1844 nur 8,706 Laß We-
izen und 14,314 Laß Roggen versührt. — Schubert ver-
setzt für die damalige Zeit die preuß. Jahresausfuhr
auf die verschiedenen Plätze in Procenten, wie folgt:

	Weizen	Roggen	Hafer und Gerste (Erbsen, Linsen u. f. w.)	Rundge- treide (Erbsen, Linsen u. f. w.)
Danzig	60	20	10	20
Königsberg mit Pillau	10	40	40	50
Stettin	15	10	10	10
die übr. Häfen	15	20—30	40—50	20

Den durchschnittlichen Gesamtwert der preuß.
Ausfuhr für die vorausgehenden Jahre (wie viele?) gibt
v. Rengeste⁷⁶⁾ in folgenden Zahlen:

Preuß. Scheff.	Hafer	Hafer
5,000,000 Weizen	à 2/10	= 10,333,333
2,000,000 Roggen	à 1/10	= 2,566,667
800,000 Gerste	à 1/10	= 853,333
500,000 Hafer	à 1/10	= 383,333
800,000 anbr. Getr.	à 1/10	= 1,200,000

Sa 9,100,000 aller Art 15,636,666

Und zwar ist dieses Quantum nach ihm nur der
23. Theil der Gesamtproduction. Wir erinnern hier-

71) Gösch. Darst. V, 363. 72) Ebendaf. 73) Tabellen
III, 104. 74) Gösch. Darst. V, 562. 75) Gösch. Darst. V,
361, 363. 76) In einem Aufsatze d. d. Berlin den 24. Febr.
1851.

bei an die in dem Abschnitte über Production dem preuß.
Landes-Oekonomie-Collegium entnommene Tabelle, wobei
der Ausfuhrbedarf nach dem Resultate der Vorjahre in
Anschlag gekommen ist. — Für 1853 bis 1855 liegen und
keine bestimmten Zahlen vor; allein es darf mit Sicher-
heit behauptet werden, daß namentlich 1853 und 1855
große Quantitäten eingeführt worden sind. Indessen
dürfte wenigstens 1855 die Ausfuhr noch stärker gewe-
sen sein; wir fanden sie oben in dem Abschnitte über
England für den Weizen allein mit 536,123 dorthin
verludenen Quartern aufgeführt.

Was die nichtpreussischen Länder und Getreidemärkte
betrifft, so war z. B. die Stadt Braunschweig noch in
den 1830er Jahren, namentlich 1838, ein hervorragen-
der Getreideexportplatz, während Bremens durchschnitt-
liche Getreideaufuhr pro 1816 bis 1826 von Ro-
scher⁷⁷⁾ nur zu 1,850 Quartern angegeben ist, und auch
in der späteren Zeit, noch bis 1841, sich aus dieser
Unbedeutendheit nicht erhob. Dagegen erscheint Ham-
burg⁷⁸⁾ von 1816 bis 1826 mit einem durchschnittlichen
jährlichen Getreideexportquantum von 43,400 Quartern,
welches sich 1841 auf die Höhe von 73,988 Laß erhob⁷⁹⁾.
Nach Roscher⁸⁰⁾ stellt sich der Export Hamburgs, von
welchem etwa 80 Proc. nach England gingen, so:

1845	1849
173,913	286,209
43,478	34,584
79,744	140,107
17,738	48,444
4,660	4,169
10,978	9,988
19,236	24,494

Auch in neuerer Zeit effectuirte Hamburg starke
Einfäufe zum Zwecke des Verkaufs ins Ausland, in
Folge deren z. B. 1852 Geldmangel im Plage eintrat,
sodas z. B. am 16. April der Discout auf 6 Proc. stieg.
Bremens jährliche Getreideaufuhr war nach
Roscher⁸¹⁾ von 1816 bis 1826 im Durchschnitt 66,450
Quartern, nach einer anderen von und oben mitgetheilten
Angabe allein nach England 1846 87,763 und 1847
60,549 D. Im J. 1855 stieg, wie dies ebenfalls schon
oben angegeben wurde, Bremens Weizenausfuhr
nach England sogar auf 179,573 Quartern. Damit ist
freilich eine andere Angabe kaum zu vereinigen, wonach
allein der rothdorne Hafen von 1844 bis 1848 im Jahr.
Durchschnitte 112,833 Quartern Weizen, 21,493 Ro-
ggen, 32,239 Gerste, 3,040 Hafer und 6,092 Bohnen
versandt haben soll.

Bayern mußte 1816 und 1817 Getreide einführen,
wovon auf Staatskosten in diesen beiden Jahren ca.
90,000 bair. Scheffel Roggen, 60,000 Gerste, 24,000
Weizen mit einem Kostenaufwande von c. 8 Mill. Gul-
den kamen⁸²⁾. Von 1825 bis 1828 exportirte dieses

77) Kornhandl. S. 18. 78) Ebendaf. 79) v. Gölich,
Tabellen III, 103. Doch sind ebenfalls, auch nur 38,135 Laß an-
gegeben (niedrigst Weizen). 80) Kornhandl. S. 33. 81)
Kornhandl. S. 18. 82) Rau, Lehrbuch II, 242. 3. Ausg.

Land wenig Getreide, da besonders in der Richtung nach der Nordsee die Rhein- und anderen Flüsse hindernd waren. Rheinländern setzte verhältnismäßig noch das Meiste ab. Im J. 1836 wurden von dem auf die bairischen Schranzen gebrachten Getreide überhaupt nur etwa 265,763 boier. Scheffel ausgeführt, nämlich 43,820 Roggen, 144,932 Weizen, 34,767 Gerste und Dinkel, 42,244 Hafer⁸³⁾. Bei das Meiste davon, wenigstens aus dem Süden und Osten, ging den alten Reg., nämlich nach Tyrol und anderen österreichischen Provinzen. Diesen letzteren Export gibt v. Gülich⁸⁴⁾ von 1836 bis 1838 pro Jahr auf höchstens 1 Mill. preuß. Scheffel an. — Das 1828 aus Württemberg ausgeführte Getreide hatte nach v. Gülich⁸⁵⁾ einen Werth von e. 3,200,000 Gulden, während der Import nur etwa 1/2 Mill. repräsentirt. Die Ausfuhr über die badische, württembergische und bairische Zollvereinsgrenze betrug 1848 über 1,472,000 Scheffel Weizen, 208,000 Roggen, 88,000 Gerste, 48,000 Hafer und Buchweizen⁸⁶⁾. — Das Königreich Sachsen hat trotz seiner großen Fruchtbarkeit wegen der außerordentlich dichten Bevölkerung, besonders wegen des Erzgebirges, mehr Ein- als Ausfuhr. Im J. 1838 gingen aus Dessau 780,000 Etr. Getreide ein. Der Ueberschuß der Einfuhr, und zwar aus Böhmen, über die Ausfuhr stellte sich

	an Weizen	an Roggen	
1846 auf	23,624	218,989	preuß. Scheffel
1847 „	31,968	237,002	„
1848 „	39,631	165,291	„
	an Hafer u.	an Buchweizen	
1846 auf	135,782	158,485	preuß. Scheffel
1847 „	127,187	70,463	„
1848 „	106,938	46,471	„

Dazu kamen noch über Leipzig im jährlichen Durchschnitt e. 500,000 bis 600,000 preuß. Scheffel. Auf der Elbe ging 1852 (wahrscheinlich von Wittenberge an gerechnet) für 4,057,610 Mark Banco Getreide zu Thal, was mehr als die Hälfte aller Baaren der Dampfsahrt aus jenem Jahre ist.

Was die Ausfuhr der Ocker betrifft, wobei freilich Teutschland nur zum Theil in Betracht kommt, so nahm sie seit 1815 in der Richtung nach Portugal und Spanien mit Ausnahme weniger Jahre sehr ab, dagegen in der Richtung nach Holland, Frankreich und England stark zu.

Die Gesamtausfuhr Teutschlands in 1816 und 1817 war wegen des eigenen Erntedefizits nicht sehr erheblich, am erheblichsten noch aus Westfalen, dem Ragnsburgischen und Halberstädtischen; dagegen kaufte man nicht wenig gebräutet russisches Getreide. Die reichen 1820er Ernten in fast allen Ländern waren der Ausfuhr aus dem entgegengesetzten Grunde höchst ungünstig;

man versuchte zwar, selbst nach Brasilien Mehl abzugeben, allein meist mit Schaden. Dagegen wurde die Ausfuhr nach England, Schweden u. s. w. 1826 wieder lebhaft, jedoch wenig lohnend, da man meist nur wohlfeile Sortungen verschifft. Im J. 1830 hörte der vielbundertjährige Export nach der pyrenäischen Halbinsel so gut wie ganz auf. Dagegen führte man, und zwar Danzig, Stettin, Hamburg, Bremen u. s. w., 1837 zum ersten Male Getreide nach Nordamerika aus. Der Ausfuhr aus Teutschland im J. 1839 gibt v. Gülich⁸⁷⁾ einen Werth von e. 20 Mill. preuß. Thalern, und über die Ein- und Ausfuhr des russischen Getreides pro 1834 bis 1839 folgende Uebersicht⁸⁸⁾:

	1834	1835	1836
Einfuhr von Spelz und Weizen in preuß. Scheffeln	121,054	187,365	359,824
Ausfuhr von Weizen und Spelz	2,925,699	2,368,267	3,795,147
Einfuhr von Roggen	316,652	189,024	223,263
Ausfuhr von Roggen	1,527,418	831,138	1,872,438
Einfuhr v. Gerste, Hafer, Heideforn	229,406	87,158	121,870
Ausfuhr v. Gerste, Hafer, Heideforn	987,925	1,026,153	2,031,153
	1837	1838	1839
Einfuhr von Weizen und Spelz	178,344	297,263	265,254
Ausfuhr von Weizen und Spelz	4,283,429	6,524,008	7,124,477
Einfuhr von Roggen	539,022	1,094,963	1,089,898
Ausfuhr von Roggen	2,187,679	842,144	1,795,595
Einfuhr v. Gerste, Hafer, Heideforn	298,105	492,329	706,282
Ausfuhr v. Gerste, Hafer, Heideforn	1,863,630	863,645	2,464,718

Nach Dietrich⁸⁹⁾ hatte der Zollverein von 1837 bis 1839 dem jährlichen Durchschnitt einen Ueberschuß der Ausfuhr über die Einfuhr von 5,664,684 preuß. Scheff. Weizen, 702,845 Roggen, 1,231,759 Gerste, Hafer und Buchweizen, und 402,165 Hülsenfrüchte, zusammen 8,001,455 preuß. Scheff. Ebenfalls nach Dietrich⁹⁰⁾ ergibt sich für den Durchschnitt der drei Jahre 1840 bis 1842 folgende Differenz zu Gunsten der Ausfuhr:

83) Allgem. Zeitung vom 25. Sept. 1837. Dorf. V, 602. 85) Gesch. Dorf. V, 602. Koenigsb. G. 33.

84) Gesch. Dorf. V, 602. 86) Roscher,

87) Tabellen III, 155. 88) Tabellen III, 96. 97. 89) Statist. Uebersicht, I. Fortsetzung 1842. S. 196. 90) Statist. Uebersicht, Fortsetzung vom J. 1844.

beim Weizen 6,305,404 preuß. Scheffel, beim Roggen 1,828,459, bei der Gerste, dem Hafer und dem Buchweizen 1,547,819, bei den Erbsen, Bohnen und Linsen 681,634. Dies wäre etwa der 25. Theil der ganzen innerhalb des Zollvereins erzeugten Menge. Ganz Deutschlands Getreideausfuhr nach England zwischen 1831 und 1840 war nach Gütlich⁹¹⁾ im Weizen am geringsten 1835, nämlich 79,000 preuß. Scheffel, am größten 1839, nämlich 6,132,000; in Gerste am geringsten 1838, nämlich 9,500, am größten 1840, nämlich 1,402,000; in Hafer am geringsten 1833, nämlich 3,200, am größten 1837, nämlich 1,019,000; in Roggen, Bohnen, Erbsen u. f. w. am geringsten 1833, nämlich 106,500, am größten 1839, nämlich 1,485,000. Ueberhaupt hatte Preussisch-Deutschland besonders nach England in drei auf einander folgenden Jahren noch nie so viel exportirt und dafür Waaren importirt als 1839 bis 1841. Die Ausfuhr von 1837 bis 1841 nach England, worin nur ein kleiner Bruchtheil polnischen und ungarischen Getreides eingebracht ist, hat nach Gütlich⁹²⁾ den deutschen Vaterlande c. 25% Will. preuß. Thaler eingebracht. Den Weizenexport Deutschlands nach England von 1828 bis 1841 im jährlichen Durchschnitte stellt derselbe⁹³⁾ in folgender Tabelle auf:

1828 bis 1831 c.	680,000	Quarter
1832 bis 1836 c.	131,000	"
1837 allein c.	403,000	"
1838 bis 1841 c.	1,050,000	"

im Werthe von c. 125 Mill. (?) preuß. Thaler.

Des Zollvereins Ein-, Aus- und Durchfuhr von 1840 bis 1842 war nach v. Gütlich⁹⁴⁾ folgende in preuß. Scheffeln:

	Einfuhr	Ausfuhr 1840	Durchfuhr
Weizen und Speltz	262,185	6,706,160	2,374,594
Roggen	779,687	1,627,804	1,179,494
Gerste, Hafer, Malz, Heideforn	489,046	2,310,767	325,690
Bohnen, Erbsen, Linsen, Widien, Hirse	46,956	703,503	60,912
		1841	
Weizen und Speltz	345,114	8,108,877	1,594,588
Roggen	359,961	2,619,692	168,704
Gerste, Hafer, Malz, Heideforn	291,597	2,116,535	45,684
Bohnen, Erbsen, Linsen, Widien, Hirse	35,035	846,890	35,390
		1842	
Weizen und Speltz	312,576	5,021,042	1,966,130
Roggen	619,689	2,997,858	212,935

1842

Gerste, Hafer, Malz, Heideforn	372,255	1,369,053	54,670
Bohnen, Erbsen, Widien, Linsen, Hirse	51,859	626,407	16,777

Im J. 1843 und 1844 hatte England gute Ernten und daher Preussisch-Deutschland weniger Ausfuhr dahin. Für 1843 wollte Friedr. Riß den Werth der ganzen deutschen Ackerbau-Productenausfuhr nicht höher als zu 16 Mill. preuß. Thalern ansetzen, eine Summe, welche er freilich ein Interesse hatte, so niedrig wie möglich herabzusetzen. Michel Chevalier⁹⁵⁾ läßt im jährlichen Durchschnitte der Jahre vor 1846 aus der ganzen Ostsee und dem Elbgebiete (resp. auf der Elbe) c. 5 Mill. hectoliter Weizen = 1 1/2 Mill. Quarter ausgeführt werden.

Bei Roscher⁹⁶⁾ finden wir folgende Uebersicht des Ex- und Imports des Zollvereins pro 1846 bis 1848 in preuß. Scheffeln:

	Weizen	Roggen	Gerste
1846	3,810,183	2,879,950	170,535
	Wehrausfuhr	Wehrausfuhr	Wehrausfuhr
1847	3,863,454	5,009,860	61,678
	Wehrausfuhr	Wehrausfuhr	Wehrausfuhr
1848	6,829,034	1,208,854	2,633,181
	Wehrausfuhr	Wehrausfuhr	Wehrausfuhr
	Hafer und Buchweizen	Hälfenfrüchte	
1846	1,120,230	450,353	
	Wehrausfuhr	Wehrausfuhr	
1847	43,227	17,899	
	Wehrausfuhr	Wehrausfuhr	
1848	710,826	669,220	
	Wehrausfuhr	Wehrausfuhr	

Darnach hat also der Zollverein 1847 das seltenste Schicksal gehabt, mehr ein- als auszuführen (c. 1 Mill. preuß. Scheffel), und die breisauer Kaufmannschaft stellte in einer an den Finanzminister gerichteten Denkschrift im Herbst dieses Jahres der Getreideausfuhr der Ostsee des Prognostikon des fortdauernden Sinkens. In dem ersieglichen Jahre 1848 hatten nach Roscher⁹⁷⁾ im Zollvereine eine Mehreinfuhr an Roggen: Sachsen, Lauenburg und Baden; an Weizen: Sachsen allein; an Gerste: Sachsen und Lauenburg; an Hafer: Sachsen und Kurheffen; an Bohnen: Sachsen, d. Darmstadt und Lauenburg. — Nach einer anderen Quelle betrug die gesammte Getreideeinfuhr in den Zollvereine von 1845 bis 1850 zusammen 32,252,387 preuß. Scheffel, also im jährlichen Durchschnitte nahezu 5 1/2 Mill., wovon im Ganzen nur 88,066% Thaler an Eingangszöllen gezahlt wurden. Auch von 1851 bis jetzt sind für Preussisch-Deutschland, resp. den Zollverein die Ausfuhr nicht wieder auf die Höhe von 1838 bis 1842 zurückgegangen. Doch stehen uns hierüber keine zusammenfassenden Zahlen zu Gebote.

91) Tabellen III, 134. 92) Gesch. Darst. V, 213. 214.
93) Ebend. 388. 94) Tabellen III, 139.

95) Revue d. Mondes. 1847. 96) Kornhandel S. 31.
97) Kornhandel S. 32.

Wir schließen mit der Einfuhr von Reis in den Zollverein von 1839 bis 1852:

1839	91,538	Str. bei 3 Zhr. Eingangszoll
1840	161,137	" " 2 " "
1846	214,607	" " — " "
1847	669,095	" " — " "
1848	90,515	" " — " "
1850	216,473	" " — " "
1851	388,923	" " — " "
1852	591,096	" " 1 " "

Die Schweiz hat schon seit Jahrhunderten mehr Getreide ein- als ausgeführt, und dieses Verhältniß ändert sich auch für die Zeit von 1815 bis 1856 nicht, nur daß Viele behaupten, die Einfuhr sei nicht in derselben Progreßion gestiegen wie die Bevölkerung. Nach Francini⁹⁸⁾ betrug in den 1820er Jahren die jährliche Einfuhr mindestens 900,000 Hectoliter, d. i. den Bedarf von 70 bis 75 Tagen, wofür die Schweiz etwa 16 Mill. Francs zahlte. Damit stimmt Roscher's⁹⁹⁾ Angabe auch für das Jahr 1840 überein, denn in diesem importierte die Schweiz an Getreide

aus d. Zollvereine	für 11,975,000 Francs
" Frankreich	" 223,000 "
" Oesterralien	" 306,000 "
" d. übr. Oesterr.	" 988,000 "

Den jährlichen Durchschnittsimport der Schweiz in den Jahren von 1851 aus dem Zollvereine berechnete man zu 1,200,000 Str., wofür an die schweizerische Zollcasse 120,000 Francs zu zahlen waren, also $\frac{1}{10}$ Franc à Centner. Im J. 1852 bezog die Schweiz zum ersten Male Weizen aus Oßessa. In der neuesten Zeit (1855) haben schweizerische Blätter die Behauptung aufgestellt, daß der jährliche Getreideimport dorthin sich in den letzten Jahren auf c. 14 Mill. Viertel im Werthe zu 36 Mill. Francs belaufen habe, eine Behauptung, welche den factischen Verhältnissen wesentlich nicht widersprechen dürfte.

Von Dänemarks Getreideausfuhr in den Jahren 1816 und 1817 ging das meiste nach dem Westen, besonders nach England, und zwar in großen Quantitäten, noch mehr 1818, wo man dorthin 342,213 Quarter (nach v. Gülich, Tabellen III, 11) ausfuhrte. Im J. 1819 verringerte sich dieses Quantum, und von der Ausfuhr der Jahre 1820 bis 1824 kamen nach Gülich¹⁾ auf das Königreich 4,614,306, auf Schleswig 1,479,000, auf Holstein 1,902,124 Tonnen, nämlich in der Totalsumme; die Ausfuhr aus allen diesen Landestheilen stellt sich pro 1825 zusammen auf 2,102,440 Tonnen. Roscher²⁾ gibt den jährlichen Durchschnittsexport von 1816 bis 1826 für ganz Dänemark auf 104,760 engl. Quarter an. Von dem Exporte der Jahre 1826 bis 1836 gibt v. Gülich³⁾ für das gesammte Dänemark folgende Uebersicht:

	1826	1827	1828
Weizen	289,324	258,390	385,485
Roggen	278,714	245,255	340,655
Gerste	568,820	369,840	763,278
Hafer	543,129	575,517	425,311

	1829	1830	1831
Weizen	149,159	171,052	106,033
Roggen	215,415	95,226	76,119
Gerste	550,509	530,952	578,708
Hafer	383,093	433,566	349,572

	1832	1833	1834
Weizen	203,563	245,662	299,655
Roggen	64,044	258,151	436,129
Gerste	609,896	899,943	831,282
Hafer	386,846	346,455	373,286

	1835	1836
Weizen	259,763	156,222
Roggen	321,398	150,477
Gerste	556,109	408,631
Hafer	294,107	176,437

Die Ausfuhr nach England in 1838 war sehr lebhaft; 1839 und 1840 ebenso. Im jährlichen Durchschnitt dieser beiden Jahre führte Dänemark dahin 450,000 Quarter aus, aber schon 1842 war der Export eben dahin auf c. 150,000 gesunken⁴⁾. Dem landwirthschaftlichen Centralblatte entnehmen wir folgende Tabelle für die Getreideausfuhr Dänemarks und der Herzogthümer Schleswig-Holstein. Die Zahlen drücken Tonnen aus à 0,475 engl. Quarter.

	1844	1845
Kartoffeln	268,000	272,000
Gerste . .	1,278,000	1,214,000
Erbsen . .	63,000	208,000
Hafer . .	232,000	313,000
Weizen . .	298,000	414,000
Roggen . .	411,000	367,000
Buchweizen	1,500	25,000

Dazu in Pfunden:

Grüze u. f. w.	28,000	7,867,000
Weizenmehl	—	4,281,000

	1846	1847
Kartoffeln	124,000	146,000
Gerste	1,284,000	1,106,000
Erbsen	201,000	185,000
Hafer	447,000	73,000
Weizen	381,000	442,000
Roggen	387,000	405,000
Buchweizen	81,000	116,000

Dazu in Pfunden:

Grüze u. f. w.	8,456,000	9,047,000
Weizenmehl	2,780,000	3,411,000

98) Statistik der Schweiz. 1828. 99) Kornhandel S. 41.
1) Tabellen I, 32. 2) Kornhandel S. 18. 3) Tabellen III, 85.

4) v. Gülich, Gesch. Dänk. V, 333.

Wir erinnern schließlich an eine frühere Zahl, wonach Dänemark 1855 nach England 313,747 Quarter Weizen ausfuhrte.

Schweden hat nach Gölisch⁵⁾ von 1819—1829 gar keinen Getreideimport, mit Ausnahme von 1826, gehabt, dagegen meist Export, namentlich 1820, 1823 und 1829. Nach Andersen hat es von 1815 bis 1840 etwa nur je im sechsten Jahre Getreide einzuführen gebraucht, wegen es von 1829 bis 1841 meist ausfuhrte, besonders nach Norwegen. Schwedens Export stellt sich nach Roscher⁶⁾ in folgenden Tonnengahlen⁷⁾ dar:

	Weizen	Koggen	Gerste	Hafser
1840	9	4991	63,048	50,324
1841	1191	1235	23,884	101,889
1842	28	229	87	112,426
1843	8059	1206	29,558	59,589
1844	19,123	12,345	183,776	103,655
1845	475	8,00	54,702	270,947
1846	841	21,550	4047	162,194
1847	44,306	156,193	121,442	161,630
Summa:	74,032	206,339	449,544	1,022,654

Nach derselben Quelle war der Import, ebenfalls in Tonnen:

	Weizen	Koggen	Gerste	Hafser
1840	1347	3998	2696	11
1841	9533	35,388	1947	52
1842	6686	56,437	28,096	80
1843	1637	21,371	5012	44
1844	16,930	4871	1156	36
1845	34,329	8,156	2335	125
1846	6983	36,922	38,899	95
1847	96	7137	1909	129

Die Totalsumme dieses Imports ist 334,035 Tonnen; zieht man diese von den 1,752,569 Tonnen des Exports ab, so bleiben 1,418,534 Tonnen als Uberschuß, ein Resultat, das zwar im Vergleich mit anderen Ländern sehr leicht wiegt, aber immerhin der Beweis für die bemerkenswerthe Thatsache ist, daß Schweden der letzten Periode in die Reihe der Exportländer getreten ist.

Dagegen überwiegt für Norwegen fast stets der Import den Export. Dieses Plus betrug nach Roscher⁸⁾ in engl. Quartern:

	1846	1848
Weizen	13,200	15,715
Koggen	161,200	288,642
Gerste	194,340	275,940
Hafser	6000	17,349
Wehl	334,000	71,000 Ctr.

Rußlands Getreideaufuhr hat von 1815 bis jetzt in einer vorher nie geahnten Stärke zugenommen, namentlich seit 1816 und 1817, wo die Häfen des schwar-

zen Meeres mit ihren Quantitäten auftraten. Rußland hatte nach Portugal, Spanien, Frankreich, England, Deutschland u. s. w. nie soviel ausgeführt als 1816 und 1817. Im J. 1813 belief sich Petersburgs Ausfuhr auf 7000, 1817 dagegen auf 441,000 engl. Quarter⁹⁾. Dessen exportierte damals schon nach der Türkei, Italien, Portugal, Spanien, Frankreich, England. Kurz nach ihrer Gründung belief sich die Jahresausfuhr dieser Stadt auf nur 6—700,000 Rubel, 1816 dagegen auf mehr als 54 Mill. Während Düssel meist Weizen ausfuhrte, exportirte der Norden, mit Ausnahme Polens, meist Roggen. Doch gingen schon jetzt Posen und Pommern an, ihr Getreide nicht nach Danzig, sondern nach Düssel zu schicken. Stand die Gesamtausfuhr Rußlands 1815 ungefähr noch auf der Höhe des J. 1817, wo indessen das Land nach Schubert nur 1,83 Proc. seiner Ernte in das Ausland verkauft hat, so ging sie 1819 wie in allen Ländern stark herab, z. B. in Archangel um 75 Proc. des Durchschnitts der unmittelbaren Vorjahre¹⁰⁾. Das flauere Geschäft hielt bis zum Jahre 1828 an, wo zunächst die nördlichen Häfen Archangel, Petersburg, Riga u. s. w. nach dem Westen von Europa wieder anfangen erhebliche Quantitäten auszuführen. Im J. 1827 führten nach Gölisch¹¹⁾ Rußlands nördliche Häfen ca. 1,473,000 Schetwert Getreide und Wehl aus, die südlichen nur e. 1 Million.

Der Export der nördlichen Häfen nach England in Getreide und Wehl war von 1814 bis 1826 nach Gölisch¹²⁾:

	1814	9760	Quarter
1815	1443	.	.
1816	24,198	.	.
1817	405,931	.	.
1818	676,792	.	.
1819	543,555	.	.
1820	372,169	.	.
1821	28,444	.	.
1822	22,040	.	.
1823	14,567	.	.
1824	14,500	.	.
1825	26,894	.	.
1826	128,621	.	.

Die Höhe der Zahl vom Jahre 1818 erklärt sich meist daher, daß die schon 1816 und 1817 bestellten Quantitäten zum Theil erst 1818 an der Küste anlangten. Der Export der Häfen des schwarzen Meeres nach England von 1817—1826 war nach denselben¹³⁾ in Quartern (mit Einschluß des Wehles), fast ausschließlich Weizen: 1817 noch Nichts; 1818: 13,701; 1819: 25,282; 1820: 11,512; 1821: 3,392; 1822 Nichts; 1823 Nichts; 1824: 1751; 1825: 979; 1826: Nichts. Rußlands gesammte Getreideaufuhr in 1826 gibt von Gölisch¹⁴⁾ zu 16,766,833, in 1827 zu 37,462,878 Rubel an. Dieser Export stieg 1829 und 1830, besonders

5) Gesch. Darst. I. 451 und II, 453. 6) Kornhandel S. 42. 7) Die Tonne ist hier = 0,56 engl. Quarter gesetzt. 8) Kornhandel S. 42.

9) Gesch. d. R. u. d. Ost. Section. LXV.

10) Pope bei Gölisch, Gesch. Darst. I. 425. 11) Ebenbas. S. 430. 12) Ebenbas. 13) Tabellen I, 12. 14) Tabellen I, 12. 13) Tabellen III, 75.

auf den nördlichen Häfen, noch mehr; er betrug nach Gütlich¹⁰⁾:

1829: 2,065,159 Tschetw. = 41 Mill. S. Rub.

1830: 2,747,391 „ = 59 „ „

Dagegen bringt Schubert¹¹⁾ für 1830 eine Totalausfuhr von 3,935,000 Tschetwert, etwa = 18 Mill. preuß. Scheffel, nach für damals etwa $\frac{1}{3}$ des russischen Bedarfs war, in Anschlag, und zwar mit Einschluß Polens, welches wahrscheinlich in der Gütlich'schen Zahl ausgelassen ist. Dem Petersburger Hafen allein gibt v. Gütlich¹²⁾ pro 1830 eine Ausfuhr von 243,000, pro 1831 von 176,000 Tschetwert. In den Jahren 1833 und 1834 hatte Rußland, besonders im Süden, Missernten, sodaß es, ein seltener Fall, aus Deutschland und anderen Ländern importiren mußte; ja es reimportirte sogar von seinem eigenen, bereits nach England verladnen Kerne¹³⁾. Für die Zeit von 1800 bis 1834 bringt Roscher¹⁴⁾ folgende Exportzahlen, mit Ausschluß Polens, bei, und zwar in Tschetwert des jährlichen Durchschnitts:

	Weizen	anderes Getreide
1800—1810	687,000	730,000
1811—1815	457,000	513,000
1816—1819	1,816,000	1,648,000
1820—1821	1,126,000	502,000
1822—1834	1,124,000	820,000

Nach Hagemüller¹⁵⁾ begann die Ausfuhr der südrussischen Häfen besonders seit 1835 sich zu heben, noch mehr seit 1836, wo man sogar nach Nordamerika Getreide ausfuhrte. Die Ausfuhr steigerte sich auch durch die Jahre 1838 bis 1840 hindurch. Odeßsa wandelte sich durch diese Handelsblüthe förmlich in eine neue Stadt um, wo sich Alles um den Kornexport drehte. Ihm an die Seite trat schon damals Taganrog, dessen mehr harter glasiger Weizen indessen nicht sowohl für England, als vielmehr für Italien als Zufuhr zu den Macaroni sich eignete. Den Werth der Ausfuhr — meist Weizen — aus den russischen Häfen des schwarzen Meeres in Rubel-Assignaten bestimmt v. Gütlich¹⁶⁾ nach jährlichem Durchschnitt folgendermaßen:

von	1814—1818	ca. 22	Mill. Rub. u. W.
•	1819—1823	• 12	•
•	1824—1828	• 9	•
•	1829—1833	• 14	•
•	1836—1838	• 48	•
•	1838—1840	• 70	•

Die Ausfuhr Polens in 1839 und 1840 war nach Gütlich¹⁷⁾ so bedeutend, wie vorher vielleicht nie in zwei auf einander folgenden Jahren; der Werth dieser zweijährigen Ausfuhr, welche meist über Danzig ging, soll 50 Mill. poln. Gulden betragen haben. Nach Roscher¹⁸⁾

betrug Polens jährlicher Export in den Jahren 1836 bis 1840

1,568,000	preuß. Scheffel	Weizen
707,000	•	Roggen
148,000	•	Gerste u. Hafer.

Hiervon ging 1840 über Danzig ein Werth von 5,518,000 preuß. Thaler Weizen und von 392,000 Thaler Roggen. Nach Gütlich¹⁹⁾ repräsentirte die gesammte russische Ausfuhr im Jahresdurchschnitt folgende Werthe:

1836—1837	a. 9	Mill. Silb. Rub.
1838—1840	c. 18	•
1811	c. 10%	•

Die starke Ausfuhr, namentlich aus dem schwarzen Meere, währte auch nach 1842 fort, ging aber 1843 und 1844 bedeutend herab. Dem Hafen von Petersburg gibt v. Gütlich²⁰⁾ folgende Ausfuhrquantas:

1839	ca. 112,000	Tschetwert
1840	• 12,000	•
1841	• 12,000	•

Dagegen dem von Archangel:

1838	ca. 94,000	Tschetwert
1839	• 331,000	•
1840	• 5,000	•

und zwar Roggen.

Für 1845 und 1846, wo die Ausfuhr unbedeutend gewesen zu sein scheint, sind uns keine Zahlen gegenwärtig.

Den Export des Jahres 1847 (aus ganz Rußland) faßt Roscher²¹⁾ in folgende Zahlen zusammen:

4,280,000	Quarter	Weizen,
1,941,000	•	Roggen,
208,000	•	Gerste,
1,125,000	•	Hafer.

Hiervon gingen:

für	335,000 ²²⁾	Silb. Rub. nach	Schweden,
•	349,000	•	Norwegen,
•	5,928,000	•	Preußen,
•	3,844,000	•	Dänemark,
•	6,616,000	•	dem Sund,
•	1,552,000	•	den Hansestädten,
•	4,989,000	•	Holland,
•	1,806,000	•	Belgien,
•	15,974,000	•	England,
•	16,174,000	•	Frankreich,
•	2,913,000	•	Sardinien,
•	2,343,000	•	Lobscana,
•	585,000	•	Napel,
•	2,030,000	•	Oesterreich,

Sa. 66,508,000 Silb. Rubel²³⁾).

Lengeler's Annalen bestimmen Rußlands Totalexport in 1847 zu 5,945,612 Tschetwert Weizen und zu 4,550,909 Tschetwert Roggen, Gerste und Hafer. Von

10) Grsch. Darst. IV, 372. 15) Handbuch der allgem. Staatskunde, 1835. 16) Grsch. Darst. IV, 391. 17) Oberd. S. 273. 18) Kornhandel S. 30. 19) Mémoires sur le commerce des ports de la nouvelle Russie. 20) Grsch. Darst. V, 323. 21) Oberd. V, 336. 22) Kornhandel S. 30. 31.

23) Grsch. Darst. V, 324. 24) Oberd. IV, 291. 25) Kornhandel S. 39. 26) Nach Portugal und Spanien ging nach Roscher damals gar kein russisches Getreide.

der 1847er Ausfuhr kamen nach einer anderen Angabe auf den petereburger Hafen 1,701,000 Quarter, wovon $\frac{1}{2}$ Weizen, auf die Häfen des alomischen Meeres 1,518,000 Quarter, meist Weizen, auf den Hafen von Odessa 2,315,000 Quarter, ebenfalls meist Weizen. Ebenfalls nach Roscher²⁹⁾ gingen 1847 von dem polnischen Weizenexport durch Ost- und Westpreußen

1,911,320	preuß. Scheffel Weizen,
40,948	„ „ Roggen,
25,657	„ „ Gerste,
76,760	„ „ Hafer
8,569	„ „ Bohnen u. f. w.

Finnlands Export ist pro 1847 zu 433,000 Sitt. Rubel, 1848 zu 500,000 angegeben, während nach offizieller Veröffentlichung ganz Rußland im jährlichen Durchschnitte von 1838 bis 1847 15,896,000 preuß. Scheff. Getreide ausfuhrte. Nach Danison's Statistik hatte 1847 Rußlands Getreide- und Verschlußfuhr einen Werth von $11\frac{1}{2}$ Mill. Pf. Sterl. Nach einer amtlichen Statistik, welche auch durch die russischen Blätter gegangen ist, stellte sich Rußlands Export 1846 und 1847 in Zischwert wie folgt:

1846	Aus d. Häfen des nördl. Rußl.	1,756,826
	„ „ südl. „	3,479,315
	auf dem Nienen und der Landgrenze	274,712
1847	Aus d. Häfen des nördl. Rußl.	4,473,315
	„ „ südl. „	5,808,721
	auf dem Nienen und der Landgrenze	300,000

Es kommen demnach auf das Jahr 1846: 5,510,853, auf das Jahr 1847: 10,582,036 Zischwert, zusammen 16,092,889.

Im J. 1848, wo nach Danison's Statistik Rußland einen Gesamterport von nur $3\frac{1}{2}$ Mill. Pf. St. im Werthe hatte, wurde nach Schulze³⁰⁾ die Getreideausfuhr meist durch Commissionäre der ausländischen Kaufleute bewirkt, welche in Rußland umherreisen, das aufgekaufte Getreide baar und meist sofort bezahlen und den Transport selbst leiten. Ein solcher Exportplatz war damals z. B. Archangel, wohin die aufgekauften Massen aus dem Ragen der Dwina und weiter her consignirt wurden. Allein bei der Rangelhaftigkeit der Wege und anderen Transportmittel erreichte das per August im Innern bestellte Getreide erst meist im Sommer des folgenden Jahres die kausenden Länder, wogegen Odessa, wo große gefüllte Lager waren, schneller lieferte. Ubrigens würden die nordrussischen Häfen nicht bloß 1846 bis 1849, sondern auch 1830 bis dahin dem Auslande mehr Getreide abgegeben haben, wenn nicht die innere Brauntweinproduktion während dieser Zeit stark zugenommen hätte. Roscher bestimmt die Ausfuhr des europäischen Rußlands in Weizen, Roggen, Gerste und Hafer von 1842 bis 1848 folgendermaßen³¹⁾:

	Quarter	Werth
1842	1,609,000	103,000 Pf. St.
1843	2,013,000	102,000 „
1844	2,616,000	211,000 „
1845	2,403,000	125,000 „
1846	3,833,000	147,000 „
1847	7,554,000	928,000 „
1848	2,843,000	159,000 „

Da die Werthe im Verhältnisse zu den Getreidemassen hier außerordentlich niedrig angegeben sind, so hat man unter ihnen ohne Zweifel die höchst niedrigen Einkaufspreise an Ort und Stelle zu verstehen.

Nach einer amtlichen russischen Angabe haben 1849 alle fußrussischen Häfen zusammen ausgeführt 2,226,000 Zischwert (à 0,72 engl. Quarter), nämlich im Besonderen Odessa 1,565,000 (wovon c. 700,000 nach England und etwa eben soviel nach den Plagen des Mittelmeeres, wohin aus Constantinopel gerichtet ist, gingen), Taganrog 261,000, Mariupol 80,000, Berdiansk 120,000, Ismail 156,600, Rni 25,400. Im J. 1850 exportirte, ebenfalls nach offizieller Statistik, Odessa ebenfalls 1,565,000 Zischwert³²⁾ (davon 1,003,000 nach England, 176,000 nach dem Norden, das Ubrige nach dem Mittelmeere), Taganrog 355,000. Odessa's Weizenexport von 1844 bis 1849 stellt sich nach amtlichen Quellen in folgenden Quarterzahlen und in dem folgenden Procentanttheile derjenigen Länder dar, wohin das Getreide ging:

	Gesammt-Ausfuhr in Quarter	davon nach Großbritannien	nach dem nördlichen Europa	nach Constantinopel und dem Mittelmeere
1844	986,468	8% Proc.	3% Proc.	88% Proc.
1845	1,439,178	8 „	8 „	83 „
1846	1,593,289	12 „	14 „	73 „
1847	2,081,878	26 „	8 „	64 „
1848	1,544,322	43 „	3 „	54 „
1849	1,285,603	50 „	2 „	47 „

Des gesammten Rußlands Ausfuhr über seine Grenzen an der Dister betrug nach den statistischen Hauptcomité's von Neußland³³⁾ in Zischwert:

	an Weizen	an Roggen
1847	622,765	1,567,092
1848	235,187	123,423
1849	20,240	175,429
1850	81,983	293,579
1851	19,605	510,937
	an Gerste	an Hafer
1847	122,582	690,744
1848	129,409	174,785
1849	260,225	240,450
1850	199,612	224,059
1851	244,180	363,758

30) Es ist wahrscheinlich der Durchschnitt der beiden Jahre 1849 und 1850.

31) Bagajin für die Literatur des Auslands, 31. Oct. 1854. Es ist hier das Zischwert = 2,6 preuß. Scheffel = 0,72 engl. Quarter = 2,699 franz. Decal. gesetzt.

27) Kornhandel S. 31. 28) Kornhandel S. 29.

29) Kornhandel 1848.

29)

Nach derselben Quelle war die Ausfuhr aus Oesterreich von 1847 bis 1852 in Zehnerthausend nach den verschiedenen Getreidearten:

	an Weizen	an Roggen
1847	2,798,183	334,746
1848	1,938,283	33,068
1849	1,567,265	865
1850	1,361,635	8,051
1851	998,382	102,466
1852	1,892,016	300,318

	an Gerste	an Hafer	an Reis
1847	22,306	21,481	38,069
1848	3,173	2,311	3,701
1849	1,861	1	43,370
1850	—	29	45,782
1851	7,662	50	163,461
1852	48,754	9,650	315,383

Da der Gesamtimport nicht so stark abnahm, als derjenige der Oester, so wird in dieser Zeit namentlich Laganrog u. s. w. mehr geliefert haben.

Die Gesamtausfuhr aus Rußland (doch wol nur aus dem europäischen) betrug nach derselben amtlichen Angabe:

	an Weizen	an Roggen
1847	5,066,183	510,919
1848	2,941,744	52,499
1849	2,247,782	4,786
1850	2,379,252	15,084
1851	2,136,206	116,547
1852	4,135,769	443,110
	an Gerste	an Hafer
1847	122,582	960,744
1848	129,409	174,785
1849	260,225	240,450
1850	199,612	224,059
1851	244,180	363,758

Im J. 1853 hob sich Oester's Ausfuhr auf eine enorme Höhe, obgleich uns bestimmte Zahlenangaben darüber nicht zu Gebote stehen, und dem Gesamtimport Rußlands in 1854 wird ein Werth von 15,953,482 Silberrubeln beigelegt. Bekanntlich wurde er aber durch den Krieg Rußlands mit der Türkei, England und Frankreich unterbrochen, und 1855 war er aus demselben Grunde höchst unbedeutend. Zwar stand die Ausfuhr über die westliche Grenze zum Theil offen, allein sie war zu theuer, und deshalb fiel der Preis von 1854 bis November 1855 tief herab. Ueber den gegenwärtigen Zustand sagt die anonyme Broschüre „Abriss des Zustandes der Hauptzweige der Ackerbauindustrie in Rußland“ unter Anderem: Rußland habe bei einer Mittelernte zur Ausfuhr etwa 30 Mill. Zehnerthausend übrig, könne aber dieselben wegen des mangelhaften Transports an den meisten Orten nicht verkaufen, und so habe Rußland in den letzten Jahren durchschnittlich nur 5 1/2 Mill. Zehnerthausend ausgeführt.

Zwar stimmen die aus verschiedenen Quellen von uns citirten Zahlen nicht überall mit einander überein, und wäre es ein für die vorliegende Arbeit zu weit greifendes kritisches Unternehmen, diese Uebereinstimmung herbeizuführen oder die Differenzen erklären zu wollen; allein auch so erweist sich Rußland für die neueste Zeit, namentlich seit den 1840er Jahren, als ein überwiegend ausführendes Land; ja wir müssen es den absoluten Zahlen nach geradezu für das Hauptimportland Europas erklären, während England als das Hauptimportland dasiegt.

Dagegen sind für Oesterreich weder die Zahlen der Einfuhr noch die Zahlen der Ausfuhr bedeutend, und heben sich im Allgemeinen auf, nur daß ein mäßiges Plus zu Gunsten der Einfuhr übrig bleibt. Oesterreich besitzt viele Gebirgsgegenden, und diese pflegen bei einiger Dichtigkeit der Bevölkerung importirend zu sein. Dabin gehören z. B. Tyrol, Vorarlberg und Salzburg, welche einen Theil ihres Bedarfs seit Jahrhunderten aus Baiern entnehmen. Doch hat sich auch 1816 bis 1818 ein großer Transport über die Grenzen überhaupt nicht gezeigt. Die Ausfuhr aus ganz Oesterreich setzt Schubert in seiner Staatenkunde im Durchschnitt für die ersten dreißig Jahre nur mit 2 Mill. österr. Megen (à 1,12 preuß. Scheffel) an, wogegen v. Gülich **) die Ein- und Ausfuhr an Getreidefrüchten überhaupt pro 1835 bis 1838 folgendermaßen zusammenstellt:

	Einfuhr	Ausfuhr
1835	8,9 Mill. Cud.	3,3 Mill. Cud.
1836	9,7 " "	3 " "
1837	8,8 " "	3 " "
1838	8,2 " "	3,8 " "

Darnach wäre also in dieser Zeit stets über die Hälfte mehr ein- als ausgeführt worden. Die Einfuhr und Ausfuhr in den Jahren 1828 bis 1842, wo sich Böhmen noch am meisten durch eine etwas erhebliche Ausfuhr, besonders nach Sachsen, auszeichnete, ist nach einer anderen Quelle ebenfalls sehr niedrig gewesen und hat sich im Ganzen compensirt. Der Getreideexport von Böhmen war von 1836 bis 1845 im jährlichen Durchschnitt um ca. 716,092 österr. Megen größer als die Einfuhr, was übrigens nur den 61. Theil des jährlichen Körnerertrages ausgemacht haben soll (wosach die Körnerproduktion jährlich über 43 Mill. Megen betrage). In Betreff der Einfuhr nach dem Königreiche Sachsen verweisen wir auf dieses letztere Land; sowie auch die lombardische Ausfuhr bereits früher (bei Italien) ihrer Erwähnung gefunden hat. Das fruchtbarste Ungarn würde weit mehr ausführen, als es ausführt, wenn, abgesehen von politischen und sozialen Hemmnissen, der Transport auf der Donau nicht unverhältnißmäßig theuer wäre. Zwar hat man in der neuesten Zeit den Eisenbahnbau stark gefördert, allein nicht so schnell steigen die allgemeinen Kulturzustände. Die Getreideaufuhr

aus Galizien und Krakau, welche 1846 noch ca. 10,000 (danziger) Lasten betrug, hatte 1853 fast ganz aufgehört.

Nach einer officiellen Angabe repräsentirte im Jahre 1847 Oesterreichs gesammte Ausfuhr an Feld- und Gartenprodukten c. 10 Mill. Gulden R., dagegen die Einfuhr in demselben Jahre 10 Mill. 219,000 Gulden. Nach Roscher³⁷⁾ hatten 1849 Oesterreichs deutsche und slavische Provinzen eine Einfuhr von 8 Mill. 63,000 Gulden, dagegen eine Ausfuhr von nur 3 Mill. 562,000. Nach der neuen preussischen Zeitung³⁸⁾ exportirte Oesterreich an landwirthschaftlichen Producten überhaupt im jährlichen Durchschnitt der Jahre vor 1850 resp. 1851 für ca. 25 bis 40 Mill. Gulden, wogegen der Import sich auf 50 bis 60 Mill. belief, eine Angabe, welcher, soviel wir wissen, von amtlicher österreichischer Seite nicht widersprochen werden ist. Nach einer anderen Angabe, welche niedriger greift, war Oesterreichs Ausfuhr an Natur- und landwirthschaftlichen Producten 1847 26 Mill. 593,500, 1850 dagegen nur noch 18 Mill. 924,000 Gulden. Eine andere Schätzung, aus dem Jahre 1853, setzt die jährliche Getreideinfuhr auf 14 $\frac{1}{2}$ Mill., die Getreideaufuhr auf 4 $\frac{1}{2}$ Mill. Guld.

Die Moldau und Walachei konnten während der ersten Jahrzehnte wegen ihrer traugrigen Transportmittel und der Verfabung der Denaumündungen, trotz des überaus fruchtbaren Landes, auf welchem das Getreide oft verkauft, mit den Ausfuhrländern nicht concurren. Erst mit den 1850er Jahren treten sie in die Reihe derselben ein. Nach Gülich³⁹⁾ war der Weizenexport in Quarten:

	1837	1840
aus Galatz	134,000	231,000
„ Ibraila	129,000	151,000

Dagegen lassen die Times⁴⁰⁾ Galatz im Jahre 1837 nur 98,380 Quarten Weizen ausfuhrn. Höchst lebhaft wurde der Export beider Städte besonders 1847, wo er auf das Doppelte des Jahres 1845 stieg, und mit ihm das Arbeitslohn (für die mit der Getreideverladung beschäftigten Arbeiter) pro Tag auf 1 spanischer Thaler, sowie die Speichermiete von 3 und 4 auf 100 österr. Gulden, sodas man viele Früchte im Freien aufschüttete. Natürlich stiegen auch Preis und Fracht, und in Westeuropa entstanden dadurch für die Importeure große Verluste, als die Sendungen hier erst dann ankamen, als die Preise bereits wieder gefallen waren. Man berechnet, das die beiden Häfen damals den westeuropäischen Kaufleuten einen Verlust von 2 Mill. Dukaten veranlasst haben. Der Export von Galatz und Ibraila (Abzaila) war 1847 7 Mill. 638,000 preuss. Scheffel, 1848 wenig über halb soviel; davon gingen etwa 15 Proc. nach Marseille, Genua und Lissone, 16 Proc. nach Oesterreich, 24 Proc. direct nach England, 45 Proc. nach Constantinopel und anderen Häfen des Mittelmeeres, von wo aber Vieles weiter nach England geschafft wurde. Zwei Drittel des Gesamtquantums befanden in Waik. Nach den Angaben in dem Magazine für die Literatur des Auslandes⁴¹⁾ betrug die Ausfuhr des Getreides aus den beiden Denaufuhrhäfen in Thetwert:

	über 30mal an Koggen an Weizen	über 20mal an Weizen
1846	106,793	18,952
1847	83,454	32,568
1848	190,739	50,238
1849	161,479	26,810
1850	208,388	16,781
1851	339,593	60,696
1852	328,450	84,306

Von einer Einfuhr in die genannten Länder ist uns Nichts bekannt geworden. Dagegen steigerte sich 1854 besonders die Ausfuhr nach Oesterreich.

Unter den europäischen Provinzen der Türkei ist hauptsächlich Bulgarien exportirnd; seine Häfen fuhrten 1847 2 Mill. 619,000, 1848 1 Mill. 585,000 preussische Scheffel aus, worunter 1848 an $\frac{1}{2}$ Weizen waren. Starke Getreidemassen bezieht selbstverständlich Constantinopel, und zwar meist aus der Walachei, Moldau und Bulgarien, jedoch auch aus Kleinasien und Aegypten. Auch die meisten Inseln des türkischen Archipels müssen Brodfröhe einführen.

Die ganze Ausfuhr des schwarzen Meeres konnte nach Mich. Chevalier⁴²⁾ pro Jahr vor 1846 nur 3 Mill. Hectoliter liefern; vom 1. Juli 1846 bis dahin 1847 sei zwar von dort mehr verandt worden, allein es hätten sich dabei auch viele Vorräthe aus früheren Jahren befunden.

Griechenland hat bisher fast jährlich Getreide einführen müssen, nach Roscher⁴³⁾ 1839 für 750,000, 1841 für 483,000 preussische Thaler.

Fassen wir Europa im Allgemeinen ins Auge, so ist gegenwärtig der Osten vorwiegend ausfuhrnd: Rußland, Dänemark, Rußland, Donauländer, dagegen der Westen vorwiegend einfuhrnd: England, Frankreich, Belgien, Holland, die Schweiz, Norwegen, zum Theil Italien und die pyrenäische Halbinsel. Wenn Schulze⁴⁴⁾ 1848 unter die vorwiegend einfuhrnden Länder noch Schweden und Spanien mit Italien setzte, so dürfte sich dieses Verhältnis jetzt entvender umgekehrt (Schweden) oder mindestens in das Gleichgewicht der Einfuhr und Ausfuhr gesetzt haben (Spanien, Italien). Die gesammte Einfuhr in europäische Länder schätzte M. Chevalier⁴⁵⁾ für die Zeit vor 1847 auf c. 11 Mill. Hectoliter, wovon 8 bis 9 Mill. auf das westliche Europa kamen.

Die vereinigten Staaten von Nordamerika hatten 1816 und 1817 ergiebige Ernten, und konnten daher nicht bloß Westindien und Sudamerika, sondern auch Europa mit starken Rethfendungen zu Hilfe kom-

33) Kornhandel S. 34. 34) 1851. 35) Gesch. Darf. V. 329. 36) Rom 24. Juli 1840.

37) 31. Oct. 1848. 38) Revue des deux Mondes. 1847. 39) Kornhandel S. 44. 40) Kornhandel. 41) Revue des deux Mondes. 1847.

men, obgleich das englische Korngesetz von 1815 auf die Ausfuhr nach England sehr hemmend einwirkte. Im J. 1819 stand der Export der Unien wieder sehr tief. Nach Gülich⁴¹⁾ exportirte sic:

	Faß Wehl.	Dollars Weiz.
1820	1,177,036	1,714,923
1823	756,702	1,820,985

Nach derselben Auctorität⁴²⁾ haben die vereinigten Staaten von 1800 bis 1826 an Getreide und Wehl zusammen 1 Mill. 928,203 Quarter, die canadischen Colonien in derselben Zeit zusammen 642,849 Quarter nach England ausgeführt, jene von 1819 bis 1828 jährlich selten mehr als für 3 Mill. Dollars nach allen Richtungen⁴³⁾. Die specisirte Wehlaußfuhr (in welche das Getreideaußfuhr überhaupt fast ganz aufgeht, da das Getreide mit der Hülfe eine für den Transport theurere Waare ist und sich nicht so gut hält als Wehl) der vereinigten Staaten von 1816 bis 1838 betrug nach Gülich⁴⁴⁾

1816	7,300,000	Dollars
1817	17,800,000	„
1818	11,600,000	„
1819	6,000,000	„
1820	5,300,000	„
1821	4,300,000	„
1822	5,100,000	„
1823	5,000,000	„
1824	5,800,000	„
1825	4,200,000	„
1826	4,100,000	„
1827	4,400,000	„
1828	4,300,000	„
1829	5,000,000	„
1830	6,100,000	„
1831	10,500,000	„
1832	5,600,000	„
1833	5,600,000	„
1834	4,600,000	„
1835	4,400,000	„
1836	3,600,000	„
1837	3,000,000	„
1838	3,600,000	„
1839	?	„

Der jährliche Durchschnitts-Export des Wehles von 1840 und 1841 betrug ca. 1 1/2 Mill. Faßer, 1842 nur e. 1 1/4 Mill., weil England und die mittel- und südamerikanischen Länder weniger brauchten, 1843 und 1844 noch weniger⁴⁵⁾. M. Chevalier gibt den jährlichen Getreide- (und Wehl-) Export aus der Union vom 1. Jan. 1831 bis dahin 1845 auf 2 Mill. Oretoliter an⁴⁶⁾.

In den J. 1846 und 1847 wuchs die Ausfuhr so stark an, daß namentlich die Osterschäfen unter dieser

Concurrenz zu leiden hatten. Vom 1. Sept. 1846 bis dahin 1847 betrug die (Weizen-) Wehlaußfuhr nach England 3 Mill. 148,631 Faß, nach Frankreich und anderen Ländern 1 1/2 Mill., die Weizenausfuhr nach England 3 Mill. 873,194 Bushel, nach Frankreich 1 Mill. 180,785, nach anderen Ländern 327,132, zusammen 6 Mill. 224,124 Bushel Getreide aller Art, wofür die Union ca. 37 1/2 Mill. Dollars empfing, nämlich 16 Mill. 695,000 für das rohe Getreide und 20 Mill. 909,000 für das Wehl. Roscher⁴⁷⁾ schätzt den Werth des gesammten von der Union in diesen zwölf Monaten nach Europa exportirten Getreides mit Ausnahme des Weizens auf 45 Mill. Dollars, wovon etwa 37 bis 38 Mill. auf Großbritannien kamen. Bekanntlich wird das auszuführende Wehl durch die Obbrigkeit nach dem Grade der Feinheit gekennet und das nicht probekaltig befundene mit dem Brandmale condeemned bezeichnet. Im J. 1848 sank die Ausfuhr auf die Hälfte des Vorjahres, stieg aber 1849 wieder, nämlich nach einer den Zeitungen 1849 entnommenen Notiz, welche das in der 1. Hälfte von 1849 exportirte Quantum von Weizen und Weizenmehl auf 19 Mill. 887,791 Bushel angibt, wovon auf Newyork 1 Mill. 198,741 (?), auf Newyork 274,910 kamen. Anders stellt sich diese Zahl nach Roscher⁴⁸⁾, welcher den Export der Union von 1845 bis 1849 in Bushels (à 1/2 Quarter) angibt, wie folgt:

1845	6,365,860	hatte Californien vorher der Einfuhr bedurft, so führte es
1846	13,041,175	1855 für 1 1/2 Mill. Doll.,
1847	26,312,431	meist Weizen, nach Australien,
1848	13,631,669	China u. selbst England
1849	12,167,599	aus.

Nach E. Pels⁴⁹⁾ exportirte die Union vom 1. Sept. bis Mitte Dec. 1853 nach Europa 1 Mill. 100,000 Faß Wehl, 4 Mill. 750,000 Bushel Weizen und 850,000 Bushel Weizen, wozu die Gesamtausfuhr von 182 nur 605,473 Bushel Weizen und 461,326 Faß Weizenmehl betrug. Die 22 Mühlen von Rochester im Staate Newyork verarbeiteten 1850 an 3 Mill. Bushel Getreide zu 600,000 Faßern Wehl.

Von den Ein- und Ausfuhrzahlen der übrigen Länder sind nur sehr lückenhafte Data in die europäische Literatur übergegangen. Cuba, Domingo und andere westindische Inseln importirten zwischen 1820 und 1829 viel Wehl aus Nordamerika, und selbst Europa, namentlich aus Spanien. Im J. 1827 bezog Cuba aus den vereinigten Staaten e. 81,000 Barrels (à 200 Pfund) Wehl, nicht so viel aus Spanien, obgleich die Einfuhrzölle dem fremden Wehle hinderlicher waren als dem spanischen. Auch Brasilien führte von 1815 bis 1828 aus Nordamerika, selbst aus Portugal, Wehl ein; später hörte die letztere Einfuhr auf,

42) Tabellen II, 9. 43) Tabellen I, 12. 44) v. G. 5. 1. 45) Tabell. III, 514. 46) Tabellen III, 48. 47) v. G. 5. 1. 48) Tabell. III, 57. 49) v. G. 5. 1. 50) Tabell. V, 334. 48) Revue des deux Mondes. 1847.

49) Kornhandel S. 37. 50) Gendaf. S. 37. 51) Ausland. 1856. Nr. 35. Der Verfasser hat diese Zahlen den amtlichen Ziffern entnommen.

während die erstere fortbestanden hat⁵³⁾. Rio Janeiro importierte z. B. 1841 233,519 Faß Wehl, wovon nur noch c. 30,000 aus Europa kamen⁵⁴⁾; das meiste hatte die Union geliefert. Wie früher so bezog auch noch 1856 und 1856 Peru ein namhaftes Quantum Weizen u. f. w. aus Chile.

Ägiens Ausfuhr, welche in den letzten Jahren sich außerordentlich gehoben hat, führte mehr Jahre lang nach der französischen Eroberung Getreide u. f. f. ein; 1849 indessen exportierte es bereits 9943 Hectoliter Gerste und 26,098 Hect. Weizen, dagegen 1855 schon 1 Mill. 779,000 Hect. Getreide aller Art und 41,580 Str. Wehl⁵⁵⁾. — Tunis führte 1837 kaum für 40,000 preuß. Thaler aus (in anderen Jahren bedeutend mehr), meist nach Italien; Marocco 1839 etwa für 200,000 Thaler. Tripolis hat mehr zu importiren, als es exportiren kann. — Egyptens Getreidausfuhr pro 1837 gibt v. Gülich⁵⁶⁾ zu 1 Mill. 625,000 Francs an, dagegen Moscher⁵⁷⁾ für die Ausfuhr von Alexandria folgende Uebersicht der Ausfuhr:

	Ardeb à 208 Kilogr.	Masr à 8 chein. Kreuz.
Bohnen	387,500	= 3,583,000
Erbsen	12,870	= 787,000
Gerste	78,660	= 3,146,000
Linzen	40,980	= 1,229,000
Lupinen	10,580	= 587,000
Weiz.	9,610	= 384,000
Weiz.	60,210	= 15,853,000
Weizen	336,230	= 15,750,000

Nach amtlicher englischer Angabe importierte Großbritannien und Irland 1855 die bedeutende Masse von 437,441 Quarter Weizen und Weizenmehl aus Aegypten, welches demnach in den letzten 10 Jahren seine Ausfuhr vervielfacht hat. Auch die Verladungen nach Constanthapel sind in den letzten Jahren erheblich gewachsen, wenn auch nicht regelmäßig, wie dies auch W. Gervais für die Zeit bis 1847 bezeugt. — Kleinasien, Syrien, Egypten pflegen zwar mehr Prokurausfuhr aus als einzuführen, allein nicht regelmäßig und in schwachen Quantitäten. — Britisch Hindien exportierte um das Jahr 1836 pro Jahr ca. 408,550 Quarter in einem Werthe von 375,000 Pfund Sterling. — Persien und die Kirghisensteppe führten nach Gülich⁵⁸⁾ 1833 bis 1837 aus dem asiatischen Rußland etwas Getreide ein, indessen in seinem Jahre über 1 Mill. Rubel Affignaten, die Kirghisensteppe allein nach Neben in dieser Zeit jährlich für mindestens 371,000 und höchstens für 640,000 Rubel Affignaten. — China hat bei seiner vielen Bevölkerung, soweit man weiß, mehr Ein- als Ausfuhr. Gülich⁵⁹⁾ gibt den höchsten Jahresimport nach Canton in den vierzig Jahren, meist Reis, zu

15 bis 20,000 englische Tonnens an. Neufudwales führte nach Gülich⁶⁰⁾ folgende Quantitäten ein:

	Getreide in Bushels	Wehl in Fubden	Werth in Pf. St.
1832	45,000	50,000	15,800
1837	79,000	2,500,000	200,000
1841	239,000	14,000,000	?

In der Colonie Adelaide glaubte man von der Ernte des Jahres 1856 c. 1 Mill. Bushels zur Ausfuhr übrig zu haben, und nach dem Montagsblatte der mazedburger Zeitung, 1856. Nr. 32, hat diese Colonie allein in den vier ersten Monaten von 1856 nach Melbourne Getreide im Werthe von ca. 200,000 Pf. St. geschickt.

Thun wir einen Rückblick auf die Geschichte des Getreideimports und Exports während der Periode von 1815 bis 1856, so müssen wir (stark noch für die letzten Jahre die vielfache Kistenhaftigkeit des statistischen Materials, sowie den mehrfachen Mangel an Uebereinstimmung der vorhandenen Zahlen beklagen. Auch sieht man sich bei der Arbeit, Vergleiche aufzustellen, nicht selten durch andere Unzulänglichkeiten gehindert; hierher gehört, z. B. der Zweifel über den Umfang eines Export- oder Importgebietes, über den Begriff der Waare u. f. w. Sind auch von 1815 bis 1856 die im Welthandel, d. h. über die Landesgrenzen bewegten Quantitäten von Brodstoffen, namentlich Getreide, vermöge der Dampfschiffe und Locomotiven, der ermäßigten Böde, der erleichterten Zahlungsmethoden, des erhöhten Gebotes, des erweiterten Waarentausches u. f. w. mehr gestiegen als die Bevölkerung der hierbei in Betracht kommenden Länder, so treten sie doch immer noch gegen die erzeugten, consumirten und innerhalb der einzelnen Landesgrenzen verwertheten Massen sehr in den Hintergrund. So hat z. B. die Quantität Getreide, welche innerhalb Deutschlands erzeugt, verhandelt und verzehrt wird, einen weit größeren Werth als das ganze in den sogenannten Welttransport kommende Quantum. Auch würde es bei den jetzigen Transportmitteln, namentlich Schiffen, welche allein das Getreide für große Distanzen veräußern machen, resp. erhalten, während z. B. ein 300 deutsche Meilen langer Eisenbahntransport in höchst seltenen Fällen noch lohnen würde, wenn nämlich die Verwallung derselben noch zu mehr als 4—5 Proc. centiren soll, — es würde, sagen wir, bei den jetzigen Transportmitteln, so ausgebildet sie auch sind, gar nicht möglich sein, auch nur doppelt soviel Getreide, als bisher in dem transportreichsten Jahre bewegt worden ist, zu bewegen, ohne andere Transportmittel zu vernichten. So bemerkte z. B. Schulze⁶¹⁾, daß, wenn in Preußen einmal 39 $\frac{1}{2}$ Mill. Scheffel an einer Durchschnittsfernte fehlen sollten, und man diese zur St. herbeizuschaffen hätte, dazu ein Schifferaum von 348,070 Kassen erforderlich wäre. — Zur Versorgung von Frankreich, so rechnete W. Gervais⁶²⁾, würden die 650 Schiffe, welche da-

53) Nach Gülich an verschiedenen Stellen. 54) „Handelsorgan“ vom 27. Mai 1842. 55) Nach amtlichen Publicationen, welche in allen Zeitungen gefunden haben, z. B. in „L'Alphab.“ von 1856. 56) Annoten III, 74. 57) Kornhandel S. 35. 58) Gef. Darf. IV, 298. 59) Ebenes. V, 78.

59) Gef. Darf. V, 375. 60) Kornhandel 1843. 61) Revue des deux Mondes. 1847.

malß vorhanden waren, mit einer Tragfähigkeit von 180,000 bis 200,000 Last, nur 2 Mill. 600,000 Hectoliter Getreide auf einer Fahrt, welche 3—5 Monate dauert, herbeischaffen können. Da nun ein Schiff in einem Jahre c. 3 Reisen macht, so würde im Falle der Noth die ganze disponible französische Marine nur Getreidefabriken thun müssen. — Nach M. Chevalier²¹⁾ wüßte der damalige Getreide- und Weizenimport nach dem westlichen Europa, dieses zu 75 Mill. Einwohnern angenommen und auf den Kopf 3 Hectoliter Bedarf gerechnet, von dieser Bevölkerung höchstens den 25. Theil auf 1 Jahr versorgen. Ebenfalls nach M. Chevalier exportierten im jährlichen Durchschnitt der vor 1847 vorhergehenden Jahre alle Getreideländer zusammen etwa 11 Mill. Hectoliter, während Friedr. List 1843 annahm, daß damals von der gesammten Weltproduktion der Erde nur ein Hundertel in den Verkehr zwischen den einzelnen Ländern käme.

Wenn wir es schließlich unternehmen wollten, einen ungefähren Ueberschlag über dasjenige Getreidequantum zu geben, welches seit den letzten zehn Jahren im jährlichen Durchschnitt dem Welthandel übergeben worden ist, so sind dafür diejenigen Zahlen am brauchbarsten, welche direct ein Maß- oder Gewichtquantum angeben. Die Werthangaben sind schon darum höchst mißlich, daß bekanntlich in den Zolllisten aller Länder dieselbe Waarenquantität bei der Einfuhr zu einem weit höheren Werthe als bei der Ausfuhr in Anschlag gebracht ist. Indessen sind die Unterlagen zu lückenhaft, um einen solchen Durchschnitt mit einiger Sicherheit aufzustellen und nicht dem Rathen oder einem gewissen, oft täuschenden Zählengefühle zu verfallen. Auf jeden Fall aber würde ein weit größeres Quantum als 11 Mill. Hectoliter sich herausstellen, vielleicht ein, zwei bis drei Mal so großes. Wir wollen es einstweilen Äußerem überlassen, unter den hundert möglichen Combinationen der vorliegenden Zahlen auch diese zu machen.

IX. Getreidehandel, speciell Privatgetreidehandel.

Zu einer umfassenden Darstellung des Getreidehandels im Laufe der Geschichte oder auch nur auf Einem Punkte derselben, etwa der Gegenwart, gehören mit wenigen Ausnahmen alle Abschnitte des vorliegenden Artikels. Es ist erforderlich die Kenntniß der in den einzelnen Ländern gebräuchlichen Prodrücker, der Beschaffenheit derselben, der an verschiedenen Localitäten und Zeiten erzeugten und consumirten Quantitäten, der Zollbestimmungen, der inneren Getreidepolizei, des Hindernissverkehrs über die Landesgrenzen, der Hauptgetreidemärkte, der Preise, der Literatur. Bis auf die Preise und die Literatur haben alle vorgenannten Verhältnisse in den früheren Abschnitten bereits ihre Darstellung erhalten; die Preise und die Literatur bleiben je einem besondern Abschnitte vorbehalten. Es scheint

demnach der ganze Artikel so sehr eine Darstellung des Getreidehandels selbst zu sein, daß er einen besondern Abschnitt überflüssig macht. Allerdings fällt das, was wir z. B. über die Ein- und Ausfuhr gesagt haben, mit dem, was man Getreidehandel nennt, zusammen; allein die beiden Grenzen decken sich nicht, und wir haben bereits mehrfach daran erinnert, daß die Aus- und Einfuhr über Landespolargrenzen nur ein kleiner Bruchtheil des ganzen durch den Handel, d. h. durch Einkauf und Verkauf bewegten Quantums sei und die Landesgrenzen nicht immer mit den Grenzen der natürlichen Verkehrsgebiete congruiren. Der Getreidehandel hat, sofern er ein Kaufgeschäft zwischen Privatpersonen ist, und auch noch von anderen als den genannten Bedingungen abhängig ist, seinen eigenthümlichen Charakter, welcher in einem besondern Abschnitte dargestellt sein muß, obgleich dieser alles das zur Voraussetzung hat, was in den übrigen Abschnitten enthalten ist. Indessen können wir wegen des zugemessenen Raumes und der Aufgabe einer Encyclopädie nicht weitläufig auf private und individuell-personliche Lebensverhältnisse eingehen, sondern müssen uns mit einer Skizze des Charakters der einzelnen Perioden begnügen.

1) Bei den ostorientalischen Völkern bräuh, wie wir z. B. aus der Bibel von den Juden wissen, Privatgetreidehandel, allein sicherlich nur in geringem Umfange. Ob es auch noch nicht überall hermetische Grenzen und Getreidepolizei mit Argusaugen, so gab sich doch der Staat viel mit dem Kaufe und Verkaufe ab, und hielt starke Magazine, wie man diese von den Zeiten unausgebildeter Verkehrsverhältnisse kaum getrennt denken kann. Auch läßt sich annehmen, daß die Prodrücker in der öffentlichen Meinung des Volkes wie der Regierenden eine andere Stellung einnahmen als die übrigen Verkehrsgegenstände, sodaß man in Zeiten des Mangels ohne viele Strupel die Ausfuhr mit Gewalt hinderte. Dazu kam die Verschaffenheit der Wege, welche nur auf einzelnen Linien den Handel gestattete, der Mangel an Sicherheit unterwegs, der Mangel an Schiffen, an Geld und besonders an Credit, der Despotismus, welcher leicht dahin griff, wo solche Verräthe lagen. Nehmen wir auch an, daß im alten Äthen jährlich 10-0 Kornschiffe beladen eingehafen seien, so wurden diese kaum 100 heutigen die Waage halten. Kurz wir haben uns die auf weitere Strecken transportirten Getreidemassen im Vergleiche mit der Gegenwart als sehr gering zu denken; aber desto öfter trat Mangel und Hungernoth ein.

Im alten Äthen treffen wir schon vor Alexander's Zeiten auf ein zahlreiches Geschlecht von Kornhändlern; allein sie standen, wie wir oben sahen, nicht allein unter der Concurrenz der Staatsmagazine, sondern auch unter drückenden polizeilichen Bestimmungen, und mußten sich nicht selten Confiscationen gegen geringe Entschädigung gefallen lassen. Sie konnten nicht bloß leicht dem Haß und die Verfolgung der schnell erregten Menge an sich, sondern hatten auch noch das Vorurtheil der gebildeten

Stände gegen sich. So tabelt z. B. Xenophon als gemein- und staatsföhdlich die Leute, welche Getreide von überall her zusammenkauften, und nicht, wie man forderte, am ersten besten Orte, sondern da verkaufen, wo sie den höchsten Kaufpreis dafür empfangen. Ähnlich stand es im alten Rom, dessen Kornhändler bis in die spätere Zeit heraus dem öffentlichen Gasse preisgegeben waren, falls sie nicht dem Publicum zu Willen waren. Man bezichnete sie meist mit dem obigen Namen der *dardanarii* (Bucherer) und wenn sie auch zuweilen bedeutende Gewinne machten, so mußten sie sich doch der Concurrenz des Staates beugen, welcher ungeheure Massen verschenkte oder unter dem Einkaufspreise verkaufte. Jedlich mögen auch viele Almosenempfänger ihren Antheil an die Händler verkauft haben. In den Provinzen betrieb zwar die Staatskasse kein so ausgebreitetes Getreidegeschäft, dafür aber hatte man die oft straflose Willkür der Statthalter, z. B. des Verres auf Sicilien, welche Getreide exprobrten, raubten u. s. w. So sehr stand noch später jeder mit der Absicht auf Gewinn beim Wiederverkaufe gemachte Privat-Getreidekauf unter dem öffentlichen Banne, daß z. B. in den Pandecten jeder solche Kornhändler — und der Kornhandel kann nicht anders sein — mit dem Namen des *Bucheris* gebrandmarkt ist¹⁾.

2) Auch das Mittelalter hatte von der Sache keine andere Meinung, und gewährte dem Getreidehandel der Privaten keine größere Freiheit; ja die Handelsperren, die Unsicherheit der Wege (Raubritter), die tausenderlei Zollkstätten u. s. w. waren eher im Zu- als im Abnehmen. Zwar bedurfte die großen Städte großer Zufuhren, allein dafür sorgten meist die Staats- und Stadtesseien und Magazine. Wege, Schiffe, Credit u. s. f. gingen über die Zustände von Griechenland und Rom nicht hinaus; namentlich mangelte es sehr an baaeren Circulationsmitteln. Indessen arbeiteten sich einzelne Städte schon im Mittelalter zu freieren Handelsmaximen heraus; so z. B. Genua und noch später Venedig, welches für das Mittelmeer, mindestens für Italien, eine lange Zeit hindurch der Hauptgetreideplatz war und die Preise in dem Bereiche seines Handels bestimmte. Die Krisokratie Venedigs begriff bald den Vortheil eines möglichst freien Umschlages, und andere italienische Städte ahnten ihr nach. Der christlichen Kirche hat der Ackerbau des Mittelalters ungemein viel zu danken, allein dieselbe Macht, welche der Production günstig war, zeigte sich dem gewinnbringenden Handel (Anderer) mit dem Getreide abgeneigt, ja feindselig. Durch die Hierarchie oder die Priester, besonders die Mönche, wurden die Volksmassen in der Meinung befestigt, daß das Korn eine solche Gabe Gottes wäre, mit welcher man exceptioneller Weise seinen Handel treiben dürfe, während die Kirche selbst z. B. mit dem Ublasse, der doch jedenfalls auch eine Gottesgabe war, einen sehr einträglichen Handel trieb, freilich zur Ehre Gottes. Und dieser Einfluß der katholischen Kirche auf den Kornhandel,

welchen man oft nicht genug beachtet hat, ist bis auf die Gegenwart traditionell geblieben. Natürlich; denn der mittelalterliche Katholicismus ist die Religion der Massen. — Im Norden von Europa waren damals Danzig und Lübeck, zum Theil auch Hamburg, Hauptformmärkte; aber auch hier hat man sich die in den weiten Handel kommenden Massen des Getreides nicht allzugroß zu denken; Städte von 50,000 Einwohnern waren Jahrhunderte hindurch in Europa eine große Sittenheit, während man sie jetzt dufendweise zählt. Und daran müssen wir ja wiederholt erinnern, daß der Getreidehandel, welcher große Massen auf weitere Strecken in Bewegung setzt, wesentlich abhängt von der Nachfrage großer Städte, resp. dichtbevölkter Landstrecken²⁾.

3) Die mittelalterlichen Zustände, ein wahrhaft classisch-antiker Katholizismus, blieben in vielen Ländern auch nach 1492 bis auf die neuere Zeit bestanden. So z. B. in Frankreich, wo bis in die Mitte des 18. Jahrh., wie wir schon oben erwähnt haben, der Handel mit schweren Fesseln belastet war. Ein Kornhändler galt für einen halben Verbrecher; er mußte seinen Namen, sein auf den Handel zu verwendendes Capital, seine Einkaufsförre, seine Magazineplätze u. s. w. der Behörde anzeigen, und diese griff oft störend in seine Operationen ein, z. B. durch Preismaxima, wozu z. B. noch die ungeheure Verschwiegenheit der Maße und Gewichte kam, der erst mit der Revolution ein Ende gemacht wurde. Erst nach 1750 zeigte sich in der Centralverwaltung, nach dem Anfange der Revolution auch in den Localverwaltungen der Geist des freieren Handels (Ducanay, Smith). Wir verweisen auf den Abschnitt „Zölle“ und „Innere Getreide-Polizei.“

Fast einsam unter den nordeuropäischen Staaten stand schon seit dem 16. Jahrh., nach seiner Loslösung von Spanien, Holland mit seinem freien Getreidehandel da, welcher hier nicht von der Staatskassa, sondern von Privaten und Privatgesellschaften, freilich unter der Begünstigung durch manches Staatsprivilegium, zwischen dem Osten Europa's, wo eingekauft wurde, und zwischen dem Westen, wo verkauft wurde, betrieben ward. Amsterdams als Zwischenhandelsplatz, Danzig als Verschiffungsplatz für die Hauptausfuhrländer, sind die beiden damaligen Brennpunkte des norddeutschen Getreidehandels, deren Preise, Uebervagen, Wägen u. s. w. maßgebend waren. Amsterdams reexportirte vorzugsweise nach Spanien und Portugal, auch nach Italien. Als im 17. Jahrh. viele Stimmen das Verbot der Ausfuhr (nämlich für das eingeführte Getreide) forderten, gingen die Machthaber Hollands nicht darauf ein, weil dadurch auch die Einfuhr und somit der ganze blühende Zwischenhandel vernichtet werden wäre. Man hatte bis dahin in Holland noch keinen Mangel gekannt, und dies ist dem freien Handel zuzuschreiben. Wenn derselbe später dennoch sich verringerte und — etwa seit

1) Eine Aufzählung der allgemeinen Handelsverhältnisse und Handelsgeschichte ist es, zu berechnen, auf wie viele Einkünften nach den verschiedenen Zeiten und Ländern die verschiedenen Staaten ihre Frachten tragen.

1) Vergl. Pand. XLVII.

2) Gessl. d. M. u. Z. Grd. Geol. LXV.

1795 — ganz einging, so liegt der Grund hauptsächlich in dem den holländischen belagerten englischen Handelsgeiste und in der französischen Occupation. Seit 1617 hatte in Amsterdam eine förmliche Getreidebörse, wo die Kornhändler ihre Abschlüsse machten, ihre Unternehmungen berietben, ihre Differenzen ausglich u. s. w., und die Behörde suchte das Thrige zu thun, um die Realität der Geschäfte aufrecht zu erhalten. So erschien z. B. unterm 29. Nov. 1756 ein Placet der Generalstaaten, welches verbot, solches Getreide zu verkaufen, welches nicht täglich und augenblicklich geliefert werden konnte, den Kauf auf Zeit und Lieferung untersagte u. s. w. Außerdem hatten die vorerwähnten Getreidemäler in bestimmten Zwischenräumen der Obrigkeit den Preis des an die amsterdamer Böden verkauften Getreides anzugeben, damit darnach der Brodpreis bestimmt werden könnte¹⁾. Eine analoge Bestimmung für die dänische Kornhändler haben wir schon früher angeführt.

In Teutschland, etwa mit Ausnahme einiger Seerläge, lernte man lange Nichts von den Holländern; die Reichspolizei-Ordnungen verdamnten fast jeden Kornhandel als strafbaren Wucher, obgleich zum Brede dieses Handels, wie wir oben gesehen, nicht selten Gesellschaften zusammentraten, welche gegenseitig Gewinn und Verlust theilten, sich von einzelnen Territorialobrigkeiten gegen Bezahlung Geleits gegen sie ließen u. s. w. Inzwischen konnte ein gleichmäßig organisirter Handel mit Getreide, etwa wie der Handel mit Gewürzen, nicht bestehen, schon wegen der schlechten Wege, der hohen Zölle, der unendlich verschiedenen Fruchtmaße u. s. w. Nach der „Universal-Getreidemaß-Vergleichung u. s. w. aus dem kaiserlich sächsischen Kammerbuche de a. 1623 mit allem Fleiße verfertigt!“²⁾ bestanden damals z. B. in Kursachsen 151 verschiedene Fruchtmaße. — Als Exemplification für Preußen erinnern wir an die beiden 1770 durch Friedrich II. concessionirten Getreidehandels-Compagnien, die eine in Magdeburg, die andere in Stettin, wo damals noch wenig Kornhandel bestand. Es waren Actiengesellschaften, deren erster ausnahmsweise erlaubt wurde, in Anhalt und Sachsen Getreide zu kaufen, durch Preußen gegen 18 Sgr. Transitoll 4 Mißel Weizen, 12 Sgr. Roggen und anderen Getreides weiter zu führen und zu verkaufen, aber unter strenger, gehendster Controlle der Behörden. Sie durfte auch im Inlande alles Getreide aufkaufen, wenn der Schffel Roggen in Berlin unter 23 Sgr., im Magdeburgischen unter 19 Sgr., in Pommern und der Neumark unter 18 Sgr. stand. Gleichzeitig wurde dies Recht auch allen anderen Privaten zugesprochen, wozu aber für jeden einzelnen Fall besondere obrigkeitliche Concessionen erforderlich waren. Im Lande selbst durfte Nichts davon verkauft werden. Die magdeburgische Gesellschaft erhielt außerdem die Erlaubnis, ihr ursprüng-

liches Actiencapital von 220,000 Thalern nach Belieben zu erhöhen. Mit dieser geringen Summe hätte sie freilich, da sofort theuere Preise eintraten, wenig Geschäfte gemacht, und sie hat auch bedeutende nicht gemacht. Am 16. Dec. 1786 löste sie sich auf. Sie hatte ihr Korn vorzugsweise auf der Elbe nach Hamburg abgesetzt, welches damals als Vermittlerin zwischen Mecklenburg, Holstein, dem Magdeburgischen u. s. w. als Productions-ländern und den westlichen Staaten, besonders Frankreich, England und Spanien als Abnahmelandern, einen starken Handel trieb. Gleich nach Friedrich's des Großen Tode begann auch in Preußen die Getreidehandelspartei ihr Haupt zu erheben, um für Jedermann ohne besondere Concession die Erlaubnis zum unbeschränkten Kauf und Verkauf zu fordern, während die Gegner mit den alten Gründen und der Masse der häßlichen Consumen-ten an der Seite ihnen noch längere Zeit den Sieg verwehrten. Endre suchten zu vermitteln, freilich durch Argumente, welche uns ziemlich sitfam klingen. Als einen Repräsentanten dieser Richtung kann man den betreffenden Artikel in der künftigen Encyclopädie³⁾ ansehen, welcher 1788 gedruckt ist. Derselbe verdammt herkömmlicher Weise die Kornwucherer, sübt aber doch, daß er den Begriff dieser Verdamnten aufstellen müsse, um nicht ihren Kauf und Verkauf mit diesem Fluche belegen zu müssen. Er mißt darum Profit und Humanität durch einander, freilich hierin ein Kind seiner Zeit, in welcher nur erst sehr Wenige dahin gelangt waren, den Begriff des Kaufmanns, also eine Jahrtausende alte Realität, dahin zu bestimmen, daß er eben kein Richtkaufmann, kein Almosengeber u. s. w., sondern ein Mann sei, der Profit machen will, wie das jeder Gewerthrämer auch wollte und that, ohne daß man ihn als Wucherer an den Pranger stellte. Der Artikel will, daß der Kornhändler Profit habe, aber er soll nur kaufen, was Andere nicht kaufen wollen; den Kaufmann soll der Preis beim Verkaufe vorgeschrieben werden, und es wird ihm zum Verbrechen gemacht, daß er bei theuern Zeiten auf Kosten des Hungers sich Gewinn verschafft. Ein gewissenhafter Kornhändler kaufe nur in billigen Zeiten ein, und dergleichen sonderbare Dinge mehr, in welchen sich durch alle drei hieher gehörigen Bände (44. 45. 46) der Encyclopädie hindurch die vermehrte Halbzeit einer Übergangszeit spiegelt. Uebrigens sind jene drei Bände deshalb für die Getreidegeschichte, resp. die Geschichte des Kornhandels wichtig, weil sie eine literarische Fundgrube für die damaligen Streitschriften über den Gegenstand bilden⁴⁾.

Auch noch das 1794 eingeführte allgemeine preussische Landrecht bedroht den Kornwucher mit Strafe. Dasselbe sagt II. 20 §. 1290 ff. unter Anderem: „Wer, wider ein ausdrückliches Verbot des Staates, sein Getreide verheimlicht und zurückhält, wird mit der Consekration des übermäßigen Vorraths bestraft.“ Ferner: „Für einen übermäßigen Vorrath ist derjenige zu halten, wel-

1) Krünig, Encyclopädie, 44. Bd. S. 301 ff. 2) Buisson und Götlich, 1790. Bei Krünig, Encyclopädie, 45. Bd. S. 779. — Im J. 1715 wurde der ordener, 1716 der berliner Schffel eingeführt, welche noch gelten, aber noch nicht alle anderen Maße verdrängt haben.

5) 45. Bd. S. 411 ff. 6) Vergl. besonders 45. Bd. S. 436 — 440.

der den doppelten Betrag der eigenen Nothdurft bis zur Ernte übersteigt.“ Ferner: „Wer durch Auf- und Vorkauferei Lebensmittel . . . vertheuert, . . . sell . . . nachdrücklich gestraft werden. Bei gleicher Strafe darf kein Wähler . . . zur Erigerung des Preises der gemeinen Lebensmittel sich gebrauchen lassen.“ Diese Bestimmungen, welche übrigens wol selten in voller Strenge gehandhabt worden sind, da die Verhältnisse mächtiger waren als solche mittelalterlichen Gesetze, sind unterm 20. Nov. 1810 aufgehoben worden. — In England ist, wie oben berührt, der innere Kornhandel schon weit früher seiner Fesseln entkleidet worden, während die preussische Entseffnung noch Jahrzehnte brauchte, um auch anderen Ländern zu Theil zu werden.

Es ist also, mit Ausnahme weniger Länder¹⁾, während der Zeit von 1492 bis 1815 ein freier und deshalb blühender Getreidehandel nicht zu bemerken. Indessen sind die Gründe des Darniederliegens nicht vorwiegend in willkürlichen Hemmungen von Seiten der Regierenden zu suchen; diese Hemmungen, die Verurtheilung des Getreidehandels als Getreideverwehrs, wurden von der öffentlichen Meinung gebildet, welche namentlich auch umfangreiche Staatsmagazine für eine unerlässliche Bedingung der Subsistenz erklärte. Eine wissenschaftlich-unparteiische Ansicht vom Getreidehandel, der übrigens nur in wenigen, für unanwendbar gehaltenen factischen Bildern vorlag, hatte sich noch nicht entwickelt; es fehlte an Straßen und Schiffen; die Frachten waren zu theuer; die Waage und Gewichte zu sehr verschieden²⁾; man hatte sich noch wenig an den Kauf nach dem Gewichte gewöhnt, welches einen sichereren Nothab als das Nothmaß gibt; Credit wurde wenig und nur auf kurze Ziele gegeben; das Wechsel-, Letzten-, Bank-, Giro-, Geldpapierwesen u. s. w., mit einem Worte das System der erleichterten Zahlungen war noch wenig ausgebildet; baare disponible Geldmassen machten sich rar, so daß sich erst Gesellschaften bildeten, deren schnelle Operationen — worauf soviel ankam — durch den vielfachen Willen gelähmt wurden. Aber eben was man durch die Unterdrückung des Handels erröden wollte, erreichte man nicht, nämlich wo möglich niedrigere und gleich bleibende Preise. Nur da, wo man einen starken und freien Getreidehandel hatte, z. B. in Holland und Dänzig, hatten die Consumenten noch am wenigsten von den schwankenden Preisen zu leiden.

4) Für die Zeit von 1815 bis 1856 haben wir es zunächst mit den Böllen zu thun. Die ersten Jahrzehnte des 19. Jahrh. sind recht eigentlich die Schulprobe der gleichenden Eingangs- und Exportzölle, welche die Produzenten schügen und die Preise möglichst auf gleicher Höhe halten sollten, was sie bekanntlich nicht vermochten, so daß sie gescheit sind. Was den Kornhandel betrifft, so hat man den Exporten den Vorwurf

gemacht, daß sie dem Kaufmanne die Speculation ver-
dienen, indem z. B. sein bei einer gewissen Preis- und
Zollhöhe gekauftes Getreide zu einer Zeit ankam, wo
der Preis im Inlande und somit der Zoll ein anderer
geworden war. Der Vorwurf ist nur halb wahr; denn
solche Preisschwankungen befehen auch ohne gleichende
Zölle, während allerdings der erhöhte Zollbetrag beim
Sinken des Preises den englischen Kaufmann oft zwang,
seine Waare unter Königsschloß zu legen. Doch wie
die früher notirten Importzahlen vieler Jahre beweisen,
so ließ sich der englische Handel durch die Zölle wenig
an seiner Ausdehnung hindern, nur daß die Händler,
was freilich eine ungerechtfertigte Handlung war, die
Preise auf den Märkten Englands so hoch wie möglich
zu treiben suchten, um einen möglichst niedrigen Zoll
zu erreichen. Indessen verglichen Manoeuvre gehen auch
ohne gleichende Zölle vor. Seit 1846, resp. 1849 hat
England die Einfuhr ganz frei gegeben, und die meisten
Länder haben ihre Zölle herabgesetzt, so daß sie fast überall
auf einem Minimum stehen, welches nur die Bedeutung
einer Controlgebühr hat. Nur einige romanische Länder
machen, besonders für die Ausfuhr, eine Ausnahme,
z. B. Neapel, der Kirchenstaat, Spanien, Länder, wo
aber auch die Wohlthaten des freien Getreideverkehrs
meist gefühlt haben. Außerdem haben die meisten Län-
der früher nicht bloß andere Zölle, z. B. die Flußzölle
(Rhein, Elbe, Oder, Donau) fortwährend herabgesetzt,
selbst den Sundzoll, sondern auch eine große Zahl von
Handelsverträgen, in deren Gefolge meist ein erleichter-
ter Transport, resp. ermäßigter Schiffsabgabe sich findet,
mit einander abgeschlossen. Die Aufhebung derselben
würde uns zu weit führen; allein es mußte hier darauf
ausdrücklich hingewiesen werden. Auch der Sundzoll
wird namentlich dem Getreidehandel Preussens, Wenden-
burgs, Schwedens und Rußlands zum Vortheil fallen
müssen.

Einen höchst wichtigen Factor des Getreidehandels
bilden die Transportmittel, als Wege, Kanäle,
Flüsse, Schiffe, Eisenbahnen u. s. w., kurz die Locomotion,
deren Billigkeit, resp. Schnelligkeit. Hieron hängt die
Ausdehnung des Handelsgebietes, resp. die Länge des
Weges ab, den eine Getreidequantität zurücklegen kann,
um noch zu lohnem, d. h. ihren Einkaufspreis und ihre
Fracht zu decken, und noch einen Unternehmervogewinn
abzuwerfen. Die Geschichte kennt drei Stadien der Ge-
treidelocomotion: 1) den Transport auf dem Rücken
von Lastthieren, wie dieser noch jetzt in vielen Gebirgs-
gegenden, aber auch auf anderem Terrain wegen Mangels
an fahrbaren Wegen stattfindet, z. B. in Spanien; 2)
den Transport auf Wagen, welche von Thieren ge-
zogen werden, und auf Segeleisen; 3) den Transport
auf Dampfschiffen und Dampfzügen. In dieses letzte
Stadium ist der Getreidehandel erst genau mit dem An-
fange der neuesten Periode (1815) eingetreten. Stellt
man diese Transportweisen neben einander, wie sie
factisch noch neben einander befehen, so läßt sich für
jedes Gebiet berechnen, wie hoch, mit Rücksicht auf die
Zeit, welche Geld ist, bei jeder Weise die Fracht auf
16*

1) Böhmen seit 1767 z. B. auch Lothara gehört. 8) Bgl.
z. B. Künig, Encycl. 45. Bd. S. 663—783, wo mit großer
Genauigkeit die um 1788 in Europa u. s. w. bestehenden aufgehört
sind, zugleich mit der sehr zweckmäßigen Reduction auf den ver-
bunden und den dreifachen Schiffe.

eine gewisse Strecke zu stehen kommt. Bei kleineren Strecken, wo also noch Lastthiere concurriren können, ist das Verhältniß der Fracht sicher wie 10 (Lastthiere) zu 1 (gewöhnliche Wagen) zu $\frac{1}{10}$ (Dampfwagen) zu $\frac{1}{10}$ (Schiffe). Der Transport hat in der letzten Periode nicht bloß den Fortschritt der vom Winde unabhängigen Dampfschiffe, sondern auch der Locomotiven gemacht, welche bekanntlich seit 1846, noch mehr seit 1853 und 1854, enorme Quantitäten von Getreide in Bewegung gesetzt haben. Wenn z. B. auf den teuthschen Eisenbahnen von 1846 bis 1856 der Waarentransport um e. 300 Proc. mehr zugenommen hat, als der Personentransport, so ist diese Zunahme zu einem guten Theile auf die Rechnung des Getreides zu setzen.

Dem Getreideversandt aus Rußland haben bekanntlich bis jetzt die schlechten Transportmittel, resp. die hohen Frachten, vielfach großen Eintrag gethan. Das von der 1816er Ernte gewonnene Getreide kam erst im April 1817 aus den inneren Gouvernements, wohin die Erc nicht reicht, an der Ostseefüste an, nicht freilich deshalb, weil die Flüsse lange zugefroren blieben. Jacob, die bekannte englische Getreideautorität aus den 1830er Jahren, wo er im Auftrage seiner Regierung aus dem Continente reiste, um die das Getreide betreffenden Verhältnisse sorgfältig zu erforschen, nahm die damaligen Kosten für den Transport eines Quarters Weizen von Warschau, bei einem Einkaufspreise von 28 Schillingen an Ort und Stelle, bis London zu 20 Schillingen an, nämlich 6 für Einladen und Verpacken in die Kähne, 5 Fracht bis Danzig, 3 Verlust durch Auswaschen, Diebstahl u. s. w., 2 für Lagerung, Ummessen, Umräumen in Danzig, 1 Schl. 6 D. Commissionsgebühren des danziger Kaufmanns, 8 Sch. Fracht und Versicherung bis London⁹⁾. Um 1848 kam das im August von den Producenten (bis in die Gegend von Kasan) gekaufte und im Winter auf Schiften zur Dwina gebrachte Korn erst im Sommer des folgenden Jahres zu Astrachan an¹⁰⁾. Im J. 1849 wurden die Kosten für den Transport eines englischen Quarters von Danzig bis London wie folgt berechnet:

Transport aus dem Lande bis zum Hafen	3 sh. 9 d.
Verladungskosten in Danzig	1 . 6 .
Fracht bis London	4 . — .
Sundzol	— 4 .
Versicherung	1 . — .
Abfertigungs- und Verkaufskosten und Zoll in London	4 . — .
Ungeachtet Risiko, Untermass, Beschädigung, Zinsen	1 . 3 .
15 sh. 10 d.	

Maß und Gewicht haben bekanntlich auf den Getreidehandel einen großen Einfluß. Die Einheit des

Maßes und Gewichtes für ein großes Lauschagebiet fordert den Umsatz in demselben Grade, wie die Verschiedenheit ihn hindert. Dies haben viele Nationen längst eingesehen und nach dieser Einsicht gehandelt. So hat England für alle seine Länder den Quarter und Bushel, Frankreich nebst Belgien den Hectoliter, Rußland das (den) Tschetwert. Aber in Teutschland sind nach Mosker¹¹⁾ noch jetzt an 150 verschiedene Maße in Uebung, und erst neuerdings hat man den Zollcentner des Zollvereins in Preußen eingeführt. Zwar tritt beim Kornhandel mehr und mehr die Rücksicht auf das Gewicht in den Vordergrund, auch für den Kleinhandel, allein die daneben bestehende Verschiedenheit der Hohlmaße wirken höchst störend ein. Wenn auch der Großhändler mit Leichtfertigkeit und Sicherheit die Reductionen ausführt, so kann sich doch die Waare, namentlich der kleineren Consumenten und Producenten, nur schwer hineinfinden; man muß diese Leute kennen, um zu wissen, wie leicht sie sich lediglich durch das hieraus entstehende Mißtrauen unsicher machen und vom Tausche abhalten lassen. Die Einheit des Maßes und Gewichtes durchzuführen heißt den Handel heben, die Preise ausgleichen und die Zerstörung vermindern.

Einen noch stärkeren Einfluß haben die Geld- und Creditverhältnisse. Es ist schon ausgesprochen worden, daß starke und plötzliche Getreideimporte einen starken Abfluß oder Retake aus dem betreffenden Lande, folglich augenblicklichen Mangel an Baarschaften, eine Erhöhung der Banknotenmasse, eine Steigerung des Disconto's, resp. des Geldinzinses, eine ungünstige Gestaltung des Wechselcurse u. s. w. zur Folge haben. Je fester aber die Geld- und Creditverhältnisse eines Landes begründet sind, desto schneller gleichen sich diese Differenzen wieder aus. Dazu gehört ein solides und stark organisiertes Bankwesen, ein fester moralischer oder persönlicher Credit, eine ausgedehnte Wechselfähigkeit, ein einheitliches Münzsystem u. s. w. Dieses letztere hat Frankreich mit der Schweiz und Belgien, England mit Schottland und Irland, Oesterreich (mit Ausnahme von Oberitalien), Rußland u. s. w. Teutschland entbehrt desselben trotz seiner Münzconferenzen bis zur Stunde. Und dennoch ist es notwendig, weil starken Verlusten der Getreidehandel an den vielen Geldgrenzgebieten ausgelegt ist, namentlich durch die Abzüge des wechselnden Agio's. Namentlich wird der kleine Kornhändler durch diese Differenzen zwischen dem nominellen und dem wirklich empfangenen Werthe leicht abgefordert, dergleichen Geschäfte wieder einzugehen, während Viele sich in diese Verschiedenheiten gar nicht hineinzufinden vermögen.

Die Arten des Getreidehandels, resp. der Getreidehändler sind zwar bereits in Erwägung gekommen, wir müssen aber hier noch einmal, und zwar von einer anderen Seite, darauf eingehen. Man kann nach Mosker¹²⁾ vier verschiedene Classen von Getreidehändlern annehmen: 1) die Producenten selbst; 2) die Müller, Brauer und Bäcker, deren viele nur auf kurze

9) Es sind hier zunächst Segelschiffe zu verstehen, welche wenigstens bis jetzt weit massenhafter als Dampfschiffe den Getreideexport zur Erc versehen. 10) Mosker, Kornhandel S. 15.

11) Schultze, Kornhandel.

12) Kornhandel S. 14.

13) Kornhandel S. 20. 21.

Zeit, ja oft nur von Markttag zu Markttag, sich mit ihrem Bedarfe versorgen, falls ihnen große disponible Capitalien nicht zu Gebote stehen; 3) Fuhrleute (Küper), Lieferanten auf Zeit, Commissionaire; 4) die eigentlichen Kornhändler, welche ihre Einkäufe und Verkäufe in großem Maßstabe ausführen. Man darf annehmen, daß sich diese Systeme auch geschichtlich fast überall in dieser Folge ausgebildet haben. Das Publikum hat oft geklagt und klagt noch jetzt darüber, daß diese vielen Classen von Zwischenhändlern die Preise nur in die Höhe trieben. Dies ist in sofern wahr, als diese Leute leben und Gewinn haben wollen; allein wenn sie Lebensunterhalt und Gewinn, wobei man auch ihre vielen Verluste nicht vergessen darf, welche für Andere zu eben so vielen Gewinnsüßen werden, nicht auf diesem Gebiete suchen könnten, so müßten sie ihn auf andern Gebieten suchen, und somit hier eine erhöhte Concurrenz hervorgerufen. Uebrigens aber müssen wir von jenem klagenden Publikum vorerst die ungeheure Masse der verkaufenden Produzenten in Abzug bringen, welche sich bei dieser vermehrten Zahl der Zwischenhändler immer besser stellen, indem ihnen diese die Mühe der Kornfuhr und dadurch große Zeitverluste ersparen, außerdem aber die Verkaufsequellen besser und sicherer kennen. Indessen ist die große Zahl der Zwischenhändler auch für die Consumenten kein Nachtheil, sondern im Ganzen ein Vortheil, indem sie schneller und sicherer als die Urproduzenten die Märkte versorgen, und localem Mangel abhelfen. Wenn man nur den directen Tausch zwischen Produzenten und Consumenten zulassen will, so will man den elementaren Zustand des Getreidehandels, welcher für viele Zeiten und Orte ganz unmöglich ist. Denn wie sollte sich z. B. Venedig auf diese Weise mit Brod versorgen? Auch müßte man um der Consequenz willen z. B. den Pfefferhandel auf dieses Stadium reduciren. Will man dies nicht, und man kann es nicht wollen, so muß man auch beim Getreide dem Zwischenhandel seine volle theoretische und — weil diese an sich eine leere Phrase wäre — thatsächliche Freiheit lassen. Freilich das Consumentenpublicum will sich noch gar nicht recht zu der Ansicht bequemen, daß die hohen Preise seit 1846 im Grunde von den Wangeckerten und dem gesunkenen Werthe des Geldes herühren. Es geht z. B. das bei Kafen ursprünglich von dem Produzenten eingekaufte Getreide, ehe es über Archangel und Stettin nach Oberkassien kommt, durch die Hände vieler Zwischenhändler, deren jeder seinen Profit davon nimmt; aber wir will man es anders einrichten, oder ist es denn etwa z. B. bei der Baumwolle anders?

X. Getreidepreise.

- 1) Die Zeit bis zur fränkischen Monarchie unter Karl dem Großen, bis zum 8. Jahrh. nach Christus.

Man hat es versucht, für die ältesten geschichtlichen Zeiten Durchschnittspreise anzustellen, z. B. Garnier, welcher in denselben 6000 Pfund Getreide (Weizen,

Gerste) 1 Pfund Silber kosten läßt; allein man kennt die Preise mit einiger Sicherheit nur bei wenigen Völkern des Alterthums, und diese wenigen sporadischen Notizen sind aus verschiedenen Jahrhunderten, sodas von einem allgemeinen Durchschnittspreise kaum die Rede sein kann, und man sich fürs Erste auf einzelne Völker und Zeiten zu beschränken hat.

In der Literatur der alten Juden trifft man auf viele Maß-, Gewicht-, Münz- und Preisangaben¹⁾; allein es beschränken über deren Werthe noch viele gezündete Zweifel, indem weder die Maße noch die Geldsorten sicher bestimmt sind. Als ein wohlfeiler Preis für 1 Epba Weizenmehl ist 1 Sckel, für 1 Epba Gerste $\frac{1}{2}$ Sckel zu Elisa's Zeiten (806 bis 856 vor Christus) angegeben²⁾. Ein Epba war nach Xenius³⁾ = 1014,39 par. Kubitzoll = $\frac{1}{2}$ preuß. Scheffel, nach Josephus = 1985,77 par. Kubitzoll = $\frac{1}{2}$ preuß. Scheffel, und einen Sckel = freilich aus den späteren Zeiten — nimmt Winer zu c. 25 preuß. Silbergrößen an. Es wäre demnach der Getreidepreis, wenn man die späteren griechischen Preise damit vergleicht, ein sehr hoher gewesen, sodas man füglich darauf verzichten muß, sowohl den Epba als auch den Sckel zu Elisa's Zeiten auch nur mit einiger Sicherheit zu bestimmen.

Im alten Athen war (nach Boech, Staatshaushalt der Athener) der Preis für 1 Medimnos Weizen zu Solon's Zeiten 1 Drachme. Wenn man dabei die ältere Drachme zu Grunde legt, so erhält man etwa $7\frac{1}{2}$ preuß. Silbergrößen (nach Letronne⁴⁾) dagegen $7\frac{1}{2}$ Sgr. Der Medimnos war nach Bdeler ungefähr = $1\frac{1}{2}$ preuß. Scheffel, diesen zu etwa 90 Pfund angenommen. Bei dem elementaren Tausche gab man zu Solon's Zeiten auch ein Schaf für einen Medimnos. Zu den Zeiten des Sokrates bezahlte man den jetzigen Zollvereins-Gentner mit 85 rheinischen Kreuzern, also ungefähr mit 26 Silbergrößen. Für die Zeit des Demosthenes oder Alexander's des Großen setzt man den Preis des Medimnos gewöhnlich auf 5 Drachmen; das wäre nach Boech⁵⁾ = 2 Gulden 4 Kreuzer rheinisch, dagegen nach Letronne⁶⁾ etwa = 2 Gulden rheinisch. Andere nehmen nur 3 Drachmen an, was vielleicht der Preis in sehr wohlfeilen Zeiten war. Wieder Andere bestimmen den damaligen Preis auf 146 rheinische Kreuzer, und Garnier setzt den Gentner nur mit 58 solcher Kreuzer an, während im gemeinen rohen Tausche zu weilen 1 Schaf für 2 Medimnos gegeben wurde. Nach Say⁷⁾ bezahlte man in der Zeit des Demosthenes 1 Hectoliter Weizen mit 303 Gran Silber; nach Letronne (Considerations) um 400 vor Christus 3146 Pfund Weizen mit 1 Pfund Silber, womit auch Boech in

1) Beryl. Winer, Bibl. Realwörterbuch unter den Artikeln Geld, Maß u. s. m. 3. Aufl. 1847, 1848. 2) 2 Kön. 7, 1. 3) Die altgriechischen Längen- und Seßmaße. 1845. 4) Beryl. auch Warm, De ponderum . . . rationibus. 1820. 5) Staatshaushalt der Athener. 1817. I, 15. 6) Considerations sur l'évaluation des monnaies grecques et romaines. 1817, und Tabulae octo numerum. 1825. Der Preis von 5 Drachmen ist bei Demosthenes, Adv. Phorm. p. 918 angegeben. 7) Traité II, 3.

dem angeführten Werke nahezu übereinstimmt. Außerordentliche Preise, z. B. 1000 Drachmen für 1 Rebimnos Weizen bei der Belagerung Athens durch Sulla⁸⁾, können hier nur beiläufig erwähnt werden, da sie nicht zu den normalen zählen. — Es geht aus dieser Skizze genugsam hervor, daß wir selbst die Preise für eine Stadt wie Athen, über welche wir verhältnismäßig viele Nachrichten haben, durchaus nicht mit Sicherheit bestimmen können, obgleich sich daraus erkennen läßt, daß die Preise z. B. von Solon bis Demosthenes um ein Bedeutendes, nach der gewöhnlichen Annahme um das Fünffache, gestiegen sind.

Kaum eine größere Sicherheit haben wir über die Preise in dem alten Rom, theils weil wir den Robius, theils weil wir die Münzen, besonders das As , zu den verschiedenen Zeiten nicht mehr genau anzugeben wissen. Nach einer Notiz bei Polybios⁹⁾ kostete zu dessen Zeiten (er starb 121 vor Christus) ein sicilischer Rebimnos Weizen in Oberitalien oft nur 4 oboli, also etwa $\frac{1}{4}$ preuß. Silbergroschen. Unter Cäsar Gracchus (nämlich um dieselbe Zeit) ließ man in Rom vermöge eines Gesetzes den Robius (welchen einige zu $\frac{1}{2}$ berliner Scheffel, andere anders, z. B. Wurm, zu $\frac{1}{157}$ preuß. Scheffel bestimmen) dem Volke zu $\frac{1}{10}$ As ab (pro semisse et triente¹⁰⁾). Aber man ist über den Werth des As , welcher bekanntlich gleich der Drachme zu wiederholten Malen geändert worden ist, nicht einig; auch wird auf diesen Preis kein Werth zu legen sein, da er als ein Almosen für die Unbemittelten keinesfalls den natürlichen normalen Preis repräsentirt, falls überhaupt bei dem unfreien Zustande des Getreidehandels von einem solchen die Rede sein kann. Wurm bestimmt den Preis des Centners Weizen zu Cäsar's Zeiten, den damaligen modius = 0,157 preuß. Scheffel gerechnet, zu 117 rheinischen Kreuzern, also ungefähr zu 1 Lthr. 4 Sgr. preussisch, was sehr hoch wäre, wogegen Garnier für dieses Quantum nur 52 rheinische Kreuzer berechnet. Nach Sav¹¹⁾ kaufte man damals in Rom einen Hectoliter Weizen mit 270 Gran Silber, während nach anderen Angaben bei der Plünderung des Staatskassens unter Cäsar der Preis eines Centners von 2 auf 1 preuß. Thaler herabging. Lerroux¹²⁾ berechnet, daß um 50 vor Christus in Rom für 1 Pfund Silber 2681 Pfund Getreide gekauft wurden. Lucius Manutius verkaufte dem Volke den modius noch für 1 As ¹³⁾; als Valerius Flaccus Consul war, ließ man den modius nur noch für 4 As ab, da die Volk- und die Geldmenge sich bedeutend vermehrt hatte¹⁴⁾. Bald darauf aber kam aus Aegypten so viel Getreide an, daß man den modius um 2 As (an das Volk) verkaufte¹⁵⁾. Nach Rescher¹⁶⁾ sind die römischen Kornpreise zu des Plinius Zeiten eben so hoch gewesen wie die englischen im 19. Jahrh., und nach Anderen von

den ersten Zeiten der Republik bis zu den ersten Zeiten der Cäsaren um das Fünffache gestiegen.

Für die Zeiten der Völkerwanderung und der Einfälle der Barbaren im römischen Reiche finden wir theils Aufzeichnungen höchst niedriger Preise gegen die früheren Zeiten, z. B. in Italien, wo man sein Geld vergrub oder stütete, theils Klagen über schwere Hungernoth, z. B. bei dem Einfälle der Bandalen in Spanien¹⁷⁾. Nach allen geschichtlichen Documenten sind diese Jahrhunderte, sowie die nachfolgenden sehr arm an circulirendem Gelde gewesen, und dies läßt in Verbindung mit der dünngefassten Bevölkerung und den im Ganzen kleinen Städten auf Preise schließen, welche unter der römischen zur Kaiserzeit stehen.

2) Die Zeit von Karl dem Großen bis zur Entdeckung America's, vom 8. Jahrh. bis 1492.

Auch noch während dieser Periode hatte sich die vor der Völkerwanderung im römischen Reiche, wenigstens an den Küsten des Mittelmeeres stattfindende Solidarität der Getreidepreise und deren Abhängigkeit von einander noch nicht wieder für ein so großes Gebiet hergestellt. Die Preise des einen Places wirkten wenig auf die Preise der anderen entfernteren Plätze. Karl's des Großen Reich war kein Handelsreich. Uebrigens darf man nicht vergessen, daß in dieser Zeit vielfach vorgeschriebene Preismaxima bestanden.

Für Italien liegen uns wenig Preisangaben vor. Die Zersplitterung in viele Herrschaften hatte natürlich auch die schlimmen Folgen der Handelsperren mit ihren Preisumwandlungen zur Folge. So herrschte z. B. 1269 eine furchtbare Theuerungnoth in Venedig, also Sicilien, Apulien und andere Länder die Getreideausfuhr verboten. Von 1289 bis 1379 war nach Giberto¹⁸⁾ der Preis für 1 Hectoliter Weizen in Turin, resp. in Piemont und Sardinien durchschnittlich 905 Gran feines Silber, oder 4,7 Lire heutigen Geldes für 1 Ertario (= 0,406 Hectoliter). — Für Spanien ist der Preis à fanega (c. 1 preuß. Scheffel) Weizen in Andalusien pro 1488 zu 50, pro 1489 zu 100 Maravedi angegeben¹⁹⁾.

Aus Frankreich ist uns eine größere Zahl hieher gehöriger Preiscuranten zugänglich. Zunächst berechnet Sav in seinem oben angeführten Traité²⁰⁾, daß zu Karl's des Großen Zeiten 1 Hectoliter Weizen 245 Gran Silber gekostet habe, wogegen der mehrerwähnte Garnier (H. Smith's Commentator) den Durchschnittspreis für diese Zeit zu 46 rheinischen Kreuzern angibt. Am Ende des 11. Jahrh. war eine Reihe von Misserndesjahren mit theuren Preisen eine Hauptveranlassung, daß grade viele Franzosen den damals beginnenden Kreuzzügen sich anschließen. Als ein späteres Theuerungsjahr finden wir z. B. 1315 aufgeführt, wo Krieg und

8) Plutarch. Sulla 13. 9) 1. 15. 10) Livius, Epit. L. 60. Plutarch. Gracchi p. 837. 11) Traité 11, 3. 12) Considérations, vergl. mit Rescher, Staatsgesch. 1, 58. 13) Livius IV, 12. 14) Plinius XVII, 3. 14) Livius XXXI, 4. 15) Livius XXXI, 50; XXXIII, 42. 16) Epitom. 1, 239.

17) Vergl. hiefür einige Belege bei v. Gellich, Gesch. Darch. 1, 372. 18) Della economia politica. 19) Memor. de la Acad. de Historia VI, 351. 20) 11, 3.

Räße die Ursachen waren. Nach Krünich²¹⁾ stiegen die Preise für den Septier (3 $\frac{1}{2}$ preuß. Scheffel)

von 1337 bis 1347 von 12 Sous auf 2 Livres,
von 1349 bis 1369 von 1 £ 1 S. auf 5 £ 2 S.

Eine andere Angabe für dieselbe Zeit, von Herbert, setzt den Preis à Septier Weizen pro 1351 mit 39 Livres 9 Sous, pro 1356 mit 4 Livres (nach dem Gelde am Ende des 18. Jahrh.) an. War schon vorher zumißt der Wechsel zwischen Krieg und Frieden die Hauptveranlassung schroffer Wechsel gewesen, so erhielt sich dieser Zustand auch während des Conflictes mit England im 14. und 15. Jahrh. Namentlich herrschte von 1416 bis 1423 eine große Theuerung, während welcher die Regierung ein Preismaximum befaß, freilich ohne den Zweck zu erreichen, während die Mark Silber von 8 auf 40 Livres (doch wol wegen der Münzverschlechterung) stieg. Endlich wurde erlaubt, den Septier zu 5 écus d'or zu verkaufen. Unter Karl VII. (1422 bis 1461) waren, so lange Krieg mit England geführt wurde, hohe Preise, besonders 1455; nach dem Frieden aber trat eine Reihe von 69 wohlfeilen Jahren ein, während welcher der Septier 3 bis 4 Livres galt; und obgleich der Preis der Mark Silber wegen der verschlechterten Münzen immer höher stieg, so hatte man doch in der 2. Hälfte des 15. Jahrh. billigere Preise als im 13. und 14. Jahrh. Nach Garnier folgte der Centner Weizen unter Karl VII. durchschnittlich 64 rheinische Kreuzer oder e. 18 preuß. Silbergroschen, während Rother²²⁾ e. 300 Gran feines Silbers als den pariser Preis für den Hectoliter von demselben Getreide für die Zeit kurz vor der Entdeckung von America rechnet. Von 1415 bis 1515 hat Frankreich nach Cassagnac²³⁾ nur 3 Theuerungsjahre gehabt. Den Durchschnittspreis für einen Setier (Septier) Weizen von 1202 bis 1531 gibt Kraus²⁴⁾ zu 7 Francs 65 Centimes des heutigen Geldes an, und nach Montefranco²⁵⁾ verhalten sich die Preise dieser Frucht für die Zeit von 1307 bis 1560 (wobei freilich die letzten Jahre seit 1545 — den vorhergehenden sehr unähnlich sind) zu den Preisen des 19. Jahrh. wie 1 : 2,76.

Auch die schwere Theuerung in England von 1067 bis 1070 war hauptsächlich durch den Kriegszustand der normannischen Invasionen veranlaßt; blos in Norfolk und nördlich davon starben an 100.000 Menschen vor Hunger, meiß Angelfachsen²⁶⁾. Nach v. Gülich²⁷⁾ war der Durchschnittspreis à Quarter Weizen in und bei London

von 1202 bis 1286 59 Schillinge 1 $\frac{1}{2}$ Pence
1287 . . . 1338 38 . . . 8

Nach weit größer sind die Schwankungen, welche Strome für die Zeit von 1238 bis 1317 notirt, wobei er freilich eben nur die Extreme dieser Periode angibt. Es kostete nämlich ein Quarter Weizen:

1238	14	Schillinge	11	Pence
1246	158	„	9	„
1257	189	„	5	„
1302	39	„	8	„
1315	198	„	5	„
1316	317	„	5	„
1317	436	„	6	„

Aber wahrscheinlich sind hierbei die Münzen nicht als gleichwerthig, wenig auch gleichnamig in Anschlag gebracht. In der Mitte des 14. Jahrh. wurde der Preis von 20 und einigen Schillingen von Vielen schon als ein hoher Preis angesehen. Ähnliche Schwankungen zeigen sich aber auch in Bezug auf die Jahreszeiten, indem noch kein ausgleichender Handel sich geltend machte. So standen während des 13. und 14. Jahrh. im Juni und Juli die Preise oft 4 bis 5 Mal höher als im September und October (gleich nach der Ernte, welche damals wegen der späteren Ausfaat u. s. w. etwa 14 Tage später erfolgte als jetzt). Nach v. Gülich²⁸⁾ war der Durchschnittspreis à Quarter Weizen in und bei London, nach jetzigem Gelde:

von 1339 bis 1416 21 Schill. 3 $\frac{1}{2}$ Pence
von 1423 . . . 1515 21 . . . 3 $\frac{1}{2}$ „

also ganz gleich.

Eine merkwürdig absteigende Scala, aber wol nur durch Herausgreifen einzelner Jahre, stellt J. W. Eden in seinen Tables of prices²⁹⁾ auf. Danach hat gekostet 1 Quarter Weizen in England:

1125 bis 1126	20	Schill.	—	Pence
1270 bis 1272	6	„	8	„
1293	8	„	—	„
1313	5 $\frac{1}{2}$	„	—	„
1390	8	„	8	„
1406	4 $\frac{1}{2}$	„	—	„
1407	3	„	7	„
1439	8	„	—	„
1444	4 $\frac{1}{2}$	„	—	„
1463	1 $\frac{1}{2}$ bis 4 $\frac{1}{2}$	Schill.		
1466	6	Schill.	8	Pence

Doch ist hinzugefügt, daß der Preis 1390 auch bis 16 Schill. 8 P. und 1439 bis 26 Schill. 8 P. gestiegen sei. Nach Fleetwood war von 1202 bis 1560 der Durchschnittspreis à Quarter Weizen im heutigen Gelde und zwar im Mittel von 72 Jahren (d. h. wol solchen, deren Preise ihm bekannt geworden) 27 $\frac{1}{2}$ Schill.

Für Zeitschand reichen unsere frühesten Angaben bis 797 zurück, wo wir im Capitulaire Saxonieum das Verhältniß des Preises von Roggen, Gerste und Hafer wie 30 : 30 : 15 angesetzt finden. Eine andere Notiz setzt den Preis von 60 bairischen Maß Weizen für das 10. Jahrh. auf 7 Kupferpfennige, deren 120 auf ein Pfund gingen. Als Hungerjahre sind für das Magdeburgerische, Pfannscheldische u. s. w. die Jahre von 1218 bis 1279 bezeichnet³⁰⁾. Im J. 1280 bis 1282

28) Tabellen II, 24. 29) State of poor III. Append. I. 30) v. Gülich, Gesch. Dachs. II, 104.

21) Encyclopédie. 46. Bd. S. 41. 22) System I, 245. 23) Constitutionnel. 1836. Juli. 24) Bernsteine Schriften I. Taf. IV. 25) Bulletin de la soc. franc. de statist. 1836. 26) A. Thierry, Histoire de la conquête des Normands I, 321. 27) Tabellen II, 24.

hatte nach Palach³¹⁾ Böhmen eine schwere Theuerungsgeschichte und Hungersnoth. Im J. 1361 stand nach der schlechten Ernte in diesem Lande ein „Strich“ Roggen auf 30 Mgr., nachdem er im Jahre vorher auf 3 Mgr. gestanden hatte; 1362 fiel er auf 1 Mgr., und König Karl IV. besahl den Knechten und Städten die Anlegung von Magazinen. Eine interessante Tabelle über die Preise der 4 Hauptgetreidearten in der Stadt Braunschweig für das 14. und 15. Jahrh. findet sich bei v. Gülich³²⁾. Es kostete nämlich ein Hinzen (deren 9¹/₂ = 1 englischen Quarter sind) im Conventionsgelde (36 Mgr. = 1 preuß. Thaler) nach der dasigen Slavonischen Fruchttafel:

in den 5 dem genannten Jahre vorhergehenden Jahren	Weizen		Roggen	
	Mgr.	Pf.	Mgr.	Pf.
1330	1	5 ¹ / ₂	1	1 ¹ / ₂
1348	1	1 ¹ / ₂	1	—
1353	—	6 ¹ / ₂	—	6 ¹ / ₂
1357	1	4 ¹ / ₂	1	3 ¹ / ₂
1362	1	3 ¹ / ₂	1	3 ¹ / ₂
1368	1	4	1	3 ¹ / ₂
1374	1	—	1	—
1389	1	— ¹ / ₂	1	1 ¹ / ₂
1432	2	—	1	2 ¹ / ₂
1445	2	3 ¹ / ₂	1	6 ¹ / ₂
1450	1	—	1	—
1468	2	6 ¹ / ₂	2	3 ¹ / ₂
1473	1	4	1	4
1480	2	1 ¹ / ₂	1	4
1485	1	4	2	—
1490	3	—	2	4 ¹ / ₂
1492	6	—	6	—
1496	3	4 ¹ / ₂	3	4 ¹ / ₂

	Gerste		Hafer	
	Mgr.	Pf.	Mgr.	Pf.
1330	1	—	—	6 ¹ / ₂
1348	—	6 ¹ / ₂	—	4 ¹ / ₂
1353	—	6 ¹ / ₂	—	4 ¹ / ₂
1357	1	1 ¹ / ₂	—	6 ¹ / ₂
1362	1	1 ¹ / ₂	1	—
1368	1	—	—	4 ¹ / ₂
1374	1	1 ¹ / ₂	—	6 ¹ / ₂
1389	—	7 ¹ / ₂	—	6 ¹ / ₂
1432	1	6 ¹ / ₂	1	1 ¹ / ₂
1445	2	—	1	1 ¹ / ₂
1450	1	1 ¹ / ₂	—	7 ¹ / ₂
1468	1	1 ¹ / ₂	1	1 ¹ / ₂
1473	1	1 ¹ / ₂	1	1 ¹ / ₂
1480	1	4	1	1 ¹ / ₂
1485	1	—	—	7 ¹ / ₂
1490	1	—	—	7 ¹ / ₂
1492	3	1 ¹ / ₂	2	3 ¹ / ₂
1496	3	—	1	6 ¹ / ₂

Hiernach wären die Schwankungen nicht so groß gewesen, wie wir sie vorher beobachtet haben; allein wir haben hier eine Klostertafel vor uns, welche in ihren Ansätzen auf jeden Fall die Extreme der Theuerung absummt, und außerdem für ihr Zinsorn etwas unter den Marktpreis der guten Waare heruntersetzt.

Uebrigens aber stellt auch Teutschland im Mittelalter zahlreiche Beispiele von Hungerepidemien und enormen Preisschwankungen auf, ein Beweis von dem fehlenden Privathandel und für das Unzureichende von Staats- und Stadtmagazinen³³⁾. Es werden entsetzliche Thatfachen von den Hungersnöthen jener Zeiten erzählt; in Preußen kam es vor, daß Kinder ihre Väter und umgekehrt schlachteten; beim Einfälle der Mongolen in Ungarn wurde ein Mann hingerichtet, welcher in der Beichte gestand, daß er aus Junger (?) 60 Kinder und 8 Mönche geschlachtet habe³⁴⁾. Man braucht nur die Chroniken der einzelnen Städte einzusehen, um entsetzliche Preisdifferenzen und Hungerepidemien dühndweise zu finden. Als europäische Theuerungsjahre nach Christi Geburt gelten: 873—874, 897, 1197, 1259, 1281, 1437—1438; andere wird man aus der Specialgeschichte ergänzen.

3) Von der Entdeckung Amerika's bis zur Beendigung der französischen Revolution, von 1492 bis 1815.

Während wir über Italien Nichts zu berichten haben, entnehmen wir in Petreß Spaniens den Memor. de la Acad. de H. stor.³⁵⁾ die Nachricht, daß dort der Preis des Fanega (e. i. preuß. Scheffel) Weizen gewesen ist: 1503: 375 bis 600, 1508: 306, 1509: 85 Maravedi, woraus sich gewaltige Differenzen ergeben, welche man indessen auch noch später wiederfindet, zum Theil als eine Folge der dort herrschenden Sperrmaßregeln zwischen den einzelnen Provinzen. So berichtet Willoughby³⁶⁾, daß man in der Mitte des 17. Jahrh. auf einer Strecke von 20 Meilen gleichzeitige Differenzen von 300 Procent im Preise angetroffen habe. Dasselbe geht aus einem Preisverzeichnisse für die Stadt Medina di Rio seco (in der Provinz Leon) während der Jahre 1800 bis 1805 hervor. Der Preis à Fanega Weizen war dort:

im Mai 1800	28% Kosten
• • 1801	43 • •
• • 1802	65% • •
• • 1803	63 • •
• • 1804	1.5 • •

Vollständige sind unsere Duellen über Frankreich. Auf die Regierung Franz des Ersten († 1547) folgten 10 Mangeljahre, und unter diesen 6 unmittelbar auf einander; der Grund war große Trockenheit³⁷⁾. Als ein hervorragendes Theuerungsjahr wird 1565 angegeben.

33) Brial, v. Gülich, Gesch. Darß. II, 163. 164. 34) Bachsmuth, Europäische Eittengeschichte III, 1. S. 522. 35) VI, 551. 36) In Harrie, Collection II, 202. 37) Cassagnat im Constitutionnel. 1856. Juli.

Dazu gefellte sich der in Folge des Silbers von Potosi u. f. w. gesunkene Geldwerth; während vor der Entdeckung von Amerika der Preis eines Hectoliters Weizen in Paris noch 300 Gran feines Silber war, stand er von 1546 bis 1566 auf 900 Gran³⁸⁾. Der pariser Weizenpreis war von 1490 bis 1535 um 160 Proc., bis 1546 um 219 Proc. gestiegen, aber der Durchschnitt von 1577 bis 1588, wobei das Theuerungsjahr 1573, in welchem die hungernden Landleute mit Gewalt nach Paris drangen, um Brod zu fuchen, nicht einbezogen ist, ist über 5 Mal höher als der Durchschnitt von 1492 bis 1501³⁹⁾. Unter Heinrich IV. stieg der Septier Weizen auf den Durchschnitt von 33 Livres 4 Deniers, fiel unter Ludwig XIII., mit Ausnahme einiger Theuerungsjahre, besonders 1626, auf 22 Livres 5 Sous, und ging unter der Minorität Ludwigs XIV. wieder auf 33 L. 6 S., ein Preis, welcher weit höher war als in der Mitte des 18. Jahrh. Nachdem noch 1798 der Septier nur 8 Livres gekostet hatte, mußte man ihn 1799, welches allerdings eine der schlimmsten Misjahre in der französischen Geschichte ist, mit 50 Liv. bezahlen, also 6mal höher. Ebenfalls theurere Jahre, und zwar ziemlich gleichmäßig theurere, da in ihnen der Brodpreis nur wie 21,10 zu 17,75 differirte, waren 1734 bis 1743, nur noch Weiter⁴⁰⁾ in Frankreich 17 Proc. mehr Menschen als gewöhnlich starben. Nach einer Uebersicht bei Krünig⁴¹⁾ stieg zwischen 1337 und 1742 der Preis à Septier Weizen in folgenden Zwischenstufen:

von 1337—1347 von	— Liv. 12 Sous auf	2 Liv. — S.
• 1349—1369	• 1 • 1	• 5 • 12 •
• 1516—1526	• 1 • 2	• 4 • 3 •
• 1559—1569	• 3 • 12	• 10 • 7 •
• 1570—1580	• 4 • 13	• 14 • — •
• 1581—1590	• 5 • 13	• 40 • — •
• 1690—1700	• 7 • 18	• 39 • 6 •
• 1733—1742	• 10 • 7	• 38 • 2 •

Ein ausführliches Verzeichniß der französischen Getreidepreise von 1302—1745 findet sich in dem „Essai sur la Police générale des grains, sur leur prix et sur les effets de l'agriculture,“ Berlin 1750. Danach haben die verschiedenen Erntetrügnisse, die gedrückten Berthe der Münzen, die Vermehrung des Metallgeldes u. f. w. auf die Preise der Cerealien (muß genauer heißen: auf das Schwanken derselben) weniger einwirkend als der Wechsel friedlicher und kriegsrunder Zeiten; meist ist das Getreide theurer gewesen zur Zeit der Kriege im Innern und mit dem Auslande, wohlfeil zur Zeit des Friedens.

Nach Messance⁴²⁾ stieg der Preis für einen Septier Weizen zu Paris zwischen 1743 und 1763 in den 4 wohlfeilsten Jahren durchschnittlich auf 14 Livres 18 Sous, in den 4 theuersten auf 19 L. 1 S., und die Durchschnittszahl der jährlichen Todesfälle zu Paris war

in jenen 4 wohlfeilsten Jahren 16,859, in den 4 theuersten 20,895. — Wie schon bemerkt ist, hatte Frankreich mit einzelnen Ausnahmen, z. B. 1764, ein halbes Jahrhundert vor der Revolution sehr niedrige Preise. — Den Durchschnittspreis à Septier Weizen von 1535 bis 1785 wird von Kraus in seinem bereits genannten Werke zu 21,94 Francs berechnet, während Say⁴³⁾ für den Hectoliter in den folgenden Zeitpunkten den Preis so angibt:

unter Karl VII.	219 Gran fein. Silber.
1514	333
1536	731
1610	1130
1640	1280
1789	1342

Der Anfang der Revolution fiel bekanntlich mit den Wirkungen der durch die Missernten von 1788 fg. erzeugten theueren Preise zusammen, welche mehrere Jahre hindurch dauerten, während (z. B. 1793) das benachbarte Teufelsland ausfallend niedrige Preise hatte, aber wegen der Kriegesperre Nichts dahin einführen konnte. Im J. 1795 kostete in Paris das Pfund Brod 300 Francs Assignaten, in den Provinzen 30 bis 50 Sous Rünne⁴⁴⁾. Die bordeauer Weizenpreise sind bei Gütlich⁴⁵⁾ à englischen Quarter für 1800 bis 1809 im Durchschnitte zu 50 Schilling 7 Pence (englisch) angegeben. Auch in den folgenden Jahren stieg der Preis immer noch hoch genug, z. B. 1812 für 1 Pfund Brod auf 7 Sous, und bekanntlich verzögerte sich Napoleons Zug nach Rußland wegen des Mangels an Proviant um mehr Wochen. Für die Provinz Biscaya stellt Gütlich⁴⁶⁾ die Preise à 1 englischen Quarter Weizen in folgender Tabelle von 1700 bis 1799 zusammen:

1700—1709	24 sh. 4 d.
1710—1719	29 . . 2 .
1720—1729	21 . . 3 .
1730—1739	25 . . 9 .
1740—1749	28 . . 6 .
1750—1759	25 . . 2 .
1760—1769	33 . . 9 .
1770—1779	36 . . 6 .
1780—1789	38 . . 6 .
1790—1799	53 . . — .

Nach der Revue d. d. Mondes (1835) kosteten 2 Pfd. Brod (1 Kilogr.) von 1700—1763 1 Sou 6 Deniers 1763—1812 2

(wobei jedoch andere Sous als die gewöhnlichen gemeint sein müssen), während in dieser Zeit die Kleinspreise sich vervielfacht haben, die Preise der Industrieprodukte dagegen herabgegangen sind, z. B. die Leinwand und anderen Stoffe um $\frac{1}{2}$, die seidenen und baumwollenen um $\frac{1}{3}$. Für Holland (mit Einschluß des jetzigen Belgien) entnehmen wir einen speciellen Preisverlauf der Encyclopädie von Krünig⁴⁷⁾. Es kostete darnach die amster-

38) Böhmer, System I, 245. 39) Ebendas. I, 243.
40) Sitzung der pariser Akademie der Wissenschaften vom 7. Sept. 1841. 41) Encyclop. 48. Bd. S. 41. 42) Recherches sur la population p. 311.

E. Garf. I. Bd. u. 2. Geste Seiten. LXV.

43) Traité II, 3. 44) Cassagnac im Constitutionnel. 1856. Juli. 45) Tabellen II, 26. 46) Ebendas. 47) 48. Bd. S. 35 fg.

damer Loth (13 amsterdamer waren um 1788 — 12
hamburger) in Goldgulden (à 18 Ggr. 8 Pf. sächsisch
— 23 Ggr. 4 Pf. preussisch)

	Weizen	Roggen		Preuss. Roggen.	Poln. Weizen.
1646	125	82	Am 1. Oct. 1732	48 — 57	70 — 96
1647	140 — 200	84 — 105	„ „ „ 1733	54 — 61	74 — 98
1648	180 — 260	108 — 124	„ „ „ 1734	72 — 81	100 — 124
1649	190 — 224	140 — 145	„ „ „ 1735	62 — 72	96 — 125
1650	208 — 234	128 — 185	„ „ „ 1736	74 — 84	96 — 116
1651	199 — 234	169 — 181	„ „ „ 1737	62 — 75	108 — 130
1652	232 — 250	156 — 185	„ „ „ 1738	62 — 74	106 — 122
1653	238 — 270	116	„ „ „ 1739	68 — 77	104 — 124
1654	140 — 166	98 — 100	„ „ „ 1740	105 — 123	188 — 242
1655	130 — 152	68 — 95	„ „ „ 1741	106 — 122	156 — 208
1656	140 — 170	110 — 114	„ „ „ 1742	60 — 82	94 — 134
1657	?	96	31. Oct. 1743	70	120
1658	140 — 144	85	Im Sept. 1744	64	111
1677	148 — 170	100 — 112	Am 1. Oct. 1745	74	114
1692	108 — 132	100 — 150	„ „ „ 1746	86	136
1693	145 — 175	116 — 135	Im August 1747	109	155
1695	134 — 178	75 — 105	„ „ „ 1747	94	142
1697	150 — 200	117 — 136	„ „ „ 1748	94	141 — 152
1698	180 — 230	160 — 260	„ „ „ 1749	80	140 — 143
Am 1. Oct. 1699	236 — 276	176 — 200	Im August 1750	73	133
„ „ „ 1700	125 — 155	78 — 100	„ „ „ 1751	79	128
			„ „ „ 1752	77	128
			„ „ „ 1753	70 — 71	124 — 128
			„ „ „ 1754	70	106
			Am 31. Oct. 1755	80	116
			Im Juli 1756	87	112
Am 1. Oct. 1701	60 — 78	90 — 122	„ „ „ 1756	152	152
„ „ „ 1702	56 — 70	86 — 114	„ „ „ 1756	136	143
„ „ „ 1703	60 — 80	85 — 128	„ „ „ 1757	128	160
„ „ „ 1704	58 — 77	95 — 125	„ „ „ 1758	101	140
„ „ „ 1705	58 — 77	91 — 122	„ „ „ 1758	109 — 113	151
„ „ „ 1706	56 — 69	90 — 115	„ „ „ 1759	78	137
„ „ „ 1707	56 — 70	88 — 118	„ „ „ 1760	79	121
„ „ „ 1708	77 — 95	108 — 138	„ „ „ 1761	76	132
„ „ „ 1709	204 — 240	242 — 326	„ „ „ 1762	98	136
„ „ „ 1710	128 — 152	145 — 225	„ „ „ 1763	84	128
„ „ „ 1711	83 — 101	146 — 164	25. Sept. 1764	82	134
„ „ „ 1712	78 — 93	130 — 148	1. Oct. 1765	80 — 91	134 — 166
„ „ „ 1713	84 — 96	135 — 160	März 1766	94 — 103	138 — 158
„ „ „ 1714	95 — 110	157 — 177	October 1766	94 — 103	156 — 170
„ „ „ 1715	74 — 92	94 — 134	März 1767	85 — 95	146 — 162
„ „ „ 1716	70 — 94	104 — 135	November 1767	75 — 92	172 — 210
„ „ „ 1717	74 — 87	97 — 125	Juli 1768	82 — 96	194 — 220
„ „ „ 1718	73 — 83	106 — 126	November 1768	98 — 108	196 — 210
„ „ „ 1719	85 — 95	100 — 114	December 1768	100 — 113	188 — 204
„ „ „ 1720	76 — 82	92 — 100	März 1769	114 — 122	186 — 208
„ „ „ 1721	57 — 70	92 — 100	Juli 1769	80 — 94	144 — 170
„ „ „ 1722	47 — 60	82 — 104	December 1769	94	138 — 170
„ „ „ 1723	57 — 68	92 — 120	März 1770	81 — 91	128 — 145
„ „ „ 1724	77 — 86	97 — 121	August 1770	94 — 104	138 — 166
„ „ „ 1725	82 — 92	116 — 130	October 1770	130 — 140	150 — 190
„ „ „ 1726	74 — 92	98 — 128	December 1770	120 — 131	148 — 176
„ „ „ 1727	82 — 95	94 — 118	Februar 1771	134 — 144	162 — 188
„ „ „ 1728	64 — 78	73 — 110	April 1771	146 — 152	160 — 178
„ „ „ 1729	61 — 75	100 — 110	October 1771	180 — 206	180 — 220
„ „ „ 1730	47 — 60	78 — 109	November 1771	196 — 206	192 — 225
„ „ „ 1731	53 — 64	77 — 111	December 1771	198 — 214	195 — 230

		Preuß. Roggen.	Poln. Weizen.	
Januar	1772	210 — 236	218	
April	1772	140 — 208	178 — 214	
August	1772	?	?	190 — 230
December	1772	?	?	182 — 236
Februar	1773	140 — 150	185 — 230	
Juni	1773	110 — 134	184 — 235	
August	1773	90 — 114	176 — 202	
December	1773	84 — 112	180 — 206	

		Weizen	Roggen
	1600 — 1649	68,4	47,8
	1650 — 1699	71,2	53
	1700 — 1749	57,8	39,8
	1750 — 1799	68,4	46,2

Das Verhältniß der Preise für Weizen, Roggen, Gerste und Hafer stellt sich zu Brüssel im 13., 17. und 18. Jahrh. nach Kau“) folgendermaßen:

		Weizen	Roggen	Gerste	Hafer
im 16. Jahrh.	—	126,7	: 100	: 80	: 50
• 17. •	—	138,8	: 100	: 82,9	: 51,9
• 18. •	—	147	: 100	: 86,7	: 55,2

Der Durchschnittspreis für 1 Hectoliter Roggen in Antwerpen war nach derselben Auctorität“) 5,34 rhein. Gulden.

Wenn wir auch für England bei der Benutzung unserer Quellen dieselbe Methode befolgen, nämlich die Angaben derselben in einer und derselben Quelle nicht aus einander zu reißen und wo möglich mit dem Schlußjahre solcher Uebersichten in die historische Reihe einzuordnen, so war nach Gülich“) der Durchschnittspreis à Quarter Weizen in London von 1453 bis 1497 14 Schill. 1 Penny nach jetzigem Gelde, wogegen Eden“) für 1515 einen Preis von 20, Roshier“) für die Zeit unter Heinrich VIII. 7 bis 8 Schill. notirt. Für die Zeit von 1499 bis 1560 rechnet Gülich“) einen Preis von 10 Schill. 1/2 Penny. Unter Elisabeth stand Anfangs der Preis außerordentlich niedrig, nämlich auf 8 Schill. jetzigem Gelde, sodas man den Normalpreis für die Erlaubniß zur Ausfuhr (für Weizen) 1562 auf 10 Schill. setzte. Aber schon 1570, noch mehr 1583, standen die Preise viel höher, sodas im letzteren Jahre der Normalpreis für die erlaubte Ausfuhr zu 20 Schill. à Quarter bestimmt wird. Im J. 1590 war nach Eden der Preis 21 Schill. gewesen. Am Ende der Regierung der Elisabeth kostete 1 Quarter Weizen 30 Schill.“). Nach Fleetwood betrug zwischen 1561 und 1601 der Durchschnittspreis sogar 47 Schill. 5/8 Pence im heutigen Gelde. Nach einer Uebersicht bei Gülich“) kostete in und bei London 1 Quarter Weizen

1595	2 Pf. St.	— Schill.	— Pence
1596	2 . . .	8 . . .	—
1597	3 . . .	9 . . .	6 . .
1598	2 . . .	16 . . .	8 . .
1599	1 . . .	19 . . .	2 . .
1600	1 . . .	17 . . .	8 . .

Nach derselben Quelle“) war der Durchschnittspreis à Quarter desselben Getreides in und bei London nach jetzigem Gelde

von 1595 — 1620	41 Schill. 9/16 P.
• 1621 — 1636	50 . . .

Da Amsterdam in dieser Zeit noch der Hauptverkehr des Welt war, so glaubten wir diese specielle Uebersicht, welche höchst interessante Einblicke gewährt, mittheilen zu dürfen. Es geht unter Anderem hieraus hervor, daß der Weizenpreis zum Roggenpreise nahezu das constante Verhältniß wie 3:2 hat, sowie das andere noch bedeutsamere Factum, welches aus der großartig organisirten und freien Natur des vorliegenden Handels ersichtlich ist, nämlich daß die Preise (derselben Fruchtart) bei weitem nicht solchen Schwankungen unterliegen haben, als gleichzeitig in den meisten andern Ländern.

Der durchschnittliche Preis des Weizens in Brüssel für 1 Rastier (= 0,9 preuß. Schell.) war in Gold de Brabant (à 2,539 rhein. Kreuz.) nach Ducrest“)

1500 — 1549	12,6	Sold de Brab.
1550 — 1599	39	• • •
1600 — 1699	70	• • •
1700 — 1799	63	• • •

Nach denselben“) stellen sich diese Preise im 50jährigen Durchschnitte (ebenfalls für 1 Rastier à 0,491 Hectoliter und in brabantischer Gold à 9 franz. Cent.) wie folgt:

	Weizen	Roggen
1500 — 1549	12,3	9,8
1550 — 1599	39	27,4

48) Recherches statist. sur le royaume des Pays-Bas. 1826. 49) Ebendas.

50) Lehrbuch I. S. 183. 51) Ebendas. S. 214. 52) Tabellen II, 24. 53) State of poor. 54) System I, 228. 55) Tabellen II, 24. 56) A. Smith I, 454. 57) Tabellen II, 24. 58) Ebendas.

Dagegen stand von 1626 bis 1643 auf dem Markte zu Binsbefter der Mittelpreis des Weizens auf 39 Schill. 10 P. — Unter Cromwell, namentlich 1646 bis 1650, wo innere Unruhen eintraten und außerdem die Zahlung sich bis um 20 Proc. verschlechterte (ein Uebelschand, dem erst 1717 wieder abgeholfen ward), hatte man sehr hohe Preise. Nach einem uns vorliegenden Extract war auf dem Markte zu Binsbef der Durchschnittspreis für den Quarter Weizen

1646	48	Schill.	—	Pence
1647	73	„	8	„
1648	85	„	—	„
1649	80	„	—	„
1650	76	„	—	„

Für 1595 bis 1685 gibt Eden bei Roscher⁶²⁾ den Durchschnittspreis desselben Quantums zu 38 Schill. 1/2 P. an und für 1637 bis 1700 der Letztere⁶³⁾ zu 51 Schill. Eine Uebersicht des Preises für das ganze 17. Jahrh. von 5 zu 5 Jahren à Quarter Weizen gibt v. Gülich⁶⁴⁾ in Folgendem:

1605	1	Pf. St.	15	Schill.	10	Pence
1610	1	„	15	„	10	„
1615	1	„	18	„	8	„
1620	1	„	10	„	4	„
1625	2	„	12	„	—	„
1630	2	„	15	„	8	„
1635	2	„	16	„	—	„
1640	2	„	4	„	8	„
1645	1	„	?	„	?	„
1650	3	„	16	„	4	„
1655	1	„	13	„	4	„
1660	2	„	16	„	6	„
1665	2	„	9	„	4	„
1670	2	„	1	„	8	„
1675	3	„	4	„	8	„
1680	2	„	5	„	—	„
1685	2	„	6	„	8	„
1690	1	„	14	„	8	„
1695	2	„	13	„	—	„
1700	2	„	—	„	—	„

Das wohlfeilste Jahr war 1687 mit 1 Pf. St. 5 Schill. 2 P., das theuerste 1649 mit 4 Pf. St.

In Schottland war nach Roscher⁶⁵⁾ während des 17. Jahrh. das Fleisch so wohlfeil, daß oft 1 Pfund Haserbrod soviel kostete, wie 1 Pfund des besten Fleisches. Nach Gülich⁶⁶⁾ waren in und bei London der durchschnittliche Preis à Quarter Weizen nach heutigem Gelde

von 1701—1709	34	Schill.	8 1/2	Pence
„ 1710—1719	43	„	6 1/2	„
1720	32 1/2	„	—	„
von 1720—1729	37	„	4 1/2	„
„ 1730—1739	31	„	7 1/2	„
1740	48 1/2	„	—	„

Nach Anderen kostete der Weizen in den wohlfeilsten Jahren 1744, 1745, 1751 und 1752 32 Schill. 10 P., und in diesen Jahren zusammen starben zu London 83,415 Menschen, in den theuren Jahren 1736, 1737, 1740 und 1741 dagegen, wo der Quarter durchschnittlich 52 Schill. 6 D. kostete, starben ebenba zusammen 118,384 Menschen.

Der Preis à Quarter Weizen in und bei London von 1740 bis 1749 war nach Gülich⁶⁷⁾ durchschnittlich 31 Schill. 10 1/2 P., und nach Roscher⁶⁸⁾ schwankte auf dem Markte zu Eten der Buchel Weizen von 1700 bis 1750 zwischen 11 Schill. 6 P. und 2 Schill. 11 P. Von 1741 bis 1756 war der Weizenpreis zu Binsbef nur 29 Schill. 4 P., also für die Pächter eine drückende Wohlfeilheit, die ohne die Ausfuhrprämien noch drückender gewesen wäre, aber auch für die Industrie ihre großen Nachtheile hatte⁶⁹⁾. Schon von 1730 bis 1741 hatten die Preise einen sehr niedrigen Stand. — Nach Gülich⁷⁰⁾ war der Durchschnittspreis à Quarter Weizen in und bei London von 1750 bis 1759 nach jenem Gelde wieder 37 Schill. 8 1/2 P., und von 1742 bis 1762 stand er selten über 40 Schill.⁷¹⁾. Nach Roscher⁷²⁾ betrug der Durchschnitt von 1701 bis 1764 40 1/2 Schill., während Fleetwood den Durchschnitt von 1595 bis 1764 zu 45 Schill. (heutigem Gelde) ansetzt. Der Preis des Binsbefers-Quarters stand in Binsbef

von 1716—1725	auf 1	Pf. St.	15	Schill.	5	P.
„ 1726—1735	1	„	15	„	2	„
„ 1736—1745	1	„	12	„	1	„
„ 1746—1755	1	„	13	„	3	„
„ 1756—1765	1	„	19	„	3	„

Den Durchschnittspreis des Quarters Weizen in und bei London von 1760 bis 1769 setzt v. Gülich⁷³⁾ auf 41 Schill. 4 1/2 P. jenigen Geldes und den für ganz England im Jahre 1770 auf 43 1/2 Schill.

In den ersten 1770er Jahren wurde England verhältnismäßig nicht von so hohen Preisen heimgesucht wie die meisten andern Länder. Die Ernte war nicht ganz so unergiebig wie auf dem Continente, aber die Industriellen hatten doch viel zu leiden, so daß London zwischen 1757 und 1777 wiederholt um Zollfreie Einfuhr petitionirte. Den Durchschnittspreis à Quarter Weizen in und bei London von 1770 bis 1779 notirt v. Gülich⁷⁴⁾ mit 45 Schill. 3 1/2 P. nach heutigem Gelde, dagegen den Preis für 1782 mit 47 1/2 Schill.⁷⁵⁾ und für 1780 bis 1789 mit 45 Schill. 9 1/2 P.⁷⁶⁾. — Nach Zoell's⁷⁷⁾ Urtheil sind in England von 1688 bis 1792 die Preise während der Kriegsjahre nicht wesentlich theurer gewesen als während der Friedensjahre, eine Abnormität, welche man aus der sichern insularen Lage des Landes, noch mehr aber wol aus den ergiebigen

56) System I. 246. 60) Ebenbas. 61) Tabellen II, 24.
62) System I. 228. 63) Tabellen II, 24 und I, 17.

64) Tabellen II, 24. 65) Kornhandel S. 60. 66) Kränitz, Encyclopädie. 45. Bd. S. 354. 67) Tabellen II, 24. I, 17. 68) Gesch. Darst. I, 124. 135. 69) System I, 246. 70) Tabellen II, 24. I, 17. 71) Tabellen II, 24. 72) Ebenbas. I, 17. 73) Ebenbas. II, 24. 74) History of prices I, 97.

Ernten zu erklären hat. Auch während der ersten Jahre der französischen Revolution, selbst nach 1793, erhoben sich die Preise wenig über ihren früheren Stand. Von 1789 bis 1793 hielt sich der Quartier Weizen im Durchschnitt auf c. 47 Schill.⁷⁵⁾ und für 1792 im Besonderen gibt Gülich⁷⁶⁾ als Durchschnittspreis 41% Schill. an. Der Durchschnittspreis à Quartier Weizen stellt sich nach Eden, resp. Roscher⁷⁷⁾ für die Zeit von 1686 bis 1795 auf 38 Schill. 11% P. und für die Zeit von 1550 bis 1795 notirt derselbe⁷⁸⁾ ein Strigen um 326 Proc. Dagegen bemerkt derselbe⁷⁹⁾, daß die Preise in 1795 und 1796 gegen die beiden Vorjahre von 48 Schill. 11 P. auf 75 Schill. 8 P. gestiegen seien. Für 1797 notirt v. Gülich⁸⁰⁾ einen Preis von 52% Schill., wogegen der höchste Stand in diesem Jahre, nach Banknoten berechnet, deren Emission in diesem Jahre von 12 auf 28 Mill. Pfund gesteigert wurde, auch zugleich ihr Werth unter pari erniedrigt wurde, Anfangs um 3 bis 4 Proc., seit 1809 bis 25 Proc., besonders im Auslande bei Kornkäufen, 110 Schill. war. Die Durchschnittspreise der vier Hauptgetreidearten auf dem Markte in London gibt v. Gülich⁸¹⁾ für 1784 bis 1797 in Folgendem an:

	1784 — 1790	1791 — 1797
Weizen	47 Schill. 1 P.	55 Schill. 6 P.
Gerste	24 . . . 2 .	31 . . . 2 .
Roggen	29 . . . 6 .	37 . . . 6 .
Hafer	17 . . . 2 .	20 . . . 4 .

Für 1790 bis 1799 notirt derselbe⁸²⁾ als Durchschnittspreis à Quartier Weizen 55 Schill. 11 P. — Dies änderte sich, als die beiden Preisrenten von 1799 und 1800 eintraten, wodurch der Preis des Quartiers Weizen, nach Banknotengeld, auf 120 Schill. und höher getrieben ward, eine früher nie erreichte Höhe, welche außerdem ihren Erklärungsgrund in den vielen Almosen des Jahres 1800 und in dem starken Einkaufe für Heer und Flotte findet⁸³⁾. Nach einer von Gülich⁸⁴⁾ gegebenen Uebersicht der Weizenpreise in und bei London während des ganzen 18. Jahrh. kostete im Durchschnittspreise von 5 zu 5 Jahren, wofür hier stets das Schlussjahr angegeben ist, der Quartier Weizen

	1705	1 P. St. 10 Schill.	P.
1710	3 . . . 18 .	—	—
1715	2 . . . 3 .	—	—
1720	1 . . . 17 .	—	—
1725	2 . . . 8 .	6 .	—
1730	1 . . . 16 .	6 .	—
1735	2 . . . 3 .	—	—
1740	2 . . . 10 .	—	—
1745	1 . . . 7 .	6 .	—
1750	1 . . . 12 .	6 .	—

	1755	1 P. St. 13 Schill.	10 P.
1760	1 . . . 16 .	6 .	—
1765	2 . . . 8 .	—	—
1770	2 . . . 3 .	6 .	—
1775	2 . . . 8 .	4 .	—
1780	1 . . . 15 .	8 .	—
1785	2 . . . 11 .	10 .	—
1790	2 . . . 13 .	2 .	—
1795	3 . . . 12 .	11 .	—
1800	5 . . . 1 .	8 .	—

Von diesen Jahren war

das wohlfeilste 1743 und 1744 mit 1 P. St. 4 Schill. 10 P.

das theuerste 1800 mit 5 P. St.

Nach Roscher (Kornhandel S. 60) schwankte der Preis für einen Bushel Weizen auf dem Markte zu Eten von 1750 bis 1800 zwischen 3 Schill. 9 P. und 16 Schill. Die Ernten von 1801, 1802 und 1803 waren ergiebig und brachten, wenn auch nicht sofort, den Preis wieder auf 60 Schill. herab; 1802 war nach Gülich⁸⁵⁾ der Durchschnittspreis 63% Schill., wogegen die Ernte von 1804 dürftig ausfiel. Als 1798 und 1802 in London der Mittelpreis des Quartiers Weizen 58 Sch. 10 P. war, wurden dort im Mittel 20,445 Kinder geboren und starben im Mittel 20,508 Menschen, als aber 1800 der Mittelpreis 113 Schill. 7 P. war⁸⁶⁾, wurden im Mittel nur 18,275 Kinder geboren, wogegen 25,670 Menschen starben⁸⁷⁾. Als in sieben Grafschaften 1801 der Quartier Weizen 118 Schill. 3 P. kostete, fanden daseibst (nach Barton) 55,965 Todesfälle statt, als aber 1804 der Preis (bis zur Ernte) 60 Schill. 1 P. war, starben nur 44,794 Menschen. Nach Porter⁸⁸⁾ war

	der Preis à Quartier Weizen	die Zahl der Lebendigen
1800	114 Schill.	69,851
1801	122 .	67,288
1802	70 .	90,396
1803	58 .	94,379

Von 1794 bis 1803 ist nach Gülich⁸⁹⁾ der Preis im Durchschnitt c. 69 Schill. gewesen, in den folgenden zehn Jahren über 95 Schill., wobei freilich der verschlechterte Werth der Münze in Rechnung zu setzen ist, dagegen nach demselben⁹⁰⁾ von 1800 bis 1809 in und bei London 77 Schill. 4% P. nach jetzigem Gelde. Von 1798 bis 1804 gibt v. Gülich⁹¹⁾ den Durchschnittspreis der vier Hauptgetreidearten so an:

Weizen	75 Schill. 6 Pence
Gerste	40 . . . 1 .
Roggen	49 . . . 9 .
Hafer	27 . . . — .

Indem England 1810 (bis zur Ernte) für 7 Mill. P. St. ausländisches Getreide kaufte, war der Markt

75) Gülich, Gesch. Darst. III, 88. 76) Tabellen I, 17. 77) System I, 246. 78) Ebenda. I, 234. 79) Kornhandel S. 3. 80) Tabellen I, 17. 81) Tabellen III, 158. 82) Tabellen II, 24. 83) Bergl. Malins, An investigation of the cause of the present high price of provision, 1800. 84) Tabellen II, 24.

85) Tabellen I, 17. 86) Somit eine der obigen Angaben nicht ganz übereinstimmend. 87) Münc. On annuities II, 402. 88) Progress III, chap. 14. 89) Gesch. Darst. I, 181. 90) Tabellen II, 24. 91) Tabellen III, 158.

preis des englischen Weizens auf den englischen Märkten 100 bis 120 Schill. à Quarter; die reiche Ernte von 1810 verhinderte zwar ein weiteres Steigen, allein die Ernte von 1811 fiel wieder dürftig aus, und man konnte aus dem Auslande wegen der Continentalsperrre und des gesunkenen Papiergeldes nicht die gesuchten Quantitäten erlangen, und so blieben die Weizenpreise auch 1812 und 1813 auf 120 Schill. im Durchschnitt stehen, nämlich in der Berechnung nach Papiergeld, während die folgende Aufstellung v. Gülich's *) wol das Metallgeld zur Grundlage hat. Es kostete nämlich nach ihm in London von 1805 bis 1811 ein Quarter

Weizen	86 Schill. 6 Pence
Gerste	42 „ 11 „
Roggen	53 „ — „
Hafer	29 „ 4 „

und 1812 ein Quarter Weizen 93% Schill. **).

Auch in Deutschland wirkte die Vermehrung des Metallgeldes im 16. Jahrh. auf die Getreidepreise erhöhend ein; nach Gülich **) haben sie sich vom 13. und 14. Jahrh. bis ins 16. „ nach Rescher *) von 1475 — 1500 bis 1525 — 1550 (in Niedersachsen) verdoppelt. Diese Verdoppelung zeigt sich z. B. speciell in der blosanischen Fruchttaze der Stadt Braunschw. (welche Gülich **) mittheilt. Darnach kostete dort 1 Himten (9% = 1 engl. Quarter) in Conventsgeld (36 Mar. = 1 Schöler) je in den fünf dem hier genannten Jahre vorhergehenden Jahren:

	Weizen Mar. Pf.	Roggen Mar. Pf.	Gerste Mar. Pf.	Hafer Mar. Pf.
1500	4 — 3 —	2 — 2 —	2 — 2 —	2 — 2 —
1505	2 3/4 1 6/4	1 4/4 1 —	1 4/4 1 —	1 4/4 1 —
1510	1 4/4 1 4 —	1 — 1 —	1 — 1 —	1 — 1 —
1515	2 3/4 2 4 —	2 — 1 —	2 — 1 —	2 — 1 —
1 20	3 3/4 2 4 —	2 — 1 4/4	2 — 1 4/4	2 — 1 4/4
1525	2 — 2 —	2 — 2 —	2 — 2 —	2 — 2 —
1530	5 2/4 4 4 —	3 4 — 2 4/4	3 4 — 2 4/4	3 4 — 2 4/4
1535	4 — 2 6/4	2 3/4 2 7/4	2 3/4 2 7/4	2 3/4 2 7/4
1540	4 4/4 4 1/4	3 1/4 2 4/4	3 1/4 2 4/4	3 1/4 2 4/4
1545	10 — 8 —	6 — 5 —	6 — 5 —	6 — 5 —
1550	7 — 6 —	6 — 4 4/4	6 — 4 4/4	6 — 4 4/4
1555	5 1/4 8 —	6 — 4 4/4	6 — 4 4/4	6 — 4 4/4
1560	8 — 6 —	5 4 — 4 7/4	5 4 — 4 7/4	5 4 — 4 7/4
1565	15 — 11 —	9 — 7 —	9 — 7 —	9 — 7 —
1570	13 — 11 —	9 — 6 —	9 — 6 —	9 — 6 —
1575	12 4 10 —	8 4 8 —	8 4 8 —	8 4 8 —
1580	14 — 13 4	9 4 7 1/4	9 4 7 1/4	9 4 7 1/4
1585	13 — 11 —	10 — 8 —	10 — 8 —	10 — 8 —
1590	15 4 13 —	13 — 12 —	13 — 12 —	13 — 12 —
1595	18 — 13 4	11 4 8 5/4	11 4 8 5/4	11 4 8 5/4
1600	21 — 20 —	17 — 14 3/4	17 — 14 3/4	17 — 14 3/4

Eine erhebliche Steigerung tritt hier seit 1545, eine sehr bedeutende seit 1565 ein, und von 1565 bis 1600 kostet z. B. der Weizen durchschnittlich 15 Mar., von 1500

bis 1535 nur 3 Mar., also eine Steigerung um das Fünffache, wobei jedoch wol auch Münzverschlechterungen in Betracht kommen. Eine andere interessante Erscheinung ist die, daß die Roggen- und Gerstenpreise so wenig von den Weizenpreisen übertroffen werden, während im Verhältnisse zu diesen auch die Haferpreise außerordentlich hoch sind.

Während in Betreff des 17. Jahrh., wo z. B. 1629 Pommern ein theures Jahr hatte, Rescher *) z. B. für 1656 den Preis des hannoverschen Himten Weizen zu 8 Mar. angibt, stellt Rau **) für die Roggenpreise à lüneburger Himten (hier zu 0,56 preuß. Schöckel gefest) während des 17. Jahrh. folgende Durchschnitte auf:

1600 — 1619	17,96 Gr.
1620 — 1639	26,93 „
1640 — 1659	17,75 „
1660 — 1679	18,90 „
1680 — 1699	22,96 „
1700 — 1719	23,10 „

Nach der oben genannten blosanischen Fruchttaze bei Gülich **) berechnen sich die Preise à Himten (9% = 1 engl. Quarter) in Mar. je nach den fünf dem genannten vorausgehenden Jahren folgendermaßen:

	Weizen Mar. Pf.	Roggen Mar. Pf.	Gerste Mar. Pf.	Hafer Mar. Pf.
1605	16 — 11 —	10 4 8 —	10 4 8 —	10 4 8 —
1610	21 — 20 —	17 — 12 —	17 — 12 —	17 — 12 —
1615	20 — 18 —	16 — 12 —	16 — 12 —	16 — 12 —
1620	27 — 20 —	18 — 17 —	18 — 17 —	18 — 17 —
1625	33 — 33 —	21 — 18 —	21 — 18 —	21 — 18 —
1630	20 — 27 4 28 7/4	14 3/4 14 3/4	14 3/4 14 3/4	14 3/4 14 3/4
1632	27 — 16 1/4 15 —	14 1/4 14 1/4	14 1/4 14 1/4	14 1/4 14 1/4
1633	18 — 14 —	15 — 11 —	15 — 11 —	15 — 11 —
1635	16 — 17 —	14 — 12 —	14 — 12 —	14 — 12 —
1640	23 — 21 —	17 — 7 6	17 — 7 6	17 — 7 6
1645	20 — 13 —	10 — 9 —	10 — 9 —	10 — 9 —
1650	21 — 18 —	15 4 11 4	15 4 11 4	15 4 11 4
1655	13 4 9 4 7 —	8 — 8 —	8 — 8 —	8 — 8 —
1660	21 — 17 —	12 — 7 4	12 — 7 4	12 — 7 4
1665	12 — 10 4 9 4 7 —	8 — 8 —	8 — 8 —	8 — 8 —
1670	11 4 9 —	7 4 6 —	7 4 6 —	7 4 6 —
1675	22 4 21 4 15 4 9 4	9 4 9 4	9 4 9 4	9 4 9 4
1680	16 4 22 4 9 —	6 2	6 2	6 2
1690	11 2 10 4 9 —	6 4	6 4	6 4
1695	22 — 18 —	14 — 9 2	14 — 9 2	14 — 9 2
1700	37 6/4 30 —	23 2/4 15 4/4	23 2/4 15 4/4	23 2/4 15 4/4

Worin stellt sich hier der Roggen im Verhältnisse zum Weizen etwas niedriger als im 16. Jahrh., allein die Erniedrigung ist höchst unbedeutend, und einige Male steht er sogar höher. Außerdem haben wir in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh. höhere Preise als in der ersten Hälfte. Nach Reunig *) kostete 1 wittenberger Schöckel Roggen (= 1/4 dreier, also c. = 1 preuß.

92) Tabellen III, 158.
schicht. Darf. V, 136.

93) Tabellen I, 17.
95) System I, 213.

94) Gr.
* 96) Tabellen

97) Kornhandel §. 60.
behm II, 22.

98) Lehrbuch I, 224.

99) Za-

1) Encyclopädie. 46. Bd. S. 43.

(schen) von 1649 bis 1659 im Mittel 15 Ggr. sächsisch, während der niedrigste Preis in dieser Zeit 9 Ggr., der höchste 1 Thlr. 3 Ggr. war. Als bei der großen Theuerung von 1684 bis 1685 Schlesien viel Roggen aus Brandenburg und Sachsen bezog, wurde der Scheffel (preussisch) im Durchschnitt mit 2½ Thlrn. bezahlt.

Im Anfange des 18. Jahrh. waren z. B. 1709, 1719, 1733 (in diesen Jahren J. B. in Halle a. d. S.) Theuerungsjahre. Dagegen kostete von 1721 bis 1725 in Braunschweig und Hannover 1 Simer Roggen nur 12 Ggr. 8 Pf. und in Bremen *) von 1700 bis 1725 1 engl. Quarter im Durchschnitt 44 Schll. (engl. Geld). Nach Krünig *) stand der wittenberger Stadtscheffel Roggen (= ⅓ dreckener) von 1630 bis 1737 selten auf 1 Thaler (sächsisch) und darüber, meist 10, 12, 16, 18 und 20, oft sogar auch 8 und 9 Groschen. In den nächsten Jahren nach 1737 dagegen galt er nie unter 1 Thaler und stieg bis 1764 oft auf 2, 3, ja bis unter 7 Thaler (im siebenjährigen Kriege), wozu indessen die Münzverschlechterung ebenso viel beitrug als der Krieg. Von 1731 bis 1740 war der Preis durchschnittlich 1 Thlr. 1 Ggr. 7 Pf. (sächsisch), im niedrigsten Stande 13 Ggr., im höchsten 2 Thlr. 13 Ggr.

Nach Krünig *) war zwischen 1730 und 1740 in Nord- und Mittelrussland der Preis c. 16 bis 20 Ggr. für den berl. Scheffel Roggen, dagegen um 1788 1 Thlr. bis 1 Thlr. 4 Ggr., um 1740 für 1 hanoverschen Simer Weizen c. 63 Ggr., während Unger *) für die Zeit von 1648 bis 1748 (in Hannover, Braunschweig u. f. w.) die Thatfache ermittelt, daß die Preise des Mittelpreises zwischen Roggen und Hafer behauptet hat. Was die Jahreszeiten betrifft, so sagt derselbe, daß in den 100 Jahren von 1648 bis 1748 in Hannover die Preise des Weizens zwischen Martini und Ostern 69 Male gestiegen und nur 19 Male gefallen, die der Gerste 51 Male gestiegen und nur 19 Male gefallen seien, woraus er eine Ein- und Verkaufregel abstrahirt. Namentlich sei in dieser Zeit der Winter gewöhnlich ein Monat der steigenden Preise gewesen. Als durchschnittliche Monatspreise des Roggens für 1700 bis 1750 zu Hannover stellt er folgende auf:

	Wgr.		Wgr.
Januar	26,04	Juli	27,7
Februar	26,25	August	26,59
März	26,98	September	25,41
April	27,55	October	25,23
Mai	27,60	November	25,46
Juni	27,5	December	25,85

In Leisnig (einem Kornmarkte in Kursachsen) stand nach Krünig *) zwischen 1740 und 1750 der tiefste Preis für einen dreckener Scheffel Roggen auf 1 Thlr. 14 Ggr.,

der höchste auf 3 Thlr. 3 Ggr. Für Bremen gibt der Engländer Jacob den Durchschnittspreis à 1 engl. Quarter Weizen von 1726 bis 1751 zu 25½ Schll. (englisch) an, und nach Kofcher (Kornhandel S. 48) war von 1750 bis 1760 der Durchschnittspreis für den bairischen Scheffel Roggen auf dem münchener Markte 6½ Gulden.

Eine ungemeine Steigerung stellte sich 1771 in Folge der Misere ein. In Kursachsen stieg der Preis eines dreckener Scheffels Roggen an einzelnen Localitäten trotz der freien Kornhandels damals bis auf 15 (schlechteste) Thaler und höher. In Preußen war der Preis nach Krünig, welcher diese Erscheinung aus dem hier wirkenden ausgebreiteten System der Magazinirung erklärt, bei weitem nicht so hoch; denn während in Kursachsen und Böhmen der (preussische) Scheffel Roggen mit 5 Thalern bezahlt wurde, bezahlte man ihn in Brandenburg mit 2 Thalern. Ueber derselbe Krünig (45. Bd. S. 396) erzählt, daß man in Halle a. d. S. den preuß. Scheffel Roggen nicht selten mit 5 Thalern bezahlte habe. Es ist indessen dabei nicht zu vergessen, daß in Preußen (wo man z. B. auch 1740 und 1744 theuere Jahre hatte) weit mehr Domänen sich befanden, die Bevölkerung viel dünner war und die Preise künstlich, d. i. polizeilich, gemacht wurden, wogegen der damalige ferwile Geist auch der Producenten keinen Einwand zu erheben wagte, und die Consumenten die Deckung der gesüllten Magazine sich gern gefallen ließen. Von Sachsen und Böhmen sollen in diesen beiden Jahren an 40,000 Menschen sich in das Preussische geflüchtet haben, um nicht zu verhungern⁷⁾, während nach Kanasvert⁸⁾ in Kursachsen c. 150,000, in Böhmen c. 180,000 Menschen während der angegebenen Zeit dem Hungertod erlegen sind. In Ostfriesland fielen 1771 und 1772 über 51,000 Rinder (Kofcher), worauf sich begeristigterweise, und nicht allein hier, eine große Steigerung der Fleischpreise einstellte. In und bei Hannover galt noch 1770, wo man eine geringe Ernte hatte, der Simer Roggen 15 bis 18 Wgr., aber schon im Frühjahr 1771 1 Thlr. 12 Wgr., also dreimal mehr.

Nach G. C. Rosenthal⁹⁾ war in den 100 Jahren von 1676 bis 1775 der gewöhnliche Preis à nordhäuser Scheffel (2226¼ vor. Kubitzoll; der berliner 2741¼) Weizen 20 bis 24 Groschen, Roggen 13 bis 20, Gerste 9 bis 12, Hafer 7 bis 11, wobei in der Regel der October die wohltheuersten, der Mai die theuersten Preise hatte. Nach demselben¹⁰⁾ stand um diese Zeit in Erfurt der Weizen am höchsten 1651, am niedrigsten 1657, 1658, 1671, der Roggen am höchsten 1651, 1662, 1671, 1632, 1699 und 1772, am niedrigsten 1657, 1658, 1671, 1680 und 1760. Der Preis des Weizens verhielt sich

7) Kofcher, Kornhandel S. 48, nach Jacob. 8) Encyclopädie. 46. Bd. S. 45. 9) Rosenthal. 44. Bd. S. 453 und 253, resp. v. Benfendorf, Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft. 1775. 2. Bd. S. 235 und 4. Bd. 1780. S. 96 ff., und dessen Oeconomia controversa. 1. Bd. 1787. S. 370 fg. 10) Ordnung der Fruchtpreise. 1752. Bei Krünig, Encyclopädie. 46. Bd. S. 45. 6) Encyclopädie. 46. Bd. S. 44.

7) Kanos, Geich. des Preuß. Staates I, 20. 8) Historia medica anni 1771—1772. bei Kofcher, Kornhandel S. 58. 9) Geschichte des Getreidepreises in der vollständigsten Geschichte Norddeutschens von 1676 bis 1775 (1783). Unger erzählt, daß nie viele dazwischen in jener Zeit angesetzt durch Unger's Ordnung der Fruchtpreise in Hannover. 10) Geschichte des ersten Getreidepreises von 1651 bis 1775 (1784).

zu dem des Roggens in jenen 125 Jahren durchschnittlich wie 1 : 0,762, zu dem der Gerste wie 1 : 0,570, zu dem des Hafers wie 1 : 0,408. In Berlin kostete nach Krünig ¹¹⁾ 1784 der preuß. Scheffel Weizen 1 Zthr. 14 Ggr. bis 1 Zthr. 18 Ggr., Roggen 1 Zthr. 4 Ggr. bis 1 Zthr. 6 Ggr., große Gerste 1 Zthr. 1 Ggr. bis 1 Zthr. 2 Ggr., Hafer 18 Ggr. bis 20 Ggr.; 1785 Weizen 1 Zthr. 20 Ggr. bis 1 Zthr. 21 Ggr., Roggen 1 Zthr. 5 Ggr. bis 1 Zthr. 8 Ggr., große Gerste 21 Ggr. bis 22 Ggr., Hafer 16 Ggr. bis 17 Ggr., Ueberhaupt hatte man, wie Krünig sagt ¹²⁾, von 1775 bis 1784 in Brandenburg sehr erträgliche Ernten, sodaß ein preuß. Scheffel Roggen bis auf 18 Ggr. herabging. Der Mittelpreis für 1 Himten (c. $\frac{1}{2}$ berl. Scheffel) Roggen in Braunschweig und Hannover hielt sich von 1781 bis 1785 auf c. 16 Ggr. Um 1788 galt in Franken Pfingsten als die Zeit, wo nach einem damaligen Spruchworte ¹³⁾ die Preise am höchsten zu sein pflegten, und von derselben Zeit sagt Krünig ¹⁴⁾: „Die Erfahrung lehrt, daß sie (die Getreidepreise) gemeinlich nach der Ernte und Winterzeit, des Weihnachtsen, am niedrigsten zu sein, von Weihnachten bis Ostern zu steigen anfangen, nachher aber bis zur Ernte den höchsten Gipfel zu erreichen pflegen“ (nach J. B. 1854 und 1855 nicht der Fall war). Doch gibt er auch Ausnahmen zu. Auf S. 249 halt er es für gut, wenn aufgeschickte Klassen zu theurer Zeit in das Ausland verkauft werden, um Gold in das Land zu ziehen, womit freilich nicht der anderwärts ausgeflohene Wunsch harmonirt, niedrige Preise zu bewirken.

Von 1789 an traten auch in Deutschland aus Anlaß der Kriegszeit, wo st. is mehr konsumirt, resp. veräußert und weniger produziert wird als in Friedenszeiten, wieder höhere Preise auf, welche sich allmählig steigerten. So war J. B. nach Gutlich ¹⁵⁾ der jährliche Durchschnittspreis für mecklenburgischen und märkischen Weizen à Last zu Hamburg in Courant-Thalern

1791	98	1796	149
1792	95	1797	99
1793	103	1798	103
1794	107	1799	141
1795	200	1800	221

Derselbe ¹⁶⁾ gibt folgende Vergleichung der Weizenpreise für Berlin und England wahrscheinlich am londoner Markte) in englischen Schillingen à Quarter:

	in Berlin	in England
1791	27 $\frac{1}{2}$	42 $\frac{1}{2}$
1792	26 $\frac{1}{2}$	38 $\frac{1}{2}$
1793	27	47
1794	32 $\frac{1}{2}$	49
1795	39	77
1796	28 $\frac{1}{2}$	89

11) Enzyklopädie. 44. Bd. S. 631. 632. 12) Ebenes. 45. Bd. S. 610. 13) „Wenn man fragt vom heiligen Geist, Gilt das Korn am allermeist.“ Krünig 46. Bd. S. 15. 14) Enzyklopädie. 45. Bd. S. 246. 247. 15) Tabellen II, 23. 16) Tabellen III, 106.

	in Berlin	in England	
1797	29 $\frac{1}{2}$	50	in Anschlag
1798	31	51	zu bringen,
1799	39	49	welches seit
1800	38 $\frac{1}{2}$	134 $\frac{1}{2}$	den 1790er
1801	43	141	Jahren ge-
1802	47	67 $\frac{1}{2}$	gen das We-
1803	57	57	taugelich im
1804	56 $\frac{1}{2}$	52	Werthe be-
1805	58 $\frac{1}{2}$	89	deutend
1806	77	81	sant.
1807	49	76	
1808	45	81	
1809	28	90	
1810	25	112 $\frac{1}{2}$	
1811	38	95	
1812	37 $\frac{1}{2}$	141	
1813	36 $\frac{1}{2}$	119	
1814	37 $\frac{1}{2}$	69	
1815	37	65	

Nach der classischen Preistaxe ¹⁷⁾ kostete 1 Himten (9 $\frac{1}{2}$ = 1 engl. Quarter) zu Braunschweig in Conventionsgeld (36 Mgr. = 1 guten preuß. Thaler) je während der fünf dem genannten Jahre vorausgehenden Jahren durchschnittlich bei

	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer
	Mgr. Pf.	Mgr. Pf.	Mgr. Pf.	Mgr. Pf.
1705	22 1 $\frac{1}{2}$	17 6 $\frac{1}{2}$	12 1 $\frac{1}{2}$	8 7 $\frac{1}{2}$
1710	33 2 $\frac{1}{2}$	25 —	16 — $\frac{1}{2}$	10 4 $\frac{1}{2}$
1715	31 — $\frac{1}{2}$	28 2 $\frac{1}{2}$	17 6 $\frac{1}{2}$	12 1 $\frac{1}{2}$
1720	33 7 $\frac{1}{2}$	30 —	26 5 $\frac{1}{2}$	16 — $\frac{1}{2}$
1725	21 5 $\frac{1}{2}$	17 1 $\frac{1}{2}$	16 — $\frac{1}{2}$	10 4 $\frac{1}{2}$
1730	19 3 $\frac{1}{2}$	16 5 $\frac{1}{2}$	12 1 $\frac{1}{2}$	8 2 $\frac{1}{2}$
1735	36 5 $\frac{1}{2}$	17 6 $\frac{1}{2}$	15 4 $\frac{1}{2}$	10 —
1740	50 —	35 —	20 —	11 5 $\frac{1}{2}$
1745	28 2 $\frac{1}{2}$	24 3 $\frac{1}{2}$	18 7 $\frac{1}{2}$	13 7 $\frac{1}{2}$
1750	21 6 $\frac{1}{2}$	14 5 $\frac{1}{2}$	11 6 —	8 3
1755	26 3 $\frac{1}{2}$	23 — $\frac{1}{2}$	20 1	14 5 $\frac{1}{2}$
1760	30 1 $\frac{1}{2}$	25 2 $\frac{1}{2}$	21 7 $\frac{1}{2}$	17 7
1761	38 4 $\frac{1}{2}$	36 4 $\frac{1}{2}$	32 4 $\frac{1}{2}$	24 2 $\frac{1}{2}$
1762	42 6	35 3 $\frac{1}{2}$	33 1 $\frac{1}{2}$	17 1 $\frac{1}{2}$
1763	38 4 $\frac{1}{2}$	32 7	21 3	15 3 $\frac{1}{2}$
1765	40 4	31 —	22 —	16 4
1770	37 1	36 —	26 —	19 4
1775	27 —	22 —	16 —	11 —
1780	27 —	22 4	14 4	11 4
1785	33 —	24 —	20 —	12 —
1790	33 —	24 —	20 —	13 —
1795	54 4	30 —	25 —	19 —
1796	39 —	24 —	21 4	15 4
1797	34 4	30 —	20 —	13 —
1798	39 —	35 —	28 —	20 —
1799	60 —	44 —	37 —	31 —
1800	62 —	42 —	28 —	23 —

Nach einer Generalübersicht über das 16., 17. und 18.

17) v. Gütlich, Tabellen II, 23.

Jahrb. bei Rau¹⁾) fanden die Preise à Himten Roggen in Braunschweig

			Alfo
1500 — 1550	3,3 Mgr.	}	im 16. Jahrh.
1551 — 1600	11,6 .		7,4 Mgr.
1601 — 1650	15,9 .	}	im 17. Jahrh.
1651 — 1700	17,1 .		16,5 Mgr.
1701 — 1750	22,5 .	}	im 18. Jahrh.
1751 — 1800	25,5 .		24 Mgr.

In der That ein interessantes Verhältniß zwischen diesen drei Jahrhunderten, nämlich nahezu wie 1 : 2 : 3.

Ein eigenthümliches Factum berichtet die anonyme Schrift: „Ueber die gegenwärtige Theuerung“¹¹⁾, nämlich daß, nachdem Preußen im Anfange des 18. Jahrh. die Weizenaussuhr freigegeben hatte und man in Folge dessen mehr Weizen baute, der Weizenpreis gegen den Roggenpreis ebenso merklich herabging. Das Preisverhältniß des Roggens zu Gerste und zum Hafer gibt die magdeburgische Kammerzote von 1804 = 17:14:8 an. In Berlin kostete der preuß. Scheffel Weizen in Sgr. 1805: 134; 1806: 116 und 1808: 113. Man wurde in den Jahren 1804 bis 1806, namentlich in Schlesien, Sachsen, Böhmen, Währen, noch höhere Preise des Getreides gehabt haben, wenn nicht die Kartoffeln damals schon in großem Umfange gebaut worden wären. Vom Ende des Jahres 1806 gingen die Preise in Folge der Continentialsperre auch in Teutschland herab. Während in Braunschweig und Hannover der Himten Roggen von 1801 bis 1806 durchschnittlich mit 1 Thlr. 12 Sgr. 2 Pf., von 1807 bis 1813 mit 1 Thlr. 2 Sgr. 8 Pf. bezahlt wurde, kostete in Heidelberg von 1800 bis 1809 der badische Malter Speiß nach Rau¹²⁾) 4,65 rhein. Gulden, in Berlin dagegen 1 preuß. Scheffel Roggen von 1794 bis 1813 mit Auslass der beiden theuersten und der beiden wohlfeilsten Jahre 55 Sgr., ohne Auslass derselben 59,3 Sgr.¹³⁾

Den Durchschnittspreis für die Last mecklenburgischen und märkischen Weizens zu Hamburg gibt v. Gütlich¹⁴⁾) in hamburger Courantthalern an, wie folgt:

1801	233	1809	138
1802	172	1810	111
1803	172	1811	110
1804	175	1812	168
1805	181	1813	183
1806	252	1814	146
1807	186	1815	143
1808	181		

In der Stadt Hannover bezahlte man für 1 Himten (9 $\frac{1}{2}$ = 1 engl. Quarter) nach Gütlich¹⁵⁾) in Conventionsgeld (36 Mgr. = 1 Thaler) folgende Preise:

Weizen			Roggen		
Thlr.	Sgr.	Pf.	Thlr.	Sgr.	Pf.

1801	2	6	1	1	9
1802	2	3	—	1	19

15) Febr. 1, 1794. 19) Berlin 1805. 20) Febr. 1, 1814. 21) Ebenbas. I, 220. 22) Tabellen II, 23. 23) Ebenbas.

11) Wappt. v. M. u. 2. Gefe Section. LXX.

	Weizen			Roggen		
	Thlr.	Sgr.	Pf.	Thlr.	Sgr.	Pf.
1803	1	30	5	1	10	2
1804	1	32	5	1	14	6
1805	2	30	7	1	34	7
1806	2	14	6	1	35	3
1807	1	25	4	1	9	5
1808	1	25	4	1	12	7
1809	1	20	1	1	5	6
1810	1	5	6	—	25	4
1811	1	7	4	—	31	—
1812	1	28	—	1	11	6
1813	1	20	4	1	—	2
1814	1	15	1	1	—	2
1815	1	14	—	—	35	7

	Gerste			Hafer		
	Thlr.	Sgr.	Pf.	Thlr.	Sgr.	Pf.
1801	—	35	2	—	20	2
1802	1	10	2	—	19	1
1803	1	—	4	—	23	6
1804	—	34	6	—	23	1
1805	1	20	3	—	33	5
1806	1	19	—	—	31	—
1807	—	33	4	—	17	6
1808	1	—	5	—	23	2
1809	—	28	4	—	21	—
1810	—	21	6	—	17	3
1811	—	23	3	—	16	1
1812	—	33	—	—	22	—
1813	—	28	6	—	18	6
1814	—	28	1	—	20	2
1815	—	25	7	—	17	3

In Jena war nach Schulze¹⁶⁾) der Preis für einen preußischen Scheffel Roggen in jetzigem preußischem Gelde

	durchschnittl.	
	Thlr.	Sgr. Pf.
1790 — 1799	1	9 1
1800 — 1809	2	5 —

	der niedrigste		der höchste	
	Thlr.	Sgr. Pf.	Thlr.	Sgr. Pf.
1791	—	23 5	1799	2 12 4
1800	1	3 9	1805	5 7 9

Einer graphischen Uebersichtstabelle der Roggenpreise in Nürnberg¹⁷⁾) entnehmen wir Folgendes, wobei bairische Scheffel (à 4 berliner) und rhein. Gulden gemeint sind. Es stand der Scheffel in Gulden

	am höcften	im Mittel		am höcften	im Mittel
1744	8	7	1747	9	8
1745	7	6	1748	5	5
1746	9	8	1749	6	5

24) Kornhandel S. 96—99. 25) Bildliche Darlegung des einhundertjährigen Ganges der Kornpreise in der Stadt Nürnberg vom Jahre 1744 bis 1843.

	am höchsten	im Mittel		am höchsten	im Mittel
1750	7		1783	8	7
1751	6	5	1784	8	7
1752	6	6	1785	8	7
1753	8	6	1786	7	7
1754	8	7	1787	10	8
1755	7	6	1788	10	10
1756	9	7	1789	10	9
1757	10	8	1790	11	10
1758	7	7	1791	11	10
1759	7	7	1792	9	8
1760	8	7	1793	11	10
1761	8	7	1794	11	10
1762	15	12	1795	17	14
1763	14	12	1796	17	15
1764	10	9	1797	12	10
1765	10	9	1798	12	10
1766	8	7	1799	17	15
1767	6	6	1800	16	13
1768	8	7	1801	11	9
1769	9	8	1802	23	16
1770	24	13	1803	23	18
1771	36	30	1804	18	14
1772	31	23	1805	20	18
1773	16	11	1806	24	20
1774	7	6	1807	20	15
1775	7	6	1808	11	9
1776	6	6	1809	10	9
1777	7	6	1810	11	10
1778	8	7	1811	11	9
1779	8	6	1812	13	12
1780	7	6	1813	13	12
1781	6	6	1814	10	9
1782	8	7	1815	12	10

Der Durchschnittspreis war für die 25 Jahre von 1744 bis 1768:

1748, 1749 u. 1751	5 Gulden
1745, 1750, 1752, 1753, 1755, 1767	6
1744, 1754, 1756, 1758, 1759, 1760,	
1761 u. 1766	7
1746, 1747 u. 1768	8
1757, 1764 u. 1765	9
1762 u. 1763	10

Der Durchschnitt für die 25 Jahre von 1769 bis 1793 war:

1774, 1775, 1776, 1777, 1779, 1780, 1781	6 Gulden
1778, 1782, 1783, 1784, 1785, 1786	7
1769, 1787 u. 1792	8
1789 u. 1791	9
1788, 1790 u. 1793	10
1773	11
1770	13
1772	23
1771	30

Der Durchschnitt der 25 Jahre von 1794 bis 1818 war:

1801, 1808, 1809, 1811, 1814	9 Gulden
1794, 1797, 1798, 1810 u. 1815	10

1812 u. 1813	12 Gulden
1800	13
1795 u. 1804	14
1796, 1799 u. 1807	15
1802 u. 1818	16
1803 u. 1805	18
1806 u. 1816	20
1817	37

Nach Rau²⁹⁾ fanden die münchener Roggenpreise von 1750—1800 in dem theuersten Jahre 147 Proc. über, in dem wohlfeilsten 47 Proc. unter dem Durchschnittspreis, und war der Preis für 1 münchener Scheffel³⁰⁾ (= 4 berliner)

von 1750—1759	6,75 rhein. Gulden
• 1760—1769	7
• 1770—1779	11,16
• 1780—1789	7,81
• 1790—1799	10,44
• 1800—1809	14,69

Ebenfalls nach Rau³¹⁾ fand der münchener Scheffel Roggen in den 50jährigen Perioden

von 1637—1687 auf	4,3 rhein. Gulden
• 1688—1737	6,13
• 1738—1787	8,05
• 1788—1817	14,15

Während wir über die Schweiz und Dänemark keine nennenswerthen Preisverzeichnisse gefunden haben, liegen uns einige für Schweden vor. Nach Gülich³²⁾ kostete in Stockholm der engl. Quarter Weizen in engl. Weide:

von 1700—1709	18 Schill. 5 Pence
• 1710—1719	14
• 1720—1729	18
• 1730—1739	15
• 1740—1749	21
• 1750—1759	20
• 1760—1769	21
• 1770—1779	23
• 1778—1789	21
• 1790—1800	25
• 1808—1809	38

Die theuersten Jahre waren 1709, 1771 und 1772; in den beiden letzteren hatte Schweden schwer zu leiden. Dieses Land hatte während der beiden fruchtbaren Jahre des 18. Jahrh. 46,000 Erzeugnisse, 182,000 Geburten und 122,000 Todesfälle, dagegen in den beiden theuersten 38,000 Erzeugnisse, 165,000 Geburten und 142,000 Todesfälle³³⁾. Im J. 1807 hatte besonders Norwegen Mangel zu leiden, da England ihm die dänischen Häfen sperrete. — Als Preis des Quarters engl. Weizen in Danzig von 1800 bis 1809 notirt Rau³⁴⁾ 53,33 engl. Schill. — Die Kränich³⁵⁾ erzählt, mußten um

29) Erziehung I. S. 182, 183. 37) Ebenfalls I. 224. 28) Ebenfalls I. 224. 30) Aehren II. 36. 31) Nach War-
gentin. 32) Erziehung I. 214. 33) Encyclopädie. 45. Bd.
S. 687.

1786 die Bauern in Liv- und Estland den Loof Roggen im Frühjahr oft mit 1 Rubel 40 bis 50 Kopfen bezahlen, während er im Herbst gewöhnlich nur 60 bis 80 Kopfen kostete. — Als eine sehr billige Zeit für Wien wird der Anfang des 18. Jahrh. bezeichnet, wo viel ungarisches Getreide importirt ward.

Als nordamerikanische Mehlpreise (à Quarter) finden wir verzeichnet für

März 1796	15,00 Dollars
1800	11,50 „
1810	8,25 „

In Mexico variierte nach Humboldt *) am Ende des 18. Jahrh. der Preis à Fanega Weiz zwischen 2½ und 25 Livres. Im J. 1788 verlorien hier durch eine Hungersnoth an 300,000 Menschen ihr Leben.

Zum Schluß einige allgemeine und überschlägliche Bemerkungen, welche bisher keinen Raum gefunden haben.

Es geht aus dem Vorstehenden unabweislich hervor, daß auch noch in der Zeit von 1492 bis 1815, selbst noch im 18. Jahrh., die enormen und plötzlichen Preisveränderungen die Noth und der wirkliche Mangel, dem die Sperren und der verbotene innere Getreideverkehr nicht abzuwehren vermochten, mit Noth und Tod oft schwer auf Europa gelastet haben; in manchem Jahrhundert hatte man 7 bis 8 solcher Jahre (von Ernte bis Ernte gerechnet), wie dies namentlich Unger in seiner „Ordnung der Fruchtpreise“ hervorhebt. Eine andere einzelne, aber darum noch mehr in die Augen springende Thatsache ist das ungemeine Steigen der Fruchtpreise von dem Anfange bis zur Mitte des 16. Jahrh., welches schon A. Smith **) mit den meisten gegenwärtigen Nationalökonomien hauptsächlich aus der durch die Entdeckung Amerika's herbeigeführten Erniedrigung des Silberpreises und der vom Ackerbau auf das Gewerwesen u. s. w. abgelenkten Arbeit erklärte, eine Erklärung, welche einigen Andern gegenwärtig zu trivial geworden ist, sobald sie ihren Scharfsinn zum Aufspüren anderer Gründe aufspannen. Nach R. Chevalier **) kostete in Europa vor der Entdeckung der Silberminen von Potosi in Mexico (1545) 1 Hectoliter Weizen durchschnittlich 14 bis 18 Grammen Silber, bald nach 1545 plötzlich 40 und bald nachher 60 Grammen. Garnier berechnet den europäischen Weizenpreis à Etr. für die Zeit von 1536 auf 140 Kreuzer rheinisch. Trotzdem gingen die Preise der Grundstücke von 1300 bis 1500 nicht in dem Verhältnisse der Getreidepreise hinauf, wie dies erst am Ende des 18. Jahrh., also seit der bemerkenswerthen Vermehrung der Bevölkerung der Fall war. Für die Zeit um 1610 berechnet Garnier den Etr. Weizen in Europa zu 219 Kreuzer rheinisch, und obgleich nach Vienen zwischen 1520 und 1620 Gold-

und Silbergeld sich um das Zehnfache vermehrt haben, so stiegen doch die Getreidepreise nur um das Vierfache. Für 1640 stand nach Garnier 1 Etr. Weizen auf 248 Kreuzer rheinisch. Im 17. und 18. Jahrh. stieg nach Gütlich **) der Getreidepreis nicht mehr so stark wie im 16. Jahrh., und dasselbe fand in Bezug auf die Metallgeldvermehrung statt, während die Nachfrage nach allerlei anderen Waaren sehr zunahm, besonders in England. Die Erhöhung der Kornpreise im 18. Jahrh. hat ihren Grund wesentlich in den großen Kriegen, deren Armeen viel konsumirten und Nichts producirten, Lefasden, welche schon von 1692 bis 1714 einwirkten. Die Periode der niedrigen Preise in Europa während des 18. Jahrh. ist ungefähr die Zeit von 1730 bis 1750. Nach dieser Zeit, besonders bald nach der seit 1709 noch nicht wieder erlebten Theuerung von 1771 und 1772 tritt namentlich in Teutschland eine massenhafte Getreideliteratur auf, welche sich auch mit der Frage beschäftigte, welche Preise für die Consumenten und Producenten die zuträglichsten wären; bei Krünitz trifft man dergleichen Bücher, Professuren und Journalartikel dahnweisend; aber die meisten von ihnen erwarten noch von der Postzeit das Heil. Während Garnier den allgemeinen europäischen Preis eines Centners Weizen pro 1789 zu 259 Kreuzer rheinisch berechnet, gibt ihn R. Chevalier **) zu c. 90 Grammen Silber à Hectoliter pro 1800 an. Wie aus allen unseren Detailsätzen hervorgeht, hatte Europa namentlich von 1793 bis 1812 sehr hohe Preise, wobei zwar einige unergiebige Ernten wie 1788 und 1804 mitwirkten, der Hauptgrund aber in dem Kriege lag, für den Continent von Europa wol auch in den starken englischen Subsidiengeldern. Eine Uebersichtstabelle über die Zunahme der mittleren europäischen Getreidepreise und der amerikanischen Silberausbeute gibt das englische Quarterly Review **) in Folgendem, wobei die Weizenpreise zu Grunde liegen:

Jahr	Kornpreis	Silberausbeute
1700 — 1709	100	100
1710 — 1719	108	114
1720 — 1729	91	137
1730 — 1739	90	148
1740 — 1749	110	173
1750 — 1759	107	206
1760 — 1769	135	192
1770 — 1779	144	275
1780 — 1789	139	302

Wenn man an der Gemanigkeit solcher Zahlen zweifeln kann, so steht doch ungewisslich fest, daß während der Periode von 1492 bis 1815 die Kornpreise gegen die früheren Perioden außerordentlich an Gonstanz zugenommen, resp. nicht mehr in kurzen Zwischenräumen so stark geschwankt haben, eine geschichtliche Thatsache, welche gegenwärtig von allen Nationalökonomien festgehalten wird **).

33) In seiner Nouvelle Espagne. 34) I. 458. 35) Revue des deux Mondes. 1847. In einem Artikel des Journal des Debats von 1852 behauptet derselbe, daß im 16. Jahrh. der Werth, resp. Preis des Getreides gegen den des Silbers um ¼ gestiegen sei.

36) Eich. Darf. V. 137. 37) Revue des deux Mondes. 1847. 38) 1830 XLIII. p. 233. 39) B. B. von Moskau, Kornhandel S. 56 u. 61.

Wie in dem 19. Jahrh., so fehlt es auch in der früheren Zeit nicht an Versuchen, für das Verhältniß des Getreidepreises zu der Production ein Geßtz zu ermitteln. Der alte englische Nationalökonom Gregory King (am Ende des 17. Jahrh.)⁴⁰⁾ behauptet,

wenn am Ernte- ertragt selten	so steigen die Preise um
10 Proc.	30 Proc.
20 „	80 „
30 „	160 „
40 „	280 „
50 „	450 „

Alein dies ist, wie J. B. Mosher⁴¹⁾ sagt, nicht richtig. Die Produzenten bringen nicht die ganze Ernte zu Markte, sondern behalten ein — für ziemlich große Perioden, vielleicht für ein Menschenalter, Jahr aus Jahr ein fast konstant bleibendes — Quantum zu ihrem Bedarfe, und desto mehr, je mehr alle Leistungen noch in natura (Korn) gegeben werden. Je mehr aber Getreide die Produzenten zu Markte bringen, auf einen um so größeren Marktvorrath vertheilt sich das Deficit der Ernte, desto weniger also gehen die Preise in die Höhe.

- 4) Die Zeit von der Beendigung der französischen Revolution bis zur Gegenwart, von 1815 bis 1856.

Italien hat auch in der neuesten Zeit wie fast kein anderes europäisches Land seine zahlreichen Theuerungsunruhen gehabt, J. B. im Frühjahr 1844 auf Sicilien, im August und September 1853 zu Genua, im Kirchenstaate u. s. w., ein Beweis, daß dergleichen Krawalle am öftersten da auftreten, wo die Polizei am häufigsten den Versuch macht, den Getreideverkehr zu reglementiren. Die Witterungsanlassung war natürlich meist der hohe Preis. Dieser hielt sich J. B. in Turin à Hectoliter Weizen zwischen 1825 und 1835 auf durchschnittlich 1700 Gran seines Silbers⁴²⁾, ging aber schon 1842 und 1844, noch mehr 1846 nach der Ernte und 1847 weit höher hinauf, 1853 J. B. am Ende des Decembers im Venetianischen für den Mais auf das Dreifache jenes Maßes. Bei den vielfachen Sperren bestanden in den verschiedenen Territorien sehr verschiedene Preise.

Dasselbe gilt nahezu von Portugal und Spanien, wo dergleichen starke Differenzen einen Hauptgrund in dem traurigen Zustande der Wege hatten und haben. Wie erinnern an die Theuerungsunruhen im Herbst 1854 zu Lissabon, Burgos u. s. w., im Juni 1856 zu Valladolid, Valencia, Santander u. s. w., wobei die aufgeregte Menge Getreidehändler verbrannte und Getreidehändler ermordete.

Auch Frankreich hatte nach der Missernte von 1816 ungeheure Preisdifferenzen, nach Einigen im Verhältniß wie 1:16. In Paris kostete nach Looke⁴³⁾

der Setier Weizen 1817 am 5. März 55 $\frac{1}{2}$ Francs, am 2. März 57, am 23. April 60, am 14. Mai 63, am 21. Mai 66, am 28. Mai 75, am 4. Juni 82, am 11. Juni 92 Francs. Der Durchschnittspreis für ein Pfund ($\frac{1}{4}$ Kilogramm) Brod stand damals in Paris auf 9 Sous = 3 Sgr. 9 Pf. prüssisch. Nach M. Chevalier⁴⁴⁾ kostete im Durchschnitt des Juli 1817 und 1818 der Hectoliter Weizen immer noch 30 Francs. Für die Jahre 1817 bis 1820 stellt Gerbier folgenden Preisdurchschnitt für den Hectoliter Weizen auf:

1817	42 $\frac{1}{2}$ Francs
1818	27 $\frac{1}{2}$ „
1819	18 $\frac{1}{2}$ „
1820	20 „

Nach Gülich⁴⁵⁾ bezahlte man den englischen Quarter Weizen zu Bordeaux

von 1810 bis 1819	mit 50 Schill. 6 Pence
1820 „ 1826	40 „ 2 „

Im J. 1827 und 1828 (vor der Ernte) gingen die Preise fast nahezu wieder auf die Höhe von 1818 hinauf, während die dreijährige und die ersten vierjährigen Jahre keine so großen Schwankungen zeigten. Wenn Thiers⁴⁶⁾ behauptet, daß die französischen Getreidepreise zwischen 1800 und 1845 fast gleich geblieben seien, so hat er offenbar die Durchschnittspreise größerer Perioden im Auge. Nach M. Chevalier⁴⁷⁾ stellt sich der Durchschnittspreis à Hectoliter Weizen in dem Jahrzehnt vor 1846 auf c. 20 Francs, nämlich für einheimisches Product, während in derselben Zeit der obseer Weizen zu Marseille ohne Gewinn 15, mit Gewinn 18, im übrigen West-europa ohne Gewinn nur 10 bis 11 Francs kostete, dagegen der Distelweizen in Dänkirchen und Havre 23 bis 24⁴⁸⁾.

Nachdem man schon ult. December 1846 für den Hectoliter derselben Frucht 28 $\frac{1}{2}$ Francs bezahlt hatte, im Anfang des März 1847 dagegen 30 (an manchen Orten 36, 98), stellte sich der Durchschnitt des ganzen Jahres 1847 auf 39 Francs 74 Cents, und in Paris kostete 1 Pfund Brod 6 $\frac{1}{2}$ Sous. Vergleicht man indessen die zehnjährigen Durchschnitte von 1747 bis 1797, so stellt sich, J. B. nach Mosher⁴⁹⁾, keine Steigerung heraus. — Als man bei den Einfuhrbeschränkungen von 1819, 1821 und 1832 als Normalpreis à Hectoliter Weizen 23 Francs anstellte, war der wirkliche Preis, welcher selbst von 1843 bis 1850, die Jahre 1846 und 1847 ausgenommen, nur 19,76 Francs betrug, weit niedriger. Nach Graf Hugo kostete im Durchschnitt 1 Hectoliter Weizen

von 1815 bis 1821	23 Francs 36 Cents
1822 „ 1827	22 „ — „
1828 „ 1837	16 „ 16 „
1838 „ 1842	20 „ 31 „
1843 und 1844	25 „ 68 „
1845 bis 1852	16 „ 68 „

40) Bie Davenant, Political and commercial Works (Lond. 1771.) II. p. 224. 41) Kornhandel S. 4. 5. 42) Mosher, System I, 245. 43) History of prices II, 17.

44) Revue des deux Mondes. 1847. 45) Tabellen II, 26. 46) Ueber das Eigentum. 1848. 47) Revue des deux Mondes. 1847. 48) Ebendaf. 49) System I, 283.

Im Juli des Jahres 1853 erreichte dieser Sack eine Höhe von 24 Francs, wozu die Regengüsse des Juni und die orientalische Frage wesentlich beitrugen, und gleich nach der Ernte hatte Frankreich höhere Preise als selbst England. Nachdem die Regierung sich veranlaßt gefunden hatte, vom 1. Sept. an in Paris den Preis à Kilogramm seines Brod künstlich auf 80 Cts. herabzubringen, so daß man das Pfund (Zollvereinspfund) mit 8 Sous bezahlte (das etwas geringere mit 7 Sous), und viel Brod auf das Land verkauft wurde, gingen zwar die Preise (seit dem 10. Sept.) etwas herab, allein die Stadt mußte im November zur Ausgleichung des künstlichen Preises mit den natürlichen (Einkaufspreisen) täglich c. 120,000 Francs an die Bäcker zahlen. Am Ende des November fiel der Preis des Hectoliters abermal etwas, in Paris um 1 bis 4 Francs, so daß er am Ende des Decembers ungefähr auf 22 1/2 Francs stand, aber bald darauf bedeutend in die Höhe ging. In der Mitte des März 1854 schlug er zu Paris ⁵⁰⁾ zwar um 2 bis 3 Francs ab, stand aber am Ende dieses Monats immer noch auf 31 Francs und in der letzten Maiwoche auf 32 Fr. 32 Cts. Ein Hauptgrund lag in den misérablen und daher theuren Kartoffeln, für welche man Mitte October in den Städten der Bogen, Lothringens, des Elsaß à Sac 10 bis 12 Francs zahlte, während der gewöhnliche Preis nur 2 1/2 Fr. gewesen war. Um die Mitte des November 1854 trat wieder ein starkes Steigen der Getreidepreise ein, so daß man die Aufträge zum Ankauf im Auslande verstärkte. Da auch die Regierung dergleichen Einkäufe machte, und der Import meist mit Silber bezahlt werden mußte, so nahm der Metallvorrath der pariser Bank, welcher schon 1851 stark angegriffen worden war, immer mehr ab, was namentlich 1855 zu großen Beschränkungen und am 18. Oct. desselben Jahres zur Erhöhung des Bankdiscontos bis auf 6 Proc. führte. Auch reichte die Bäckertaxe nicht mehr aus, so daß vom 16. Sept. ab der Preis à Kilogramm (c. 2 Zollvereinspfunde) für feines Brod von 45 auf 50, für mittleres von 38 auf 42 Centimes (oder Cents) erhöht wurde. Mit dem Febr. 1856, noch mehr seit der Ernte desselben Jahres trat wieder ein starkes Sinken ein. — Wir schließen mit einer Notiz Cassagnac's im Enskritionnn ⁵¹⁾, wonach Frankreich von 1415 bis 1856 84 Hungerjahre gehabt haben soll, was je 6 auf ein Jahrhundert ergibt. Die Seebörse'sche Preistabelle für Frankreich von 1816 bis 1852 siehe hinter Zuckersand.

Belgien. Während nach Rau ⁵²⁾ die Preise des Hectoliters Roggen zu Antwerpen im Durchschnitt von 1810 bis 1819 auf 6,30, von 1820 bis 1825 nur auf 3,86 rheinische Gulden sich stellten, kostete eine Maßere (= 0,491 Hectoliter) zu Brüssel in brabanter Solz (à 9 franz. Cents) nach Ducrest ⁵³⁾ durchschnittlich

Belgen Roggen	
von 1800 — 1829	105 66,

50) Wo nicht ausdrücklich andere Localitäten bezeichnet sind, ist in der Regr. der pariser Preis gemeint. 51) Juli 1856. 52) Zeitschr. I, 214. 53) Recherches statistiques. 1929.

was ein ungefähres Verhältniß von 12 zu 5 ergibt, nachdem sich in den früheren Jahrhunderten der Roggen höher gehalten hatte. — Nach einer englischen Verarbeitung waren die belgischen Weizenpreise à Quarter in englischem Gelde

1839	55	Schill.	3	Pence
1840	51	•	6	•
1841	48	•	—	•
1842	53	•	—	•
1843	46	•	9	•
1844	42	•	6	•
1845	49	•	—	•
1846	58	•	—	•
1847	74	•	6	•
1848	43	•	3	•

Rau ⁵⁴⁾ gibt das Verhältniß der Preise des Weizens, des Roggens, der Gerste und des Hafers in Brüssel so an:

von 1815 — 1844	=	156,6 : 100 : ? : ?
• 1841 — 1850	=	153 : 100 : 82,7 : 51.

Im J. 1853 hatte Belgien steigende Preise bis zum Anfange des Septembers, wo sie wieder wichen, man sagte, weil damals die französische Regierung ihre Käufe in Belgien eingestellt habe. Der Durchschnittspreis für den Hectoliter Weizen war nach Ducrest

1852 : 20 Francs
1853 : 31 1/2 •

In den J. 1855 und 1856 hatte Belgien Preise, welche den französischen analog, aber etwas niedriger waren. — Nach einer Bemerkung von Roscher ⁵⁵⁾ ist von 1834 bis 1854 in Belgien der Preis des Weizens immer konstanter geworden, der des Roggens dagegen schwankender, weil dieser durch jenen immer mehr verdrängt wird. Aus demselben Grunde hat sich das Preisverhältniß zwischen Weizen und Roggen vom 16. Jahrh. bis in die Mitte des 19. von 127 : 100 auf 155 : 100 gehakt. Die Seebörse'sche Preistabelle für Belgien von 1816 bis 1852 siehe hinter Zuckersand.

In Holland standen die Preise den englischen analog, zeigten aber im Einzelnen bedeutendere Sprünge. So sprang z. B. im Juli 1853 zu Luxemburg der Malter Weizen binnen zehn Tagen von 43 auf 67 Francs.

Als in England seit 1812 die Preise wieder stark herabgingen, besonders 1814 und 1815, wo ein Quarter c. 54 Schill. kostete (nach Anderen 53⁵⁶⁾), verfuhrte man bekanntlich durch die Scala von 1815 den Producenten gegen das wohlfeile Getreide zu Hilfe zu kommen; allein dies wirkte so lange nicht, bis nicht die Misere von 1816 hinzutrat, in deren Erwartung schon zu Mariä Verkündigung (kurz vor Ostern) desselben Jahres für 1 Bushel Weizen (= 1/4 Quarter) 16 Schill. 6 P. bezahlt wurden. Den Durchschnittspreis des Quarters Weizen gibt v. Gülich ⁵⁷⁾ für 1817 zu 92 1/2, den

54) Zeitschr. I. §. 183. 55) System I, 199. 56) Zeitschr. I, 17.

der beiden Jahre 1817 und 1818 (Wüllschl⁶¹⁾) zu 85 Schüll. an, während Ersterer⁶²⁾ 75 Schüll. als den Durchschnittspreis der Jahre 1810 bis 1819 notirt. Noch mehr erniedrigte sich der Preis durch die reiche Ernte von 1820 und im Jahre 1821, wo die Bank ihre Barzahlungen wieder aufnahm, was ebenfalls preiserniedrigend wirkte. Zwar hatte 1821 Irland eine enorme Kartoffelfäule, aber da die Volksmasse den Weizen nicht bezahlen konnte, so stieg dessen Preis wenig, während man viel ausfuhrte. Im J. 1822 bezahlte man in England den Quarter Weizen nur noch mit 43 $\frac{1}{2}$ Schüll., ein Preis, der seit 1792 nicht so niedrig gestanden hatte, so daß die Pächter, auf welchen die Armentare schwer lastete (sie war in der Rente eingegriffen), in große Verlegenheiten geriethen, und viele Befürsicher sich gezwungen sahen, ihnen 15 bis 25 Proc. zu erlassen.

Die Geldkrise von 1825, wo der Quarter Weizen im März 69 Schüll. war (im März 1826: nur 55)⁶³⁾, kann diesen Preisen, da man nicht übermäßig viel importirte, nicht zugeschrieben werden; sie hat ihren Grund wesentlich in den spekulativen Speculationen auf Mexico und andere amerikanische Länder. Nach Wüllschl⁶⁴⁾ stellte sich der Preis für den Quarter Weizen in England, wie folgt:

1820	65 $\frac{1}{2}$ Schüll.
1822	43 $\frac{1}{2}$ „
1824	62 „
1825	66 $\frac{1}{2}$ „
1826	57 $\frac{1}{2}$ „

Nach demselben⁶⁵⁾ ist der Mittelpreis von 1820 bis 1826 57 Schüll. 4 $\frac{1}{2}$ P. jähigen Geldes gewesen. — Die Ernte von 1828 veranlaßte hohe Preise und starke Importe, deren Wirkung war, daß im Frühjahr 1829 jene wieder sehr herabsanken. Den Durchschnittspreis à Quarter der vier Hauptgetreidearten von 1812 bis 1818, von 1819 bis 1825 und von 1826 bis 1832 notirt v. Wüllschl⁶⁶⁾ in Folgendem:

	1812 bis 1818.	1819 bis 1825.	1826 bis 1832.
	Schüll. P.	Schüll. P.	Schüll. P.
Weizen	88 4	59 5	59 5
Gerste	46 4	32 7	33 —
Roggen	54 6	36 —	35 8
Hafer	31 2	22 7	23 3

Nach einer anderen Angabe stellt sich der Durchschnittspreis für den Quarter Weizen von 1831 bis 1835:

1831	66 Schüll. 4 Pence
1832	58 „ 8 „
1833	52 „ 11 „
1834	46 „ 2 „
1835	39 „ 4 „

Der letzte Satz (39 Schüll. 4 P.) war seit 1792 nicht erreicht worden. Als die größten Preisschwankungen

des Rübels Weizen auf dem Eton-Markte von 1800 bis 1835 ergeben sich 15 Schüll. 4 P. und 4 Schüll. 11 P. Der höchste Weizenpreis in der Zeit von 1833 bis 1837 war 55 Schüll. 10 P. à Quarter, im J. 1837, zwischen 1820 und 1838 nach Wüllschl⁶⁷⁾ 66 Schüll. Im J. 1839 wurde sogar ein Stand von mehr als 70 Schüll. erreicht, nämlich 70 Schüll. 8 P., und sofort zeigte sich auch eine schwere Geldflenne, indem außerordentlich viel Metallgeld für Getreide in den Ausland gefordert wurde, welches nicht sofort wieder ausgleichende Remessen machen konnte. Auch noch 1841 hielt sich der Preis hoch, im Juli 60 bis 73 Schüll. Aus Wüllschl's Tabellen⁶⁸⁾ entnehmen wir folgendes Preisverzeichnis à Quarter der vier Hauptgetreidearten zu London⁶⁹⁾ von 1833 bis 1842:

	1833	1834	1835	1836
	Schüll. P.	Schüll. P.	Schüll. P.	Schüll. P.
Weizen	51 3	44 8	38 1	47 —
Gerste	26 7	28 1	29 —	31 2
Roggen	31 10	31 9	29 4	32 3
Hafer	17 —	20 3	21 4	22 4

	1837	1838	1839
	Schüll. P.	Schüll. P.	Schüll. P.
Weizen	55 —	57 9	69 3
Gerste	32 —	26 —	37 6
Roggen	36 5	?	?
Hafer	22 8	24 —	28 9

	1840	1841	1842
	Schüll. P.	Schüll. P.	Schüll. P.
Weizen	64 3	52 —	58 6
Gerste	34 —	30 —	28 6
Roggen	?	?	?
Hafer	33 —	23 6	25 —

Für 1845 finden wir à Quarter Weizen den hohen Durchschnittspreis von 73 Schüll. notirt.

Schon am Ende des Jahres 1846 stürzte sich ein enorm hoher Preis und vielfach wirthlicher Mangel ein, so daß in Irland am Anfange des Jahres 1847 die Armenhäuser überfüllt waren, und bis zum Februar desselben Jahres bereits an 50,000 Menschen dort dem Hungert erliegen sein mochten. Die Lanne nordamerikanischen Weizens, welche 1846 im Anfange mit 9 Pf. St. bezahlt wurde, bezahlte man am Ende dieses Jahres mit 19 Pf. St. Der Quarter Weizen, vorher im Durchschnitt 50 Schüll., ging im Anfange von 1847 auf 80 Schüll. hinaus, stieg aber ferner noch weit höher, so daß man den Durchschnittspreis dieses Jahres auf 104 Schüll. berechnet hat. Es wurde damals angenommen, daß, wenn der jährliche Consum Englands c. 16 Mill. Quarter betrage und 1 Quarter nur um 25 Schüll. stiege, man 20 Mill. Pf. St. für ein Jahr nicht ausgeben dürfte. Die Folge war ein Herabgehen der meisten übr-

57) On Corn laws, 1841. 58) Tabellen II, 24. 59) v. Wüllschl, Gesch. Deutschl. I, 207. 60) Tabellen I, 17. 61) Tabellen II, 24. 62) Tabellen III, 154.

63) On Corn laws. 64) III, 158. 65) Am ganzen Verlaufe des Artikels ist mehr von höheren Preisen die Rede; die Preise der andern Getreidearten sind um ein Weniges niedriger zu setzen.

gen Baaren um 10 bis 20 Proc., eine starke Silber- und Goldausfuhr und eine schwere Geldkrise, indem pro September und October zahlreiche Bankrotte ausbrachen. Im October stand zu London der Privatdiscont auf 10 Proc.; nachdem die Bank noch kurz vor der Ernte 1846 zu 3 Proc. discountirte hatte, erhöhte sie ihren Discont im Nov. 1847 auf 8½ Proc., und schon bis zum Anfange des Octobers berechnete man die Postmassen der Gallien auf 77 bis 80 Mill. Pf. St., wovon etwa die Hälfte durch Antica gedeckt sein mochte. Baare Darlehen konnte man oft nur zu 15 Proc. erhalten, und eine Menge Arbeiter wurden von den Unternehmern entlassen. Erst mit der Ernte von 1847 ging der Geldmarkt wieder in ein besseres Gleis zurück, und schon im April 1848 hatte sich wieder Geldüberfluß eingestellt; im November desselben Jahres discountirte die Bank von England zu 3 Proc.

Zur Minderung der Preise und ihres Schwankens trug offenbar der seit 1849 in volle Wirksamkeit tretende freie Import und bald darauf die Aufhebung der Navigationsacte wesentlich bei. Die Ernte von 1848 war reichlich und 1849 hatte man nach Frankfurt einen Mittelpreis von nur 40 Schill. für den Quarter Weizen. Aber 1851 hatte man einen noch niedrigeren Stand, nämlich 38 Schill. 6 P. und im Durchschnitt 42 Schill. 5 P. Im J. 1850 (am 30. April) war vom Unterhause ein Antrag der Protectionisten, die Beamtengehälter nach den Getreidepreisen zu normiren, mit 269 gegen 173 Stimmen verworfen worden. Allein schon 1851 war die Ernte wieder unerlässlich, die Consols fielen, der Discont stieg. Auch 1853 gingen die Preise stark hinauf, besonders im Juli, und fielen im August (für den Quarter Weizen) nur um c. 5 Schill. In der Woche des 5. Aug. bezahlte man zu London 60 Schill., am Ende dieses Monats 55 bis 58. Man bedurfte wieder starker Importe, viel Geld mußte exportirt werden, und an mehreren Orten wollten die Arbeiter durch Strikes Lohnerhöhungen erzwängen. Im J. 1854 nach der Ernte sanken die Preise und die Discont; aber nach der Ernte von 1855 sah sich die londoner Bank wieder zu Erhöhungen des Disconts gezwungen, am 27. Sept. 1855 von 4½ auf 5, am 4. Oct. auf 5½ Proc. Man begriff immer mehr, daß die Geldkrise durch den Getreideimport bewirkt wurde, und wollte den Abfluß des Metallgeldes nach Frankreich verhindern, wo es zu Getreidekaufen im Auslande diente. Nicht geringen Einfluß auf die Preise in England hatte 1854 und 1855 die damals wegen des Krieges gehemmte Zufuhr aus Rußland; allein als diese wieder eröffnet wurde, und im Juni 1856 die ersten Posten dorthin eintrafen, sah man sich in der erwarteten Weise getäuscht, und die Preise stiegen wieder, freilich auch in Folge der großen Ueberschwemmungen in Frankreich und der steigenden Gewisheit, daß Vorräthe nur in kleinen Quantitäten vorhanden seien. — Die Soester'sche Preistabelle für England von 1816 bis 1853 siehe hinter Teutschland.

Wenn wir noch einige allgemeine Reflexionen beifügen, so geschieht es, um einige Erfahrungen zu con-

statiren, welche man in England während der letzten Jahre mit Sicherheit gemacht hat. Dies ist zunächst der Umstand, daß Missernten und hohe Getreidepreise den Preis anderer Waaren fast stets erniedrigt haben, den der Staatspapiere nach Roscher⁶⁶⁾ um 2 bis 3 Proc., was mit dem Urtheile des Lord Lauderdale identisch ist, daß fruchtbare Jahre den Preis der Stöcke um 2 bis 3 Proc. erhöhet haben. Eigener müssen wir hier noch einmal auf die Thatsache zurückkommen, welche früher weniger beachtet wurde, daß hohe Preise, also starke Importe von Getreide, im 19. Jahrh. der Hauptgrund zu solchen Geldcrisen sind, welche plötzlich eintreten, und im Inlande Mangel an Waaren veranlassen. Tooke behauptete in seiner Preisgeschichte (1823), daß der Preis des Getreides in England bei einem Erntedefecte von einem Drittel ohne Zufuhr und Vorräthe auf das Fünft- und Sechste, ja Schnafache steigen würde⁶⁷⁾. — Auch hat sich, besonders im nördlichen England, während des 19. Jahrh. gezeigt, daß die Preise des Getreides hier nur noch etwa zwischen 1 und 2 geschwankt haben, wogegen die Extreme der irischen Kartoffelpreise zwischen 1 und 6 stiegen⁶⁸⁾.

In Teutschland hatte die Missernte von 1816 zur Folge, daß ein preussischer Schiff Roggen, welcher sich damals in Danzig auf etwa 3 Thalern hielt, 1817 im Innern des Landes über 4, ja bis nahe an 5 Thaler stieg. Im mittleren Teutschland gingen die Preise des Getreides an einzelnen Orten und zu einzelnen Zeiten gegen die Preise der Vorjahre um 400, ja um 500 Proc. in die Höhe, dagegen die des Weizens höchstens um 200, die des Brauwurmes etwa um 150. Natürlich gab das große Publicum die meiste Schuld den Kornhändlern; deren unerschuldete Schuld es war, daß sie nicht noch mehr importirten. Als sich damals (1816) zu Elberfeld ein Verein — die Kornbanke — bildete, um für seine Mitglieder billigeres Brod zu erzielen, und sein Getreide im Auslande aufkaufte, wovon die Stadtbäcker Brod backen, hatte derselbe neben der 5procentigen Vergütung seiner Aktien noch 10,000 Thaler erübrigt, wovon ein Krankenhaus gebaut wurde. — Als von 1818 an die Preise wieder sanken, lag der Hauptgrund zwar in dem reichlichen Erntertrage; allein eine Portugalfrage war die Erhöhung der Einfuhrzölle in Portugal, Spanien, Frankreich, England, Schweden u. s. w., so daß Teutschlands Export dahin fast auf Null sank. Während sich bei Gütlich⁶⁹⁾ als Durchschnittspreis für einen berliner Scheffel Roggen in der Zeit von 1798 bis 1818 in Preußen 1½ Thaler vergemeint findet, hatte Danzig für den englischen Quarter Weizen nach Rau⁷⁰⁾ einen Preis

1810 bis 1819 von 53,33 engl. Schill.

1822 . 1831 . 35,41

dagegen nach Roscher⁷¹⁾ der bairische Scheffel Roggen auf dem münchener Markte zwischen 1810 und 1819

66) System I. 173.

67) I. 15.

68) Roscher, System

I. 190.

69) Tabellen II. 371.

70) Leitbuch I. 214.

71) Kornhandels S. 48.

einen Durchschnittspreis von 17 $\frac{1}{2}$ rhein. Gulden⁷²⁾). In Braunschweig und Hannover kostete von 1814 bis 1819 ein Hünter Roggen im Durchschnitt 1 Zhr. 11 Ggr. 4 Pf. Für die Stadt Hannover allein sind bei Gütlich⁷³⁾ als Preise der vier Hauptgetreidearten im Durchschnitt der fünf Jahre, welche dem hier genannten vorausgehen, folgende angeführt:

Weizen			Roggen		
Zhr.	Gr.	Pf.	Zhr.	Gr.	Pf.
1816	1	35	3	1	18
1817	2	16	1	1	35
1818	1	34	4	1	19
1819	1	17	6	1	8

Gerste			Hafer		
Zhr.	Gr.	Pf.	Zhr.	Gr.	Pf.
1816	1	5	5	—	26
1817	1	21	7	—	28
1818	1	8	1	—	28
1819	—	35	1	—	23

Als Folge der schon vor der Ernte von 1819 sinkenden Preise in Teutschland trat, wie bemerkt, sofort eine erhöhte Branntweinbrennerei und vermehrte Schafschlacht ein, während die Erniedrigung der Preise für Grundstücke noch einige Jahre auf sich warten ließ, da man diese Flauheit für bald vorübergehend hielt. — Nach Gütlich⁷⁴⁾ stellten sich in Preußen die Durchschnittspreise von Weizen, Roggen, Gerste und Hafer von 1816 bis 1823, wie folgt:

	Weizen	Roggen	Gerste	Hafer
	Egr.	Egr.	Egr.	Egr.
1816	92 $\frac{1}{2}$	67 $\frac{1}{2}$	45 $\frac{1}{2}$	31
1817	122 $\frac{1}{2}$	87 $\frac{1}{2}$	61	38 $\frac{1}{2}$
1818	93 $\frac{1}{2}$	46 $\frac{1}{2}$	48 $\frac{1}{2}$	34 $\frac{1}{2}$
1819	67 $\frac{1}{2}$	49 $\frac{1}{2}$	40	29 $\frac{1}{2}$
1820	56 $\frac{1}{2}$	37 $\frac{1}{2}$	29 $\frac{1}{2}$	22 $\frac{1}{2}$
1821	56 $\frac{1}{2}$	33	24 $\frac{1}{2}$	17 $\frac{1}{2}$
1822	54 $\frac{1}{2}$	36 $\frac{1}{2}$	27 $\frac{1}{2}$	19 $\frac{1}{2}$
1823	52 $\frac{1}{2}$	41 $\frac{1}{2}$	31 $\frac{1}{2}$	23 $\frac{1}{2}$

Für Danzig finden wir pro 1823 à preuß. Scheffel Roggen 1 Zhr. 16 Ggr. netto. Nach Gütlich⁷⁵⁾ hielt sich der Preis eines Hünters Roggen von 1819 bis 1824 in Braunschweig und Hannover zwischen 10 und 14 Ggr., also im Mittel auf 12 Ggr., 1825 jedoch galt er meist nur 8 Ggr. In München kostete nach Kofcher⁷⁶⁾ der bayerische Scheffel Roggen zwischen 1819 und 1825 im Durchschnitt 8 $\frac{1}{2}$ Gulden rheinisch, und in Jena nach Schulze am 17. Mai 1825 der preussische Scheffel derselben Frucht 15 Ggr. 10 Pf. preussisch. Zu Embsen kostete im Anfang des Frühjahr 1826 die Last Hafer nur 15 bis 18, am Ende desselben 30 bis 35, im Sommer 60 Zhaler⁷⁷⁾. Die Zeit vom 1. Juni 1825 bis Ende Juni 1826 hatte so niedrige Getreide-

preise, wie sie von 1770 bis 1856 nicht gewesen sind. Der preuß. Scheffel Roggen hielt sich damals in Teutschland durchschnittlich auf 19 Ggr. 3 Pf., während er (nach Schulze) in der ganzen Zeit von 1819 bis 1826 nur 18 Monate lang über 1 $\frac{1}{2}$ Zhaler stand, dagegen 2 Jahre lang unter 24 Ggr. Vergleicht man die Jahresdurchschnitte in Mittelteutschland von 1817 bis 1826 mit einander, so erhält man Extreme wie 1 : 4, was gegen bei der Vergleichung einzelner Marktfälle noch größere Differenzen sich herausstellen. — Diese Preise waren so wohlfeil, daß selbst die ärmeren städtischen Consumenten sie höher wünschten, da die Landwirthe kein Geld hatten, um neben den Steuern, Zinsen u. s. w. auch noch viel Boaren zu bezahlen. Am meisten litten die Producenten, besonders in den auf die jetzt fast ganz darniederliegende Ausfuhr angewiesenen Ostteülandern, wo viele Grundstücke nahezu wertlos und viele Oekonomen zahlungsunfähig wurden.

Endlich, im J. 1828, hoben sich die Preise, namentlich auch in Folge der englischen Nachfrage, wieder bedeutend, und sofort auch die Preise der Grundstücke wie der Pachtungen, oft über alle vernünftige Berechnung. Der Preis des Getreides begann schon 1827 zu wachsen, und stieg 1828 in Nordteutschland nicht selten auf 1 Zhr. 7 $\frac{1}{2}$ Ggr. In Köln am Rheine stellten sich nach Rau⁷⁸⁾ von 1816 bis 1828 mit Auslass des theuersten und wohlfeilsten Jahres der preuß. Scheffel Roggen im Durchschnitt auf 49 Ggr., von 1760 bis 1820 auf 43 Ggr., von 1816 bis 1828 ohne jenen Auslass auf 53 Ggr. Es darf gleich hier bemerkt werden, daß keine Diagonale durch Teutschland mehr einer ausgeprägten Steigung der gleichzeitigen Preise entspricht, als die Linie von Nordost nach Südwest, und zwar schon damals. War in München der Preis des bayerischen Scheffels Roggen zwischen 1810 und 1819 17,75 rhein. Gulden gewesen, so stand er nach Rau⁷⁹⁾ im Mittel auf 8,65 rhein. G. Den Jahresdurchschnittspreis für die Last mecklenburgischen und märkischen Weizens von 1816 bis 1829 gibt v. Gütlich⁸⁰⁾ in folgendem an:

1816	160 hamb. Ernt. Zhr.
1817	238 . . .
1818	199 . . .
1819	135 . . .
1820	112 . . .
1821	107 . . .
1822	91 . . .
1823	bis auf 60 herab
1824	68 . . .
1826	63 . . .
1827	85 . . .
1828	109 . . .
1829	134 . . .

Der Preis à bad. Maller Speß war zu Heidelberg von 1821 bis 1830 im Mittel 3,66 rhein. Gulden, von

72) Die nürnberg. Preise von 1816 bis 1843 siehe weiter unten. 73) Tabellen II, 23. 74) Tabellen II, 25. 75)

Ges. Darf. II, 394. 76) Kornhandl. S. 48. 77) Es ist wol die amsterdamer Last (à 36 bis 60 preuß. Scheffel) gemeint.

78) Lehrbuch I, 290. 79) Ebenbas I, 214. 80) Tabellen II, 22.

1810 bis 1820 dagegen 5,85 ¹⁾). Nach Log ²⁾) verhielt sich der mittlere Kornpreis in Thüringen von 1790 bis 1830 zu dem von 1558 bis 1570 ungefähr wie 2 : 1, während die Fleischpreise weit mehr stiegen. Nach Rau ³⁾) stellt sich das Preisverhältnis zwischen Weizen, Roggen, Gerste und Hafer in Berlin

Weizen Rogg. Gerste Hafer
von 1819 — 1832 = 143,5 : 100 : 74,9 : 52
dagegen v. 1789 — 1818 = 135 : 100 : 74,8 : 54

Für 1774 bis 1833 notirt derselbe ⁴⁾) als Durchschnittspreis eines preussischen Scheffels Roggen in Berlin ohne Auslaß der theuersten und wohlfeilsten Jahre 48,5 Sgr. Dagegen verhielten sich nach derselben Quelle ⁵⁾) die Roggenpreise à preuss. Scheffel von 1816 bis 1837, mit Auslassung der zwei theuersten und der zwei wohlfeilsten Jahre, unter Angabe der Brodfruchtbarkeit in den einzelnen Provinzen, folgendermaßen:

	Sgr.	Bevölkerung à □ Meile.
Preußen	32,2	1827
Posen	34,3	2180
Sachsen	38	3612
Brandenburg und Pommern	38,4	2093
Sachsen	40,3	3396
Westfalen	47,7	3600
Rheinpreußen	49,4	5078
Ganz Preußen	40	2776

Eine Uebersicht der Preise à hamburgers Last von Weizen, Roggen, Gerste, Hafer, Erbsen, Bohnen für die Zeit von 1816 bis 1837 in Hamburg finden wir bei Gülich ⁶⁾), wo der Preis in Specie- Banco- Thalern angegeben ist. Darnach kostete die Last

	Weizen	Roggen	Gerste
1816	189 ¹⁾	127	86
1817	235	148	112
1818	179	122	114
1819	134	102 ¹⁾	95 ¹⁾
1820	89 ¹⁾	64	47
1821	100	52	39
1822	81 ¹⁾	48	39
1823	78 ¹⁾	57 ¹⁾	47
1824	72 ¹⁾	40 ¹⁾	34
1825	62	39 ¹⁾	46 ¹⁾
1826	78	66	49 ¹⁾
1827	85	72 ¹⁾	58
1828	140	74	70
1829	145	74 ¹⁾	60
1830	127 ¹⁾	79 ¹⁾	62 ¹⁾
1831	145	91 ¹⁾	81
1832	110	85	58
1833	84	67 ¹⁾	48
1834	78	57	41

	Weizen	Roggen	Gerste
1835	72 ¹⁾	68 ¹⁾	50
1836	98 ¹⁾	67 ¹⁾	62 ¹⁾
1837	95	68	53 ¹⁾

	Hafer	Erbsen	Bohnen
1816	54	?	103 ¹⁾
1817	81	158	111
1818	81	150	149
1819	60	117 ¹⁾	113 ¹⁾
1820	39	72 ¹⁾	64
1821	30 ¹⁾	55	42
1822	26 ¹⁾	47	33
1823	31	59	43
1824	21 ¹⁾	49	31
1825	22	58	39
1826	49	86 ¹⁾	77
1827	50	90 ¹⁾	86
1828	44 ¹⁾	88	70
1829	38 ¹⁾	75	68 ¹⁾
1830	48	94	74
1831	44	94	82 ¹⁾
1832	37	74	57
1833	30	72 ¹⁾	56
1834	33	75	54 ¹⁾
1835	37	67 ¹⁾	65
1836	43	77 ¹⁾	67
1837	37	65	61 ¹⁾

Dem Werte v. Gülich's ⁶⁾) entnehmen wir auch folgende in Quartern und Schillingen ausgeführte Vergleichung der Preise in Berlin und England von 1816 bis 1840

	Berlin	England	Berlin	England	
1816	71	71	1829	30	75
1817	54 ¹⁾	109	1830	42	65
1818	57 ¹⁾	84	1831	40	67
1819	34	78	1832	27	58
1820	32	81	1833	25	53
1821	31	54	1834	30	46
1822	26	43 ¹⁾	1835	24	39 ¹⁾
1823	25 ¹⁾	38	1836	27	49 ¹⁾
1824	20 ¹⁾	58 ¹⁾	1837	26	56
1825	21	66	1838	45	64 ¹⁾
1826	29 ¹⁾	60	1839	43	71
1827	27	52 ¹⁾	1840	33	68
1828	38	51			

Nach derselben Quelle ⁶⁾) stellen sich die Preise in Baden in badischen Maltern, rheinischen Gulden und Kreuzern von 1833 bis 1840 so:

	Weizen	Kernen	Roggen	Gerste	Dinkel	Hafer
1833	9 50	9 42	6 40	5 47	3 49	4 8
1834	9 7	9 11	5 51	5 15	3 48	3 44
1835	9 9	9 18	6 11	5 39	3 51	4 13
1836	8 55	8 52	5 46	5 13	3 28	3 53
1837	10 45	10 18	6 51	6 16	4 16	4 6

81) Rau, Lehrbuch I, 214. 82) Handbuch I, 400 ff.
83) Lehrbuch I, §. 183. 84) Obendat. I, 220. 85) Lehrbuch I, §. 183. 86) Tabellen III, 161.

	Weizen	Keinen	Koggen	Gerste	Dinkel	Hafer
1838	12 31	12 5	8 41	7 28	4 49	4 23
1839	14 41	13 34	9 9	8 8	5 23	4 13
1840	12 45	12 19	8 20	7 32	5 6	4 2

Aus der schon oben benutzten „Darlegung“ heben wir für die nürnbergischen Roggenpreise von 1816 bis 1843 folgende Zahlen heraus. Es fand der Preis in rhein. Gulden:

	am höchsten	im Mittel		am höchsten	im Mittel
1816	39	20	1830	11	9
1817	43	37	1831	14	11
1818	31	16	1832	15	12
1819	11	8	1833	10	8
1820	7	7	1834	8	7
1821	8	7	1835	8	7
1822	9	8	1836	7	6
1823	10	8	1837	9	8
1824	5	5	1838	12	11
1825	8	6	1839	12	11
1826	7	6	1840	11	10
1827	9	6	1841	10	8
1828	14	11	1842	11	9
1829	12	9	1843	18	14

Der hohe Preis von 1843 rührt von der wegen zu großer Trockenheit unergiebigen Ernte des Jahres 1842 her. Die Durchschnittspreise sind

in 1824	5 Gulden
• 1825, 1826, 1827, 1836	6
• 1820, 1821, 1834, 1835	7
• 1819, 1822, 1823, 1833, 1837, 1841	8
• 1829, 1830, 1842	9
• 1840	10
• 1828, 1831, 1838, 1839	11
• 1832	12
• 1843	14

Die Preisverhältnisse der dortigen vier Hauptgetreidearten stellten sich für 1833 bis 1843 in Baden nach Rau*) durchschnittlich so heraus:

Kern	Koggen	Gerste	Hafer	Spez
100	66,1	50,3	37,3	40,7

Es ist dabei zu bemerken, daß „Kern“ die enthäufte, „Spez“ die unenthäufte Frucht derselben Pflanze ist.

Eine schwere Theuerung hatte 1846 und 1847 auch Teutschland, da die Ernte von 1846 ein starkes Deficit bot. Nach der Berechnung v. Roden's bewirkte dasselbe, daß dem teutschen Volke zur Befriedigung seines bisherigen Bedarfs an Getreide eine Mehrausgabe von 150, an Kartoffeln von 70 Mill. Thalern gegen den Durchschnitt der Vorjahre erlaube, für welche er einen Roggenpreis von 1/2 und einen Kartoffelpreis von 1/2 Thaler à preussischen Scheffel annimmt, wogegen von 1846 bis 1847 der letztere durchschnittlich 1/2 Thaler gekostet habe*). Am 18. April 1847 kostete in Berlin

1 preuss. Bissel (à 24 preuss. Scheffel) 115, ein Bissel Roggen 112 Thaler. Als höchste Preise sind à Scheffel notirt beim Weizen 5/2, beim Koggen 5, bei der Gerste 3/2, beim Hafer 2/2, bei den Kartoffeln 2 Thaler.

Die Roggenpreise in Jena stellten sich nach Schulze**) von 1810 bis 1847 wie folgt:

Die Durchschnittspreise waren:

	Jahr.	Sgr.	Fl.
1810—1819	2	5	3
1820—1829	1	4	7
1830—1839	1	12	3
1840—1847	1	26	8

Dabei waren

die niedrigsten Preise			die höchsten Preise				
	Thlr.	Sgr.	Fl.		Thlr.	Sgr.	Fl.
1819	—	26	2	1817	5	9	1
1824	—	15	10	1828	1	28	6
1834	—	23	9	1838	2	16	1
*1840	—	26	10	1847	5	—	10

Während die Getreide-, Armuths-, Steuer- und überhaupt die sociale und socialökonomische, sowie nationalökonomische Literatur 1846 und 1847 außerordentlich fruchtbar sich zeigte, waren auch, neben der Privatwohlthätigkeit, die Regierungen nicht müßig. Allein die Sperrmaassregeln halfen nicht nur Nichts, sondern erhöhten meist den Preis, weil die Furcht oder Berechnung entstand, daß auf diese Weise die Einfuhr verhindert werde. Die Noth fleg hoch, Arbeiter wurden entlassen, Banstrasse brachen aus; allein wir dürfen hier constatiren, daß in Teutschland trotzdem am eigentlichen Hungertode Niemand, am Hungerstich nur weit weniger als 1817 und 1772, sicherlich nicht der zehnte Theil, gestorben sind. Es war Theuerung, aber kein absoluter Mangel. Daß die Misere von 1846 eine Miturheberin der pestilenzischen Bewegung von 1848 gewesen sei, wagen wir nicht zu behaupten.

Die reiche Ernte von 1848 brachte die Preise schon vor ihrem Eintritte stark herunter; am 23. Febr. kostete in Berlin 1 Bissel Weizen 52 bis 57, Koggen 33 bis 34, Hafer 21 bis 24 Thaler, und am 1. April der Scheffel Roggen in Posen gar nur 20 bis 25 Sgr. Nach englischen Quarten, Schillingen und Pence berechnet, standen in Preußen die Weizenpreise von 1839 bis 1848 wie folgt:

1839	39	Schill.	6	Pence
1840	36	.	5	.
1841	34	.	3	.
1842	37	.	9	.
1843	32	.	—	.
1844	29	.	9	.
1845	34	.	2	.

finden wir im Durchschnitte vom Juli 1846 bis ult. Juni 1847 mit 3 Adeln, 4 Sgr. 2 Fl. berechnet.

91) Kornhandel S. 96—99.

1846	44	Schill.	5	Denne
1847	57	.	4	.
1848	32	.	2	.

In entsprechender Weise stellten sich die Preise anderer Lebensmittel, jedoch nicht aller, z. B. des Reises; dieser hatte in Berlin 1818 (am 2. Jan.) à Etr. 10 Thlr. 19 Sgr. gekostet, und kostete 1848 (am 7. Jan.) 4 Thlr. 25 Sgr. — Von 1841 bis 1849 verhielten sich nach Kofcher *) im Königreiche Sachsen die Preise von Weizen, Roggen, Gerste und Hafer folgendermaßen im Durchschnitt:

Weizen	Roggen	Gerste	Hafer
144	: 100	: 75	: 47

Die höchsten und niedrigsten Weizen- und Roggenpreise à preuß. Bissel vom Jahre 1842 bis zum Jahre 1851, wo sie im Mai wegen der nachfolgenden Witterung sehr stiegen, waren zu Stettin in preuß. Thalern folgende:

	82pfündiger gelber Weizen	82pfündiger Roggen
1842 höchster Preis	80	41 1/2
niedrigster . .	40 bis 42	31 bis 33
1843 höchster . .	50	60
niedrigster . .	40	43
1844 höchster . .	51	58
niedrigster . .	33	35
1845 höchster . .	76 1/2	80
niedrigster . .	37	39
1846 höchster . .	72	82
niedrigster . .	58	68
1847 höchster . .	128	130
niedrigster . .	67	61
1848 höchster . .	65	67
niedrigster . .	41	44
1849 höchster . .	58	61
niedrigster . .	46	51
1850 höchster . .	58	60
niedrigster . .	47	50
1851 höchster . .	54	63
niedrigster . .	47	51

Im Jahre 1852 waren die Preise nicht billiger als 1851; in der Mitte des Januar bezahlte man zu Magdeburg den Bissel (preuß.) des besten Roggens mit 60 Thalern und den Weizen ziemlich mit demselben Preise. Die Aebuerung stieg bald noch höher, so daß man z. B. Ende Februar zu Halle an der Saale für ein Viertel Roggenmehl beim Bäcker 29 Sgr. zahlte. Nach der Ernte dieses Jahres stiegen die Preise noch höher; bald nach derselben bezahlte man in Berlin den Scheffel Weizen mit 4 1/2 Thalern. Schon Ende Februars hatte man auf dem sächsischen Erzgebirge den dreideckten Scheffel Kartoffeln mit 3 Thalern gekauft.

Nach dem statistischen Bureau in Berlin betragen von 1816 bis 1852 die Durchschnittspreise à preuß. Scheffel in Preußen:

	für Weizen Sgr. Pf.	für Roggen Sgr. Pf.	für Gerste Sgr. Pf.	für Hafer Sgr. Pf.	für Kartoffeln Sgr. Pf.
1816	92 4	67 8	45 7	31 —	14 11
1817	122 8	87 7	61 —	38 8	22 11
1818	93 9	64 10	48 9	34 3	16 —
1820	56 1	37 6	24 7	17 9	10 2
1822	54 10	36 8	27 2	19 10	12 10
1824	37 9	21 7	17 —	13 6	9 2
1826	38 1	29 1	22 10	17 10	13 5
1828	57 11	43 1	31 3	22 —	12 1
1830	63 6	41 10	29 3	21 2	13 11
1832	65 3	48 10	37 3	25 10	13 9
1834	43 11	32 4	24 1	19 2	10 10
1836	43 8	29 5	24 10	18 1	13 3
1838	63 5	43 5	32 5	22 7	12 11
1840	70 4	43 9	35 2	25 —	14 2
1841	65 3	40 8	29 11	21 11	13 2
1842	73 1	45 5	32 10	23 6	14 11
1843	62 5	50 5	38 —	27 7	15 8
1844	57 5	40 6	32 8	21 10	13 2
1845	65 1	51 —	38 3	26 10	15 8
1846	86 8	70 11	50 9	33 —	21 10
1847	110 9	87 1	67 —	40 2	30 4
1848	62 11	38 7	32 8	22 3	17 3
1849	61 4	31 8	25 11	18 —	13 9
1850	58 1	36 5	28 3	20 8	14 7
1851	62 10	50 —	37 4	27 2	18 —
1852	72 2	61 6	46 6	30 —	22 7

Auch 1853 brachte keine Erniedrigung, vielmehr eine Erhöhung der Preise. Anfangs zwar wichen die Preise, der preussische Bissel Weizen bis auf c. 55 Thaler (für geringe Waare), aber schon im Mai zahlte man z. B. in Magdeburg für Weizen bis 62, für Roggen bis 55, für Gerste bis 42, für Hafer bis 35 Thaler à Bissel. Die Vorräthe aus 1852 waren gering, die Ernte wurde spät erwartet und ihr Ertrag für gering gehalten. Ende Juni bezahlte man in Frankfurt a. M. für ein sechspfündiges Brod 23, am 3. Nov. bereits 28 1/2 rhein. Kreuzer, obgleich im October die Preise etwas zurückgegangen waren. Im Durchschnitt kostete 1853 nach der Berechnung des offiziellen statistischen Bureau zu Berlin ein preussischer Scheffel

Weizen	Roggen	Gerste	Hafer	Kartoffeln
Sgr. Pf.	Sgr. Pf.	Sgr. Pf.	Sgr. Pf.	Sgr. Pf.
86 1	68 —	50 10	33 9	23 3
(68 2)		(32 11)	(24 1)	

Die eingeklammerten Zahlen haben wir in einer anderen Berechnung gefunden. — Nach Seckker's Uebersicht **), welche wir später vollständig geben werden, kostete im Durchschnitt von 1853 Weizen: die hamburgische Last in Hamburg 155 Cour.-Banco-Thaler, der preuß. Scheffel in Preußen 86 Sgr. 1 Pf., in Berlin 91 Sgr. 6 Pf.; der Roggen: die hamburgische Last in Hamburg 117 Cour.-

Banco-Thaler, der preuß. Scheffel in Preußen 68 Sgr. 2 Pf., in Berlin 70 Sgr. 10 Pf. Im Jahre 1834 bis zur Ernte schlugen die Preise weiter auf, bis sie von da ab wesentlich fielen. Die höchsten Weizenpreise von 1853 bis 1854 (von Ernte zu Ernte) hatte in Preußen Götin mit 108% bis 109%, Thaleren pro Bissel, die niedrigsten Danzig mit 66% bis 97% Thaler. Nach einer Uebersichtstabelle hatte Berlin im 19. Jahrh. 4 preussischen Scheffel Weizen

die höchsten Preise	die niedrigsten Preise
1805 mit 134 Sgr.	1825 mit 40 Sgr.
1817 „ 125 „	1824 „ 43 „
1806 „ 116 „	1826 „ 47 „
1808 „ 113 „	1835 „ 49 „
1847 „ 110 „	1836 „ 47 „
1854 „ 108 „	1833 „ 50 „
1818 „ 108 „	1834 „ 50 „

Diese Uebersicht ist 1855 durch viele Zeitungen gegangen, allein sie stimmt mit den benutzten Angaben nicht überein, so daß wir sie hier nur anführen, um sie höchstens mit der Reserve aufzunehmen, daß ihr Verfasser sie nach ungewöhnlichen Rücksichten bearbeitet haben möge. — Nach Schulze (in Jena) hat der preuss. Scheffel Weizen in Deutschland von 1800 bis 1855 5 Mal über 3% Thaler gestanden.

Die Ernte von 1855 wirkte zwar Anfangs etwas herabdrückend auf die Preise, allein schon zu Weihnachten, also zu einer ungerechneten Zeit, begannen diese sich bis in den Anfang des Jahres 1856 hinein und weiterhin trotz des pariser Friedens, welcher auf einige Zeit eine Erniedrigung der Preise hervorrief, wieder sehr zu heben, woran diesmal sicher eine irreguläre Furcht in der öffentlichen Meinung, aber auch der orientalische Krieg viel Schuld hatte. Man bildete Consumgesellschaften (Vordrinksvereine), z. B. in Elberfeld, Düsseldorf, Breslau etc., während man andererseits durch Fabrik- und maschinenmäßig betriebene Mälereien, z. B. die Gekörtsche zu Hannover, zu helfen suchte. Die Preise waren z. B.

h Bissel am 3. April 1856 zu Maggburg Thlr.	h Bissel am 2. April 1856 zu Stettin Thlr.	h Scheffel am 2. April 1856 zu Breslau Sgr.
Roggen 68 — 70	68 — 76	90 — 103
Weizen 88 — 92	76 — 90	88 — 137

Ein merkwürdiges Verhältnis zu diesen Preisen zeigten um jene Zeit die bairischen; denn es kostete gegen den 20. April ein preussischer Bissel in Baiern nur 48 Thaler, während er in Schlesien auf 56 stand. Die anderen Getreidearten dagegen standen ziemlich in gleichem Niveau. Am 2. Juni 1856 bezahlte man in Magdeburg den preussischen Bissel (besten) Weizen mit 96 bis 100, Roggen mit 70 bis 75, Gerste mit 50 bis 52, Hafer mit 31 bis 34, in Leipzig denselben Bissel Weizen bis mit 105 Thalern (den Scheffel zu 89 Pfund). Einige Tage darauf ging der Bissel Weizen und Rog-

gen noch um 2 bis 4 Thaler höher, als man die Kunde von den Regengüssen in Frankreich vernahm.

Eine wesentliche Folge der seit 1846 steigenden Körner- und Kartoffelpreise in Schlesien war der höhere Preis für Landgüter. In Schlesien z. B. ging die Kaufsumme für 1 Ader in den Jahren von 1836 und 1838 bis 1853 nach Eisner oft um 80 und mehr Prozent in die Höhe, selten um weniger als 20. Von 1840 ist sie bis jetzt fortwährend im Steigen gewesen. Ein magdeburgischer Morgen von der besten Lage und Bodenbeschaffenheit kostete dort im Anfange der 1830er Jahre 40 bis 60 Thaler, 1853 dagegen 60 bis 80 und 100 bis 125 beim Verkaufe im Ganzen, beim Verkaufe im Einzelnen meist weit, oft um das Doppelte mehr. Der Wohlstand der Landleute, besonders der größeren Bauern, ist von 1847 bis jetzt außerordentlich gestiegen und mit ihm der Luxus in Nahrung, Kleidung, Essen, Trinken u. s. w. Bieren die enorme Vermehrung und Erweiterung der Aktienbanken seit 1853, noch mehr seit 1856 mit den Getreidepreisen im Zusammenhang steht, wollen wir hier dahin gestellt sein lassen; doch wird nicht gelugnet werden können, daß diese Erscheinung mit der Erweiterung des Getreidehandels in Wechselwirkung steht.

Wir fügen hier, nachdem die betreffenden Länder hinter uns liegen, die schon oben erwähnte Sorten-tabelle der verglichenen Durchschnittspreise von 1816 bis 1853 für Hamburg, Preußen, Berlin, Sachsen (ist wol das Königreich gemeint), Belgien, Frankreich, England an. Sorten, eine hamburgische Autorität in Handelsefachen, hat nach Möglichkeit die besten Quellen benutzt, z. B. die schon von uns angeführte des statistischen Bureau's in Berlin.

Der jährliche Durchschnittspreis des Weizens war

	in Hamburg pro Last in derigen Gew. ranti-Thln.	in Preußen pro preuß. Scheffel in ranti-Thln. Sgr. u. Pf.	in Berlin pro preuß. Scheffel in Sgr. u. Pf.	in Sachsen pro preuß. Scheffel in Thln. u. Sgr.
1816	133	92 4	91 2	—
1817	233	122 8	124 11	—
1818	195	93 9	105 4	—
1820	114	56 1	61 3	—
1821	93	56 1	58 5	—
1822	83	54 10	53 4	—
1823	81	52 11	54 —	—
1824	69	37 9	43 1	—
1825	61	34 9	39 11	—
1826	57	38 1	42 10	—
1827	84	48 2	51 3	—
1828	94	57 11	61 9	—
1829	137	66 8	74 4	—
1830	119	63 6	70 10	—
1831	114	78 9	83 6	—
1832	119	64 6	67 4	4 6
1833	78	46 9	50 5	3 11
1834	68	43 11	49 7	3 10
1835	72	45 11	47 2	3 23
1836	77	43 8	49 3	3 17

Der jährliche Durchschnittspreis des Weizens war

	in Hamburg pro Last in beutigen Cou- rant-Ähren.	in Preußen pro preuß. Scheffel in Sgr. u. Pf.	in Berlin pro preuß. Scheffel in Sgr. u. Pf.	in Sachsen pro dreiss. Scheffel in Ähren u. Sgr.
1837	85	47 8	52 3	3 25
1838	117	63 5	70 10	4 11
1839	156	75 3	84 5	5 5
1840	138	70 4	75 6	4 20
1841	115	65 9	73 —	4 3
1842	135	73 1	79 2	4 26
1843	105	62 5	61 10	4 24
1844	97	57 5	56 2	4 6
1845	98½	65 1	62 1	4 17
1846	142	86 8	82 8	5 29
1847	193	110 9	109 6	7 23
1848	133	62 11	67 9	4 20
1849	113	61 4	69 8	4 13
1850	111	58 1	66 —	4 7
1851	113	62 10	67 3	4 20
1852	117	72 2	74 4	5 6
1853	155	86 1	91 6	— —

Die durchschnittlichen Weizenpreise waren

	in Belgien pro Dectol. in Francs u. Cents	in Frankreich pro Dectol. in Francs u. Cents	in England pro Quarter in Schillingen u. Pence
1846	24 53	24 05	54 8
1847	25 20	29 01	69 9
1848	17 37	16 65	50 6
1849	17 15	15 37	44 3
1850	16 15	14 32	40 3
1851	16 71	— —	38 6
1852	20 36	— —	40 9
1853	— —	— —	53 3

Die durchschnittlichen Roggenpreise waren

	in Hamburg pro Last in Cour.	in Preußen pro preuß. Scheffel in Sgr. u. Pf.	in Berlin pro preuß. Scheffel in Sgr. u. Pf.	in Sachsen pro preuß. Scheffel in Ähren u. Sgr.	in Belgien pro Dectol. in Francs u. Cents
1816	96	67 8	63 5	— —	21 58
1817	147	87 7	81 4	— —	24 70
1818	142	64 10	70 6	— —	17 62
1819	116	49 6	55 5	— —	12 76
1820	78	37 6	39 11	— —	9 99
1821	55	33 —	31 2	— —	8 30
1822	47	36 8	33 11	— —	8 63
1823	59	41 2	39 7	— —	9 29
1824	41	21 7	24 1	— —	6 37
1825	38	20 8	23 8	— —	7 28
1826	48	29 1	34 2	— —	10 17
1827	76	42 —	46 11	— —	12 04
1828	70	28 10	43 11	— —	11 52
1829	71½	38 10	40 6	— —	12 89
1830	73	41 10	42 7	— —	12 42
1831	93	55 4	58 2	— —	15 06
1832	86	48 10	51 —	3 3	14 57
1833	67	34 5	37 1	2 11	9 85
1834	56	32 4	37 1	2 9	8 41
1835	63	34 8	39 10	2 13	9 04
1836	62	29 5	34 5	2 10	9 88
1837	65½	32 11	33 11	2 17	10 87
1838	77	46 9	46 7	3 19	12 35
1839	84	46 1	46 6	4 —	13 35
1840	82	43 8	44 5	3 8	13 62
1841	75	40 8	43 11	2 13	11 53
1842	86	45 5	49 8	2 27	13 42
1843	92½	50 5	50 7	4 1	13 64
1844	71	40 6	37 8	2 29	10 55
1845	76	51 —	45 4	3 9	13 58
1846	107	70 11	65 10	4 18	18 98
1847	143	87 1	86 10	6 6	16 60
1848	78	38 7	39 8	2 23	10 56
1849	60	31 8	34 8	2 6	9 56
1850	65	36 5	39 10	2 16	10 16
1851	87	50 —	51 11	3 21	11 53
1852	104	61 6	62 9	4 20	14 06
1853	117	68 2	70 10	— —	— —

Die durchschnittlichen Weizenpreise waren

	in Belgien pro Dectol. in Francs u. Cents	in Frankreich pro Dectol. in Francs u. Cents	in England pro Quarter in Schillingen u. Pence
1816	31 22	28 31	78 6
1817	35 45	36 16	56 11
1818	26 08	24 65	46 3
1819	18 67	18 42	74 6
1820	16 40	19 13	67 10
1821	15 62	17 75	56 1
1822	14 43	15 89	44 7
1823	13 76	17 52	53 4
1824	10 88	16 52	36 11
1825	11 87	15 74	68 6
1826	14 19	14 81	58 8
1827	17 25	18 31	58 6
1828	19 60	22 03	60 5
1829	23 58	22 59	66 3
1830	20 61	21 17	64 3
1831	22 89	22 09	66 4
1832	20 93	21 85	58 8
1833	14 75	16 62	52 11
1834	13 19	15 25	46 2
1835	14 03	15 25	39 4
1836	14 77	17 32	48 6
1837	16 31	18 53	55 10
1838	19 86	19 51	64 7
1839	22 76	22 14	70 8
1840	21 28	21 84	66 4
1841	20 02	18 54	64 4
1842	22 17	19 55	57 3
1843	19 41	20 46	50 1
1844	17 75	19 75	51 3
1845	20 06	19 75	50 10

Für die Schweiz eine Preistabelle zu gewinnen, ist uns nicht gelungen; wir müssen uns daher mit einigen Notizen begnügen. Das Land wurde wie alle Bergländer auch von der Theuerung der Jahre 1816 und 1817 hart heimgesucht; Appenzel a. Rh. verlor noch Kofcher *) in dieser Zeit an den Folgen des Mangels e. 6 Proc. seiner Bevölkerung. Im J. 1817 kostete in der Schweiz das halbe Weizen durchschnittlich 80 Frs.; am Ende des Octobers 1853 bezahlte man in Zürich ein zweifundiges Brod (Weizen) mit 38, am 21. October bereits mit 58 Cents; vor der Ernte von 1854 kostete das halbe Weizen durchschnittlich 63, im August jedoch nur noch 45 Francs; im October bezahlte man zu Zürich 1 Pfund Brod mit 2 Sgr. Die zahlreich errichteten Getreidewerke der letzten Jahre haben durch Einkäufe im Großen die Theuerung etwas gemildert.

In Dänemark **) war 1816 bis 1818 (vor der Ernte) der Durchschnittspreis des Weizens auf den dänischen Märkten à Tonne ca. 15, des Roggens ca. 11 Mark Banco, 1819 bis 1824 Weizen nur 6, Roggen 3 1/2, 1815 bis 1827 Weizen 7, Roggen 6 1/2, 1828 Weizen bis 14 und 16, Roggen nahe an 8 M. R. Die auffallende Differenz dieser Preise, auch im Vergleich mit continentalen, erklärt sich zum Theil aus der Wirkung der von England eintreffenden und schnell zu befriedigenden Nachfrage nach Weizen. Für die spätern Jahre stehen uns keine bestimmten Angaben zu Gebote. — In Stockholm waren noch Gültig *) die Preise à 1 engl. Quarter Weizen in engl. Geld.

1810—1819 28 Schil. 7 Pence

1820—1826 17 „ 5 „

In Rußland fand begriffsweise bisher je nach dem Zustande der Wege, der Entfernung von großen Städten und Exporthäfen, der Nachfrage des Auslandes oft eine so stark gleichzeitige Preisdifferenz statt, wie in keinem anderen europäischen Lande, vielleicht nicht einmal Spanien ausgenommen; zum Aufspeichern für längere Zeit stehen zwar z. B. dem obersächsischen Exporteur, nicht aber dem Bauer im Innern, die Mittel zu Gebote. Im Gouvernement Tambow, um dieses Beispiel zu nennen, haben nach Harthausen die Preise für 1 preuß. Scheffel Roggen in den letzten Jahren vor seiner Reife dahin (also in den 1840er Jahren) von 4 1/2 bis 64 Sgr. geschwankt. Indessen haben Straßen, Eisenbahnen, Handel u. s. w. im letzten Jahrzehnte mehr und mehr eine Ausgleichung herbeigeführt. — In der Theuerung von 1846 bis 1847 bezahlte man nach M. Chevaller *) in Delfe den französischen Hectoliter Weizen (zur Ausfuhr) mit 20 bis 25 Francs, den Tschetwert mit 10 bis 11 Silberrub., während man z. B. zu Alexandriens (im Innern) nur 4 bis 5 geb. Als Preisextreme, der Jahre 1846 und 1847 für ganz Rußland sind in Betreff des Weizens 218 und 1400, in Betreff des Roggens 117 bis 1107 Kopfen notirt.

Für die Getreidepreise à Tschetwert zu Delfe von 1846 bis 1852 gibt der obersächs. Bote folgende Uebersicht:

Jahr	Winterweizen	Roggen
1846	5,9 Silberrub.	3,4 Silberrub.
1847	8,1 „	4,2 „
1848	5,4 „	3,5 „
1849	5,7 „	3,6 „
1850	5,6 „	3,3 „
1851	5,0 „	4,2 „
1852	5,4 „	3,1 „

Nachdem man zu Delfe im Januar 1854, wo die Ausfuhr wegen des Krieges gehindert war, den Tschetwert Hafer mit 1 Silberrubel bezahlt hatte, war er im Januar 1856 oft kaum für 8 Silberrub. käuflich, und ebenso viel bezahlte man zeitweilig für Weizen, also mehr als z. B. in Marseille. Der Grund lag in dem Mangel an Vorräthen zu Delfe, während man deren z. B. in den obern Plätzen hatte.

Da auch in Oesterreich bisher viele Landestheile eine schwierige Communication für schwere Transporte unter einander hatten, so wird man die stark gleichzeitige Preisdifferenz ebenfalls erklärlich finden. So wurde z. B. im November 1843 an mehrern teutschen Localitäten ein Quantum Weizen, welches man in Ungarn mit 6 Gulden kaufte, mit 20 Gulden bezahlt; denn der Transport auf der Donau war und ist meist noch sehr langwierig, zum Theil gefährlich, daher theuer. Die Theuerung von 1846 und 1847 wurde vorzugsweise in Galizien schwer empfunden, wo 1846 der Zustand der Bauern wegen die Güterherren gewüthet hatte, während Ungarn 1852 am meisten zu leiden hatte. Regierung und Privaten strengten zwar alle Mittel an, um die Preise zu erniedrigen und auszugleichen, z. B. durch billige Eisenbahnfrachten, welche man 1854 pro Centner und Meile für das Getreide sogar auf 1/2 Kreuzer herabsetzte; allein man hatte noch zu schwer an den zerrütteten Staatsfinanzen, den Banknotenmassen, den Folgen der 1848er Revolution, der Ablösung der Reuten, der theuren Löhne für die größeren Güterbesitzer u. s. w. zu tragen.

In der Türkei kann noch weit weniger von einer sehr wirksamen Ausgleichung der Preise durch Straßen, regelmäßigen Handel u. s. f. die Rede sein. Kostet auch im Innern das Getreide meist höchst wenig, so mangelt es wiederum anderwärts zuweilen im höchsten Grade, während man z. B. in Constantinopel weniger den Schwankungen unterworfen ist. Hatte man hier selbst 1846 und 1847 im Verhältniß zu West- und Mitteleuropa auffallend billige Preise, so gingen diese in den 1850er Jahren zu einer hier unerhörten Höhe hinauf. Im Herbst 1853 bezahlte man den Rika (Kilo) Weizen noch mit 15 bis 20 Piastern, am 18. Dec. desselben Jahres schon mit 40, weil die Zufuhren aus dem schwarzen Meere geschwunden waren. Im Herbst 1855 war das Rika auf eine Höhe von 70 Piastern gestiegen. Indessen darf hierbei nicht unerwähnt werden, daß gleichzeitig auch die meisten andern Preise enorm aufstiegen,

94) Kornhandel S. 56. 95) Vergl. Hamb. Börsenblatt vom 16. Jan. 1829. 96) Zohenden II, 26. 97) Revue des deux Mondes, 1847.

z. B. für Wohnungen, deren eine man 1852 noch mit 12,000 bis 13,000, 1856 aber mit 30,000 bis 40,000 Pfannern bezahlte.

Dass die Vereinigten Staaten von Nordamerika, und zwar deren Binnenländer, im 19. Jahrh. nicht niedrigere Preise als in Europa, mit Ausnahme des Innern von Russland, Ungarn und einiger anderer Localitäten, gehabt haben, geht einfach daraus hervor, daß die Ausfuhr von dort trotz der langen Transportes gelohnt hat. Hatte in New-York der Quarter Weizenmehl 1800 auf 11,50, 1810 auf 8,25 Dollars gestanden, so stieg er 1817 auf 14,25, fiel aber 1820 auf 7, und 1830 sogar auf 4,5, so daß in dieser Zeit die Ausfuhr gering war oder vernig lohnte. Im J. 1837 kostete 1 Quarter Mehl in New-York wieder 10,75 Dollars; 1839 aber fanden wieder sehr niedrige Preise statt, nämlich $\frac{1}{2}$ a Bushel Weizen 50, Gerste 30, Hafer 20, Roggen 30, Buchweizen 50, Mais 30, Kartoffeln 30 Cents. Noch tiefer sanken die Preise 1843, wo man z. B. in New-York den Quarter Weizen durchschnittlich mit 3,75 bezahlte, in Ohio ein fettes Schwein gar nur mit $\frac{1}{4}$ Dollar (als niedrigstem, nicht Durchschnittspreis). Nach M. Greeley *) hießt sich von 1830 bis 1844 der Durchschnittspreis a Hectoliter Weizen in New-York auf 18 $\frac{1}{2}$ Francs, wozu für Schiffsfracht, Aus- und Einladen u. s. w. bei dem überseeischen Export noch ca. 3 Francs kamen. Im J. 1846 und 1847 hatte man hier bekanntlich nicht die europäische Misere, daher weit niedrigere Preise und 1850 kostete in New-York 1 Quarter Mehl nur 4,62 Dollars. Dagegen hatte Nordamerika 1854 auf 1855 ein Theuerungsjahr, wie es nach 1817 nicht wieder eingetreten war, und wenn eine uns vorliegende Notiz den Durchschnittspreis a Quarter Mehl in New-York pro 1855 zu 9 Dollars angibt, so erscheint das nach den Briefen, welche uns damals von Auswanderern zugekommen sind, noch zu niedrig gegriffen. Die Misere von 1854 hatte ihren Hauptgrund in einer anhaltenden Dürre.

Die oft mit einem Salto mortale auf und ab springenden Preise in Californien können hier kaum in Betracht kommen, z. B. wenn man 1849 einen Sad Gerste von 100 Pfund mit 90 Francs, 1 Pfund Kartoffeln mit 4 bis 6 Sgr. bezahlte. Die sich überschlagende Haß der Goldsucher und Händler wird erst später einer gleichmäßigeren Entwicklung Platz machen. — Dasselbe gilt nahezu von Australien, wo jedoch ein schon länger organisirter Handel existirt. Nach der Ernte von 1856 bezahlte man in Adelaide den Bushel Weizen mit 8 bis 9 Schilling, d. i. den preuß. Scheffel mit 4 bis 4 $\frac{1}{2}$ Thlr. — Den Preis des ostindischen Weizens für die 1840er Jahre gibt v. Gülich *) zu einem Drittel der englischen Preise an, und nach demselben *) kaufte man in dem (fruchtbarsten) Pendschab

1835 mit einer Rupie (11 Sgr. preuß.) 65 Pfund Weizen oder 95 Pfund Gerste.

Die Verschiedenheit der Getreidepreise zu verschiedenen Zeiten und Jahreszeiten, wie bei verschiedenen Völkern und an verschiedenen Localitäten ist im Einzelnen durch die vorhergehenden Zahlen genugsam belegt worden, so daß wir hier einige allgemeine Ermäßigungen daran knüpfen dürfen. Wenn man das ganze uns zugängliche Gebiet der Geschichte überfliehet, so steht zunächst fest, daß im Allgemeinen während dieser 2 bis 3000 Jahre das Getreide theurer geworden ist, aber nur in einem gewissen Sinne; man hat nämlich für dieselbe Quantität Getreide allmählig eine größere Quantität von Gold oder Silber oder anderem „Geld“ geben müssen. So hat z. B. nach Garnier ein Centner Weizen gekostet zu Demosthenes' Zeiten 58, zu Cäsar's Zeiten 52, zu Karl's des Großen Zeiten 46, zu Karl's VII. Zeiten (1422 — 1461) 61, um 1536 140, um 1610 219, um 1640 248, um 1789 259 rhein. Kreuzer, wobei nach Möglichkeit die allgemeinen europäischen Preise gemeint sind, und Say berechnet, daß 1 Hectoliter Weizen gekostet hat in Äthra zu Demosthenes' Zeiten 303, in Rom zu Cäsar's Zeiten 270, zu Karl's des Großen Zeiten 245, zu Karl's VII. (von Frankreich, 1422 — 1461) Zeiten 219, um 1514 333, um 1536 731, um 1610 1130, um 1640 1280, um 1789 1342 Gran Silber, wie wir dies schon im Einzelnen angestrichelt haben. Allein das Wort „theurer“ hat noch einen andern, viel weiteren Begriff, welchen man freilich oft mit jenem verwechselt. Im allgemeinen volkswirtschaftlichen Begriffe, dem es gleichviel gilt, ob ein Quantum Getreide durch ein Schof oder eine Munge oder ein Stud Arbeit oder ein anderes Äquivalent eingetauscht wird, ist theurer das, was durch ein vergleichsweise hohes Äquivalent ertauscht wird, resp. was vergleichsweise schwer (schwieriger) zu erwerben ist. Ein Brod, welches 8 Groschen kostet, kann in diesem Sinne wohlfeiler sein, als wenn es 4 Groschen kostet, falls nämlich der Kaufende die 8 Groschen leichter, resp. in kürzerer Zeit, mit weniger Arbeits- und Capitalsaufwand als die 4 Groschen erwirbt, und die letzte, ursprüngliche Erwerbsquelle ist die persönliche Arbeit. Man darf von solchen Zahlen wie 1709, 1772, 1803, 1817, 1847, 1853 ohne Weiteres behaupten, daß sie für Europa Theuerungsjahre gewesen seien, weil in ihnen die Preise, nicht aber die Löhne mindestens doppelt so hoch waren, als im Durchschnitt der ca. 30 Vor- und Nachjahre, folglich das Getreide mit vielkleiner Schwierigkeit für den Arbeiter zu erwerben war; allein es würde erst sehr genauer Untersuchungen bedürfen, diese Jahre nach ihrer Theuerung in einer auf- oder absteigenden Reihe neben einander hinzustellen; die Untersuchungen würden sich auf die relative Schwierigkeit der Herbeierwerb beziehen müssen. Wenn wir unsere obigen Zahlen, etwa den Durchschnittspreis für 1 preuß. Scheffel Roggen, abschreiben, das Jahr 1771, resp. 1772 mit 120 Sgr., 1806 mit 96 Sgr., 1817 mit 88 Sgr., 1847 mit 87 Sgr., 1853 mit 68 Sgr. für den preuß. Scheffel Roggen, und nun te-

*) Nach der Allgem. Zeitung vom 8. Aug. 1841. 90)
Revue des deux Mondes, 1847.

1) Wörter für Dankschuldigkeit der Roggen-Beizung).
1856. Nr. 32. 2) Esq. Das. III, 271. 3) Edendaf.
IV, 222.

hauften wollten, die Preise wären in dieser absteigenden Scala billiger geworden, so würde dies abstrakt, an den Silbergrößen gemessen, richtig sein, aber an dem rechten, hier allein zulässigen Maßstabe, an der Erwerbs-, resp. Arbeitskraft des Kaufenden gemessen, muß es deshalb nicht richtig sein. Wenn 1772 ein Centner Weizen 5 Thaler kostete und 1855 6 Thaler, so ist dennoch der Centner des Jahres 1772 theurer gewesen. Wenn z. B. die Revue d. d. Mondes (1855) berechnet, daß (zunächst in Frankreich) von 1700 bis 1855 die Brodpreise um das 4fache, die Fleischpreise um das 4fache gestiegen, dagegen die Fabricate aus Baumwolle, Wolle, Seide um das 3- bis 4fache gesunken seien, so sind diese nur als abstracte Zahlen zu fassen; das Brod kann darum 1855 leichter, die Baumwollenschürze schwerer als 1700 zu erwerben gewesen sein. Wir glauben im Allgemeinen keinem gegründeten Widerspruche zu beugen, wenn wir behaupten, daß es 1855 leichter gewesen ist, das erforderliche Brod zu erwerben, als z. B. vor 300 Jahren; wir behaupten, also, daß das Getreide im Laufe der Jahrhunderte billiger geworden ist, während es den Zahlen des Geldes gemäß theurer geworden ist.

Dies ist also das eine geschichtliche Ergebnis. Das andere ist die Thatsache, daß im Laufe der Zeit die gleichzeitigen Preise bei verschiedenen Völkern sich mehr und mehr ins gleiche Niveau gestellt haben, wovon wir im Einzelnen viele Beispiele angeführt haben. Die Gründe: verbesserte Communicationsmittel, geregelteres Creditwesen, erleichterte Zahlung u. f. w., liegen auf der Hand⁴⁾. Es ist nicht wohl denkbar, daß z. B. Amerika gegenwärtig ein Jahr lang doppelt so hohe Preise haben sollte als Europa und zwar im Frieden, und unter Voraussetzung des oben dargelegten Begriffes der Theuerung. England hat nach einer von uns beigebrachten Specialtabelle seit vielen Jahren fast doppelt so hohe Weizenpreise gehabt als Berlin; allein das englische Volk hat sie deshalb nicht als wirklich theurer empfunden, weil das Geld dort einen anderen Werth hat. Es wäre eine dankenswerthe, wenn auch schwierige Aufgabe, das Verhältniß der allmähigen Ausgleichung zwischen den gleichzeitigen Preisen in verschiedenen Ländern zahlenmäßig darzustellen.

Auch die verschiedenen Jahreszeiten pflegen einen verschiedenen Einfluß auf die Preise zu haben. Man hat es versucht, diese letzteren nach den verschiedenen Monaten in ein Gesetz zu bringen; allein ein solches für alle Zeiten und Länder gültiges Gesetz ist unmöglich, schon deshalb, weil die Ernten in verschiedene Monate fallen, bei uns in den Juli und August, in Australien in den Januar und Februar, während man bei gemäßigten Fruchten in heißen Ländern doppelte Ernten macht. Außerdem wirken z. B. ein: die verschiedenen Feiertage, welche den Landleuten je nach ihrer Häufigkeit Geld abfordern, die verschiedenen Termine zum Zahlen der Capitalsinsen, die Bestellung der Saat, das Wetter an Markt-

tagen, das Wicthen des Gefüdes u. f. w. In Europa hat man schon seit Jahrhunderten beobachtet, daß gleich nach der Ernte, also im August, September und October, die niedrigsten Preise herrschen; dies kam daher, weil sehr viele Producenten, um drängende Einkäufe zu machen oder drängende Gläubiger zu befriedigen u. f. w., ihre Frucht sobald wie möglich verkaufen mußten. Seit diesem Jahrhundert kann man jene Monate nicht mehr so allgemein wie noch im vorigen Jahrhundert als die billigsten bezeichnen, selbst abgesehen von solchen Jahren, wie 1834, wo man sich sofort in der Ernte über den Ertrag getäuscht sah und die Preise stiegen; eben weil man sie als die billigsten wußte, haben Viele einen späteren Verkaufstermin abgewartet, so daß im 19. Jahrh. vielfach die Wochen vor und nach Weihnachten als die billigsten gezollt haben, für den Weizen zum Theil deshalb, weil er sich erst dann am besten auszudreschen läßt, wenn Frost eingetreten ist. Zwar müssen noch jetzt die meisten kleinen Leute sofort in und nach der Ernte zum Ausdreschen und Verkaufen schreiten, allein die Masse der großen Producenten hält ihnen das Gegengewicht, und was jene zu Markte bringen, wird so zum Theil durch Händler, Müller u. f. w. auf das Lager genommen, um für spätere Zeiten erst an die letzten Consumenten abzugeben. Außerdem influiren die Vorkellungen, welche man von den Vorkräften, von der nächsten Ernte, von Krieg und Frieden hat, gewaltig auf die Preise, und diese Factoren können in dem einen Monate so stark wie in dem andern wirksam sein.

Man hat den Versuch, die Höhe der Preise während der verschiedenen Monate in einem Zahlengeetze auszudrücken, mehrfach gemacht, z. B. Unger in seiner „Ordnung der Fruchtpreise“, jedoch nicht mit hinreichender Sicherheit. Bei Rau⁵⁾ findet sich eine solche Tabelle für die Zeit von 1700 bis 1838, wonach im Allgemeinen — doch bei weitem nicht immer — die europäischen Preise am höchsten gewesen sind im Juni (also kurz vor der Ernte), am niedrigsten — doch bei weitem nicht immer — im August. Wir dürfen auf Grund der von uns beigebrachten zahlreichen Zahlenreihen die Behauptung aufstellen, daß sich, wenigstens seit 1815, auch die Monatspreise durch die communicirenden Röhren des Handels, welcher auf alle Weisen der Zeit und Freiheit oder Fülle der Märkte speculirt, je mehr und mehr ins Gleichgewicht gerath haben.

Gewisse Ungleichheiten werden sich wol nie ausgleichen, z. B. die Preise zwischen einer reichen Ebene und einer sterilen Berggegend, welche dicht bevölkert ist. Wenn man dagegen zu der Annahme geneigt ist, daß in großen Städten — resp. Ländern mit vielen großen Städten — wegen der stets starken Nachfrage auch stets höhere Preise herrschen müßten, so ist dies durchaus nicht immer der Fall⁶⁾ und wenn es auch nicht selten der Fall ist, so gleichen sich diese Zeiten gegen andere aus, wo wiederum die Dorfer höhere Preise haben.

4) Vergl. Roscher, System I, 188.

5) Erhebung I, 222. 6) Man vergl. Preußen mit Berlin auf der Zeitreihe'schen Tabelle.

War bisher von Preisdifferenzen die Rede, so ist auch noch ein Wort über Preisschwankungen beizufügen, d. h. über die Kürze oder Länge der Zeit, innerhalb welcher an derselben Stelle die Preise mehr oder weniger herab oder hinauf steigen („Kattern“). Die Spätien der Preisschwankungen sind im Laufe der Zeit immer geringer geworden. Es ist dies natürlich; denn gegenwärtig z. B. ist eine große Stadt nicht mehr wie etwa im 17. Jahrh. auf die Zufälligkeit der bauerlichen Marktaufnahme, welche durch das Wetter u. s. w. bedingt sind, angewiesen, sondern wird von den weiter reichenden Armen eines starken Handels versorgt. Der Handel hat eine nivellierende Kraft.

„Im Laufe der Zeit“ ist der Ausdruck, dessen wir uns bisher oft bedient haben; im Laufe der Zeit sind die Differenzen geringer geworden u. s. w. Aber auch die Zeiten sind verschieden. Eine Ursache, welche z. B. vom 15. bis 18. Jahrh. wirksam ist, ist es darum noch nicht schon in den früheren Jahrhunderten gewesen. Wir erinnern an die hohen Preise in Rom unter den ersten Kaisern und den letzten Consuln, aber auch an die niedrigen Preise während der Völkerverwanderung und weiter bis zur Entdeckung von America. A priori läßt sich eine continuirliche Einwirkung auf die Preise nur in einer solchen Zeit voraussetzen, deren Zustände in einer Entwicklung begriffen sind, welche von ihren nationalen, religiösen, mercantilen Grundlagen u. s. w. nicht abtrifft, d. h. so lange dasselbe Volk an derselben Stelle als herrschendes existirt.

Das Verhältnis des Preises der verschiedenen Getreidearten zu einander ist nicht bloß gegenwärtig bei den verschiedenen Völkern ein etwas verschiedenes, sondern hat sich auch bei einem und demselben Volke im Laufe der Geschichte geändert. Interessant ist in dieser Hinsicht der Roggen in seinem Verhältnis zum Weizen. In dem Grade als — im westlichen und nordwestlichen Europa — dieser den in America als Brodfrucht fast nie bekannt gerechneten Roggen, etwa seit 300 Jahren, mehr und mehr aus dem Rechte verdrängt, das tägliche Brod zu sein, steigt auch sein Preis gegenüber dem Roggenpreise, gemäß dem allgemeinen Gesetze, daß größere Nachfrage größere Preise macht. Dagegen steigt in den Roggenbrodländern der Preis des Roggens bei Abrechnungen meist stärker als der Preis der anderen Getreidearten. Kau⁷⁾ gibt hierüber folgende, bis in das 17. Jahrh. zurückreichende, Zusammenstellung.

	Weizen	Gerste	Hafer
Der Werth der anderen Früchte nach Bloch ⁸⁾ im 19. Jahrh.	134	79,5	56
Ihre Auslaugung des Bodens nach v. Thünen	133	75	50
Der Mittelpreis in Einb. 1648 bis 1747	127	71	43,6

	Weizen	Gerste	Hafer
Deßgl. in Ruß 1785—1835	136	76	50
„ „ „ Berlin 1789—1818	135	74,8	54
„ „ „ 1819—1832	143,5	74,9	52
Im ganzen preuß. Staate 1824 bis 1837	139	76,4	55,6
In München 1747—1796	147	83,6	58
„ Rheinb. 1816—1825	138,7	79	58
„ Freiberg 1780—1789 und 1800—1809	137	82	45
„ „ „ 16. Jahrh.	126,7	80	50
„ „ „ 17. „	138,8	82,9	51,9
„ „ „ 18. „	147	86,7	55,2
„ „ „ 1815—1844	156,6	—	—
„ Warschau 1815—1824	156	77	56,9

Andere Vergleiche lassen sich aus anderen von uns gegebenen Zahlenreihen ableiten, z. B. aus der Speerscheeren Uebersicht für Preußen von 1838 bis 1853 ein Verhältnis des Weizenpreises zum Roggenpreise wie 136 : 100, für Sachsen von 1832 bis 1852 wie 140,8 : 100.

Ebenfalls nach Kau⁷⁾ verhält sich der Preis der Kartoffeln — zunächst wol in Preußen während des 19. Jahrh. — zu dem des Roggens meist wie 1 zu 3 oder 4. In Baden kosteten 1835—1844 die Kartoffeln ca. 28 Proc. des Roggens nad 16,3 Proc. des Weizens, in Belgien 1831—1835 20,4 Proc. des Weizens und 31 Proc. des Roggens, in Ruß (Regierungsbezirk Düsseldorf in Preußen) in 50 Jahren gerade 33,3 Proc., in Grah (Oesterreich) in 20 Jahren sogar 41,8 Proc. des Roggens. Interessant ist hierbei die Zusammenstellung der Preisverhältnisse mit den oben in Zahlen gegebenen Nahrungswerten dieser Völkerscheffe.

Wir haben es ferner oft mit sogenannten Durchschnittspreisen zu thun gehabt. Diese zu ermitteln und zusammenzufassen ist eine höchst mühselige und schwierige Aufgabe. Zuerst wegen der Methode. Es fragt sich, welches z. B. nur für denselben Marktort und für 1 Jahr die beste Methode sei. Wir nehmen ein fingiertes Beispiel zur Hilfe. Es sind z. B. in A. am 1. März 10,000 Scheffel à 3 Thalern, am 4. März 8,000 à 3½, am 7. März 6,000 à 3½, am 11. März 4,000 à 3, am 14. März 2,000 à 2½, am 18. März 500 Scheffel à 2½ Thalern u. s. w. verkauft worden. Man wird hier 10,000 × 3, 8,000 × 3½, 6,000 × 3½ u. s. w. mit einander addiren, und mit der Summe aller Scheffel in die Summe aller Thaler dividiren und den Quotienten als den Durchschnittspreis proclamiren, vorausgesetzt, daß man es mit derselben Qualität zu thun hat. Wenn man nun aber unter derselben Voraussetzung die Durchschnitte für die vier Viertelsjahre ermittelt, den des ersten aus einer Quantität von 10,000 Scheffeln, den des zweiten von 1,000, den des dritten von 500, den des vierten von 300, und nun aus diesen Durchschnitten den Jahresdurchschnitt ableiten wollte, also etwa aus

7) Lehrbuch I, 226, 227. 8) Beiträge, 1840.

2. Quart. v. W. u. A. Erste Section. LXV.

9) Lehrbuch I, 245.

den Preisen 3 Zhr., 2½ Zhr., 2 Zhr., 1½ Zhr., so würde ein anderes Resultat sich ergeben, und zwar ein solches, auf welches die Preise der drei letzten Vierteljahre decimal soviel Einfluß hätten, als der Preis des ersten Vierteljahres, welches doch durch 10,000 Scheffel repräsentirt wäre, während die drei letzten Vierteljahre zusammen nur 1,800 Scheffel aufzuweisen hätten. Bei der ersten Methode, ohne Composition aus 3, 2½, 2 und 1½ Zhaler, würde man nahezu 3 Zhr. erhalten, aus der Composition von 3, 2½, 2 und 1 Zhr. nur 2½ Zhr. Auf jeden Fall muß man der letzteren Methode den Vorzug geben. Hat man aber nicht von allen in einem Jahre verkauften Scheffeln den Preis zur Disposition, sondern, wie es meist geschieht, nur von den Hauptmarkorten, etwa von den Reichstädten, so wird das Resultat auch hier unsicher. Ferner ist auf die verschiedenen Arten von Verkäufen zu achten; der eine Kauf geschieht an den Großhändler, der zweite von diesem an den Händler, der dritte von diesem an den unmittelbaren Consumenten, der vierte von dem Produzenten an den Händler in effectiv und sofort übernommener Waare, der fünfte auf Lieferung u. s. w. Welcher Kauf soll nun in Rechnung gesetzt werden? Bringt man hier alle ohne Unterschied in Rechnung, so hat man es offenbar nicht mit gleichen Verhältnissen zu thun. Dazu gesellt sich nun noch die Verschiedenheit der Waare. Es wird gleichzeitig ein Quantum von 10,000 Scheffeln à 3 Zhalern, ein anderes von 1,000 Scheffeln à 2 Zhalern verkauft. Setzt man nun an: $10,000 \times 3$ ist = 30,000 Zhalern, $1,000 \times 2$ ist = 2,000 Zhr., macht zusammen 32,000 Zhaler, diese durch 11,000 dividirt, gibt 2½ Zhaler, so kommt man auf dasselbe Resultat, wenn die 1,000 Scheffel dieselbe Qualität wie die 10,000 Scheffel haben, aber zu 2 Zhalern verkauft werden, was offenbar auf ungleiche Verhältnisse führt. Indessen kommt man über diese Inconvenienzen mit keiner Rectification hinweg; man muß die Zahlen als homogene hinhinnehmen. Die Methode aus dem höchsten und dem niedrigsten Preise eines Scheffels den Durchschnitt zu nehmen, ist ganz verwerflich, da jener oft weit höher über dem wahren Durchschnitt steht als dieser unter ihm, der höchste Preis einmal, der niedrigste vielleicht zehnmal vorgekommen ist u. s. w. Ferner hat man in der neuesten Zeit, z. B. für Fruchtinkaufslösungen, bei der Durchschnittsberechnung oft die theuersten und wohlfeilsten Jahre ausgelassen. Für jenen praktischen Zweck mag die Auslassung gerechtfertigt sein, für eine volle Durchschnittsberechnung zur Constataion der Mittelpreise ist sie es nicht. Denn läßt man z. B. für den zwanzigjährigen Durchschnitt die zwei theuersten und die zwei wohlfeilsten Jahre aus, so kann man ja auch je drei Jahre auslassen, und die Exemptionen haben keine Grenzen. Nach unserer Kenntnißnahme von den Methoden, welche bei den von uns benutzten Durchschnitten in Anwendung gekommen sind, haben wir selten solche Auslassungen Platz gegriffen, außer wo sie ausdrücklich erwähnt sind, sodaß wir es in diesem Punkte mit gleichartigen Größen zu thun haben. Aber in Bezug auf

andere Punkte in den Methoden haben wir diese Garantie nicht. Wie weit eine zukünftige Einigung in diesem bisher so misslichen Punkte auf dem neulich zu Brüssel stattgehabten statistischen Congresse zu Stande gekommen ist, wissen wir nicht. Daß man verschiedene Methoden angewendet hat, ergibt sich wol unzweifelhaft aus mehreren differenten Zahlen über dasselbe Object, wie dies in vielen der von uns angeführten Zahlen vorliegt. — Aber auch die Zatsachen stellen den Durchschnittsberechnungen manches Hinderniß in den Weg, z. B. der Mangel in der Kenntniß aller in einem Lande während eines Jahres effectuirtten Käufe, welche man streng genommen wissen müßte, wie dies bereits angedeutet ist, abgesehen von Simulationen und Dissimulationen, da Viele ein Interesse haben oder zu haben glauben, den wahren Preis nicht der Wahrheit gemäß anzugeben. Eine andere factische Schwierigkeit liegt in der Verschiedenheit des Maßes, des Gewichts und des Geldes der verschiedenen Länder und Zeiten. Es läßt sich zwar durch Reduction ausheilen; allein manche Maße und Münzen lassen sich nicht mehr mit unzweifelhafter Sicherheit bestimmen. Wir reden nicht vom Reichthum der alten Griechen oder demiß der alten Römer; selbst in Bezug auf den engl. Quarter z. B. hat man für die drei letzten Jahrhunderte nicht absolute Sicherheit; denn die Engländer hätten früher verschiedene Quarter, z. B. in London Land- und Wassermaß. Noch mehr als die Maße und Gewichte sind die Münzen, resp. deren Feingehalte, dem Wechsel unterworfen gewesen, und es erfordert sehr eingehende Studien, um den Werth derselben in den betreffenden Zeiten sicher zu ermitteln und mit anderen, namentlich den gegenwärtigen Münzwerten, zu vergleichen. Da man annimmt, daß Silber in seinem Werthe weniger als Gold während der verschiedenen Jahrhunderte geschwankt habe, so dient schon seit längerer Zeit seines Silber allgemein als Vergleichsmaßstab.

Schließlich erhält man sehr verschiedene Durchschnittspreise, je nachdem man längere oder kürzere Zeiträume mit einander vergleicht. Gerist man etwa aus dem 16. und 18. Jahrh. je ein gleichliegendes Jahrzehnt heraus, so erhält man je nach dem Geirte auf- und absteigende Preise, welche oft ungeheuer differiren; denn eine Zahl von zehn Jahren kann zufällig entweder überwiegend gute oder überwiegend schlechte Ernten umfassen. Es kommt darauf an, innerhalb welches Zeitraumes die Preise überprüflich verglichen werden sollen; soll es innerhalb eines Jahrzehntes geschehen, so geht man von Jahr zu Jahr, am liebsten von Cente zu Cente, obwohl bis jetzt die meisten Statistiker diese Methode nicht befolgt haben, und hat sich, wenn man kann, zuvor darüber Gewißheit zu verschaffen, ob alle gegebenen Zahlen von Januar bis Januar oder ob etwa einige von Juli zu Juli laufen. Für einen Zeitraum von mehreren Jahrhunderten vergleicht man am besten die Durchschnitte der halben Jahrhunderte. Je größer man aber den Zeitraum greift, desto geringere Preisdifferenzen wird man erhalten. Wenn wir zu den Zatsachen über, durch welche die Preise bedingt werden, so steht oben die Ernte

mit ihrem Ergebnisse, als einer Thatfache, welche von natürlichen Bedingungen, z. B. dem Wetter, nicht vom menschlichen Willen abhängig ist. Die Frucht läßt sich nicht, wie etwa die Ausbeute eines Bergwerkes, beliebig vervielfältigen, und übersteigt ein gewisses Maximum nicht, während das Minimum in einzelnen Ländern bis auf Null herabsinken kann¹⁹⁾. Auch vermag der Mensch die Ernte nicht zu beschleunigen, und in Europa lehrt sie jährlich nur einmal zurück, während man z. B. in den Tropen von gewissen Brodfrüchten zwei Ernten machen kann. Darum bestehen z. B. Getreideerzeugungen länger als Theurungen anderer Waaren, deren Consum man ausserdem mehr nach Belieben einzuschränken vermag. Aber die Preise stehen mit den geernteten Massen nicht in einfachem geometrischem Verhältnisse, so daß z. B. wenn ein geschlossenes Land im Jahre x 100 Mill. Scheffel, im Jahre y nur 50 Mill. erntet, der Preis von x zu dem Preise von y sich nicht wie 1 zu 2 verhält, sondern mindestens wie 1 zu 3, vielleicht wie 1 : 8. Wir haben schon oben einige Versuche kennen gelernt, dieses Verhältniß aus der Geschichte zu ermitteln, z. B. von G. King und von Kooske. Nach Letzterem sind die englischen Preise oft um 100 bis 200 Proc. in die Höhe gegangen, wenn das Erntedeficit nur $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{4}$ betrug, wobei man noch Zufuhren von Aussen hatte. Doch gilt keineswegs von allen Früchten und Ländern, nicht einmal von allen Zeiten eines Landes dieses Gesetz. So hat sich z. B. in Irland, seitdem man hier Kartoffeln baut, der Preis des Weizens nicht in diesem Verhältnisse gesteigert, da man den Weizen bei einer gewissen Preishöhe gar nicht kauft, sondern fortgehen läßt. Auch hat man, worauf z. B. Schulze hinweist, darauf zu achten, daß, wenn Jemand einmal weniger producirt, doch die Erzeugungskosten auch für das geringere Quantum nahezu dieselben bleiben. Es können dem Landmanne 100 Scheffel zu erzeugen eben soviel kosten, als 130; ausserdem muß er für seinen Bedarf gleichviel verwenden, und kann bei einer Erzeugung von 100 Scheffeln um so weniger verkaufen. Des Wenige muß er natürlich, um zu bestehen, theurer verkaufen. Verkauft er 600 Scheffel à $1\frac{1}{2}$ Thlr., um 1000 Thlr. zu erwerben, so muß er 300 Scheffel à $3\frac{1}{2}$ Thlr. verkaufen, um eine gleiche Einnahme zu machen, obgleich er z. B. mehr als die Hälfte des Vorjahres geerntet hat. Eine Verminderung der Ernte um 25 Proc. verlangt demnach ein Steigen des Kornpreises in dem Verhältnisse von 1 : 2, wenn der Landwirth bestehen soll. Würde der Preis nur um 25 Percent steigen, also von 1 Thlr. 20 Sgr. auf 2 Thlr. 2½ Sgr., so würde der Preis zwar höher, aber doch wohlfeil werden, weil der Landwirth an jedem Scheffel 1 Thlr. 7½ Sgr. verlieren würde. Aus gleichen Gründen kann der Preis nach einer reichen Ernte in einem geringeren Verhältnisse fallen, als die Ernte sich vermehrt hat, ohne daß der Landwirth klagen darf. Daut jener

Landwirth um 25 Proc. mehr, als bei einer Mädelernnte, also 1500 Scheffel, so kann er bei einem Preise von 1 Thlr. $3\frac{1}{2}$ Sgr. bestehen, indem er 900 statt 600 verkaufen kann.“ Wir fügen hinzu, daß diese Berechnung nur für dieselbe Zeit gilt; denn mit der Zeit steigen die Bedürfnisse des Landwirthes, sowie Einfuhren, Kriege u. s. w. das Verhältniß ändern können.

Einen wesentlichen Einfluß auf die Preise der Körner übt das Ergebnis der Kartoffelernte in den Ländern, wo diese Frucht einen Hauptbestandtheil der Nahrung für Menschen und Vieh bildet, und bei allen Fragen der europäischen Getreidepreise seit etwa 1771 ist die Kartoffel als einer der stärksten Factoren in die Rechnung zu setzen. Ohne Kartoffeln würden die Getreidepreise bei derselben Vermehrung der Population so ins Ungeheure gestiegen sein, daß gar nicht abzusehen wäre, wie sie von der Masse der Producenten hätten erschungen werden können. Indessen darf man mit Sicherheit behaupten, daß eben ohne die Kartoffeln eine so starke Vermehrung der Bevölkerung auf keinen Fall eingetreten wäre.

Ein wichtiger Factor der Preise sind ferner die Produktionskosten, von denen andererseits schon die Rede gewesen ist. Den neuesten Fortschritt in der allgemeinen Theorie derselben hat wol Mill in seinen Principles (1849) gemacht. Der Producent will vor allen Dingen seine Auslagen decken, d. h. die Vergütung des Anlagecapitals, beispielsweise zu 4 Proc., namentlich wenn er es erbirgt hat, ferner die Kosten für Gebäude, die Löhne, die Versicherungen, seinen und seiner Familie notwendigen Unterhalt u. s. w.; ausserdem aber sucht er einen Unternehmervogann (Capitalgewinn u. s. w.) zu erzielen, um Vorrathartikel zu bestreiten, Schulden abzutragen, Land anzukaufen, Meliorationen auszuführen u. s. w. Die Auslagen sind ziemlich genau zu bestimmende Zahlen, während dies bei dem Unternehmervogann nicht der Fall ist; allein die Concurrenz zieht auch hier Grenzen, nachdem sie andrerseits durch die Zurückhaltung der Auslagen gezogen sind. Andere bedienen sich anderer technischer Ausdrücke. — Die tiefen Preise von 1824 und 1825 in Luxemburg erklärt Schulze (Kornhandel) zum Theil aus dem verminderten Erzeugungsstufen, resp. aus dem geringeren Capitalgins. Er sagt unter Anderem: „Bis zum Jahre 1818 war der Durchschnittspreis à Scheffel (preuß.) Roggen 2 Thlr. 3 Sgr. gewesen, ein Preis, welcher den Erzeugungsgebühren entsprach. Da nun später diese Erzeugungsgebühren in dem Verhältnisse von 3 zu 2 sich verminderten, so war der Preis von 1 Thlr. 12 Sgr., welcher 1820—1823 noch da und da stattfand, ein angemessener; als er aber 1824 auf 21 Sgr. und 1825 sogar bis auf 15 Sgr. 10 Pf. herabsank, trat eine für die Landwirthe außerordentlich drückende Wohlfeilheit ein, wobei viele tausend Familien verarmten.“ Dazu sei die Meinung gekommen, man habe viel mehr erzeugt, als man brauche; aber die geringere Ernte von 1827 habe diese Meinung durch ihre Preise wider umgewandelt; die Landwirthe hätten an Capitalien zum Aufspeichern Mangel gehabt, die Regierungen das Weid zum Theil

¹⁹⁾ Aber für ganz Europa müß man behaupten dürfen, daß die gesammte Production der Brodfrüchte in keinem Jahre unter $\frac{1}{2}$, höchst selten unter $\frac{1}{4}$ des Durchschnittes gefallen sei.

für die Lotterien an sich gezogen u. f. w. — Mit der Zeit steigern sich natürlich die Zahlen der Produktionskosten; sie steigen sich aber auch durch hohe Preise. Denn durch diese veranlaßt, sucht der Landwirth noch mehr Getreide zu verkaufen, und muß natürlich für dessen Production mehr Capitalien aufwenden. Diese Meliorationen sind in neuerer Zeit, namentlich in Teutschland seit 1849, durch Drainirungen, Guano, Dreschmaschinen u. f. w., ungemein gesteigert, und hieraus hat man sich einen Theil der höheren Preise zu erklären.

Dagegen haben im Laufe der Zeit die Transportmittel entschieden preisermäßigend gewirkt, und nicht bloß dies, sondern noch mehr, vor Mangel schützend, denn sie sind wesentlich verbessert worden, namentlich durch die Dampfschiffe und Eisenbahnen. Denselben Einfluß hat der sich ausdehnende Privatandel mit seiner immer weiter greifenden Arbeitsstellung.

Die Wirkungen der hohen, resp. niedrigen Preise auf den allgemeinen Volkswohlstand, die Zahl der Trauungen und der Geburten, die Gesundheit, die Todesfälle, die Sittlichkeit, die innere Ruhe des Landes sind schon oft Gegenstand der ungewissenhaften Beobachtung gewesen, und auch wir haben schon mehrfach gelegentlich darauf hingedeutet, sodaß uns für diese Stelle nur eine zusammenfassende Uebersicht und eine Nachlese von Beispielen bleibt. Wohlfeilheit, d. h. relativ niedrige Zahlen sind an sich durchaus keine Zeichen, resp. Bedingungen des Wohlstandes. Von 1819 bis 1826 hatte man z. B. in Teutschland sehr niedrige Preise; aber es lag damals nicht bloß der Wohlstand der Landwirth, sondern auch der Industriellen sehr darnieder. Der Landwirth hatte keine Mittel, um Meliorationen auszuführen und den Industriellen in Rahrung zu setzen; es fehlte an Geldüberfluß zu neuen Unternehmungen, an schneller Geldcirculation; höchstens daß die vermehrten Brennereien gute Geschäfte machten, aber sicherlich nicht zur Hebung des allgemeinen Wohlstandes und der Sittlichkeit. Sind dagegen die Preise für die Consumenten zu theuer, so treten Entlassungen von Arbeitern, Bankrotte u. f. w. ein, weil das Geld in Masse aus anderen Geschäften herausgezogen werden muß, um Getreide zu kaufen, namentlich im Auslande. Dagegen ist nicht zu leugnen, daß sich die eigentlichen Consumenten, falls sie eben ein Geldstück zu verkaufen haben, bei diesen Preisen sehr gut stehen, wie man dies z. B. in der Zeit von 1846 bis 1856 in Teutschland zur Genüge hat beobachten können. Dies ist um so mehr der Fall, wenn, wie dies in der genannten Zeit stattgefunden hat, die Partei der Grundbesitzer mit ihren politischen Antipathien gegen die großen Städte und die „Aubritter hinter dem Schornsteine“ das Staatsruder in den Händen hat. Namentlich hat sich der Wohlstand der größeren Bauern in Teutschland von 1846 bis jetzt in der sichtbarsten Weise gehoben, während die kleinen Leute ihr Stückchen Feld oft haben verkaufen müssen. Wenn man nun gewöhnlich anführt, daß in der Zeit der Theuerung die Zahl der Trauungen meist abgenom-

men, in der Zeit der Wohlfeilheit zugenommen habe, so ist dies in Beziehung auf den Stand der großen und größeren Producenten nicht der Fall, indem man für sie das Verhältniß meist umkehren hat. Dagegen ist es der Fall in Bezug auf die Städte, resp. die Länder mit überwiegender, resp. großer städtischer, resp. industrieller Bevölkerung. Nach Roscher¹¹⁾ betrug die jährliche Mittelzahl der Trauungen

	zwischen 1841 u. 1850	dagegen in 1847 allein
In Sachsen	15,505	14,220
• Holland	29,352	19,280
• Belgien	28,968	24,145
• Frankreich	280,330	249,797

Wenigstens ist es bei den Geburten von Kindern, wobei das auf die Theuerung folgende Jahr in Betracht kommt. Es wurden nach Roscher¹²⁾ 1847 im Vergleich mit dem Durchschnitt von 1844 und 1845 weniger geboren

In England	4 pro Mille
• Sachsen	7 „ „
• Böhmen	32 „ „
• d. Rumbardei	59 „ „
• Frankreich	63 „ „
• Preußen	82 „ „
• Belgien	122 „ „
• Holland	159 „ „

Doch hat man hierbei genau zu prüfen, ob nicht auch andere Ursachen, als Krankheit, Krieg u. f. w. mitwirken und diese sind nicht immer sicher zu ermitteln, obgleich im Allgemeinen Wohlfeilheit, aber nicht sowohl des Getreides, als vielmehr der Kartoffeln auf die Bevölkerung erhöhend einwirkt, was freilich nicht allein von den Mehrgeburten, sondern auch von der vermehrten Einwanderung und der verminderten Auswanderung herrühren kann. — Ueber den Einfluß der Theuerung auf die Sterblichkeit hat besonders Irland lehrreiche Beispiele geliefert, z. B. 1846 und 1847¹³⁾; aber auch andere Länder und Zeiten sind vollständige Beweise für dieses Causalverhältniß, und haben wir hierauf bezügliche Zahlen bereits früher mitgetheilt. — Ferner leidet durch Theuerung ungewissheit die Sittlichkeit, indem aus ihr eine vermehrte Zahl von Diebstählen, Unordentlichkeiten¹⁴⁾, Räubereien u. f. w. entsteht, sowie Tumulte und Unruhen sehr oft in Zeiten hoher Preise sich zeigen, z. B. 1709, 1772, 1817, 1847, 1853 bis 1856. Man kann auch bei der französischen Revolution und bei den politischen Unruhen von 1848 eine Mitschuld der Theuerung aufrechnen.

Die Getreidepreise haben in ihrem Wechsel fast

11) System I, 439. 12) Ebendas. 13) Bergl. z. B. Osborne, Gleanings of the West of Ireland, 1850. 14) Bekanntlich hat die Zahl der Unordentlichkeiten in Teutschland nach 1848 auf increasinge Weise sich vermehrt; allein der Grund ist auch in dem Einflusse der Polizei zu suchen, welche in dieser Zeit viel versprochen und wenig gehalten hat.

stets einen großen Einfluß auf die übrigen Baarenpreise geübt. Das Brod steht als Leibliches Lebensmittel unbedingt in erster Linie; man kann seiner nicht entbehren, man muß es haben, resp. kaufen, und kann seinen Verzehr nicht willkürlich vermindern. Entsteht daher die Befürchtung des Mangels, so drängt man sich zu seinem Kauf um jeden Preis, und das Geld wird natürlich anderen Waaren entzogen. Da aber diese auch verkauft sein wollen, so bietet man sie zu niedrigeren Preisen aus; aber sie schwanken begrifflicherweise nicht so stark im Preise, da man sie länger aufbewahren und meist willkürlich vermehren kann. Dies trifft besonders die Fabrik- und Colonialwaaren, weniger die gewöhnlichen Handwerkerwaaren, als Schuhe, Kleidungsstücke u. s. w. Unter Umständen sinken Getreide- und Baarenpreise gleichzeitig, selten jene tiefer als diese, wie in den 1820er Jahren des 19. Jahrh. in Teutschland.

Die Arbeitspreise, d. h. die Löhne und Gehalte, hängen mit den Getreidepreisen eng zusammen, wenn sich auch begrifflicherweise bei steigenden Getreidepreisen jene nicht immer sofort mit heben; denn ein einmal allgemein hinaufgesetzter Lohnsatz läßt sich bei fallenden Getreidepreisen durchaus nicht wieder so leicht herabsetzen. Im Ganzen aber wird man behaupten dürfen, daß die Löhne sich im Allgemeinen mit den Getreidepreisen ins Niveau gesetzt haben, sei es auch immer erst nachträglich. Wenn der Lohn eines Maurers bei der Erbauung des Straßburger Münsters ca. 2/3 Sgr. nach jetzigem Gelde war — wegen des großen Bedarfs wol um 1/3 Sgr. höher als damals üblich —, und gegenwärtig ein Maurer (in Teutschland) ca. 15 Sgr. verdient, so find die Brodpreise sicher nicht stärker als in diesem Verhältnisse (1 : 6) gestiegen. Doch erhöht sich eben der Lohn nur allmählig, er wartet gleichsam einen fest gewordenen Getreidepreis ab, wozugen plötzlich eintretende Preiserhöhungen des Getreides die Löhne eher herabzudrücken geneigt sind, weil die Industriellen weniger Waaren und diese billiger absetzen, folglich oft Arbeiter entlassen, wo nicht, diese geringer lohnen müssen. Man hat in neuester Zeit oft vorgeschlagen, den Arbeitslohn je nach den jetzmaligen Getreidepreisen zu normiren. In früheren Zeiten aßen und wohneten alle Gesellen beim Meister, sowie die Arbeiter bei den Landwirthen ihren Lohn meist in natura erhielten, obgleich die Gesellen schon seit ca. 150 Jahren auf die Umwandlung in Geld gedrungen haben, und die Feldarbeiter gern hätten mögen durch dasselbe Äquivalent abgelohnt sein, während die letzteren jetzt den letzten Rest der Naturalalöhne, z. B. beim Dreschen, festhalten suchen. Dieser Proceß ist indessen nicht aufzuhalten; der Unternehmer muß seine Löhne berechnen können, und dies kann er bei den schwankenden Getreidepreisen nicht; dem Fabrikherrn würde z. B. eine Lohnverabreichung von ca. 1/2 Scheffel an jeden Arbeiter 1847 gradezu unmöglich gewesen sein, während z. B. 1825 1/2 Scheffel (preuß.), also etwa 1/4 Eble. für den Arbeiter nicht hingereicht haben würde. Der Versuch, alle Arbeiter in natura zu loh-

nen, würde doch nur so zu verstehen sein, daß man dem Arbeiter das Äquivalent eines gewissen Getreides oder Brodquantums gäbe; aber nach welchen Preisen soll man sich dabei richten? Der Lohn würde heute vielleicht halb so hoch sein als vor vier Wochen — ein Umstand, welcher eine blühende und großartige Industrie gar nicht aufkommen ließe. Einen englischen Vorschlag, die Beamtengehälter nach den Getreidepreisen zu normiren, haben wir schon erwähnt; andere ähnliche Vorschläge sind bei Nau¹⁵⁾ angeführt. Die Aeußerungszulagen, welche z. B. 1853 fg. in den verschiedenen Ländern den Beamten gemacht wurden, sind übrigens Schritte zur Ausgleichung des Lohnes mit den Getreidepreisen, namentlich für die Beamten, welche etwa ein Halb und mehr ihres Gehaltes für die Lebensmittel ausgeben müssen, Zulagen, welche sich oft in dauernde Erhöhungen verwandeln. Auch dürfen wir hier an den Vorschlag des Philosophen Fichte¹⁶⁾ erinnern, das Getreide als Grundmaß aller Preise anzuwenden. Bis zu einem gewissen Grade ergwinnt sich das Brod diese Gerechtigkeit von selbst; allein es schwankt doch in seinem Preise für einzelne Jahre ausserstark, als daß es sich besser wie das Silber oder Gold dazu eignen sollte. In eine Erörterung über das Verhältniß des Getreidepreises zum Getreidewerthe, welches als abstrakte Frage kaum in eine historische Arbeit, wie die vorliegende, gehört, und besser in die Geschichte der Doctrin gehört, treten wir hier nicht ein.

Die Einwirkung der Preise der Volkshäusmittel auf das Geld, den Geldmarkt, die Geldpreise u. s. r. ist einer der anziehendsten Punkte in der geschichtlichen Nationalökonomie. Auch das Geld, resp. das Gold- und Silbergeld, ist eine Waare, und wenn man Getreide mit Gold oder Silber, resp. mit dessen Vertreter, dem Papiergelde, als einer Anweisung auf jene, einkauft, so tauscht man eben nur Waare gegen Waare. Ist im J. 800 ein Quantum von 10 Mill. Thalern Geld vorhanden, im J. 1800 aber auf demselben Terrain und bei gleicher Getreidequantität ein Quantum von 20 Mill. Thalern, so wird man in 1800 offenkbar mehr Geld — wenn auch nicht doppelt soviel — für dasselbe Stück Brod hingeben. Im J. 1821 fg. stiegen die Getreidepreise; zugleich aber verminderte sich das Papiergeld, besonders in England. Dasselbe gilt auch von der beschleunigten Circulation des Geldes; denn ein Thaler, welcher in einem Jahre 100 Mal die Hand wechselt, kauft mehr, als wenn er nur 50 Mal die Hand wechselt; diese erhöhte Circulation ist der Vermehrung der Geldmasse analog. Nun ist aber bewiesen, daß die Masse des circulirenden Gold- und Silbergeldes, sofern es innerhalb eines bestimmten Handelsgebietes cursirt oder cursiren kann — und dieses Gebiet ist schon längst fast mit der ganzen Erdoberfläche identisch — mindestens von 1492 bis jetzt ungeheuer, weit mehr als die Bevölkerung, zugenommen hat¹⁷⁾; es hat fast in

15) Lehrsatz I, 228, 229. 16) Der geschloßene Handelsstaat. 17) Die verweisen hier auf unseren Artikel Geld in dieser Encyclopädie.

demselben Maße die Menge des Papiergeldes, der Banknoten, der Wechsel und andern Creditpapiere zugenommen; dagegen hat sich die Quantität des Getreides durchaus nicht in demselben Grade gesteigert. Es muß folglich angenommen werden, daß auch aus diesem Grunde das Getreide theurer geworden ist. Nach Say¹⁸⁾ kauft man einen Hectoliter Weizen zu Demosthenes' Zeiten mit 303, zu Cäsar's mit 270, zu Karl's des Großen mit 245, zu Karl's VII. (von Frankreich) mit 219, um 1514 mit 333, um 1536 mit 731, um 1610 mit 1130, um 1640 mit 1280, um 1789 mit 1342, um 1820 mit 1610 Gran feinen Silbers, also von Demosthenes bis jetzt eine Steigerung von 1 auf 5. Andere, wie Garnier, M. Chevalier u. s. w.¹⁹⁾, haben zum Theil andere Zahlen, aber das Schlussergebnis ist fast dasselbe. — Ist nun das Geld das allgemeine Zahlungsmittel, und muß ein Land in einem Jahre viel bareres Geld in das Ausland schicken, wo man dessen Papiergeld und andere Creditbills nur zum kleinen Theile in Zahlung nimmt, so entstehen durch diesen Abfluß, der er sich wieder in den Zustuß verwandelt, Knappheit des Geldes, erhöhter Zinsfuß (Discount), Bankrotte, ungünstiger Wechselkurs u. s. w. Den großen europäischen Geldcrisisen 1818—1819, 1825—1826, 1836—1837, 1838—1839; 1845—1847, 1854—1856 fallen die meisten, wie man sieht, mit den theueren Jahren oder den sofort darauf folgenden zusammen, und daß auch wohlieselbe Jahre dazu führen können, haben wir oben gesehen. (J. Hasemann.)

XI. Getreidetheuerung, Getreidepolitik.

A. Welche Ursachen liegen der Theuerung des Getreides zum Grunde? Gibt es einen Kornwucher?

Die Ursachen, welche der Theuerung des Getreides zum Grunde liegen, sind Mangel an Getreide, Furcht vor einer Mitternachts-Getreide, Mißrathen der Kartoffeln, Krieg, indem letzterer bewirkt, daß große Vorräthe an Getreide für die Armeen und Flotten aufgekauft werden und daß wol auch große getreiderreiche Länder die Ausfuhr des Getreides verbieten. Dem Mangel an Getreide folgt Mißrathen desselben in Folge ungünstiger Witterung: anhaltende Kälte, anhaltende Dürre, Ueberschwemmungen, Pflanzenkrankheiten zum Grunde. Hier ist noch ein sehr wichtiger Umstand hervorzuheben und auf denselben um so mehr Gewicht zu legen, als man denselben gewöhnlich ganz überseht. Für die Preise an einzelnen Märkten sind nämlich vorzugsweise die Preise auf wichtigen andern Märkten maßgebend, für die deutschen Getreidemärkte insbesondere die englischen. Demgemäß steigen oder fallen die Getreidepreise auf den inländischen Märkten in fast eben demselben Verhältnisse, wie die auf den tonangebenden ausländischen Märkten steigen und fallen. Ebenso verhält es sich in Bezug auf die Entsergebnisse. Nicht

das Ergebnis der Ernte in dem betreffenden Lande ist für die Höhe der Getreidepreise lediglich maßgebend (obwohl dieser Umstand natürlich seinen Einfluß auch äußern muß), sondern dieselben richten sich vorzugsweise nach den Entsergebnissen derjenigen Länder, welche entweder viel fremdes Getreide brauchen oder viel Getreide auszuführen pflegen, wie z. B. England, Rußland, die Donaufürstenthümer, Nordamerika; daher kann es sich ereignen, daß in Ländern, wo die Ernte eine gute war, das Getreide doch theurer ist, weil die Ernte in andern Ländern eine weniger gute war und diese deshalb eine vermehrte Zufuhr von jenen bedingte. Wir haben dieses in den letzterverflossenen Jahren oft erlebt, ja, dieser Umstand war in den letzterverflossenen Jahren eine der Hauptursachen der zunehmenden Getreidetheuerung, denn trotzdem man in Deutschland keine schlechten Ernten gemacht hatte, errichteten doch die Getreidepreise dieselbe eine ansehnliche Höhe, weil die Entsergebnisse der übrigen europäischen Länder minder günstig waren. Manche halten auch die Vermehrung des Geldes durch die großen Massen von Geld, welche seit einigen Jahren aus Californien und Australien nach Europa gekommen sind, und noch mehr die ungeheure Vermehrung des Papiergeldes in neuester Zeit, als eine Ursache der Preissteigerung des Getreides. Diese Ansicht beruht jedoch nur zu einem kleinen Theile auf Wahrheit. Allerdings ist das Geld eine Waare, das, wie jede andere Waare, im Preise fällt oder steigt, je nachdem Ueberschuß oder Mangel an demselben ist; allerdings ist der Preis des Geldes in Folge seiner starken Vermehrung im Laufe der Zeit bedeutend gesunken, wie dieses die Geschichte zur Genüge lehrt; aber dieses Sinken des Geldpreises erfolgt nicht plötzlich, sondern nur nach und nach, und es hat nicht bloß Einfluß auf die Getreidepreise, sondern auch auf die Preise aller andern Waaren und auf den Preis der Arbeit. Wäre es nun in der That gegründet, daß das Geld in der neuesten Zeit bedeutend im Preise gesunken, so müßten nicht nur das Getreide, sondern überhaupt alle Waaren und auch die Arbeit in eben demselben Verhältnisse wie das Getreide im Preise gesunken sein. Da dem aber nicht so ist, da vielmehr die Preissteigerung der nicht verzehrbaren Waaren eine Folge theils des größeren Begehres derselben, theils der hohen Lebensmittelpreise und die Arbeit gegen frühere Jahre nicht oder doch nur wenig im Preise gesunken ist, so kann auch die so bedeutende Preissteigerung des Getreides in den letzten Jahren nicht eine Folge des gesunkenen Preises des Geldes sein. Damit soll aber nicht gesagt werden, daß der Preis des Geldes nicht gesunken sei, vielmehr ist zuzugeben, daß das Geld, insbesondere in Folge der ungeheuren Vermehrung des Papiergeldes in neuester Zeit, den Preis nicht mehr behauptet, den er noch vor einigen Jahren hatte; es soll nur der Meinung entgegengetreten werden, daß das Sinken des Geldpreises einen plötzlichen, sehr großen und dauernden Einfluß auf das Steigen der Lebensmittelpreise gehabt habe und fernher haben werde. Die Richtigkeit dieser Ansicht wird jedenfalls die Zukunft lehren; denn es ist

18) Traité II, 3. 19) Schon D. Hume und Montesquieu behaupteten, daß die Getreidepreise mit der sich mehrenden Geldmenge steigen.

voraus zu sehen, daß, wenn wir einige Jahre hinter einander reiche Getreideernten haben werden, der Preis des Getreides und mit ihm der Preis aller anderen Lebensmittel, überhaupt aller Waaren, die in neuester Zeit bedeutend in die Höhe gegangen sind, wieder ansehnlich herabgehen wird. Daraus folgt aber eben, daß der Preis des Getreides bedingt wird vom Mangel oder Ueberflusse, von Nachfrage oder Angebot. Gibt es Getreide in Ueberflusse, wird also dasselbe stark ausgetrieben, so wird und muß auch sein Preis sinken; mangelt es dagegen an Getreide, ist dasselbe folglich sehr gesucht, so wird und muß dasselbe im Preise steigen.

Durch diese Darlegung des Sachbegriffes ist zugleich die Frage beantwortet: ob es einen Kornwucherer gibt? Diese Frage muß entschieden verneint werden, obgleich das Buchergespenst noch in vielen Köpfen, und zwar nicht bloß des gemeinen Mannes, sondern selbst vieler Gebildeten im Volke und sogar vieler Gemeinde- und Staatsbeamten spukt, ein Beweis davon, daß die Volkswirtschaftslehre Vielen noch ein wildfremder Gegenstand ist. Wenn eine mehrjährige schlechte Schafschur stattfand und der Preis der Schafwolle dadurch stieg, so würde sich gewiß Niemand darüber wundern, und am wenigsten von Schafwollwucherer und von künstlicher Theuerung der Wolle sprechen. Ebenso verhält es sich mit allen anderen Waarengattungen, so verhält es sich auch mit dem Getreide. Wenn mehr Mittel- und geringe Ernten ohne Vorläufe haben aufkommen lassen, wenn sich dazu noch schlechte Kartoffelernten gesellen, wenn in Folge dessen der Vorrath dem Bedorfe nicht entspricht, oder wenn die meisten deutschen Länder geringe Ernten gemacht haben und einen Theil ihres Getreidebedarfes aus Ausland beziehen, wenn um der einen oder andern Ursache halber hohe Getreidepreise entstehen, so kann es nur Nothwehr oder Verblendung sein, über Getreidewucherer zu sprechen.

Was ist überhaupt Wucher? Hat man sich diese Frage schon beantwortet? Ist zwischen der Speculation des Fabricanten, des Handwerkers und der Speculation des Landwirthes ein Unterschied? Ist die Speculation des ersten ein Zeichen ihres Fortschrittes in Bildung, und die Speculation des letztern ein Zeichen der Entfesselung? Ist bloß der Fabricant, der Handwerker, der Kaufmann das Recht zu speculiren und die höchste Verwerthung seiner Arbeitskräfte, seiner Waaren zu beanspruchen? Oder kann man den Landwirth, wenn er zu der Zeit, wo die Märkte überfüllt sind, sein Getreide zurückhält, um es zu der Zeit zu verwerthen, wo es selten ist, einen Wucherer nennen? Erhält er wirklich einmal einen etwas höheren Preis, so ist dieser höhere Preis nur eine billige Entschädigung für größeres Risiko, Zinsverloer u. dgl. Aber auch angenommen, daß der Landwirth gäbe, welche bedeutenden Getreidemengen eigener Erzeugung für etwaige Jahre des Misserthens aufbewahrten, so würde es gewiß eben so unrichtig sein, diese mit dem Namen Wucherer zu belegen; denn würden gegen ihre Erwartung gesammter Jahre eintreten, so würden sie nur Verluste erleiden, ohne daß sie deshalb Jemand be-

missen würde; können aber wirklich Jahre des Misserthens, so würden sie Wohlthäter der Vorkröcher sein; denn sie würden durch ihr Verfahren vor Mangel schützen, weil sie in besseren Jahren ihre Hand nicht zu übermäßigem Verbrauch der überflüssigen Nahrungsmittel oder wol gar zur Verschleuderung derselben boten. Oder umgekehrt, man beziehe bloß die Getreidehändler als Wucherer, ist dieß nicht noch ungerechter? Ist Getreide nicht eben so gut ein Handelsartikel wie Baumwolle, Seide, Kaffee, Zucker? Und wer gewinnt oder verliert durch die Speculation der Getreidehändler? Der Gewinn liegt doch offenbar auf Seiten der Consumenten; die Preise mögen steigen oder fallen, so müssen es die Consumenten mit Dank anerkennen, daß Capitalisten Capitale im Getreidehandel anlegen, indem ja dadurch der Mangel vorgebeugt wird! Wenn man die Behauptung aufstellt, daß die Getreidehändler durch Bereinigung im Stande wären, die Getreidepreise allgemein in die Höhe zu treiben und dieselben längere Zeit auf einem hohen Standpunkte zu erhalten, so ist diese Behauptung ohne Sinn, denn um nur einigermaßen auf die Getreidepreise einwirken zu können, dürfte kaum das Vermögen eines Rothschild hinlänglich sein. Die Behauptung der Getreidehändler ist aber so gestelt, daß sie keine bedeutenden Getreidevorräthe aufstücken können. — Daß hier und da bei Mangel an Getreide manche Getreidehändler den Preis des Getreides auf eine unangemessene Höhe hinaufzuschrauben sich bestreben, wie unter Anderem im Jahre 1856 in Berlin, soll und kann allerdings nicht geleugnet werden, aber eine solche künstliche Preissteigerung kann immer nur örtlich und nicht von Dauer sein, indem sich der Handel schnell an solche Orte wendet, wo der Preis des Getreides höher ist als anderswo und eben dadurch der künstlich gesteigerte Preis alsbald wieder auf einen angemessenen Preis herabgebracht wird. Solche einzelne Vorkommnisse berechtigen aber durchaus nicht zu der Annahme, daß jeder hohe Getreidepreis auf Wucher beruhe. Wäre es den Landwirthen und Getreidehändlern möglich, den Preis des Getreides zu bestimmen, so würden sie denselben gewiß immer auf einer Höhe erhalten, bei der sie viel verdienen würden. Daß ihnen dieses aber nicht möglich ist, geht zur Genüge aus der Thatsache hervor, daß reiche Getreideernten stets billige Getreidepreise im Gefolge haben, nicht selten so billige Preise, daß durch dieselben kaum die Erzeugungskosten des Getreides gedeckt werden und der Landwirth in eine sehr schlimme Lage versetzt ist.

Das Buchergespenst ist um so gefährlicher, als es das Volk zu irrigen Ansichten verführt und als dadurch leicht bedauerliche Ausstritte herbeigeführt werden können, wie dieses die Jahre 1805, 1806, 1846 und 1847 zur Genüge lehren.

Daß hohe Getreidepreise auf ganz natürlichen Ursachen beruhen, daß es einen Kornwucherer von der Art, daß derselbe die Getreidepreise beliebig in die Höhe schrauben und überall eine lange Zeit auf dieser Höhe erhalten könne, nicht gibt, darüber sind auch alle

volkswirtschaftlichen Schriftsteller und aufgeklärten Körperschaften einverstanden.

So sagt Reuning¹⁾: „Es gehört bei Getreidebeurteilung gewissermaßen zur Mode, über Kornwucher zu schreiben. Fast alle, auch die geachteten politischen deutschen Zeitungen, geben sich dazu her, dies Capitel nach allen Seiten hin auszubeuten, und doch könnte eine solche Meinung nicht entstehen, wenn die Verfasser solcher Artikel die Verhältnisse nur irgend kennen oder kennen lernen wollten. Allein unbefürchtet darum fröhnt man einem Theile der öffentlichen Meinung und ruft dadurch, ohne irgend einen Nutzen zu stiften, die mannichfachen Nachtheile hervor. Mit allen Anstrengungen, um den Kornwucher darzuthun, wird die Theuerung nicht abgewendet, sondern vielmehr hervorgerufen.“

Noch eingehender spricht sich Andre²⁾ über den sogenannten Kornwucher aus, indem er sagt: „Ein Unglück kommt nie allein. Mit jeder schlechten Ernte stellt sich auch regelmäßig ein Heer von Vorurtheilen ein, die, obwohl uralt, doch zu immer neuer Jugendfrische zu stehen scheinen. Die Preise der Lebensmittel brauchen nur einen gewissen Punkt zu erreichen, und alsbald öffnen sich die Schranken des Irrthums und Wahns und überfluthen mit ihrem Schlamme den gesunden Menschenverstand und die Erfahrung der Völker. Was schon tausendmal widerlegt worden ist, macht sich laut auf allen Gassen, in Zeitungen, auf den Bierbänken, in Petitionen, selbst in den Gutachten der Handelskammern. Ueberschrebt sich das Geschrei gegen die Verkäufer von Lebensmitteln, gegen die „Kornwucherer“, gegen die Getreidespeculanten. Von Wucher kann überhaupt nur da die Rede sein, wo es einen Mangel gibt. Bei Getreidehandel herrscht eine vollkommen unbeschränkte Concurrenz, wenigstens innerhalb jedem Bezugsgebiete, und die Zahl der Concurrenten, die Masse der concurrenrenden Angebote ist so ungeheuer groß, daß an eine Monopolisirung des Marktes, sei es durch Ankäufe, sei es durch Verabredungen, nicht zu denken ist. Deutschlands gesammter Kornverbrauch beläuft sich jährlich auf mindestens 120 Mill. Scheffel für die Menschen allein. Welches riesige Capital gehört dazu, um auf einen solchen Artikel einen monopolisirenden Einfluß ausüben zu können, selbst wenn Deutschland gegen alle andern Länder abgeperrt wäre? Hunderte von Millionen Thalern würden erforderlich sein, um eine nennenswerthe Preissteigerung zu erzwingen, und diese Preissteigerung würde keinen andern Erfolg haben, als Massen ausländischen Getreides ins Land zu ziehen und den Wucherer um die Frucht seiner Speculation zu bringen. Man hat aus früheren Zeiten Beispiele, daß große Speculanten versuchten, den Markt wenigstens eines engen Bezugs zu beherrschen und die Kornvorräthe in demselben aufzukaufen. Das Getreide stieg, eine augenblickliche Ueberschneit trat ein, aber nun er-

schiene plötzlich von allen Seiten, durch eben jene Wucherpreise angelockt, so riesige Aufsuher, daß die Speculanten Bankrott machen mußten. Nur Verblendung oder Unwissenheit kann sich an solche Speculationen wagen, und selbst ein Hochschilde würde dabei zu Grunde gehen.“

Schulze³⁾ äußert sich dahin, daß Kornwucher gegenwärtig in Deutschland nicht leicht vorkommen könne. Nur sehr selten und nur auf sehr kurze Zeit könne jetzt bei uns ein Landwirth, Bäcker oder Kornhändler an einem Orte den Preis willkürlich zu einer den Verhältnissen unangemessenen Höhe bringen; denn gegenwärtig seien alle Gegenden unseres Vaterlandes so mit einander durch den Handel verbunden, daß, wenn einmal an einem Orte der Verkauf von Getreide übermäßigen Gewinn gewähre, sogleich von andern Orten Getreide dahin gefahren werde, wenn nicht wirklich Mangel stattfinde.

Scheidemann⁴⁾ bekämpft ebenfalls das herrschende Vorurtheil, daß Getreidebeurteilungen erstirkt seien. Es liege nicht in der Macht des Kornhandels, die Getreidepreise beliebig festzusetzen, vielmehr spiele der Kornhandel bei Bestimmung der Getreidepreise eine sehr untergeordnete Rolle. Die Furcht, daß die Getreidepreise willkürlich in die Höhe geschraubt werden könnten, würde nur dann gegründet sein, wenn sich der Getreidehandel des ganzen inländischen Kornvorraths bemächtigen könnte; dazu wäre aber, in soweit es sich um die deutschen Bundesstaaten handle, ein Capital von 470 Mill. Thlr. erforderlich, und dann müßte der Kornhandel immer noch als ein organisches Ganzes vorausgesetzt werden.

Am ausführlichsten verbreitet sich über den Kornwucher ein officieller Artikel in der Leipziger Zeitung⁵⁾. Wer an das Vorurtheil glauben könne, daß die Getreidepreise durch die größeren Landwirthse und die Händler willkürlich in die Höhe getrieben werden könnten, habe sich noch gar keinen Begriff gemacht von der Großartigkeit des Verkehrs im Allgemeinen und von der Wichtigkeit des im Großen betriebenen Getreidehandels insbesondere. Durch Schiffsahrt und Eisenbahnen sei es leicht geworden, eine große Menge Getreide über ganz Deutschland zu verbreiten und zugleich mit einer Schnelligkeit, daß jetzt wirklicher Mangel in ganzen Ländern kaum mehr denkbar sei. Daß der Vorrath in einer Gegend zu Ende gehe, werde durch die Einrichtungen des großen Getreidehandels schnell in andern Gegenden bekannt. Auf gewissen Plätzen concentrirte sich in der Regel der Handel; die ganze Zufuhr gehe auf den Hauptmarktplatz, von diesem aus vertheilten sich dann die großen Vorräthe in kleineren Portionen in der Umgegend. Auf dem Hauptmarkte fanden sich die großen Getreidehändler ein; händen die Preise niedrig, so kauften sie Getreide, um es nach andern Marktplätzen zu schaffen, wo höhere Preise seien; händen die Preise hoch, so führten sie von andern Märkten, welche niedrigere Preise haben, Ge-

1) Landw. Beischiff. Jahrg. 1837. Jahrg. 1851.

2) In der Meiser

3) Ueber Kornhandel. (Jena 1848.)

Kornwucher. (Erfeldt 1846.)

4) Der sogenannte Kornwucher. (Erfeldt 1846.)

5) Jahrg. 1847.

treibe zu. Beides gebiete ihnen der eigene Vortheil. Wie die Preise auf verschiedenen Marktplätzen gleichzeitig stehen, erfahren sie theils durch die Getreidebörsen, welche eben dazu eingerichtet, daß durch zuverlässige vereidete Männer die wahren Durchschnittspreise der Marktlage ermittelt und bekannt gemacht würden, theils durch Privatverbindungen, die sie an Orten anknüpfen, wo keine Getreidebörse eingerichtet sei. Posten, Eisenbahnen, Telegraphen verschaffen ihnen die Nachrichten mit der größten Schnelligkeit, und der ganze Verkehr erstreckte sich nicht etwa bloß auf einzelne Provinzen, sondern umschloß ganze Länder. Dieses bewies der Umstand, daß bei Getreidetheuerung die Getreidepreise fast durch ganz Europa verhältnismäßig auf gleicher Höhe ständen. Man frage es sich, ob es möglich sei, daß mehrere Getreidehändler den Preis in einem Lande willkürlich hinaufschrauben könnten? Das sei völlig unmöglich, und zwar deshalb, weil der Bedarf in seiner Gesamtsomme ein so ungeheurer sei, daß dasjenige, was der Einzelne, und wenn er noch so reich, liefern oder aufkaufen könnte, immer nur ein kleines Theilchen bleibe, und weil ferner der größte Theil des Bedarfs unmittelbar von den Erzeugern an die Verbraucher abgesetzt werde, mithin dem Handel, dem nur die Ausgleichung des Ueberschusses oder Mangelns, nur geringer Einfluß gelassen sei. Angenommen nun, daß einige größere Händler sich vereinigen, um in einer Gegend die Preise hinaufzutreiben, werde die Preissteigerung sofort bekannt, und theils Erzeuger selbst, namentlich die größeren Grundbesitzer, theils andere Händler schaffen sofort billigeres Getreide an denselben Platz, weil sie daran etwas verdienen könnten. Hauptächlich aber würden sie durch die nun entstehende Concurrenz und den von ihnen selbst zugesführten Vorrath gezwungen, so weit mit dem Preise herabzugehen, daß ihnen noch Deckung der Kosten nur ein geringer Gewinn übrig bleibe. So diene der Handel dazu, jede Preisverhöhung, die nicht natürlich sei, auszugleichen. Und wenn Einzelne eine Million Scheffel aufkaufen, was sei dies für Privatkräfte ungeheure Masse im Vergleich zu dem Gesamtbedarfe Deutschlands? Kaum so viel, als in einer halben Woche verbraucht werde. Und wenn auch einige Wenige sich in einer einzelnen Gegend vereinigt hätten, um durch solche Einkäufe die Preise zu steigern, so würde Andere wider der Eigennutz treiben, Vorräthe herbeizuschaffen, um sie mit etwas geringerem Vortheile zu verkaufen. Daß alle Händler in ganz Deutschland oder Europa einmal unter Einen Hut gebracht werden könnten, sei völlig undenkbar. Deshalb sei auch den Getreidehändlern der Gewinn, den ihnen ihr Handel bringe, so gut wie jedem andern Kaufmann der seinige zu gönnen; daß er nicht zu groß werde, dafür Sorge ihre eigene Concurrenz und die außerordentliche Erleichterung der Zufuhr.

In ähnlichem Sinne sprechen sich noch viele andere gediegene Männer über die Ursachen der Getreidetheuerung und den Kornverwucher aus, unter andern Köstler⁶⁾.

6) Ueber Kornhandel und Theuerungspolitik. 3. Aufl. (Stuttgart 1852.)

Kömisck⁷⁾ u. c. Es mag aber die Anführung dieser Stimmen genügen. Der Verfasser glaubt dadurch zur Genüge dargelegt zu haben, daß Theuerung des Getreides ganz natürlichen Ursachen zum Grunde liegt, und daß Kornverwucher ein Hirtsgespinnst ist.

B. Erscheinen geschliche Vorkörungen, als Ausfuhrverbote, Einstellung der technischen Verarbeitung landwirthschaftlicher Producte, Magazinstrichungen u. c. für Zeiten der Theuerung wünschenswerth und von entsprechender Wirkung, oder was sonst?

Abhörung der unentbehrlichen Lebensmittel ist eine tief und schmerzhaft in die Volkswohlfahrt eingreifende Erscheinung. Man wird sich der ganzen Größe des durch Theuerung der Lebensmittel hervorgerufenen Unglücks erst bewußt, wenn man statistische Berechnungen zu Hilfe nimmt. v. Reden hat in den Theuerungsjahren 1846 und 1847 eine solche Berechnung angestellt. Er nimmt eine Arbeiterfamilie zu 450 Personen, den durchschnittlichen Broddbedarf zu 450 Pfd., den Durchschnittspreis des broden. Scheffels Roggen zu 3 Rthaler und die Steigerung des Roggenpreises im Jahre 1847 zu 75 Proc. an und zieht daraus den Schluß, daß der Verbrauch des Broddens in ganz Teutschland gegen den Verbrauch in Mitteljahren um 150 Mill. Thaler gestiegen sei. Ferner nimmt v. Reden den Durchschnittspreis des broden. Scheffels Kartoffeln zu 20 Ngr. und die Preissteigerung zu 100 Proc. an, und zieht daraus den Schluß, daß dies eine Mehrausgabe von 70 Mill. Thlr. veranlaßt habe. Also zusammen ein Mehrbedarf von 220 Mill. Thlr. Dieser Mehrbedarf übersteigt 3 Mal die jährliche Gesamtsomme aller teuthen Staatsbudgets, mit Ausnahme von Oesterreich und Preußen. Aus diesen Zahlen geht hervor, daß Getreidetheuerung sehr drückend ist; sie ist aber nicht nur dieses allein, sondern sie kann auch leicht in Beziehung auf Ordnung und Sicherheit des gesellschaftlichen Lebens gefährlich werden, weil viele Arme die Ursache des Elendes, in welches sie bei sehr hohen Getreidepreisen gerathen, in gewissen Mängeln des Lebens suchen und mit Reid und Haß auf die Wohlhabenden und Reichen blicken. Erwägt man nun dieses, so gebietet die Nothwendigkeit, daß dieser gesellschaftlichen Lebensfrage nicht nur von Seiten der Staatsregierungen, sondern auch der Gemeindebehörden, der gemeinnützigen Vereine, der Volkswirthe und Staatswirthe diejenige Aufmerksamkeit geschenkt werde, die sie in so hohem Grade verdient, daß insbesondere die Staatsregierungen und Gemeindebehörden darauf wirken, so viel als in ihren Kräften steht, der Theuerung der nothwendigsten Lebensmittel vorzubeugen und, wenn eine solche Theuerung wirklich eingetreten ist, dieselbe zu lindern. Fragt man aber, welcher Mittel man sich insbesondere von Staatswegen früher bediente, um jener Aufgabe am besten zu genügen, so kann man sich nicht verhehlen, daß die angewendeten Mittel meistens falsche waren und deshalb nicht nur

7) Ueber Kornverwucher und deren mögliche Verhütung. (Frankfurt a. M. 1855.)

Nichts fruchteten, sondern sogar schädeten, weil man über die Ursachen der Theuerungszustände noch nicht klar war oder weil man dem Geshrei unerschütterlicher, aufgeregter Volksmassen in Schwachheit sich fugte. Bei Getreidetheuerung erhebt sich immer zuerst das Geshrei gegen die Verkäufer von Lebensmitteln, gegen die sogenannten Kornwucherer, gegen die Getreidespeculanten, gegen die Ausfuhr von Brodstoffen, dann beginnt die Bewegung, welche ein Verbot des Brennereibrennens bezweckt, und zuletzt bringt man von allen Seiten in die Regierungen, durch Anlegung großer Vorräthe ausländischen Getreides, wo nicht gar durch gefälschte Feststellung der Marktpreise, der Theuerung entgegenzuwirken. In den Jahren 1847, 1855 und 1856 hat man die ganze Stufenleiter dieser verschiedenen Maßregeln in Teutschland erlebt, und an vielen Orten hat die Landwirthschaft noch heutigen Tages die Folgen eines Heilverfahrens noch verschmerzt, weil es die Erzeuger von Nahrungsmitteln tyrannisirte, ohne den Verzehrern zu nützen. Deshalb: lieber gar Nichts gethan, als falsche Mittel angewendet.

Fehlerhafte, weil unwirksame und sogar schädliche Mittel gegen die Getreidetheuerung sind nun folgende:

1) Getreideausfuhrverbote.

Getreideausfuhrverbote und diesen fast gleichkommend hohe Getreideausfuhrzölle sind namentlich in den süddeutschen Ländern bei Getreidetheuerungen an der Tagesordnung gewesen. So verfiel im Jahre 1846 die bayerische Regierung die Erhebung eines Ausfuhrzolls von 25 Proc. von allem nach Tyrol gehenden Getreide. Die Folge davon war, daß in Tyrol eine so bedeutende Furcht und Aufregung vor hervorbrechender Noth entstand, daß sich die österreichische Regierung veranlaßt sah, die Getreideausfuhr zu beschränken. Eine ähnliche Maßregel traf in demselben Jahre die württembergische Regierung. Nach derselben durfte nämlich Getreide nach der Schweiz nur gegen Erlegung von 25 Proc. ausgeführt werden. Die Maßregel zeigte sich aber als gänzlich verfehlt, indem die Preise im ganzen Lande fortwährend stiegen, denn die Schweizer mußten um jeden Preis kaufen. Später dagegen schafften die Schweizer überflüssiges Getreide in solcher Menge herbei, daß die Preise sehr herabgedrückt wurden. In den Nachbarstaaten hätte man nun gern den Ueberfluß, der sich allmählig angesammelt, ausgeführt; aber der ausländische Markt war gesperrt, und viele Handelshäuser litten so empfindliche Verluste, daß sie wol den Rath verließen mochten, bei einer abermaligen Theuerung wieder für Getreideausfuhr zu sorgen. Schwarzburg-Sondershausen verbot im Jahre 1847 ebenfalls die Ausfuhr des Getreides. Zuwendungen gegen das Verbot sollten mit Bezahlung des Getreides oder einer Geldbusse von 2 Thlrn. für den Scheffel bestraft werden. Dagegen folgte diesen Verböten in demselben Jahre bezüglich dem nach Sachsen und Baiern gehenden Getreide. Baiern verbot in demselben Jahre die Ausfuhr des Getreides nach Tyrol

und Bessaraberg, die beiden Hessen die Ausfuhr des Getreides überhaupt, Preußen, Anhalt-Bernburg und Schwarzburg-Sondershausen die Ausfuhr der Kartoffeln. Aber nicht bloß in teutschen Ländern wurden Verbote gegen die Ausfuhr von Getreide in den Jahren 1846 und 1847 erlassen, auch Frankreich, der Kirchenstaat, Polen, Neapel, Toscana, Modena, Spanien, Schweden, Norwegen erließen Getreideausfuhrverbote.

Frage man: Was haben diese Ausfuhrverbote genutzt? so antwortet die Erfahrung: Nichts! In keinem der Länder, wo man eine derartige Maßregel beliebte, ist das Getreide weder mehr zusammengehalten worden, noch im Preise um das Geringste zurückgegangen, noch das Publicum beruhigt worden, sondern sie haben vielmehr von allen dem das Gegentheil bewirkt, wie jetzt ausführlicher nachgewiesen werden soll.

Ausfuhrverbote des Getreides kennt man schon seit den ältesten Zeiten; aber so weit die geschichtliche Kunde reicht, haben sie immer nur die Noth gesteigert, nicht gelindert. Getreideausfuhrverbote sind sowohl vom rechtlichen als vom volkswirthschaftlichen Standpunkte aus zu verdammen, vom rechtlichen, weil sie einem Eingriffe in das Eigenthum gleichkommen. Der Landwirth ist auf einen gewissen Durchschnittspreis seiner Erzeugnisse angewiesen. Es ist nun eine offenbare Ungerechtigkeits, wenn man ihn verbindet, den Reichthum niedriger Preise durch den Augen hoher Preise auszugleichen. Eben sowohl, als man den Landwirth verbietet, ihre Erzeugnisse außer Landes zu verkaufen, könnten die Landwirthe verlangen, daß auch die Handwerker, die Manufakturisten, die Kaufleute ihre Waaren, die doch auch zur Lebensnothdurft gehören, bloß im Inlande verwerthen dürfen.

Getreideausfuhrverbote sind aber nicht bloß ungerecht, sondern sie sind auch zweckwidrig. Man muß nur bedenken, daß die Ausfuhr erst dann stattfindet, wenn sie einen Gewinn in Aussicht stellt, also nur aus einem Lande mit mäßigen Preisen in ein Land, wo das Getreide theurer ist. Der Transport, die Versicherung, die Commission, die Lagermiete in fremden Speichern müssen noch abgezogen werden vom Verkaufspreise, und der Werthunterschied muß zwischen dem ausführenden und einführenden Lande also schon einigermaßen erheblich sein, ehe sich der Kaufmann entschließt, seine Getreidevorräthe auszuführen. Er wird sich nicht dazu entschließen, sobald er Grund hat, anzunehmen, daß man sein Getreide bald im eigenen Lande besser wird gebrauchen, also auch höher wird bezahlen können. Vom Kaufmann kann dieses aber besser beurtheilt werden als vom Staate. Sobald ein wirklicher oder vermeintlicher Mangel im eigenen Lande eintritt, tritt ohne menschliches Zutun das wirkliche oder Ausfuhrverbote ganz von selbst ein, nämlich die ausländischen Preise steigen, und die Strenge dieses Selbstverbotes richtet sich ganz genau nach dem jedesmaligen Grade des wirklichen oder vermeintlichen Mangels. Dieses Selbstverbot bleibt schloß, so lange der Mangel noch bezweifelt wird; es wird strenger, sobald der Mangel unabweisend und er-

heftig zu Tage tritt, und am Ende erreicht es einen Punkt, wo nicht nur jede Ausfuhr ganz von selbst aufhört, sondern wo die Einfuhr fremden Getreides massenhaft beginnt. Wenn nun der Staat dieser naturgemässen Abkufung durch Verbote vorgeht, so ist die erste Folge, daß augenblicklich alle Anhaber von Vorräthen fliehen und anfangen an sich zu halten. Jedermann denkt: wenn der Staat die Ausfuhr verbietet, muß es sehr schlimm stehen, schlimmer als man auf der Kornbörse geglaubt hat, es werden also noch weit höhere Preise eintreten, und dieses hat zur Folge, daß die Landwirthe und Händler mit dem Verkauf noch warten. Die Preise steigen demgemäss, und das Publicum wird einer freilich vorübergehenden, aber doch immer sehr drückenden künstlichen Theuerung ausgesetzt. Freilich werden später die Preise um eben soviel, als sie vorher durch einen falschen Egoismus künstlich gesteigert worden sind, wieder fallen, allein dadurch ist der entstandene Schaden noch nicht wieder gut gemacht.

Dieser Nachtheil ist aber noch der geringste. Weit schwerer fällt ins Gewicht, daß erfahrungsmässig das Ausfuhrverbot die Einfuhr fremden Getreides verhinert oder erschwert, daß es also hohe Preise schafft, ohne die guten Wirkungen derselben. Dieses ist natürlich genug. Der Kaufmann schickt seine Waare nur dahin, wo er seines Eigenthums sicher ist. Da ist aber keine Sicherheit des Eigenthums, wo man ihm verbietet, es so theuer zu verkaufen, wie er will. Große Vorräthe von Waaren, d. h. Märkte, können nur da sich bilden, wo der Einfuhrende und der Speculant sicher sind, ungehindert über ihr Eigenthum verfügen zu können. Es werden deshalb solche Staaten vermieden, wo die Regierungen die Ausfuhr nicht frei erhalten, und sie werden über Vorräthe nach solchen Orten schicken, wo sie sich einer solchen Gefahr nicht ausgesetzt wissen. Nun ist es aber bekannt, welche unermeßliche Wichtigkeit für die Versorgung einer Gegend ein wohlversiehener Markt hat. Jeder augenblickliche Bedarf findet daselbst sofort seine Befriedigung, während Gegenden, die keinen eigenen Markt haben, die Zeit der ersten Noth hilflos übersehen müssen und erst langsam und allmählig versorgt werden können. So ist z. B. Bremen ein großer Roggenmarkt für das nordwestliche Deutschland; hier werden in wohlfeilen Jahren die Vorräthe aufgespeichert, und wenn Mangel eintritt, weis die ganze Nachbarschaft, wozu sie sich zu wenden hat. Aus dem schwarzen Meere, aus der Ostsee, aus Amerika und aus dem Oberlande strömt in Bremen das Getreide zusammen. Wenn nun den Bremer Kaufleuten verboten würde, Roggen nach Rotterdam oder London zu verschiffen, so würden sie alsbald ihre schwimmenden Ladungen nach England oder Holland schicken; der inländische Landwirth würde seine Vorräthe an niederländische Händler verkaufen, der Getreidemarkt Bremens würde zerstört sein. Wenn dann Mangel in der Nachbarschaft einträte, müßte man sich nach Holland und England wenden, es würde nicht mehr auf Speculation, sondern nur noch auf feste Bestellung eingeführt werden, und die Verzehrer würden

nach holländische oder englische Commissionen, Dozmiethe, Fracht und Versicherung zu bezahlen haben“).

Getreideaufuhrverbote können aber auch zu Wiedervergeltungsmaassregeln von Seiten derjenigen Länder führen, gegen welche das Ausfuhrverbot gerichtet ist. Es könnte dann dahin kommen, daß sich alle Länder gegen einander absperrten, daß jeder der 34 deutschen Staaten, deren Grenzen so oft und so selten in einander laufen, lediglich auf sich beschränkt wäre und dem Nachbar keine Menge Getreide ablassen dürfte. Welche heillose Verwirrung würde dadurch entstehen!

Getreideaufuhrverbote können endlich aber auch zu Umgehungen dieser Verbote führen; sie haben, wie dieses die Erfahrung im Kurfürstenthume Hessen gelehrt hat, wirklich dazu geführt, indem die auswärtigen Käufer den Handel durch bestreunte Inländer abschließen ließen. Daß aber dadurch das Volk enttäuscht wird, beweisen alle diejenigen Länder, wo in Folge des Systems des Einfuhrverbotes der Schleichhandel blüht.

Die Ausfuhrverbote sind also 1) ungerecht, weil sie die Landwirthe und die Getreidehändler schädigen, weil sie ein Eingriff in das Eigenthum sind; 2) unbillig bei wirklichem Mangel, weil bei wirklichem Mangel die Ausfuhr in Folge der hohen Preise von selbst aufhört; 3) gefährlich, weil sie Schreden und Aufregung, in Folge dessen im Anfange noch höhere Preise und später unnatürliche Preischwankungen hervorruft; 4) schädlich, weil sie die Bildung von Getreidemärkten hindern und die Einfuhr erschweren; 5) entsetzlich, weil sie Umgehungen des Verbotes, Schleichhandel, veranlassen.

2) Verbot des Branntweinbrennens aus Getreide und Kartoffeln.

Nächst dem Verbote der Getreideaufuhr war es das Verbot des Branntweinbrennens, welches zeitlich bei Theuerung der nothwendigsten Lebensmittel viele Staatsregierungen betrieb. So wurde in den Jahren 1846 und 1847 das Branntweinbrennen und beziehungsweise der Ankauf von Kartoffeln behufs der Branntweinbrennerei verboten im Königreiche Sachsen, in Kurhessen, Polen, Grossherzogthume Hessen, Oesterreich, Preussen, Baiern, Weimar, Anhalt-Bernburg, Braunschweig, Oldenburg, Hohenzollern. In Baiern ging man sogar soweit, die Bereitung von Saier und Effig aus Kartoffeln und Getreide zu verbieten. In den Theuerungsjahren 1853 bis 1856 wurde in mehreren deutschen Ländern eine gleiche Massregel in Ausführung gebracht.

Frägt man, ob das Verbot des Branntweinbrennens aus Getreide und Kartoffeln gerecht und billig ist, ob es irgend einen Einfluß auf Vermehrung und Preis der menschlichen Nahrungsmittel hat, so könnte man wol geneigt sein, diese Fragen auf den ersten Anblick hin zu bejahen, weil Branntwein kein nothwendiges Lebensbedürfnis sei und weil durch das Branntweinbrennen eine große Menge Getreide und Kartoffeln dem menschlichen Verbrauche entzogen werde. Geht man aber tiefer in die Sache ein, so stellt sich heraus, daß das Verbot des

Branntweinbrennens wider gerecht und billig, noch von dem beabsichtigten Erfolge und daher ganz überflüssig ist. Billig und gerecht ist das Verbot des Branntweinbrennens nicht, weil es ein Eingriff in das Eigenthumrecht ist. Ueberflüssig erscheint dieses Verbot, weil die Brennereien, und mindestens die landwirthschaftlichen, ganz von selbst ausföhen werden, Getreide und Kartoffeln in Spiritus umzuwandeln, wenn sie aus dem Verkauf der Rohstoffe einen größeren Gewinn ziehen können. Von dem beabsichtigten Erfolge ist das Verbot nicht, weil durch das Ausziehen des Spiritus aus Getreide und Kartoffeln die realen Nahrungsmittel nicht vermindert werden, indem neben dem geistigen Stoffe, den man in dem Spiritus gewinnt, die körperlichen Stoffe in der Gestalt von Schlempe als ein sehr gutes Viehfutter zurückbleiben. Nun begründet es aber offenbar keinen Unterschied, ob Getreide und Kartoffeln im rohen Zustande, ohne vorher den Spiritus daraus gezogen zu haben, oder im Zustande der Schlempe, nachdem der Spiritus daraus gezogen worden ist, verfüttert werden; der Futterwerth des Getreides und der Kartoffeln bleibt im letzteren Falle derselbe als im ersteren, und da die Branntweinschlempe, an das Vieh verfüttert, Fleisch, Fett, Milch liefert, welche doch auch notwendige Nahrungsmittel der Menschen sind, so kann man nicht behaupten, daß die zur Spiritusverrichtung oerwendete Getreide- und Kartoffelmassen dem menschlichen Verbräuche entzogen werden. Ein Verbot des Branntweinbrennens wird aber auch aus dem Grunde nicht von dem beabsichtigten Erfolge sein, weil der Landwirth nach erfolgtem Verbote des Branntweinbrennens seine Kartoffelloorräthe doch nicht auf den Markt zum Verkauf bringen wird, weil er dieses nicht kann. Er hat die Kartoffeln angebaut nicht beabsichtigt den menschlichen Verzehr, sondern beabsichtigt der Ernährung seines Viehstandes, und wird ihm verboten, aus den Kartoffeln den Spiritus zu ziehen, so wird und muß er sie in natura verfüttern, will er nicht seinen Viehstand theilweise abhassen oder den ganzen Viehstand kümmerlich ernähren. Eine solche Zumuthung kann man aber offenbar dem Landwirth nicht machen; Jeder ist sich immer selbst der Räthe. Durch das Verbot des Branntweinbrennens wird also der Landwirth in der freien Verfügung über sein Eigenthum behindert, er wird an seinem Vermögen geschädigt, und zwar geschieht dieses, ohne daß dadurch dem verzehrenden Publicum irgend ein Dienst geleistet wird. Dazu kommt noch, daß durch das Verbot des Branntweinbrennens der Staatseasse durch den Ausfall der Branntweinsteuern ein großer Verlust erwächst. Dazu kommt ferner, daß, wenn das Verbot des Branntweinbrennens einen Sinn haben soll, gleichzeitig auch die Ausfuhr der Kartoffeln verboten werden muß, weil sonst die Kartoffeln in die benachbarten Staaten ausgeführt werden würden, wo das Branntweinbrennen nicht verboten ist. Das Beispiel Kurheßens und Hannover im Jahre 1846 liefert dazu den Beleg. Ganz dieselben Folgen wie ein unmittelbares Verbot des Branntweinbrennens hat übrigens auch ein

mittelbares Verbot; ich meine die im Jahre 1855 von der preussischen Regierung beschlossene Maßregel der Aufhebung der Steuervergütung für ausgehenden Branntwein; diese Maßregel, gewissermaßen gleichkommend einem Verbote der Ausfuhr des Branntweins, wirkte ebenso wie ein Verbot des Branntweinbrennens, d. h. es hatte in seinem Gefolge eine große Benachtheiligung der branntweinbrennenden Landwirthe und war von keinem Nutzen für das verzehrende Publicum.

Daß das Verbot des Branntweinbrennens aus möglichen Stoffen in keiner Weise zu billigen ist, darüber sind auch andere belangreiche Stimmen einverstanden.

André¹⁾ spricht sich über diese Maßregel dahin aus, daß ein Verbot, ein Verbot auf die lohnendste Weise zu oerwenden, an sich eine Verletzung des Eigenthumsrechtes sei. Sei wirklich Noth vorhanden, so hören die Branntweinbrennereien von selbst auf zu arbeiten, weil für sie der Rohstoff zu theuer werde. Der Spiritusverbraucher könne auf die Dauer nie mit dem Brod- und Kartoffelverbraucher concurrenzen, der letztere werde am Ende immer den höheren Preis bieten. Dazu komme noch, daß, wer Spiritus vertritt, Vieh mäst und Dünger geminne, Nahrungsmittel erzeuge. Diese sehr wichtige landwirthschaftliche Erzeugung höre auf, wenn das Branntweinbrennen aufhöre. Es sei schlimm genug, wenn dieses geschehe in Folge natürlicher Zehrung, geschehe es aber auf einseitigen Befehl der Regierungen, so habe es nur die Folge, daß die Verwandelung geringerer Stoffe in werthvollere, daß also eine Vermehrung des Volkswohlslandes ins Stocken gerathe. So lange die Brennereien noch mit Nutzen fortarbeiten, so lange sei der von ihnen verbrauchte Rohstoff minder werthvoll als der Spiritus, als das Vieh und als der Dünger, den sie daraus gewinnen, und man dürfe nicht vergessen, daß auch der Spiritus wieder in Korn und Wehl verwandelt werden könne, in sofern er ein Austauschmittel für fremdes Getreide biete. Endlich sei zu erwägen, daß die Folgen eines Brennoerbotes die nachhaltigsten schlimmen Folgen für die ganze Landwirthschaft, also für den wichtigsten Theil der nationalen Erzeugung nach sich ziehen müßten. Ueberall, wo Brennereien beständen, sei auf sie die gesammte Verwirthschaftung begründet. Dieselbe gliche einem Ringe, aus dem man kein Glied ausbrechen könne, ohne ihn zu zerflummeln. Der Gewinn der Kartoffeln, die Verwendung derselben zum Branntweinbrennen, die Benutzung der Schlempe als Viehfutter, die Mästung des Viehes, die Gewinnung des Düngers, der wieder die Erzielung der Früchte vermehren müßte, alles dieses bilde ein so fest geschlossenes System, daß nur die allerschwerste Noth es rechtserfögen könne, dasselbe zu föhren.

In ähnlichem Sinne ist ein officiöser Artikel in der Leipziger Zeitung zu Anfang des Jahres 1847 gehalten. Es heißt darin: „Es ist in öffentlichen Blättern bereits mehrfach darauf hingedeutet worden, ob es nicht zweckmäßig erseheine, wegen des Ausfalls in dem

Erträge des Regens den Betrieb der Branntweinbrennereien zu unterlagen, um dadurch die in solchen verwendeten Kartoffeln und das Getreide für die menschliche Verzehrung zu erhalten. So sehr einleuchtend auch für den ersten Anblick der Gedanke erscheinen mag, in solcher Weise die Vorräthe der Lebensmittel zu vermehren, so stellen sich doch der Ausführung jenes Verbots bei näherer Erwägung so triftige Gründe entgegen, daß es sich schon aus den einschlagenden finanziellen und volkswirtschaftlichen Rücksichten zur Genuge erklärt, weshalb dasselbe unter den Mitteln, der herrschenden Theuerung der Getreidepreise entgegenzuwirken, bis jetzt noch keine Anwendung gefunden hat, wenn man auch ganz von der Frage absehen will, ob die Verhältnisse von der Art seien, daß Eingriffe in das Privateigenthum und in das freie Gebahren mit demselben vom Standpunkte des Rechtes aus verteidigt werden könnten. Nach statistischen Notizen wurden in Sachsen durchschnittlich in 1 Jahre durch die Brennereien verbraucht ungefähr 620,000 Scheffel Kartoffeln, 5800 Scheffel Weizen, 81,500 Scheffel Roggen, 33,500 Scheffel Gerste, 5000 Scheffel Hafer. Diese Scheffelszahl von Kartoffeln und Körnern ist im Nahrungswerte gleich 180,000 dresdner Scheffel Roggen. Wenn nun nach dem Verhältnisse der Kartoffelernte und im Vergleich zu ähnlichen Jahren während der Brennperiode 1847 wol kaum mehr als 450,000—475,000 Scheffel Kartoffeln verwendet würden, und auch an Getreide möglichst erspart wird, so beträgt der muthmaßliche Bedarf ungefähr so viel an Nahrungsstoff, als 140,000—160,000 Scheffel Roggen enthalten oder, wenn man für Sachsen den Verbrauch von Getreide zur menschlichen Nahrung auf 5 1/2 Mill. Thaler berechnet, 2 1/2 Proc. dieser Menge. Indessen würde man irren, wollte man diese Lebensmittel für den menschlichen Verbrauch für ganz verloren halten; fast die Hälfte der darin vorhandenen Nahrungstoffe bleibt für das Vieh und wird zu Fleisch oder Milch verwendet, Gegenstände, die fast eben so nothwendig sind als Brod. Es würden sonach nur gegen 1 1/2 Proc. des menschlichen Verbrauchs an Brod zur Brennerei gezogen. Wenn man aber glaubt, es würden durch eine solche Maßregel die nicht zur Brennerei gelangenden Kartoffeln und Körner für die menschliche Nahrung ganz erspart, so würde man sehr falsch rechnen. Auf allen Gütern, wo Brennerei betrieben wird, ist der Viehstand auf den ausgebreiteten Anbau der Kartoffeln gegründet; es würde deshalb jedenfalls die Hälfte derselben verküftert werden, die andere Hälfte würde zum großen Theil in die Brennereien des benachbarten Auslandes übergehen. Es würde auch ein Theil des Getreides dem Viehe verküftert werden, und die wenigen Brennereien, welche zum Zweck der Hefenbereitung bloß mit Getreide betrieben werden können, eben weil diese Hefe Bedürfnis ist und in gleicher Weise wie der Branntwein theurer aus dem Auslande bezogen werden müßte, kaum entbehrlich erachtet werden. Wird ferner in Betracht gezogen, daß die sehr geringfügige, jedenfalls auf die allgemeinen Nahrungsverhältnisse und auf

die Preise des Getreides ganz einflußlos bleibende Ersparnis nur durch einen erheblichen Verlust am Staatseinkommen wegen des Ausfalls der Branntweinsteuer ersetzt werden könnte, so wird man um so mehr zu der Ueberzeugung gelangen, daß es nicht an der Zeit ist, zu einer solchen Maßregel zu schreiten. Von anderer Seite hat man gewöhnlich, daß das Verkaufen der Kartoffeln an die Brennereien verboten werden möge; allein abgesehen von der Schwierigkeit der Controle, würde ein solches Verbot kaum irgend einen bemerkbaren Einfluß haben."

Wenn nun trotz dieser Darlegung der Nichtigkeit der Verbot des Branntweinbrennens die sächsische Regierung unterm 27. April gleichwol ein Verbot des Branntweinbrennens aussprach, so zeigt dieses allerdings von wenig Consequenz. Will man auch zugeben, daß das fragliche Verbot nur ein den aufgeregten Volksmassen gemachtes Zugeständniß und von keiner sonderlichen Wirkung auf die Branntweinbrennereien gewesen sei, da es zu einer Zeit erschienen, wo der Schluß der landwirthschaftlichen Brennereien ohnehin nahe bevorstand, so wird dadurch die Maßregel doch nicht gerechtfertigt. Die Regierung zeigte sich dem Volke gegenüber von einer schwachen Seite, sie führte aus, was sie erst vor Kurzem für unvorfam und schädlich öffentlich erklärt hatte, und dies konnte offenbar nicht dazu beitragen, das Ansehen der Regierung im Volke zu kräftigen.

Wollen die Regierungen in der fraglichen Angelegenheit etwas thun, so dürfen dies nicht mit Eingriffen in das Eigenthumsrecht verbundene Verbote, sondern es müssen Aufmunterungen und Aussetzungen von Preisen zur Auffindung und zum Verbrauch solcher Stoffe beßers der Branntweinbrennerei sein, die an sich nicht zur menschlichen Nahrung dienen. Belgien ist darin im Jahre 1855 mit einem guten Beispiele vorgegangen.

3) Verbot oder Beschränkung des Kaufes von Brodfrüchten durch die Händler.

Auch diese Maßregel hat man in den letzten Theuerungsjahren in manchen teutschen Staaten zur Ausführung gebracht. So im Jahre 1847 in Schwaburg-Sondershausen, wo fremde Getreidehändler, wenn sie betreffen, bestraft und aus dem Lande gewiesen wurden; in Baden, wo Getreide, Kartoffeln und Mehl nur auf den öffentlichen Märkten verkauft werden durften; in Hohenzollern, wo der An- und Wiederverkauf von Früchten verboten wurde; in Würtemberg, wo der An- und Verkauf von Früchten auf die öffentlichen Märkte beschränkt wurde; in Baiern, wo das Ministerium ein Rescript gegen den Getreidehändler erließ; im Großherzogthum Hessen und in Kurhessen, wo kraft einer alten Verordnung jeder Ankauf von Getreide, Kartoffeln und Mehl in wucherischer Absicht, das heißt zum Wiederverkauf, sowohl Inländern als Ausländern bei Strafe der Consekation ganz verboten wurde. Selbst im Jahre 1855

nach erschien in Nassau ein Verbot des Aufkaufs der Kartoffeln.

Die Erfahrung hat nun¹⁰⁾ gelehrt, daß das Verbot oder die Beschränkung des Aufkaufs von Brodfrüchten durch die Händler nirgends den beabsichtigten Erfolg gehabt, daß es im Gegentheil sehr schädlich gewirkt hat. Bei dem Umstande nämlich, daß die Regierungsbehörden kein Unterscheidungsmerkmal zwischen wucherischem Aufkauf anzugeben vermochten, was ihnen freilich auch aus dem ganz einfachen Grunde nicht möglich gewesen sein würde, weil es einen Kornwucher in der Art, wie man ihn gewöhnlich auffaßt, nicht gibt, mußte Alles dem Gutdünken der Beamten überlassen bleiben. Die Folge davon war, daß sich die solidesten Kaufleute aller Fruchtgeschäfte enthielten, daß das Verbot vielfach umgangen und so zur Entfaltung des Kokk beizutragen und Landwirthe und Händler in ihrem Gewerbe gehindert und geschädigt wurden.

Offenbar ist die fragliche Maßregel eine der schädlichsten, welche eine Regierungsbehörde ergreifen kann; eine solche Maßregel ist nach Rescher¹¹⁾ dem Mittel, dem menschlichen Körper das Blut abzusaugen, weil dasselbe zuweilen Andrang nach Brust und Kopf verursacht, zu vergleichen. Derjenige, welcher wegen Theuerung die Getreidehändler hasse, ihnen den Verkauf von Getreide verbiete, sei einem Kinde gleich, welches den Schürzen schilt und schlägt, der ihm bei einer notwendigen Operation Schmerzen verursache. Wer aus Furcht vor Wucher den Verkauf von Getreide verbieten wolle, irre nicht minder als der Communist, welcher das Eigenthum aufheben will, damit das Uebermaß des Reichthums und das Proletariat verschwinde.

4) Inbeschlagnahme von Getreidevorräthen.

Wenn es nicht Thatsache wäre, sollte man es nicht glauben, daß unter den Mitteln zur Linderung der Theuerung auch die Inbeschlagnahme von Getreidevorräthen sich befunden haben. Ein der sächsischen Regierung durch den Drang der Umstände abgenötigtes Generale vom 17. Juni 1815 befahl die Ausräumung, Visitation, Aufzeichnung und den Verkauf aller in den Händen der Unterthanen befindlichen Getreidevorräthe mit Ausnahme des doppelten Betrags der eigenen Nothdurft bis zur nächsten Ernte, und für den Fall der verschränkten Zurückhaltung derselben die Confiscation und den öffentlichen Verkauf zum Besten der Armen. Die strenge Gerechtigkeitliche Friedrich August's ließ aber diese in das Eigenthumsrecht tief eingreifende Verordnungs nicht zur eigentlichen Ausführung kommen. Schon Napoleon versuchte es, die Theuerung Jedem wegzunehmen, was er zu viel hatte. Nach communisticchen Grundsätzen wurde der Gebrauch eines Lebens abgelehnt; was darüber war, wurde ihm zu einem gewissen Preise mit Gewalt wegggenommen. Wenn nun später o. Lamortine diese auf Tyrannie beruhende Maßregel zur Nachahmung empfahl, so hat dieselbe wol

nicht bedacht, daß tyrannische Maßregeln zu keiner Zeit, am allerwenigsten aber in unseren Tagen passen, wenn dieselben auch in den Mantel der Wohlthätigkeit eingekleidet werden. Auch im Canton Wallis, welcher in der freien Schweiz gelegen ist, schritt man im Jahre 1847 gegen diejenigen ein, welche ihre Kornvorräthe noch nicht verkaufen wollten. Die Gemeindebehörden wurden angewiesen, diejenigen, welche mehr Getreide besaßen, als sie für ihren Bedarf brauchten, zu zwingen, Getreide auf den Markt zu bringen. Eben dasselbe geschah in Bern. Man fand aber, daß die Getreidevorräthe bei den Landwirthen weit hinter den Erwartungen zurückblieben. Bei Bauern, die als Bucherer verschrien und angeklagt waren, fand man im März nur noch sehr geringe Vorräthe, und die Landwirthe in drei Vierteln des ganzen Cantons besaßen eben nur noch so viel Getreide, als sie selbst notwendig hatten, ein neuer Beweis, daß die Speculation wol einzelne Momente der Theuerung beseitigen, aber auf längere Zeit keine Theuerung hervorrufen kann. Aber auch in deutschen Staaten wurde die in Rede stehende Maßregel zur Ausführung gebracht, so 1847 im Großherzogthume Hessen und im Kurfürstenthume Hessen. Im letztern Lande wurde alles vorhandene Getreide, welches über den zum häuslichen Bedarf des Besizers hinreichende, expropriirt und nach dem laufenden Marktpreise bezahlt.

Die Inbeschlagnahme von Getreidevorräthen von Seiten der Behörden, um jene zu den laufenden Marktpreisen zu verkaufen, heißt nichts Anderes als: Gib mir's oder ich nehme Dir's. Mit eben denselben Rechte, als die Behörden bei Landwirthen und Händlern das vermeintliche Zuviel an Getreide wegnehmen, um es denen zu verkaufen, die kein haben, könnten sie auch bei andern Gewerbetreibenden und Kaufleuten die über den eigenen Bedarf hinausgehenden Waren expropriiren, denn Kleidungsküde, Koffer, Sack u. s. find eben auch Waaren wie das Getreide. Solche Maßregel erbittert nur; sie ist ein unter allen Umständen nicht zu entschuldigender Eingriff in das Eigenthumsrecht und hat überdies gar keinen Sinn; denn wollen die Behörden selbst den Verkauf besorgen und, vielleicht auf Kosten des Erzeugers, billigere Preise als die laufenden stellen? Es wäre dieses eine Handlungswelt, welche sich von keiner Seite rechtfertigen ließe, denn einmal soll der Staat keinen Handel gegen welcher Art treiben, dann soll er aber auch vor Allem gerecht sein und nicht die eine Classe der Staatsbürger auf Kosten der anderen nach communisticchen Grundsätzen begünstigen. Die fragliche Maßregel ist aber auch schädlich für die Zukunft, weil sie die Thätigkeit lähmt; denn in einem Lande, wo man seines Eigenthums von Seiten derer, die dazu berufen sind, das Eigenthum zu beschützen, nicht sicher ist, da werden sich die Getreidehändler hüten, Getreidevorräthe aufzukaufen und zu lagern; aber eben deshalb können Mangel und Theuerung auf eine Höhe steigen, die niemals erreicht haben würden, wenn die Behörden nicht eine in rechtlicher und volkswirtschaftlicher Hinsicht gleich verdammenwerthe Maßregel ergreifen hätten.

10) Ueber Kornhandel und Theuerungspolitik. (Stuttgart 1852.)

Sehr beachtenswerth ist dasjenige, was ein officiöser Artikel in der Leipziger Zeitung bei Gelegenheit der Theuerung im Jahre 1847 über den in Rede stehenden Gegenstand sagt: „Sehr ungerecht ist das Vorurtheil gegen die größeren Grundbesitzer, welches ihnen zum Vorwurf macht, daß sie noch Vorräthe aufbewahrt hätten und auch ferner aufzubewahren gedächten. Einmal haben bereits hier und da angelegte Erörterungen ergeben, daß solche Vorräthe gar nicht vorhanden sind, wenigstens nicht in solcher Menge, als man im Publicum zu glauben scheint, oder vielmehr als manche das Publicum glauben machen wollen. Eine von der Amtshauptmannschaft und dem Stadtrathe zu Jülichau auf den eignen Wunsch Bezügter (denen man ebenfalls beigemessen hatte, mehrere Ernten aufgehäuft zu haben) angestellte Untersuchung hat ergeben, daß jene Gerüchte völlig ungegründet waren, und wie es dort war, wird es wol auch in anderen Gegenden sein. Sodann ist aber zu bringen, daß die Vorräthe, welche hier und da noch vorhanden sein mögen, im Vergleich zu Sachens Bedarf so wenig ausreichen, daß ihr sofortiger Verkauf die Lage nur verschlimmern würde; denn sie würden zwar vielleicht ausgleichmässiges Fällen der Preise zuwege haben; da jedoch die Preise in den Nachbarländern so ziemlich auf gleicher Höhe stehen wie bei uns, würden Händler und die Bewohner jener Gegenden, durch die gesunkenen Preise berechtigt, sofort das zum Verkauf gebrachte Getreide aufkaufen und ausführen, sodaß man nach acht Tagen nicht bloß höhere Preise hätte, sondern auch, was die Hauptsache ist, für den Nothfall von allen Vorräthen entbehrt wäre und den heimischen Bedarf um einen desto höheren Preis wieder aus dem Auslande zurückholen müßte. Und ausgenommen, die inländischen Vorräthe würden sämmtlich nur im Inlande verkauft, was würde damit geholfen sein? Wenn auch in jedem Kreise noch 50,000 Scheffel vorrätig liegen (eine Annahme, die von der Wirklichkeit auf keinen Fall errätht wird), so wäre mit dem Vorrathe aller vier Kreise zusammengenommen nicht auf einen Monat geholfen, und wie wollte man dann bis zur nächsten Ernte auskommen? Denn ohne allen Vorrath wäre man allerdings gegen zeitweilige Mäthe der Händler nicht geschützt.“

3) Verbot der Zeit- und Scheinkäufe.

Bei jeder wiederkehrenden Theuerung werden die Regierungen bekümmert, die Zeit- und Scheinkäufe zu verbieten, weil nicht nur das Publicum, sondern selbst Handelskammern und Gemeindebehörden der Ansicht sind, daß durch die Zeit- und Scheinkäufe auf die Erhöhung der Getreidepreise eingewirkt werde. Auch haben sich wirklich manche Regierungen durch solches Geschehen bestimmen lassen, derartige Geschäfte zu verbieten, unter anderen die württembergische im Jahre 1847 und die bayerische im Jahre 1854. Auf dem Landtage zu München wurde im Jahre 1847 der Beschluß zu Stande gebracht, den König zu bitten, auf gesetzlichem Wege

angemessene Bestimmungen gegen die Scheinlieferungsverträge zu erlassen.

Uebrigens, wo man derartige Verbote erlassen hat, sind sie wirkungslos vorübergegangen, und zwar aus dem ganz einfachen Grunde, weil Schein- oder Differenzgeschäfte auf die wirklichen Preise des Getreides keinen Einfluß haben. Man muß nur bedenken, daß derartige Käufe weiter Nichts sind als eine Wette, ein Hazardspiel, wobei nicht das Publicum, sondern bloß die Wettenden, die Spieler berührt werden. Die Preise, welche bei derartigen Geschäften gemacht werden, sind ideell, bestimmt nach der Vermuthung, wie sich die Preise in der nahen oder fernen Zukunft gestalten können. Auch wird eigentlich gar nicht mit Getreide gehandelt, sondern es findet zwischen den Handelnden bloß eine Ausgleichung des Preisunterschiedes statt, und diese Ausgleichung wird mit Geld abgemacht. Ein Beispiel wird dies deutlicher machen: A kauft von B 1000 Scheffel Roggen zu dem Preise von 3 Thlr. A Scheffel in vier Wochen zu liefern. Am Verfalltage kostet aber der Scheffel Roggen 3 1/2 Thlr., und B muß deshalb A 500 Thlr. Preisunterschied herauszahlen. Man könnte nun allerdings meinen, daß solche Geschäfte für den Getreidehandel nicht gleichgültig seien, da das Angebot der Hazardspieler, obwohl sie nie selbst Getreide weder kaufen noch verkaufen, in den Courszettel komme und sich darnach die Handelswelt mit ihren wirklichen Geschäften richte, daß demnach die Regierungen verpflichtet seien, solche trügerische Handelsgeschäfte zu verbieten. Diese Ansicht ist aber eine falsche. Man muß nur, um bei dem angezogenen Beispiele stehen zu bleiben, bedenken, daß A alle Mäthe springen läßt, um den Preis des Getreides in der vierwöchentlichen Frist in die Höhe zu treiben, daß dagegen B seinerseits auch alle Mäthe springen läßt, um in derselben Zeit den Preis herabzudrücken. Hiermit sollen die nur auf Wetten beruhenden Scheinkäufe durchaus nicht in Schuß genommen werden; vielmehr erkennen wir an, daß derartige Geschäfte auf Unstiftlichkeit beruhen; es soll nur darauf hingewiesen werden, daß Differenzgeschäfte auf den wirklichen Preis des Getreides keinen weit verbreiteten, keinen nachhaltenden Einfluß zu üben vermögen, und daß es deshalb mindestens unnütz sein würde, wenn von den Regierungen gegen die Zeit- und Scheinkäufe Verbote erlassen würden. Aber nicht nur unnütz, sondern in vielen Fällen auch schädlich würden solche Verbote sein, da es nicht nur unrecte, sondern auch reelle Zeitkäufe gibt, und da durch Verbote die reellen Zeitkäufe gleichzeitig mit den unrecten getroffen werden würden.

Es sind auch die angesehensten Volkswirtschaftslehrer und erachtete Staatsregierungen ganz damit einverstanden, daß ein Verbot der Schein- und Zeitkäufe mit dem Freihandels-Grundsätzen in Widerspruch stehen, daß ein solches Verbot nicht nur unnütz, sondern selbst schädlich sein würde.

Schluß¹¹⁾ sagt: „Die Veränderlichkeit der Getreide-

11) Rationalökonomie. (Leipzig 1854.)

preise in den vergangenen Jahren hat das Hazardspiel bei dem Getreide veranlaßt. Bei diesem bemühen sich die Spieler durch List, besonders durch falsche Nachrichten in den Zeitungen, auf die Preise nach ihrem Interesse Einfluß zu gewinnen. Derrweg steht dieses Differenzspiel als die Hauptursache hoher Getreidepreise an. Dieser Ansicht können wir nicht beistimmen, da die Bemühungen der Spieler, auf den Preis einzuwirken, nicht bloß auf Erhöhung, sondern auch auf Erniedrigung der Preise gerichtet sind. Gelingt es einmal den Spielern, durch ihre Manipulationen den Preis zu erhöhen, so kann eine solche Erhöhung doch nur auf den Ort des Spielers und auch nur auf kurze Zeit sich erstrecken."

Andr²⁾ spricht sich folgendermaßen aus: „Es gibt allerdings Plätze, wo Millionen von Scheffeln verkauft und gekauft werden, das sind die Börsen, wo dann ein Scheingeschäft betrieben wird. An der berliner Börse wird auf solche Weise manchmal an einem Tage mehr Getreide umgesetzt, als die ganze preussische Monarchie erzeugt. Aber die Waare, welche man dort verhandelt, ist in der Wirklichkeit nirgends vorhanden; jene Operationen sind Nichts weiter als Wetten, als Hazardspiele, und sie beruhen den eigentlichen Waarenmarkt nicht, sondern nur von diesem abstrahirt. Es wird gewettet, daß an dem und dem Tage die Notirungen des Waarenmarktes eine bestimmte Höhe erreicht haben werden, und der Unterschied bildet den Gewinn oder Verlust. Solche Geschäfte sind Schwindelen, aber sie sind nicht so gemeinschädlich, wie ein Verbot des Staates, wie man es so vielfach fordert, zu rechtfertigen. Allerdings haben diejenigen, welche auf hohe Preise speculiren, ein Interesse, die Notirungen in die Höhe zu treiben, aber selbst angenommen, sie besäßen die gigantischen Geldmittel, um das zu können, so steht doch Jedem, der auf Preiserhöhung spielt, ein Anderer gegenüber, der auf Preiserniedrigung spielt. Die beiden Absichten gleichen sich demnach völlig aus, und ein Verbot des Staates würde nur das bewirken, daß jenes Spiel heimlich fortgesetzt und daß das ernstlich gemeinte Liefengeschäft neben dem bloßen Wettschäfte in Licht und Damm geriethe. Die Grenze zwischen beiden ist fast unmöglich zu ziehen."

Auch Roscher³⁾ hält alles Einschreiten gegen die Zeit- und Scheinkäufe für unausführbar und nutzlos, obgleich er die großen volkswirtschaftlichen Nachteile der durch die Zeit- und Scheinkäufe herbeigeführten Preischwankungen nicht verkennet.

Schließlich führen wir noch die Ansichten des preuss. Ministers für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten über die Zeit- und Scheinkäufe an. Das Handelsministerium wurde nämlich in der jüngsten Theuerung wiederholt angegangen, durch Beschränkung der Zeitkäufe im Getreide eine Beseitigung oder Milderung der hohen Getreidepreise zu bewirken. Der Handelsminister wies aber diesen Antrag als mit den bisher von der königl.

Regierung befolgten Verwaltungsgrundsätzen im Widerspruch stehend zurück und sprach sich über diese Angelegenheit in einem Erlasse an die königl. Regierungen dahin aus, daß man mit den untreuen Zeitkäufen zugleich die vollen verbiethen werde, daß aber letzteres bei Getreidemangel und Getreidetheuerung von sehr großem Nachtheile sein werde, denn gerade in solchen Zeiten werde durch Zeitkäufe, welche Getreide aus fernem Ländern herbeiführen, bewirkt, daß die Getreidepreise nicht noch höher gingen. Zeitkäufe seien hier aber durchaus nothwendig, denn da das Getreide, aus fernem Ländern bezogen, lange Zeit brauche, bis es an Ort und Stelle komme, so könnten sich während dieser Zeit die Getreidepreise wesentlich anders gestalten haben. Ein Verbot der Zeitkäufe würde zugleich ein Verbot eines derartigen wohlthätigen Getreidehandels enthalten.

6) Magazinirung auf Staats- und Gemeindefüssen.

Zu den falschen Mitteln, dem Getreidemangel und der Getreidetheuerung vorzubeugen, dieselben beziehungsweise zu mildern, gehört endlich auch noch die Magazinirung auf Kosten des Staats und der Gemeinden. Bei jeder wiederkehrenden Theuerung und nach Ueberstufung derselben haben zahlreiche Stimmen aus dem Volke, und darunter selbst aufgeklärte Männer, die Staatsregierungen, die Gemeindefürsorge zur Anlage von Getreidemagazinen zu veranlassen gesucht, und noch heutigen Tages sind Viele der Ansicht, daß die Magazinirung eins der wesentlichsten Mittel sei, Getreidemangel und Getreideheuerung zu bezwängen. Man hat auch wirklich in manchen Staaten Versuche mit der Staats- und Gemeindeförderung gemacht; mit welchem Erfolge, lehrt die Geschichte.

Die Zeit des öffentlichen Kornspeichers war das Mittelalter. In jener Zeit hatte jede Stadt ihr Magazin, aber trotzdem trat Hungersnoth sehr oft ein.

In den neuern und neuesten Zeiten haben Beispiele der Magazinirung gegeben oder doch Verluste und Vorschläge zur Magazinirung gemacht: der Canton Genf. Man magazinirte daselbst in früheren Zeiten stets auf zwei Jahre, und die Wäder waren gezeugeten, aus dem Magazine zu kaufen, um die Ueberschüttelung derselben bei hohen Preisen zu verhüten.

Auch Hamburg hatte früher ein Getreidemagazin.

In Preußen bestanden unter Friedrich dem Großen für das ganze Land Staatsmagazine mit solchen Vorräthen, daß sie die gesammte Bevölkerung des Landes 1½ Jahr zu ernähren vermochten. Der König wollte durch die Staatsmagazine sowohl große Theuerung als zu große Wohlfeilheit des Getreides vermeiden. Er setzte nämlich ein Maximum und ein Minimum der Getreidepreise fest und ließ bei Theuerung verkünden, daß Jeder, welcher das Getreide um das Maximum auf dem Markte nicht kaufen, es um diesen Preis aus dem Staatsmagazine beziehen könne. Zielen dagegen die Getreidepreise so sehr, daß der Landwirth keinen Gewinn mehr bei dem Getreidebaue hatte, so ließ der König bekannt machen, daß Jeder, der sein Getreide

13) Weserzeitung 1851.

13) Germania 1856.

nicht um das Minimum auf dem Markte verkaufen könne, es für diesen Preis in die Staatsmagazine liefern möge.

In Baiern wurden in dem Theuerungsjahre 1771 Haupt- und Filialmagazine angeordnet, wozu jeder Unterthan, welcher Getreidebau betrieb, angemessene Beiträge liefern mußte.

Im Kurfürstenthume Hessen wurden nach dem siebenjährigen Kriege Magazine in verschiedenen Städten angelegt. In den Theuerungsjahren 1771—1772 wurden darauf die Wälder aller Städte mit Roggen versorgt, aber auch zugleich angewiesen, das Brod zu einem gewissen ermäßigten Preise zu verkaufen. Die Magazine wurden indessen bald erschöpft, und Hessen empfand den Getreidemangel und seine Folgen sehr schwer.

Auch Hannover hatte früher mehrere ansehnliche Magazine, namentlich in den Fürstenthümern Göttingen und Grubenhagen.

In Würtemberg bestanden Gemeinde-Getreidemagazine schon seit 1530, wurden aber zu Anfang des 19. Jahrh. überall aufgehoben.

In Frankreich wurde 1793 die Staatsmagazinirung durch den Convent beschlossen, doch blieb dieser Beschluß unausgeführt. Ebenso wenig boten die großen Provinzialgebäude, welche Napoleon für Paris aufzuführen ließ, eine nachhaltige Benutzung.

In Spanien gab es zu Ende des 18. Jahrh. in mehr als 5000 Gemeinden Getreidevorrathshäuser. Jeder Landmann war verpflichtet, eine seinem Besitze entsprechende Getreidemenge dahin abzuliefern. Am nächsten Jahre bekam er diese zurück, mußte aber noch mehr neues Korn liefern, bis das Magazin die beabsichtigte Menge Getreide enthielt.

Eine ähnliche Einrichtung bestand auch in Schweden und seit dem Jahre 1800 in Rußland. In letzterem Lande haben sich die Getreidemagazine erhalten bis auf unsere Tage; sie sind aber daseitig Gemeindemagazine, deren Anlegung von dem Staate befohlen wurde.

In Oesterreich wurde schon durch Patent vom 9. Juni 1788 ein Contributionskörnerfond für Böhmen, Mähren und Schlesien angeordnet. Auf jeder Herrschaft wurde nämlich ein Gemeindefruchtspeicher errichtet, in den die Bauern eine der einmaligen Ausfaat gleichkommende Getreidemenge in drei Jahresterminen abliefern mußten. Aus diesen Speichern wurden dann in Misjahren die Bedürftigen unter der Bedingung unterthüt, daß sie nach eingebrachter Ernte die erhaltenen Vorräthe nebst $\frac{1}{10}$ Proc. Zinsen an Körnern zurückerstatteten mußten. Ferner wurden im Jahre 1830 sämtliche ungarischen Grundherrschaften und Gemeinden auf landesherrlichen Befehl aufgefordert, Gemeindefruchtspeicher zum Abwehr von Mangel und Hungersnoth zu errichten.

Im Königreiche Sachsen gab es früher in einzelnen Städten Magazine, so in Leipzig, Zittau, Annaberg. Nach derselben erließen zu ihrer Errichtung Unterstützung aus der Staatskassa. Die nach der Theuerung vom Jahre 1817 gebildeten Actienvereine zur Hal-

tung eines Magazins von 30,000 Scheffeln Getreide im Erzgebirge lösten sich in Folge fortwährender Verluste wieder auf¹⁾). Die Einrichtung öffentlicher Magazine wurde beim Beginn des Landtags 1805 verfallen. Das Gutachten der Stände ging in der Hauptsache dahin, daß in Zukunft durch Beseitigung eines ansehnlichen Getreidevorraths von Seiten der Regirten pöblichem Mangel und übermäßiger Theuerung vorgebeugt werden möchte. Die Regierung ging aber auf diesen Antrag nicht ein²⁾).

Eine Art von Staats-Getreidemagazinirung fand übrigens in den Jahren 1830, beziehungsweise 1848 in fast allen deutschen Ländern statt. Sie bestand nämlich in der Aufspeicherung der Natural-Getreidezinsen, welche von den politischen Unterthanen an den Staat entrichtet werden mußten. Aber nach der Umwandlung der Naturalzinsen in Geldzölle in den Jahren 1830 und 1848 ging diese Art von Magazinen ein.

In der neueren Zeit machten sich, und zwar in Folge der Getreidetheuerung, Bestrebungen zur Errichtung von Staats- und Gemeindemagazinen wieder geltend.

So in Baiern im Jahre 1847; es ergab sich aber bald, daß sich der praktischen Durchführung weit größere Schwierigkeiten darbieten würden, als es auf dem Papier den Anschein hatte, indem die meisten Gemeinden nicht im Besitze von so viel eigenem Vermögen waren, um Vorräthe von einigem Belang aufspeichern zu können. Man schlug deshalb die Gründung von Actienvereinen von Landwirthen und Capitalisten vor, die dann die Hauptbetheiligten sein sollten, um auf diese Weise mit vereinten Kräften aufzuführen, was den einzelnen Gemeinden unmöglich sei. Es ist aber dieser Vorschlag nirgends in Ausführung gekommen.

Im Buxtehuderbergischen. In Erbach bildete sich im J. 1850 ein Verein von Landwirthen beabsichtigt die Gründung von Fruchtvorrathskammern. Die Vorräthe sollten so lange nicht verkauft werden, bis starker Hungersnot, Misere, Theuerung dazu nöthigen sollten. Dann sollte der Eigentümer von seinen zum Vorrath gelieferten Früchten soviel erhalten, als er etwa bis einen Monat nach der Ernte für seine Haushaltung nöthig habe. Der weitere Vorrath sollte an die Ortsbürger zu billigen Preisen abgegeben werden. Der Plan ist jedoch nie zur Ausführung gekommen.

Im Hoheneichen. Hier wurden im J. 1851 in Folge der wohlfeilen Fruchtpreise wirklich Gemeindemagazine angelegt, sie haben sich aber nicht lange erhalten.

Im Weimarischen. Dasselbst trat im J. 1851 ein Verein zur Errichtung von Getreide-Nothmagazinen zusammen. Die Mitglieder sollten sich durch Uebernahme einer unverzinslichen Actie von 5 Thalern betheiligen, und dieser Betrag nicht eher zurückgezogen werden können, bis das Magazin eröffnet und das Getreide ver-

14) Reschke, Ueber Kornhandel und Theuerungspolitik. (Zettigart 1852). Schölze, Die Magazinirung. (Leipzig 1847.)
15) Bülow's Neue Jahrbücher der Geschichte und Politik. (Leipzig 1847.)

kaufte frei. — Es sind jedoch diese Magazine bis heutigen Tages nicht ins Leben getreten.

In der Provinz Sachsen. Unter Vorbehalt königl. Genehmigung trat im J. 1854 in Halle und Umgegend eine Gesellschaft unter der Firma: „Sächsische Silo-Gesellschaft“ zusammen, um durch Ansammlung und Aufbewahrung großer Vorräthe in Silos bis zum Betrage von 37,000 Wispeln zur Zeit des Ueberflusses, sowie durch Verkauf innerhalb der Provinz Sachsen in Jahren des Mangels verderblichen Schwankungen der Kornpreise möglichst vorzubeugen. Das Grundcapital der Gesellschaft sollte in 1 Mill. Thalern bestehen, an Stelle der Barzahlung sollten jedoch auch unter gewissen Bedingungen Naturalisirungen zulässig sein. Aber auch diese Gesellschaft ist nicht zu Stande gekommen.

Auf dem Landtage zu München im J. 1855 erklärte der Minister des Innern, daß sich die Regierung vorzugsweise die Bildung von Kreismagazinen habe anlegen lassen. Ohne Magazine wäre die Regierung in dringenden Zeiten von Mitteln entböhrt und vollständig gelähmt. Die Mehrheit der Kammermitglieder erklärte sich aber gegen die Anlegung von Getreidemagazinen.

Hierher gehören auch noch die v. Hagen'schen Silobanken¹⁶⁾, die jedoch nur in Anregung, nicht in Ausführung gekommen sind. Es würde auch den Silo-Gesellschaften die Speculation hauptsächlich, der Zweck der Unterstützung nur Nebensache gewesen sein.

Noch manche andere zum Theil sehr abenteuerliche Pläne wurden schon in früheren Zeiten von Schriftstellern zur Gründung von Getreidemagazinen gemacht; so von v. Wendendorf im zweiten Bande der Berliner Beiträge zur Landwirthschaftswissenschaft im J. 1775, welcher Zwangsgetreidemagazine vorschlug; von Wichmannshausen, welcher in den Oekonomischen Nachrichten im J. 1759 gemeinschaftliche Bezirksmagazine der Rittersgutsbesitzer ins Leben gerufen wissen wollte; von Balkhausen in seinem „Briefe über die Politik des Kornhandels“ (Remgo 1773), welcher allgemeine Naturalisirungen von den einzelnen Landwirthen je nach dem Umfange ihrer Grundstücke und in solcher Menge vorschlug, daß ein Vorrath für die Bedürfnisse sammtlicher Einwohner auf 3—6 Monate aufgehäuft werden sollte; von Nimrod im J. 1772, welcher die gesetzlich angeordnete Haltung eines Getreidevorraths von Seiten jedes Feldbesizers verlangte; von Wöser im J. 1778, welcher vorschlug, daß jedem Brennweinbrenner nur dann die Erlaubniß zum Brennen zu erteilt sei, wenn derselbe für beständig 5 Laß Roggen vorräthig halte, der, sobald der berl. Scheffel über 1 Thlr. Riese, dem Staate zu diesem Preise zu überlassen sei; von v. Soden im Jahre 1813, welcher daher wollte, daß jeder Grundbesitzer verpflichtet sein sollte, einen bestimmten Theil seines Einkommens an Getreide für den Staat aufzubewahren oder in Bereitschaft zu halten; von

Graf von Uffenburg-Gallenstein, der den Soden'schen Plan im J. 1847 in der Sitzung der Herren-Kurie des preuß. Landtags wieder aufnahm. Alle diese Vorschläge sind aber entweder gar nicht zur Ausführung gekommen oder wenn sie, wie der Soden'sche, in Gotha, Altenburg, Baiern, Mansfeld, Südbesheim, ins Leben traten, doch bald wieder fallen gelassen worden, da man sich nur zu bald von ihrer Unausführbarkeit überzeugte. Es könnte noch eine ganze Reihe solcher unsprechlicher Ideen aufgeführt werden, doch mag es mit den angeführten erceeden.

Gibt man nun zu einer Kritik der Staats- und Gemeinde-Getreidemagazine über, so stellt sich heraus, daß dieselben theils unmöglich, theils für unsere Zeiten unnütz, theils sogar schädlich sind. Unmöglich sind Staatsgetreidemagazine, weil zu deren Errichtung so ungeheure Geldmittel gehören würden, wie sie selbst der reichste Staat nicht zu erschwingen vermöchte. Nach Reuning¹⁷⁾ würde die Auffpeicherung des nöthigen Getreidebedarfes für das Königreich Sachsen nur auf einen Monat einen Aufwand von 1,624,998 Thlrn. verursachen. Wenn es aber auch wirklich durch Benutzung des Staatscredits möglich wäre, die nöthigen Geldmittel zur Fällung und Unterhaltung eines Staatsmagazins zu beschaffen, so würden doch leicht bedeutende Verluste durch den Unterschied zwischen Einkaufs- und Verkaufspreis eintreten können, abgesehen von dem beträchtlichen Aufwande an Zinsen und Unterhaltungskosten der Magazin Gebäude, der Ablohnung der dabei angestellten Beamten und Arbeiter, und der beträchtlichen Einbuße durch Schwand, Mäusefraß, Insectenfraß, Verderbniß u. s. w. Hierzu kommt noch, daß der Staat gewöhnlich am theuersten kauft, und daß, wenn mehrere Jahre hintereinander folgen, die Magazine sich nicht als nachhaltig erweisen würden. Eine allgemeine Magazinirung, allein durch den Staat und mit Staatsmitteln ausgeführt, würde daher nicht nur eine kaum mögliche directe Belastung der Staatskasse mit sich führen, sondern es würden auch die dazu verwendeten umfangreichsten Mittel keine vollständige Wirkung äußern können. Auch würde es kaum zu verbüthen sein, daß auch den Staatsmagazinen auch minder Bedürfnisse untersteht und daß selbst ein Theil des Magaziniforms außer Landes gehen würde.

Diese Bedenken sind es aber nicht allein, welche gegen Staatsgetreidemagazine sprechen; der Staat soll auch keine Versorgungsbankstalt sein; er hat, wie Soden¹⁸⁾ richtig bemerkt, keine Verpflichtung, das Volk zu versorgen; er hat nur dafür zu sorgen, daß der gesellschaftliche Staatsoberbau bewahrt werde. Eine allgemein durchgeführte Staatsmagazinirung würde ferner die Verpflichtung jedes einzelnen Vriess, für seine Armen selbst zu sorgen, vernichten. Staatsmagazine würden ferner die Lehrer sorglos machen und hindern auf Cultur und Industrie einwirken. Dazu kommt noch,

17) Ueber Beschönerung des Handels an Brodgetreide. (Hildesberg 1847.) 18) Zwei nationalökonomische Ausführungen. (Leipzig 1812.)

16) v. Hagen, Die Silobanken. (Erfurt 1854.)

daß der Staat keinen Handel treiben soll. Nichts widerspricht nach Schmalz¹⁹⁾ der Idee unserer modernen Staaten mehr, als ein Handelsgeschäft von Seiten des Staates im vermeintlichen Interesse der Staatsangehörigen; denn der Staat ist nicht dazu da, irgendwelche Geschäftszweige des bürgerlichen Handels und Wandels an sich zu ziehen und gleichsam auf eigene Rechnung zu treiben, sondern bloß um den Handel seiner Bürger zu schützen. Treibt der Staat auf seine eigene Rechnung Geschäfte, so ist dies etwas Unnatürliches, mit dem Wohle der Privaten, wenn er dadurch Concurrenz bereitet, unverträglich, und ein solcher Handel wird auch für den Staatshaushalt an sich ungleich nachtheiliger als vortheilhaft sein. Das Getreide muß sich in den Händen der Landwirthe, Händler, Getreidehändler befinden; wolle der Staat selbst den größten Theil aufspeichern, so würde er den freien Handel vernichten, Privaten vom „Aufspeichern“ ganz abschrecken und eine Nothdichtung übernehmen, welcher er unmöglich genügen könnte.

Das anscheinend gelungene Beispiel der Staatsgetreidemagazinirung unter Friedrich dem Großen beweißt gar Nichts für die Ausführbarkeit und Nützlichkeit einer solchen Maßregel in unserer Zeit; denn abgesehen davon, daß damals die staatlichen Angelegenheiten noch sehr mangelhaft waren, daß der Verkehr in Folge der mangelhaften und schlechten Straßen sehr darniederlag, daß der Marktfleissbau noch nicht eingeführt, daß die Bevölkerung eine sehr schwache war, gehörte auch der Einfluß und die Unumschränktheit eines Friedrich des Großen dazu, um die Staats-Getreidemagazinirung zu ermöglichen. Er allein beherrschte den Getreidehandel, Privateapitalen flossen demselben wenig zu, und der König war deshalb in wohlthätigen Zeiten der einzige Käufer des Vorrathes. Auch lehrt die Geschichte der späteren Zeiten zur Genüge, daß alle Versuche, Staats-Getreidemagazine zu errichten und fortzuführen, gescheitert sind.

Nur einige wenige Fälle gibt es, wo Ankauf und Aufspeicherung des Getreides von Seiten des Staates zulässig und nützlich sind. Diese Fälle werden weiter unten näher in Betracht gezogen werden.

Wenn nun in Vorstehendem nachgewiesen ist, daß Magazinirungen von Seiten des Staates für die ganze dürftige Bevölkerung des Landes theils unausführbar, theils nicht wünschenswerth sind, so könnte man leicht zu der Annahme verleitet werden, daß Gemeinde-Getreidemagazine sowohl ausführbar als auch wünschenswerth sein möchten. Will man aber auch die Ausführbarkeit dieser Art von Getreidemagazinen zugeben, so muß man sich doch entschieden gegen deren Nützlichkeit in unseren Tagen aussprechen. Nicht nur, daß eigentlicher Mangel an Getreide in der Gegenwart in Folge der Eisenbahnen kaum mehr denkbar ist, würden auch Gemeindebeamte eben so wenig als Staatsbeamte zum Magazinhalten geeignet sein. Dazu kämen noch die großen Verluste auch bei den Gemeindemagazinen; dazu käme ferner, daß man bei Theuerung weniger sparsam

leben und daß man sich, gestützt auf die mit Sicherheit zu erwartenden Unterstügungen aus den Magazinen, einer Sorglosigkeit und einem Reichthume hingeben würde, der dentrieb zu eigenen Anstrengungen vollständig unterdrücken würde. Dazu käme endlich, daß, wenn einmal die Fruchtpreise einen höhern Stand als den gewöhnlichen erreichen, die Gemeindefürsorge häufig nicht in der Lage sein würden, dem Andrängen der ärmern Classe auf Abgabe von Früchten zu widerstehen und daß dann, wenn die höchste Theuerung eintritt, die Verträge größtentheils schon verletzt sein würden. Die Folge davon könnten dann leicht Unruhen sein.

Die Geschichte lehrt auch hier zur Genüge, daß das Magaziniren von Seiten der Gemeinden, obgleich vielfach als sehr nützlich angepriesen und sogar von Seiten der Behörden ansehnlich, entweder gar nicht zur Ausführung gekommen ist, oder doch nicht lange in Kraft bestanden hat. Das Beispiel Rußlands, welches man entgegen halten könnte, vermag für Deutschland durchaus nicht maßgebend zu sein, in sofern selbst die Staatszustände als die Gemeinde-, Cultur- und Verkehrsverhältnisse in Rußland mit denen in Deutschland kaum etwas gemein haben.

Daß selbst Staats- als auch Gemeinde-Getreidemagazine theils unausführbar, theils in unseren Tagen in Folge des beschleunigten und erweiterten Verkehrs nicht nöthwendig, theils sogar schädlich sind, darüber sind auch die grachtlichsten volkswirtschaftlichen Schriftsteller und einsichtsvollen Behörden und Körperschaften einverstanden.

Graf Gasparin²⁰⁾ äußert sich in der fraglichen Angelegenheit: „Die Fortschritte der Civilisation, die Ausdehnung des Handels und des Credits, die Vereinfachung der Communicationsmittel, das Seltenwerden gänglicher Widersten — alle diese Umstände lassen erwarten, daß man in unserer Zeit wohlfeiler, wirksamere und minder gefährliche Sicherheitsmittel gegen den Mangel an Nahrungsmitteln auffinden werde, als die Magazinirung.“

Die erste Deputation der zweiten sächsischen Kammer verworf in ihrem Berichte über das allerhöchste Decret vom 1. 1847, die Nahrungsvorhältnisse betreffend, ebenfalls die Staatsmagazinirung. Es heißt in dem betreffenden Berichte: „Die Frage über die Zweckmäßigkeit der Magazine überhaupt ist nicht erst in neuerer Zeit angeregt worden; sie ist in Sachsen schon vor 40 — 50 Jahren behandelt und durch praktische Versuche erörtert worden; sie ist von Zeit zu Zeit verschiedenen Beurtheilungen unterworfen gewesen, und man scheint sich zuletzt zu der Ansicht vereinigt zu haben, daß die Anlage von Magazinen für die ganze Bevölkerung oder für einen Theil derselben nicht zweckmäßig oder nicht ausführbar sei, da hierzu Mittel erforderlich sein würden, welche die Kräfte auch eines reichen und größeren Staates übersteigen dürften.“

In Württemberg ferner, wo man die reichsten Er-

19) Encyclopädie der Kameralwissenschaften.

20) Compt. rend. 1847.

fahrungen über die Getreidemagazinirung gemacht, hat die Geschichte über den Werth derselben vollständig gerichtet. Die Magazine leisteten nie, was man von ihnen erwartete; sie bestanden auch in den meisten Orten nur in der Einbildung, und wo sie in Wirklichkeit bestanden, fanden sie die Grundbesitzer so brüderlich, daß der Wunsch, dieselben aufgehoben zu sehen, ein sehr lebhafter war. Die erbieten Erlaubniß zum Einfließen der Getreidemagazine wurde auch von den Kreisregierungen gegeben, nachdem sich die überwiegende Mehrheit der Oberämter ungünstig über die Gemeinde-Fruchtmagazine ausgesprochen hatte²¹⁾.

Auf dem Landtage zu München sprachen sich Professor Hermann und Freiherr von Lerchenfeld entschieden gegen die Getreidemagazinirung aus. Der Getreidehandel sei unumgänglich notwendig, weil sonst gar keine Schranken existiren könnten. Die besten Magazine seien fleißige Bauern und ein blühender Handel.

Auch bei der XI. Versammlung teutscher Land- und Forstwirthe zu Kiel sprach man sich allseitig gegen die Getreidemagazinirung, namentlich von Seiten des Staates aus. Thier und Schulze erklärten, daß Staatsmagazine den Privaten von Speculation zurückzureden, und daß der Staatshaushalt noch nicht so mächtig sei, daß er das Meßer in die Hand nehmen und Jedem sein Stück Brod aufschneiden könne²²⁾.

Schulze²³⁾ erklärt die sehr verbreitete Meinung, daß, um Getreidebeuerung zu verhüten, der Staat bei reichem Ernten das entbehrlische Getreide für Jahre des Mangels aufspeichern müsse, für einen Irrthum. Die Erfahrung habe vielfach gezeigt, daß solche Magazine dem Staate zu viel kosten und daß sie doch nicht die erwartete Sicherheit gewähren. „Große Staatsmagazine vermindern nicht die Gefahr des Mangels an Getreide und der Hungersnoth, sondern vergrößern dieselbe, weil sie Privatpersonen vom Aufspeichern abhalten. Der Landwirth und der Kaufmann haben keine Lust, Getreide in großer Menge aufzuschütten, da sie fürchten müssen, daß, sobald die Preise steigen, die Regierung ihre Magazine öffnet. Aus gleichem Grunde ist gegen die Ansicht zu sprechen, daß die Gemeinden große Getreidemassen aufspeichern sollen, um eine jährliche Bevölkerung gegen Hungersnoth zu schützen. Die Freunde solcher Staats- und Gemeindemagazine bedenken nicht, daß, wenn dieselben in Zeiten des Mangels geöffnet und niedrige Preise gestellt werden, weder die Staatsregierungen noch die Gemeindeverordnungen im Stande sind, das Ausfließen dieses Getreides für andere Gegenden oder fremde Personen zu verhindern.“

Und André²⁴⁾ sagt: „Wo sich der Staat in den Handel mischt, da kann der Privatmann, der sich doch besser als jener aus das Geschäft versteht, mit ihm nicht concurrenz; denn dem Staate ist es gleichgültig, ob er mit Nutzen oder mit Schaden operirt; er kann theuer

einkaufen und wohlfeil verkaufen, ohne daß es ihn ruiniert, weil er nicht mit seinem Gelde, sondern mit dem Gelde der Steuerpflichtigen handelt. Der Privatmann dagegen darf nur solche Dinge einführen, die das Publicum wirklich besser gebrauchen kann als das Geld, das es gekostet hat, denn sonst wird das Publicum freiwillig ihm nicht mehr als den Einkaufspreis dafür bezahlen. Wo also der Staat die Verproviantirung übernimmt, da bleibt der Privathandel vom Geschäft fern. Und eben weil der Staat die Sache nicht so gut versteht, wie der Privatmann, wird auch das Publicum nie so gut von ihm bedient werden, wie von jenem. Der von vielen Seiten neuerdings gesobete Eintritt der Regierungen und Gemeindebehörden in den Handel mit Nahrungsmitteln kann auf zwiefache Weise stattfinden. Entweder kaufen sie im Inlande große Vorräthe auf und lassen sie zu einem mäßigen Preise wieder ab, oder sie führen Vorräthe von Außen ein und brüden dadurch die inländischen Preise. Die erste Art der Dawyidschen Kunst ist die schlimmste. Sie läuft auf bloßen Schein, auf bloßes Blendwerk hinaus, denn was die Regierung auf der einen Seite den Betrachtern am Preise schenkt, muß sie ihnen auf der anderen Seite an Steuern wieder nehmen. Außerdem vermehrt sie damit keineswegs die wirklichen Vorräthe, sondern sie beschleunigt nur die Hungersnoth, indem sie durch Preiserniedrigung die Verzehrung befördert und die Einfuhr abschredet. Daß das ganze Verfahren außerdem ungeheure Summen für die Verwallung verschlingen würde, die der sparsame Privathandel nicht gebraucht, und die viel nützlicher verwendet werden könnten, soll gar nicht einmal in Anschlag gebracht und auch das übersehen werden, daß eine Polizeimaßnahme erforderlich sein würde, um zu verhindern, daß die wohlfeil verkauften Nahrungsmittel nicht von Speculanten aufgekauft und ins Ausland verschickt, statt wirklich von jedem Einzelnen verzehrt würden. Der officielle Verkauf fremder Nahrungsmittel ist wenigstens nicht ganz so unvernünftig, weil er doch immer einer wirklichen Vermehrung der vorhandenen Vorräthe gleichkommt. Aber zahllose Erfahrungen betreffen auch hier wieder, daß, wenn anders nur der Handel frei ist, der Privatmann dieses Geschäft weit besser und wohlfeiler besorgt als die einsichtslöthige Regierung. Wenn der Staat den Kornhandel wirklich im Großen betreiben will, so wendet die Privatindustrie sich augenblicklich von diesem Geschäftszweige ab und anstatt alle Capitalien, alle Kräfte der Nation möglichst auf die Verproviantirung zu concentriren, schredt man sie von derselben zurück. Noch ist eine dritte Dawyidschen Kunst möglich. Die Regierungen oder die Gemeinden können in Jahren Erntezehren für knappe aufspeichern. Aber dies geschieht schon durch die professionellen Getreidehändler. Das überflüssige Korn einer guten Ernte lagert auf Speichern, und wenn die Zeit des Mangels kommt, wird es von den Inhabern aus den Markt gebracht und verkauft. Weit besser ist es, das Geld, welches öffentliche Aufspeicherungen kosten würden, in den Taschen der Steuerpflichtigen zu lassen.“

21) Reichler, Bürenbergische Regierungssache. 22) Amtlicher Bericht über die XI. Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe. (Uttina 1848.) 23) Rationalökonomie. (Leipzig 1850.) 24) Besprechung 1851.

Koscher²⁴⁾ spricht sich in ähnlichem Sinne aus: Regierungen und Gemeinden sollten mit ihren Einkäufen im Auslande u. nur in solchen ausschöpfen, als der Privatohandel zur Erfüllung seiner großen Aufgabe noch unrett sei, und es sollte ein Hauptgrundsatz bei jeder solchen Ausbühse sein, sie nicht durch unkaufmännische Großmuth (die ja nur aus Kosten der Steuerpflichtigen, d. h. des Volkes selbst, dem man doch helfen wolle, grübt werden würde) dem Heranwachsen des zweckmäßig betriebenen und deshalb allein zuverlässigen Privathandels, da ohnehin sein Getreide so schwierig und gefährlich sei, noch größere Hindernisse in den Weg zu legen.

Römisch²⁵⁾ nennt das Magaziniiren durch den Staat sehr treffend einen todten Kornhandel und den Privatohandel ein lebendiges Magaziniiren.

Am ausführlichsten und schlagendsten verbreitet sich aber ein Gutachten der württembergischen Centralstelle für Landwirtschaft, erstattet an das königl. Ministerium des Innern vom 10. Nov. 1854²⁶⁾ über das Magaziniiren von Seiten des Staates und der Gemeinden. Es heißt in diesem Gutachten: „Man muß behaupten, daß der Private zum Kornhandel weit eher gerianet ist, als eine öffentliche Behörde, die, weil fremdes Eigenthum verwaltend, nur einem Höheren verantwortlich bleibt und deshalb mit den ihr anvertrauten Dingen nicht schalten und walten kann, wie und wann sie will, während beim Handel Alles darauf ankommt, die günstigsten Conjecturen im rechten Augenblicke zu benutzen und rasch und entschlossen vorzugehen.“ Und weiter: „Der nationalökonomische Werth der Lagerung gewisser Fruchtvorräthe, auf welche in früheren Zeiten so großes Gewicht gelegt wurde, hat sich übrigens in unserer Zeit wesentlich vermindert. Das Bedürfniß solcher Vorräthe entstand in Deutschland zu einer Zeit, wo 300 kleine Territorien durch eben so viele Zollschranken sich gegen einander abschlossen, wo eine Stadt die andere in einem und demselben Territorium von ihrem Fruchtmarkt ausschließen konnte, bis, sie selbst ihren eignen Bedarf angestaut hatte, wo der Ankauf von Früchten zum Wiederverkauf als ein gegen göttliche und menschliche Geseze verstoßender Handel verpönt war, wo der Landbau im Ganzen aus einer sehr niedrigen Stufe stand, wo in Folge von örtlichen Ursachen, z. B. Hagelschlag, Ueberschwemmung, eine Menge örtlicher Theuerungen eintraf, dann wegen der schlechten Straßenverbindungen sich nur schwer abheben ließ, und wo überhaupt fast jede mindere Ernte einen unverhältnißmäßigen Preisausschlag brachte. Alle diese Verhältnisse haben sich geändert. Die Zollschranken für Getreide sind mit der Zahl der deutschen Territorien vermindert worden, und unter den zum Zollvereine gehörigen Staaten, sowie zwischen diesen und dem Kaiserthume Oesterreich ganz gefallen; die Absperrung der Städte unter einander

hat aufgehört; die Communicationsmittel in Mitteleuropa haben eine Erweiterung und Vervollkommenung erhalten, die Nichts zu wünschen übrig läßt; die Transportkosten sind dadurch außerordentlich ermäßigt worden, und eine der deutschen Regierungen nach der andern hat sich entschlossen, nach den Lehren der Geschichte und der Erfahrung dem Getreidehandel mehr und mehr Freiheit zu geben. Wenn früher die an dem Meere gelegenen Länder bezüglich der Leichtigkeit fremder Getreidezufuhren besonders begünstigt waren, so können jetzt auch die Binnenländer, die durch Eisenbahnen und Dampfschiffe in leichte und rasche Communication mit vielen Seep lägen gesetzt sind, Antheil an jener Begünstigung nehmen, und zwar um so wirksamer, als die ungeheure Ausdehnung der Schifffahrt eine rasche und massenhafte Zufuhr aus den entlegensten Gegenden möglich gemacht hat, an welche früher nicht zu denken war. Stände die Nationalökonomie noch auf dem Standpunkte der abstracten Theorie, und wären ihre Lehren noch nicht von der Fackel der Geschichte beleuchtet, so dürfte die Wichtigkeit der Sache es rechtfertigen, daß, wie in einem Nachbarstaate²⁷⁾ geschieht, Versuche mit dem Anlegen von Fruchtmagazinen durch Gemeinde- und Districtsbehörden angestellt werden. Es ist nun aber im Laufe der Zeit über den Werth der öffentlichen Magazine eine Menge nützlicher Erfahrungen gemacht worden, und grade Württemberg hat wol die reichsten Erfahrungen hierüber gesammelt. Nach diesen Erfahrungen und nach der Natur der Getreide speculation überhaupt kann die Frage: ob auch das System des Beirhaltens von Getreidevorräthen durch den Staat und die Gemeinden ganz oder theilweise zurückgenommen sein möchte? unmöglich mit Ja beantwortet werden. Der Getreidehandel und das Magaziniiren eignet sich nicht für öffentliche Beamte, sondern für Privatpersonen. Es werden daher neben den Landwirthen Kaufleute, Müller und Bäcker immerhin die fähigen und tüchtigen Fruchtvorathspfleger sein und bleiben. Will man sich eine nähere Darstellung verschaffen, wie nachtheilig für Körperschaften die Verwaltung von Naturalien ausfällt, so darf man nur auf die Geschichte des alten Fruchtvorathsinstituts zurückgehen, bei welchem Nachtheiligkeiten, Unordnungen und Mißbräuche jeder Art fortwährend an der Tagesordnung waren. Wie groß überhaupt die Verluste sind, die bei öffentlichen Fruchtmagazinen vorkommen, das zeigt die Geschichte solcher Einrichtungen im In- und Auslande. Nach den von Say mitgetheilten Erfahrungen von Paris betragen dieselben einsechzigsten deren Zinsen aus dem niedergelegten Getreidecapitale jährlich 15 Proc. Berechnungen, welche im J. 1820 in Württemberg angestellt worden sind, stellen einen weit größeren Verlust heraus, wobei Versicherungspämien, Verluste durch Verantrauungen und Uneindringlichkeit vieler Außenstände noch gar nicht berücksichtigt werden zu sein scheinen. Wie für die Körperschaften, so sind aber die öffentlichen Magazine auch für die Angehörigen

24) Germania 1856. 25) Ueber Korntheuerung und deren mögliche Beseitigung. (Frankfurt a. M. 1855.) 26) Wodenzblatt für Land- und Forstwirtschaft. 1855. Nr. 10.

27) Baiern.

der Körperschaften von wesentlichen Nachtheilen begleitet, worüber es an Erfahrungen bei den alten württembergischen Fruchtmagazinen nicht gebricht. Das Dasein erfüllter öffentlicher Speicher ist zwar wohl geeignet, auf die Stimmung der ärmeren Volksschlässe beruhigend einzuwirken, die ungünstige Folge dieser Beruhigung ist aber, daß in der Verzehmung um so weniger Sparsamkeit beobachtet wird. Ja, es wird sogar durch das blinde Vertrauen auf die von den öffentlichen Vorräthen zu erwartende Unterstützung eine Sorglosigkeit und ein Leichtsinns erzeugt, der den Sinn zur Sparsamkeit und den Trieb zu eigenen Anstrengungen völlig unterdrückt. In Alt-Württemberg war es keine seltene Erscheinung, daß Leute im Späthjahre ihre Bodenerträge verheulerten und im Frühjahr wegen Verschaffung von Saatgut Anträge an die öffentlichen Magazine erhoben. Neben diesen Wirkungen auf den Haushalt Einzelner ist aber der allgemeine volkswirtschaftliche Nachtheil der öffentlichen Magazine, daß durch die Beförderung einer nachtheiligen Concurrenz die Preisfluctuation niedergehalten wird und daher weder Mühe noch Capitalien auf die Verschaffung von Getreide aus den mit Ueberfluß gesegneten Ländern und auf das Vorrathhalten von Vorräthen verwendet wird. Denn bei dem großen Risiko, das mit dem Getreidehandel verbunden ist, muß den Unternehmern die Aussicht auf einen höheren Gewinn offen bleiben, wenn sie zu Speculationen angelockt werden sollen. Eine solche Aussicht wird aber wesentlich geschwächt, wenn Körerverschaften aufzulösen, die zum Rückschlagen mit ihren Vorräthen noch durch andere Rücksichten als denjenigen des Gewinns sich bestimmen lassen können, weil ein eintretender Verlust mittels Umlage nach dem Steuerfuße gewandt werden kann. Betrachtet man nun aber, abgesehen von den vorstehenden Erwägungen, die öffentlichen Magazine in ihrer unmittelbaren Wirksamkeit für den vorgesezten Zweck, so ergibt sich, daß dieselben, in sofern es sich um kleinere Vorräthe handelt, ihrem Zwecke nicht Genüge thun, in sofern man aber Magazine von einem für ihren Zweck ausreichenden Umfang im Auge faßt, daß sie so vollständig sind, daß dieser Aufwand mit dem durch Preisermäßigung zu erzielenden Vortheile in seinem Verhältnisse steht. In Württemberg hat man die Erfahrung gemacht, daß, so gering auch die Vorräthe in den Fruchtmagazinen gegenüber dem wirklichen Bedarfe der Bevölkerung waren, es doch schwer hielt, sie auch nur in dem beschränkten Bestande in die Länge vollständig zu erhalten. Bei jeder Theuerung wird nämlich, auch ohne daß sie von längerer Dauer ist, der Vorrath verbraucht, und dann entstehen sogleich wieder Schwierigkeiten bezüglich seiner Ergänzung, indem grade, wenn der Vorrath ausgedraugt ist, häufig auch die unvorteilhafteste Zeit zum Wiedereinkauf vorhanden ist und, wenn auch ein Geldopfer nicht gescheut werden will, durch den Ankauf die Fruchtpreise in die Höhe getrieben werden. Ein solcher Mißstand tritt aber leicht auch ohne Theuerung ein, indem die Vorräthe nicht viel Jahre lang in denselben Naturalbestände sich erhalten lassen und daher von Zeit

zu Zeit erneuert werden müssen. Diese Mißstände sind in Württemberg gleich nach der Gründung der Fruchtmagazine hervorgetreten, und so oft eine bedeutende oder längere Theuerung eintrat, zeigten sich die Magazine in entschiedener Unzulänglichkeit, sodaß Früchte vom Auslande herbeigeschafft werden mußten. Wegen massenhafter Aufspeicherungen und deren zeitweiser Ergänzungen erheben sich aber nicht nur dieselben Schwierigkeiten, wie bei den kleineren, und zwar in unverhältnismäßig höherem Grade, sondern es vermindert sich auch, je länger niedere und mittlere Preise sich erhalten, der Nutzen der großen Vorräthe und geht in ungenügenden Schaden über. Ein längerer Vorrathhalten von Fruchtvorräthen läßt sich mithin vom wirtschaftlichen Standpunkte aus nicht empfehlen, indem nur zu bald die Zeit eintritt, wo der Vortheil eines günstigen Einkaufs durch Zinsen, Löhne, Abgang und Localmiete überwiegen und der wirkliche Preis für die vorrathhaltende Körperschaft auf eine Summe erhöht wird, welche dem Preise einer wirklichen Theuerung gleichkommt oder ihn noch übersteigt. Noch ein Umstand kann der Wirksamkeit der von den Fruchtmagazinen geübten Hilfe sehr Abbruch thun, nämlich die Unmöglichkeit einer Controle darüber, daß die an Angehörige der betreffenden Gemeinden verkauften Früchte denselben auch wirklich zu Gute kommen und nicht gar ins Ausland verschickt werden. Bei einer wirklichen Theuerung liegt die Beförderung vieler Mißbräuche doch sehr nahe. In einem großen Lande und bei einem über alle Bezirke desselben verbreiteten Netze von Getreidemagazinen wäre jede Controle unmöglich, man müßte denn grade alle die Spernungen im Inlande nebst einem Ausfuhrverbot gegen jedes Nachbarland einführen wollen, wozugegen Aberte und Erfahrung so laut ihre Stimme erheben. Was bisher von öffentlichen Magazinen gesagt werden, gilt im Wesentlichen ebenso von Staats- wie von Gemeindemagazinen. Es wird aber die Ausführbarkeit der letzteren noch dadurch besonders bedenklich, daß, wenn einmal die Fruchtpreise einen höheren Stand als den gewöhnlichen erreicht haben, die Gemeindebehörden häufig nicht in der Lage sein werden, dem Andrängen der ärmeren Classe auf Abgabe von Früchten zu widerstehen und daß dann, wenn die höchste Theuerung eintritt, die Vorräthe größtentheils schon verzehrt sein werden. Die anfängliche Beruhigung endet dann mit einer großen Enttäuschung, die, weil Privatseiger fehlen, in wirkliche Unzufriedenheit übergeht, und zwar in um so größerer, je mehr die Einzelnen daran gewöhnt wurden, statt der Anstrengung der eigenen Kräfte alle Hilfe vom Staat und Gemeinde zu erwarten."

Getreideaufnahmeverbote, Verbote des Branntweinbrennens, Verbote oder Beschränkungen des Ankaufs von Vordfrüchten durch die Händler, Inbeschlagnahme von Getreidevorräthen, Verbote der Zeitaufnahme und Anlegung von Staats- oder Gemeindemagazinen sind also Mittel, durch welche dem Getreidemangel und der Getreidetheuerung wider vorgebeugt, noch dieselben abgemildert werden können; im Gegentheile sind die meisten die-

fer Mittel dazu geeignet, dem Getreidemangel und der Getreidetheuerung noch größeren Vorschub zu leisten.

Man muß sich deshalb nach andern Mitteln umsehen, welche geeignet sind, theils dem Mangel und der Theuerung des Getreides vorzubeugen, theils diese Uebelstände zu lindern. Solche Mittel gibt es nun wirklich, und zwar in größerer Zahl. Ehe wir aber darauf eingehen, stellen wir die Forderung, daß der deutsche Bund die fragliche Angelegenheit in die Hand nehmen und eine gemeinsame, auf nachstehende, durch die Erfahrung bewährte Grundsätze gegründete Theuerungspolitik aufstellen und einführen möge. Diefelbe Forderung stellte schon der Landtag zu München im J. 1847, indem sich unter den ständischen Gesamtschlußüssen auch der besand, den König zu bitten, dahin zu wirken, daß die Regierungen sämtlicher Zollvereinsstaaten sich über gemeinsame Grundsätze in Bezug auf Theuerungspolitik vereinigen möchten. Leider ist diesem Wunsche bisher so gut wie gar nicht nachgegangen worden, und daher auch die Erscheinung, daß bei jeder wiederkehrenden Theuerung von Seiten vieler Staatsregierungen Mittel angewendet werden, welche eine gesunde Volkswirtschaftslehre entschieden verdammen muß, welche dem einigen Teutschland wahrhaft Hohn sprachen, welche, indem sie der Bevölkerung des eigenen Landes mindestens Nichts nutzten, der Bevölkerung des angrenzenden Landes schaden. Soll daher mit wirklichem Erfolge den Uebelständen, welche im Gefolge jeder Getreidetheuerung sind, begegnet werden, so ist zuvörderst dahin zu wirken, daß, in soweit die Staatsregierungen dazu berufen sind, übereinstimmende Maßregeln im Gesamt-Teutschland gegen Getreidemangel und Getreidetheuerung in Anwendung kommen.

Dieses vorausgeschickt, gehen wir nun auf die Mittel näher ein, welche erfahrungsgemäß dazu geeignet sind, dem Getreidemangel und der Getreidetheuerung vorzubeugen oder sie zu lindern. Es gehören dazu:

1) Aufklärung des Publicums.

Regierungen, Gemeindebehörden, landwirthschaftliche Vereine, die Presse sollten sich für verpflichtet erachten, in Zeiten der Getreidetheuerung das Publicum aufzuklären über das Verhältniß der Ernte zum Bedarfe und über Ursachen und Wohlthätigkeit des Getreidehandels und der Getreidetheuerung. Als Muster deraerger Aufklärungen verweisen wir auf die Darlegungen des Landes der Nahrungsverhältnisse, welche die sächsische Staatsregierung in den Jahren 1846 und 1847 gab. Allerdings wird durch eine derartige Aufklärung kein Getreide herbeigeschafft, und es werden dadurch auch hohe Getreidepreise nicht in niedrige verwandelt, aber es kann doch dadurch bewirkt werden, daß sich das Publicum ruhig in die unvermeidlichen Verhältnisse fügen, daß es die Theuerung geduldis erträgt, daß nicht Haß und Rache gegen Landwirthe und Getreidehändler genährt werden und nicht zu einem verderblichen Ausbruche kommen.

(Auch Schulze²⁵⁾) erklärt die nationalökonomische Aufklärung des Volkes über die Nothwendigkeit eines freien Kornhandels und über die Gesetze, nach welchen die Preise des Getreides steigen und fallen, für sehr wichtig. Besonders sei die Austretung der Vorurtheile wünschenswerth, welche eine Verachtung der Kornhändler veranlassen, weil dieselbe Viele abhalte, dem Kornhandel und der Kornausbewahrung Arbeit und Capital zuzuwenden. Auch sollten Regierungen und Privaten die öffentliche Meinung über den Ertrag der Ernte in Zeiten aufzuklären sich bestreben, weil der Getreidepreis wie der Kurs der Staatspapiere und jeder andere Preis zunächst von der Meinung abhängt. Daß im J. 1847 der Koggen den außerordentlich hohen Preis von 10 Thalem der deckte. Schöffel erreicht habe, daran sei hauptsächlich der Umstand Schuld gewesen, daß viele Zeitungen von der Ernte des Jahres 1846, welche eine geringe Mittelernte gewesen, die Meinung verbreiteten, daß es eine sehr reiche Ernte gewesen sei. Diese falsche Meinung habe die Schuld daran getragen, daß der Preis in der zweiten Hälfte des Jahres 1846 wenig gestiegen, deshalb der Verbrauch nicht beschränkt, auch nicht zur Einfuhr aus andern Ländern gefordert worden sei. Erst im April 1847 habe sich eine richtige Ansicht von jener Ernte verbreitet, und nun habe die Furcht vor Hungerernte den Preis bis zur Höhe von 10 Thalern für den Schöffel hinaufgetrieben.

Und Schmedt²⁶⁾ äußert sich: „Man darf sich vor der trüben Zukunft nicht geistlich die Augen verbinden; man muß vielmehr dem Volke einen klaren und wahren Blick in die Verhältnisse öffnen, wie sie nun einmal sind, damit es nicht leichtfertig in den Tag hineinlebt, sondern gegen das, was kommen mag, mit Geduld und Muth gerüstet sei. Dann wird allmählig die feindliche Scheidewand fallen, die zwischen den Erzeugern und Verbrauchern sich immer schroffer emporbäumt; die Ansichten werden berichtigt und die Gemüther beruhigt werden.“

Hiermit hängt innig zusammen

2) Die Anfertigung statistischer Uebersichten über das Ergebniß der Ernten und den Bedarf der Bevölkerung.

Solche statistische Uebersichten sind offenbar von hohem Werthe, indem sie darüber Aufschluß geben, ob die eigene Erzeugung zum notwendigen Bedarfe ausreicht oder ob Zufuhren, und in welcher Größe aus andern Ländern nöthig sind. Ergeben diese statistischen Nachweise, daß die Erzeugung zum Verbrauche nicht ausreicht, so können dann zeitig, noch ehe die Getreidepreise eine bedeutende Höhe erreicht haben, Käufe in anderen Ländern, wo entweder noch alte Getreidevorräthe lagern oder wo die neue Ernte ergiebig war, abgeschlossen werden. Dadurch wird dem Mangel und sehr hohen Preisen, die außerdem wahrscheinlich einge-

25) Nationalökonomie und Ueber Kornhandel.
träge zur Volkswirtschaft. (Götting 1856.)

26) Pri-

treten sein würden, vorgebeugt. Die in Rede stehenden statistischen Uebersichten über den Ertrag an Getreide, Kartoffeln und Viehfutter werden aus Veranlassung der obersten landwirthschaftlichen Behörde am zuverlässigsten von den landwirthschaftlichen Orts- und Kreisvereinen angefertigt, von der obersten landwirthschaftlichen Behörde zusammengestellt und durch die Presse veröffentlicht.

Dass solche statistische Uebersichten von großer Wichtigkeit sind, hat man mehr und mehr anerkannt, wie denn unter Andreem auch der Landtag zu München im J. 1847 in den ständischen Gesamtschlüssen den König, anzuordnen, dass alljährlich genaue Erhebungen über Erzeugung von Getreide und Nahrungsmitteln überhaupt hergestellt und veröffentlicht werden möchten. Ferner wird in dem Bremer Handelsblatte Nr. 252 der Wunsch ausgesprochen, es möchten alle offiziellen statistischen Bureaus die Zusammenstellung und rechtzeitige Veröffentlichung statistischer Ausweise über Ernteeergebnisse, Verbrauchsbedarf u. s. w. in den Kreis ihrer regelmässigen Thätigkeit aufnehmen. Auch ist wirklich diese Maßregel in der neuesten Zeit in vielen Ländern, so namentlich in Sachsen und Preußen, zur Ausführung gekommen.

Es genügt aber nicht, dass statistische Uebersichten über den wägbaren Ernteertrag aufgestellt und veröffentlicht werden. Ihren wahren Werth erhalten diese statistischen Uebersichten erst dann, wenn mit ihnen zugleich statistische Uebersichten über die Zahl der Landesbewohner und deren Verbrauch an Getreide und Kartoffeln pro Kopf, über Anzahl der Brennereien, Brauereien, Störke- und Essigfabriken und deren Verbrauch an Getreide und Kartoffeln, über den Bedarf an Saatgetreide, über die Höhe der Ausfuhr u. veröffentlicht werden, denn erst dann weiß man, wie sich die Gesamt-erzeugung zum Gesamtverbrauch verhält, und erst dann wird sich mit Sicherheit ergeben, ob Zufuhren von Getreide aus dem Auslande und in welcher Höhe dieselben notwendig sind.

Ueber die desselbigen statistischen Nachweise, das Königreich Sachsen betreffend, werden wir am Schlusse zurückkommen.

2) Verbot des Verkaufs der Feldfrüchte auf dem Halme und der Kartoffeln im Acker.

Dieses Verbot ist das einzige, welches sich im Betreff des Getreideverlehrs rechtfertigen lässt. Zwar lässt sich nicht behaupten, dass durch den Verkauf der Früchte auf dem Halme aus dem Getreideverlehrs selbst eingewirkt werde, indem die angekauften Früchte dem Verbrauche nicht entzogen werden; aber die fraglichen Käufe sind unsittlich, schimpflich, sie beruhen auf Verlegenheit und Bedrängnis des Verkäufers, und der Käufer sucht daraus große Vortheile zu ziehen. Solche Käufe sind als Vucherergeschäfte im wahren Sinne des Wortes zu bezeichnen und deshalb auch in den meisten Staaten schon in frühern Zeiten verpönt. Da aber Verbote aus frühern Zeiten leicht vergehen und unbeachtet gelassen, auch von

den niederen Behörden schlass gehandhabt werden (Beispiele davon hat erst das Jahr 1836 auch in Sachsen geliefert), so sollte das Verbot des Ankaufs des Getreides auf dem Halme und der Kartoffeln im Acker von Zeit zu Zeit erneuert, den niederen Behörden die Aufrechterhaltung desselben zur dringenden Pflicht gemacht, und die Damiherhandeln sollten streng bestraft werden. Dieser Forderung ist man auch in neuerer Zeit in verschiedenen Staaten nachgekommen, so in Baden im J. 1847, wo aller Kauf von Früchten auf dem Halme, sowie aller noch im Acker befindlichen Kartoffeln wiederholt streng verboten wurde; dasselbe geschah in demselben Jahre in Hohenzollern, Kurhessen. In Fulda, wo im J. 1847 ein Handelsmann Früchte auf dem Halme kaufte, wurden Käufer und Verkäufer zur Verantwortung gezogen und beide zu 136 Thln. Geldstrafe und 14 Tage Gefängnis verurtheilt. In Polen wurde 1848 der Verkauf von Getreide auf dem Halme für Mäcker erklärt, und es wurde gesetzlich bestimmt, dass der Mäcker bei der ersten Uebertretung mit Gefängnis dreifachen Werths vom erzielten Gewinne belegt, bei der zweiten Uebertretung die Strafe durch Einsperung verhäkft werden, und dass die dritte Uebertretung mit noch Sibirien nach sich ziehen sollte. Ebenso sollten auch die Verkäufer bestraft werden.

4) Vollkommene Freiheit des Getreidehandels und Schutz des Getreidehändlers.

Während Behinderung des Getreidehandels durch die eine oder andere Maßregel von Seiten des Staates gerade das entgegengesetzte Ergebnis von dem, was man davon erwartet, nämlich Getreidemangel und Getreidevertheuerung herbeiführt, ist die vollkommene Freigabe des Getreidehandels ganz dazu geeignet, den Mangel an Getreide zu verhüten und wohlfeilere Getreidepreise herbeizuführen. Dieses liegt ganz in der Natur der Sache. Ist nämlich im Inlande nur soviel Getreide erzeugt worden, dass dasselbe zum Bedarfe nicht ausreicht, so muss dafür gesorgt werden, dass die fehlende Menge vom Auslande herbeigeschaft wird. Dieses kann aber, wie schon umständlich erörtert worden ist, nicht Sache des Staates, sondern es muss Sache der Privaten, des Getreidehändlers sein. Je mehr es nun Getreidehändler gibt, desto mehr Getreide wird herbeigeschaft werden, und desto niedriger werden sich wegen der großen Konkurrenz die Getreidepreise gestalten; liegt dagegen der Getreidehandel nur in den Händen Weniger, so stehen auch weniger Mittel zum Ankauf von Getreide zu Gebote, es wird von denselben weniger eingeführt werden, und theils dieser Umstand, theils der, dass es an Konkurrenz fehlt, wird die Getreidepreise auf einer größeren Höhe erhalten, als es ausserdem der Fall sein würde.

Es ist deshalb ganz fehlerhaft, wenn von Seiten der betreffenden Behörden der Vermehrung der Getreidehändler Schwierigkeiten und Hemmnisse bereitet werden. Dergleichen hemmende Maßregeln beruhen noch immer auf dem Wahne des Kornwunders, und besonders war es in der neueren Zeit die süddeutschen Staaten wieder,

wo die Regierungen, noch immer das Gespenst des Kornwunders fürchtend, der Vermehrung der Getreidehändler gesetzliche Schranken gegen; so die Regierung von Unterfranken und Ossaßenburg, welche im Jahre 1850 erklärte, daß jeder Getreidehändler anständig sein müsse, und daß Getreidemäster und Getreideschmüser sich in den Getreidekauf auf den Schranken nicht einmischen dürfen; ferner die großherzogliche Hessische Staatsregierung, welche erst noch am 27. Sept. 1854 verordnete, daß das Erwerbe der Fruchthändler in Zukunft zu denjenigen Gewerden gezählt werden solle, bei welchen die Erlaubniß der höheren Verwaltungsbehörde eingeholt werden müsse, bevor zur Ausübung derselben ein Patent ausgestellt werden könne. Wie ganz anders verfuhr dagegen der Großherzog Leopold von Toscana, welcher in den Jahren 1772 und 1773 alle Beschränkungen der Getreidehändler und des Getreidehandels aufhob und dadurch erwiesenermaßen die Theuerung von seinem Lande abwenndete! Wie ganz anders verfuhr ferner die österreichische Staatsverwaltung, welche, die Möglichkeit des freien Getreidehandels anerkennend, schon durch Hoffangleidereit vom 6. März 1812 den Getreidehandel im Inlande als ein freies Geschäft erklärte und selbst die rücksichtlich der Juden in Ansehung des Getreidehandels früher bestandenen Beschränkungen durch Hoffangleidereit vom 25. Nov. 1819 aufhob, so daß auch die Juden ungehindert Kornhandel betreiben durften!

Der Kornhandel ist aber auch, von einem andern Gesichtspunkte betrachtet, eine unschätzbare Wohlthat. Die Kornhändler führen nämlich nicht nur in Zeiten des Mangels an inländischem Getreide Frucht von Auswärts herbei, sondern sie sammeln auch in fruchtbaren Jahren den Ueberschuß des Getreides auf und verhindern dadurch einerseits einen unnütigen und zwecklosen Verbrauch, andererseits häufen sie Vorräthe auf, die im Falle der Noth dem inländischen Verbrauche zu flatten kommen. Aber selbst dann, wenn der erhebliche Ueberschuß des Getreides durch die Kornhändler in das Ausland geführt wird, erwächst durch den Kornhandel der wichtige Vortheil, daß die Landwirtschaft einen mächtigen Antriebe zur Vermehrung der Erzeugung erhält.

Andere Rücksichten, welche einen vollkommen freien Getreidehandel dringend erheischen, sind schon in den vorhergehenden Maßregeln gegen den Getreideverkehr hervorgehoben worden.

Daß ein vollkommen freier Getreidehandel das richtige und zugleich wichtigste Mittel gegen Getreidemangel und Getreidevertheuerung ist, darüber sind auch die angesehensten Lehrer der Volkswirtschaft und die erleuchteten Staatsregierungen und Körperschaften einverstanden.

Schulze³⁰⁾ sagt: „Gegen Widerstrebe einer Theuerung werden wir um so schwerer sein, je freier der inländische und ausländische Kornhandel ist, weil Beschränkungen der Freiheit der Landwirthe von der Aufbewahrung und die Kornhändler von dem Kaufen abschrecken, und so verhindern, daß von reichen Ernten der Ueber-

fluß für Jahre des Mangels aufbewahrt wird und die verschiedenen Gegenden einander in Zeiten der Noth ausbessern.“

Kosher³¹⁾: „Für das natürlichste und wirksamste Heilmittel gegen Theuerungen muß ein lebhafter, capitalreicher und intelligenter Kornhandel gelten. Viele, Schriftsteller wie Regierungen, haben für gewöhnliche Zeiten den Nutzen des Kornhandels anerkannt; in Theuerungsjahren aber, behaupten sie, habe derselbe regelmäßig das Bestreben, zu hohe, unbillige Preise anzusetzen. Kamentlich sei das Auskaufen während der Theuerung selbst doch nur aus unsittlicher Speculation zu erklären. Nur zu leicht vergißt man dabei die schweren Auslagen und die große Gefahr des Kornhandels. Waren vielmehr die sechs vorhergehenden Jahre mit guten Ernten gesegnet, so mußte der Kornhändler froh sein, wenn er seinen Vorrath zum Einkaufspreise wieder loschlagen konnte. Wachte er nun auch im siebenten Jahre vielmehr 7½ Proc. Gewinn, so ist das in Wahrheit doch nur ein sehr mäßiger Handelsgewinn von nicht einmal 10 Proc. jährlich. Jedenfalls aber hat man keinen Grund, die Kornhändler für schlechter Menschen zu halten als die übrigen Kaufleute. Sie Alle, wie auch die Gewerbetreibenden, die Landleute, suchen zunächst ihren Vortheil; sie wollen möglichst wohlfeil kaufen (und erzeugen), möglichst theuer verkaufen. Nun hat es aber der Schöpfer der menschlichen Gesellschaft so eingerichtet, daß jedes Mitglied derselben in der Regel seine eigenen Bedürfnisse um so besser befriedigt, je mehr es Anderen zur Befriedigung der ihrigen verhilft. Wer die besten Fabrikwaaren am wohlfeilsten liefert, muß auf die Länge der reichste Fabrikant werden. Dies ist die nationalökonomische Vertheilung vom Eigennutze und Gemeinnutze. So läuft denn auch zum Gluck der wahre Nutzen des Kornhändlers mit dem des Publikums in derselben Richtung. Beide sind gleichmäßig dabei interessiert, daß immer die geeigneten Kornmassen auf den Markt kommen und zum geeigneten Preise vertheilt werden. Die Frage, wer denn geeignet ist? beantwortet sich aus dem Verhältnisse des Vorraths zum augenblicklichen und voraussehbaren Bedarfe.“

Anders³²⁾: „Es ist nicht Unmenschlichkeit, sondern Barbareizkeit und Wohlthat, wenn die Behörden in den aufgeregten Zeiten einer Theuerung den Attentaten einer unwillkürlichen Menge auf die Freiheit des Verkehrs und auf das Eigenthum des Getreidehandels mit nachsichtloser Strenge entgegenzutreten.“

Die Centralstelle der Landwirtschaft in Barmberg³³⁾: „In sofern ein jedes Land in den Fall kommen kann, fremde Zufuhren zu bedürfen, ist die Organisirung eines ordentlichen Kornhandels für alle Länder ein Gegenstand, welcher die höchste Beachtung verdient. Von jeder haben Landwirthe und Kornhändler mit der Zurücklegung, beziehungsweise Vertheilung

31) Ueber Kornhandel und Theuerungspolitik. 32) Beseitigung 1851. 33) Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft. 1855.

30) Nationalökonomie.

K. Gmelin, h. W. u. R. Erste Section. LXV.

fung und Aufspeicherung von Getreide sich befaßt. Die großen Gutbesitzer, welche vermöge ihrer ökonomischen Verhältnisse nicht im Falle waren, bei niedrigen Preisen loszulegen zu müssen, pflegten bis zum oermutheten Anstiege der Preise mit ihren Vorräthen zurückzuhalten, und nicht anders machte es auch der Bauer, der mehr als seinen eigenen Bedarf erzeugte. Er setzte seinen Stolz darin, immer eine oder mehrere Ernten auf seinem Speicher zu besitzen. Ebenso haben auch Bäcker und Müller, welchen die erforderlichen Geldmittel zu Gebote standen, sich bei sehr niedrigerem Stande oder bei eintretenden Zeichen einer Erigerung der Getreidepreise mit größeren oder kleineren Vorräthen für die Zukunft zu versehen gesucht. Gewiß haben alle diese Unternehmer, indem sie theils in Zeiten des Ueberflusses, theils wenn nach geringen Ernten größere Sparsamkeit nothwendig war, durch Aufkaufen zum Sparen antrieben und später, wenn der Mangel höher schlugen war, ihre Vorräthe zu Markte brachten, ebson zunächst durch ihre Sonderinteresse geleitet, nichtsdestoweniger doch im Dienste des Gesaminteresse gehandelt, so sehr auch immer der Pöbel geneigt war, dieselben als seine Feinde anzusehen und seinen ganzen Haß gegen sie auszusüßten. Und doch unterscheidet sich der Verkauf von Getreide auf Speculation in Nichts von dem Aufkauf anderer Nahrungsmittel, woran dieselbe unverkündliche Masse nicht den geringsten Anstoß nimmt. Läßt man den magazinirenden Landwirth oder Händler die Aufsicht auf den Gewinn, zu dem er, wie durch die Natur der erlaubten Speculation überhaupt, so insbesondere durch das mit dem Getreidehandel verbundene sehr große Risiko berechtigt ist, gewährt man ihnen freie Bewegung, Schutz gegen Concurrenz des Staates und gegen Anseindungen des Pöbels, so werden sich immer Leute finden, welche ihr Vermögen in solche Speculationen stecken und, soweit es überhaupt nach der Natur der Dinge möglich ist, das Publicum mit Getreide zu versorgen sich angelegen sein lassen. Diese Versorgung wird um so leichter vor sich gehen, je mehr die früheren Schwierigkeiten und Hindernisse beseitigt werden.

Römisch“): „Die Erfahrung hat mehrmals bewiesen, daß gerade die Ausbildung des Kornhandels wirklich ein Füllen der Preise hervorgebracht hat, und in der That ist Nichts einfacher und natürlicher, als daß in einem Lande, dessen Getreideerzeugung nicht im Stande ist, den Verbrauch zu befriedigen, die Preise desto mehr herabgehen müssen, je mehr fremdes Getreide eingeführt wird, je größere Thätigkeit der Kornhandel entwidelt.“

Schwerdt“): „Nur durch freie Concurrenz suchen Käufer und Verkäufer den Austausch zu fördern. In der Vermehrung des Austausches ist aber der wirtschaftliche Fortschritt und die allgemeine Wohlfahrt begründet. Darum hat die preussische Staatsregierung (und ebenso auch die sächsische) seit 40 Jahren den

Grundsatz der Verkehrsfreiheit bewahrt gefunden, und alle Petitionen, die das Gegentheil wollten, beharrlich zurückgewiesen. Darum hat die Denkschrift, welche Overweg der Bundesversammlung übergab, keine Berücksichtigung gefunden, weil sie Beschränkung des Getreidehandels empfahl. Darum ist in England durch die Maßregeln des großen Staatsmannes Robert Peel seit 1849 der Kornhandel mit aller Welt freigegeben worden, obgleich die Grundeigentümer, welche ihren Vortheil wohl verstanden, mit erbittertem Eifer darauf hinarbeiteten, die alte Kornbill aufrecht zu erhalten. Darum ist im Mittelalter der Mangel, welcher die Völker heimsuchte, so oft zur bittersten Hungersnoth geworden, weil der Getreidehandel fast in allen Ländern mehr oder minder drückenden Beschränkungen unterworfen war. Das schreckte Mittel, einer übermäßigen Theuerung abzuhelfen, ist ein unbefränkter, wohlgeordneter Getreidehandel!“

Und im „Bremer Handelsblatt“ Nr. 252 heißt es: „Jeder Handelszweig, der bestehen soll, muß sich im Durchschnitte lohnen, Verluste und Gewinne müssen sich nicht nur ausgleichen, die Gewinne müssen überwiegend sein, sonst wird er ausgezehrt werden. Und welcher ehrliche Mann kann das anders wünschen, wenn er verständig genug ist, um zu wissen, daß man es im wirtschaftlichen Verkehr mit entgeltlichen Leistungen und nicht mit Schenkungen zu thun hat? Der Getreidehändler sucht mit dem Aufgebote aller seiner Aufmerksamkeit, aller seiner Combinationen- und Divinationsgabe zu ermitteln, wie groß das Bedürfnis nach Getreide sein werde, das er beschaffen will; er weiß, er kann nur so Gewinn machen, daß er dem Bedürfnisse Anderer dient. Aber auf wie unsichere Grundlagen muß er seine Berechnungen anstellen; mit lauter Tassen und Fühlen, mit Rathen und Ahnen-muß er sich abgeben in einem Geschäft, in welchem, sobald es den Charakter des Großhandels erlangt hat, auch das größte Vermögen auf dem Spiele steht. Im Großen betrachtet, muß selbst diese Prämie für dieses „Auf dem Spiele stehen“ als ein Bestandtheil der Erzeugungskosten für die Getreidehandels-thätigkeit von demjenigen bezahlt werden, für deren Bedürfnisse der Händler seine Thätigkeit aufwendet. Von diesen Betrachtungen kommt man auf das Verlangen zurück, daß dem Getreidehandel die angemessenste Freiheit zu Theil werden möge.“

Das Leipziger Tageblatt Nr. 240, Jahrgang 1856 spricht sich dahin aus, daß ein möglichst freier Verkehr nicht nur zur besseren Versorgung der Märkte, sondern auch im Allgemeinen zu größerer Wohlfahrt führe. Die sächsische Verordnung vom 1. August 1726 gegen unerlaubten Verkauf sei bei den sich immer mehr verbreitenden aufgelärten Ansichten über Verkehr und Verkehrsmengen durchaus nicht mehr zeitgemäß. In so wohlwollender Rücksicht seiner Zeit diese Verordnung auszuheben worden sein möge, sei es jedenfalls nur ein Glied in der Kette der allgemeinen Beschränkungen, die bei den damaligen Verhältnissen nicht nur die Stimmung des Volks und der Regierung für sich gehabt, sondern

34) Ueber Korntheuerung und deren mögliche Verhütung.

35) Beiträge zur Volkswirtschaft.

vielleicht auch theils eine Nothwendigkeit gewesen sein möchte. So lange der Erzeuger selbst noch auf den Märkten erschienen, so lange bei schlechten Wegen und unsicheren Communicationen die Zufuhren von Lebensmitteln für die Städte oft sehr unsicher gewesen, so lange Zwangszug, Stapelrechte, Marktagen u. d. d. Städten gewisse Vorrechte vor den Landbewohnern gesichert, so lange seien auch Marktzwang und Verbot gegen Ausfuhr ganz im Einklange mit allen übrigen Gesetzen gewesen. Jetzt sei das aber anders. Im allgemeinen Verkehre seien verschwinde der Unterschied zwischen Stadt und Land immer mehr. Den Erzeuger zwingen zu wollen, direct an den Verzehrer zu verkaufen, werde man heute wohl kaum noch ernstlich versuchen können. Der Bauer komme nur selten noch in Person zu Markt; er finde, daß er seine Zeit besser verworthen könne und überlasse Anderen den Verkauf seiner Erzeugnisse. Auf Eisenbahnen und guten Straßen führten die Zwischenhändler die ländlichen Erzeugnisse in Massen nach den volkreichen Städten. Die meisten und namentlich die großen Verkäufer auf den Märkten seien mit wenig Ausnahmen nur Händler, die von den Erzeugern auf dem Lande zusammenkaufen, und denen man es zu danken habe, daß reichliche Zufuhren auf den Märkten erschienen. Was könne man nun jetzt noch damit erreichen, wenn man diese Verkäufer zwingen wolle, in den ersten Morgenstunden und direct an die Verzehrer zu verkaufen? Sie seien Verkäufer auf dem großen Markte; sie hier zu verfolgen, habe man längst aufgegeben. Man suche sie nur noch im Wiederverkaufe zu beschränken und nicht, den Verzehrer dadurch billiger Preise zu sichern; das sei aber eine arge Täuschung. Man sage sich nur immer wieder: Nicht Handel und Händler bestimmen die Preise, sondern nur Vorrath und Zufuhr gegenüber der Nachfrage. Große Zufuhren aber seien durch ungehinderten Absatz bedingt, und diejenigen Märkte würden immer am besten versorgt sein, wo der Verkehr am freiesten sich gestalte.

Eine vollkommene Freiheit des Getreidehandels nahm auf dem Landtage zu München im Jahre 1855 auch Professor Hermann und Herr v. Lerchenfeld in Schutz. Hirschberger bemerkte, den Getreidehändlern habe man es zu verdanken, daß die Preise des Getreides nicht noch höher ständen. Sie verschärfen das Land mit bedeutenden Mengen von Getreide. Auch einige sich die Kammer zu dem Antrage an die Staatsregierung, daß jeder Schrankezwang zu vermeiden sei.

Ferner sprachen sich für vollkommene Freiheit des Getreidehandels alle Redner bei den desfallsigen Verhandlungen der teutschen Land- und Forstwirthe in Kiel und Prag aus.

Wir glauben im Vorstehenden zur Genüge dargethan zu haben, daß durch vollkommene Freiheit des Kornhandels und den ausgebreitetsten Schutz der Kornhändler vorzugsweise dem Getreidemangel und der Getreidevertheuerung vorgebeugt werden kann und geben nun zu einem anderen Gegenstande über, welcher ebenfalls

geeignet ist, Mangel und Theuerung des Getreides zu hindern. Dieses Mittel ist

5) Ankauf von Getreide und Kartesseln von Seiten des Staates und der Gemeinden:

Dieses Mittel ist nicht zu verwechseln mit derjenigen Staats- und Gemeindemagazinirung, welche den Vorrath, Getreidemassen für bedenklich aufzuspeichern, um damit bei Mangel an Getreide und bei sehr hohen Preisen desselben entweder der Gesammbevölkerung oder nur der ärmeren Classe der Bevölkerung zu Hülfe zu kommen. Es ist schon nachgewiesen worden, daß derartige Magazinirungen zu den falschen Mitteln gegen Getreidemangel und Getreidevertheuerung gehören. Hier handelt es sich nur darum, daß sich der Staat nach einer ergiebigen Ernte im Inlande einer gewissen Menge Getreide zu dem Zwecke sichert, um bei wirklichem Mangel Ausbülfe zu gewähren oder bei öftlichen und zeitweiligen unangemessenen Preisen dieselben auf ihren angemessenen Standpunkt herabzudrücken. Ein Vorrath kann und soll der Staat nicht thun. Bringt aber der Staat diese Maßregel in Ausführung, so muß er das Getreide im Auslande kaufen; wolle er die Ankäufe desselben im Inlande bewirken, so würden dadurch die Getreidepreise in die Höhe getrieben werden, und in Folge dessen würde die Maßregel der Bevölkerung nicht zum Vortheil, sondern zum Nachtheil gereichen. Auch würde durch eine in solcher Art ausgeführte Maßregel schon deshalb nicht das Geringste erreicht werden, weil durch den Ankauf inländischen Getreides dieses selbst um Nichts vermehrt werden würde.

Noch zweckmäßiger als der Ankauf von Getreide im Auslande nach geringen Preisen im Inlande erscheint es aber, wenn der Staat für gewisse Einrichtungen, z. B. für das Militär, für die in seinem Dienste stehenden Bergleute, künftige Magazine anlegt und dieselben in Zeiten des Mangels und der Theuerung ausbülfeweise in der Art öffnet, daß ein Theil der Vorräthe zur Befriedigung augenblicklichen Mangels oder zur Herabdrückung unverhältnißmäßiger Getreidepreise verwendet wird. Eine derartige Verwendung selbst Magazinebestände ist um so mehr ausföhrbar, als dabei der Staat keine Opfer zu bringen hat, denn einmal pflegen derartige Magazine in wohlfeilen Jahren mit inländischem Getreide gefüllt zu werden, dann ist aber auch dem Staate Gelegenheit geboten, einen Theil des alten Magazingetreides zu veräußern und mit dem ersten neuen Getreide der nächsten Ernte zu kaufen.

Die Gemeinden, insbesondere größere Stadtgemeinden, können und sollen auf ähnliche Weise bei Mangel und Theuerung der nothwendigsten Lebensmittel einschreiten. Sie sollen auf Gemeindekosten von Auswärts Getreide oder Wehl und Kartesseln beziehen und diese Vertheuerungsmittel zu dem Selbstkostenpreise, und zwar Getreide oder Wehl in natura oder zu Brod verbacken, an die ärmeren Classe der Bewohner abgeben.

Zu derartigen Magazinirungen und Ankäufen wird auch von anderer Seite gerathen.

So empfiehlt Schulze in seiner Nationalökonomie den Kauf von Getreide in entfernten Gegenden auf Kosten des Staats oder der Gemeinden.

André in der Wetzzeitung spricht ebenfalls dem offiziellen Kaufe fremder Nahrungsmittel das Wort, weil derselbe einer wirklichen Vermehrung der vorhandenen Vorräthe gleichkomme.

Die württembergische Centralstelle der Landwirtschaft führt a. a. D. aus, daß leicht Umstände eintreten könnten, wo die Privat speculation sich nicht gehörig entwickeln könne, wie z. B. in Kriegszeiten oder wo Anordnungen anderer Staaten für eine andere Politik maßgebend würden, wie z. B. die Sperranklagen anderer Regierungen. In solchen Fällen könne leicht die Nothwendigkeit eintreten, daß von Seiten des Staates unmittelbar für Beschaffung des Getreidebedarfes gesorgt werden müsse.

Die erste Deputation der zweiten sächsischen Kammer empfahl auf dem Landtage des Jahres 1847 die Verhütung des allerhöchsten Decrets, die Nahrungsverhältnisse betreffend, ebenfalls die im Eingange dieses Abschnittes erwähnten Magazine. Es heißt in dem desfallsigen Berichte: „Wenn man von dem übrigen nicht denkbaren Falle eines allgemeinen, über ein ganzes Land sich erstreckenden Mangels an Getreide absehen will und nur den Fall sich denkt, daß einzelne Landestheile zeitweilig, wenn auch fühlbar für die unermittelten Classen, den Mangel empfinden und in Folge der Stockungen in den Getreiden kaum mehr im Stande sind, hohe Getreidepreise zu bezahlen, so scheint die Anlegung von Magazinen, besonders für Weizen (in Verbindung mit den Magazinen für die Militärvorräthe und dem Bedarfe der Bergleute), nicht nur wünschenswerth, sondern auch ausführbar zu sein. Ausführbar erscheint sie darum, weil, wenn sie auch ein bedeutendes Anlagecapital erfordert, sie doch die Möglichkeit und Zuglichkeit gewährt, die vorhandenen Vorräthe von Zeit zu Zeit und bei günstiger Gelegenheit zu verkaufen und ins Geld zu setzen, weil also ein Verlust am Capitale nicht, ja sogar, da nur von dem „Verkaufe“ und nicht von unentgeltlicher Ueberlassung der Vorräthe die Rede ist, möglicherweise ein Capitalgewinn eintreten und dieser wieder zur Förderung und Hebung des Institutes verwendet werden kann. Nützlich erscheint eine solche Einrichtung, weil sie eintretenden Falls gesellschaftliche Preissteigerungen in Schranken halten, örtliche ungünstige Conjunctionen mildern und überhaupt die Furcht vor Theuerung in den Hintergrund drängen wird; für rathsam muß man sie aber um so mehr achten, als bekanntlich Sachsen, selbst bei günstiger Ernte, zu seinem Bedarfe deßhalb 1 Mill. Scheffel Brodgetreide ankaufen genöthigt ist. Ist man sich bei weiterer Erwägung dieser Angelegenheit nur erst darüber klar geworden, ob und in wie weit bei einer solchen Unternehmung von Seiten des Staates Gemeinden sich zu theilhaben berechtigt und verpflichtet sein durften, so ist die hauptsächlichste Schwierigkeit beseitigt. Jedensfalls verdient die Sache die züßigste Erörterung, wenn man davon ausgeht, daß sie dazu dienen soll,

einem zeitweiligen Nothstande vorzubeugen und den plötzlichen Eintritt einer Theuerung mit allen ihren Folgen zu verhindern.“

Daß man auch das hier empfohlene Mittel zur Linderung der Theuerung mehrfach ausgeführt hat, berichtet die Geschichte. So wurden in dem Theuerungsjahre 1805 von der sächsischen Regierung sämtliche Getreidevorräthe bei den Rentämtern und Kammergütern, sowie 500 Scheffel Roggen und 6000 Str. Weizen aus den Militärmagazinen, als Unterstützungsmittel zur Verfügung gestellt. Ferner ließen in dem Theuerungsjahre 1816 Kausleute in Chemnitz und Glauchau ansehnliche Mengen Roggen aus Ausland kommen und gaben denselben um den Selbstkostenpreis an ihre Arbeiter ab. In der sehr theuren Zeit 1804 und 1805 erhielt der hirschberger Kreis in Schlesien durch fünf Monate 7000 Scheffel Roggen zu einem billigen Preise aus den Militärmagazinen in Glogau. Ohne diese Unterstützung wäre die Noth grenzenlos gewesen. Im J. 1847 wurden von der kurböhmischen Staatsregierung, da die einheimischen Getreidevorräthe nicht ausreichten, 6000 Hinton überseerischer Roggen angekauft, um sich bei der nächsten Ernte vor Mangel an Brodfrüchten zu schützen. In den Jahren 1855 und 1856 geschah Aehnliches in verschiedenen Ländern und Städten. Ganz besonders hervorzuheben ist die Maßregel des preussischen Handelsministers, welcher, um den unersetzten Kaufpreis (bei denen hohe Preise auf das Getreide der neuen Ernte gemacht wurden) zu begleichen, die Militärmagazine öffnete und ansehnliche Roggenmengen aus dem berliner Markte zu einem angemessenen Preise verkaufen ließ. Diese Maßregel hatte zur Folge, daß das Getreidegeschäft im Angehichte der neuen reichen Ernte eine ganz andere Gestalt annahm, daß die Preise sofort heruntergingen und auch den frühern sehr hohen Stand nicht wieder einnahmen. Auch Gemeindebehörden thaten in den Jahren 1855 und 1856 in der in Rede stehenden Richtung Manches. In Leipzig, Frankfurt a. M. und in noch vielen anderen größeren Städten wurden auf Gemeinderathen Ankaufe beträchtlicher Mengen Kartoffeln gemacht und dieselben zu dem Selbstkostenpreise, der sich wesentlich niedriger stellte als der Marktpreis, an die Einwohnerchaft abgegeben.

6) Soziale Einfuhr der nothwendigsten Lebensmittel.

Ausreichende Lebensmittel zu einem den Erzeugungskosten angemessenen Preise find es hauptsächlich, welche den Frieden, die Sicherheit, das Wohlergehen der Staaten begründen. Deshalb ist es auch die erste Pflicht der Staaten und besonders derjenigen, welche den eigenen Bedarf an Getreide nicht selbst erzielen, dadurch für angemessene Getreidepreise zu sorgen, daß sie den Getreidehandel ganz frei geben, daß sie von Getreide, Hülsenfrüchten, Mühlenzergüssen, Reis, Kartoffeln keine Eingangsgebühren erheben, denn diese Gegenstände des Verbrauchs sind keine Luxusartikel, sondern zum Leben nothwendige und unentbehrliche Gegenstände, und durch ihre Einfuhr wird ja zur Genüge dargethan, daß

den Bedarf daran das Inland nicht zu erzeugen vermag. Durch eine freie Einfuhr dieser Lebensmittel wird nicht nur der Preis derselben um etwas ermäßigt, sondern die Staatsregierungen geben dadurch auch zu erkennen, daß ihnen das Wohl der Staatsbürger am Herzen liegt. Nun ist es zwar bisher immer eine der ersten Theuerungsmassregeln der deutschen Zollvereinsstaaten gewesen, Getreide, Hülsenfrüchte, Wülpenerzeugnisse, Kartoffeln, Reis, sobald das Getreide einen gewissen Preis überschritten hatte, zollfrei aus dem Auslande eingehen zu lassen; aber wir gehen noch weiter, wir verlangen, daß die Eingangszölle auf die mehrgenannten Lebensmittel für immer aufgehoben werden. Der teutsche Getreidebau befindet sich jedenfalls in der Verfassung, daß er den armenlichen Schutz Zoll ganz entbehren kann. Teutschlands Bewohner können mit Recht verlangen, daß Eingangszölle von solchen unentbehrlichen Lebensbedürfnissen ferner nicht erhoben werden, welche, wie das Getreide, im Inlande auch in Durchschnittsjahren nicht zum Bedarfe ober, wie der Reis, gar nicht erzielt werden; sie können mit Recht verlangen, daß ihnen durch Eingangszölle die nothwendigsten Lebensmittel nicht vertheuert werden. Ein Beispiel, das aus der freien Einfuhr des Getreides dem inländischen Ackerbau keine Gefahr erwächst, liefert England. Der englische Getreidezoll verdient mit Recht den Namen eines Schutzzölles, weil durch ihn dem inländischen Erzeuger der große Vortheil erwuchs, daß er für seinen Weizen im Mittel etwa 1 Thlr. für den berl. Scheffel mehr erhielt als der Ausländer. Die natürliche Folge davon war, daß auf den Weizenbau der größte Fleiß verwendet wurde, daß man selbst Gärten und Parkanlagen dem Weizenbau widmete und unfruchtbare, wüste Strecken durch die kostspieligsten Culturen zum Getreidebau herbeizog. Trotz dieser Anstrengungen war es aber doch nicht möglich, das Gleichgewicht zwischen Erzeugung und Verzehung zu erhalten; man war endlich gezwungen, die Unmöglichkeit anerkennend, sich durch die Erzeugnisse seines Bodens allein ernähren zu können, und die Regierung suchte wol, daß die Existenz der Bevölkerung nur durch die Organisation eines freien Getreidehandels gesichert werden könne. In Folge dessen fand sie kein Bedenken, die Klagen des vaterländischen Ackerbauers, der das Land vor den Gefahren vor Hungernöthen nicht zu schützen vermochte, zu überhören und durch Abschaffung der veränderlichen Zölle die Bahn zum freien Getreidehandel zu brechen. Als nun am 1. Febr. 1849 die Kornzölle gänzlich aufgehoben wurden, befürchteten die englischen Grundbesitzer, daß dieses ihr Verderben sei, daß die schlechteren Ländereien nicht mehr bebaut, daß Dornen und Disteln auf den Feldern wuchern würden. Doch haben sich diese Befürchtungen als ganz ungegründet herausgestellt. Die englischen Landwirthe stehen sich vielmehr bei der Abschaffung der Getreidezölle ganz gut. Gegenüber den früheren gleitenden Zöllen ist der Preis des Weizens nur um etwa 2 Schilling der Quarter gefallen, und da die Preise vieler Lebensbedürfnisse in Folge der mehr und mehr zur Herrschaft

gekommenen Grundlätze des freien Handels in England heruntergegangen sind und sich den unsrigen immer mehr genähert haben, so ist der jetzige geringere Preis des Weizens mehr werth, als der frühere höhere Preis. Ueberdies ist in die englische Landwirtschaft seit Aufhebung des Getreidezölles ein neues Leben gekommen, da man, um die größere Verwerthung auszuhalten zu können, erstlich Hand an Verbesserungen aller Art gelegt hat, und im letzteren Umstande sind ganz besonders die Segnungen des freien Handels begründet.

Auch in Frankreich sind in der neuen Zeit Stimmungen genug für eine freie Getreideeinfuhr laut geworden, und in Teutschland haben schon längst die gelehrtesten vollen- und Staatswirtschaftlichen Schriftsteller der freien Einfuhr des Getreides das Wort gesprochen. Möge dieselbe nicht lange mehr auf sich warten lassen!

7) Gründung von Kornbörsen.

Indem Getreidebörsen zur Vermittelung zwischen Verkäufers und Käufer dienen und dadurch den Getreidehandel fördern, ist die Gründung solcher Börsen nicht genug zu empfehlen.

Hiermit ist auch Roscher²⁾ ganz einverstanden, wenn er sagt: „An vielen Orten, hat gerade die letzte Theuerungsnöth zur Errichtung von eigenen Kornbörsen geführt. Das ist auch ganz rationell, wie jede Maßregel, welche den Kornhandel, ohne ihm ein für Andere lastiges Vorrecht zu geben, wahrhaft erleichtert. Aber freilich, dieselbe Sonne, welche den Weizen gedeihen läßt, kann auch das Emporwuchern des Usurtrates begünstigen. Es liegt ganz in der Natur der Sache, daß Orte, welchen der Scheinkornhandel bisher so gut wie unbekannt war, nach Errichtung einer Kornbörse bald davon heimgegriffen wurden. Deshalb darf man aber diese Anstalten nicht vernichten. Es gibt viel gute Dinge, deren halbwüchsige Entwicklung mancherlei früher unbekannte Schädlichkeiten herbeiführt, die alsdann von der völligen Ausbildung immer sicherer beseitigt werden. Je mehr sich der Börsennothwehr entwickelt, je mehr sich namentlich die ganze Nachfrage und das ganze Angebot hier concentriren, je geschickter die Mäßer werden, desto besser wissen die realen Kaufleute Ihrergleichen von den bösen Differenzspielern zu unterscheiden.“

Man hat auch wirklich die Nützlichkeit der Getreidebörsen in neuester Zeit mehr und mehr anerkannt, und namentlich sind es die landwirtschaftlichen Behörden Preussens, welche es sich anlegen sein lassen, die Errichtung solcher Börsen zu fordern. So bildete sich erst im J. 1855 in Kärnten in der Provinz Posen eine Getreidebörse, und nach einer vom Oberpräsidenten der Provinz Preussen gemachten Mittheilung hat sich die Nützlichkeit dieser Anstalt für den Getreidemarkt so vollkommen bewährt, daß die Errichtung ähnlicher Anstalten auch anderwärts sich bald erwarten läßt.

8) Vermehrung und Verbesserung der Communicationsmittel.

Die Anlage von Chauffeen, Eisenbahnen, Kanälen und die Begründung von Dampfschiffahrtlinien muß

unzweifelhaft mächtig zur Beförderung des Handels, zur Ermäßigung der Transportkosten, zur Erleichterung und Beschleunigung des Transportes selbst einwirken. Selbst in wohlfeilen Zeiten ist diese Wirkung von großer Wichtigkeit, ganz besonders für getreiderreiche und getreidearme Länder und Gegenden. Fehlt es nämlich an Kommunikationsmitteln, so müssen die getreiderreichen Länder so zu sagen in ihrem Segen ersticken, weil sie den Ueberfluß an Getreide nicht vermarkten können, während die getreidearmen Länder und Gegenden, wenn auch nicht grade Mangel an Getreide, so doch höhere Getreidepreise haben werden, als dies der Vorzath an Getreide im Allgemeinen rechtfertigt. Vermehrte und verbesserte Kommunikationsmittel, namentlich Eisenbahnen und Dampfschiffe, vermögen hier allein zu helfen; sie sind es, welche ausgleichend wirken, indem sie schnell und mit geringen Kosten das Getreide aus reichen Gegenden in arme einführen und dort höher, hier niedriger Preise bewirken. Sind nun Eisenbahnen und Dampfschiffe schon in wohlfeilen Zeiten von großem Segen, so müssen sich dieselben noch ungleich segensreicher bei Getreidemangel und Getreidevertheuerung erweisen, indem dann bei Vorhandensein ineinandergreifender und schneller Kommunikationsmittel der fehlende Bedarf aus getreiderreichen Ländern schnell und wohlfeil beschafft werden kann. Den größten Segen, welchen Eisenbahnen und Dampfschiffe in Jahren des Mangels und der Theuerung verbreiten, haben auch die Theuerungsjahre 1846 und 1847 und 1853—1854 zur Genüge herausgestellt. Wir wollen dies nur an einem Beispiele aus dem Jahre 1847 darthun. In Altenburg wurden in diesem Jahre auf der Eisenbahn eingeführt 83,707 drehb. Scheffel Getreide und 10,000 Ctr. Wehl. Den Getreide- und Wehltransporten, obgleich sie nur zum kleinen Theil im Altenburgischen verblieben, hatte man es zu danken, daß der Preis des Pfundes Wehl im Altenburgischen nicht über 10% Pf. stieg, während er z. B. in Mühlhausen, welches noch keine Eisenbahnverbindung hatte, 20 Pfennige betrug. Sicherlich würde die Noth in jenen Theuerungsjahren noch bei weitem größer geworden sein, wenn nicht durch das Eisenbahnnetz und die Dampfschiffe für schnelle und billige Zufuhr hätte gesorgt werden können! Ueberhaupt kann gegenwärtig, in Folge des Eisenbahnnetzes und der Dampfschiffe von eigentlichem Mangel gar nicht mehr, sondern nur noch von hohen Preisen des Getreides die Rede sein; da nun aber Mangel an Getreide ein weit größeres Uebel ist, als hohe Preise desselben, so kann man die Erfindung des Dampfschiffes in Wasser und zu Lande nicht hoch genug schätzen. Man soll aber bei dem, was in Bezug auf Eisenbahnbauten und Dampfschiffe schon errungen ist, nicht stehen bleiben, sondern man soll das Eisenbahnnetz und die Dampfschiffe immer mehr erweitern, insbesondere nach solchen Ländern, welche Teutschland mit Getreide zu versorgen pflegen, so Rußland, die Donaufürstenthümer, Nordamerika. Die Regierungen sollen deshalb entweder selbst Hand ans Werk legen,

um jene noch fehlenden Eisenbahnen herzustellen und die Dampfschiffahrt zu vermehren und zu beschleunigen oder hierzu Vetiengesellschaften mit aller Bereitwilligkeit Genehmigung ertheilen und kräftige Unterstützung angedeihen lassen.

Von wie großem Einflusse Eisenbahnen und Dampfschiffe auf den Getreideverkehr sind, wird auch von anderen Seiten zur Genüge bestätigt.

Andere³⁷⁾ spricht sich dahin aus, daß mit den Eisenbahnen für den Getreideverkehr eine neue Ära beginne. Je mehr diese neuen Kommunikationsmittel sich auf dem Continente ausbreiten, desto leichter und rascher lasse sich eine Ausgleichung zwischen den bedürftigen und den Ueberfluß habenden Gegenden herzustellen, desto regelmäßiger werde das Getreidegeschäft selbst, desto geringer würden die Preisschwankungen, desto schwächer die Verlockungen zu halbschranken Speculationen werden. Jeder wirkliche Bedarf werde schnell zur Kunde der großen Märkte gelangen, jede Bestellung werde eine sichere und geeignete Auslieferung finden und jede Aufforderung von Vorräthen die Aussicht auf baldige, daher minder zinsentraubende und kostenverzehrende Verwerthung haben.

Reuning³⁸⁾ äußert sich: „Die erweiterten Eisenbahnen werden die Preise des Getreides in den verschiedenen Gegenden ausgleichen, namentlich aber die Preise im Gebirge anscheinlich vermindern; denn wenn z. B. im December 1841 der Unterschied des Preises von 1 Scheffel Roggen zwischen Zittau und Adorf 1 Thlr. betrug und demnach die Fracht, namentlich wenn auch eine Bahn zwischen Chemnitz und Zwickau erbaut wird, die größeren Transporte $\frac{1}{2}$ Thlr. nicht übersteigen wird, so wird die Zufuhr nach dieser Gegend wachsen und die Preise drücken.“

Die statistischen Ermittlungen aus den amerikanischen Eisenbahnen, welche v. Riden in seiner Schrift: „Teutschland und das übrige Europa“ niedergelegt hat, ergeben auf das Klarste, wie gewaltig die Anlage der Eisenbahnen auf die landwirthschaftlichen Verhältnisse besonders derjenigen Länder einwirkt, welche über den eigenen Bedarf hinaus erzeugen und ihre Erzeugnisse im Großen ausführen. „Auf 4 geographische Meilen Entfernung vertieft sich in Nordamerika der berliner Scheffel Weizen auf der Chaussee etwas über 5 Ngr., bei 10 Meilen über 14 Ngr., bei 62 Meilen um ungefähr 3 Thlr. Dieser Transportaufwand muß, wenn noch eine andere Concurrenz unter günstigeren Verhältnissen stattfindet, dem Eigenthümer am Preise seiner Erzeugnisse verloren gehen; wenn aber eine solche Concurrenz nicht besteht, muß jeder Transportaufwand auf die Waare selbst geschlagen und von dem Verzehr getrogen werden. Auf den Eisenbahnen dagegen stellt sich die Fracht für die gleiche Kornmenge bei 4 Meilen Entfernung nur auf $\frac{1}{4}$ Ngr., bei 10 Mei-

37) Wochenschrift 1851.
heft 1845.

38) Landwirtschaftliche Zeit-

ten auf 1/4 Rgr. und bei 62 Meilen auf 9/10 Rgr., ein Betrag, um welchen in Nordamerika der Scheffel Weizen auf der Chaussee nur höchstens 6 Meilen weit gefahren werden kann. Wenn nun auch diese Sage rüchlichlich des Transports auf den Chausseen für Teutschland um das Doppelte zu hoch erscheinen (in Bezug auf den Transport auf unchaussierten Wegen aber auch hier ziemlich zutreffend sind), so bemerken doch die Eisenbahnen immer noch eine Transportersparnis, welche die großen Vortheile der Eisenbahnen auf das Augenscheinliche hervorheben läßt. Dazu kommt noch, daß es das Eisenbahnnetz möglich macht, daß auch da, wo eine Wasser Verbindung nicht stattfindet oder durch den Wintereis geföhrt ist, alles Getreide unangesezt und sehr rasch nach allen Gegenden hin versendet werden kann, ohne daß durch einen weiten Transport der Preis des Getreides wesentlich erhöht wird. Was aber an Transportkosten erspart wird, das muß natürlich den Vergehern zu Gute kommen.“

Stein“) führt an, daß das Terrain, welches sich gegenwärtig mit seinen landwirthschaftlichen Erzeugnissen ausbreiten kann, durch die Einführung der Eisenbahnen bedeutend erweitert worden ist, und daß die Fälle, wie in Teutschland an einem Orte Ueberfluß und niedrige Preise, an einem anderen aber Mangel und hohe Preise herrschten, wie solches in früheren Zeiten oft vorgekommen, jetzt kaum noch denkbar sei. Die Eisenbahnen machen es möglich, Getreide nach allen, und selbst den entferntesten Orten hinzuföhren, wo es am meisten mangelt, also auch am besten bezöhlt werde.

Endlich führen wir noch eine Stimme im bremer Handelsblatte Nr. 250 über den Einfluß der Eisenbahnen auf den Getreideverkehr an: „Der Getreidehandel, getragen und gehoben durch die modernen Verkehrsvereinföhungen, umfaßt immer föhlicher alle Länder der Erde. Das bedeutet also, daß der internationale Verkehr mit Getreide zu einer regelmäßigen, stetigen Erscheinung geworden ist. Damit muß der Großbetrieb im Getreidehandel zu vorwiegender Bedeutung gegenüber dem Kleinbetriebe gelangen. Der Großbetrieb aber, wie er den Weltmarkt in Auge faßt, strebt nach einem Verkehr auf Weltmärkten. Für den internationalen Getreidehandel drängen sich die gesammten zur Ausfuhr bestimmten Massen an einzelne Plätze zusammen, und in gewissen Plätzen kommen sie an ihren großen Eingangsplätzen an. Wer aus dem europäischen Südoften Bezüge machen will, hält sich an die in Galatz und Ibraila, in Ostbalt zusammenfließenden Massen, im Nordosten wendet er seine Blicke nur auf Petersburg, Riga, Danzig, Archangel; ebenso ist es in Nordamerika mit Chicago, New-York, St. Louis, Milwaukee. Und so werfen dann auch die Schiffe ihre Gesammtheit wieder an den einzelnen Hafenplätzen in London, Havre, Hamburg, Bremen, Marseille, Triest u. and. Land, wo sich die binnländische Nachfrage zusammenbrängt.

Von ihnen aus und nach ihnen hin ist wieder entseht, den vorwiegend der Verkehr mit den größten Centren des Binnenlandes für die Verzehung und die Ansammlung der für auswärtigen Bedarf verwendbaren Vorräthe. Von solchen Plätzen trägt dann der Telegraph die Preisnotirung, den Cours des Getreides über das ganze Land hinaus, und dieser Cours wird sonangebend für alle Märkte. Ja, die bloße Nachricht, daß man sich an solchen Hauptmittelpunkten des Getreideumlaufes zum Verkauf drängt, daß der Markt „still und langsam“ oder „animirt“ war, daß man große oder kleine Mengen brachte, abschte, zurückstellte u. wird ein Element für die Preisbestimmung der übrigen Märkte. Der rasche, prompte und sichere Dienst der Eisenbahnen vermittelt dann die Ausgleichung von Unterschieden, welche über die Transportkosten von einem Orte bis zum anderen, Zollabgaben u. hinausgehen. Bei der Watsache des alle Länder umfassenden Getreideverkehrs sind also die örtlichen Preisunterschiede von Reuten, welche innerhals dem Verbaude der modernen Communicationsmittel stehen, wohl geringer, besonders zur Herbstzeit, über den örtlichen Anfall der Ernte das Urtheil zu leisten; will man dagegen den Ausfall der Gesammternte eines Jahres abschätzen, so darf man sich nur an die Bewegung der Getreidepreise durch die Erntejahre hindurch an solchen Plätzen halten, welche in einem entschieden ausgeprägten Transportverkehre auf die weiten vom Eisenbahnen umspannten Räume hin stehen.“

Eisenbahnen, Kanäle und Dampfschiffahrten sind es auch, welche den Plan bei dem Stürzen von Hohenlohe-Dehringen hervorbrachten, den Getreidehandel aus Ungarn nach Teutschland zu organisiren, und zwar durch Einrichtung von Niederlagen, die in Ungarn oder an der aus Ungarn nach Teutschland führenden großen Wasserstraße der Donau, des Donau-Rainkanals, des Rhains und Rheins angelegt werden sollten.

9) Ermäßigung der Fracht für Brodstoffe und Kartoffeln auf Eisenbahnen und Dampfschiffen.

Eine Ermäßigung der Frachten auf Eisenbahnen und Dampfschiffen für diejenigen Brodstoffe, Kartoffeln u., welche für den Verbrauch im Inlande bestimmt sind, muß diese Nahrungsmittel um so viel, als die Ermäßigung der Transportkosten pro Scheffel austrägt, wohlfeiler machen. Das Verlangen ermäßigter Frachten auf Eisenbahnen und Dampfschiffen für das zu transportirende Getreide u. kann um so eher gestillt und gewährt werden, als gerade Eisenbahnen und Dampfschiffahrten bei Getreidemangel und Getreidevertheuerung in so fern Gewinn haben, als dieser Mangel anscheinliche Zufuhren von Getreide, Mehl, Kartoffeln bedingt und als diese Zufuhren meist den Eisenbahnen und der Dampfschiffahrt aufallen, als mithin dieselben ein Opfer daraus nicht bringen. Im Königreiche Sachsen sind nun auch in den letzten Theuerungsjahren die Eisenbahnen und die Dampfschiffahrtsgesellschaften dem hier gestellten Verlangen mit großer Liberalität nachgegeben.

10) Vermehrung und Verbesserung der Mühlen und Revisionen der bestehenden Mühlenordnungen, namentlich Umwandlung der Mählsche in eine Getridmühle.

Durch die Vermehrung und Verbesserung der Mühlen wird bewirkt, daß einerseits die Mäher zu allen Zeiten des Jahres ihren notwendigen Bedarf an Mehl geliefert erhalten, doch durch Mähsnoth Mehl und Brod nicht ungewöhnlich vertheuert werden, anderseits daß aus gleicher Menge Getreide mehr, besseres und ausgiebigeres Mehl in verschiedenen Sorten gewonnen wird. In dieser Beziehung ist namentlich das Augenmerk auf Errichtung von Dampfmühlen zu richten, und es fragt sich, ob es nicht wünschbar sei, wenn der Staat Prämien auf die Errichtung solcher Mühlen aussetzte? Solche Prämien wären mindestens ebenso gerechtfertigt, als diejenigen, welche die sächsische Staatsregierung auf die Errichtung von Dampfschneidmühlen ausgesetzt hat.

In Sachsen ist in neuer und neuester Zeit für Vermehrung und Verbesserung der Mühlen in der eben angegebenen Richtung Manches geschehen. So wurden in Leipzig und Umgegend zwei Dampfmühlmühlen errichtet und viele Wassermühlen nach amerikanischem Systeme umgewandelt. Um den Anforderungen unserer Zeit in Bezug auf feines Gebäck Genüge zu leisten, ließen ferner mehrere Mäher seit einigen Jahren ihre Mühlen nach dem neuesten wiener Sortirsysteme einrichten, mittels welchem es möglich ist, aus einem und demselben Getreide ganz verschiedene Sorten Mehl zu erzeugen; so gewann man z. B. aus einem Schffel Weizen 6 bis 7 Sorten Mehl von der mittelfeinen bis zur feinsten Qualität. Ist aber auch in dieser Beziehung schon Manches geschehen, so bleibt doch noch viel zu thun übrig.

Aber nicht nur auf Vermehrung und Verbesserung der Mühlen ist das Augenmerk zu richten, sondern es sind auch von Staatswegen die Mängel und Uebelstände zu beseitigen, welche sich in die Mühlenordnungen eingeschlichen haben. Die Nothwendigkeit dessen wurde unter Andm von dem Landtage zu München im J. 1847 anerkannt, wo ein Rändlicher Gesammtbeschluß zu Stande kam, in dem der König gebeten wurde, eine Revision der bestehenden Mühlenordnungen, sowie der Verhältnisse des Gewerbes der Mäher anzuordnen und die sich ergebenden Mängel zu beseitigen. Daran wurde der Wunsch geknüpft, das System der Wage statt dem Waße in den Mühlen in besondere Erwägung zu ziehen. Der Verfasser knüpft daran den Wunsch, daß es den Staatsregierungen gefallen möchte, auf dem Wege der Verordnung eine Abänderung in der Abolung der Mäher zu treffen, und zwar in der Art, daß, wenn der Getreidepreis eine gewisse Höhe erreicht hat, die Mäher nicht mehr besetzt sein sollen, für das ihnen zum Vermahlen übergebene Getreide die Mählsche zu fordern, sondern daß dieselben nur Anspruch auf ein bestimmtes Geldlohn haben sollen. Noch besser würde es aber jedenfalls sein, wenn die Mählsche ganz abgeschafft und dafür ein Geldlohn eingeführt würde.

Das eben gestellte Verlangen ist nur billig und ge-

recht; denn warum sollen grade die Mäher bei Getreidetheuerung, wo die ganze Bevölkerung unter dem Drucke derselben leidet, gewinnen? Warum sollen die Mäher bei Getreidetheuerung für ihre Arbeit, die sich doch gleich bleibt, das Getreide mehr wohlfeil oder theurer sein, um vielleicht $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{3}$ höher abgelohnt werden, als bei Durchschnittspreisen? Wie kommt das Publikum dazu, für eine und dieselbe Arbeit, welche zu jeder Zeit um denselben Preis herzustellen ist, bei Getreidetheuerung den doppelten und einen noch höheren Preis zu bezahlen? Unstreitig beruht die gebrauchliche Abolung der Mäher in Theuerungsjahren auf Ungerechtigkeit dem Publikum gegenüber, und diese Ungerechtigkeit sollte jedenfalls so bald als möglich abgekehrt werden. Eine für die Mäher angemessene, für die Mählgäste nicht drückende Abolung ist gewiß leicht ausfindig zu machen.

11) Abolung des Privilegiums der Badgerechtigkeiten.

Daß an einem Orte nur eine gewisse Anzahl Bäcker sein darf, welche sich nach der Bevölkerung des Ortes richtet, trägt jedenfalls dazu bei, nicht nur daß das verzehrende Publikum mit schlechterer Waare bedient wird, sondern daß diese schlechteren Waare auch theurer ist. Es verhält sich mit dem Gewerbe des Bäckers wie mit allen anderen Gewerben. Wo wenig Concurrenz ist, fallen die Gewerbetreibenden leicht in Lässigkeit, sie sinnen nicht nach, wie das Gewerbe zu verbessern sei, theils um bessere Waare herzustellen, theils um die Erzeugungskosten zu ermäßigen und so den Preis der Waare herabzusetzen. Kaum bei einem anderen Gewerbe dürfte dieses zutreffender sein, als bei dem der Bäcker, das dem verzehrenden Publikum gegenüber sein Monopol so sehr ausbeutet. Deshalb findet man auch, daß die Bäcker in der Regel wohlhabender, ja sogar reiche Leute sind. Ganz anders, und zwar zum Vortheil des Publicums in zweifacher Hinsicht, würde sich dieses Verhältniß gestalten, wenn das Privilegium der Badgerechtigkeit abgelöst würde. Es würde dann eine heilsame Concurrenz eintreten, die Bäcker würden sich nicht nur beeifigen, bessere Waare zu liefern, sondern auch den möglich niedrigsten Preis für dieselbe zu stellen.

Fast noch überall bestehen für Gewicht oder Preis der Badereuwaren Taxen, welche die Ortsbehörden nach dem Preise des Getreides ausseren. Man will durch diese Taxen einer Uebervorteilung des Publicums durch die Bäcker begegnen, täuscht sich aber in dieser Annahme ganz gewiß. Die besten Taxen sind eine große Concurrenz. Dieselbe wirkt nicht nur großes Gewicht, sondern auch bessere Waare herbeiführen, wie niemals die obrigkeitlichen Taxen bei geringer Concurrenz. Der eine Bäcker will sich dann vor dem andern hervorthun, größeren Zulauf, mehr Absatz haben als der andere. Um dieses aber zu ermöglichen, muß er theils gute Waare liefern, theils diese Waare zu einem billigeren Preise als sein Concurrent geben.

Noch sicherer wird dieses aber erreicht werden, wenn gleichzeitig mit Aufhebung der Taxen das Privilegium der Badgerechtigkeiten abgelöst wird.

Die Bäcker selbst sind sowohl mit der Aufhebung der Taxen als mit der Aufhebung der Bäckergerichtsbarkeit ganz einverstanden, und es liegt also bloß an den Gemeindegliedern, diese Aufhebung und Aufhebung in Ausführung zu bringen. Als ein Beispiel, wie sehr die Bäcker die Aufhebung der Taxen (bei deren Befolgen sie in mehr als einer Hinsicht sowohl zu ihrem Nachtheil als zum Nachtheil ihrer Kunden gebunden sind) herbeiführen, und wie willig sie die Hand zur Aufhebung ihres Privilegiums bieten würden, führen wir die Stadt Leipzig an, wo die Bäcker nicht nur öffentlich erklärt haben, daß sie mit der Aufhebung der Taxen ganz einverstanden sind, sondern wo sie sich auch zu der Vorbereitung befindlichen Aufhebung des Privilegiums der Backgerechtigkeiten sehr willig gezeigt haben. Wie sehr ferner die Aufhebung der obrigkeitlichen Taxen auf die Güte und selbst auf die Größe des Backwerks wirkt, davon gibt Dresden ein Beispiel, wo die Taxen des Backwerks schon seit längerer Zeit aufgehoben sind.

Mit der Forderung der Aufhebung der Taxen der Bäckereien und der Aufhebung des Privilegiums der Bäckergerichtsbarkeit sind auch gewichtige Stimmen einverstanden.

Schulze *) erklärt die Privilegien der Bäcker für nachtheilig, die Brodtaxen für unsicher, und die völlige Freiheit des Brodverkaufs für eine Sache der Nothwendigkeit.

Das dresdener Journal brachte im Jahre 1853 von vollkommenen Berufenen und sachkundiger Feder eine Reihe bedeutender Beiträge zur Frage über die Volksernährung und wies darin die Unhaltbarkeit der Lebensmitteltaxen für unsere Zeit auf das Schlagendste nach.

- 12) Sparsamkeit im Verbräuche des Getreides und Brodes und Zurückhaltung einiger Vorräthe an Getreide von Seiten der Landwirthe.

Die Sparsamkeit bei Getreidemangel und Getreidevertheuerung besteht sich theils darauf, daß man so wenig als möglich Getreide an das Vieh verfüttert, daß man den Brodverbrauch so viel als thunlich beschränkt, und daß man kein frischbackenes, sondern altbackenes Brod genießt. Wie viel durch den Verbrauch von nur altbackenem Brode dem Neubackenen gegenüber erspart wird, ist bekannt. Mit $\frac{1}{2}$ ist diese Ersparniß gewiß nicht zu hoch angeschlagen. Der Verbrauch von altbackenem Brode ist deshalb ein sehr wichtiges Ersparnißmittel bei Getreidemangel und Getreidevertheuerung, und deshalb vordrängte auch die sächsische Staatsregierung in den Theuerungsjahren 1846 und 1847 und 1855 und 1856, daß die Bäcker bei Strafe gehalten seien, stets zwei Tage altes Brod vorrätig zu haben und frischgebackenes nur auf besonderen Verlangen an die Käufer abzugeben. Auch in Baden durfte im Jahre 1847 nur 24 Stunden altes Brod von den Bäckern verkauft werden.

Hierher gehört auch noch, daß man in Zeiten des Mangels und der Vertheuerung den Roggen nicht in Mehl

verwandeln, sondern bloß zwei Mal schroten läßt, um die Kleie darin zu erhalten. Den Roggenschrot verbädert man zu Gemütsbrod, welches erst angeschnitten werden darf, wenn es 4—6 Tage alt ist. Auf diese Weise erspart man etwa $\frac{1}{2}$ des gewöhnlichen Bedarfs. Daß die Kleie einen besondern eigenthümlichen Nahrungsstoff enthält, der in dem gebräutelichen Mehl, also auch in dem daraus bereiteten Brode fehlt, hat Mouritz nachgewiesen. Dieser Stoff ist mit mehreren andern Stoffverbindungen gemengt aus der innern Oberfläche des Oberhäutens enthalten, löst sich leicht in warmem Wasser, und die wässrige Lösung hat die Fähigkeit, das Stärkemehl des Brodes löslich und also verdaulich zu machen. Die lösende Einwirkung des Kleienbackstoffs scheint schon im Brodteige zu beginnen und durch das Backen nicht vernichtet zu werden, aber erst im Magen wird die Wirkung vollständig.

Auch Zehring **) empfiehlt die Kleie zur Brodbereitung, da sie sehr viele nahrhafte Bestandtheile enthalte und in hinreichender Menge vorhanden sei, um den Verbrauch von Getreide merklich zu verringern.

Daß durch die Darstellung und den Verbrauch des schwarzen Brodes nicht nur sehr viel an Brodgetreide erspart wird, sondern daß schwarzes Brod auch wehrhafter und gesünder ist als weißes Brod, bestätigt auch ein englischer Arzt in einer im J. 1846 erschienenen Flugschrift. Es heißt in derselben: „Die allgemeine Meinung ist, daß Brod vom feinsten Mehl das beste, daß die Weiße des Brodes der Beweis seiner guten Beschaffenheit sei; beide Ansichten sind aber falsch. Die Weiße kann und wird auch gewöhnlich bei dem Brode zum Nachtheile der Verzehrer durch Alaun bewirkt, und wissenschaftliche Männer wissen, daß gröberes Mehl nahrhafter, ganz feines aber nicht nahrhaft ist. Gibt man einem Menschen halbweißes Brod und Wasser, so wird er leben und sich einer guten Gesundheit erfreuen, gibt man ihm bloß weißes Brod und Wasser, so wird er allmählig hinfinken und sterben. Das gröbere Mehl, aus welchem das halbweiße Brod bereitet ist, enthält alle Stoffe, welche zur Ernährung der verschiedenen Körpertheile wesentlich nöthig sind. Einige dieser Stoffe werden von dem Mäler hinweggeschafft, sodas feineres Mehl, statt besser als das gröbere zu sein, am mindesten nahrhaft und auch am schwersten zu verdauen ist. Der unkluge Vorzug, den man dem weißen Brode gibt, hat zu dem schädlichen Gebrauche, mit dem feinen Mehl Alaun zu vermischen, und zu noch andern Verfaßungen und Betrugarten geführt, denn die Bäcker können durch Einmischung einer größeren Menge Alaun dem Brode und Mehl von geringerem Getreide ein Aussehen geben, als wenn es aus dem feinsten und kostbarsten Mehl gemacht worden wäre, wodurch nicht nur der Käufer betrogen, sondern auch seiner Gesundheit Schaden zugefügt wird.“

Wagende bestätigt dieses. Nach Versuchen, welche derselbe angestellt hat, bleichen Hunde, wenn sie nur

40) Ueber Kornhandel.

II. Hauptst. B. u. K. Erst. Section. LXV.

41) Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft. 1854.

mit Brod aus ungebeutetem Mehle gefüttert werden, vollkommen gesund, während sie, mit Weißbrod aus gebeutetem Mehle gefüttert, nach einiger Zeit aus Mangel an vollständiger Ernährung sterben. Daß bei Getreidemangel Sparsamkeit eine der ersten Pflichten ist, wird in der Weiserzeitung (1851) sehr anschaulich nachgewiesen. Es heißt dort: „Man kann sich das Verhältniß nicht klarer veranschaulichen, als wenn man sich die Zeit von einem Ende zum andern als eine Gerete vorstellt. Die Bevölkerung des Schiffes hat für diese Gerete eine gewisse Menge Lebensmittel am Bord, mit dem sie auskommen muß bis zum Tage der Landung. Unterwegs merken die Proviantmeister, daß zu viel verzehrt wird, und sie schränken die Portionen ein. Wenn nun die Passagiere damit unzufrieden sind und sich von ihrer bisher gewohnten Ration Nichts abziehen lassen, so werden sie freilich eine Zeitlang reichlich leben, aber es wird ein Tag kommen, wo die Schreckensnachricht kommt: Kein Brod mehr am Bord!“

Die Sparsamkeit im Verbräuche von Brodstoffen, so wird auch die Zurückhaltung einiger Vorräthe von Getreide von Seiten der Landwirthe wirklichem und zeitweiligem Mangel an Getreide und drückenden unangemessenen Getreidepreisen vorbeugen, und es ist deshalb eine solche Zurückhaltung, unbefürchtet um das Wuchergeschrei verblinder Volksmassen, die nicht wissen, was zu ihrem Besten dient, nicht dringend genug zu empfehlen.

Sehr überzeugend ist der große Nutzen der Zurückhaltung einiger Getreidevorräthe von Seiten der Landwirthe in einem officiellen Artikel der Leipziger Zeitung (1847) nachgewiesen: „Wenn die Grundbesitzer, die kommenden Verhältnisse vorausschauend, gleich nach der Ernte mit ihren Vorräthen zurückhaltend, führen sie allerdings eine Steigerung der Preise herbei. Diese Steigerung aber hat man als eine Nothwendigkeit zu betrachten, denn ohne sie würde man sorglos die vorhandenen Vorräthe aufzehren und nicht daran denken, Aufschub aus fruchtreichen Ländern sich zu verschaffen; sie veranlaßt von Auswärts desto stärkeren Zufuhr, und zwar zu einer Zeit, wo die Preise noch nirgends zu einer außerordentlichen Höhe gestiegen sind. Muß man deshalb auch Anfangs einen kleinen Aufschlag zahlen, so hat man doch den Vortheil, daß noch in guter Zeit dem gänzlichen Mangel vorgebeugt wird und die nicht ausreichenden Vorräthe gesichert werden können, welche später die vortheilhaftesten Dienste leisten werden. Abgesehen nämlich davon, daß die Noth noch größer werden würde, wenn die Gutbesitzer ihre ganzen Vorräthe verkaufen würden und dann ihren nicht unbedeutenden Bedarf selbst noch vom Markte holen müßten; abgesehen davon, daß ihre kleinen Vorräthe, sofort und auf einmal verkauft, gar keine Erleichterung gemäßen könnten, dient ein mäßiger Getreidevorrath theils zur Aushilfe, wenn einmal die Zufuhr an einzelnen Orten länger als gewöhnlich ausbleibt, theils setzt er die Gutbesitzer in den Stand, durch kleinere und billigere Verkäufe die zeitweilen Erhebnungen der Preise und namentlich jeden unwillkürlichen Aufschlag sofort auszugleichen; endlich machen sie mäßige Getreide-

vorräthe den begüterten Inhabern möglich, ohne allzu große Opfer ihrerseits die Ortsarmen wirklichem Mangel zu unterliegen.“

Und Keuning⁴³⁾ sagt: „Hohe Preise sind das einzige Mittel, um bei einer Miserte wirklichem Mangel an Getreide zu begnügen, denn sie rufen Ersparnisse sowohl bei den Erzeugern als bei den Verzehrern hervor, und nur die Mindererzeugung kann den Ausfall decken. So lange die Preise niedrig bleiben, schränkt sich Niemand ein, er erparnt nicht, und so muß, wenn unglücklicherweise dieses Verhältniß fortdauert, die ganze Menge vor der Ernte fehlen, welche nicht verwendet worden wäre, wenn die Preise sofort, nachdem man den Ausfall erkannt, sich höher gestellt hätten. Trotz dem Wuchergeschrei ließen die Landwirthe (im Jahre 1846), welchen ihre Bücher mehr über die Ernte sagten als die Zeitungen, sich nur zum kleinen Theil verteilen, sie sparten und schützten so das Land vor größerem Unglück, als dasselbe leider ertragen mußte. Ersparniß also ist bei einer allgemeinen Miserte das hauptsächlichste Mittel, um vor Mangel zu schützen. Namentlich sind bei der Viehfütterung bedeutende Ersparnisse an Getreide möglich, und es ist dringend zu wünschen, daß Sachsen ferner nicht die billigeren Fütterungsmittel, namentlich die Delusen, außer Landes gehen lasse, daß ein rationeller Fruchtwechsel mit fräftigem Futterbaue die ansehnliche Körnerfütterung ersetze.“

13) Dauerhafter Friede.

„Friede ernährt, Unfriede verzehrt.“ ist ein Spruchwort, das hier sehr zutreffend ist. Die hohen Getreidepreise in den Jahren 1854 bis 1856 waren wesentlich mit eine Folge des Krieges, welcher von der Türkei und den Osmanen gegen Rußland geführt wurde, denn einestheils wurden bedeutende Getreidemassen zur Befestigung der Landtruppen und der Mannschaff der Kriegsschiffe zusammengekauft, andernteils wurde die Getreideausfuhr aus Rußland verboten.

Auch Schulze⁴⁴⁾ erklärt dauerhaften Frieden als das Hauptmittel zur Wiederherstellung angemessener Kornpreise und zur Beseitigung der durch den Krieg herbeigeführten Störungen des Kornhandels. Die Folgen dieser Störungen seien, daß weit weniger Getreide aus dem Osten Europas nach den westlichen Ländern gefahren werde, daß dem Kornhandel weniger Capitalien zugewendet wurden und daß in einigen Gegenden die Nachfrage nach Lebensmitteln ungewöhnlich hoch sei. Jeder europäische Krieg störe den Kornhandel in solchem Grade, daß bedeutende Abweichungen des Getreidepreises von dem angemessenen Standpunkte dadurch veranlaßt wurden.

14) Gründung von Speise- und Suppenanstalten.

Wenn die Gründung von Suppen- und Speiseanstalten überhaupt ein wichtiges Mittel ist, den Nothstand zu lindern, so muß aber dieses Linderungsmittel

43) Landwirthschaftliche Zeitschrift. 1847.

44) Rational-

ökonomie.

in Zeiten des Getreidemangels und der Getreidetheuerung noch weit wichtiger sein, wenn man bedenkt, daß in solchen Zeiten die Armen kaum das nöthige Brod zu beschaffen vermögen, daß an ein kräftiges Gemüse, an Fleisch nicht zu denken ist. Welche traurige Folgen aber aus einer unzulänglichen Nahrung hervorgehen, das haben die Theuerungsjahre 1846 und 1847 und 1853 bis 1856 zu Genüge bewiesen. Nicht nur daß im sächsischen Erzgebirge und Voigtlande die Armen ganz von Krüften kamen und auch nur einermassen anstrengende Arbeiten nicht zu verrichten vermochten, stellten sich auch in vielen Orten der Typhus ein und forderte zahlreiche Opfer. Hauptsächlich war dies da der Fall, wo man für die Danksamen wenig oder Nichts gethan hatte, während die Theuerung da, wo Speise- und Suppenanstalten eingerichtet waren, weit leichter ertragen wurde.

Hauptsächlich waren es in den angeführten Theuerungsjahren der zwidauer und ein Theil des leipziger Kreisdirectionsbezirks, wo örtliche Hilfsvereine errichtet wurden. Die Geldmittel für die von denselben eingeleiteten Hilfsmaßregeln verschafften sich die Hilfsvereine hauptsächlich aus örtlichen Fonds und Sammlungen und sonst aus dem Bereiche ihrer näheren Umgebung; zum Theil wurde ihnen dabei aber auch durch den in weiteren Kreisen sich theilnehmenden Wohlthätigkeitsinn wirksame Unterstützung gewährt. Neben der regen Thätigkeit der segensreich wirkenden erzgebirgischen Frauenvereine wurde nämlich auch eine Sammlung von mehr hundert Scheffeln Getreide und Hülsenfrüchten in dem flachen Lande Sachsens unter den Gutsbesitzern veranstaltet und zu bedeutend ermäßigten Preisen für das obere Erzgebirge und Voigtland zur Verfügung der Behörden gestellt. Außerdem wurde ein bei der Kreisdirection zu Zwidau durch veranstaltete milde Sammlungen gebildeter Fond zur Verabreichung angemessener Geldbeihilfen an die Hilfsvereine einzelner besonders bedürftiger Gemeinden verwendet, und in soweit alle diese Unterstützungen nicht ausreichten, trat eine verhältnismäßige Mitwirkung der Staatskasse ein.

Die gesammelten Unterstützungsmittel, welche diesen Hilfsvereinen zufließen, wurden von denselben in der Art verwendet, daß Speise- oder Suppenanstalten gegründet wurden, und diese Anstalten haben sich auch überall da, wo sie eingeführt wurden, so bewährt, daß nur zu wünschen ist, es möchten bei wiederkehrenden Theuerungen überall, wo sich der ärmere Theil der Ortsbevölkerung nicht aus eigenen Mitteln zur Genüge zu ernähren vermag, Speise- oder Suppenanstalten ins Leben gerufen werden. Die Gemeinden können auch dieses Unterstützungsmittel um so eher in Ausführung bringen, als damit die verhältnismäßig geringsten Opfer verknüpft sind; denn Viele der Unterstützungsbefürftigten werden sich noch in der Lage befinden, für eine kräftige Suppe 4 Pf., für ein kräftiges Gericht von Gemüse und Fleisch 12 Pf. zu bezahlen, und arme alte, gebrechliche und ganz arbeitslose Personen muß so die Gemeinde ohnedies unterhalten. Eine Unterhaltung derselben mit einer billigen und dabei doch kräftigen Nah-

rung ist aber jedenfalls dem Verabreichen von Almosen in Geld weit vorzuziehen. Da, wo die Mittel der Gemeinden überhaupt oder die länger anhaltende Theuerung insbesondere zu einer derartigen Unterstüttung nicht ausreichen, soll und wird auch der Staat in der Weise einschreiten, daß er solchen Gemeinden verlageweise mit Nahrungsmitteln von trocknen Gemüse, Kartoffeln u. zu billigen Preisen zu Hülfe kommt.

Bei der Gründung von Speiseanstalten verdienen die zu Leipzig und Linden bei Panower bestehenden als Musteranstalten zu Grunde gelegt zu werden. In sofern diese Anstalten alle zur Verwendung kommenden Nahrungsmittel im Großen einkaufen, vermögen sie selbst bei theueren Preisen, ohne ein Opfer zu bringen, eine Portion (½ sächs. Kanne) kräftiges Gemüse nebst Fleisch (4 Roth) für den geringen Preis von 12 Pfennigen abzugeben.

An die Gründung von Speise- und Suppenanstalten schließt sich an die Gründung von

15) Gemeinde- und Actien-Brodbäckereien.

Was zunächst die Gemeinde-Brodbäckereien anlangt, so hat die Erfahrung sowohl in der frühern als in der jüngsten Zeit gelehrt, daß diese Anstalten bei Getreidetheuerung für die ärmeren und ganz armen Gemeindemitglieder in sofern eine sehr große Wohlthat sind, als sie durch Vermittelung derselben ein gutes, reines, kräftiges Roggenbrod um einen weit wohlfeileren Preis erhalten, als sie sich dasselbe selbst herzustellen oder zu einem solchen Preise von dem Bäder zu kaufen vermögen. Es ist dieses ganz einleuchtend, wenn man bedenkt, daß Gemeinden größere Mengen Getreide auf einmal, und zwar aus dem Auslande ankaufen, daß sie so das Getreide zu einem billigeren Preise erhalten, als es der Kleinhandel im Inlande zu liefern vermag, daß die Herstellung einer großen Menge Brodes weniger Kosten verursacht, als die Kosten nur eines Gebädes betragen und daß die Gemeinden das Brod zu dem Selbstkostenpreise abgeben. Außer den Gemeinden könnten auch Hilfsvereine, große Fabricanten derartige Brodbäckereien in theueren Jahren einrichten.

In Leipzig bildete sich Ende 1846 ein Verein, um verschämte Arme mit Brod zu billigeren Preisen als den laufenden zu unterstützen. Bedeutende Summen wurden zu diesem Zwecke gezeichnet, und die Stadt selbst schloß 7000 Thlr. vor. Um das Brod so billig als möglich liefern zu können, wurden nicht nur Wahlsteuer, sondern alle auf dem Bäckergewerbe lastenden Gemeindeabgaben diesem Vereine erlassen. Der Stadtrat gab das zum Backen des Brodes erforderliche Holz unentgeltlich her und lieferte auch die erforderlichen Fuhrten unentgeltlich. Durch alle diese Maßnahmen wurde erreicht, daß den Befürftigten der Gemeinde das nöthige Brod zu einem Preise geliefert werden konnte, der mit den damaligen Bäderpreisen in keinem Verhältnisse stand.

Anderswärts, unter andern in Berlin und Frankfurt a. M., wurden die Armen der Gemeinde in der Art

unterstützt, daß sie von Seiten der Gemeinden Brodfarten erhielten. Gegen Abgabe derselben an die Bäcker bekamen sie das Brod um einen etwas billigeren Preis als nach der Taxe; doch steht diese Art der Unterstützung jedenfalls weit hinter derjenigen zurück, wo Gemeinden Getreide aus dem Auslande kaufen, dieses selbst verbäcken und das Brod zu dem Selbstkostenpreise abgeben, weil bei der Ausgabe von Brodmartens das Brod theurerer gekauft werden muß, Baderbrod nie so kräftig ist als selbstgebackenes Brod, und weil auch bei dieser Art der Unterstützung die Gemeinden jedenfalls größere Opfer zu bringen haben.

Aber nicht erst dann, wenn Theuerung bereits heringebrochen ist, sollen Gemeinde-Brodbäckereien ins Leben gerufen, sie sollen nicht bloß für Zeiten der Theuerung fortgeführt werden, sondern man soll derartige Anstalten überhaupt gründen und fortführen; denn nicht nur daß sie bei normalen Getreidepreisen der Nothvorsehung zum Vortheil gereichen, werden sie bei eintretender Theuerung noch segensreicher zu wirken vermögen, als die nur für Theuerungsjahre berechneten, weil jene in jeder Beziehung besser eingerichtet sind, sich die Gewerbovorteile durch längeren Betrieb zum Nutzen gemacht haben, und weil sie vielleicht auch noch alle Nothvorsehrtheile haben.

Zu derartigen Gemeinde-Brodbäckereien gehört die von dem Stadtrathe in Dresden im Jahre 1848 eingerichtete. Sie erfreute sich der Theilnahme des Publicums bald mehr und mehr, so daß man jeden Tag bis 16 Gebäcke machen mußte. Das Brod ist ein kräftiges, reines Roggenbrod, stets gleichförmig und vollkommen gut ausgebacken und steht in seiner Güte und Nahrungsfähigkeit weit über dem Bäckerbrode.

Neben den Gemeinde-Brodbäckereien, oder da, wo solche nicht bestehen, empfiehlt sich auch die Gründung von Actien-Brodbäckereien. In solchen letzteren Anstalten über ein bedeutendes Capital verfügen, in Folge dessen große Getreideeinkäufe, namentlich in wohlfeilen Zeiten behufs der Lagerung, ferner große Einkäufe von Brennstoffen machen, in sofern bei ihnen manche Geschäfte beim Brodbacken, namentlich das Kneten des Teiges, durch Maschinen bewirkt werden können, vermögen sie jedenfalls das Brod billiger herzustellen als die Bäcker. Es gibt zwei verschiedene Arten solcher Vereine: 1) solche, welche nur für Mitglieder des Vereins backen; 2) solche, welche zum allgemeinen Verkauf backen. Wenn auch letztere Anstalten zunächst im Interesse der Actionaire gegründet werden, so gereichen sie doch auch dem Publicum zum Vortheil, denn würden Actien-Brodbäckereien das Brod nicht besser und billiger als die Bäcker liefern, so würden jene vielleicht nicht bestehen können oder doch kein gutes Geschäft machen.

Was die unter 1) angeführten Actienvereine anlangt, so besteht ein solcher seit dem Jahre 1853 in Chemnitz. Derselbe hat eine ziemlich zahlreiche Theilnahme gefunden. Die Actie kostet 2 Thlr. Die durch die Actienzeichnung gewonnene Summe wird zum Ankauf von gutem Getreide verwendet, welches dann ge-

mahlen und verbäcken wird. Das Brod wird nur an die Mitglieder des Vereins abgelassen. Jedenfalls sind derartige Vereine, insbesondere für Fabrikstädte, sehr zweckmäßig und segensreich, denn durch sie kann Tausenden, die nur einen spärlichen Verdienst haben, durch billige Ueberlassung des nothwendigsten Lebensmittels ein sehr wesentlicher Vortheil genährt werden.

Zu den unter 2) angeführten Actienvereinen gehören: a) die im Jahre 1856 in Stuttgart errichtete Brodfabrik. Die Unternehmer backen das Pfund Brod 1 Kreuzer unter der Taxe, und der Andrang des Publicums ist so bedeutend, daß dem Bedürfnisse nicht jederzeit entsprochen werden kann, obgleich die Fabrik in 24 Stunden 1600 Pfd. Brod erzeugt. Das Brod ist von einer Gefälligkeit des Aussehens und von einer Schmachtfähigkeit, die Nichts zu wünschen übrig lassen. b) Die im Jahre 1856 in Magdeburg errichtete Brodfabrikgesellschaft. Das Gründungscapital besteht in 100,000 Thalern in Actien à 200 Thlr. Zur Beschaffung des Mehls für ihren Bedarf wird die Gesellschaft auch eine Mühle anlegen. Zum Brodbacken sind 6—8 Backöfen und die erforderliche Anzahl von Knetmaschinen aufgestellt. Vorläufig will diese Fabrik jährlich 25000 Büchel Getreide verarbeiten oder täglich 200 Etr. Brod backen. Auch diese Gesellschaft stellt sehr günstige Ergebnisse in Aussicht, und zwar nicht nur für die Actionaire, sondern für das vortige ganze große Publicum, namentlich für das weniger bemittelte. Ähnliche Unternehmungen werden in der Nähe auch in Reinsdorf bei Weidau und in Leipzig ins Leben treten. Wöchten diesem Vorhaben bald alle größeren Distrikte, vorzugsweise in Fabrikgebieten, im Interesse der ärmeren Bevölkerung folgen!

16) Anwendung von Ersatzmitteln der Brodstoffe und der Kartoffeln.

Sehr wichtig bei Getreidemangel und Getreide-theuerung, beziehungsweise bei Kartoffelknappheit und geringen Kartoffelerträgen, ist die Anwendung von Ersatzmitteln der Brodstoffe und der Kartoffeln. Sollen aber solche Ersatzmittel mit Nutzen angewendet werden, so dürfen sie nicht in bloßen Magenfüllungsmitteln bestehen, welche nur der Gesundheit schaden, sondern sie müssen wirklich nähren. Ferner sollen die wirklich nährenden Ersatzmittel nicht, wie gewöhnlich empfohlen wird, zum Brodbacken verwendet, sondern in natura genossen werden. Die Nahrungsmittel, die man mit wirklichem Nutzen mit dem Mehle vermischt zu Brod backen könnte, lassen sich auch in natura als Gemüse, zur Suppe u. zubereitet, vortheilhaft verwenden; ja die letztere Benützung ist die ungleich vortheilhaftere, weil sie weniger Zeit, weniger Mühe, weniger Kosten verursacht. Es soll in dieser Beziehung nur an die Kartoffel erinnert werden, welche man so häufig zum Brodbacken empfiehlt und dazu auch wirklich verwendet. Dieses ist aber durchaus fehlerhaft; denn nicht nur, daß das aus Kartoffeln bereitete Brod weniger nahrhaft und schmachtfähig, nicht nur daß es schwer ist, wird auch durch

das Backen der Kartoffeln zu Brod durchaus Nichts erspart; denn wenn auch ein Brod aus einem Gemenge von Kartoffeln und Getreidemehl um etwas billiger ist, als reines Getreidebrod, so ist jenes aber auch bei weitem nicht so nahrhaft als dieses, und man muß deshalb vom Kartoffelbrode mehr essen, als vom Getreidebrode. Noch weniger als Kartoffeln eignen sich übrigens andere Stoffe zum Brodbacken; dahin gehören die in den Theuerungsjahren 1846 und 1847 so vielfach empfohlenen Nahrungsmittel von Maiskeim, Erbsen, Linsen, Bohnen, Dinkel, isländischem Moos, Kürbissen, Rüben, Zuckerrübenrückständen u. s. w. Alle diese Stoffe sind bloß Magenfüllungsmittel, nähren äußerst wenig oder gar nicht, und manche von ihnen sind zur Ernährung der Menschen überhaupt gar nicht geeignet. Auch das Mehl von Hülsenfrüchten eignet sich wenig zum Brodbacken, da solches Mehl nur wenig Kleber enthält. Weit zweckmäßiger verwendet man die Hülsenfrüchte zur Darstellung von Brei, Gemüsen, Suppen, und zwar sind sie dazu um so mehr zu empfehlen, da sie nächst dem Fleische am meisten nähren. Will man den gewöhnlichen Brodkaffee, den Roggen, theilweise ersetzen, so geschieht dies mit Vortheil nur durch Gerste oder Hafer. Dieses setzt aber voraus, daß nicht Mangel an diesen Früchten ist. Aus $\frac{1}{2}$ Roggen- und $\frac{1}{2}$ Gerstenmehl erhält man ein wohlgeschmeckendes, gesundes Brod. Auch eine Mischung von $\frac{1}{2}$ Roggen- oder Dinkel- und $\frac{1}{2}$ Hafermehl liefert ein sehr gutes, schmackhaftes, längere Zeit haltbares Brod.

Die Hauptsache bei Getreidemangel und Getreidetheuerung (welche Uebel ihre Endschaff immer erst nach der nächsten Ernte, wenn diese eine gute ist, erreichen) ist aber, daß man bis zur nächsten Ernte für den Anbau frühzeitiger Gemüse besorgt ist. Dieses stellt sich um so notwendiger heraus, als in der Regel die Theuerung mit jedem Monate zunimmt, die Noth sich mehrt, und am Ende des Frühjahrs und im Anfange des Sommers der Mangel am drückendsten empfunden wird. Es muß deshalb gewiß zu einer Entlastung dienen, wenn die Feld- und Gartenbauer darauf Bedacht nehmen, solche Früchte anzubauen, welche früh im Jahre zur Reife gelangen und wenigstens im Monate Juni der drückendsten Noth einige Abhilfe leisten. Zu diesen Früchten gehören Frühkartoffeln, Mairüben, Kohlrabi, Mören, Schnittkohl, krautblättriger Winterkohl, Spinat, neuseeländischer Spinat, Gartenmelde, Mangold, englischer Gemüskraut, Pflaumen, Früherbsen.

Beißt Kartoffelmangel, ruht dieser von einer feuchtnartigen Krankheit her, wie in den jüngsten Jahren, und ist zu mutmaßen, daß sich auch im nächsten Jahre die Krankheit wieder einstellen und die Frucht zum großen Theil vernichten wird, so ist es rathsam, als Ersatzmittel der Kartoffel bebau der Ernährung des Menschen Mais, Hülsenfrüchte, Buchweizen, Mören, Kohlrüben, Pastinaken, Erdbeeren anzubauen. Unter diesen Früchten bewahren der Mais und die Hülsenfrüchte den Vorrang; der Mais, weil er nach den Kartoffeln von gleicher Fläche den größten Ertrag und die meiste

Nahrung liefert, sich auch die verschiedenartigsten Speisen aus ihm bereiten lassen, die Hülsenfrüchte, weil sie unter allen pflanzlichen Nahrungsmitteln in Folge ihres reichen Stickstoffgehaltes am nährndsten sind.

Gast eben so wichtig als der Ertrag der Kartoffeln für die Menschen ist der Ertrag der Kartoffeln für das Vieh. Man wird die Richtigkeit dieser Behauptung zugeben müssen, wenn man Folgendes erwägt: Die Kartoffel bildet in unseren Tagen fast in jeder Landwirtschaft ein Hauptfutter- und Wärmungsmittel und wird zu diesem Behufe in bedeutender Ausdehnung angebaut. Bei diesem Anbau macht nun der Landwirth immer Rechnung auf eine ergiebige Ernte. Schlägt diese aber in Folge einer herrschenden feuchtnartigen Krankheit fehl, so ist die natürliche Folge die, daß ein großer Ausfall an Futter- und Wärmungsmitteln entsteht. Da nun der Landwirth, will er sich nicht nur in der Gegenwart, sondern auch für die Zukunft (der Düngergewinnung halber) keinen großen Schaden aussetzen, seinen Viehstand nicht den vorhandenen übrigen Futtermitteln entsprechend vermindern kann, so bleibt ihm nichts Anderes übrig, als das fehlende umfangreiche Futter durch Kaffee, durch Getreide zu ersetzen. Da nun bei Widerenten der Kartoffeln das Getreide in der Regel ohnehin theuer ist, da die fehlenden Kartoffeln zum großen Theil durch Getreide ersetzt werden, so sollte der Landwirth dasselbe nicht noch dadurch theurer machen, daß er einen großen Theil davon dem Viehe verfüttert. Es liegt dies auch schon im eigenen Interesse der Landwirth, da theures Getreide durch das Vieh sehr schlecht verwertet wird. Im Interesse der Gesamtbevölkerung im Allgemeinen und der Landwirth insbesondere liegt es daher, daß letztere in Zeiten, wo die Kartoffel durch feuchtnartige Krankheiten verheert wird, dieselbe zum großen Theil durch den Anbau anderer Futtergewächse zu ersetzen. Solche Gewächse sind hauptsächlich die Zuckerrunkelrübe, die Riesenmöhre und die Altringhammöhre, Wurzelarten, welche von gleicher Fläche einen noch höheren Ertrag geben als die Kartoffeln und nur wenig nahrungärmer sind als diese.

17) Unterstüßung der landwirtschaftlichen Arbeiter von Seiten ihrer Beodherren.

Wenn das Verlangen gestellt wird, daß die landwirtschaftlichen Arbeitgeber ihre Lohnarbeiter in Zeiten des Getreidemangels und der Getreidetheuerung unterstützen sollen, so wird dieses jeder Billigdenkende gerechtfertigt, so wird dieses insbesondere der Landwirth als in seinem eigenen Interesse begründet finden, wenn er bedenkt, daß die Blüthe seiner Wirthschaft zum Theil mit davon abhängt, wie das Verhältnis zwischen ihm und seinen Arbeitern beschaffen ist. Damit nun dieses Verhältnis ein für beide Theile günstiges sei, muß der Arbeitgeber dafür sorgen, daß sich der Arbeiter nicht in einer gedrückten Lage befindet. Schon Menschlichkeit rüchsten verlangen dieses; aber auch in materieller Hinsicht wird sich dabei der Arbeitgeber gut stehen, denn während der in Hunger und Kummer lebende Arbeiter

nicht nur wenig Arbeit und diese wenige Arbeit noch dazu schlecht liefern wird, wird derjenige Arbeiter, der in seinem Einkommen so gestellt ist, daß er mit seiner Familie an den notwendigsten Lebensmitteln nicht Mangel leidet, viel und gute Arbeit liefern und dadurch zur Erhöhung des Roh- und Reinertrages der Wirthschaft nicht wenig beitragen.

Es gibt nun verschiedene Wege, auf welchen der Landwirth seinen Arbeitern Unterstützung zusichern lassen kann.

An der Spitze steht Beschaffung von Arbeit. Arbeit zu einem mit den Preisen der Lebensmittel im Verhältnisse stehenden Lohne ist jedenfalls die zweckmäßigste Unterstützung, die man der handarbeitenden Classe angedeihen lassen kann. Was die Beschaffung von Arbeit überhaupt anlangt, so fehlt es dazu sowohl den einzelnen Landwirthen als den Gemeinden an Gelegenheit nicht. Schon die Wälder bieten Arbeit in ziemlicher Menge. In den Beschäftigungen in den Wäldern gehören insbesondere der Abgebau, die Anlegung von Pflanzschulen, die Ausführung von Pflanzungen, die Durchforstungen, das Stochroden, Entwässerung sumpfiger Stellen. Diese Waldarbeiten sollten aber nicht im Sommer vorgenommen werden, wo den Arbeitern Beschäftigung ausserhalb dem Walde zugewiesen werden kann, sondern im Winter, wo gewöhnlich Mangel an Beschäftigung ist. Andere geeignete Arbeiten bestehen in der Herstellung und Besserung der Dorf-, Feld- und Verbindungswege, in den Baumplantagen, Rodungen, Steinsprengen, Grabenheben, Entwässerungen, Rajolen, Uferbauten etc.

Die Arbeiter können nun entweder im Tagelohne oder im Accord angestellt werden. Accordarbeiten sind sowohl für den Arbeitgeber als für den Arbeiter vortheilhafter und deshalb ganz besonders zu empfehlen. Insbesondere bieten die Accordarbeiten während der Aebnung die beste Gelegenheit dar, die Arbeiter so zu stellen, daß ihr Auskommen gesichert ist, denn bei Accordarbeit verdient der fleißige Arbeiter in einer gegebenen Zeit mehr und kann unter ungünstigen Umständen leichter durchkommen als der Lohnarbeiter, wenn einmal der Arbeitgeber bei Getreidebearbeitung den Arbeitern noch anderweitige Unterstützung angedeihen läßt. Solche Unterstützungen bestehen 1) in der Beschäftigung. Der Landwirth erzeugt dieselbe größtentheils selbst und kann sie deshalb billiger bestreiten, während sie der Arbeiter aus zweiter oder dritter Hand erkaufen muß. Auch verursacht ein Kostlich von vielen Personen weit weniger Kosten, als wenn für Wenige besonders getocht wird. 2) Theilweise Ablohnung mit Getreide zu einem billigeren als dem Marktpreise.

18) Errichtung von landwirtschaftlichen Creditanstalten.

Die Errichtung von landwirtschaftlichen Creditanstalten ist in sofern ein Schutzmittel gegen Getreidemangel und Getreidebearbeitung, als oft Mangel an Capitalien die Landwirthe abhält, Getreide längere Zeit aufzubewahren⁴⁵⁾. Besonders sind solche Creditanstalten

ein Bedürfnis der Zeit, welche den Bauern Capitalien um niedrige Zinsen verschaffen; denn hat der Landmann Geld in Händen, so wird es ihm möglich, in fruchtbaren Jahren, die immer auch wohlfeile Zeiten bedingen, sein Getreide aufzubewahren und es erst dann loszuschlagen, wenn Aebnung bevorsteht. Dadurch gewinnen sowohl die Erzeuger als die Verzehrer. In fruchtbaren Jahren wird der Markt nicht überfluthet werden, und der Preis hält sich auf einer leidlichen Höhe, wobei Erzeuger und Verzehrer bekehren; in theueren Zeiten aber werden die alten Vorräthe angegriffen, sobald die Preise, weil der Mangel weniger fühlbar wird, sich nicht übermäßig steigern. Die Gründung solcher Creditanstalten ist ein um so dringenderes Bedürfnis, als es bei dem gegenwärtigen Geldverkehre sehr schwer ist, ein Darlehen zu erhalten; denn den Reichen ist es so außerordentlich leicht gemacht, ihre Capitalien in Actien und Staatspapieren vortheilhaft und sicher anzulegen, daß sie den Landwirth, welcher oft nur eine kleine Summe bedürfen, kaum noch ausheilen mögen.

Man könnte zwar, was das Königreich Sachsen anlangt, einwenden, daß für dieses Land Anstalten bestehen, welche den Landwirth in die Vortheile der gewünschten Unterstützung angedeihen lassen; was aber den erblandischen ritterchaftlichen Creditvereinen anlangt, so besteht derselbe bekanntlich nur für den großen und mittleren Grundbesitz, während der kleine von den Segnungen dieser Anstalt ausgeschlossen ist; und was die Bank in Bauen betrifft, so find bei dieser nicht nur die Zinsen hoch (gegenwärtig 5 Proc.), sondern sie nimmt auch, gleich vom Darlehnskapital abgezogen, $\frac{1}{2}$ Proc. Einschreibegebühren und einen Beitrag zu den Anfertigungskosten des Contracte, abgesehen von den Kosten bei der Hypothekeneinbuche. Der kleinere Landwirth in Sachsen und in den meisten anderen deutschen Ländern befindet sich deshalb nicht in der Lage, sicher, schnell und mit geringen Kosten Gelddarlehen zu erhalten. Und doch könnte ihm dieser für ihn so unschätzbare Vortheil sehr leicht zugewiesen werden, wenn, wie dies auch von anderen Seiten, namentlich von Klebs⁴⁶⁾ und Reuning⁴⁷⁾ empfohlen worden ist, die Sparcassen zugleich als Reiz- und Creditanstalten eingerichtet würden. Schwierig wäre hierbei besonders die Vereinigung der beiden Forderungen: größte Sicherheit für die Anstalt und Wohlfeilheit für den Empfänger. Das Sicherste wurde freilich die Verpfändung des Grundstücks sein; dieselbe könnte aber bei kleinen Darlehen und durch die damit verbundenen Stempel- und Gerichtskosten unverhältnismäßig kostspielig werden. Sie nach Möglichkeit zu vermeiden, müßte deshalb eine Hauptaufgabe bei Einrichtung solcher Anstalten sein. Ihre Bestimmung würden solche Anstalten nur dann vollständig erfüllen können, wenn sie sich auf kleinere Bezirke erstreckten, mithin im Lande in größerer Anzahl vorhanden sein würden; denn sie

45) Amtlicher Bericht über die Versammlung deutscher Land- und Forstwirthe in Pörschau. 1846. 46) Landwirtschaftliche Zeitschrift. 1847.

44) Schulze, Nationalökonomie.

müßten einerseits dem kleinen Grundbesitzer möglichst nahe gebracht sein, um ihm die Benutzung derselben zu erleichtern und annehmbar zu machen, andererseits sich vorzugsweise auf das Vertrauen zu der Persönlichkeit des Darlehn Suchenden und auf die Möglichkeit einer leichten Beaufichtigung stützen, die nur bei näher Betrachtung stattfinden kann. Einfachheit und Wohlfeilheit der Verwaltung wären nächst der Sicherheit die Grundbedingungen solcher Anstalten. Besonders sind es die landwirthschaftlichen Vereine, von welchen solche Spar- und Leihcasen aufgehen müßten. Wo solche vereinigte Spar- und Leihcasen nicht ins Leben gerufen werden, da sollte man überall da, wo Creditinstitute bestehen, nicht säumen, die Wohlthaten derselben auch dem kleinen Grundbesitzer anzudeuten zu lassen; daß dies möglich ist, beweist das Beispiel Preussens.

19) Bestehe die Aufbewahrung des Getreides oder Ummantelung des Getreides in Wehl bewußt der Lagerung.

Ein nicht unwichtiges Schutzmittel gegen Getreidemangel und Getreidetheuerung ist auch eine solche Aufbewahrung des Getreides, daß sich dasselbe Jahre lang, ohne zu verderben, hält. Mangel ist es an einer solchen Aufbewahrung, so ist es ganz natürlich, daß von reichen Ernten keine genügende Menge für Jahre des Mangels aufgespeichert, daß mit dem Getreide nicht hauswirthschaftlich genug umgegangen wird. Die bei uns übliche Aufbewahrung des Getreides auf Kornböden ist in sofern sehr mangelhaft, als auf denselben das Getreide oft durch Ungeziefer und Fäulnis verderben wird. Auch sind auf vielen Gütern die Böden zum Aufschütten einer großen Getreidemenge nicht geräumig genug. Diesen Uebelständen kann nun abgeholfen werden, entweder durch Errichtung von Sinclair'schen Getreidebäumen, welche im Jahre 1847 auch von dem österreichischen Minister für Landescultur empfohlen wurden, oder durch Anlegen von Silos.

Was die Sinclair'schen Getreidebäume anlangt, so wurden dieselben schon 1774 von dem englischen Landwirth Sinclair in seinem Werke: „Die Grundgesetze des Ackerbaues“ empfohlen. Diese Bäume sind Fruchtbehälter mit ununterbrochenem Luftzuge. In Ungarn sind diese Fruchtbehälter seit 34 Jahren so jährlich in Gebrauch gekommen, daß davon im Jahre 1845 bloß auf den v. Bed'schen Anstalten zehn vorhanden waren. Ungarn hat aber nicht nur die Sinclair'schen Getreidespeicher eingeführt, sondern v. Kuljanovic hat denselben eine ganz neue, höchst zweckmäßige Einrichtung gegeben. Die Kuljanovic'schen Fruchtbehälter sind nicht allein das Mittel zur leichtesten und vollkommensten, sondern auch zur wohlfeilsten Aufbewahrung des Getreides, indem sie zugleich die größte Sicherheit gegen Feuergefahr und Insekten bieten. Ein solches Magazin von mehreren tausend Scheffeln kann in zehn Minuten revidirt werden und macht Unterschiele ganz unmöglich.

Was die Silos betrifft, so ist deren Anlage auch in Zeussland sehr wohl ausführbar und um so mehr zu empfehlen, als sie das sicherste und dabei zugleich das

wohlfeilste Mittel der Aufbewahrung des Getreides sind. Daß die Anlage von Silos auch in Zeussland sehr wohl möglich ist, lehrt die Erfahrung. Schon im Jahre 1825 legte die mannfelder Gewerkschaft die ersten Silos versuchsweise nach ungarischer Verfahrungsweise an, und diese ausgemauerten Silos bewährten sich so gut, daß die Gewerkschaft die Zahl derselben gegenwärtig auf 10 vermehrt hat. Die Gewerkschaft wird dadurch mit geringen Opfern in den Stand gesetzt, ihren Arbeitern den Roggen niemals höher als mit 1 Thlr. 5 Ngr. den berl. Scheffel zu berechnen, weil sie die Silos in wohlfeilen Zeiten füllt. Die sechs Silos der friedeburger Hütte, deren Anlegung einen Kostenaufwand von 550 Thln. verursacht hat, fassen zusammen 28,000 berl. Scheffel Roggen. Vier dieser Silos wurden im Jahre 1834 mit 10,900 Scheffeln Roggen im Durchschnittspreis von 29 Ngr. der Scheffel gefüllt. Als nun im Jahre 1835 der Roggenpreis erst auf 1/4 und dann auf 2 Thlr. hinaufging, wurden die Silos geöffnet. Der Roggen hatte sich gut erhalten und lieferte ein gesundes, nahrhaftes Brod. Es ergab sich nur ein Verlust von 1 Proc., und unter Berücksichtigung eines Abnutzungswerthes von 10 Proc. der Anlagekosten, ferner der Zinsen des in dem Getreide stehenden Capitals, der Verwaltungsk- und Arbeitskosten, Fuhrlöhne zc., wurde doch eine Ersparnis von 6300 Thln. gemacht. In den Jahren 1848 und 1849 wurden die Silos wiederholt mit 28,284 Scheffeln gefüllt, und zwar zu den durchschnittlichen Preisen von 1 Thlr. 1 Sgr. 8 Pf. der berl. Scheffel. Im Jahre 1854 wurden die Silos geleert, und es ergab sich, nach Abzug aller Kosten, gegenüber den Roggenpreisen im Jahre 1834 ein reiner Gewinn von 44,910 Thln. in dem kurzen Zeitraum von nicht ganz 5 Jahren!). Das sind doch wahrhaftig Ergebnisse, welche die Landwirthe ausmuntern sollten, Silos anzulegen und den Ueberschuß reicher und wohlfeiler Ernteerträge in diesen Getreidespeichern bis dahin aufzubewahren, wo geringe Ernten oder Missernten theuere Preise und Mangel hervorruhen. Aber auch für Militair-, Bergmanns-, Magazine, Gemeinde- und Armen-Brodbäckereien zc. ist die Anlage von Silos und die Füllung derselben in wohlfeilen Zeiten mit Brodgetreide dringend anzurathen.

Da, wo dertliche Verhältnisse die Anlage von Silos nicht gestatten oder wo die Errichtung von Sinclair'schen Getreidebäumen zu kostspielig sein sollte, ist für Magazine, Gemeinde- und Armen-Brodbäckereien die Lagerung von Wehl zu empfehlen. Landwirthen und Getreidehändlern kann man die Aufbewahrung von Wehl statt von Getreide deshalb nicht anrathen, weil der Wehlhandel bis jetzt noch nicht so geträulich ist als der Kornhandel. Für Magazine, Gemeinde- und Armen-Brodbäckereien und auch für Privaten ist dagegen die Aufspeicherung von Wehl um so mehr zu empfehlen, als die Aufspeicherung desselben, der Aufspeicherung des Getreides gegenüber, große Vorzüge hat, und zwar ein

mal, weil eine bestimmte Menge Wehl einen geringeren Raum einnimmt, als die entsprechende Menge Getreide, und weil sich Wehl länger und besser hält als Getreide. Nimmt man an, daß ein erwachsener Mensch zu seiner täglichen Nahrung durchschnittlich 2 Pfd. Wehl braucht und diese fest zusammengepreßt etwa einen Raum von 0,04 Kubikfuß einnehmen, so reicht ein verhältnißmäßig kleiner Raum aus, um so viel Wehl aufzubewahren, als tausend Menschen nöthig haben, um ein Jahr davon zu leben. Dieser Raum würde 14,600 Kubikfuß betragen, und der ganze Mehlovorrath würde sich in 540 Kisten aufbewahren lassen, von denen jede etwa 27 Kubikfuß enthalten würde. Da das einmal eingestampfte und verschlossene Wehl keiner Ruffucht und Wartung bedarf, so könnten diese Kisten eng zusammen und auf einander gestellt und in einen trockenen Keller gebracht werden“).

Daß es möglich ist, Wehl längere Zeit in gutem Zustande aufzubewahren, dafür sprechen mehrseitige Erfahrungen. Es sollen hier nur zwei derartige Erfahrungen angeführt werden. Vogel erzählt in einer Abhandlung über die theure Zeit im Jahre 1817: „Es wurden in der damals herrschenden Theuerung in Sachsen den Vergleuten im Erzgebirge zwei Fässer mit Wehl überlassen, welches im Jahre 1773 in die Fässer gebracht und darin verschlossen worden war. Dieses Wehl mußte, nachdem die Fässer ihrer eisernen Riefen entblößt und zerfchlagen worden waren, mit dem Weile zerhackt werden, weil das Wehl sehr gut und dicht eingestampft war; es stellte sich aber als vollkommen frisch dar, trotz seines 44-jährigen Alters.“ Ferner fand man in der Schweiz in dem Hungersjahre 1771 mehr Fässer Wehl in Gewölbden, welches so alt war, daß sich Niemand mehr an dasselbe zu erinnern vermochte. Das Wehl war so fest eingestampft, daß man es zerstoßen mußte und lieferte ein lockeres, schmackhaftes Mehl.

Es ist durch diese Fälle, deren noch viele andere angeführt werden könnten, zur Genüge erwiesen, daß sich das Wehl viele Jahre hindurch in vollkommen gutem Stande erhalten läßt, vorausgesetzt natürlich, daß dabei mit der nöthigen Aufmerksamkeit und Vorkehrung verfahren wird. Zunächst ist darauf aufmerksam zu machen, daß trocken gemahlenes, also auf Kunstmöhlen erzeugtes Wehl, behufs der längeren Aufbewahrung den Vorzug vor dem aus angefeuchtetem Getreide bereiteten, auf gewöhnlichen Wassermöhlen erzeugten Mehle hat, denn je trockener das Wehl in die Kisten oder Fässer gebracht wird, desto länger hält sich dasselbe. Hierzu ist aber nicht bloß das Vermahlen des Getreides im vollkommen trockenen Zustande nöthwendig, sondern man muß auch zum Einkampfen des Mehles Tage wählen, an welchen die Feuchtigkeit in der Luft unbedeutend ist, weil sonst das Wehl während des Einkampfens Feuchtigkeit anziehen würde. Eine weitere Sorgfalt ist auf das Einkampfen des Mehles selbst zu verwenden. Am sichersten geschieht dieses mit einer Maschine, welche einen starken Druck

ausübt. Dabei ist es nöthwendig, das Wehl schichtenweise einzutragen und einzustampfen und erst dann eine neue Schicht aufzubringen, wenn die erste vollkommen festgestampft ist. Die Kisten oder Fässer müssen von trockenem Holze und gut gearbeitet sein, und die Kisten an den Enden mit Eisen beschlagen werden. Die gefüllten und luftdicht verschlossenen Fässer oder Kisten sind in vollkommen trockenen, luftigen, nicht warmen Räumen aufzubewahren.

20) Verhütung einer zu weit gehenden Entwaldung.

Jene Länder werden sich immer am wohlsten befinden, in welchen das richtige Verhältniß zwischen Wald, Acker- und Wiesenbau nicht gestört ist. In diesem Zustande befanden sich die Länder des Alterthums in ihrer geschichtlich bekannten glücklichen Zeit. Mit der zu weit ausgebreiteten Entwaldung sank ihre Fruchtbarkeit, und die Völkerschaften eilten dem Verfall entgegen. So erzählt uns die Geschichte von den Uferlandchaften des Euphrat und Tigris in Mesopotamien reichsten Gesilden, welche jetzt Nichts mehr als ödes Steppenwüsthum zeigen. Auch in Aegypten ist nicht mehr jene reiche Vegetation der Uferstrichen und Küstenmarischen zu finden wie ehemals. Sogar in Palästina sind die üppigen Triften der Stiere von Saag zu solcher Dürftigkeit herabgesunken, daß sie jetzt kaum noch einigen rechengearten Gassen und Ziegen das Leben fristen. Nach Europa übergehend, bezeugt uns zuerst Griechenland. Die ehemals reichen Fluren von Argos, Thebassien und Kleinasien sind in ihrer Fruchtbarkeit sehr zurückgegangen, und es ist keinem Zweifel unterworfen, daß die Ursache davon die Abnahme der Fruchtbarkeit in Folge der Entwaldung ist. Sicilien, die Kornkammer des alten Rom, macht schon seit Jahrhunderten die reichen Getreideerden nicht mehr, welche es ehemals hervorbrachte, und dies ist ebenfalls eine Ursache der Abnahme der Fruchtbarkeit in Folge der Entwaldung. Diese Länder sind warnende Beispiele, wozin es kommen würde, wenn man in Teutschland mit gleicher Unvorsichtigkeit verfahren und insbesondere die Wälder in Gegenden zerstören würde, wo sie die Bedingung der Fruchtbarkeit in sich tragen. Schon seit längerer Zeit hat man auch in Teutschland die Beobachtung gemacht, daß das Sommergetreide nicht mehr jene atmosphärische Fruchtbarkeit findet, welche zu seinem Gedeihen erforderlich ist, und daß in Folge dessen ein häufiges Misserath dieser Früchte stattfindet. Auch dürfte die Annahme nicht ungründet sein, daß die in Folge der Entwaldung häufiger auftretenden Witterungsstürme den Anbau vieler Culturpflanzen immer mehr erschweren, ja selbst feuchtnartige Pflanzkrankheiten, z. B. die Kartoffelsaule, hervorruhen.

Große sandige Ebenen und hochgelegene Plateaus erheischen besondere Vorkehrung hinsichtlich der Entwaldung, aber auch in anderer Lage ist dieselbe ohne sofortige bessere Cultur des Bodens in keiner Weise zu recht fertigen.

unmöglichen Wahrheit erhoben, daß die Wälder 1) die Extreme der Temperatur eines Landes, den Hitze- und Kältegrad mäßigen; 2) daß sie auf den der Vegetation günstigen Fruchtigkeitsgrad der Atmosphäre, die Bildung des Regens u., wohlthätig einwirken; 3) daß sie die Gewalt der Erdbeben brechen; 4) daß sie Regen- und Schmelzwasser an sich halten, damit es die Quellen speise, allmählig verdunstet, nicht in Wirbelschalen von den Bergen stürzt, nicht Ueberschwemmungen und Verschlühtungen veranlaßt; 5) daß sie das Abfließen der Bergwände, steilen Halden und Klüften verhindern und die Kaminen des Hochgebirges hemmen; 6) daß sie die Bildung der für alle Culturgenüsse so unentbehrlichen Damm- und Humusschicht vermitteln, welche zum großen Theil entweder ihren wesentlich fruchtbaren Bestandtheilen noch in den aus den Wäldungen abziehenden Gewässern ausgelauget oder, wo die Wäldungen Bergabhänge bedecken, in ihrem ursprünglichen Zustande dem angrenzenden Gelände zugeführt wird. Unberechenbare Notheile für den Ackerbau werden insbesondere durch das Austrocknen großer Wälder, bis über eine gewisse Grenze hinaus, vorzüglich in den Quellengebieten, herbeigeführt. Diese Notheile bestehen in dem Versiegen der Quellen, in dem Austrocknen der Flüsse, in dem Verlorengelassen der atmosphärischen Niederschläge durch Vertilgung der dichten Humusschicht, mit der die Wälder den Boden überziehen, in den zerstörenden Wassermassen, die sonst durch die Wälder gehemmt und, bei eintretender Dürre aus der Hand der Natur mäßig gebremst, erquickend und segensbringend wirken. Dem aufmerksamen Beobachter bieten sich dafür Beispiele genug dar. Wie manches früher im Vorsteden durch einen jetzt abgetriebenen Wald geschaffene Ackerflur ist gegenwärtig den rauen Winden ausgesetzt und in seiner Fruchtbarkeit zurückgegangen! Wie viele früher ergiebige Wiesen sind ganz verschwunden, große, früher angebaute Flächen zu vermoostem Haide herabgesunken!

Die nachtheiligen Wirkungen der Entwaldung: heftige, schnell abwechselnde Hitze und Kälte, trockene Luft, Mangel an gelindem, erquickendem Regen, Veränderung im Anbau landwirthschaftlicher Gewächse, wolkenbruchartige Regengüsse, die das Berggelände abschwehmen, die Thäler verschütten, Flüsse über ihre Ufer anschwellen und plötzlich austretende verheerende Ueberschwemmungen (wie im Jahre 1856 in einem Theile Frankreichs) veranlassen, lange anhaltende Trockenheit, Versiegen von Quellen und Bächen, Wertsprüche, Herabfallen der Vegetationsgrenze u., vergrößern sich im Verhältnisse der fortschreitenden Entwaldung und führen bis zur Verödung ganzer Landstriche.

Die Hauptbedingung der Fruchtbarkeit des Landes ist hauptsächlich in der Bewaldung der Quellengebiete, der Höhen und Berggründen begründet, da durch sie hauptsächlich die Regenniederschläge vermehrt werden, Bächen und Flüssen der Zufluß erhalten wird; schädliche Störungen der Atmosphäre sich brechen oder ganz abwenden lassen und der nöthige Fruchtigkeitsgrad der Luft hergestellt wird. Hierzu kommt noch, daß durch

die Bewaldung der Höhen und Berggründen nur solches Land zur Waldung vernornt wird, das für einen intensiven Betrieb des Ackerbaus theils gar nicht, theils nur in sehr geringem Grade geeignet ist. Wenn man nun in vielen Gebirgsgegenden noch so manche Höhen und Berggründen kahl, dagegen die Abhängen und theilweise die Thäler und Ebenen bewaldet sieht, so ist dieses ein Uebelstand, dem man abzuhelfen längst hätte bemüht sein sollen, da zumal jene Höhen von der Landwirthschaft als Ruhestände, entweder zu ausgedehnter Fruchtbaue oder zu Weiden benutzt, fast gar keinen Ertrag abwerfen, ein solcher aber durch ihre Bewaldung und durch entsprechende Entwaldung anderr dem landwirthschaftlichen Betriebe günstiger gelegenen Flächen reichlich erzielt werden könnte.

Glauben wir in Vorstehendem die großen Notheile der Entwaldung, insbesondere der Quellengebiete und der Höhen und Berggründen zur Genüge dargelegt zu haben, so sollten es auch die Befürworter solcher Flächen sich zur Aufgabe machen, die Wälder an solchen Stellen zu erhalten, und wo doch Unverstand oder Eigennutz solche Stellen entwalden sollte, da sollte der Staat kraft der ihm zustehenden gesetzgebenden Gewalt dagegen einschreiten; denn hier würde es sich nicht um Verorbnung, nicht um rücksichtslose Eingriffe in das Eigenthum handeln, sondern der Staat würde nur eine seiner ersten und wichtigsten Pflichten erfüllen: die Pflicht der Selbsterhaltung. Offenbar muß im Staatsleben da, wo Gefährdung der Interessen der Gesamtheit droht, das Interesse des Einzelnen zurücktreten.

21) Höhere Bodencultur, Veränderung der anaufliegigen Flächen, Urbarmachung über Gelände.

Nach v. Hötter⁴⁹⁾ begreift das Ackerland im Königreiche Sachsen eine Fläche von 1,344,474 Aekern 150,79 Quadratruthen. Den Mittel-Naturalertrag eines sächsischen Aekers an Körnern (ausschließlich Kartoffeln, Grünfutter und Weide und nach Abzug des Samens) wird man, mit Rücksicht auf die Verschiedenheiten des Klima's, des Bodens und der Wirthschaftsarten, im Durchschnitt etwa auf 6 Scheffel Roggenwerth annehmen können; es würde also der Natural-Körnerertrag von $\frac{1}{2}$ des Ackerlandes im ganzen Lande (indem $\frac{1}{2}$ füglich auf die ausgetrockneten Feldfrüchte, Braue u. anzuwenden ist) etwa 5,377,896 Scheffel Roggenwerth und so nach auf den Kopf der Bevölkerung etwa 3,002 Scheffel Roggenwerth betragen. Die Eisenbahnen und die Neubauten haben dem Anbau nicht unbedeutende Strecken Landes entzogen. Rechnet man durchschnittlich den Verbrauch von Getreidekörnern zur Nahrung für die Person auf $\frac{1}{2}$ dresden. Scheffel Roggenwerth (indem dormalen außerdem $\frac{1}{2}$ Scheffel Roggenwerth durch-

49) „Beiträge zur volkswirthschaftlichen Statistik des Königreichs Sachsen“ (1847). Wird auch seit 1847 in Folge eines verbesserten Betriebes des Ackerbaues mehr an Feldfrüchten erzeugt, so ist aber auch die Bevölkerung ansehnlich gestiegen, und die Zahlen aus dem Jahre 1847 dürften deshalb im Wesentlichen auch noch gegenwärtig zutreffend sein.

schnittlich durch Kartoffeln ersetzt werden dürfte), so beträgt der Körnerbedarf zur Nahrung 3,955,650 Scheffel Roggenwerth. Es ergibt sich also zwar noch ein Ueberschuß von 1,422,846 Scheffel Roggenwerth, der jedoch durch den Bedarf der Pferde an Körnern (à Stück 13 Scheffel Roggen — 26 Scheffel Hafer) = 1,125,576 Scheffel Roggenwerth fast ganz aufgehoben wird, so daß sich durch den Bedarf für das übrige Vieh, durch den Verbrauch zu Bier und Branntwein (etwa 300,000 Scheffel Roggenwerth) und zu andern Fabricaten und Bedürfnissen ein bedeutendes Deficit bildet, welches durch Zufuhr aus dem Auslande gedeckt werden muß. An Kartoffeln zur Nahrung dürften $3\frac{1}{2}$ Scheffel = $\frac{1}{4}$ Scheffel Roggenwerth durchschnittlich auf den Einwohner zu rechnen sein. Im Ganzen wären also hierzu ungefähr 6 Mill. Scheffel erforderlich. Wenn nun etwa $\frac{1}{2}$ der Brache oder $\frac{1}{4}$ des Ackerlandes mit Kartoffeln, Kraut und Rüben bepflanzt werden, so dürfte durchschnittlich auf eine Ernte von fast 12 Mill. Scheffel (80 Scheffel pro Acker) darunter etwa 8 Mill. Scheffel Kartoffeln zu rechnen sein. Im Ganzen möchte aber der Erbau an Kartoffeln noch nicht so hoch anzunehmen sein.

Engel⁵⁰⁾, dem im Jahre 1853 neuere statistische Nachweise über die Bodenverzeugung im Königreiche Sachsen auch noch nicht vorlagen, nimmt den durchschnittlichen Roberttrag 1 faß. Acker nur zu 5,6 bredden. Scheffel Roggenwerth an, und wenn man diese Annahme als die richtigere gelten lassen will, so erzeugt Sachsen nicht einmal 5,377,896 Scheffel Roggenwerth, und es braucht folglich noch mehr als 1 Mill. Scheffel Roggenwerth-Zufuhren aus dem Auslande.

Daß aber Sachsen durch größere Fortschritte im Ackerbaue in intensiver wie extensiver Hinsicht durch Erhöhung des Roberttrags pro Acker, sowohl durch bessere Bearbeitung der Felder, tiefere Lockerung des Bodens, stärkere Düngung, angemessenere Fruchtfolge u., als durch Urbarmachung und zweckmäßigere Verwendung geeigneter Theile der Felder, Teiche, Waldstücke u. das Heulende (etwa 1 Mill. Roggenwerth oder 1—1½ Scheffel pro Acker mehr als oben berechnet worden) selbst erzeugen könnte, das bedarf keines Beweises. Um das Erstere darzutun, genügt eine Hinweisung auf die noch so häufig mangelhafte Zusammenhaltung, Behandlung und Verwendung des Düngers neben der so oft zu hörenden Klage über Düngermangel; auf das noch so häufig bemerkbare Streben, den Getreidebau auf die möglichst größte Fläche auszudehnen; daß der Werth eines Gutes nach der Ackerzahl der Felder und der Stückzahl des Viehes zu beurtheilen sei, und auf die noch so häufig vorkommende Verleugnung der Grundregel, daß es vorthellhaft sei, weniger Ackerland gut und tüchtig zu düngen und zu bestellen, weniger Vieh vollkommen gut zu füttern, als mit der vorhandenen Menge Dünger, Arbeitskräfte und Futter viel Vieh und viel Vieh sparsam zu versorgen; und endlich auf den in den meisten

besonders kleineren Wirtschaften noch so wenig geregelten und nach Verschiedenheit der Umstände angemessen modificirten Fruchtwechsel.

Die Zulässigkeit der Ausdehnung des Ackerbaues auf manche noch uncultivirte Grundstücke dürfte sich aus Folgendem ergeben. Es ist damit noch keineswegs gesagt, daß es in nationalökonomischer Hinsicht wünschenswerth sei, daß der Getreidebau in Sachsen vermehrt und wenigstens der eigene Bedarf erbaut werden soll. Sachsen ist so gelegen, daß ihm auch dieses Bedürfnis für die meisten Gegenden des Landes leicht aus andern Ländern, wenn es nöthig ist, zugeführt werden kann. Es wird daher auch hier als Regel gelten, daß es rathsam sei, überall das ökonomisch vorthellhafteste zu bauen, oder diejenige Wirtschaft zu treiben, welche mit Noththat den größten Werth schafft. Nur das wird wünschenswerth sein, daß so viel als möglich der Bedarf an Kartoffeln an Ort und Stelle erzeugt werde. Sachsen steht ganz auf der Culturstufe, wo es vorthellhaft wird, zu einer immer intensiveren Wirtschaft überzugehen, zu einer solchen Wirtschaft, wo auf die gegebenen Flächen viel Arbeit und Capital verwandt wird, um den Roh- und Reinertrag zu steigern. Es fehlt weder an Gelegenheit, den Landbau auszubreiten, noch daran, Kräfte und Capital in denselben vorthellhaft anzulegen. Häufig scheint aber den Grundeigentümern das nöthige Capital und nicht selten die nöthige Einsicht zu fehlen, welches auf vielfach vorthellhafte Weise in der Wirtschaft zu verwenden, zum Theil aber auch die Heffnung, auf andere Weise leichter Vermögen zu erwerben, von solcher Verwendung abzuhalten. Die thätigste Beförderung der Verwendung der Capitalien in solcher Weise auf den Grund und Boden und die Vermeidung Alles dessen, was die Fabricationsindustrie täglich hervorruft oder dieselbe lässlich hinfrisirt, dürfte das beste Mittel sein, das Land von den Reimen des Unheils, welches Fabricationsindustrie immer mit sich führt, so viel als möglich zu befreien. Damit ist jedoch keine Beschränkung der naturgemäßen Entwicklung dieser Industrie gemeint.

So weit v. Flotow. Da dieser Gegenstand in Bezug auf das gestrichelte Thema: möglichste Verbüdung des Wangelts und der Aberrung der nothwendigsten Lebensmittel, sehr wichtig ist, so wollen wir etwas näher darauf eingehen.

Wenn auch zugegeben werden muß, daß in fast allen trutzigen Ländern und in erster Reihe in Sachsen die Landwirthschaft in neuerer Zeit, hinsichtlich der Anwendung der Naturwissenschaften auf dieselbe, sehr große Fortschritte gemacht hat, so ist aber auch nicht zu leugnen, daß behufs der Erhöhung des Roh- und Reinertrages, namentlich der kleinen Wirtschaften, immer noch sehr viel geschehen kann. Was in dieser Beziehung noch noth thut, soll in Folgendem näher dargelegt werden:

1) Austausch von Ackerland, Wiese und Wald. Dieser Austausch, vollständig durchgeführt, wird von den erheblichsten Folgen für die Erzeugung

50) Im Jahrbuche der Statistik für das Königreich Sachsen (1853).

sein. Noch sehr häufig trifft man Acker in feuchter Lage, welche zum Ackerbau ganz ungeeignet, zum Wiesenbau dagegen sehr angemessen sind, während die Wiesen auf trockene Höhen verwiesen sind; man trifft Wald auf solchen Grundstücken, welche durch den Anbau mit Getreide, Futter- und Handelsgewächsen einen weit höheren Ertrag als durch Holz abwerfen würden, und sieht den Landmann unweit davon einen mageren feinkörnigen Ackerland, das immerhin noch guten Wald geben würde, mit großer Anstrengung durstige Fruchtarten abgewinnen. Es ist an die Zeit, diese Verhältnisse von Ort zu Ort einer gründlichen Prüfung zu unterwerfen und eine bessere Verfassung derselben einzuleiten. Bei diesem Umtausche muß man zugleich darauf Bedacht nehmen, diejenigen Grundstücke, welche wasserbae sind, zu Wiesen zu benutzen, alle trockenen Wiesen dagegen, in sofern dies über Lage gestattet, in Ackerland umzuwandeln. Die Bässerung des Wiesen muß aber auf eine ganz andere Art als bisher in den meisten Fällen eingeleitet und gehandhabt werden; an die Stelle des natürlichen Wiesensaues muß der Kunstmiesbau treten.

2) Bessere Ordnung der fließenden Gewässer. Diese bessere Ordnung besteht theils in der Geradlegung der Flüsse und Bäche, welche mit ihren vielen Krümmungen eine Menge nutzbaren Boden entziehen, theils in der Vertiefung und Eindämmung der Gewässer, um Ueberschwemmungen und Versumpfungen des angrenzenden bebauten Bodens abzuwenden. Durch eine bessere Ordnung der fließenden Gewässer würde nicht nur viel Grund und Boden zum Acker- und Wiesenbau gewonnen, die angrenzenden Rindeeien würden nicht nur vor Ueberschwemmung, Versumpfung, Verlandung geschützt werden, sondern eine große Anzahl bedürftiger Personen würden auch auf längere Zeit Arbeit und Verdienst erhalten.

3) Umbau des Bodens. Schon der Kunstmiesbau gibt zum Umbau des Bodens vielfache Veranlassung. Ein anderer Umbau kann bei steigender Cultur und Vervollständigung zur Ausführung kommen, indem durch die Anlage von Terrassen noch viel ertragfähiges Land gewonnen werden kann. Noch häufig findet man steile, vom dem Wasser zerfetzte Bergseiten, welche nur eine kümmerliche Schafweide gewähren und durch fortwährende Ueberschwemmungen noch immer ertraglos bleiben; noch häufig findet man Aecker, auf denen der Pflug bei jeder Bearbeitung einen fast breiten Gefchreife von der Höhe gegen das Thal herablegt, so daß dadurch mit der Zeit künftlich der unfruchtbare Untergrund bloßgelegt wird. Zweckmäßig angelegte Terrassen würden hier eine wesentliche Verbesserung herbeiführen und zugleich das Mittel sein, den wilden und verheerenden Lauf des Wassers zu regeln¹⁾.

4) Einführung des Hadwaldbetriebes und der Waldfeldwirtschaft in den Gebirgsgegenden. Wo der Niedervaldbetrieb in den Gemein- und Privatwaldungen herrschend ist, da ist der Frucht-

anbau zwischen den Stöcken (Hadwaldbetrieb) zur Erzielung von Lebensmitteln sehr zu empfehlen. Pflanz, der Obenwald, der bobische Schwarzwald, einige Theile von Preußen, wo der Hadwaldbetrieb schon seit Jahrhunderten besteht, geben Beispiele, mit welchem Nutzen dieser Betrieb in armen Gebirgsgegenden ein- und durchzuführen ist. Ebenso empfehlenswerth erscheint unter den jetzigen Zeitverhältnissen der Waldfeldbetrieb. Wo das Stochholz wenigstens so viel Werth hat, als der Lohn für die Aufbereitung beträgt, wo die Lage nicht allzu steil, der Boden nicht allzu feinkörnig, die Wiederbe- stockung mit edlen Holzarten ohne Schuß von Mutterbäumen und ohne großen Aufwand möglich ist, kann die sahlte Abholzung des haubaren Waldbestandes, die Rodung der Stöcke und Wurzeln und eine 1—2jährige Benutzung des Bodens zu landwirthschaftlichen Zwecken mit Recht empfohlen werden. Wie viele Nahrungsmittel durch eine solche Zwischennutzung gewonnen werden können, zeigt das Beispiel Böhmens.

5) Urbarmachung öder Gründe. Urbarmachungen sind von großer Wichtigkeit deshalb, weil durch sie den bisher ganz ertraglosen oder doch nur einen höchst geringen Ertrag gewährenden Grundstücken ein höherer Roh- und Reinertrag abgewonnen, weil durch sie die Masse der Lebensmittel vermehrt und zugleich vielen Armen Arbeit und Verdienst gewährt wird. Gelegenheit zu Urbarmachungen gibt es noch in allen Staaten, in dem einen freilich mehr als in dem andern. Wir verweisen nuer auf die langgestreckten Moore, Heiden, dürren und kumpigen Weidenplätze in Baiern, Hannover, Braunschweig, Holstein, Oldenburg und mehreren Provinzen Preußens, wo noch tausende von Aekern des Pflugs und des Samenfluchs barren, um goldene Aekern zu reifen. Aber auch in Sachsen gibt es noch vielfache Gelegenheit zu Urbarmachungen. Insbesondere ist es hier das Erzgebirge, wo noch viele Grundstücke, die einer Cultur fähig sind, unbenutzt liegen. Diese Angabe widerspricht zwar der Behauptung vieler, daß im Erzgebirge der Boden möglichst benutzt sei, aber diese Behauptung ist nicht in Wahrheit begründet; sie wird schon dadurch widerlegt, daß in Sachsen noch 56,169 Acker Weiden und Hutungen vorkommen und daß die sich zur Cultur eignenden Klüme noch bedeutend größer sein dürfen. Da nun das Niederland der Vorwurf nuer wenig treffen kann, daß es noch viel ungenutzten Boden hat, so muß also der größte Theil der angestrichenen Bodenfläche auf das Gebirge kommen. Dieser ganz unbenutzte oder doch sehr schlecht benutzte Grund und Boden könnte, wenn er urbar gemacht würde, gewiß wesentlich dazu beitragen, um das Verhältniß zwischen Erzeugung und Verzehrung bedeutend mehr auszugleichen, wenn man bedenkt, daß jene 56,169 Acker uncultivierten Landes (nur diese und nicht mehr angenommen, da man doch auch den fraglichen Weidertrag berücksichtigen muß) durchschnittlich im Jahre 168,000 deesden. Scheffel Roggenwerth liefern würden. Hierbei ist nur ein Rohertrag von 3 deesden. Scheffel Roggenwerth pro Acker angenommen, weil sich die Annahme

¹⁾ 51) Wochenblatt für Land- und Forstwirtschaft (1847).

eines höheren Ertrags im Gebirge und auf an sich nicht fruchtbarem Boden nicht rechtfertigen lassen würde.

6) Geradelegung der Wege. Durch Geradelegung der Wege, welche sich jetzt noch so vielfach in bedeutenden Krümmungen hinziehen, könnte dem Anbaue eine nicht unbedeutende Ackerzahl überwiesen und dadurch der jährliche Ertrag an Nahrungsmitteln nicht unansehnlich gesteigert werden.

7) Vermehrter Obstbau. Daß da, wo viel Obst gebaut wird, in reichen Obsthäusern durch den Genuß sowohl des frischen als des getrockneten Obstes viel an andern Nahrungsmitteln erspart werden kann und wirklich erspart wird, ist so einleuchtend, daß diese Behauptung nicht weiter begründet zu werden braucht. Nur das wollen wir anführen, daß zu dem großen Sturze der Getreidepreise im Jahre 1848 der ungeheuer reiche Obstgarten ungewissermaßen viel beitrug, denn die Masse frischen und getrockneten Obstes ließ sehr viel Brodgetreide ersparen. Damals zeigte sich der Obstbau in seinen ganzen großen Vortheilen, und da derselbe überhaupt reiche Segnungen in seinem Gefolge hat, so ist nur zu wünschen, daß derselbe immer ausgedehnter betrieben werden möge.

8) Zusammenlegung der Grundstücke. Daß die Zusammenlegung der Grundstücke ein sehr wichtiges Mittel zu einer höheren Bodennutzung und zur Vermehrung der Nahrungsmittel abgibt, ist sehr einleuchtend, wenn man sich die Folgen der Zusammenlegung der Grundstücke vergegenwärtigt. Die wesentlichsten Folgen sind aber: a) Erleichterung und Ermöglichung des Ueberganges zu einem vernunftgemäßen Wirtschaftssysteme. b) Befestigung jeder Acker Lage der Gemeinheit entspringenden Lasten in der Wirtschaftsweise. c) Befreiung von lastigen Erbsitten, welche eine freie Bewegung in der besten Benutzung des Bodens hemmen. d) Ertragsreicher Gewinn an Fläche durch Verminderung des ertragslosen Feldes, Befestigung von Rainen, Sämpfen, Geradelegung und Verbesserung der Wege und fließenden Gewässer. e) Gewinn an Saatgut durch Zusammenlegung der schmalen Parzellen. f) Erzielung einer angemessenen Form und zweckmäßigen Lage der einzelnen Grundstücke und dadurch einer besseren Bearbeitung derselben. g) Ermöglichung eines besseren Viehbaues durch Ackerung verpumpter Flächen, entsprechender Anlagen von Zuleitungs- und Ableitungsgräben. h) Vermehrung der Beschäftigungen durch Kist- und Gut. i) Ermöglichte Verbesserungen durch Drainirung, Flußgräben etc. k) Verbesserung der Feldkulturen durch Waldrodung, Waldanpflanzung, Austausch von Aderland, Wiese, Wald. l) Förderung des Ackerbaues. Bei diesem großen Einflusse, welchen die Zusammenlegung der Grundstücke auf einen verbesserten Ackerbau und auf die Erhöhung des Rog- und Weizen- und Getreide-ertrags hat, ist nur sehr zu wünschen, daß dieselbe überall so gefördert und erleichtert werden möge, wie sie dieses in so hohem Grade verdient.

9) Entwässerung, besonders Drainirung. Die Drainage ist von hoher Wichtigkeit auf den erhöhten Ertrag nasser, kalter, strenger Acker. Durch die Drainage werden dergleichen Acker nicht nur entsprechend trocken gelegt, sondern auch erwärmt, und man hat viele Fälle, wo der Ertrag des Ackerlandes durch die Drainage verdoppelt wurde. In England hat man berechnet, daß nach den Erfolgen, die sich seither durch die Drainage ergeben haben, durch die Einführung derselben der Ackerbau um etwa 5—6 Millionen Quarter Weizen erhöht werden kann, eine Menge, welche England bisher alljährlich als Zufuß von Außen beziehen mußte. Diesen Zufuß vom Auslande würde England nicht mehr bedürfen, wenn dasselbe alle drainagiebedürftigen Ländereien drainirt würden. Läßt man es nun auch auf sich beruhen, in wie weit jene Berechnung annähernd zutreffend ist, so ist doch so viel gewiß, daß die Drainage den Ertrag des Bodens um ein Bedeutendes steigert, und deshalb kann dieses Mittel zur Bodenverbesserung und Ertragssteigerung nicht genug empfohlen werden.

10) Tiefkultur. Wenn man die großen Vortheile des tiefen Bearbeitens des Ackerlandes, sei es nun mit dem Pflug oder mit dem Unterpfluge, kennt, so wird man auch zugestehen müssen, daß durch die Tiefkultur die Erträge des Bodens wesentlich erhöht werden können. In einer tiefen Ackerturne haben die angebauten Pflanzen einen dichten oder doch kräftigen Stand und sind in Folge dessen ertragreicher; sie sind auch gegen das Lagern mehr geschützt, vor Frost, Brand und anderen Krankheiten mehr bewahrt, gegen die Unterdrückung von Unkräutern mehr gesichert; durch das tiefe Pflügen wird die ertragsfähige Bodenschicht vermehrt, und es können in Folge dessen mehr und verschiedenartige Pflanzen auf derselben angebaut und ernährt werden; auch Schaden Trockenheit und Kälte, Hitze und Kälte den Pflanzen, welche auf vertieftem Boden stehen, weit weniger, als wenn sie auf einem leicht bearbeiteten Boden stehen; überhaupt sind die Ernten auf tief bearbeitetem Boden sicherer, in Menge größer und in Güte besser als auf leicht bearbeitetem Boden. Deshalb ist die Tiefkultur des Ackerlandes ein Hauptmittel zur Vermehrung der notwendigen Lebensbedürfnisse.

11) Vermehrung, Verbesserung und richtige Anwendung des Düngers. In sofern durch den Dünger dem Boden diejenigen Stoffe mitgeteilt werden, welche die angebauten Pflanzen zu ihrer Ernährung, zu ihrem Wachstume und Gedeihen bedürfen, muß auch das gesammte Düngermittel als einer der wichtigsten Factoren beim Ackerbaue erscheinen. Ob der Landwirth über viel oder wenig Dünger zu verfügen hat, ob er denselben sadgemäß behandelt und verwendet oder nicht, davon hängt zum großen Theile der Reichtum oder die Armuth der Ernten ab. Deshalb hat der Landwirth zunächst für Verwertung des Düngers zu sorgen. Dieses geschieht theils durch einen angemessenen Futterbau und durch die Aufstellung und gute Ernährung eines angemessenen Viehstandes, theils durch Ausrottung der Jauche, theils durch Anlegung von Mergdüngerbaufen, durch die Ansammlung und Verwendung von Knochen, Urthe, Thierleichen, thierischen Abgängen, überhaupt allen

in der Wirtschaft vorkommenden Stoffen, welche irgend eine düngende Wirkung ausüben. Dieser gehört auch noch die Aufschung von Kalk-, Gyps-, Kiegellagern. Bei der Düngung kommt es aber nicht bloß auf die Menge, sondern auch auf die Beschaffenheit des Düngers an, und deshalb hat der Landwirth ferner große Sorgfalt auf die Behandlung des Düngers, besonders des Stallmistes und der Jauche zu verwenden. Diese Sorgfalt muß sich insbesondere darauf beziehen, daß der Dünger durch so lange Lagerung in der Wisthütte oder auf Haufen im Felde nicht zu sehr verrottet und daß Stallmist und Jauche der düngentste Stoff, das Ammoniak, durch Lieberstreuen, beziehungsweise Zusatz von Gyps, Erde, Moder, Kiesel, Schwefelsäure erhalten bleibt. Was die Anwendung des Düngers anlangt, so kommt dabei besonders in Betracht, daß man arme Felder stark, reiche Felder schwach düngt, und daß man den verschiedenen Bodenarten diejenigen Düngerarten zuweist, die ihnen am meisten zuzugun (Stallmist) oder die ihnen mangelnden, zur Ernährung der Pflanzen aber sehr notwendigen Stoffe zuführt (mineralische Düngemittel). Da, wo es aus dem einen oder andern Grunde an Stallmist fehlen sollte, ist es notwendig, concentrirte Düngemittel: Guano, Knochenmehl, Chilisalpeter, anzuwenden; doch kann man diese concentrirten Düngemittel auch da in Gebrauch nehmen, wo es nicht an Stallmist mangelt, da erfahrungsgemäß die Anwendung concentrirter Düngemittel neben dem Stallmist die Ernten bedeutend erhöht. Sachsen liefert davon den Beweis. In den Jahren 1842—1852 wurden daseibst 187,142 Ctr. Guano eingeführt, durch welchen 13,049,940 Ctr. Rindviehmist ersetzt wurden. Wenn man nun den Werth 1 Ctr. Guano zu 4 1/2 Thlrn. annimmt, den Centner Rindviehmist dagegen zu 2 1/2 Ngr., so wurde in dem angegebenen Zeitraum eine Ersparniß von 249,522 Thln. gemacht. Wenn man ferner annimmt, daß jeder Ctr. Guano 5—6 dreckten Scheffel Roggen erzeugt, so würde, wenn jeder Acker des pfugfähigen Bodens im Königreiche Sachsen jährlich mit 1 Ctr. Guano gedüngt würde, Sachsen in kürzester Frist dahin gelangen, nicht allein seinen Bedarf an Getreide selbst zu erzeugen, sondern sogar noch bedeutende Mengen auszuführen“).

12) Vermehrter und verbesserter Futterbau. Ein vermehrter und verbesserter Futterbau nimmt unter den Mitteln, welche geeignet sind, den Ertrag der Boden- und Hausbier-Erzeugnisse zu erhöhen, eine der ersten Stellen ein, und zwar gilt dieses sowohl von dem Futterbaue auf den Wiesen, als von dem Futterbaue auf den Feldern. Da indessen der Futterbau auf den

Wiesen schon unter 1) berücksichtigt worden ist, so braucht hier nur noch des Futterbaues auf dem Felde gedacht zu werden. Daß ein dem Umfange der Wirtschaft angemessener und gut betriebener Futterkräuterbau auf die Vermehrung der Erzeugnisse des Bodens und der landwirthschaftlichen Hausthiere einen großen Einfluß ausübt, das geht aus Folgendem zur Genüge hervor: durch den Futterkräuterbau wird das Ackerland sehr verbessert: gereinigt, gelodert, gemüßt, gekräftigt. Rout man eine dem Umfange des Grundbesitzes angemessene Fläche mit Futterpflanzen an, so kann man auch eine angemessene Stückzahl Vieh halten, mit dem Rindviehe Sommerhalbfütterung treiben, man wird viel und guten Dünger gewinnen, mit demselben die düngerbedürftigen Felder oft und reichlich düngen können und in Folge dessen reiche Ernten machen; dazu kommt noch, daß, wenn man einen angemessenen Futterbau auf dem Felde betreibt, dürrer Wiesen und magere Weiden in Feld umgewandelt werden können, und daß auch dadurch die Erzeugung von Feldfrüchten gesteigert wird. Vergesse man es nicht, daß verbesserter Wiesen- und vermehrter und verbesserter Futterkräuterbau die wesentlichste Bedingung zur Erzielung reicher Ernten an Feldfrüchten und reicher Erträge an Milch, Fleisch und Fett ist.

13) Einführung des Lupinenbaues auf sterilem Boden. Von bedeutendem Einflusse auf die Vermehrung des Getreides scheint nach den seitigen Erfahrungen der Anbau der gelben und blauen Lupine zu sein; denn deren Anbau steht gerade von solchen Bodenarten, welche früher allem Culturfleisse trogten, welche erst nach mehrjähriger Brache eine sehr geringe Roggenernte gaben, beträchtliche Erträge nicht allein in ihrem eigenen Erzeugnisse, sondern auch im Getreide in Aussicht. Alles, was man über die gelbe und blaue Lupine bisher gesagt hat, macht es sehr wahrscheinlich, daß die Verbreitung und Einführung derselben auf den Ertrag der Ernten von sehr großem Erfolge sein wird. Den Sandgebirgen der Oberlausitz und den dürftigen Feldern im Erzgebirge und Voigtlande könnte gerathlich durch den Anbau dieser Lupinenarten sehr aufgehoben werden.

14) Einführung verbesserter Ackergeräthe. Zweckmäßige Ackergeräthe, nach kluger Auswahl und mit Umsicht und Behorlichkeit angewendet, werden mit vollem Rechte zu denjenigen Hilfsmitteln gezählt, welche die Landwirthschaft mächtig fördern, die Erträge des Bodens wesentlich erhöhen. Deshalb sind die in neuerer und neuester Zeit in fast allen Ländern in so großer Zahl entstandenen Ackergeräthfabriken mit Freuden zu begrüßen, denn durch sie werden die verbesserten und neuen Ackergeräthe hauptsächlich verbreitet.

15) Einführung eines rationellen Wirtschaftsbetriebes. Im Allgemeinen herrscht noch immer die Dreifelderwirtschaft mit beschränkter Brache vor; aber mit wenig Ausnahmen ist diese Wirtschaftsweise nicht dasjenige, welches die höchsten Rod- und Reinerträge liefert; insbesondere nicht es der Fruchtwechselwirtschaft sehr nach. Der größte Uebelstand, welcher im Erfolge der Dreifelderwirtschaft ist, besteht in dem zu ausgie-

52) Engel, Jahrbuch für Statistik des Königreichs Sachsen (1853).

dehnten Anbaue des Getreides und in der mehrmaligen Hintereinandersfolge desselben, während der Anbau anderer Pflanzen, namentlich der Futtergewächse, vernachlässigt wird. Die natürliche Folge davon besteht darin, daß der Boden erschöpft, verwildert, entkräftet wird, daß man in Folge des mangelnden Düngers das viele düngerebedürftige Land nicht ausreichend zu düngen vermag, und daß man bei einem ausgedehnten Getreidebaue doch nur verhältnismäßig wenig Getreide erntet, während in Folge des mangelnden Viehfutters nur wenig Nutzvieh gehalten werden kann, was wieder zur Folge hat, daß man nur wenig Milch, Fleisch und Fett erzielt. Es sollte deshalb überall da, wo nicht das Vorkommen ausgedehnter Wiesenflächen die Dreifelderwirtschaft rattham erscheinen läßt, dieses Wirtschaftssystem aufgegeben, und an seiner Stelle ein anderes, besseres, einträglicheres eingeführt werden. Als ein solches Wirtschaftssystem ist nun die Fruchtwechselwirtschaft zu bezeichnen, welche zweckmäßig mit Halmfrüchten und Futtergewächsen abwechselt, die Bodenkraft schon, das Ackerland physikalisch verbessert, ausreichenden Dünger erzeugt und einen angemessenen Viehstand zu unterhalten vermag. Man könnte nun zwar gegen die Fruchtwechselwirtschaft einwenden, daß, da bei derselben weit weniger Getreide als bei der Dreifelderwirtschaft gebaut werde, ein großer Ausfall von Körnerfrüchten und Stroh stattfinden müsse. Dieser Einwand ist aber ganz un gegründet. Allerdings wird durch einen ausgedehnten Anbau von Futtergewächsen bei der Fruchtwechselwirtschaft die Bodenfläche zum Getreidebau vermindert, aber trotzdem liefert die Fruchtwechselwirtschaft von einer kleineren Fläche mindestens eben so viel, oder noch mehr Körner, als die Dreifelderwirtschaft von einer größeren Fläche, denn der Fruchtwechselwirth kann bei einem ausgedehnten Futter- und bei einem eingeschränkten Getreidebaue zu dem Getreide stärker düngen, durch den zweckmäßigen Wechsel mit den Früchten wird die Bodenkraft sehr geschoht, und durch den Futterbau das Ackerland gemütht, gelockert, gereinigt und befruchtet. Neben einer reichen Getreidernte sichert sich aber auch der Fruchtwechselwirth in Folge eines angemessenen Futterbaues und eines angemessenen Viehstandes große Mengen von Erzeugnissen der Viehzucht, sodaß die Fruchtwechselwirtschaft weit mehr Nahrungsmittel liefert, als die Dreifelderwirtschaft in den allermeisten Fällen zu liefern vermag. Deshalb sollte man überall da, wo die Dreifelderwirtschaft noch betrieben, und der Betrieb derselben durch örtliche Verhältnisse nicht geboten wird, dieselbe verlassen und zur Fruchtwechselwirtschaft übergehen.

16) Entlastung des Bodens. Daß Frohen, Reht, Weide, Trepp- und Ueberrahrtrecht den Aufschwung der Landwirtschaft mächtig hemmen, die Erzeugung von Bodenerträgen, Milch, Fleisch, Fett bedeutend verringern, ist eine so anerkannte Wahrheit, daß hier nicht viel Worte darüber gemacht zu werden brauchen. Erleuchtete Staatsregierungen haben dieses auch erkannt, und die sächsische Staatsregierung war

eine der ersten, welche den Grund und Boden entlasteten. Auf Sachsen ist deshalb die Forderung der Entlastung des Bodens nicht anwendbar; wol gibt es aber noch manche andere teutsche Länder, wo in dieser Beziehung noch Manches zu wünschen übrig bleibt. Möchte man daselbst nicht länger hinter den Forderungen der Zeit zurückbleiben!

17) Vermehrung und Verbesserung der Viehzucht. Ein angemessener Viehstand ist nicht nur deshalb wichtig, weil derselbe den Dünger zur Befruchtung der Felder liefern muß, sondern auch aus dem Grunde, weil er Milch, Fleisch und Fett liefert, Stoffe, welche zur Ernährung der Bevölkerung wesentlich beitragen. Da nun ein angemessener großer Viehstand mittelbar (durch vermehrten Dünger und in Folge dessen durch vermehrten Fruchtbau) und unmittelbar (durch die Nahrungsmittel, welche er selbst liefert) so überaus viel zur Ernährung der Bevölkerung beiträgt, so sollte man sich auch überall bestreben, denselben auf diejenige Stufe zu bringen, wie sie eine rationelle Wirtschaftsführung verlangt. Es genügt aber nicht, daß ein dem Grundbesitze angemessener Viehstand gehalten wird, derselbe muß auch durch angemessene Zuchtung verbessert und veredelt werden, um ihn auf die möglichst höchste Stufe der Nutzbarkeit zu bringen. Diese Forderung liegt schon im eigenen Interesse des Landwirths, in sofern nämlich ein nur geringen Nutzen gebendes Stück Vieh in der Regel ebensoviel Futter und ebensoviele Pflege und Wartung bedarf, als ein Thier, welches eine reiche Nutzung gibt. Diese Forderung ist aber auch in volkswirtschaftlicher Hinsicht von großer Bedeutung, weil durch Verbesserungen des Viehstandes die Nahrungsmittel, welche die Viehzucht liefert, wesentlich vermehrt und veredelt werden können. Die Verbesserung des Viehstandes bezieht sich sowohl auf höhere Milchergiebigkeit, als auch auf größere Fleisch- und Fetterzeugung. Letztere ist um so wichtiger, als Fleisch eins der hauptsächlichsten, der gesündesten und kräftigsten Nahrungsmittel ist, und als der Genuß desselben in Folge seiner Abheuerung den ärmeren Volksklassen fast ganz abgeschnitten ist. Wie wichtig eine Verbesserung der Viehzucht in land- und volkswirtschaftlicher Hinsicht ist, hat Crusius¹⁾ durch Zahlen nachgewiesen. Wenn z. B. durchschnittlich der tägliche Viehgetrag des jetzigen Milchviehbestandes im Königreiche Sachsen von 400,000 Stück nur um $\frac{1}{10}$ Kanne sich vermehrt, so würden jährlich 2,800,000 Kannen Milch mehr gewonnen werden, und wenn statt der im ganzen Lande gehaltenen 300,000 Stück Landschweine mit demselben Futter 430,000 Stück der vorzüglicheren englischen Schweine ernährt würden, so würde daraus bei den jetzigen Fleischpreisen ein Gewinn von mindestens 1,600,000 Thlern, also ein ungeheurer Mehrgewinn an Fleisch und Fett erwachsen. Zur Fleischvermehrung würde es auch wesentlich beitragen, wenn man mehr

53) Verhandlungen des landwirtschaftlichen Kreisvereins zu Leipzig (1855).

darauf Rücksicht nähme, das Schaf nicht nur als wolletragendes, sondern gleichzeitig auch als Fleischthier zu züchten. In der Gegenwart scheint man damit in Sachsen vorgehen zu wollen.

Wie schon oben erwähnt, hat in neuerer und neuester Zeit die Landwirthschaft, theils durch Anregung und Unterstützung der landwirthschaftlichen Vereine, theils durch Popularisirung der Naturwissenschaften und durch andere Einflüsse große Fortschritte gemacht: der Boden ist entsefelt, es sind nicht wenig Kunstwissenschaften und Drainanlagen ausgeführt worden; die Grundstücke zusammengelegt; haben bedeutende Fortschritte gemacht; man verfährt rationeller bei der Bearbeitung des Ackerlandes, sorgt für Vermehrung des Düngers, behandelt denselben vernunftgemäß, wendet die concentrirten Düngemittel in großer Ausdehnung an; betreibt den Futterbau ausgezehrt; bedient sich neuer und verbesserter Ackergeräthe; ist vielfach von der Dreifeldwirthschaft zur Fruchtwechselwirthschaft übergegangen und hat die Viehzucht ziemlich vermehrt und verbessert; aber noch bleibt — um es zu wiederholen — sehr viel zu thun, um im Allgemeinen dem Boden und den Hausthieren noch höhere Erträge abzugewinnen. Um dies zu ermöglichen, ist es nothwendig, theils die Intelligenz, namentlich bei den kleineren Grundbesitzern, zu fördern, theils für vermehrten Credit zu sorgen, denn viele nothwendige Verbesserungen im Gebiete der Landwirthschaft kommen nicht zur Ausführung, theils weil es an Intelligenz, theils weil es an den dazu nöthigen Capitalien fehlt; in letzterer Beziehung soll nun erinnert werden an die Drainage, an die bessere Ordnung der fließenden Gewässer, an den Umbau des Bodens, an die Urbarmachung, Gerabebung der Weide, Anwendung der concentrirten Düngemittel, Einführung verbesserter Ackergeräthe, Vermehrung des Viehstandes. Die Intelligenz bei den kleineren Brüdern kann nun gehoben werden durch Belehrung von Seiten der landwirthschaftlichen Vereine auf mehrfache Weise (Herausgabe und Verbreitung populärer Schriften, Abendung tüchtiger Sachverständiger u.), dem Mangel an Capitalien dagegen läßt sich abhelfen von Seiten des Staates durch Gründung von Credit- oder Leihbankalen oder von Meliorationsfonds, wie solche unter Anderem in Pommern und seit neuester Zeit in der Rheinprovinz bestehen und segnerisch wirken. Der Meliorationsfond für die Rheinprovinz wurde von der königl. preussischen Regierung gegründet, um in den ärmeren Gegenden die Mittel zur Hebung der Bodencultur zu bieten. Die große Nützlichkeit solcher Meliorationsfonds in land- und volkswirthschaftlicher Rücksicht läßt gewiß den Wunsch gerechtfertigt erscheinen, daß vergleichende Anstalten bald überall im deutschen Vaterlande ins Leben gerufen werden möchten! Der Staat kann dies um so eher thun, als er ja dabei nur Vorstöße und keine Geschenke macht, und die Landwirthschaft, dieses wichtigste aller Gewerbe, ist es wol werth, daß ihr der Staat mit solchen Anstalten zu Hülfe kommt; er handelt dabei auch mit in seinem eigenen Interesse! (Dr. William Löbe.)

XII. Literatur.

Zu den schriftlichen Quellen oder überhaupt Aufzeichnungen über die Getreidefrage einzelner Länder und Zeiten, sowie ganzer Gruppen von Ländern gehören:

1) Die Werke über allgemeine Geschichte und über die Geschichte einzelner Länder. Für die älteste, alte und mittlere Zeit, welche noch keine statistische Special-Literatur aufzuweisen hat, sind dergleichen Werke die einzigen Quellen, aus welchen wir unsere Kenntniß über Production, Import, Preise u. s. w. des Getreides schöpfen. Zahlreiche Angaben über Preise, theure und wohlfeile Zeit enthalten die Städtechroniken.

2) Die Reise-Werke. Die wenigen Notizen, welche uns zuweilen über entlegene Länder zugehen, verdanken wir meist diesen Quellen, in welchen freilich nur sporadische Beobachtungen niedergelegt sind. Nehmen sie dagegen einen solchen Charakter an, wie ihn z. B. Humboldt's *La Nouvelle Espagne* besitzt, so gehören sie in die länderbeschreibende Statistik.

3) Werke über politische-statistische Geographie. Geben sie auch ihre Natur gemäß nur den Zustand der Länder zur Zeit ihrer Abfassung, so dienen sie doch oft dazu, die Zahlen der Bevölkerung in Stadt und Land, die Größe der Bodenfläche, der Getreideäcker u. s. w. mit einander zu vergleichen, namentlich für die Zeit, welche noch der speciellen statistischen Bearbeitung ermangelt, und diese erstreckt sich bis fast an das Ende des 18. Jahrh. Vgl. unseren Artikel „Geographie“ (Literatur der Geographie) in dieser Encyclopädie.

4) Die allgemeinen statistischen Privatwerke und die officiellen Statistiken. Erst mit der Zeit, wo diese aufstanken, und sie haben erst seit dem Anfange dieses Jahrhunderts ihre allgemeinere Ausbildung, ihre jetzige Höhe und Vollendung, und das auch erst für Belgien, Frankreich, England, Preußen, Sachsen u. s. w. seit wenigen Jahrzehnten erreicht, läßt sich eine comparative Getreidegeschichte zusammenstellen. Dierher gehören z. B. Ducloux's, Erschling's, Schnitzler's Statistiken über Belgien, Martin's, Gribaine's, de Jonnés' über Frankreich, Porter's (Progress, 1838; Tables of the revenue etc., seit 1844 von ihm redigiert), McCulloch's (A statistical account) über England, Dietrich's (Statistische Uebersicht der wichtigsten Gegenstände des Verkehrs und Verbrauchs im Deutschen Zollverein, seit den 30er Jahren), Schubert's u. A. über Preußen und den Zollverein, v. Görning's und Becker's über Oesterreich, v. Reben's (Allgemeine vergleichende Handels- und Gewerbs-Geographie, 1844) u. A. über größere Ländergruppen. Ueber viele Punkte der Getreidefrage, z. B. Import und Export, können selbstverständlich nur amtliche Quellen vollständige Auskunft geben.

5) Die Lehrbücher der National-Ökonomie und einzelne cameralistische Abhandlungen. Dieser Zweig der Wissenschaft und Literatur beginnt erst im 18. Jahrh. mit Duesenap, noch mehr mit A. Smith, in der jetzigen systematischen Form sich aus-

zubilden. Männer wie der Engländer B. King (um 1688) sind kaum noch bahnbrechende Experimentatoren. Wenn auch nicht alle Werke dieses Zweiges auf concrete Zahlenreihen eingehen, so haben sie doch die Bedeutung, die hierher gehörenden Begriffe mit wissenschaftlicher und kritischer Schärfe fest und den Organismus der volkswirtschaftlichen Kategorien aufgestellt zu haben. Einzelne sind von uns an den betreffenden Punkten genannt und benutzt worden; die Reproduction der vollständigen Literatur gehört nicht hierher. Dasselbe gilt von den cameralistischen Abhandlungen über Freihandel, Schutzzölle u. s. w., falls sie sich nicht ausschließlich mit dem Getreide beschäftigen.

6) Allgemeine geschichtliche-statistische Werke über das gesammte materielle Gebiet einzelner Länder oder ganzer Ländergruppen, z. B. G. v. Gülich: „Geschichtliche Darstellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaus der bedeutendsten handelslebenden Staaten unserer Zeit“, 1830 bis 1845, mit ausführlichen statistischen Tabellen; J. H. Schnigler: *De la Création de la richesse* ... en France, 1842; J. Lowe: England nach seinem gegenwärtigen Zustande des Ackerbaus, des Handels und der Finanzen, nach dem Englischen von L. F. v. Jacob, 1823; Erman's Archiv über Rußland, v. Neben: Ueber Rußlands Culturverhältnisse, 1843; derselbe: Rußlands Kraftclement, 1854; Zengoborski: Les forces productives de la Russie, 1852—1854 u. s. w. Wir haben nur exemplifiziert, um so den Charakter dieser Werke zu zeigen.

7) Geschichtliche und statistische Werke über den Handel, z. B. Blanqui: Geschichte des Handels und der Industrie; Andersen: Historical and chronological deduction of commerce from the earliest accounts to the present time, 1789 (trutsch Riga 1773.); Macpherson: Annals of commerce, 1805; M. Gulloch: Dictionary of Commerce, zuerst 1837, dann öfter wieder aufgelegt; Allgemeine Geschichte der Handlung und der Schifffahrt (Breslau 1751.); Beschreibung der Handlung der vornehmsten europäischen Staaten (Leipzig 1778.); Fischer: Geschichte des Deutschen Handels, 1785; F. H. Ungewitter: Geschichte des Handels, der Industrie und der Schifffahrt von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, 1844. 1845; H. Scherer: Allgemeine Geschichte des Welt Handels, 1852 u. s. w. Dazu kommen die Werke über einzelne Völkerguppen oder Zeiten, z. B. Heeren: Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der Völker der alten Welt, 3. Aufl. 1815; M. de Jénness: Le commerce au dix-neuvième siècle, 1825. Ferner über einzelne Völker, z. B. H. Richelot: Histoire de la réforme commerciale en Angleterre (Paris 1853.); Büsch: Versuch einer Geschichte der Hamburgischen Handlung, 1797; Soetbeer: Hamburgs Handel, 1840 fg.; Becker: Statistische Uebersicht des Handels der Oesterreichischen Monarchie, 1841. Wir brauchen wol nicht erst zu erwähnen, daß Nr. 6 und 7 vielfach zusammenfallen.

8) Sammlungen von Zollgesetzen, Handels- und Schifffahrtsverträgen, z. B. Kleinschrod: Die Großbritanniſche Gesetzgebung über Gewerbe u. s. w., 1836; G. A. v. Kamph: Die Handels- und Schifffahrtsverträge des Zollvereins, 1845.

9) Preisgeschichten, vor Allen Tooke: History of prices¹⁾; ferner Comparative Tables of Taxation, Currency and Prices in the Year 1784 and Ending in the Year 1837; London Price Currents from 1838 to 1842 u. s. w.

10) Landwirtschaftliche Lehrbücher, Encyclopädien und Zeitschriften; z. B. J. G. Krünig: Oekonomisch-technologische Encyclopädie, der sehr ausführliche Artikel „Korn“ in Band 44, 45 und 46; Putzke: Encyclopädie der Land- und Haus-Wirtschaft; Beckmann: Beiträge zur Oekonomie u. s. w., 1779; v. Lengerke: Landwirtschaftliches Conversations-Lexikon 1843; das französische Journal économique im 18. Jahrg.; A. Young: Annalen des Ackerbaus, trutsch 1790; A. Thier: Annalen der niederländischen Landwirtschaft, 1800 fg.; derselbe: Wöglin'sche Annalen; v. Lengerke: Annalen der Landwirtschaft; derselbe: Beiträge zur Kenntniß der Landwirtschaft in den Königl. Preuss. Staaten, 1846 fg.; Wilba: Landwirtschaftliches Central-Blatt u. s. w.

11) Schriften über die Geschichte der Landwirtschaft; z. B. Thier: Einleitung zur Kenntniß der Englischen Landwirtschaft, 1798; Anton: Geschichte der Deutschen Landwirtschaft, 1799; Schwerg: Belgische Landwirtschaft, 1807; Segnitz: Buch der Fortschritte auf dem gesammten Gebiete der Landwirtschaft während der letzten zehn Jahre, 1. Lieferung 1851.

12) Spezielle Schriften über Getreide, dessen Begriff, naturwissenschaftliche Verhältnisse, Production u. s. w. Viele derselben lassen sich vorwiegend oder ausschließlich in eine der von uns angewendeten Kategorien stellen; die meisten greifen in mehr, einige in alle diese Kategorien ein, sodaß uns kaum etwas Anderes übrig bleibt, als sie geschichtlich an einander zu reihen, wie dies in dem folgenden geschieht. Es ist hierbei von Wichtigkeit, zu constatiren, daß die specielle Kornliteratur in nennenswerther Fülle erst seit der Mitte des 18. Jahrh. onbt und vorzugsweise von Frankreich ausgeht.

André: „Theurungspegel.“ (Hamburg 1598.) Gisthezel: „Tractat von der Theurung.“ (Nürnberg 1615.) Boissguillibert (gest. 1714): „Traité des grains.“ G. L. Storch: „Begebenheiten des 1739er und 1740er Jahres, nebst Gebauden von Hungernoth, Handel“ u. s. w., 1741. Unger: „Von der Ordnung der Fruchtpreise und deren Einfluß in die wichtigsten Angelegenheiten des menschlichen Lebens.“ (Göttingen 1752.) Herbert: „Essai sur la police générale des grains.“ 1755. „Compendium of the Corn Trade.“ (London 1757.) (Chamauffet: „Obser-

1) Dies ist die zweite Ausgabe seiner Thoughts vom Jahre 1823.

vation sur la liberté du commerce des grains.“ (Paris 1759.) Dupré de St. Maur: „Recherches sur la valeur des monnoies et sur le prix des grains avant et après le concile de Francfort.“ (Paris 1762.) „Declaration du Roi (von Frankreich), portant permission de faire circuler les grains, farines et légumes dans toute l'étendue du royaume,“ vom 25. Mai 1763. Dupont: „De l'exportation et de l'importation des grains.“ (Soissons 1764.) „Arrêt du conseil d'état, qui permet la sortie à l'étranger des mêmes grains dans le royaume (Frankreich), du mois Juillet 1764.“ „Lettres patentes du roi, qui fixent les droits de sortie et d'entrée sur les grains du 7. Nov. 1764“ (Frankreich). Le Throne (Zetsoine): „La liberté du commerce des grains toujours utile et jamais nuisible.“ (Paris 1765.) J. A. Philippi: „Der vertheidigte Kornjude.“ (Berlin 1765.) Gb. Smith: „Three tracts on the corn trade and corn laws,“ 2. ed. (London 1766.) „Avis au peuple sur son premier besoin.“ (Paris 1768.) „Lettres sur l'avantage de la liberté du commerce des grains et le danger des prohibitions.“ (Amsterdam 1768.) „Avis du parlement de Dauphiné sur la libre circulation des grains et la réduction naturelle des prix dans les années de cherté, adressé au roi le 26. Avril 1769.“ „Représentations aux magistrats, contenant l'exposition raisonnée des faits relatifs à la liberté du commerce des grains.“ (Paris 1769.) „Arrêt du conseil d'état, qui fait défense de sortir aucuns grains, froment, seigle etc. du 14. Juillet 1770.“ Zurgot: „Lettres sur la liberté du commerce des grains.“ 1770. Galiani: „Dialogues sur le commerce des bleds.“ (Paris 1770.) Zursch J. B. durch v. Barthaufen (Lemgo 1777.) Morellet: „Refutation de l'ouvrage, qui a pour titre: Dialogues sur le commerce des bleds.“ (Londres 1770.) A. Young: „Considerations on the export of corn.“ (London 1770.) „The expediency of a free exportation of corn at this time.“ (London 1770. 2. Edit. 1771.) „Recreations économiques, ou lettres de l'auteur des représentations au magistrats à Mr. le Chevalier de Zanobi sur le commerce des bleds.“ (Paris 1771.) J. A. H. Reimarüs: „Die wichtige Frage von der freyen Aus- und Einfuhr des Getreides, nach der Natur und Geschichte untersucht.“ (Hamburg 1771.) v. Fischer: „Patriotische Anmerkungen über die dormalige Fruchtsperr.“ (Frankfurt a. M. 1771.) Cartl: „Sul libero commercio de' grani.“ 1771. J. D. Richtenstein: „Zweifel und Bedenken bey der wichtigen Frage von der freyen Aus- und Einfuhr des Getreides.“ (Braunschweig 1772.) v. Münchhausen: „Der freye Kornhandel, als das beste Mittel, um Mangel und Theuerung zu verhüten; zur Warnung auf künftige Zeiten.“ (Hannover 1772.) Haas: „Kürze Erzählung der Theurungen und Seuchen um und in Deutschland bis auf unsere Zeiten.“ (Oettingen 1772.) Albaum:

„Ueber die freie Aus- und Einfuhr des Getreides in Betreff Estlands.“ 1772. v. Fischer: „Gedanken über das Reichsgutachten vom 7. Febr. 1772 nebst dem kaiserlichen Commissionsratificationsdecret vom 28. Febr. 1772.“ (Frankfurt a. M. 1772.) D. G. Schreiber: „Vorschlagung zur Anlegung eines öffentlichen Getreidemagazins.“ (Leipzig 1772.) J. A. Schlettwein: „Die sogenannte wichtigste Angelegenheit für das ganze Publicum; oder, die natürliche Ordnung in der Politik überhaupt; besonders aber die allgemeine Freyheit im Handel und Wandel; die ungehörte Ein- und Ausfuhr des Getreides u. s. w.“ (Karlsruhe, 1772 und 1773.) J. L. B. Barthaufen: „Briefe über die Politik des Kornhandels.“ 1773. „Lettres patentes du roi, concernant le commerce des grains dans l'intérieur du royaume (Frankreich) du 12. Nov. 1774.“ Reder: „Sur la législation et le commerce des Grains.“ (Paris 1775. 2. Ed. 1776. Zursch J. B. Dresden 1777.) Galiani: „Analyse de l'ouvrage intitulé: De la législation et du commerce des grains.“ (Amsterdam 1775. Zursch Glogau 1802.) Vandini: „Discorso sopra la marenna Sienese,“ 1775 (Geschrieben bereits 1737.) J. Anderson: „An inquiry into the nature of the corn laws.“ (Edinburgh 1777.) Haffelbach: „Theuerungspiegel.“ (Göttingen 1778.) Cataupo: „Annoa, ossia piana economica di pubblica sussistenza,“ 1783. M. de Caracciotti: „Riflessioni su l'economia et l'estrazione de' frumenti della Sicilia fatte in occasione della carestia del 1784 e 1785.“ (Palermo 1785.) J. A. H. Reimarüs: „Freiheit des Getreidehandels nach der Natur und Geschichte erwogen.“ (Hamburg 1790.) Ist eine Weiterführung der in der bereits oben erwähnten Schrift niedergelegten Gedanken.) Scrofan: „Riflessioni sopra le sussistenze desunte da' fatti osservati in Toscana,“ zwischen 1785 und 1791. J. de Neufchâteau: „Mémoire sur l'établissement d'un grenier d'abondance ou magasin publique dans chaque canton.“ (von Frankreich), 1793. „Confronto della ricchezza dei paesi che godono libertà nel commercio frumentario.“ (Firenze 1793.) Döröm: „Inquiry into the nature of monopoly and forestalling, with an appendix on the probable effect of an act of the legislature to enforce the use of an crasser sort of bread and some considerations on the proposed plan for the sale of corn by weight.“ (London 1796.) Berri: „Riflessioni sulle leggi vincolanti principalmente nel commercio de' grani,“ 1796 (Geschrieben 1769.) Krohn: „Ueber Cultur, Handel und Preise des Getreides in Bayern.“ (München 1799.) Burke: „Thoughts and details on scarcity, originally presented to the R. H. Will Pitt in Nov. 1795.“ (London 1800.) „Representations of the Lords of the committee of Council, appointed for the consideration of all matters

2) Er ist der Sohn des Verfassers der wolfsenbütteler Frage.

relating to trade and foreign plantations, upon the present state of the laws for regulating the importation and exportation of corn." (London 1800.) Rorrmann: „Gutachten über den Getreidehandel." (Hamburg 1802.) Derselbe: „Die Freiheit des Getreidehandels." (Hamburg 1802.) Kössig: „Die Zehrungspolizei oder historisch-politischer Versuch über die Zehrung und den Getreideverkehr, über die Ursachen der ersten und die Mittel, beiden zu steuern." (Leipzig 1802.) Breitenbach: „Von der Nützlichkeit und Schädlichkeit der Branntweinbrennerei, vorzüglich bei Zehrungen der Früchte." (München 1805.) Buchner: „Ueber die jetzige Zehrung des Getreides, mit besonderer Anwendung auf die sächsischen und preussischen Staaten." (Gotha 1805.) v. Koch-Sternfeld: „Versuche über Nahrung und Unterhalt in civilisirten Staaten, besonders für Wohlfeilheit und Zehrung." (München 1805.) Schmalz: „Die wahre Ursache der jetzigen Getreidezehrung in Preussland, und die rechten Mittel, ihr zu steuern." (Hannover 1806.) Heinze: „Geist und Kritik der neuesten über Zehrung erschienenen Schriften." (Leipz 1806.) Kössig: „Reverien im Gebiete der Polizei und Politik, vorzüglich in Bezug auf gegenwärtige Zeiten." (Leipzig 1806.) B. Weber: „Staatswirthschaftlicher Versuch über die Zehrung und Zehrungspolizei." (Göttingen 1807.) Crome: „Ueber Ackerbau, Getreidehandel, Kornsperrn und Landmagazine." 1808. A. Bell: „An inquiry into the policy and justice of the prohibition of the use of grains in the distilleries." (Edinburgh 1808.) (v. Schumann:) „Gutachten über Getreide-Ausfuhrverbote." (Leipzig 1809.) Graf Soden: „Das idealische Getreidemagazin." (Altenburg 1813.) Maltheus: „Observations on the effects of the corn laws." (London 1814.) Campbell: „On the proposed alteration of the corn laws." (London 1814.) Ricardo: „On the influence of a low price of corn on the profits of stock." (London 1815.) v. Seutter: „Ueber die allgemeine Getreidezehrung im Jahr 1816." (Regensburg 1816.) „Ehige der Geschichte der von 1795 bis 1800 in München bestandenen Getreidemagazine." 1816. Graf Soden: „Die Zehrung vom Jahr 1816." (Leipzig 1817.) Reinrich: „Die Getreidesperrn und Landmagazine, auch eine Veranlassung der Zehrung." (München 1817.) D. R. F. Behr: „Das Recht und die Pflicht der Regierung in Bezug auf die gegenwärtige Zehrungsangelegenheit." (Würzburg 1817.) v. Köpken: „Was ist Getreideverkehr?" (Berlin 1818.) v. Hazzl: „Betrachtungen über Zehrung und Noth der vergangenen und gegenwärtigen Zeit." (München 1818.) Terreaux: „Sur les moyens d'assurer les subsistances de la ville de Paris par l'établissement d'une compagnie de prévoyance." (Paris 1819. Deutsch 1822.) Chailion-Debarres: „Essai historique et critique sur la législation des grains." (Paris 1820.) Lorenz: „An essay on the influence of the external corn trade upon the production and distribution of na-

tional wealth." (2. Edit. London 1820.) Laboulière: „De la disette et de l'abondance en France, des moyens de prévenir l'une en mettant l'autre à profit et d'empêcher la trop grande variation dans le prix des grains." (Paris 1821.) Noblet: „Examen général et détaillé des récoltes et des consommations de blé en France." (Paris 1822.) Whitmore: „On the present state and future prospects of agriculture." 1822. Ricardo: „On protection to agriculture." (London 1822.) „Recueil des précis, relatifs à la liberté illimitée du commerce des grains." (in Dessau), la Haye 1823. Voigt: „Ueber Aufbewahrung des Getreides in Scheunen, auf Schuttböden, in hermetisch geschlossenen, mit Bleiplatten bedeckten Geröben und in sogenannten Eilos." (Augsburg 1824.) Wegner: „Die Europäischen Cerealien." (Heidelberg 1824.) Däsel: „Was ist die Ursache der außerordentlichen Wohlfeilheit?" 1824. v. Knobelddorff: „Vorschläge zur Erreichung mittlerer feststehender Getreidepreise." (Berlin 1824.) de Rarivault: „De la situation agricole de la France" (Ueber die damalige Wohlfeilheit). (Paris 1824.) Scuderi: „Memoria sulla rendita rurale" (Ueber die damalige Wohlfeilheit). (Palermo 1824.) „Der Getreidehandel. Eine Beleuchtung über alles Dasjenige, was beim Ein- und Verkauf, Aufbewahrung und Versenden des Getreides zu Wasser und zu Lande zu beobachten ist." (Anonym.) (Berlin 1825.) Zips: „Ueber den gegenwärtigen tiefen Stand der Getreidepreise." (Nürnberg 1825.) v. Seutter: „Ueber das bisherige Sinken der Getreidepreise." (Ulm 1825.) Graf Soden: „Deen über die Mittel, das Sinken des Preises der landwirthschaftlichen Erzeugnisse zu hemmen." (Nürnberg 1825.) Schlier: „Ueber unterirdische Getreidemagazine" (Zur Verhütung zu wohlfeiler Preise). (Würzburg 1825.) Coletta: „Alcuni pensieri sulla economia agraria della Toscana." (In der „Antologia," über die damalige Wohlfeilheit). (Firenze 1825.) Die Gewerth des Landmanns und die englische Kornbill." (Berlin 1826.) W. Jacob: „Report on the trade in corn, ordered by the house of Commons." (London 1826); davon 1828 der zweite Bericht: „Report on the trade in foreign corn," auch ins Deutsch überfetzt, 1827 und 1828. West: „Price of corn and wages of labour." (London 1826.) Hettner: „Reflections on the causes which influence the price of corn." (London 1827.) Graf Soden: „Die agrarische Gesetzgebung" (worin gefordert ist, daß die Polizei den Landwirth zu Magazinen zwingen soll). (Nürnberg 1828.) Derselbe: „Die annuarische Gesetzgebung" (worin man eine sehr ausführliche Literatur der Zehrungsfrage findet). (Nürnberg 1828.) Dupin: „Rapport au nom de la commission chargée par la chambre des députés d'examiner le projet de loi sur les céréales" (in Frankreich). (Paris 1831.) J. Wilson: „Influence of the corn laws as affecting all classes of the community and particularly the landed interest." (London

1839.) *H. v. Kaumer*: „Die Kornsege Englands.“ (Leipzig 1841.) *M. Gullisch*: „Statements illustrative of the policy and probable consequences of the proposed repeal of the corn laws.“ (London 1841.) *A. Wlisen*: „Freetrade and protection: being a tract on the necessity of agricultural protection.“ (London 1844.) *M. Chevalier*: „Des forces alimentaires des états.“ (Paris 1847.) *Keuning*: „Ueber die Verbindung des Mangels an Brodgetreide, insbesondere durch öffentliche Magasinirung.“ (Heidelberg 1847.) *G. H. den Tex*: „Two Voorlezingen over Graanwelten en Graanhandel.“ (Amsterdam 1847.) *H. Schulze*: „Ueber den Deutschen Kornhandel und die Deutsche Volkswirtschaft mit besonderer Beziehung auf die Sicherung der Armen gegen Brodtheuerung.“ (Zena 1848.) *W. Roscher*: „Ueber Kornhandel und Aehrungspolitik.“ 3. Aufl. (Stuttgart und Tübingen 1852.) (Die 1. Auflage: „Ueber Korntheuerungen. Ein Beitrag zur Wirtschaftspolitik.“ erschien 1847 in Nr. 38 der Deutschen Vierteljahrsschrift.) *G. G. v. Hagen*: „Die Silo-Banken. Ein Beitrag zur Lösung der Frage: Wobuch kann extremen Schwankungen der Fruchtpreise im Interesse sowol der Producenten als der Consumenten vorgebeugt werden?“ (Erfurt 1854.) (*J. Hasemann*.)

GETREIDEDARRE, Malzdarre, Riege. Die Malzdarre ist eine Vorrichtung zum Trocknen und Darren des gemalzen Getreides, das zum Bierbrauen, Brauntweinbrennen, zur Essigbereitung dienen soll. Das Darren bezweckt nicht nur die vollständige Entfernung der Feuchtigkeit, sondern es sollen dadurch auch aus den Bestandtheilen des getrockneten Getreides Stoffe erzeugt werden, welche die Beschaffenheit, Eigenthümlichkeit und Haltbarkeit des Bieres u. wesentlich bedingen. Durch die heissen Darren anzuwendende höhere Temperatur werden brennliche Oele erzeugt, welche dem Biere ein eigenthümliches Aroma verschaffen und vorzüglich dessen Haltbarkeit vermehren, indem sie die völlige Zersetzung des Zuckers hemmen oder die Gährung des Bieres verzögern. Ferner wird bei dem Darren aus dem vorhandenen Stärkemehl eine größere Menge Rohstümmi erzeugt, das dem Biere einen größeren Gehalt an substantiösen Theilen gibt, zugleich aber auch das Mittel liefert, wodurch die gebildete Kohlensäure in größerer Menge von dem Biere absorbiert bleibt, was dieses für den Genuß angenehmer und erfrischender macht.

Bei den Getreidedarren unterscheidet man als wesentliche Theile: 1) Die Darrröhre, auf welcher das zu darrende Malz liegt, mit dem Darrraume, der diese Röhre einschließt. 2) Die Darrröhrung mit dem Feuer- und Wärmeräume. Auch unterscheidet man Luft-, Rauch- und Dampfdarren, je nachdem die zum Trocknen erdärmte Luft ganz rein oder mit den Brennmittelprodukten, dem Rauche des verwendeten Brennmaterials, vermischt ist, oder zur Erhitzung der Darrröhre Wasserdämpfe angewendet werden. Die Darrröhren bestehen am besten aus durchlöcherter Eisenbleche, welches auf 1 □ 30 Röhre 25—30 Oeffnungen hat.

Diese Darrröhren sind weit wohlfeiler als die weniger dauerhaften von Drahtstäben. Am zweckmäßigsten werden man zwei Darrröhren über einander liegend an, wobei das frische Malz zunächst auf die obere und, wenn es daselbst den größten Theil seiner Feuchtigkeit verloren hat, auf die untere heißere Fläche kommt. Hierdurch wird sehr bedeutend an Zeit und Brennmaterial erspart, und die Gewinnung eines guten Malzes ist gesichert. Die Darrröhren sind von allen Seiten ganz zu schließen und nur oberhalb mit einem Abzuge für die Feuchtigkeit zu versehen. Fehlerhaft sind die Darrröhrungen der Darren, und besonders der Luftdarren, dann eingerichtet, wenn die sämtlichen Rauchröhren, durch die man die zum Darren bestimmte Luft erhizen will, unter der Darrröhre, wo die Luft bereits erhitzt ist, fortgeleitet werden. Die Rauchröhren können hier ihre Wärme nur unvollständig verlieren, da zur Theilung von Wärme immer ein kälterer Körper gehört. Um daher die Wärme des Rauchs oder die Hitze des Rauchs vollständig zu benutzen, müssen die Rauchröhren mit kälterer Luft in Berührung gebracht werden und zu diesem Zwecke in besonderen Räumen circuliren, wo die kalte Luft zutreten kann, die erdärmte aber gleich abgeleitet wird. Man erspart dadurch zugleich mehr als zwei Drittel der Röhrenlänge. Bei einer derartigen Darre trennen die Räumen den Heizraum vom Subocale, und zwischen ihnen ist am zweckmäßigsten die Darre angeführt. Der Heizraum für den Darrofen ist gewölbt und über demselben befindet sich der Raum, wo die Heiz- oder Rauchröhren von den Feuerungen liegen, um hier die Luft für die Darrröhren zu erhizen. In einem hiervon abgesonderten Raume befindet sich die Wärmepfanne. Die zweite Darrröhre ruht auf aufrischem Gefälle und hat in der Mitte eine Oeffnung. Der darüber befindliche Darrraum ist mit einem leichten Gewölbe überpaukt, in dessen Mitte ein Abzugskanal angebracht ist. In den heißen Rauchröhren gelangt durch Oeffnungen die schon zum Theil erdärmte Luft aus dem Heizraume; die kältern Röhren erhalten dagegen durch seitwärts angebrachte Oeffnungen frische kalte Luft und können dadurch den größten Theil ihrer Wärme abgeben, ehe sie den Rest mit dem Rauche in den Schornstein leisten. Der Feuerraum des Darrofens ist oben ganz geschlossen und hat nur seitwärts zwei oder vier Oeffnungen, die in den Zwischenraum münden, der das Gewölbe umgibt. Aus diesem Zwischenraume gelangt die Hitze in den Kanal und wird von diesem durch eine Klappe entweder in die Heizröhren der Darre oder unmittelbar unter die Darrröhre geleitet. Die vollständige Verbrennung bewirkt bei dieser Einrichtung der oberhalb verschlossene Heizraum, wodurch sich die Hitze hier so concentrirt und erhitzt, daß beim Zuerufen von neuem Brennmaterial dieses sogleich wieder auf den Temperaturgrad erhitzt wird, bei welchem sich die gebildeten brennbaren Gase auch sogleich wieder entzünden können. Man erhält auf diese Weise, selbst wenn man die Hitze des Darrofens direct unter die Darrröhre leitet, kein noch Rauch schmedendes Malz, und doch erhält die

direct zugetheilte Feuerluft dem Malze einen kräftigen Geruch und Geschmack. So lange das Malz noch feucht ist, leitet man die Hitze durch die Rauchröhren; sobald aber das Malz abgetrocknet erscheint, läßt man die Hitze direct unter die Darrröhre strömen. Mit einer solchen Darreinrichtung können auf 100 Oß Darrröhre binnen 24 Stunden 900 Pfund trockenes Malz mit etwa 250 Pfund Holz gedörrt werden.

Eine andere Construction der Malzdarre ist die Schupp'sche. Man behauptet von derselben, daß in einem von Backsteinen gemauerten und gewölbten, mit einem eigenen Feuerungsapparate, Rauchableitungsröhren und sonstigen Oeffnungen zum Einströmen kalter Luft versehenen Heizhause auf der Drahtrobre oder Bleichplatte durch Anwendung des Durchströmens der warmen Luft in sehr kurzer Zeit und mit großer Ersparnis an Brennmaterial ein stets gleiches, reines, von jedem Beigeschmacke, Rauche und Glasbalse freies, reichliches, zur Erzeugung eines gesunden und schmackhaften Bieres geeignetes Malz von vorzüglicher Qualität mit Beibehaltung des dem Malzkorne eigenthümlichen Süßstoffes und der sonstigen innern und verestlichen Bestandtheile gedörrt werden könne, wobei sich noch der Vortheil ergebe, daß zur Heizung des Feuerungsapparats auch Torf verwendet werden könne, übrigens selbst bei verräucherter Feuerung niemals eine Verkohlung oder Verbrennung des Malzes eintrete.

Ebenso vortheilhaft erweist sich die Rietsch'sche Malzdarre. Sie wirkt sehr entsprechend durch den Betrieb mit erhöhter Luft und ausstrahlender Wärme, erfordert ungleich weniger Raum als die sonst üblichen Darren, fordert dagegen weit schneller als jene, und zwar bei einer großen Ersparnis an Brennmaterial, das auch aus Torf und Steinkohlen bestehen kann, und liefert dabei ein Malz, das von seltener Reinheit, bestem Wohlgeschmacke ist und auch ein starkes Bier gibt, da die durch Thermometer leicht zu regulirende Trocknungsfläche vollkommen gleichmäßig erhöht wird und überall in einer Temperatur erhalten werden kann, die ebenso eine zu schnelle Erhitzung als auch den Mangel einer gehörigen Gahre des Malzes unmöglich macht. Aber nicht nur hinsichtlich der Qualität, sondern auch in Betreff der Quantität genährt diese Darre große Vortheile.

Die Zischad'sche Malzdarre bietet folgende Vortheile: Es wird fortwährend bei gleich starkem Feuer gearbeitet; es kann bei gleichem Aufwande von Brennmaterial ein Malz in acht Stunden fertig werden, wozu bei andern Darren 12—14 Stunden nöthig sind; die Darre kann deshalb weit kleiner sein, um denselben Bedarfe zu genügen; der Ofen ist bei sehr großer Dauer doch höchst einfach konstruirt; die Garbe des Malzes kann genau bestimmt werden und nie ein glasiges Malz vorfallen; auch enthält das Malz die wenigste unzersetzte Stärke; das Malz kann, nachdem es den größten Theil des beim Einquellen aufgenommenen Wassers auf den zwei obern Hordenlagern verloren hat, auf die unterste gebracht und in dieser Lage bei höherem oder niedern Hitzegraden beliebig getrocknet, geröstet oder auch gefärbt

werden. Die auf dieser Darre gefestigten Malze gewähren überdies noch folgende große Vortheile: das ganze Gefüge des Malzkorns ist lockerer, dem Maischwasser zugänglicher, der Zucker und Gummi gebende Theil ist bedeutend verfeinert, zeigt sich beim Maischungsproceß lösungsfähiger, gibt eine feinere und stärkere Würze, der Gährungsverlauf ist geregelter und ruhiger und das Bier wird dauerhafter.

Die Bede'sche Dampfdarre, für Darstellung des zur Spiritusfabrication nöthigen Bieres berechnet, wird über dem Dampfessel angelegt, um den nach der Brennzeit verloren gehenden Dampf zum Darren zu verwenden. Eine solche Darre ist besonders wohlfeil in den Unterhaltungskosten. Die Darre gibt das Malz aller Art, ohne die geringste Gefahr, dasselbe zu verbrennen, in beliebig gearbeitet Zustande zurück, und ein Korn fällt wie das andere aus, denn die Darre erhält durch ihre Construction in allen ihren Theilen gleiche Darrkraft, indem der in sie hineinströmende Dampf sich ganz gleichmäßig nach der Oberfläche vertheilt. Hat man dem Dampfessel zur Heizung dieser Art Darren beim Anfange der Arbeit den nöthigen Wärmegrad gegeben, dann wird die nöthige Temperatur mit Ausfluß von sehr wenig Brennstoff erhalten. Sowohl bei Brennerei als bei Brauerei, die durch Dampf betrieben wird, ist die Unterhaltung der Darre nur Nebenfache, das Darren selbst sehr wenig oder gar Nichts, und man erhält ein weit schöneres und sichereres Product als auf den gewöhnlichen Darren; denn auf einer Dampfdarre kann unter allen Verhältnissen das Malz nicht verbrennen. Die Größe der Darre kann ganz nach Belieben eingerichtet werden. Der Inhalt des Kessels muß zwar mäßig sein, doch in keinem Verhältnisse zur Größe der Darre. Derselbe nimmt einen beliebigen Raum ein für die Länge und Breite des Dampfessels, auf dem ein Gerüste von Holz steht. Dasselbe trägt einen schräg zulaufenden, einer Tasse ähnlichen Raum. Der Boden desselben ist von starken tannenen Brettern, die verflammt und mit einem Wasserpfunde versehen sind. Genau in der Mitte des Bodens befindet sich ein $\frac{1}{4}$ Zoll starkes Loch, durch das ein Kupferrohr von derselben Stärke geht, welches mit dem Dampfrohre in Verbindung gesetzt und durch einen Durchlasshahn verschlossen werden kann. Auf diesem Boden sind von Glasplatten, welche auf die hohe Kante gestellt sind, acht Fächer angebracht, welche die ganze Fläche in ganz gleiche Theile theilen. Sämmtliche Fächer gehen von der Mitte aus, wo sich ein Kranz befindet, der um das Dampfrohr von circa 5 Zoll herumgeht und mit acht gleichen Löchern versehen ist, die jedem einzelnen Raume nur ganz gleichviel Dämpfe zuführen können. Da, wo die Fächer auf dem Boden aufliegen, haben diese stellenweise noch kleine Löcher, um den theilweise in Wasser verwandelten Dampf abzuführen. Um die ganze Darre herum geht aus der äußeren Umgebung von Wehlen noch eine innere Umgebung von derselben Höhe wie das innere Gerippe. Diese Umgebung ist von allen Seiten frei und circa 2 Zoll im Lichten und bildet dadurch zugleich den Rücken sämmt-

licher acht Fächer und den Abzugskanal des überflüssigen Dampfes. In diesen Kanal führen zwei kleine Löcher aus jedem dieser acht Fächer. Aus dem leeren Räume geht an der Seite nach Oben ein kupfernes Röhrröhr von circa 8 Zoll im Lichten und führt die überflüssigen Dämpfe nach dem Buttenfange, wodurch zugleich die Sicherheit der Darre wegen Ueberladung hergestellt ist. Das ganze Gerüpe ist mit starkem Pfannenblech beschlagen, der Kranz, wo die Dämpfe unmittelbar aus dem Dampfprogre hervorstoßen, doppelt beschlagen. Die eiserne Decke wird durch Schrauben und Buttern noch mehr befestigt. An der ganzen untern Fläche ist eine Art Wasserinne von Zink mit einem Rohre von circa $\frac{1}{2}$ Zoll im Lichten luftdicht angeschlagen; diese Rinne hängt nach dem Rohre zu etwas ab. Hierher kommt das sämmtliche Wasser, welches die Dämpfe gebildet haben, durch kleine Löcher, die in der luftdichten Röhre ausmünden. An derselben untern Seite befindet sich ein Schieber von circa 9 Zoll Breite auf jeder Seite unten am Boden der Darre mit einem Haken versehen, woran der Sack gehängt wird, wenn man das fertige Malz von der Darre nimmt. Die ganze Vorrichtung hat einen Deckel mit Rahmen, der in der Regel während der Nacht aufgelegt wird. Ehe dieses geschieht, wird das Malz noch einmal durchgehakt, die Dämpfe werden nach geschlossener Arbeit mehr oder weniger zugelassen, und früh ist das Malz vollkommen fertig.

Die Eytelwein'sche Darre ist eine Luftdarre mit eisernen Röhren. Sie steht auf drei Seiten frei, an der vierten befindet sich die besondere Feuerung, über die eine Schornsteinröhre aufgeführt ist. Der Rest ist für Steinkohlenfeuerung eingerichtet. Die Röhren sind gegen den ersten Angriff des Feuers auf 6 Fuß Länge von Gußeisen, im Verfolg von starkem Eisenblech, die hin- und zurücklaufenden Röhren durch Knieröhre verbunden, 1 Fuß im Durchmesser und mit einem zugespitzten Rinden versehen, damit das durch die Röhren fallende Malz und die Keime nicht darauf liegen und nicht verbrennen. Die Röhren liegen mit einer mäßigen Steigung auf eisernen Stützen und gehen behufs der Reinigung von Ruß freisind durch die vordere Brustmauer, wo sie mit Blechhölzeln verschlossen sind. Im Ziegelpflaster befinden sich kleine Luftkanäle, 6 Zoll breit, 3 Zoll hoch gemauert, und auf diesen in 2 Fuß Entfernung kleine Blechbüten mit durchbrochenen Seiten und oben abgedacht verfertigt, durch welche die kalte Luft unter die Röhren und erwärmt durch die Darrthorden tritt, wodurch das Malz sehr gleichmäßig gedörret wird. Zur Erspargung des Feuers und des Brennmaterials wird die von der Feuerung des Dampfesblech entstehende Hitze in die Rauchprogre geleitet, und wenn diese Hitze nicht hinreicht, das Darren mittels einer Hülfsfeuerung betrieben.

In neuester Zeit erfuhren die Malzdarren von England aus dadurch eine wesentliche Verbesserung, daß man die Drahtgewebe oder die Metallplatten, auf welche man das zu dörrende Getreide schüttet, durch Platten

von gebranntem Thon ersetzt. Diese Platten, etwa 10 Zoll im Quadrat haltend und 2 Zoll hoch, sind auf eigenthümliche Weise durchlöcheret, um der warmen Luft die nöthigen Durchgangsoffnungen zu gewähren. Sie bilden das Pflaster des Trockenbodens, indem sie, auf gußeisner Tegel gelagert, einen vollkommen horizontalen Fußboden darstellen, auf welchem das zu trocknende Malz in einer Schicht von 11—12 Zoll Stärke ausgebreitet wird. Gegen die Darren aus Drahtgewebe gewähren sie den großen Vorzug, daß man auf den Thonplatten mit völliger Sicherheit umgehen kann, um die erforderlichen Arbeiten des Schüttens und Umrückens vorzunehmen, daß sie weniger Reparaturen unterworfen sind, daß sich diese leichter herstellen lassen und daß sie eine große Keimlichkeit möglich machen. Die Thonplatten sind außerdem weit schlechterer Wärmeleiter als eiserne Platten; das zu dörrende Getreide ist daher weit weniger dem Verbrennen durch übertriebene Hitze ausgesetzt, und die Verheilung der Wärme ist eine gleichmäßigere und dauerndere als bei den Eisenplatten. Am vortheilhaftesten wendet man Darrziegel mit cylindrischen Vertiefungen an.

Ein potentieter Ofen für Malzdarren ist noch der von Walter in Leeds. Dieser Ofen ist zum Brennen von Steinkohlen eingerichtet. Zwischen dem Feuer und der Decke des Ofens ist ein System metallener oder sonstiger Heizröhren angeordnet, durch welche atmosphärische Luft nach dem Darren geleitet wird. Wenn man zum Darren nur möglichst wenig Feuer und keine reine Luft braucht, so läßt man die Feuerung offen und schließt die Register, so daß nur die Luft aus dem Ofen nach der Darre strömt. Außerdem streicht Luft über dem Ofen nach der Darre. Zur Messung und Regulierung der Temperatur dienen Kanäle, welche kalte Luft herbeileiten.

Die Riegen oder Darrhäuser kommen hauptsächlich in Rußland vor, wo sie zum Darren des bei dem feuchten Klima nur lufttrocken gewordenen Getreides dienen. Die Riegen bestehen gewöhnlich aus drei Theilungen: aus der Drehtenne, der Darrstube, welche der Drehtenne an einer Seite ins Kreuz angebaut ist, und aus der Scheune, welche allmählig und nach Bedarf aus den entfernteren Scheunen der Felder gefüllt wird. Aus dieser Riegenscheune wird durch eine Verbindungstüre das zu drehende Getreide in die Darrkammer gebracht und daselbst aufgeschüttet. Durch eine am entgegengelegten Ende befindliche Thüre wird dasselbe auf die Drehtenne befördert. An beiden Enden und an den nächstgelegenen Seitenwänden der Tenne befinden sich weite gegenüberstehende Thore, welche, weit geöffnet, stets einen starken Windzug zum Reinigen des gedroschenen Getreides veranlassen. In der Darrkammer wird das Getreide durch Rauch und heiße Luft getrocknet. Da der Rauch stets vollkommenen Abzug findet, so nimmt weder Getreide noch Korn den geringsten Rauchgeruch oder Rauchgeschmack an; auch geht die Keimkraft der Samen nicht verloren, sondern dieselbe wird vielmehr durch das Dörren gefräftigt. Bei Heizung der Darrstuben ist nur

darauf zu sehen, daß die Hitze + 60° R. nicht übersteigt, wenn noch Wassertropfen an dem zu dörrenden Getreide hängen, und daß nicht durch zu festes Aufkapseln der Getreidebunde die Verdunstung verhindert wird. Das Getreide wird auf besonderen Gestellen ein bis zwei Stroh hoch neben einander aufgestellt; die Bunde dürfen aber nicht zu stark an einander gepreßt werden, wenn sie sehr feucht oder gar naß sind, weil sonst Rauchburchzug und Ausdünstung verhindert werden würden. Stets ist die Darrrube so eingerichtet, daß durch Öffnen der Thüre nach der Tenne zu oder durch Fensterlücken, da wo kein Schornstein ist, der Higegrad beliebig regulirt werden kann; nur bei Ueberhitzung und Unkenntniß des Verfahrens kann eine Vernichtung der Keimkraft erfolgen. Da die Heizung sofort nach dem Einbringen des Getreides stattfindet, was fast alltäglich geschieht, so bleibt demselben nicht einmal Zeit, besonders da es stehend mit den Ähren nach oben auf die Gestelle gebracht wird, sich selbst beim ersten Andrücken so zu ziehen und die Feuchtigkeit in Dampfform nach oben zu entführen. Denn nur in dem Falle, wenn das Getreide sehr feucht ist und zu fest verpackt wird, kann die heraussteigende warme Luft die Wassertropfen, welche sich in der Mitte der Getreidebunde gebildet haben, nicht in abziehende Wasserdämpfe verwandeln und die Keimkraft der Körner durch eine dem Kochen ähnliche Wirkung vernichtet werden. Das Darren des Getreides geschieht demnach nur durch heißen Rauch und durch Luft, welche die Getreidebunde durchziehen und die von diesen ausgeschwitzte Feuchtigkeit in Dampf verwandeln und als Dampfform entführen. Einige Bestandtheile des Rauchs vereinigen sich mit dem Stroh und den Getreidekörnern und bewahren letztere vor dem Verderben, namentlich vor dem Kornwurme, weshalb sich auch alles gedörrte Getreide Jahre lang, ohne gemeldet zu werden, unbeschädigt aufbewahren läßt. Auch ist gedörrtes Stroh vollkommen gegen Mäusefraß gesichert. Der in dem Stroh enthaltene Saft wird durch die angemessene Hitze nur concentrirt, verliert also durch das Dörren nicht an Nährhaftigkeit, sondern nur an wässriger Feuchtigkeit. Durch das leichte Niegentrochnen wird auch feucht eingebrachtes Getreidebrot vor Schimmel vollkommen geschützt; es wird mürber, also besser kau- und genießbarer und durch den Rauch gewürsthafter gewürzt, weshalb es auch von den Thieren weiter liebgeliebt wird als ungedörrtes Stroh. Gedörrtes Getreide liefert ferner das feinste Krummstroh und sehr viel Kaff, weshalb das Häckselschneiden erspart wird. Gedörrtes Getreide deckt sich weit reiner aus, weil der größte Theil der Ähren in Spreu zerfällt, also alle Körner sich auf das Vollkommenste ausscheiden. Getreide, welches im Stroh gedörrt war, kann doppelt so hoch gelagert werden als ungedörrtes, da bei jenem kein Wurmfraß und kein Mäusewerden stattfindet. Endlich sind Getreidespeicher für gedörrtes Getreide mit sehr geringem Kostenaufwande herzustellen, da sie nur in die Höhe geführt zu werden brauchen. Ueberall wo, namentlich in Kuchengebenden, ein sehr frohes Klima herrscht und in Folge dessen ein

vollständiges Austrocknen des Getreides im Felde nicht oder nur selten zu ermöglichen ist, sind Kiegen mit Vortheil einzuführen. Gewöhnlich ist die Darrrube einer größern Kiege 12 Ellen lang und ebenso breit und hat doppelte Aussätze zum Aufkapseln des Getreides. Der erste Ausfuß sticht 2½ Ellen vom Boden ab; jeder Ausfuß enthält zwischen und über sich bis zur Oberlage der Pfosten, welche eine Lehmdecke bildet, um dem Dampfe den Durchzug zu verwehren, noch 2½ Ellen Höhe. An den Wänden sind 2 Ellen von einander starke Luerbalken angebracht, auf denen die 4—6zölligen Rahmhölzer zur Aufkapselung des Getreides liegen; diese werden auf die Streckbalken immer paarweise, etwa 1 Fuß von einander, gesetzt, damit die auf ihnen aufrecht stehenden Getreidebunde nicht durchfallen. Beide Stosswerte haben zur Auffüllung des Getreides ihre eigene Reihe Streckbalken; über der zweiten ist die Oberlage angebracht. Die Streckbalken haben einige stehende Stützen, da die auf ihnen ruhende Getreidemasse schwer ist und die Streckbalken durch abwechselnde Hitze und Feuchtigkeit oft Risse bekommen und brechen können. Beim Aufkapseln dürfen die Getreidebunde an den Wänden nicht fest angelegt werden, um möglichst freien Luftzug zu befördern. Der Ofen steht zur bessern Regulirung gleichmäßiger Wärme in der Mitte, mit der Ofenthüre gegen die Thüre gekehrt. Der hölzernen Schornstein ist mit einem Schieber zum Verschließen versehen und in der Mitte angebracht. Der Fußboden ist entweder von Lehm Schlag, oder von Ziegeln. Die Darrrube ist auf diese Weise hell, warm, rüst und ein gesunder Aufenthalt für die Arbeiter zur Winterzeit. Unter der ersten Stapelungsdreie sind zwei Fensterlücken mit Böden angebracht, durch welche von den beladenen Wagen das Getreide in die Darrrube gelangt wird, sobald man gute Witterung zum Einfahren aus den Feldschneuren benutzen kann. Bei ungünstiger Witterung entnimmt man das zu dörrende Getreide aus der neben der Darrrube befindlichen, immer gefüllten Schürne. Der Ofen ist so eingerichtet, daß der Rauch ohne alle Funken austritt, die ganze Kiege erfüllt, die doppelten Getreidelagen durchdringt, mit dem sich aus ihnen bildenden Wasserdampfe vereinigt und zuletzt durch den Schornstein abzieht. Sowie der Rauch und mit ihm die größte Dampfmenge abgezogen ist, wird der Schornstein verschlossen, die niedriger gelegenen Lücken und Thüren werden nach Umständen entweder ganz oder theilweise geöffnet, und sobald die letzten Dämpfe verschwunden sind, verringert man nach und nach alle Öffnungen und schließt sie zuletzt ganz. Nach einigen Stunden hat sich die letzte Schwitzfähigkeit von Stroh und Ähren verloren und das Getreide ist zum Dreschen fertig. Wo kein Schornstein vorhanden ist, hält man Thüren und Lücken so lange offen, bis der schärfste Rauch und mit ihm auch die größte Menge des aus den Getreidegarden entwickelten Dampfes abgezogen ist; dann erst werden die Fenster und Thüren halb, nach und nach immer mehr und zuletzt ganz geschlossen. Uebrigens schließen dieselben nie ganz genau, da stets Abwässerung von Wasserdämpfen

und trockener Hitze verursachen, daß sie sich werfen. Dies hat jedoch den Nutzen, daß auch nach dem gänzlichen Verschlusse sich die letzten Dampfreife mit dem Rauche entfernen können. In eine Darfstube von 12 Ellen Länge und Breite können bis 3000 Garben Wintergetreide — Sommergetreide verhältnismäßig mehr — eingestellt werden, ohne sie zu überfüllen.

(Dr. William Löbe.)

GETREIDEESSIG, Fruchtessig, auch Malz- oder Bieressig, heißt im Gegensatz zum Weinessig derjenige Essig, welcher aus gemaltem Getreide (namentlich Gerste mit Zusatz von Weizen) bereitet ist. Man maïscht das Malz mit warmem Wasser ein, zieht die klare Würze ab, läßt sie mit Hefezusatz die weinige Gährung überziehen und stellt sie endlich auf Essigsäuren zur sauren Gährung. Von der Bierbrauerei weicht also diese Fabrication in zwei höchst wesentlichen Punkten ab, nämlich daß die aus dem Malze dargestellte zuckerhaltige Flüssigkeit (Würze) nicht geshöpft, und daß nach der geistigen Gährung noch die saure oder Essigsäuregährung anstellt wird.

(Dr. Karmarsch.)

GETREIDE- und LEGUMINOSENKÄFER sind Insekten, welche sich theils entweder in den Samen der ausgedroschenen und auf dem Speicher lagernden oder der noch auf dem Felde stehenden Getreide- und Hülsenfruchtarten befinden und dieselben verderben, theils die Wurzeln und Halme der Körnerfrüchte abnagen und aushöhlen. Es gehören dazu:

1) Der schwarze Kornwurm, gemeine Getreiderüsselkäfer, braune Kornkäfer (*Calandra granaria L.*), einer Untergattung (*Calandra*) der Rüsselkäfer (*Curculio*) angehörend. Nach Röbdlinger¹⁾ unterscheidet sich diese Untergattung durch einen Rüssel, nicht ganz so lang als der Brustschild, beinahe ganz gerade vorgestreckt, an der Wurzel etwas verdickt. Der Körper ist gleichförmig-länglich, oben platt, das Bruststück so lang als die Flügeldecken, daher von eigenthümlicher Form und an eine Werre erinnernd. Die Flügel sind verkümmert und zum Fliegen untauglich. Der gemeine Getreiderüsselkäfer zeichnet sich insbesondere durch braune Farbe des ganzen Körpers aus. Junge Käfer sind hellbraun. Das Bruststück ist durch längliche tiefe Punkte geschligt oder gerieftelt. Der Kornwurm findet in den Samen keiner der in Teufelsland wild wachsenden Grasarten hinterdeckten Raum zur Entwidlung seiner Larve. Wahrscheinlich ist es, daß er seine Brut nie im Freien an Körner oder Weizen legt. Jedenfalls ist er nicht ursprünglich teuflich, sondern erst durch Cultur der Getreidearten aus dem Orient nach Teufelsland gekommen. Der Käfer bringt den Winter nicht in der Erde, sondern in Rigen verheilt in den Häusern zu. Mit der wiederkehrenden Frühjahrswärme verläßt er sein Versteck. Da er Wärme liebt, hält er sich gern an der Mittagsseite von Fruchtspeichern und Backhäusern auf. Erhe häufig sieht man ihn aus Kellern und dunklen Räumen an die Sonne laufen. Die Eier legt das be-

fruchtete Weibchen häufig schon in das noch in Garben liegende Getreide. Legt sie die Eier in das ausgedroschene Getreide, so geschieht dieses einige Zoll tief. Der Käfer macht dazu mit dem Rüssel einen schiefen Einschnitt und erhebt ein wenig die Haut des Kornes. Das kleine trübdurchsichtige Ei legt er in eine mit dem Rüssel ausgehöhlte, hinreichend geräumige Kammer an der weichen Keimspitze des Kornes. Mais, Weizen, Roggen, Dinkel sind ihm zu seiner Brut gleich erwünscht. In Getreidehäufen, die von diesem Käfer stark bevolkert sind, ist die Wärme so gesteigert, daß man sie mit der Hand lebhaft fühlt; doch ist diese Wärme zum Ausbrüten der Eier nicht nöthig. Die Larve kriecht nach 10—12 Tagen aus dem Ei. Die etwas größer gewordene Larve liegt im Innern des Kornes, ist weiß, hat gelben hornigen Kopf und drei Paar Füße. Die Larve verläßt das von ihr bewohnte Korn nicht. Ihre Nahrung ist das Mehl im Innern des Kornes. Sie kann dasselbe zuletzt so aushöhlen, daß am Ende Nichts als die Kleie zurückbleibt. Trotz des vielen Unraths, der sich von ihr in den Körnern anhäuft, bekommt das angegriffene Getreide doch keinen unangenehmen Geruch; und werden die Körner nicht, wie bei der Kornmotte, durch Fäden verunreinigt. Ist die Larve ausgewachsen, so verpuppt sie sich in dem von ihr bewohnten Getreidekorne. Die ganze Entwidlungsdauer vom Ei bis zum vollkommenen Käfer, der aus dem Korne hervortritt, beträgt etwa 40 Tage. Im Juli erscheinen die Jungen, welche nach 14 Tagen wieder Eier legen, und aus diesen entwidelt sich Ende September die reife Brut, welche noch zahlreicher ist als die erste. Die in denselben Häufen entstandenen Käfer laufen nicht sogleich aus einander, sondern verweilen noch einige Zeit an den Körnern. Sie fressen gefellig sehr gern an dem mehligten Innern gebohrter Körner Stunden lang mit dem Rüssel. Tag und Nacht laufen sie ziemlich lebendig umher. Zu den Vorbeugungsmitteln gegen diesen Käfer gehört vor Allem eine zweckmäßige Einrichtung der Fruchtspeicher. Die hellen, luftigen Lage ist besonders vortheilhaft, weil der Käfer nicht fliegen kann, das Getreide zu Fuß weit weniger leicht findet und weit weniger wittert. Je mehr ein ungünstig gelegener Speicher für Luft und Licht zugänglich gemacht wird, desto besser. Vorsehsenster gegen den Kornwurm sind schädlich, da der Kornwurm nur selten zum Fenster herinkommt, und die in ungeschädigten Getreide ausgebrüteten und zur Entwidlung gelangten Käfer durch die Forscher am Herausfliegen gehindert werden. Sehr angemessen ist das Verstreichen aller Fugen und Rigen, in denen sich der Käfer verheilen könnte, ferner ein Kaltbrenz der Wände. Die Bretterböden müssen, ehe man Korn darauf bringt, sorgfältig abgekehrt werden. Besprengen des Bodens mit Aschstoffen, Umherlegen von stark riechenden Stoffen auf dem Boden und alle die andern in großer Anzahl empfohlenen Mittel helfen Nichts. Die wirksamsten Vorbeugungsmittel sind dasbige Ausbreiten des Getreides, besonders wenn dasselbe nicht ganz reif oder nicht ganz trocken eingebracht ist; öfteres Umschaufeln,

1) Die kleinen Feinde der Landwirtschaft. (Stuttg. 1855.)

besonders Wurseln im Frühjahr und Juli, als den beiden Hauptvermehrungszeiten, und Reinflicht auf dem Fruchtboden. Nie darf ganz altes Getreide auf dem Boden gebuldet werden. Bemerkt man die Larve, so thut man wohl, das Getreide möglichst schnell zu verkaufen oder selbst mahlen zu lassen; doch muß das Mehl sobald als möglich verbraucht werden. Könnte das Getreide nicht verkauft werden, so muß man es in einem Backofen dörren. Den Käfer, wenn er schon aus den Getreidekörnern herausgetreten, aber noch im Haufen ist, trennt man am besten durch Sieben von dem Getreide, zerstampft ihn und füttert ihn den Hühnern. Die gereinigte Frucht muß sofort in Mehl verwandelt werden. Gut ist es, den Speicher im Sommer einige Wochen leer und möglichst geöffnet stehen zu lassen, damit sich die zerstreuten Käfer vollends verlaufen.

2) Der rote Kornwurm (*Curculio frumentarius* Gyll.). Derselbe ist ein Käfer aus der Familie der Rüsselkäfer *Curculio*, jedoch der Untergattung der Spizmäuschen *Apion* angehörig. An dem gerade austretenden Rüssel dieser Untergattung find die nicht geknickten Fühlförner befestigt. Die Flügeldecken sind sehr geröthet, der Rüssel und der sehr stark rund geröthete Körper erinnern an die Form der Spizmaus. Dieser Käfer kommt so selten im Getreide vor, daß er keine große Aufmerksamkeit verdient.

3) Der weiße Kornwurm, die Kornmotte (*Tinea granella* L.). Es ist ein kleiner Schmetterling mit fadenförmigen feinförmigen Fühlern, dickem hellgelbem Haarschoppe auf dem Kopfe, von einander stehenden Schnurrn, dazwischen einem aus zwei fadenförmigen Halften bestehenden Rüsselchen. Die Flügel bedecken in der Ruhe den Leib des Schmetterlings wie ein rundliches Dach, sind am Hinterrande gefranzt und bilden mit diesem gefranzten Hinterrande eine Art in die Höhe stehenden Hühnerkammes. Sie sind silberig weißgrau, etwas bunt von Weiß, Braun und Schwarz, 4—5 besonders große Flecke der letztern Farbe. Leib und Hinterflügel sind weißgrau. Das Weibchen ist etwas größer, besonders im Hinterleibe, der oft einige hundert Eier enthalten soll. Von Ende Mai an findet man die Wotten in den meisten Jahren in großer Menge in und an Getreidespeichern. Kaum zur Welt gekommen, begatten sie sich. Am Abend schwärmen sie umher, und man sieht sie auch sehr häufig in Wohnhäusern fliegen. Die Motte nimmt keine Nahrung zu sich, hat auch kein so langes Leben, wie der schwarze Kornkäfer, denn schon Anfangs Juli sterben die letzten Schmetterlinge. Nur einzelne Spätlinge finden sich bis zum Herbst. Das Weibchen sucht, um seine Eier zu legen, aufgeschüttetes Getreide auf, und zwar zieht dazu der Schmetterling das neue Getreide dem alten vor; doch sucht er auch gern ganz alte, dummfliegende Frucht auf. Die Motte legt ein, höchstens zwei Eier an ein Korn; sie find fest angeklebt, nur durch das Vergrößerungsglas gehörig sichtbar, und gelblichweiß, neßförmig geätzt. Das Weibchen legt etwa 30 Eier legen. Die Motte legt ihre Eier an jede Art von Getreide. Nach 10—14

Tagen sind die Räumchen ausgetrocknet. Man findet dann an der weichen Spitze der Körner ein Klümpchen ganz weißer Riegelchen, welches der Urnath des Räumchens ist, das sich in das mehligte Innere des Kornes hineingestreckt hat. Das Räumchen hat gelbbraunen Kopf, hinter demselben ein braunes Nackenschildchen, ist beim Weibchen drei Paar Klauenfüße, vier Paar Bauchfüße und ein Paar Nachschieber. Es häutet sich mehrere Male. Die wenigsten, auf jedem Ringe stehenden hellen Warzenborsten sieht man kaum. Hat das Räumchen die mehligte, ihm zur Nahrung dienende Substanz des Kornes herausgefressen, so sieht es sich nach einem benachbarten Korne um, welches es zuerst von dem ursprünglich hoblen aus besucht und zu welchem es, seinen Urnath mitbenutzend, einen bedeckten Gang spinnt. In diesem geht es öfters hin und her. Bald hat es auch das Weibchen des zweiten Kornes verzehrt und zieht dann ein drittes in ähnlicher Weise herbei. So entsteht am Ende ein ganzes Klümpchen unter einander verbundene Körner, bis 20 und 30 an der Zahl. Von diesen Körnern bleibt außer der Hülse bloß ein Theil der Weissubstanz zurück, und zwar um so weniger, je unangereicher die Körner waren. Das Räumchen ist im August und September ausgewachsen und 3,7" lang. Es wird zu dieser Zeit unruhig, läuft hin und her, immer auf dem Warche spinnend, sodas über die ganzen Kornhaufen, selbst von einem Tage zu dem andern, ein seidenartiges weißgraues Gewebe ausgebreitet ist. Ein Theil der Räumchen macht sich nun ausgehöhlte Getreidekörner zur künftigen Verwundlung zurecht. Ein anderer größerer Theil kriecht fort, in Rigen der Balken und Bretter, besonders wenn diese schon etwas morsch geworden sind. Die Räumchen spinnen sich hier in Säcken von Form und Größe eines Roggenkorns und flechten hierin Holzschnabel, das sie an Balken u. abnagen. Häufig findet man an derselben Stelle beisammen eine Menge solcher Gespinnstchen. Bis zum nächsten Frühjahr bleibt das Räumchen unverändert in seiner Zelle. Die kleine Puppe ist vorn und an den Flügeldecken dunkelbraun, hinten heller und trägt an der Spitze einige Afterfortsahen. Die Puppe verharrt zwei bis drei Wochen in ihrem Zustande. Nachdem sie zuletzt dunkler geworden ist, schiebt sie sich mit der vordern Körperhälfte aus ihrem Lager heraus, und nach einer halben Stunde tritt der Schmetterling aus seiner Hülle. Er bleibt ruhig sitzen bis sich seine Flügelchen gestreckt und ihre ganze Länge angenommen haben; bald darauf sucht er Gesellschaft. Die zurückbleibenden gelben Puppenhäuten, welche man leicht an Balken und aus Rigen hervorziehen sieht, sind ein leichtes Kennzeichen frühern Vorhandenseins der Kornmotte auf einem Speicher. Da die Kornmotte ein ganzes Jahr zu ihrer vollkommenen Ausbildung braucht, so hat sie auch nur eine Flug- und Brützeit, und zwar von Ende Mai bis Juli. Die Kornmotte ist ebenso schädlich wie der Kornwurm. Am gefährlichsten wird sie dem Roggen. Die Motte legt ihre Eier nur auf dem Speicher. Sehr zweckmäßig ist das Verstreichen der Rigen an Balken und in den Bretterböden mit Kalk, Gyps u.,

damit die Käupchen keine Gelegenheit finden, sich zu verpuppen. Angemessen ist auch das flüssige Wenden des Getreides zur Flugzeit des Schmetterlings von Ende Mai bis Juli. Sieht man an den Wänden des Speichers auch bei fortwährender Nachschube keine Schmetterlinge sitzen, fliegen besonders am Abend keine umher, so ist es rathsam, den Speicher geschlossen zu halten. Im andern Falle ist es, besonders wenn man Getreide wirft oder Unruhe auf dem Speicher herrscht, passender, denselben zu öffnen. Hat man sich versichert, daß ein Speicher zahlreich von Motten bevölkert ist und diese ihre Eier schon auf das Getreide abgelegt haben, so können allerdings die Schmetterlinge am Tage, so lange sie ruhig an den Wänden sitzen, todtegepaußt werden. Dies setzt jedoch voraus, daß der Speicher nicht zu groß, weiß getüncht sei und keine Insekten enthalte, aus denen neue Falter hervorkommen können, sonst muß die Arbeit öfters wiederholt werden. Die Eier aber können zerstört werden, wenn man das Getreide partiellweise über Nacht in einen heißen Backofen bringt. Wirksam ist auch flüssiges Umwenden des Getreides zur Raupenzeit. Alle andern Mittel helfen Nichts.

4) *Tineæ cerealella*, eine dem Getreide schädliche Motte. Die Raupe dieses Insekts lebt, abweichend von den bisher bekannten forschädlichen Insekten, im Innern der Getreidekörner, vorzüglich des Weizens, ohne eine sichtbare Spur ihres Aufenthalts zurückzulassen. Im Jahre 1853 hat sie auf den Sinaï'schen Gütern in der Walahelei bedeutende Zerstörungen in den Getreidespeichern angerichtet. In Frankreich und Spanien kommt dieses Insekt, welches schon von Räumur gefasst und von Olivier *Alucita cerealella* genannt wurde, häufig vor.

5) Der Reiskäfer, in dem durch Handel zu uns gekommenen Getreide, sonst in Reisdoarräthen lebend, dem schwarzen Kornwurme sehr ähnlich, aber röthler. Das Bruststück ist mit runden Punkten versehen, auf jeder Decke befinden sich zwei rötliche Fäden.

6) Der Brodkäfer (*Trogosita caraboides F.*), flach, etwas schrüterartig.

7) Der Bohrkäfer (*Pissus sor L.*). Die engertling-ähnliche weiße, stark behaarte Larve dieses Käfers, der an den Wänden der Abtritte umherkriecht, frisst ebenso wie die sub 4 und 5 angeführten Käferarten Getreidekörner. Man erkennt leicht den Unrath der Larve des Bohrkäfers. Dieser Unrath ist weiß und fein. Sie verbindet öfters auch einige Getreidekörner; aber soß wie durch einen Kitt.

8) Die gelbe Erdfassel (*Isopoda*). Sie ist an Gestalt einem jungen Mehlwurme ähnlich und wird der jungen Faser- und Gerstefasert sehr schädlich, am meisten in nassen Frühjahrren. Sie nagt und frisst die Wurzeln der jungen Getreidepflanzen ab, wenn sie schon das dritte und vierte Blatt getrieben haben, sodaß sie gelb werden und eingehen. Vertilgungsmittel kennt man nicht.

9) Der Brach- oder Juniuskäfer (*Melolontha solstitialis*). Die weißliche, $\frac{3}{4}$ Zoll lange, $\frac{1}{2}$ Zoll dicke Larve thut großen Schaden an den Wurzeln der jungen

Saat. Man sammelt die Larven beim Pflügen und wirft sie den Fählern vor.

10) Der Engertling, die Larve des Märlkäfers, kommt mit Beginn des Frühjahrers aus der Tiefe der Erde näher an die Oberfläche und setzt seine Verwüstungen an den feinen Wurzeln der Getreidearten fort. Die von dem Engertlinge beschädigten Pflanzen lassen sich leicht ausziehen, die Körnerfruchte werden nothwendig und liefern geringe Samen. Zur Verminderung der Engertlinge muß man schon auf die Märlkäfer Jagd machen und deren Larven beim Pflügen auflesen lassen.

11) Die Grünfliege (*Chlorops lineatus*). Dieses Insekt ist etwa 4 Millimeter lang, von grünlicher Farbe, mit schwarzen Flecken auf dem Kopfe und der Brust. Sie zeigt sich gewöhnlich gegen Ende Mai oder Anfang Juni, wo das Weibchen seine Eier einzeln auf Weizen oder Roggen gegen das untere Ende der Ähre legt. Daraus entstehen kleine wurmförmige Larven, welche die Oberfläche des Halms benagen und eine Längswunde darin hervorbringen, die an Breite in dem Maße zunimmt, je größer das Insekt mit zunehmendem Alter wird und je mehr es sich von seinem ersten Siege entfernt. Am leichten Kneten des Halms aufgenommen, hört die Larve auf zu fressen und setzt sich, durch das Endblatt geschützt, in dessen Röhre fest, um seine Verwandlung durchzumachen. Es verwandelt sich zuerst in eine Puppe und gleicht dann einer kleinen halbgelblichen Würfel von schiffähnlicher Gestalt. Nach vollendeter Entwicklung tritt das beflügelte Insekt aus seiner Schide und fliegt davon. Die Fliege kann noch einige Wochen fortleben, die Weibchen der zweiten Generation legen ihre Eier auf die frisch gesäten Getreidekörner. Das so im Späthabre davon befallene Getreide leidet mehr als das von den Larven heimgesuchte. Der Halm wächst nicht hoch aus, es zeigt sich kaum eine Ähre, diese bleibt kurz und arm an mageren Körnern, und die Ähren auf der angestrichenen Seite kommen größtentheils nicht zur Reife. Das beste Vertilgungsmittel ist Ausziehen der kranken Getreideähre und Verbrennen der Wurzeln und Stoppeln gleich nach der Ernte.

12) Die Maulwurfsgrille, Werre (*Gryllotalpa vulgaris*). Diese ist $1\frac{1}{4}$ Zoll lang, oben braun, unten röthlich, gräbt in die Erde lange Gänge mit einem Restel am Ende, beißt die Pflanzen, die ihr beim Graben in den Weg kommen, ab, und wird dadurch sehr schädlich. Das befruchtete Weibchen macht sich im Juni oder Juli $\frac{1}{2}$ Fuß tief unter der Erde eine Höhle und legt dafelbst seine glänzenden, gelblichbraunen, den Hirseförnern ähnlichen Eier, öfter zu 200—300, auf ein Häufchen aufzukommen. Diese Höhle hat die Form einer Hahse, ist 2 Zoll lang, 1 Zoll hoch, ausgeglättet und hat auf einer Seite einen krümmend gebogenen Ausgang. Die im Juli oder August austretenden Jungen haben viel Ähnlichkeit mit schwarzen Amsen. Die Werre verläßt ihre Gegenwart durch das Aufwerfen der Erde und durch das Wollen und umfassen der Pflanzen. Das sicherste Vertilgungsmittel ist die Vernichtung der Brut im Juni oder Juli, indem man die Werre aus-

nicht. Oder man gießt zuerst in ihre Löcher Wasser und dann einige Tropfen eines stark riechenden Oeles. Oder man macht im September auf dem Acker je nach der Größe desselben 2–3 Fuß tiefe und 1 Fuß breite Gruben, füllt dieselben mit Pferdemist und bedeckt sie wieder mit Erde. Nach dem ersten Froste ziehen sich alle Werrn in diese Gruben, wo man sie dann in großer Anzahl vernichten kann.

13) Die Regenmade, der Koggenfeind (*Callandra granaria*). Wo sich diese kleine Fliege einnistet, da fängt der Koggen an zu fransen und gelb zu werden, und die Ernte ist größtentheils verloren. Bei näherer Untersuchung findet man, daß eine $\frac{1}{2}$ Zoll lange gelbliche Made, der Käsefliege ähnlich, im Herzblatte der Pflanze, unmittelbar über der Erde, sich eingenistet hat. Aus dieser Made entsteht im nächsten Frühjahr eine kleine Fliege mit röthlichem Hinterleib. Abhüten des Koggens im Spätherbste mit den Lämmern und Einmachen des Saatkorns mit Zerpentinöl sollen sich als wirksam gegen diesen Schädling erwiesen haben.

14) *Jesus devastans* (Fab.), ein Insekt, das die Getreidernten oft ganz oder doch zum größten Theil vernichtet. Das Insekt benagt die Pflanzen nicht, sondern saugt sie aus, indem es sich so an Halme und Blüthen hängt, daß die oft schwarz von ihm überzogenen Pflanzen verkrüppeln und vertrocknen. Wenn man sich nähert, hüpfen und fliegen diese Insekten von allen Seiten davon. Der Kopf ist ockergelb, der Hinterkörper schwarz; die übrigen Körperteile sind ebenfalls größtentheils ockergelb mit schwarzer Einfassung und solchen Linien und braunen Flecken, die Flügeldecken blaßgelb, halb durchsichtig mit einigen braunen Flecken, die Flügel durchsichtig, gegen das Ende nur wenig schwarz angelaufen, die Füße gelb mit schwarzen Streifen und Linsen. Die Länge des Insekts beträgt 2 Millimeter. Durch Aufstreuen gepulverten Eisenvitriols will man dieses Insekt vertreiben haben.

15) Der Saatschnellkäfer oder Drahtwurm (*Elater segetis*). Die Larve ist gelb, der Kopf braun, die Kinladen schwarz, die sechs hornigen Füße spitz. Die Puppe ist 3 Linien lang und weiß, der Körper ganz schwarz mit braunen Hüßhörnern, die so lang als der Vorderleib sind, und schwarzen Füßen, deren äußere Gelenke braun sind. Das Insekt liegt fünf Jahre in der Erde, bis es sich verwandelt, was im August geschieht. Die Larve kriecht nicht allein das Mark des Getreides, sondern des Wizens, sondern kriecht auch die Wurzeln desselben ab und wird deshalb sehr schädlich. Ein Mittel gegen diesen Schädling kennt man nicht.

16) Der Spießer (*Saperda gracilis*). Dieses winzige Insekt veranlaßt in dem Getreide eine Krankheit. Wenn dasselbe nämlich der Reife nahe ist, fallen alle von dem Spießer heimgesuchten Aehren bei dem geringsten Windstoße ab, und die der Aehren beraubten Halme bleiben aufrecht stehen. Der hierdurch herbeigeführte Verlust beträgt $\frac{1}{4}$ – $\frac{1}{2}$ der ganzen Ernte. Der Käfer zeigt sich im Juni, sobald das Getreide Aehren hat und blüht. Das Weibchen bohrt zu dieser Zeit

nicht weit von der Aehre ein kleines Loch in den Halm und legt ein Ei hinein. Ein einziges Weibchen kann so gegen 200 Pflanzen verderben. Aus dem bis zum ersten Knoten hinabgefunkenen Ei geht bald eine Larve hervor, die in der Halmröhre hinauskriecht bis nahe zur Aehre und diese Aehre im Kreise herum jernagt, so daß Nichts übrig bleibt als das Derrhäuten. Die Aehre bleibt in Folge dessen löcherler und fällt bei Windzug ab. Hat die Larve diese Verwüstungen angerichtet, so kriecht sie in dem Halme abwärts, durchbohrt einen Knoten nach dem andern und läßt sich unten im Halme in einer Höhe von 2–3 Zoll über dem Erdboden nieder, um sich hier einzubetten und zu überwintern. Wenn das Getreide reif ist, hat sie in ihrem Winterquartiere ihre völlige Größe erreicht. Anfangs Juni des folgenden Jahres verpuppt sie sich und einige Tage darauf geht das vollendete Insekt aus dieser Hülle hervor, wo es dann die Verwüstungen beginnt. Die Larve kann einen hohen Kältegrad ertragen, auch 1–2 Jahre im Stroh zubringen, ohne sich zu verwandeln, wenn das Stroh nicht in der Erde steckt; zuletzt aber stirbt sie aus Mangel an Feuchtigkeit. Um diese Larve zu vertilgen, muß man das Getreide entweder ganz dicht am Boden abmähen, um die Larven mit dem Stoppeln zu entfernen, oder man muß die Stoppeln ausreißern und sie an Ort und Stelle verbrennen.

17) Der Türk. Die 1 Zoll lange Raupe dieses Insekts kriecht im Mai und Juni die Stengel des Getreides an der Erde ab. Sie wohnt unter Steinen in Grasrainen, von da geht sie auf die Aecker. Vertilgungsmittel ist Auslesen der Larven hinter dem Pfluge.

18) Die Wintersaatrupe (*Phalaena noctua segetum*). Die Raupe dieses Insekts macht sich durch ihre Verheerungen dem ganzen Wintergetreide und den Erbsen sehr verderblich. Sie frist die Wurzeln und zur Nachtzeit auch die Blätter ab. Sie kommt gegen Ende des Sommers aus dem Ei und gelangt noch vor dem Winter zu ihrer Vollkommenheit; im nächsten Frühjahr kommt sie aus ihrem Ueberwinterungsorte wieder zum Vorschein. Sie ist $\frac{1}{2}$ –2 Zoll lang, von der Stärke einer Gänsefeder und von Farbe Anfangs schmutziggrau, später braun. Ende Mai oder im Juni verwandelt sie sich und baut eine eisförmige Hölle, in der sie nach vier Wochen zur Puppe wird. Diese ist rothbraun, und nach vier Wochen geht aus ihr der Schmetterling hervor, welcher so groß wie die Kohleule, fast 1 Zoll lang und im fliegenden Zustande $\frac{1}{2}$ Zoll und darüber breit ist. Die Farbe der obern Flügel ist meist dunkelbraun, zuweilen schmutziggrau, seltener silbergrau. Der untere Rand derselben ist immer mit zwei neben einander laufenden schmutziggelben, sehr schmalen Streifen eingefast, die, wo sie an die braune Farbe grenzen, oft noch mit feinen schwarzen Punkten versehen sind. Auf der Grundfarbe der obern Flügel bemerkt man oft noch eine undeutliche, wenig hervortretende Zeichnung. Die untern etwas kleinere Flügel sind meist weißgrau, zuweilen auch milchfarben, immer aber mit dunkelbraunen oder schwärzlichen Aehren durchzogen und mit einem weißen, zuwei-

len gefranzten Rande eingesaßt. Der ganze Körper ist grau, der vordere Theil stark behaart. Die Füße sind schwarz und weiß, die Fußhörnere kraun und beim Männchen gekiebert. Der Schmetterling erscheint im August. Das Mittel gegen dieses Insekt besteht in öfterem und accuratem Pflügen, um dadurch die Larven bloßzulegen und sie entweder aufzulösen oder dieses Geschlecht den Vögeln zu überlassen. Auch durch tiefes Pflügen vor Winter werden die Larven getödtet.

19) Der buchtelige Wurzellausfäßer (*Labrus gippus*). Dieser Käfer ist 1 Zoll lang, braun und von gewölbter Gestalt. Seine Larven fressen das Mark und die Stengel der Winterfrüchte, vorzüglich des Weizens, aber auch des Roggens, der Gerste und des Grünkrauts. Sie verheeren oft große Strecken, und sogar zweimal, wenn wieder nachgefaßt wird. Was die Larve übrig läßt, frisst der aus ihr hervorgehende Käfer. Die Erscheinungen beim Weizen, in dem sich dieses Insekt vorfindet, sind folgende: Die angegriffenen Halme bleiben gegen andere im Wachsthum sehr zurück. Die Ähren gelangen gar nicht, oder doch nicht zum vollkommenen Auswachsen, bleiben vielmehr theilweise oder ganz in ihrer Hülle stecken. Die Körner solcher Ähren sind zwar theilweise ausgebildet, aber kleiner als die Normalkörner, oder auch ganz verkümmert. Selten fehlen sie ganz, selbst nicht in den weissen der in den Blattstücken stecken gebliebenen Ähren. Der Käfer legt seine Eier in die noch jungen Halme, wenn diese noch in der Blattstübe stecken, in jeden Halm ein Ei. Aus demselben entwickelt sich bald eine kleine Wabe, welche die Halme von oben nach Unten in der Art aufrüst, daß die Oberhaut derselben und das darunter liegende lockere Zellgewebe in einer gerade oder gekrümmten herablaufenden Linie, etwa zu $\frac{1}{2}$ — $\frac{1}{3}$ der Oberhöhe des Halms, eine theilweise Zerkürbung erleidet. Sobald diese Wabe ihr volles Wachsthum erreicht hat, verpuppt sie sich, die dadurch gebildete Larve bleibt am Ende des Ernährungsweges der Wabe in Ruhe, bis aus ihr das vollendete Insekt hervorgeht. Die Entwicklung jener Käfer geschieht gewöhnlich bei der Halbernte des Getreides. Die Vertilgungsmittel sind dieselben wie bei der Winterauswurle.

20) Die Zwergsägewespe (*Cephus pygmaeus*). Man findet öfters in den Getreidefeldern Aehren, die zwar aufrecht stehen, jedoch weißlich sind und weit eher reif geworden zu sein scheinen, als die übrigen, sich aber bei näherer Prüfung ohne Körner erweisen. Offenbar man den Halm vorzüglich der Länge nach, so findet man, daß derselbe ein pulverförmiges, gelbliches, aus Theilen der innern zerfressenen Pflanze bestehendes Mark enthält und daß die Knoten der Halme innen durchbohrt sind. Häufig ist oberhalb in einem der Knoten eine Larve enthalten, welche die markigen Scheidewände der Pflanze zerfrisst. Die Zwergsägewespe ist es, welche sich mit ihrem Stachel in die Halme einbohrt, in welche sie ihre Eier legt. Sobald die Halme in Ähren schließen, und noch vor der Blüthe, entpuppt sich das Insekt, paart sich, zerstreut sich über die Felder und das Wei-

den legt seine Eier auf die Halme unmittelbar unter der Aehre. Bald schlüpft aus dem Ei eine weiße Larve, die gegen Ende Juni in das Innere des Halms dringt, indem sie zur Erde hinunterkriecht. Kurz vor der Reife zieht sie sich zur Wurzel zurück und baut sich im Innern des Stoppelhalmbandes ein feidenartig durchsichtiges Gehäuse, in dem sie den ganzen Winter zubringt, nachdem sie vorsichtig von Innen das Stroh unweit dem Boden abgeschnitten hat, damit das vollkommen ausgebildete Insekt das enge Verhältniß ohne Schwierigkeit verlassen kann. Das einzige Mittel gegen dieses Insekt besteht in dem Ausreihen und Verbrennen der Stoppel.

21) Der Bohnenkäfer (*Bruchus fabae* Müller). Derselbe ist länglich-oval, schwarz, mit grauer Wolke bedeckt; auf dem hintern Theile des Schildes ist ein weißlicher Fleck; die Flügeldecken sind mit weissen und schwarzen Punkten besprenzt, die Naht derselben ist gelblich; die Basis der Fußhörnere und die vordern Flügel sind röthlichgelb. Das letzte Segment des Leibes ist mit feidenartiger weißer Wolke bedeckt, und auf demselben sind vier schwarze Punkte zu sehen. Dieser Käfer ist $\frac{1}{2}$ Linie lang und 1 Linie breit. Die Raupe des Körpers ist ein fleischiger Wurm von gelblichweißer Farbe mit Querrücken bedeckt; der Körper verjüngt sich nach beiden Enden zu. Sie hat eine gebogene Form, jedoch der Kopf und das hintere Ende nach Innen gekrümmt. Der Kopf, welcher eine mehr röthliche Farbe hat als der übrige Körper, besteht aus einer harten hornartigen Substanz und ist sehr klein, jedoch einen großen Theil desselben die quer-vieredigen Lippen und die schwärzlichen Kinnbacken ausmachend. Die Augen sind kaum wahrnehmbar und bestehen aus sehr kleinen schwarzen Punkten auf beiden Seiten des Kopfes. Der hintere Theil des Körpers endigt mit einem Ausschnitte und einer Abplattung, aber ohne das bewegliche Beulchen. Die Länge beträgt 2 Linien. Die Puppe hat die viereckige Form des ausgebildeten Käfers; die Flügel und deren Decken sind verkürzt und heruntergebogen. Die Raupe lebt in den Körnern der gemeinen Saubohne und frisst diese theilweise aus.

22) Der Widenkäfer (*Bruchus viciae* Kirby). Derselbe ist oval, schwarz, etwas haarig, überall mit vertieften Punkten bedeckt; Schild und Flügeldecken sind mit weißlichen Flecken gezeichnet. Ein langer weißer Fleck bedeckt die Herzstelle und unten und oben einen Theil des Schildes und der Flügeldecken; das Weibchen hat drei, das Männchen vier untere Glieder der Fußhörnere; diese sowie die vordern Füße sind röthlichgelb; die Brust und das letzte Segment des Leibes ist mit weißlichen Härchen bedeckt; auf dem letzten Segment des Leibes befindet sich ein dunkler Punkt auf jeder Seite. Die Länge dieses Käfers beträgt $\frac{1}{2}$ Linie, die Breite $\frac{1}{3}$ Linie. Er findet sich sehr häufig in den mittlern und nördlichen Europa in den Samen der Wicke, aus denen er sich im Frühjahre herauskriecht; nach dem Juni ist er nicht mehr zu sehen; seine Raupe frisst dann schon in dem ersten Widenskorne.

23) Der Erbsenkäfer (*Bruchus pisi* L.). Der-

selbe ist oval, schwarz, mit grauen Härchen und gelblichen und schwärzlichen Flecken bedeckt; auf dem hinteren Ende der Flügeldecken befindet sich ein weißer Querstreifen; die Basis der Fühlerhörner, die Knie und die Tarsen der Vorderfüße sind röthlichgelb, auf dem letzten Segment des Leibes befindet sich ein weißer kreuzförmiger Fleck. Der Käfer ist 2 Linien lang und 1 Linie breit, grau- und weißgesprenkelt und ein wenig plattgedrückt. Er lebt in den gemäßigten und südlichen Gegenden Europa's, besonders aber in Nordamerika, wo er ungeheure Vermöhlungen anrichtet, und von wo er zu uns gebracht ist. Die südlichen Erbsenarten zieht er den harten und mageren vor. Bisweilen ist er in so großer Menge vorhanden, daß es fast nicht ein einziges Korn gibt, in dem sich nicht die Raupe, Puppe oder der Käfer befände.

24) Der mittlere Erbsenkäfer (*Bruchus intermedius M.*). Derselbe ist länglich, oval, schwarz, mit gräulichen Härchen bedeckt. In der Mitte der Flügeldecken befinden sich einige sehr kleine weiße Punkte; die Basis der Fühlerhörner, die Tarsen und die Knie der mittlern und vordern Füße sind röthlichgelb, die letztern an ihrer Basis schwärzlich. Die Mitte der Basis des Schildes und das letzte Segment des Leibes sind mit weißen Härchen besetzt; auf dem letztern befinden sich außerdem zwei schiefovals schwarze Flecke. Die Länge beträgt 1 1/2 Linie, die Breite 1/2 Linie. Dieser Art sind man beständig in unsere gewöhnlichen weißen Erbsen. An diesen Erbsen ist die Beschädigung des Käfers weit leichter wahrzunehmen als an den dunkeln Erbsensorten, weil sich die innere Höhle auf der weißen Oberfläche durch eine graue Schattirung kund gibt, und auf dieser Stelle sich der schwarze, sich leicht öffnende Deckel der Oeffnung der Höhle befindet, durch welche der Käfer herauskommt.

25) Der Blatterbsenkäfer (*Bruchus seminarius L.*). Derselbe ist oval, schwarz, wenig behaart; die Flügeldecken sind mit kleinen weißen Punkten besetzt; unter zwei andern weißen Punkten in der Nähe der Verragend auf dem Halbe der Flügeldecken befindet sich noch ein langer gelber Fleck. Die vier untern Glieder der Fühlerhörner und die vordern Füße sind röthlichgelb; die Brust und das letzte Segment des Leibes mit weißlichen Härchen bedeckt; auf letzterem befinden sich zwei dunkle Flecke. Die Länge des Käfers beträgt 1 1/2 Linie, die Breite 1/2 Linie. Er findet sich in den gemäßigten und südlichen Zonen Europa's in der knolligen Blatterbsen.

26) Der Röhrenerbiskäfer (*Bruchus pectinicornis L.*). Derselbe ist beinahe viereckig und bräunlich; die Basis der Fühlerhörner, die Füße und die Flügeldecken sind mehr röthlichbraun, das Schild ist lönisch und hat in der Mitte seiner Basis zwei zusammengehängene weiße Büschel; das Endtummel ist von derselben Farbe, der hintere Theil der Flügeldecken gewöhnlich dunkler als der vordere. Dieser Käfer ist 1 1/2 Linie lang und 1/2 Linie breit. Er kommt in der Röhrenerbis vor, die er fast ganz aushöhlt.

27) Der graue Linsenkäfer (*Bruchus ervi Z.*). Er ist oval, schwarz; Schild und Flügeldecken sind mit weißen Punkten besetzt, die fünf untern Glieder der Fühlerhörner, die Enden der Schenkel und die Knie sind röthlichgelb. Die Breite des Schildes ist bedeutend größer als die Länge. Der Käfer ist 1 Linie lang und 1/2 Linie breit. Er kommt in der gewöhnlichen kleinen Feldlinse vor.

28) Der rothbraune Linsenkäfer (*Bruchus lentis K.*). Derselbe ist oval, etwas plattgedrückt, schwarz, mit braunen Härchen bedeckt und mit einigen weißen Flecken. Die Fühlerhörner sind kurz und die vier oder fünf untern Glieder von eben solcher röthlicher Farbe, wie die vordern Füße, die Knie und Tarsen der mittlern Füße. Die Länge dieses Käfers beträgt 1 1/2 Linie, die Breite 1/2 Linie. Er kommt ebenfalls in der kleinen Linse vor.

29) Der gelbliche Linsenkäfer (*Bruchus signaticornis Dej.*). Derselbe ist oval, schwarz, mit grauweißer und gelblicher Schattirung. In der Mitte der Basis des Schildes befindet sich ein weißer Fleck und auf dem hinteren Theile der Flügeldecken ein schiefer Querstreif von derselben Farbe, die fünf untern und die zwei der letztern Glieder der Fühlerhörner, ebenso die vordern und die Tarsen der mittlern Füße sind röthlichgelb. Das Schild ist kurz und in die Quere, das letzte Segment des Leibes mit weißlichen Härchen bedeckt und hat zwei große ovale Flecke. Die Länge des Käfers beträgt 1 1/2 Linie, die Breite 1/2 Linie. Er kommt in Frankreich und Dalmatien in den Körnern der gewöhnlichen kleinen Linse vor.

30) Der Widenkäfer (*Bruchus pallidicornis Dej.*). Derselbe ist länglich-oval, schwarz, mit grauweißen Flecken gesprenkelt. Die Fühlerhörner, die vordern Füße und die Tarsen der mittlern Füße sind röthlichgelb; die hintern Schenkel haben jeder einen spitzen Zacken. Die Länge des Käfers beträgt 1 1/2 Linie, die Breite 1/2 Linie. Dieser Käfer lebt in der Pfenngilts und in den Blättern der gemeinen Wide.

Die Gattung *Leguminosentäfer* gehört zu der Familie der Rüsselkäfer und unterscheidet sich von den übrigen Gattungen dieser Familie durch einen verhältnismäßig kürzern Kopf, breiteren, zusammengedrücktern Rüssel, cylindrischere oder ovale Taster und geradere Fühlerhörner, welche aus elf an ihren Enden mehr oder weniger verdickten, oft säge- oder sammarartig gezähnten Gliedern bestehen. Das Glied an der Basis des Fühlerhorns ist ein wenig verdickt, aber bedeutend kürzer als bei den andern Gattungen der Rüsselkäfer. Der Kopf ist nach Unten gesteckt, die Augen sind rund geröhrt, von vorn eingebrückt, der Hals bedeutend breiter als der Kopf und hat eine gerade, nach den Flügeldecken zu gebogene Basis. Die Flügeldecken sind beinahe viereckig mit abgerundeten Enden, so daß das letzte Segment des Leibes unbedeckt bleibt und von oben zu sehen ist. Die Füße sind ziemlich kurz, die Schenkel an den Hinterfüßen sind mehr oder weniger verdickt, und oft befinden sich auf der innern Seite am Ende derselben ein großer

Bohn oder Badden. Die Larven sind alle viergliederig; das dritte Glied ist immer breiter und verzweigter.

Man kennt gegen 300 Arten Leguminosensäfer, von denen 20 Europa angehören. Jede Art hat ihr Hülfengewächs, in dem sie lebt. Die Raupen rühren durchaus keine andere als die ihr gehörige Pflanze an, sind nicht einmal im Stande, aus einem Korn in das andere zu gehen. Wenn man eine solche Hülse in unreifem Zustande abdrückt und läßt die Körner wal oder trocken werden, so gehen die in ihnen befindlichen Raupen zu Grunde; daher findet man in den im grünen Zustande getrockneten Erbsen niemals diesen Käfer. Im Frühjahr, wenn noch keine Erbsen da sind, lebt der Käfer von dem Honig der Blumen; am häufigsten findet man ihn auf den Blüthen der Weiden. Sobald die Erbsen ihre Blüthen entwickelt und die Käfer sich befruchtet haben, klettert das Weibchen in die Blüthen der Erbsen und legt in jedes Embryo der Erbsen ein Ei, bei größeren Hülfengewächsen auch mehrere Eier. Dies geschieht in der Nacht oder am frühen Morgen. Die aus den Eiern kriechende Larve, fast durchsichtige Raupe, welche keine Hülse hat, frisst gleich an, sich in dem wässrigen Kerne zu bewegen und von der Substanz desselben sich zu nähren, ohne jedoch die Hauptlebensorgane des Korns zu berühren, so daß dasselbe seine Keimkraft behält und von der innern verdorbenen Beschaffenheit des Korns, auswenig Hülsen wahrzunehmen ist. Die Raupe frisst das Korn aus und wächst mit Maßgabe der Entwicklung desselben. Einige Tage vor der Reife des Korns verandert sich die Raupe in einen Cocoon. Sobald die reife Hülle platzt und die Körner auf die Erde fallen, frisst der Käfer die Hülle des Korns durch, kriecht heraus und fliegt fort. Nicht selten bleibt er aber auch den Winter über im Kerne und kriecht erst im Frühjahr heraus. Zu seiner günstigen Entwicklung ist überhaupt Wärme und Sonnenchein nöthig; bei Kälte und an schattigen Orten haben viele Käfer nicht Kraft genug, die Hülle der Körner zu durchdringen und kommen in denselben um. Dies ist besonders in den aus tropischen Ländern erhaltenen Samen der Hülfengewächse wahrnehmbar, in denen sich die Käfer vollkommen entwickelt, oder todt vorfinden. Wenn daher die Hülsenfrüchte kurz nach der Ernte verbraucht werden, so kann man nicht sicher sein, daß in ihnen nicht Käfer vorhanden sind. Bei ein Jahr alten Hülsenfrüchten dagegen sind die Käfer entweder alle herausgetrocknet oder in den Körnern umgekommen. Bei der Betrachtung der trocknen Körner findet man nicht selten unter ihnen einzelne, welche ein kleines Loch haben. Untersucht man von diesem aus das Korn genauer, so findet man, daß ein großer Theil desselben fehlt und nur die Schale unverletzt ist. Die Anwesenheit des Insekts in dem Kerne zu erfahren, ist nicht schwer, wenn man die Körner vor dem Kochen in kaltes Wasser schüttet, alle Körner, welche Käfer enthalten, sind leicht und schwimmen auf dem Wasser.

Man kann die Leguminosensäfer in zwei Hauptabtheilungen bringen: in solche, welche in Familien leben,

d. h. zu mehreren Insekten in einem einzigen Kerne, und in solche, die einzeln leben, nämlich einzeln in den Leguminosenskörnern vorkommen. Von den erstern ist bis jetzt noch keine einzige Art in Europa gefunden worden, sie gehören alle den Tropenländern an. Eine der größten Arten derselben ist *Bruchius brasiliensis Thunb.*; sie lebt in einer Bohne aus der im heißen Theile von Amerika wachsende Familie *Mucuna*. Eine zweite Art des in Familien lebenden Leguminosensäfers ist *Bruchus phaseoli Cher.*, welche sich in Brasilien in der weißen Leguminose befindet²⁾.

Mittel zur Beschädigung der Leguminosen gegen die Käfer gibt es nicht. Verfügen kann man sie in den Körnern, indem man die zur Speise bestimmten in kochendes Wasser wirft oder sie bei + 40 bis 50° R. dörft. (Dr. William Löbe.)

GETREIDEMÄHEMASCHINEN sind Maschinen, welche bei der Getreideernte die Stelle der Sense oder Sichel vertreten. Sie sind eine Erfindung der neuesten Zeit, obschon man sich im Alterthume bemühte, das Getreide mit Maschinen abzurnten. So liest man im Palladius und Plinius, daß die Gallier ihr Getreide mit scherenförmigen Maschinen abernteten. Die neueren Construktionsversuche von Smith im Jahre 1807, von Dale im Jahre 1822, von Will im Jahre 1828, von Springer, Hochstetter, Salpöf, Wilson, Keugert gelangen entweder nicht, oder lieferten doch keine befriedigenden Ergebnisse, so daß die Sache wieder bei Seite gelegt wurde. Erst in den Jahren 1842 bis 1850 gelang es den Amerikanern Gormid und Hussey und dem Engländer Garrett, sowie dem Kurtschmied Marzel Geyser in Wädrern, wirklich beachtliche Getreidemähemaschinen zu construiren, resp. wesentlich zu verbessern, und seit dieser Zeit sind diese Maschinen nicht nur in England und Amerika, sondern auch in Deutschland in die Praxis eingeführt worden. Kein Zweifel kann darüber obwalten, daß eine gute Mähmaschine das wünschenswerthe Instrument sei, welches dem großen Betriebe der Landwirtschaft übergeben werden konnte. Es wäre auch leicht, überall gleich gut anwendbare Mähmaschinen herzustellen, wenn überall nur normale Verhältnisse vorhanden wären. So aber wächst das Getreide nicht für die Maschine, sondern die Maschine soll sich nach dem Getreide bequemen. Das ist aber gegenwärtig noch nicht genug ermöglicht. Bei verwirktem Lagerferne, bei bedeutenden Bodennebenheiten, bei sehr schwacher Frucht desbaldigen die Leistungen der Getreidemähmaschinen nicht. Wo dagegen das Getreide schlant und fest in die Höhe steht, sehr starke Halme hat (wie in England bei der Drillkultur und nach tüchtiger Zufuhr mineralischer Pflanzennahrungsstoffe), da arbeitet eine gute Mähmaschine ohne Fadel. Wo weite Flächen bei sparsamer Beodilerung oder sehr hohem Lagedohne die Ernte erschweren, wie in Westfalen, Ungarn, Galizien oder in der Nähe großer Städte, da sind die Mähmaschinen ganz an ihrem

²⁾ Mittheilungen der kaiserl. freien ökonomischen Gesellschaft zu St. Petersburg. 1854. 2. Heft.

Plage und machen sich schon in der ersten Ernte bezahlt, denn in solchen Ländern und Localitäten sind die Besitzer nicht mehr abhängig von den Arbeitern, sie können die Ernte zur rechten Zeit beginnen und schnell beendigen, und es erwaschen ihnen daraus nicht nur sehr große Vortheile hinsichtlich des Mehrgewinns und der bessern Qualität der Körner und des Strohes, sondern es wird auch bedeutend an Arbeitslöhnen erspart. Die Mähemaschinen sind theils auf das Sägen, theils auf das Scherenprincip bost. Die hauptsächlichsten Mähemaschinen sind folgende: 1) Die McCormick'sche. Sie wurde im Jahre 1842 erfunden, und McCormick gebührt jedenfalls das große Verdienst der Herstellung einer ersten, wirklich brauchbaren Mähemaschine, welche auf der Industrierausstellung in London den Preis davontrug. Das Princip dieser Maschine ist das einer Säge. Eine aus großen stumpfwinkligen Zähnen mit gezahnten Schneiden bestehende großgezackte Säge, welche zwischen gußeisernen Zinken hin und her läuft, schneidet das Getreide ab. Ein Schwungrad von geringem Durchmesser, aber bedeutender Schwere regelt die Bewegung der Säge. Eine hölzerne vierflügelige Welle drückt das Getreide zwischen dieselben das abgemessene Getreide fällt auf eine mit Zink beschlagene Plattform, von welcher es ein seitwärts stehender Arbeiter mit einem Rechen in Geleite abstreift. Zwei an der Seite angespannte Pferde ziehen die Maschine, über deren Rädern der Kutscher sitzt. Diese Maschine arbeitet sehr rasch und leicht, überwindet die Hindernisse im Boden mit ziemlichem Glück, schlägt nur wenig Körner aus, läßt eine niedrige Stoppel zurück und läßt sich auch zum Udmähen von Alee verwenden. In 1½ Stunde mäht sie 4 preuß. Morgen Getreide ab. 2) Die Hussey'sche, Scherenprincip, nach dem Bell'schen Systeme gebaut. Das Princip dieser Maschine besteht im Wesentlichen aus einer Anzahl neben einander stehender zweischneidiger, dreieckiger Klingen, die an einem einzigen Rücken festgemacht sind. Durch ein Rädergetriebe werden diese Klingen sehr rasch horizontal hin und her bewegt und schneiden demnach die zwischen sie tretenden Halme ab. Damit die Halme ordentlich zusammengefaßt werden und die Klingen nicht abweichen können, laufen die letztern in den Einschnitten weit vorgegreifender gußeiserner Zinken. Der Kutscher sitzt vorn auf einem Bock, das Gefspann von zwei Pferden zieht seitwärts, so daß der erste Gang mit der Hand abgemäht sein muß. Hinter dem Kutscher sitzt in der Richtung nach Seitwärts ein Arbeiter mit einer Harke, der das auf eine breite, nach hinten geneigte Plattform fallende Getreide von derselben abhakt. Day hat diese Maschine wesentlich verändert. Der Kutscher geht mit den Zügeln nebenher, die Plattform ist in doppelten Lagern spielend von Oben nach Unten beweglich, und durch bloßes Lüften derselben mit der Fußspitze gleitet sämmtliches abgemessenes Getreide mit leichter Nachhisse der Rechen auf die Erde. Vermöge der Kleinheit und Einfachheit ihrer Construction überwindet sie bequeme alle Bodenhindernisse, und die beiden Pferde werden nicht zu sehr angeengt, desto mehr aber die dabei

beschäftigten Arbeiter. Fünf kräftige Arbeiter haben mit dem Aufnehmen und Weiteilegen des abgemessenen Getreides soviel zu thun, daß sie die Arbeit nicht einen ganzen Tag verrichten können. Der Schneideapparat der Maschine stoßt nicht; Lager schneidet sie gegen die Richtung ganz gut; und die zurückschleudenden Stoppeln sind nicht hoch. Da sie keine Flügelwelle hat, wird das Getreide nicht ausgeschlagen. In 2½ Stunden schneidet diese Maschine 4 preuß. Morgen Getreide. 3) Die Garrett'sche. Das Getreide wird von einer Reihe dreieckiger Messer geschnitten, welche auf einer horizontalen beweglichen Platte befestigt sind, die zwischen einer Reihe eiserner Boden arbeitet. Diese sind wieder an einer hölzernen Platte befestigt, welche das Getreide aufnimmt, wenn es herausfällt. Die Messer werden durch eine Kurbelstange bewegt, welche durch die Drehung der Räder, auf denen die Maschine fortrollt, in Bewegung gesetzt wird. Somit die Maschine fortarbeitet, wird das Getreide zwischen den Messern und Boden geschnitten und fällt auf eine hölzerne Platte, von wo es durch einen Arbeiter von Zeit zu Zeit herunter genommen wird. Dieser Arbeiter steht auf einem an der Maschine befestigten Brette, und er kann den Schneideapparat höher oder niedriger stellen. Die Maschine wird von zwei Pferden gezogen und bedarf zwei Männer zur Bedienung. In einer Stunde mäht sie 3 preuß. Morgen ab. 4) Die Gourner'sche zeichnet sich durch große Leichtigkeit und Feinheit des Baues aus. Der Schneideapparat beruht auf dem Principe der Schere. Oberhalb der feststehenden Zinken, die in das Getreide eingreifen, um die Halme zusammenzufassen, bewegen sich länglich-ovale, weberschiff förmige Klingen um eine feststehende Ase oder Schraube, mit der sie auf den ersten so befestigt sind, daß sie eine halbkreisförmige Schwungbewegung nach Rechts und Links zu machen vermögen. Alle diese Klingen sind rundum scharf geschliffen, so daß sie, auf einer Seite abgenutzt, so gleich auf die andere gedreht werden können. Die zwischen die Scheren gebrängten Halme werden von den Klingen ergriffen und abgemessenen. Damit das Getreide weniger ausweichen kann, steht senkrecht oberhalb der Maschine eine Welle mit sechs Flügel, welche die Halme zwischen die Scheren streicht und so gewissermaßen den Dienst der Hand bei der Sichel verrichtet. Das abgemessene Getreide fällt auf eine Plattform von Eisenblech, welche der Quere nach drei durchgehende Einschnitte hat. In jedem dieser Einschnitte läuft der gekrümmt nach Aufwärts gebogene Zinken eines unterhalb der Plattform sich bewegenden Rechens. Ein Arbeiter, der auf einem außerhalb dem Laufraide angebrachten Sige sitzt, regiert mit der rechten Hand durch ein sehr feinnetztes und einfaches Seilnetz diesen Rechen, welcher die Halme von der Plattform abstreicht. Die Maschine wird von einem Pferde fortbewegt, geht sehr leicht, beugt die Bodenhindernisse bequem, schneidet gut und rasch, läßt kaum eine sichtbare Stoppel, legt das abgemessene Getreide vorzüglich weg, doch schlägt ihre Flügelwelle zu viel Körner aus den Aehren. In 2½ Stunden schneidet sie 4 preuß. Mor-

gen Getreide. 5) Die Manny'sche. Der Schneideapparat besteht aus einer langen Säge, deren einzelnen, an der Basis 3 Zoll breiten, ein gleichseitiges Dreieck bildenden großen Zähne ein jeder für sich längs seiner beiden Schneiden fein gezähnt ist. Diese Sägen laufen in Zinken, deren Durchschnitt ganz die Form eines Pantoffels hat, dessen Obertheil die Klingen schützt, während die Spitze die Halme faßt und den Schneiden zutheilt. Die Maschine hat eine vierarmige hölzerne Flügelwelle, die durch einen Laufrahmen bewegt wird. Zwei seitwärts angehängte Pferde bilden das Gesspann. Der Kutscher sitzt erhöht über dem großen Laufrade. Auf der linken Seite der Plattform steht ein Arbeiter, der mit einer dreizinkigen Gabel das abgeschnittene Getreide in Gelege wirft. Durch einen Druckhebel kann der Kutscher von seinem Sitz aus die Säge einen Fuß hoch über den Boden emporheben. Diese Maschine geht rasch, überwindet Terrainschwierigkeiten, schneidet rein, hinterläßt bloß 3 Zoll hohe Stoppeln, schneidet Lagergetreide gegen die Richtung gut, die Flügelwelle schlägt aber zu viel Körner aus und das Getreide wird in sehr unordentlichen Haufen hinter die Maschine geworfen. In 2 Stunden mäht sie 4 preuß. Morgen Getreide. 6) Atkin's Automatemähmaschine. Die Säge besteht aus spitzwinkligen, an der Schneide gegabigten Zähnen, welche in vorliegenden Zinken hin und her gehen. Ein großer Laufstap auf der rechten Seite vermittelt in mehrfacher Ueberlegung die Bewegung derselben. Eine Flügelwelle erfährt die Halme. Zwei an der Seite der Maschine fahrende Pferde sind das Gesspann. Der Kutscher sitzt auf einem Boche über den Rädern. Ein weiterer Arbeiter ist nicht nöthig; denn die Maschine wirft das geschnittene Getreide selbst auf die Plattform und bringt es von derselben hinweg in Gelege, und zwar in sehr vollkommener Weise. Diese Arbeiten werden durch einen vielgliedrigen Arm verrichtet. Die Hand dieses Armes ist ein eiserner Rechen mit langen gekrümmten Zinken. Letztere scharren die abgeschnittenen Halme auf der Plattform in eine Garbe zusammen, und indem der untere Theil des Armes sich fast senkrecht stellt, faßt der Rechen die ganze Garbe von Unterhand und legt sie mit zersetztem Rundschwunge hinter der Maschine auf die Erde. Diese Maschine läßt sich auch zum Mähen von Alee und Gras einrichten. Die Maschine geht sehr leicht, schneidet gut, hinterläßt nicht zu lange Stoppeln und schlägt keine Körner aus. In zwei Stunden mäht sie 4 preuß. Morgen. 7) Die Bell'sche. Der Schneideapparat besteht aus einer 6 Fuß langen, an dem vorderen Theile des Gestells deselbigen Eisenstange, an welche 13 feste Scheerblätter in gleichmäßigen Abständen von einander eingeschraubt sind. Derselbe Stange enthält ferner 12 bewegliche Blätter, deren jedes senkrecht seinem Drehungszapfen als Verlängerung einen Schenkel enthält. Jede Umdrehung der Räder bringt die Maschine 12 Fuß weit vorwärts und jedes Messer macht dabei 12 Schnitte. Die Flügel des Flügelrades fassen das Getreide, halten es gegen die Messer und legen das geschnittene Getreide auf ein dahinter befindliches endloses

Ruch. Ein Mann leitet die mit zwei Pferden bespannte Maschine. In 10 Stunden schneidet diese Maschine 15 Acres. Andere Mähmaschinen, wie z. B. die Muddy'sche, Grosbitt'sche, Laurent'sche, Razière'sche und die Handmähmaschinen haben sich nicht bewährt. Aber auch die bewährten Mähmaschinen besitzen noch keine ganz vollkommene Construction, lassen vielmehr noch viel zu wünschen übrig. Theils ist ihr Bau noch zu complicirt, theils nugen sich die einzelnen Theile viel zu schnell ab. Vorzugsweise gilt dieses von den Lagern, welche bei der großen Geschwindigkeit der Umdrehung der Zapfen sehr leicht so warm werden, daß die Maschine gezwungen ist, zu ruhen, bis die Lager wieder abgekühlt sind. Ferner sind die Schneidklingen sehr kostspielig, und die Schärfung derselben ist so schwierig, daß man deren stets mehr in Reserve haben muß. Auch die Fortbewegung der Maschine ist nicht ganz leicht, und doch hängt von ihrem raschen Gange ein großer Theil des Erfolges ab. Dazu kommt noch, daß sich auf sehr feuchtem Boden die Maschinen nur mit großer Schwierigkeit fortbewegen lassen und oft festsitzen, und daß sie Lagergetreide nur gegen die Richtung des Lagers, nicht in der Richtung desselben schneiden. Wo deshalb Lagergetreide vorkommt, müssen die Maschinen einen Gang leer fahren, wodurch die Hälfte an Zeit verloren geht. Endlich ist einiger Verlust an Körnern nicht zu vermeiden. Die ungenügendste Construction ist die, wo die Pferde hinter dem Schneideapparate angepaßt werden, also die Maschine vor sich herziehen müssen. Dadurch wird der Wagen derselben außerordentlich erschwert und von jedem kleinen Hindernisse aufgehalten. Zum Mähen der Kleearten und andern dinstengeligen Futtergrasses lassen sich die Mähmaschinen sehr leicht einrichten und verwenden. Auch starkes Gras werden sie ohne Anstand mähen können; weiches wird aber ihren Zähnen öfters entglüpfen. (Dr. William Löbe.)

GETREIDE-, BROD-, MANNAREGEN ist eine Naturerscheinung, welche aus dem gewöhnlichen und alljährlichen Entwicklungs gange des kleinen Schülkrautes (*Ficaria ranunculoides*) beruht, deren aus den Blattachsen getriebenen Knöllchen durch Nadelregen reingewaschen, angeschwemmt, aus wol zusammengeflochten werden. Das Vorkommen dieser sogenannten Getreide- regen ist sehr allgmein, indessen ist nicht die Anwesenheit, sondern nur die Sichtbarkeit dieser Knöllchen durch den Regen veranlaßt. (Dr. William Löbe.)

GETREIDEREINIGUNGSMASCHINEN sind Apparate, welche einen künstlichen Wind erzeugen, wodurch die Spreu, der Staub, die Unkrautamen und die leichten Körner von den guten schweren Körnern getrennt werden. Außerdem wird die Abscheidung der leichten Körner und der Unkrautamen von den schweren Körnern noch durch einhängende verschiedenartige, bald engere, bald weitere Siebe befördert. Die Getreide- reinigungsmaschinen werden entweder mit der Hand oder durch Pferde, Wasser, Dampfkraft in Bewegung gesetzt und verrichten das Reinigen der ausgedroschenen Körner weit schneller, als dies durch Windigen, Wurfen, Sie-

den oder Anwendung der Rolle oder des Rollhebels geschehen kann. Es gibt eine große Anzahl verschiedenartiger Getreidereinigungsmaschinen. Die gebräuchlichsten und besten sind folgende: 1) Die große sächsishe. Sie ist $3\frac{1}{4}$ Elle lang, 1 Elle 2 Zoll breit und 2 Ellen 14 Zoll hoch und transportabel. Sobald die Früchte entkörnt sind und die Uebersehr abgetrennt ist, kommt Alles in den Trichter; aus diesem fällt es, wenn die Maschine in Bewegung gesetzt wird, auf das Sieb, durch welches die Körner nebst dem Staube durchfallen. Das noch in den aufgeschüttelten Körnern gebliebene Stroh, sowie kleine Steine etc., fallen vorn herab und in den leeren Raum hinter das große Sieb und kommen dann auf eine seitwärts schief herabgehende Fläche durch eine Oeffnung auf der andern Seite heraus, wo man dieselben in einem untergelegten Gefäße auffangen kann, um sie, wenn ja noch ein Körndchen mit untergelaufen wäre, noch einmal in den Trichter zurückzubringen. Während die Körner selbst durch das Sonderungsieb auf das Schüttelsieb herabfallen, wird der darin befindliche Staub und das kleine Stroh durch den Wind, welchen die großen Flügel machen, wenn die Maschine in Bewegung gesetzt wird, hinten hinaus getrieben, weshalb die Maschine stets so gestellt werden muß, daß der herausgetriebene Staub nicht wieder von dem Winde in die Körner zurückgeführt wird. Wenn die Kurbel rechts herumgedreht wird, so bewegt sie das an einer viereckigen eisernen Welle stehende gegähnte eisene Rad; dieses greift in den eisernen Drilling und dieser dreht die Welle, an der sich vier breite hölzerne Flügel befinden, mit einer ungemeinen Schnelligkeit in die entgegengesetzte Richtung. Die schüttelnde, nach beiden Seiten der Maschine zu gehende Bewegung des Siebes wird dadurch hervorgerufen, daß die Federn im Siebe mittelst eines Riemens nach der andern Seite zurückgezogen werden. Das große Sieb besteht aus einem an den Seiten mit Risten versehenen Rahmen, damit die Körner nur vorn und nicht an den Seiten herabfallen können. Damit die Körner ruhig hinabzufallen vermögen und nicht zu sehr von der Windflügelantriebsbewegung werden, ist das Sieb fast zur Hälfte mit einer schmalen Decke von Holz bedeckt. Aller Unkrautsamen, den der Wind nicht herauszublasen vermag, sowie alle geringen Körner fallen durch das Sieb unter die Maschine, während die guten Körner von dem Siebe fallen. Diese Maschine hat 10 verschiedene Sonderungsiebe, je nach der Größe und Beschaffenheit der zu reinigenden Körner. Im Wesentlichen sind alle andern Getreidereinigungsmaschinen ebenfalls konstruirt, wie die sächsische. 2) Die große schottische mit 13 Sieben, reinigt sichtlich gegen 100 berliner Scheffel Körner und sondert das Getreide in drei Sorten. 3) Die Wachen'sche. Sie vereinigt das Prinzip der Windsege mit dem der Blechcylinder. Die in den Trichter eingeschütteten Samen laufen über ein schrägliegendes Sieb, während dessen sie der Windwirkung einer Flügelwelle ausgesetzt sind, welche Spreu, Strotheile etc. absondert, herab in ein cyllindrisches, aus durchlöcherter Blechtafel bestehendes Sieb, das sich fortwäh-

rend in der Richtung seines Halbmessers umdreht und zugleich hin und her schüttelt. Durch die vordern Löcher desselben und durch die halbflugelförmigen Oefnungen in seinem zweiten Theile werden Trepre, Made, Heberich, Senf, schwere und leichte Körner von einander gesondert ausgeföhrt. Die ganze Construction ist sehr sinnreich und wirksam. Die Maschine wird durch einen Mann in Bewegung gesetzt und macht mit zwei Arbeitern in 12 Stunden 20—40 berliner Scheffel Getreide rein, ist also nicht sehr leistungsfähig. 4) Die Peronnet'sche, ist ähnlich konstruirt wie die Wachen'sche. Das zu reinigende Getreide fällt aus einem mit Stellschieber versehenen Trichter in einen liegenden Siebcylinder aus verzinntem Eisenblech und aus den Löchern desselben durch die Rotation in vier darunter angebrachte Abläufe. Es fortirt sich dasselbe, den vier verschiedenen Löcherformen des Cylinders entsprechend, in treppartigen Samen, Risamen, Saatorten und große Samen mit Steinen. Zwei einanderkreuzende Zahnräder mit einer Kurbel vermitteln die Umkehrung des Cylinders und erfordern eine Mannskraft. Die Maschine arbeitet sehr gut, sondert aber Spreu und Stroh nicht aus und reinigt in 12 Stunden 40 berliner Scheffel Körner. 5) Die Hornsb'y'sche. Von andern Getreidereinigungsmaschinen unterscheidet sie sich wesentlich durch ihre Stachelwalze, welche das Stroh auswirft, sodas es möglich ist, dieser Maschine das Getreide, wie es die Dreschmaschine liefert, aufzuschütten. Sie reinigt vollständig, und zwar sowohl mittelst ihrer Windflügel, als durch ein sinnreich combinirtes System von Schüttelsieben. Es lassen sich in 10 Stunden bequeme 120 preuß. Scheffel reinigen. Das Sortiren der leichten und schweren Frucht, wie die Absonderung von Unkrautsamen, Steinen etc. wird sehr genau und sicher bewerkstelligt. Außerdem hat diese Maschine den wesentlichen Vorzug, daß sie leichter und ruhiger geht, als jede andere bekannte derartige Maschine. 6) Die Läderich'sche. Sie besteht in der Hauptsache aus einem von hölzernen Dauben gefertigten Cylinders, um welchen sich in einer Schneckenlinie eine Bürste windet; der hölzerne Cylinder ist von einem durchlöchernten Blechcylinder umgeben, dessen Oeffnungen nicht die Körner, wol aber alle kleinern darunter befindlichen fremden Gegenstände hindurchlassen. Der mit den Bürsten versehene Cylinder erhält allein die Rotationsbewegung; der äußere Blechcylinder liegt fest. Die Stellung des Cylinders ist nicht horizontal, sondern etwas geneigt. Das Korn fällt aus einem Rumpfe durch einen Schub zwischen die Cylinders; der Schub erhält eine leichte schüttelnde Bewegung und läßt das Korn aus einer Oeffnung laufen, die man eng und weiter stellen kann. 7) Die Hud'sche. Dieselbe sondert nicht nur Spreu, Unkrautsamen und Staub von den Körnern, sondern entfernt auch die denselben anliegender Erdrtheilchen. Unter einem kegelförmigen Gehäuse befindet sich der Rumpf, in welchem das zu reinigende Getreide eingeschüttet wird. Am Fuße des Gehäuses ist die Auslöschung. Das Gehäuse besteht aus dreitheiligen Feldern aus gehärtetem Eisen, welche so gestellt sind, daß

sie zwischen sich serie Zwischenräume lassen, welche so klein sind, daß sie wol den Schmutz, nicht aber die Körner zwischen sich durchgehen lassen. Parallel mit dem äußeren Gehäuse befindet sich im Innern eine Trommel, welche ebenfalls kegelförmig, aber aus vierseitigen Keilen zusammengesetzt ist. Diese Trommel ist an der stehenden Welle fest und erhält mittels dieser eine drehende Bewegung. Der Abstand zwischen der Trommel und dem diese umgebenden Gehäuse läßt sich durch Senkung oder Erhebung der Welle nach Erfordern vergrößern oder verkleinern. An jedem Arme, durch welche die Welle mit dem unteren Ringe verbunden ist, ist eine Platte angeschraubt, durch welche Luftzug nach dem Innern der Trommel erzeugt wird. 8) Die Burg'sche. Dieselbe zeichnet sich durch eine neue Stellung des Ventilators, durch eine eigenthümliche Art des Deffnens und Schließens der Ausflußöffnung mittels einer Klappe und durch einfache, dauerhafte, nur wenig lärmende Beutelvorrichtung aus. 9) Die Hid'sche. Sie ist sehr einfach, nimmt wenig Raum ein und besteht in der Hauptsache aus zwei Konus, die durch dreikantige Keilen gebildet sind. Die beiden Konus sind einander ganz ähnlich, nur ist der eine um so viel kleiner, daß er nicht nur in dem andern Raum hat, sondern daß auch noch ein gehöriger Zwischenraum zwischen der inneren Wand des äußeren Konus und der Kannelirung des innern stattfindet. Dieser Zwischenraum kann durch Heben oder Senken des innern Konus kleiner oder größer gemacht werden. Das zu reinigende Getreide fällt durch eine Deffnung am Dreck des feststehenden Konus in den Raum, welcher zwischen den beiden konischen Flächen gelassen ist, wird hier von den vorkommenden Kannten der Keilen ergriffen, gegen die raue Fläche des halben Konus geworfen und überhaupt nach allen Richtungen hin abgerieben. Der Staub entweicht um so leichter durch die Deffnungen zwischen je zwei Keilen, als die vorkommenden Kannten am innern, rasch rotirenden Konus eine Art Ventilator bilden und einen Luftstrom erzeugen, der durch jene Deffnungen zieht. Das gereinigte Getreide fällt durch ein Loch, das am Boden des feststehenden Konus angebracht ist. Die Keilen können dreimal umgelegt werden, sobald immer eine Kumpfe Seite wieder durch eine scharfe erlegt wird. 10) Die Stephen'sche. Der Apparat ist in einem Gefälle gelagert und wird mittels einer festen und losen Rolle in Bewegung gesetzt. Die Are des letztern ist mit einem Getriebe verbunden, welches in das Rad greift, das sich an einem der weiten Hälse des Drahtzylinders befindet. Diese Hälse sind der Einfüllung des Getreides wegen offen. Durch ein Räderpaar wird die Are der Reinigungskeine in Rotation gesetzt, ebenso die in das Innere der Hälse vorkommenden Archimedischen Schrauben. Das auf der einen Seite durch den vertikalen Kanal zugeführte Korn wird durch jene Archimedische Schraube in den Zylinder getrieben. Während letzterer auf seiner Frictionbrette nur langsam rotirt, laufen dagegen die Steine im Zylinder mit hinreichender Geschwindigkeit um, sodaß das Korn in rascher Bewegung erhalten wird. Staub und an-

dere fremde Stoffe werden in Folge der Centrifugalkwirkung durch ein angebrachtes Drahtgewebe getrieben, das gereinigte Korn dagegen durch die andere Schraube aus dem Apparate entfernt. 11) Die Hollingsworth'sche. Dieselbe besteht aus einem horizontalen Metallzylinder, an dessen oberer Seite eine breite Deffnung zur Einföhrung des zu reinigenden Getreides, sowie eine zweite zum Auswerfen des Staubes und der Spreu angebracht ist und in welchem ein Schüssel- oder Flögelrad umläuft. Das zu reinigende Getreide tritt aus dem Kumpfe in den Zylinder ein, bewegt sich in der Richtung des Pfeiles nachwärts und wird durch das 400 Umdrehungen in der Minute machende Flögelrad am Umfange des Mantelzylinders herumgeführt und geschwürt. Letzteres ist, um der Luft freien Eintritt zu gestatten, an beiden Enden offen, sodaß durch den vom Flögelrad erzeugten Luftstrom alle leichten Theilchen fortgeführt werden. Sind die Körner schnell bis zu einem bestimmten Theile des Zylinders herangelommen, so werden sie durch eine Deffnung in geeigneter Richtung in dem Schöte aufwärts geschleudert, bis sie in Folge ihres Gewichtes wieder in den Zylinder zurückfallen, um abermals geschwürt und durchgeseigt zu werden. Dieser Proceß wiederholt sich bei jeder Umdrehung der Flögelwelle; die zurückfallenden Körner werden aber jedesmal mit Hilfe mehrerer geeigneter Bleche, welche hinter der dreieckigen Scheidewand angebracht sind, etwas weiter nach dem hintern Theile des Zylinders dirigirt, sodaß schließlich das gereinigte Korn durch einen am hintern Ende des Zylinders angebrachten Ausfluß den Zylinder verläßt. Um die Schnelligkeit, mit welcher das Getreide durch die Maschine geht, beliebig reguliren zu können, sind jene Bleche an Drähten befestigt, welche von Außerhalb durch Kurkeln bewegt werden können, sodaß man den Blechen jede beliebige Neigung geben kann. Je steiler die Bleche stehen, desto langsamer rückt das Getreide der Länge nach im Zylinder fort und um so öfter wird es geschwürt. 12) Die Aschby'sche. Der Ueberzug des Gefäßes besteht aus verticalen edigen Stäben, welche zu zwei und zwei oder drei und drei durch zwischengeschlossene Blechstreifen mit einander verbunden sind. Die Stäbe befinden sich in solchen Abständen, daß sie die Entweichung des Korns verhüten. Die Ueberzüge der Reinigungszylinder haben die Gestalt halbzylindrischer Stäbe; ihre Längskanten sind mit Stäben versehen und diese Theile mit dem Gefälle des Zylinders verbunden. Die hervorspringenden Winkel des Flögelwerkes bilden die wirksamen Flächen für den Reinigungszylinder. Befindet sich der innere Zylinder in rascher Rotation, so wird das Korn gegen die rauh gerippte Oberfläche getrieben und von den anhängenden fremden Stoffen befreit, während die brandigen Körner zu Staub werden, der, wenn er nicht durch die Peripherie des Zylinders entweicht, in die Rinne fällt. In der Kammer befindet sich eine um ein Charnier bewegliche adjustirbare Scheidewand, wodurch sich der Luftstrom leicht so reguliren läßt, daß eine vollkommene Absonderung der fremden Stoffe von dem Korn statt-

findet. 13) Die Deane'sche. Dieselbe besteht aus einem in geneigter Lage beschügten durchlöchereten Cylinder von Blech, in welchem sich eine Walze dreht, an der in spiralförmiger Ordnung eine Anzahl von Bürsten sich befindet. Am oberen Ende fallen die zu reinigenden Körner aus einem Rumpfe mit vibrierendem Schube in den Cylinder, und am unteren Ende laufen sie auf ein geneigt gestelltes rüttelndes Sieb. Die Reinigung der Theile läßt sich der Geschwindigkeit des Durchgangs angemessen verstellen. — Außer den eigentlichen Getreidereinigungsmaschinen hat man auch noch Maschinen zur Reinigung gewisser Arten von Körnern, theils von Grannen, theils von Brandstaub, theils von gewissen Arten Unkrautsamen, sowie zur Tödtung des Kornwurms. Es gehören dazu: a) Der Hümmler oder Grannenreiniger. Er besteht aus einem Holzgestelle, in dem sich eine hohle Trommel aus Drahtgitter befindet. Die durch dieselbe führende Ase trägt eine große Anzahl kleiner Messer, welche bald spitz, bald stumpfwinklig gegen einander stehen und bei der raschen Umdrehung, welche durch Seirad und Trieb erfolgt, in sehr vielfache Berührung mit der durch einen Rumpf zugeführten Gerste kommen. Der ganze Apparat liegt etwas schräg, so daß die Gerste allmählig an dem einen Ende des Cylinders ausfließt. b) Garret's Getreidereinigungsmaschine. Dieselbe ist ebenso wie die vorige Maschine dazu bestimmt, die Aeheln von der Gerste zu trennen. Ein kleiner hoher Cylinder, über welchem der Rumpf angebracht ist, schließt eine hölzerne Walze ein, so daß zwischen ihm und jener ringum ein Raum von 1 Zoll frei ist. Die Walze ist mit kurzen Zähnen schneckenförmig ringum besetzt. Ist der Cylinder mit Gerste gefüllt, so wird die Walze in Umdrehung gesetzt, und die Zähne arbeiten die Gerste durch, wobei die Aeheln abgebrochen werden, treiben aber zugleich vermöge ihrer schraubenförmigen Stellung die Gerste vorwärts und in ein cylindrisches Siebwerk, wo die Aeheln und Unreinigkeiten abgesondert werden, die Gerste aber vollkommen gereinigt abläuft. c) Heid's Maschine zur Reinigung des Weizens von brandigen Körnern. Sie besteht aus einer auf einem vierfüßigen Gestelle mit einer Kurbel zu drehenden hölzernen Trommel von 5 Fuß Länge und 2½ Fuß Durchmesser. 8 berl. Regen brandiger Weizen werden mit 2 Regen feinen seuchtes Sandes vermischt und in der Trommel 5 Minuten lang umgetrieben. d) Francset's Kornadereinigungsmaschine. Dieselbe reinigt in 10 Stunden 23 niederösterreichische Regen Körner von Raben, Kuhweizen, Weizen. e) Moro's Kornadereinigungsmaschine. Dieselbe hat den Zweck, aus dem Getreide den Unkrautsamen, namentlich Raben und mehr kleine Weizenarten, zu entfernen. Das Getreide wird in den Rumpf geschüttet; unter demselben befindet sich ein schüttelndes Bretchen, welches das Getreide auf eine Bürstenwalze, und zwar 2 Zoll vor dem höchsten Punkte derselben, leitet, damit die Körner, während sie von der Walze über ihre höchste Rückenlinie auf die andere Seite der Bürstenwalze zurückgeführt werden, Zeit haben, in die in dem Cylinder

befindlichen Grübchen zu fallen. Wenn die Getreidekörner auf der andern Seite bei der 3 Zoll weit von der obersten Linie des Cylinders entfernten Bürstenwalze ankommen, ergreift sie die schnell in entgegengesetzter Richtung sich drehende Bürste und wirft sie über sich weg auf ein Scheibungsbrett, von welchem sie in ein untergestelltes Gefäß fallen. Die runden Unkrautsamen liegen in den Grübchen und fallen erst, wenn sie auf die unterste Randlinie des Cylinders kommen, in die darunter stehende Rinne, aus der sie in ein abgefondertes Gefäß fallen. Da jedoch mit dem ersten Durchpassiren des Getreides noch manche Unkrautkörner mit übergehen, so ist ein zweites Reinigungssysteme angebracht. Die Getreidekörner fallen nämlich auf einen zweiten Cylinder und werden hier ebenso wie bei dem ersten Reinigungssysteme von den runden Unkrautsamen gereinigt. Auf gleiche Art lassen sich die mit den Unkrautsamen mitaufliegenden guten Getreidekörner auch noch absondern. In 10 Minuten kann eine meier Werke Getreide durch die Maschine gehen. f) Die hohelheimer Kornadereinigungsmaschine. Weil die Rabenkörner mit guten Regen-, Weizen- und Gerstekörnern gleiches specifisches Gewicht haben, lassen sie sich durch das Burzen oder durch die gewöhnliche Getreidereinigungsmaschine nicht von ihnen scheiden. Ebenso fallen beim Sieben (obwohl man eigene Radensiebe hat) durch die Defnungen, durch welche der runde Rabensamen fällt, auch die Regen-, Weizen- und Gerstekörner, wenn sie der Länge nach durchpassiren. Das Wesentliche an der Maschine ist daher ein starkes, steifartig durchlöcheretes Sturzblech, dessen Löcher den Durchmesser der Rabenkörner haben; damit aber die Getreidekörner nicht mit durchfallen, liegt der stürzende Siebboden auf einem andern ganzen Boden auf, und so legen sich in die flachen Vertiefungen wol die Raben und die abgebrochenen, nicht aber die ganzen Getreidekörner. Wenn daher die mit Raben vermischte Frucht auf dem Siebboden einige Zeit hin und her bewegt wird, legen sich nach und nach alle Rabenkörner in die Vertiefungen des Sturzbleches, und das von ihnen befreite Getreide kann von dem Boden ganz rein abgeschüttelt werden. Die Maschine besteht aus einem einsachen viereckigen Siebe von 10 □ Fuß. Die Frucht wird in einen Rumpf eingeschüttet, der beim Hin- und Herbewegen des Siebes die Körner gleichmäßig über die ganze Breite desselben bringen läßt. Durch die feiltliche Bewegung und schiefe Haltung des Siebes passiren die Getreidekörner nach und nach über dasselbe hinweg und werden durch einen Schluß in eine Wanne gesammelt, während die Rabenkörner in den Löchern des Siebes zurückbleiben. Dieses wird nun rückwärts umgeschlagen und mit einem Hammer darauf gestopft, so daß die Rabenkörner aus ihren Löchern auf den Boden fallen und also vom Getreide völlig getrennt bleiben. Ein Mann kann in einer Stunde einen württembergischen Scheffel Getreide vollkommen reinigen. g) Die Zeller'sche Klebsamereinigungsmaschine. In einem Kasten befinden sich zwei Wahlreine über einander; der untere bleibt beim

Gänge der Maschine ruhig, während der obere von etwas kleinerem Durchmesser auf einer stehenden Welle befestigt mit dieser sich dreht und durch eine mit einer eisernen Kachel versehene Oeffnung von einem Brete mit Rändern den Samen zwischen die Steine eindringen läßt. Hier geschieht das Zerreiben der Samenhölse. Durch eine besondere Vorrichtung können beide Steine näher an einander gebracht oder von einander entfernt werden. Unter dem erwähnten Kasten befindet sich ein gleichgroßer, durch welchen sich die Mahlstreumelle fortsetzt; unterhalb desselben ist sie mit vier Windflügeln von starker Pappe versehen. Damit die durch diesen Ventilator in einem andern Kasten getriebene Luft sich wieder erheben kann, befindet sich ein Ventil an dem Kasten. Der andere Kasten mündet mit einer schiefen Ebene in den Ventilationskasten. Auf dieser schiefen Ebene läßt man durch einen Trichter den mit Staub gemischten Mehlamen laufen und auf derselben in einen Trög hineintruffen. Der aus dem Ventilator kommende Luftstrom wirft so ein, daß er den Staub und die geringen Samenkörner vertribt, während die schweren Körner in den Trög fallen. b) Der Droyère'sche Kornmottentödtter. Der Apparat gleicht einer Dreschmaschine älterer Construction. Das Getreide wird durch einen Trichter eingeschnitten und fällt auf eine mit acht horizontalen Schlagern garnirte Trommel, welche rings von einem cannelirten Mantel umgeben ist. Es genügen 400 Rotationen in der Minute zur Tödtung der Insekten. Durch die Umdrehung werden die Körner unzählige Male zwischen diesen beiden Achsen hin und her geschleudert und dadurch die Insekten und deren Larven vollständig vernichtet. Ein Mann genügt zur Bewegung der Maschine. Die Bewegung wird durch ein System von zwei großen und zwei kleinen Zahnrädern verstärkt. Der Erfolg ist ein völlig sicherer und vollständiger.

i) Der Serpin'sche Kornmottentödtter. Das Princip der Maschine ist der Droyère'schen völlig gleich, nur daß das Getreide vorher zwischen Bürsten passieren muß. Die Droyère'sche Maschine ist aber einfacher und dauerhafter und verdient den Vorzug. (Dr. William Löbe.)

GETREIDESAMENSCHULE ist ein Stück Land, in dem Getreidepflanzen behufs der Samenverzeugung besonders angezogen, durch Inzucht, Kreuzung, Pfropfen veredelt werden. Wenn man schon bei sorgfältiger Auswahl und Sorgfalt bei der Cultur im Großen das Saatgetreide veredeln kann, so kann doch diese Veredelung noch mehr beschleunigt und erhöht werden, wenn man das Saatgetreide in besonderen Getreidesamenschulen erzieht. Eine solche Samenschule wird mit aller Sorgfalt bearbeitet, von Unkräutern gereinigt, stark gedüngt und reihenweise besät. Die Pflege der Pflanzen besteht in einem mehrmaligen Bedecken und Behäufeln und in Verbütung eines zu dichten Standes. Die Samen läßt man vollkommen reif werden. Bei solchem Anbaue wird schon in der ersten Ernte etwas Vorzügliches gewonnen. Man kann dieses Verfahren Veredelung in sich selbst, Inzucht nennen; dieselbe ist analog mit der Inzucht der Hausthiere, und man ge-

langt auf diesem Wege weit sicherer und wohlfeiler zu vollkommenem Getreide und zu neuen Sorten, als durch den Ankauf viel gerühmter neuer fremder Samen. Wie weit die Inzucht für das Bessere betrieben werden kann, ist nicht zu bestimmen; bei fortgesetzter sorgfältiger Cultur, bei Beachtung auch der kleinsten Verschiedenheiten, bei Anwendung von Kunst wird man aber fortgesetzt neue Sorten erzielen. Auf kunstmäßige Weise kann man neue Sorten in der Getreidesamenschule hervorbringen, wenn man die Kreuzung anwendet, wenn man nämlich verschiedene Sorten durch Vermischung des Blüthenstaubes mit einander begattet, oder wenn man die eine Sorte auf die andere pflöpft. Obgleich das Pfropfen bisher nur auf den krautartigen Gewächsen mit Erfolg angewendet worden, so hat dasselbe Galderini neuerlich mit Glück auch bei den Grasarten versucht, indem er den obern Theil von zwei gleich dicken Halmen abschnitt und den einen auf die gewöhnliche Weise an die Stelle des andern setzte. Die organische Verbindung beider trat in den meisten Fällen ein, und die gepfropften Halme wuchsen kräftig fort. So pflöpft Galderini Stengel von Reis auf Hirse; die Aehren, welche er an dem gepfropften Reishalme erhielt, lieferten einen ungleich schöneren Reis und zugleich eine größere Menge als die ungepfropften Reispflanzen. Diese vorzüglichere Beschaffenheit zeigte sich auch in den folgenden Generationen. Wenn sich nun auch das Kreuzen und Pfropfen nicht im Großen ausführen läßt, so dürften beide Verfahrungsarten doch mit großem Nutzen in der Getreidesamenschule zur Erzeugung kräftigen und gesunden Samens und neuer Sorten angewendet werden können. Es ist dabei ferner zu beachten, daß das, was die Natur einmal liefert, von ihr auch erhalten wird, aber nur unter gleichen Verhältnissen und Umständen. Greift man natur- oder kunstgemäß ein, so ist das Neue und Bessere für die Zukunft gewonnen, unterläßt man das naturgemäße Eingreifen, so schlägt die Sorte zurück. Nimmt man nun an, daß die Sorte, wo sie entstand, am sichersten zu erhalten und selbst zu vervollkommenen ist, so liegt ein weiteres Mittel nahe, wie man aus derjenigen Sorte, welche man bereits cultivirt, eine dem gewünschten Zwecke noch vollkommenere erzielen kann. Man braucht nur die einzelnen vorzüglichsten Pflanzen auszusuchen, davon die vorzüglichsten Körner wieder auszusäen und dann immer wieder das vollkommenste Korn zur Saat auszuwählen. In wenig Jahren werden dann sämtliche Aehren mit solchem ausserordentlichen Samen besät werden können. Man sollte den Aufwand für solche Arbeit nicht scheuen, denn ist jedes Samenkorn vollkommen, so erparkt man die Hälfte des Saatguts. Stehen gesunde Pflanzen nach dem richtigen Ranne vertheilt, so gibt es keine Schwächlinge, die Pflanzen unterdrücken sich nicht, sie wachsen naturgemäß kräftig und erzeugen vollkommenen Samen in größerer Menge. Dessenungeachtet wird in der gereinigten Masse ein Theil geringerer Körner sein; diese darf man nicht mit zur Ausfaat verwenden, wenn man in der Veredelung fortgesetzt weiterschreiten will. Man kann auch die Getreide-

arten in der Getreidesamenschule, statt sie zu säen, verpflanzen. Sie erhalten dadurch und durch die in Folge dieser Operation stattfindende Vermehrung der Wurzeln eine größere Fähigkeit, sich zu bestocken, so daß mit einem Aekel der beim Säen notwendigen Samenmenge eine Fläche vollständig mit Pflanzen bedeckt werden kann.

(Dr. William Löbe.)

GETREIDESCHÄLMASCHINE, eine Erfindung Lachambre's, besteht aus zwei Mühlsteinen von Sandstein. Der obere Stein ist unbeweglich und an dem untern Stein mit Schrauben befestigt, deren Köpfe in den Stein eingelassen und mit Schraubenmuttern versehen sind, wodurch der Abstand des obern Steins von dem untern regulirt wird. Um das Gewicht dieses befestigten Steins zu vermindern, ist an dessen oberem Theile eine Höhle angebracht, die in der Mitte einen Trichter oder Kegel bildet, der in einen cylindrischen Thrit ausläuft und die Getreidekörner durchläßt, welche aus einem Trichter oder Rumpfe auf die concave Fläche des untern Mühlsteins oder Käufers fallen. Der untere Mühlstein, an seiner obern Fläche concav, ist in seiner Mitte mit einem cylindrischen gußeisernen Ruff versehen, der genau ausgehöhlet und mit der senkrechten Welle mittels zwei fählernen Schrauben und mit dem Mühlsteine durch vier Schrauben verbunden ist. Zur Gewichtsverminderung ist dieser Stein am untern Ende ausgehöhlt. Die senkrechte schmiedeeiserne Welle ist am untern Theile, etwa 6 Zoll von der untern Fläche des Käufers entfernt, mit einem schmiedeeisernen und gedrehten Ringe versehen; letzterer hat vier Arme, an deren Enden Flügel von Eisenblech befestigt sind, welche an der rotirenden Bewegung der senkrechten Welle theilnehmen, als Ventilatoren wirken und den Staub von dem Getreide fernnehmen. Unter dem Ventilator ist die Welle mit einem Winkelrade greift, welches an der liegenden Welle befestigt ist, die ihrerseits die Bewegung, welche sie mittels der äußersten Triebrolle erhält, der Mühle zutheilt. Die beiden Mühlsteine sind in ihrer ganzen Höhe von einem cylindrischen hölzernen Mantel umgeben, und inwendig ist derselbe mit einem Reider von Blech versehen. Der Mantel besteht aus zwei Theilen, einem obern von derselben Höhe wie die Mühlsteine, welcher aus zwei Kränzen und sechs Dauben gebildet ist, und einem untern, welcher aus drei Kränzen und sechs Dauben besteht. Das Getreide wird in den Rumpf eingeschüttet, welcher untern mit einem Ventilator versehen ist. Aus letzterem fallen die Körner in die trichterförmige Höhlung des obern oder festliegenden Mühlsteins und aus diesem auf den concaven Theil des Käufers, welcher im Mittel 200 Umgänge in der Minute macht. Nachdem die Getreidekörner in Folge der rotirenden Bewegung zwischen den beiden concentrischen Oberflächen gehörig bearbeitet sind, gehen sie längs der Concavität des Käufers aufwärts und treten an seiner Peripherie aus, um abermals in dem leeren Raume zwischen der äußeren Oberfläche des Käufers und der blechernen Reibe bearbeitet zu werden. Dieser Raum, der eine Höhe von

2 Fuß hat, kann mittels 12 horizontalen Schrauben enger oder weiter gemacht werden. Diese Schrauben gehen durch die hölzernen Dauben und treten gegen eiserne Bänder, welche die Reibe auf ihrer Zangenperipherie umgeben. Die Bänder sind an ihren Enden mit Schrauben versehen, um ihren Durchmesser und denjenigen der Reibe nach Belieben vermindern zu können. Am untern Theile der Mühle angelangt, entweichen die Körner durch eine Oeffnung, welche in dem Mantel angebracht ist, und indem sie vor den Flügeln des Ventilators vorbeigehen, werden sie von dem Staube befreit.

(Dr. William Löbe.)

GETREIDESTEIN oder Bierstein (Zeithoid) hat man ein neuerlich empfohlenes und auch bereits im Großen fabricirtes Präparat genannt, welches nichts Anderes ist als das durch Abdampfen der gehopften Bierwürze entstandene trockne Extract. Wird dasselbe in einer angemessenen Menge Wasser aufgelöst, mit Hefe versetzt und bei geeigneter Temperatur der Gährung überlassen, so kann man daraus in wenigen Tagen ein gutes Bier darstellen. Da der Getreidestein sich lange aufbewahren und mit Leichtigkeit transportiren läßt, so könnte seine Anwendung auf langen Seereisen, sowie zur Verproviantirung von Schifften von Werth sein. Es ist indessen zu bemerken, daß die Beaufsichtigung und Leitung der Gährung sachkundigen Personen anvertraut werden muß, und daß in kleinem Maßstabe kaum ein trinkbares Bier auf diese Weise zu gewinnen sein wird.

(Dr. Karmarsch.)

GETREIDEWAGE ist ein Instrument, welches zur Ermittlung des Gewichtes des Getreides dient. In der Regel ist es noch Gebrauch, die Frucht nur nach dem Maße zu verkaufen. Beim Getreide namentlich kommt aber sehr viel auf die Qualität, also auf das Gewicht desselben an, und es ist eben deshalb sowohl für Verkäufer als für Käufer vortheilhaft, daß durch Wiegen bestimmtes Maass gegeben. Der Verkauf nach dem Gewichte ist überdies weit einfacher, leichter, sicherer, Streitigkeiten beseitigender, als der Verkauf nach dem Raummaße, womit stets viel Schwierigkeiten verbunden sind. Die einfachste Art des Wiegens des Getreides ist diejenige mit der Balkenwaage; aber abgesehen von dem Aufenhalte bei großen Quantitäten, von der Richtigkeit der Waage und der Gewichte, entstehen aus der Art des Einsinkens und Abstreichens sehr große Differenzen, welche man auf 4 Proc. veranschlagen kann. Balkenwagen im verjüngten Maßstabe und mit verjüngtem Gewichte haben, genau gearbeitet, nur eine Differenz von 1 Proc. gegeben; dieselben bieten aber wegen des Auslegens der vielen kleinen Gewichte, namentlich wenn das Wiegen auf dem Markte stattfinden soll, große Unbequemlichkeit, und das schnellere oder langsamere Einsinken, die Art des Abstreichens ergeben Differenzen von fast 4 Proc. Die bequämsten Wagen würden Federwagen sein; allein wegen der Verschiedenheit der Temperatur, der Elasticität des Stahls und der Veränderungen, welche die Feder mit der Zeit erleidet, sind sie ganz unsicher. Die Indery-

Zeigerwagen, einarmige Balkenwagen mit Scala, sind noch bequemer und zuverlässiger; sie brauchen nur an ein gefülltes Gefäß angehängt zu werden; auf der andern Seite ist ein festes Gewicht und die Waage zeigt auf der Scala das Gewicht an. Bei gleichbleibender Füllung ist die Differenz nicht größer als 1—1½ Proc., steigt aber auf 4 Proc., je nach der Verschiedenheit des Einfüllens. Weit richtiger stellt sich das Resultat, wenn man statt dem Cylindrer ein flaschenförmiges Gefäß anwendet und das Getreide durch einen Trichter einlaufen läßt, indem in diesem Falle das Einlaufen des Getreides gleichmäßig erfolgt und die geringe Oberfläche keine große Verschiedenheit beim Abstreichen zuläßt. Die Differenz beträgt hier nur ¼—1 Proc. Dieses Verfahren hat aber doch die Mängel, daß bei der Anfertigung des Geräthes Mängel vorkommen und mit dem Instrumente selbst Veränderungen eintreten können. Um diese Mängel zu beseitigen, wendet Wisenbach das Princip der hydrostatischen Waage an. Die nach diesem Principe konstruirte Wisenbach'sche Getreidewage besteht aus einem flaschenförmigen Gefäße, welches das Getreide aufnimmt, und dem daran angebrachten Schwimmer. Letzterer verbindet, daß der Apparat beim Eintauchen ins Wasser umfließt, und vermittelt, daß der Apparat Schwimmfähigkeit genug hat. Die an der Röhre befestigte Scala zeigt das Gewicht des Getreides nach Zollpfunden an. Die Anwendung dieser Waage ist sehr einfach. Zunächst verschafft man sich ein Gefäß, welches etwas tiefer ist als die Länge des ganzen Instruments, und so weit, daß es die Einfüllung des Instruments ungehindert gestattet. Dieses Gefäß wird mit Wasser gefüllt, welches wenigstens nicht lauwarm und nicht bald bis zum Gefrierpunkte abgekühlt ist. Hierauf wird der Trichter auf die Röhre des Instruments gesetzt und derselbe durch Nachfüllen möglichst voll erhalten, wodurch sich das Gefäß des Instruments anfüllt. Man nimmt dann den Trichter ab, ebnet durch Abstreichen des überflüssigen Getreides die Oberfläche der Röhre und senkt hierauf das Instrument ins Wasser. Am besten faßt man das Instrument oben an der Röhre an und taucht es mit einem bequamen Drucke der Hand fest ein; es wird dann beim Loslassen der Hand sich von selbst erheben und die Wasserschale an der Scala die Pfundzahl anzeigen. Diesen Versuch des Eintauchens kann man 2—3 Mal wiederholen, um aus diesen Beobachtungen ein Mittel der Pfundzahl zu nehmen. Sollte man durch Anstoßen an das Gefäß das Getreide etwas zusammengerüttelt haben, so darf durchaus Nichts nachgefüllt werden, weil sonst das Gewicht des Getreides zu schwer befunden werden würde. Sollte durch irgend einen Zufall Wasser in das Gefäß kommen, so muß solches vor Gebrauch des Instruments gut ausgetrocknet werden, damit sich keine Körner anhängen, damit überhaupt die Genauigkeit des Instruments nicht gestört wird. Mechanische Fehler kann dieses Instrument nicht haben, da es keine beweglichen Theile hat; die Genauigkeit ist daher bei richtiger Konstruktion absolut; nur durch die Füllung (wenn dieselbe nicht auf einmal, sondern nach und nach

geschieht) und durch die Temperaturverschiedenheit des Wassers können Fehler entstehen; erstere geben als höchste Differenz ¼ Proc., letztere auf 10—11° R. eine Differenz von 1 Proc. Gewicht. Wenn nun bei Anwendung eines Thermometers die größte Genauigkeit leicht zu erzielen ist, so erscheint es doch für den gewöhnlichen Gebrauch hinreichend, wenn man die dem Gefäße bekannte Temperatur des Wassers wählt, die es gewöhnlich hat, wenn es sich im Wohnzimmer befindet, nämlich + 13° R. Ist das Instrument auf diese Normaltemperatur gesetzt, so wird bei einer Veränderung der Temperatur von 10 Proc., wenn dieselbe auf + 3° R. fiel oder auf + 23° R. stiege, der Unterschied doch nur 1 Proc. sein. Es können also bei einiger Temperaturverschiedenheit des Wassers Differenzen von nur etwa ¼—½ Proc. entstehen. Vorzugsweise ist diese Waage für schwere Getreidearten, Weizen, Roggen u., bestimmt; will man mit derselben leichte Getreidearten wiegen, so müssen auf der Scala die einzelnen Pfunde dem Gewichte dieser Fruchtarten gemäß ausgedrückt werden. So anerkannt aber auch die Vorzüge des Wiegens vor dem Messen der Frucht sind, so steht doch einer allgemeinen Einführung des Wiegens beim Fruchthandel der Umstand entgegen, daß das Publikum überhaupt ungern neue Methoden annimmt, und daß zugleich eine ganz andere Schätzungsweise der Waare aus dem Wiegen erfolgt, in welcher der Käufer und Verkäufer noch keine Erfahrung hat. Deshalb hat man empfohlen, die Frucht sowohl zu wiegen als zu messen. Um die Vortheile des gleichzeitigen Messens und Wiegens passend zu vereinigen, konstruirte Ruess einen besonderen Apparat. Ein vieredriger hölzerner, unten enger werdender Kasten, dessen Bodenneßer die Hälfte des Kastendurchmessers beträgt, und dessen cubischer Inhalt genau dem Scheffelmasse entspricht, dient zur Aufnahme der Frucht. Durch ein in einem Falze laufendes Abstreichbrettchen, welches eine besondere Handhabe hat, wird ein stets gleichmäßiges Abstreichen des Maßes bewirkt. Um ein Verstauen der Frucht zu vermeiden, ist das Streichbrettchen etwas hoch, und eine hohe Verbindung des eigentlichen Maßes läßt die überflüssige Frucht nicht auf die Seite abfallen, sondern nach Vorn durch eine Art Rinne oder Ausguss in ein bereit stehendes Gefäß abfließen. Um auch beim Einfüllen eine stets Gleichmäßigkeit zu erreichen, wird die Frucht durch einen in bestimmter Höhe angebrachten Trichter eingeschüttet. Dieses Gefäßesmaße ist zwischen einem aus zwei durch ein Querstück verbundenen senkrechten Balken bestehenden Gestelle in der Weise aufgehängt, daß es durch eine einfache Kurbel mit einem Sperrhaken über Leitrollen mittels einer Seile in die Höhe gehoben werden kann. Zur Vermeidung einer störenden Reibung sind an den beiden Seitenwänden des Kastens kleine Rollen angebracht, welche zwischen zwei Schienen des Gestelles laufen. Um nun ohne besondere Mühe und Zeitaufwand das Gewicht des gegebenen Maßes zu erhalten, ist eine Federwaage an dem Aufhängepunkte des Maßkastens angebracht. Eine Hahn'sche Zeigerwaage oder auch eine

Federwaage, in Verbindung gesetzt mit dem obern Endstücke des Aufhängertrages, wurde ebenso leicht und billig herzustellen sein und noch den Vortheil gewähren, daß nur die Hälfte der Tragkraft der Waage erforderlich wäre. Die Waage gibt die einzelnen Pfunde zwischen dem niedrigsten und höchsten Gewichte der zu messenden Frucht durch den Zeiger deutlich an. Bei der Construction des Gefäßes ist jedoch darauf Rücksicht genommen, daß fast jede Brückenwaage eingeschoben werden kann. Bei den Brückenwaagen würde aber der wesentliche Vortheil verloren gehen, daß sich das Gewicht selbst anzeigt, wie es bei der Hahn'schen Zeiger- und der Federwaage der Fall ist. Man könnte aber auch eine Brückenwaage, wenn sie zweckmäßig in dem Gefaße angebracht ist, mit einer Zeigerwaage in Verbindung bringen. Die Brückenwaage müßte aber jedenfalls so eingerichtet werden, daß die Schalen zum Gewichte auf einer Seite neben dem senkrechten Balken des Gefäßes angebracht würden, um das Einbringen des Sackes bedarfs der Entleerung nicht zu hindern. Wenn nun das abgemessene volle Schöffelmaß mit Hilfe der Kurbel aufgesetzt worden ist, so hat man entweder schon unten durch die Brückenwaage oder im Schwaben durch die Zeigerwaage das Gewicht der Frucht erhalten, und die Entleerung des Sackes kann nun geschehen. Dieses wird auf bequeme Weise dadurch erreicht, daß von der hintern Seite des Gefäßes von einem Manne die Kündung des Sackes, in welchen die Frucht gebracht werden soll, unter den trichterförmigen Boden des Kastens angebracht wird, so daß, wenn der zum Schieben eingerichtete Boden herausgezogen wird, die Frucht sich in den Sack entleert. Da das Gefaß nebst dem Waage zum freien Transport zu schwer ist, so find unten am Gefaße vier kleine starke Räder angebracht, auf welchen der ganze Apparat mit Leichtigkeit nach Belieben von einem Orte zum andern gebracht werden kann.

(Dr. William Löbe.)

GETREU (Titulatur). Das Wort getreu ist offenbar mit treu ganz gleichbedeutend, nur die Verlängerung desselben, die hierdurch einen gewissen Anstrich des Heiligen erhält, daher auch sonst „getreu“ lieber als „treu“ gebraucht wird, wenn von besonders wichtigen oder erhabenen Gegenständen die Rede ist: „Gott ist getreu“ 1 Kor. 10, 13, vergl. 1 Thess. 5, 24.

„Gott ist getreu, er meint es gut
In allen seinen Sagen.“

Heide.

Indessen ist dieser Sprachgebrauch nicht fest bestimmt, und so brist es auch schon in der heiligen Schrift „du getreuer Knecht“ Matth. 25, 21. Es bezeichnet „getreu“, wenn von persönlichen Verhältnissen die Rede ist (also nicht z. B. vom Gedächtnisse, einer Abschrift u. dgl. m.), die Treue an dem gegebenen Worte oder Versprechen, an der Pflicht des Gehorsams, an der Liebe oder Freundschaft. Da dies besonders in Bezug auf Dienstpflichten eine der nöthigsten und wichtigsten Eigenschaften ist, so erklärt sich schon daraus, wie „getreu“ zu einer Titulatur werden konnte, und zwar zu einer

solchen, die den höchsten Stellen Beamten, den Geheimräthen, Ministern u. dgl. m. im teutschen Kanzleiwesen gegeben zu werden pflegte und hier und da noch gegeben wird. Hauptsächlich aber kommt hierbei der Einfluß des Feudalismus oder Lehnwesens und des germanischen Volkscharakters überhaupt hier in Betracht. Schon aus dem Tacitus und andern Schriftstellern ist bekannt, daß die Germanen in Bezug auf zwei Dinge keinem andern Volk nachstehen wollten, auf Tapferkeit und Treue, während schon Vopiscus von den Franken sagte: „Francis familiaris est, sibi reddendo frangere“ (vergl. J. G. Müller, Briefe über d. Stud. der Wiss. 1817. S. 132) und Steffens die wälsche Treulosigkeit daraus als Charakterzug der Franzosen erklärt, daß sie eben nur in der Gegenwart leben („Die gegenwärtige Zeit.“ 1817. S. 104). Ebenso bekannt ist, daß das Gefolge (comitatus), welches sich um einen Fürsten (princeps) sammelte, sich ihm zur unbedingten Treue verpflichtete (Tacit. Germ. c. 14), ihn nicht nur mit ihrem Leben zu verteidigen mußte, sondern ihn zu überleben für schimpflich hielt (Germ. c. 7, 14. Caes. Bell. Gall. VI, 23. Ammian. XVI, 12, 60). Dem eigentlichen Lehn- oder Beneficienswesen (Wais, D. Verfall. Gesch. 1, 138 fg.), aus welchem die ganze spätere Staatsordnung Europa's hervorging (v. Sögern, Resultate der Sittengeschichte II. S. 91 fg.), lag ebenfalls die persönliche Verpflichtung zur Treue im Kriegs- und Hofdienste zu Grunde, was dann auf den Staatsdienst in neuerer Zeit überging; daher in dem Kanckhyle „Lieber Getreuer“ der Titel war (oder noch ist), den die Fürsten ihren eigenen Geheimräthen zu geben pflegten (während sie die Minister fremder Fürsten „Lieber Besonderer“ nannten). Das Dienen in solchen Verhältnissen war überhaupt etwas Ehrenvolles, welches selbst Fürsten nicht verschmähten — dem Egel (Ribel. V. 1282. Lachm.) dienten ihrer 24 —, und so stand auch die Dienstreue in hohem Werthe. Dasselbe galt dann von der Unterthanentreue, und gilt noch jetzt in den Ausdrücken „das getreue Volk“, „der getreue Landtag.“ — Dabei sei erwähnt, daß in dem Jahre 1848 in Folge des teutschen Reichsstaatsumwerfens von Seiten des Ultrademokratismus man sich des Namens „Unterthan“ schämte (f. Allgem. Zeit. vom 10. Juli 1848. S. 3065 und vom 24. Juli eod. a.) und so auch die Bezeichnung „unser getreues Volk“ abschaffen wollte, wie namentlich in der berliner Nationalversammlung von Ziemer, Parrissus und Weichsel noch am 14. Oct. vorgeschlagen ward, wörtlich: „seudal“ und mit dem Grundsatze der Volkssouveränität im Widerspruch sei! Siehe

*) In Wieland's R. teutsch. Merkur. 1794. März. S. 281 wird schon bemerkt, daß auch bei uns Ausrufen dieses Wort, unter die üblichsten und unaufrichtigen geröhnt zu werden beginnt; eben, weil man den Franzosen nachsah, deren Hauptpassion die sogenannte Gleichheit, und deren jener Ausdruck darum verpöbte war, wie u. A. Carnot im Juni 1815 dem Kaiser Napoleon I. treffend auseinandersetzte; f. „Deutschland“ Nr. 267 vom 10. Nov. 1852.

Deutsche Allgem. Zeit. vom 18. Oct. 1848. S. 3829. Diese Periode ist zum Glück vorüber, hoffentlich für immer, und so möge für alle Zukunft das Wort „getreu“ bei uns die ehrenvollste Titulatur bleiben!

(Dr. K. H. Scheidler.)

GETRIEBE nennt man wol das gesammte Räderwerk einer Maschinenanlage. Im Besonderen und vorzugsweise aber wird darunter ein verzahntes Maschinenorgan verstanden, mittels dessen durch Eingriff eines Zahnrades einer Welle drehende Bewegung ertheilt, oder von einer Welle aus drehende Bewegung übertragen werden kann. Ist oft das Getriebe ein wahres verzahntes Rad, nur von geringem Durchmesser und mit wenigen (selten über 12) Zähnen versehen. Sehr kleine Getriebe sind mit ihrer Welle aus einem und demselben Ganzen gearbeitet; man schmiedet sie nämlich aus Eisen und schneidet die Zähne ein, oder stellt sie durch Feilen und Abbrecken aus einem eigens dazu geschnittenen Stahldrath (Ziehstahl) dar. Manche größere Getriebe werden aus Stäben (Ziehstücken) gebildet, welche man zwischen zwei parallele Freirunde Scheiben einsetzt; diese heißen Laternengetriebe oder Trillinge.

(Dr. Karmarsch.)

GETRIEBENE ARBEIT heißen solche metallene Gegenstände, welche aus Blech gemacht und mit mehr oder weniger künstlichen erhabenen Verzierungen versehen sind. Zu ihrer Verfertigung dienen bei größeren oder gröberen Sachen verschiedene Hämmer und ambosähnliche, aber sehr verschieden gestaltete Hülfsgeräte; bei kleinen und feinen Utensilien die Leidschuppen, welche dünne, am Ende zweckmäßig geförmte Stahlstäbchen sind, auf das Metall gestellt und durch Hammerschläge eingetrieben werden, um entsprechende Einbrüche zu erzeugen. Dabei liegt das Blech auf Blei, oder es ist auf der Rückseite mit einem zarten Ritze aus Pech und Ziegelmehl bekleidet. Pohle Gegenstände (Gefäße, Siegelringe u. dgl.) füllt man gänzlich mit dem Ritze aus. — In getriebener Arbeit von Gold und Silber kann sich ein bedeutender Grad von Geschicklichkeit und Geschmack offenbaren, und dergleichen Arbeiten besitzen oft einen großen Kunstwerth. Da jedoch die getriebene Arbeit sehr hoch zu stehen kommt, so wird sie in neuerer Zeit weniger gesucht, daher auch minder geübt als früher. Für den allgemeinen Bedarf wendet man statt derselben die in Stangen (gravirten Stempeln) mittels Hammer oder Prägprelle geprägte (geschlagene) Arbeit an.

(Dr. Karmarsch.)

GETTE, die, in Belgien, Nebenfluß der Demer, die in die Dyle und mit dieser in die Schelde geht.

(H. E. Hüssler.)

GETTYSBURG, Stadt im nordamerikanischen Freistaate Pennsylvania, südlich von Harrisburg, mit reichen im J. 1826 entdeckten Silbergruben, und einem lutherischen Predigerseminar, welches am 5. Sept. 1826 eingeweiht wurde. Einwohner 3000.

(H. E. Hüssler.)

GETULIUS, ein gelehrter Christ und Lehrer des Christenthums, welcher nebst seinem Bruder Amantius,

seiner Gemahlin Symphorosa, seinen sieben Söhnen Crescens, Julianus, Nemesius, Primitivus, Justinus, Staectus und Eugenius, seinem Diener Primitivus und dem Kriegstribun Cerealis unter der Regierung des Kaisers Hadrianus den Märtyrertod erlitt. Im Besitze eines, wie es scheint, nicht unbedeutenden Vermögens und aus Ueberzeugung dem Christenthum ergeben, lebte er ruhig in der damals schon sehr herabgekommenen und unbedeutenden Stadt Gabii nicht weit von Rom und beschäftigte sich mit dem Unterrichte der aus Griechenland und Italien zu ihm strömenden Christen, welchen er nicht nur geistliche, sondern auch körperliche Nahrung spendete. Sein eifriges Wirken konnte trotz seiner Zurückgezogenheit nicht lange verborgen bleiben und als der Kaiser Hadrianus, welcher in dieser Zeit zu Tibur (Tivoli), wo er einen prachtvollen Landhof erbauen ließ¹⁾, verweilte²⁾, wurde davon ertheilt, schickte er seinen Vornamen Cerealis nach Gabii, um Getulius zu verhaften. Cerealis fand Getulius in der Mitte seiner Schüler, mit der Erklärung der Lehren des Christenthums beschäftigt, und statt ihn zu verhaften, wurde er alsbald selbst von diesen Lehren hingerissen und ließ sich nach der nöthigen Vorbereitung von Cirtus, dem damaligen Bischof von Rom, welcher nach Gabii gerufen wurde, durch Taufe und Abendmahl in die Gemeinde der Christen aufnehmen. Verhaftet hatte ihn in diesem, wie er wußte, von schlimmen Folgen begleiteten Entschlusse der Brüder des Getulius, der ihm sehr befreundete Kriegstribun Amantius, welcher, um als Christ den Zorn des Kaisers nicht unnöthig zu reizen, ebenfalls von Tibur, wo die Ehefrau des Getulius mit allen

1) Die Lebensgeschichte des Getulius, welche zwar mit Unrecht dem Julius Africanus, einem christlichen Schriftsteller des 3. Jahrh. nach Chr., zugeschrieben wird, aber jedenfalls einer frühen Zeit angehört, ist am besten aus sehr alten Handschriften von D. Popebroet (Act. SS. Junii Tom. II. p. 264—267) herausgegeben; in der früheren Ausgabe von L. Surius (unter dem 10. Juni) ist der Text verunstaltet. Die Acten über den Märtyrertod seines Schwagers Symphorosa und seiner sieben Söhne, welche ebenfalls fälschlich dem Julius Africanus beigemessen werden, und fernerfalls in ihrer ursprünglichen Gestalt auf unsere Zeit gekommen sind, wurden in guten Ausgaben nach Handschriften mitgetheilt von Theod. Ruinart (Act. primor. marty. p. 23—25) und von Joh. Pinius (Act. SS. Julii T. IV. p. 350—359); die früheren Ausgaben von Surius (unter dem 18. Juli) und Andern sind unbrauchbar. Auch der Text in der sehr guten Bearbeitung der Legende von Rulo. Cerdinus (Passio SS. Martyrum Getulii, Amantii, Cerealis, Primitivi, Symphorose ac septem filiorum, notis et digressionibus illustrata. (Romae 1588. 8.) ist schlecht.) 2) Aelius Spartianus, Vita Hadriani c. 24. Acta Symphoroseae §. 1. 3) Dieser Aufenthalt muß in die Zeit fallen, welche der Kaiser von seiner Ankunft aus Athen (um das Jahr 120) bis zu seiner Abreise nach dem Oriente (im J. 129) zu Rom und Tibur zubrachte, da in der Lebensgeschichte des Getulius (§. 4.) der Papst Cirtus I., welcher im J. 127 farb, erwähnt wird; doch könnte wol auch Hadrianus schon vor seiner ersten Reise nach den Provinzen (um das Jahr 119) die Einmischung des Getulius und seiner Familie befohlen haben, da Cirtus I. im J. 117 den päpstlichen Stuhl bestiegen haben soll; die Chronologie dieser Thatfachen ist übrigens sehr unklar; die Handschriften aber, welche die Jahre 124 und 125 ansetzen, sind jedenfalls im Irrthum, da Hadrianus sich während dieser Jahre in Athen aufhielt.

Esöhnen in freiwilliger Trennung von ihrem jezt ausschließend fromme Zwecke verfolgenden Gemahle lebte, nach dem stillen Gabbii übergesiedelt war. Als bald darauf der Cessirer *) Vincinius nach diesem Orte kam, um die zur Bezahlung der Truppen dienende Steuer zu erheben, und den Uebertritt des Cerealis zum Christenthume ersuhr, hinterbrachte er diese Kunde sogleich dem Kaiser, welcher unterdessen wieder nach Rom gegangen war und ohne Verzug den Consular Kleinus *) mit dem Bescheide abschiedte, Cerealis, wenn er sich weigere, umzukehren und den Göttern zu opfern, seinen Ungehorsam auf dem Scheiterhaufen büßen zu lassen. Vincinius ließ nicht nur Cerealis, sondern auch die Veranlasser seiner Befehre, Getulius und Amantius nebst deren Diener Primitivus fesseln und nach Tibur bringen, wo er über sie Gericht hielt. Da sie sich weigerten, dem Jupiter und dem Mars zu opfern, so wurden sie, nachdem man sie durch Schläge nischandelt hatte, in einen Kerker geworfen und als sie auch hier ihren Sinn nicht änderten, auf dem Landgute Capreoli *) am salarischen Wege etwa 30,000 Schritte von Rom den Flammen übergeben und da Getulius im Feuer unverletzt blieb, so erschlugen ihn die zur Hinrichtung bestellten Soldaten mit Pfählen, welche sie aus den nahen Weingärten nahmen. Symphorosa, die Gemahlin des Getulius, bestattete seinen Leichnam in einer Sandgrube ihres Landgutes an einem Orte, welcher Capri hieß *). Als kurz darauf Hadrian den neuerbauten Palast zu Tibur einweihen wollte *) und sich durch Opfer die Gunst der Götter ersuchte, besagten sich diese durch den Mund ihrer Priester, daß die Witwe Symphorosa sammt ihren sieben Esöhnen sie täglich durch die Anrufung ihres Gottes quäle und daß der Kaiser die Erfüllung seiner Wünsche erwarten dürfe, wenn er Symphorosa und ihre Esöhne bewege, den Göttern zu opfern. Hadrian ließ sie vor sich bringen und suchte sie zuerst durch freundliche Worte und sodann durch Drohungen zur Abschreckung ihres Glaubens zu bewegen; als sie aber nicht wankte und nur mit großer Verachtung von seinem Göttersprach, ließ er sie im Tempel des Hercules durch Badenstreiche misshandeln und an den Haaren aufhängen; da jedoch auch diese Qualen sie nicht zu erschüttern

vermochten, wurde sie mit einem schweren Steine am Halse in den Anio (Tiberone) versenkt. Ihr Bruder Eugenius, einer der ersten im Rathe der Stadt Tibur, ließ den Leichnam herausnehmen und auf ihrem Landgute begraben. Am folgenden Tage wurden auch ihre sieben Esöhne, da sie sich eben so wenig bewegen ließen, den Göttern zu opfern, rings um den Tempel des Hercules an Pfähle gebunden und unter mancherlei Qualen hingerichtet. Die Leichname wurden zusammen in eine Grube geworfen und die Götterpriester legten diesem Orte den Namen „Zu den sieben gewaltsam Getödteten“) bei. Als bald darauf die Verfolgung der Christen nachließ, wurden die Gebeine aus der Grube genommen und am Wege von Rom nach Tibur 8000 Schritte von der ersten Stadt begraben *). Um die Mitte des 8. Jahrh. wurden die Ueberreste aller dieser Märtyrer nach Rom gebracht und in der Kirche des Erzengels Michael beigesetzt. Die katholische Kirche verehrt sie als Heilige und zwar Getulius und seine Esöhne aber am 10. Juni, Symphorosa und ihre Esöhne aber am 18. Juli. Vorstichtig benutzt können beide Regenden einigen Aufschluß zur Chronologie der Regierungszeit Hadrian's und zur alten Topographie der Umgegend Roms bieten. Aus dem in manchen Handschriften der zweiten Legende befindlichen Satze *), daß nach der Hinrichtung der Symphorosa und ihrer sieben Esöhne die Tochter Hadrian's wohnsinnig geworden sei, darf man jedoch nicht vermuthen wollen, daß der Kaiser eine Tochter gehabt habe, da nach dem Zeugnisse der alten Schriftsteller seine Ehe kinderlos war; der Satze verräth sich überhaupt auch schon dadurch als später eingeschmälzte Unfahne, daß er den Kaiser selbst vom Tufel zum Wahnsinn treiben und bald darauf, nachdem er sich einige Zeit in einem unterirdischen Gemache seines Palastes zu Tibur vor dem Tageslichte verborgen hatte, elend sterben läßt. (Ph. H. Kuhl.)

GEUDER (Gneal.). Ein altes, edles fränkisches Geschlecht, das seine Herkunft aus Böhmen ableitet und jezt den freiherrlichen Charakter führt. Siegmund Geuder (gest. 1278), der Ritter, kommt unfunklich vor 1260 als Besizer des Schlosses Kammereisen, zwischen Schwabach und Abensberg gelegen, welches derselbe mit seiner Gemahlin gleiches Namens eheirathete. Sein einziger Sohn Siegmund I. verkaufte das Schloß aber 1280 an die Grafen von Holfou, die es 1296 an den Burggrafen Friedrich von Nürnberg käuflich überließen. Sebastian, Ritter, und Grotz, Ritter, Geuder werden als Esöhne von Siegmund II. angeführt; ersterer erscheint als kaiserlicher Landweib im Elsaß und machte sich in Schwaben anständig, wo er auch als Hauptmann des verbündeten Adels vorkommt. Letzterer war 1356 Hofmeister bei Kaiser Karl IV., wurde von ihm zum Hofrichter ernannt und 1388 als dessen Abgänger an

4) Numerorum arcarius; der Ausdruck Arcarius für Cessirer kommt auch bei Tacitus (Vita Alex. Sever. c. 43) und in anderen Schriften aus der spätern Kaiserzeit vor. 5) Ein Consul P. Vincinius Eura wird in den Jahren 102 und 107 nach Chr. genannt; ein 2. Lucius Cerealis war im 3. 116 nach Chr. Consul. 6) Acta Martyr. Getulii §. 7. In fundo Capreoli in Salaria ab urbe Roma plus minus milliarium tricesimo supra fluvium Tyberim ad partem Savidianalem. Die salarische Straße führte aus dem rollinischen Tyber nach dem Sabinerlande. 7) Ueber die Localitäten Capreoli und Capri, welche vielleicht an derselben Stelle zu suchen sind, findet sich keine andere Auskunft. 8) Cum bacillatus Hadrianus palatium et id dedicare vellet ritu illi natio coepissetque sacrificia idolorum ac daemumum, qui in idola habitant, flagitare responsa. Acta Symphorosa §. 1. Dieser Paß mußte also jezt schon fertig gewesen sein, während die meisten übrigen großen Bauten zu Tibur und Rom erst gegen das Ende der Regierung Hadrian's vollendet wurden. Aurelius Victor, Caes. 14.

9) Ad septem Biothanatos. Act. §. 6.

10) Der Ort,

wo sich die Armerier einer kleinen Kirche befinden, soll noch dem Namen zu den sieben Brüdern (a sette fratelli) führen. 11) Vergl. den Commentarius praevius von P. Vincius §. 24, wo dieser Satze aus zwei alten Handschriften mitgetheilt ist.

Perth Innocenz VI. nach Rom geschickt. Von Margaretha von Seckendorf waren ihm drei Söhne geboren. 1) Heinrich I., der als kaiserlicher Ordensritter nach Preußen zog, 1380. 2) Rudolf und Heinrich II. Letzterer wurde vom Burggrafen Friedrich zum Reichshultheiß zu Nürnberg wegen seiner Kenntnisse vorgeschlagen (1386), auch hatte er sich mit des verstorbenen Reichshultheißen zu Nürnberg, Konrad's Großtochter, Anna, verheiratet. Der Kaiser bestätigte ihn in seinem Amte, wodurch er sich auch veranlaßt fand, um das Bürgerrecht in Nürnberg einzukommen. Seine beiden Söhne Konrad I. und Heinrich III., die 1391 von dem Herzoge Swantiber in Pommern zu Stettin das Schloß Heroldsberg mit Hofmark, Amt, Herrlichkeiten und allen darin befindlichen Dörfern und Gütern, unweit Nürnberg, erkaufte, wurden vom Könige Wenzel von Böhmen auch damit beschenkt. Sie sind die Stifter der in Schwaben ausgebreiteten und der in Oberfranken noch blühenden Linien, die von nun an den Zunamen „von Heroldsberg“ führten.

A. Die erloschene Linie in Franken und Schwaben.

Konrad I. war burggräflicher Rath, Pfandamtmann zu Schwabach und Windsbach, die ihm mit dem Schlosse Kammerstein vom Kurfürsten Friedrich von Brandenburg und Burggrafen von Nürnberg verpfändet wurden. Nach dem Tode seines Vaters (1389) übertrug man auf ihn das Reichshultheißenamt zu Nürnberg. Aus seinen beiden Ehen mit Agnes Waldstromei und Beatrice von Wundheim, die Hofmeisterin am württembergischen Hofe gewesen, waren ihm drei Söhne geboren: 1) Konrad II., starb auf seiner zweiten Meerfahrt nach dem heiligen Lande zu Kairo. 2) Heinrich III., Urheber der Linie in Schwaben, und 3) Georg, Urheber der Linie zu Embskirchen in Franken. Heinrich III. befand sich im Jahre des Kurfürsten Friedrich von Brandenburg gegen die Hussiten als Anführer der Adelsarmee; zum andern Male mit dem Markgrafen Albrecht gegen die nämlichen. Bei der Belagerung der Stadt Neuburg an der Donau (1443) ward er dabei in einem Sturme so hart verwundet, daß er kurz darauf starb. Von Christine Zücher waren ihm mehrer Kinder geboren, drei Töchter und zwei Söhne, Sebald und Heinrich. Der Erstere hatte seine Jugend als Gecknabe am böhmischen Hofe zugebracht, war Oberster unter dem Heere des Königs Podiebrad, das der Wien zog, um den Kaiser Friedrich zu befreien, als sein Bruder, der Erzherzog Albrecht von Oesterreich, ihn in Wien 1462 belagerte. Heinrich wird als Burgpfleger der Reichsbesatzung zu Nürnberg 1470 genannt und hinterließ von Margaretha Tegel von Kirch-Sittenbach einen Sohn Christoph. Dieser war Hofmeister bei Kaiser Max I. und wurde von ihm zum Landvoigt in Hagenau bestellt, wo sich er 1527 starb. Durch das Schloß Janed und den Markt Büttelbrunn in Schwaben, die er mit Eva Schlupf zu Janed, als eine Erbtochter, erheiratet, und durch Kauf das Schloß Janed in Högau erwarb,

war er durch zwei Söhne Stifter dieser Linie. Hans Heinrich zu Janed zum Mitgliede in der schwäbischen Reichsritterschaft aufgenommen, 1540, wurde vom Landgrafen Georg von Stühlingen, an dessen Hof er sich frühzeitig begeben, zum Landvoigt über Stühlingen gesetzt. Mit Margaretha von Gundorath hatte er zwei Söhne: Christoph und Anton, und eine Tochter erzeugt, mit denen aber diese Linie 1590 erlosch, indem Christoph als Gecknabe frühzeitig starb, und Anton, der sich dem Kriegswesen widmete und unter Kaiser Max II. als Oberster eines Regiments Landsknechte den Feldzügen in Ungarn gegen die Türken mit beinahe, unverheiratet sein Leben beschloß. Christoph II., der Bruder von Hans Heinrich zu Janed, hatte ebenfalls das Glück, durch Erheirathung einer Erbtochter, Sibilla von Hohenburg, die Schloßer und Marktsiedler Stühlingen und Herlingen in Högau zu erwerben; aber da diese Ehe nur mit drei Töchtern gesegnet, so erlosch auch diese Linie im männlichen Stamme und die Besetzungen kamen durch die Töchter: Anna und Euphrosine an ihre Gemänner Ludwig von Freyberg zu Drossingen und Jacob Siegmund von Holwitz; die dritte Tochter starb als Priorin zu St. Katharinensthal bei Diefenhofen 1625. Georg, der Bruder von Konrad II., war der Stifter der ebenfalls jetzt erloschenen Linie zu Embskirchen und zum Stein. Er diente anfänglich dem Kurfürsten Friedrich von Brandenburg, dann dem Kaiser Siegmund mit einer Fahne Reiter, bezoglichen auch in dem mährischen Kriege gegen Markgrafen Albrecht von Brandenburg. Im J. 1430, als er sich nach Nürnberg zurückzog, wurde er in den Rath erwählt und war Hauptmann des reissigen Zeugs im schwäbischen Städtekreige. Er war seit 25 Jahren in Nürnberg als ein thätiges Rathsmitsglied sowohl auf den Fürkungen, wie auch bei vielen andern wichtigen Verrichtungen, als Vorkassier der Reichsstadt Nürnberg in verdienstem Ansehen. Sein einziger, mit Anna Kleiber erzeugter, Sohn, Andreas I. Bruder, pflanzte nicht allein diese Linie dauerhaft fort, sondern war ebenso, wie sein Vater, in den Angelegenheiten seiner Vaterstadt, denen er 32 Jahre vorstand, in großem Ansehen. Als Beisitzer des Lebens- und Landgerichts im Burggrafenthume Nürnberg wurden ihm nicht allein vom Kaiser und Reich, vom Markgrafen Albrecht von Brandenburg, als auch von der Reichsstadt Nürnberg selbst wichtige Commissionen aufgetragen, wo er als Unterhändler, Vermittler oder als Richter die Parteien zu vergleichen hatte. Als kaiserlicher Commissar legte er den Aufruf in der Reichsstadt Weissenburg, der Bürgererschaft gegen den Rath in Aufhebung des Regiments, friedfertig bei und half die neuen Statuten und Ordnungen aufrichten; der Kaiser Friedrich belohnte ihn dafür 1471 mit einer Wappenverbesserung dahin: daß das Helmkleinod mit einer goldenen Krone zu bedecken wäre. Auch wurde er von dem Herzoge Ludwig von Baiern zu Landshut und dem Markgrafen Albrecht von Brandenburg zum Obmann erwählt, um die langjährigen Streitigkeiten, die Feldten nach sich zogen, zu hei-

digen. Mit seiner Frau Ursula Freiin von Babenberg erheiratete er einen Antheil an dem Schlosse und Amte Embskirchen und verglich sich darüber mit seinen Schwägern Leonhard Freyherr v. Babenberg und Martin von Hopfen. Mit seinen beiden Söhnen, Andreas III. und Georg II., den Söhnen von Andreas II., Reichsfürst des innern Rathes zu Nürnberg, theilte sich diese Linie wieder. Andreas III. Herr zu Heroldsberg und zum Stein, Reichsfürst des innern Rathes zu Nürnberg, hinterließ von Katarina Holzsäuber zwei Söhne: Andreas IV. und Hieronymus. Alle beide waren Räte des Erzbischofs Karl in Oesterreich; ersterer erwarb das Schloß Haiderödorf am Wienerwalde, wurde unter die österreichischen Landstände aufgenommen und starb 1563, ohne von Ursula Leusser zu Pöding eine Nachkommenschaft zu erhalten. Hieronymus verließ später seinen Dienst als Kammerath bei dem Erzbischofe Karl und betrieb eifrig seine erworbenen Bergwerke in der Steiermark (gest. 1587). Mit seinem drei Söhnen Darius, Hieronymus II. und Siegmund, starb diese österreichisch-herzogliche Linie 1640 aus. Ebenso die Linie, von Georg zu Heroldsberg gestiftet, die im Stadtreichthum zu Nürnberg, wie ihre Vorfahren, Rathes- und Pflegerstellen bekleideten, erlosch ebenfalls in der dritten Generation mit Ursula, der Ehegattin von Friedrich Leheim Pfleger zu Hippoldstein (1623).

B. Die noch blühende Linie zu Heroldsberg und Stein.

Heinrich (gest. 1407), der mit seinem ältern Bruder Konrad den Hofmark Heroldsberg 1397 erkaufte hatte und im gemeinschaftlichen Besitze geblieben, daher nach dem Aussterben der vorhergehenden Linie seinen Nachkommen die andere Hälfte wieder zuviel, pflanzte mit Brigittie Pfinzin von Hansenseld ihm in zweiter Ehe mit Anna Urtlich seinen Stamm durch zwei Söhne: Martin I. und Seig fort. Dieser, der sich auf Turnieren und Ritterspielen herumgummelt und manche Rache ehrenvoll gekrochen, führte auch das Banner der Reichsstadt Nürnberg als Feldhauptmann unter dem Kaiser Siegmund gegen die Hussiten. Später wurde er Richter des kaiserlichen Landgerichts und starb 1444. Er hinterließ von Margaretha von Uttenhofen, die Schwester des Bischofs R. von Regensburg, zwei Söhne: Heinrich (gest. 1463), der einen Theil an dem Schlosse und Markte Wendelsheim erwarb, und von Christine Waldstromer keine Nachkommenschaft hinterließ, und Martin II. Dieser war Mitglied des innern Geheimrathes in Nürnberg, erkaufte das unmittelbare Amt Markt Neuhof unweit Ansbach und wurde 1442 vom Kaiser und Reich damit betraut. Aus der Ehe mit Walburga Kress von Kressenstein erzielte Martin einen Sohn: Martin III. (geb. 1450, gest. 1552). Auf dem Turniere zu Nürnberg 1486 nannte dieser mit Markgraf Friedrich von Brandenburg. Er hatte das Schloß Stein an der Aelbisch nebst den Bauerschaften dahinter und ein Eisenhammerwerk von Hans Rebel 1502 erkaufte und starb als Reichsschultheiß von Nürn-

berg, nachdem er 50 Jahre in den städtischen Angelegenheiten zugebracht hatte. Von seiner zweiten Frau, Juliana Pirkhammer, der Schwester des berühmten Richard Pirkhammer und der letzten ihres Geschlechtes, wurden ihm vier Söhne geboren: 1) Georg; 2) Martin IV.; 3) Hans und 4) Sebald II. Georg, der unter dem Heere des Kaisers Karl V. in den niederländischen und italienischen Kriegen bis zum Jahre 1550 als Obrist eines Reiterregiments sich hervorgethan hatte, erhielt vom Kaiser selbst bei seiner Krönung in Böhmen am 24. Febr. 1530 den Ritterschlag. Als er 20 Jahre später nach Nürnberg zurückkehrte und in den innern Rath der Stadt aufgenommen, starb er bald darauf (1553). Martin IV. war Truchseß am Hofe des römischen Königs Ferdinand I., dann Kammerath und Kriegsschultheiß und starb zu Pesth am 23. Juli 1541. Hans, Reichsfürst des innern Rathes und Stadtschreiber, erhielt in der brüderlichen Theilung den Markt Neuhof und pflanzte diese Linie mit Brigittie Hirschvogel durch vier Söhne und drei Töchter fort, woraus nur Julius hier angeführt wird. Dieser war Mitglied des ältern geheimen Rathes und oberster Hauptmann der Kriegswache zu Nürnberg, und obgleich er gleich zweimal verheirathet, mit Marie Haller von Hallenstein und Ursula Zuger von Simmelshof, hinterließ er nur eine Tochter: Marie Magdalena, an Siegfried Pfünzing zu Heuchling verheirathet. Julius hatte das Amt Markt Neuhof vor seinem Tode an die Markgrafen von Brandenburg verkauft und starb 1594. Sebald II., der vierte Sohn von Julius, war in seiner Jugend im kaiserlichen Heere unter Max I. und Karl V., führte eine Fahne Reiter im schwäbischen Bunde und zeichnete sich als geschickter Kämpfer auf den Turnieren, die zu Nürnberg 1522 und 1528 gehalten wurden, aus. Als Hofmeister des Bischofs zu Osnabrück beschoß er sein Leben und hinterließ von Anna Welser zwei Söhne, Philipp und Anton. Beide Brüder hatten in Padua 1550 der Rechtswissenschaft obgelegen; bei ihrer Zurückkunft traten alle beide als Mitglieder des innern Rathes ihrer Vaterstadt ein. Philipp wurde auch Feldhauptmann zu Nürnberg und turnierte 1561 auf dem letzten Turniere, welches zu Nürnberg stattfand. Er war ein sehr ununterrichteter, in den Reichsgeschäften viel gebrauchter Mann. Als Landgraf Wilhelm der Weise von Hessen seinen Tod erfuhr, soll er geäußert haben: Wenn Nürnberg mehre Philippe Geuder hätte, so würde es der Republik Venedig Nichts nachgeben! Von Katharine Welser hatte er fünf Söhne und zwei Töchter, welche aber ohne Nachkommen starben. Er starb 1581. Anton (gest. 1604), neuestes Mitglied des geheimen Rathes, Kirchen- und Oberamtsverpfleger, Curator der Universität Altdorf und Scholarch, in den alten und neuen Sprachen wohl erfahren, setzte fort diese Linie durch Maria Imhof, die ihm zwei Söhne und eine Tochter gebar. Von diesen hatte Jacob (geb. 1575, gest. 1616) mit seinem Bruder Johann in Siena studirt, der selbst 1588 starb, und begab sich darauf in kurpfälzische Dienste, nachdem er das Bürgerrecht

in Nürnberg aufgefagt, und wurde Regierungsrath und Landrichter zu Amberg. Als er sich später auf seine Güter zurückzog, beschäftigte er sich mit Uebersetzung mehrerer Schriften aus der italienischen in die latrinische Sprache, die größtentheils das türkische und persische Reich betrafen. Von Sabina Welfer hinterließ er sechs Söhne und zwei Töchter, von denen die Söhne in Kriegsdiensten während des 30jährigen Krieges sich befanden und mehrertheils ihr Leben darin verloren. So blieb Hans Christoph als kurlächsischer Oberstleutnant in der Schlacht bei Wisthof 1636. Hans Jacob, kurlächsischer Hauptmann, starb im nämlichen Jahre zu Zeit an der Pest; Hans Heinrich ebenfalls kurlächsischer Leutnant blieb an den bei der Eroberung von Magdeburg empfangenen Wunden; Hans Friedrich, königl. schwedischer Rittmeister, starb 1670; Hans Philipp und Hans Andreas waren die Fortpfanzer zweier Linien:

a) Die Linie zu Heroldsberg, Stein und Richtenfels.

Johann Philipp (geb. 1597, gest. 1650) hatte mit seinem Bruder Johann Andreas aus Unversitäten und auf Reisen die Jugend zugebracht; als aber der 30jährige Krieg ausbrach, nahmen beide ebenfalls im kaiserlichen Heere Dienste. Johann Philipp wurde Leutnant in dem Regimente, welches die französische Reichsritterschaft errichtete, wurde Rittmeister und verließ bald darauf den Soldatenstand und ward gräf. Löwensteinisch-vertheibischer Hofmeister und Kasseibdirector. Als königl. schwedischer Kriegsrath und Commissarius beim französischen Kriege trat er 1636 auf und als kurl. anhaltischer Rath und Gesandter befand er sich am Wahl- und Krönungstage 1636 des Königs Ferdinand III. zu Regensburg, wo er mit mehreren andern Gesandten den Ritterschlag erhielt. Hier in Regensburg übernahm er bei dem Markgrafen von Brandenburg die Stelle eines Rathes vom Hause, d. h. um bei wichtigen Angelegenheiten auf Verlangen seine Rathschläge zu ertheilen; auch der Bischof Franz von Würzburg verlieh ihm und seinen männlichen Nachkommen das Erb-Untermarschallamt des Bisthums und Herzogthums Franken. Da Johann Philipp durch seine Güter ein Mitglied des Ritterscantons Gekürig in Franken war, so wurde er auch zum Rittersath und später zum Rittershauptmann gewählt, eine Stelle, mit der die Würde eines wirklichen kaiserlichen Rathes jebrmal verbunden ist. Seine Kenntnisse und Erfahrungs, die er während dieser wichtigen und für Aufschwund unglücklichen Periode in so verschiedenen Verhältnissen sich erwerben, trugen dazu bei, daß er auf einem General-Conventstage der gesammten Reichsritterschaft zum General- und Specialdirector aller drei Kreise, Franken, Schwaben und am Rheinfrome, gewählt wurde, einem Wirkungskreise, dem er bis an sein Ende mit Ruhm vorstand. Er hatte sich zweimal verheirathet mit Isabella Witt von Spottstein (1619), die ihm sechs Söhne und neun Töchter gebar, und nach ihrem Tode mit Anna Elisabeth Kobenstein von Dörlau. Da sie die letzte ihres Geschlechtes war, so nahm er und seine

Nachfolger den Beinamen genannt „Kobenstein von Dörlau“ laut kaiserlichem Diplome an. Seine Söhne Ludwig Ernst, Heinrich Adolf und Philipp Karl stifteten ebenso viele Linien.

1) Ludwig Ernst (geb. 1622, gest. 1660), Erb-unterschatz von Franken, war früher in Kriegsdiensten der Generalstaaten; mit Margaretha Karbarina von Seckendorf-Gutend vermählt, wurde er Vater von sechs Söhnen und vier Töchtern. Von den Söhnen, die größtentheils in kaiserlichen Diensten sich befanden und ihr Leben darin verloren, war Philipp Ludwig (gest. 1704) Gebutermarschall von Franken und Rittersath des Cantons Gekürig, der mit Anna Cordula v. Pachereb in einer unfruchtbaren Ehe lebte; er war der letzte des Geschlechtes, der das Erb-Unterschatzamt von Franken besaß.

2) Heinrich Adolf (gest. 1675), war brandenburg-eulmbachischer Rath, Kammerjunker und Oberamtmann zu Weierdorf, pflanzte seine Linie durch Sabina Veronika Schuller von Abthalbin mit drei Söhnen und drei Töchtern fort. Einer von diesen, Friedrich Philipp (gest. 1727), kaiserlicher Rath und Rittersath des Cantons Gekürig, war mit Amalie Louise, Herzogin v. Kurland, Wittve vom Fürsten Wilhelm Adolf von Nassau-Siegen, verheirathet, mit dessen Enkel auch diese Linie verblühte.

3) Philipp Karl (geb. 1694), kurl. anhalt-beruburgischer Geheimrath, Hofmeister und Kammerdirector, erhielt vom Kaiser Leopold I. 1693 eine Bestätigung des Rechtes den Beinamen „Kobenstein von Dörlau“ und das Wappen zu führen, und war mit Amalia Hedwig von Wietzehein vermählt, mit der er zwei Söhne erzeugte. Johann Georg (geb. 1677, gest. 1747), königl. preuß. wirklicher Geheimrath, Regierungs- und Kammerdirector zu Halberstadt, auch Johanniterritter und Ordenskanzler, hatte früher seine Lebensbahn im anhaltischen Dienste aufgefungen und bis zum Geheimrath gebracht, wo er als Geheimrath in königl. preussische Dienste überging. Er war viermal verheirathet gewesen. Seine beiden ersten Frauen: Eleonore von Rendsach und Louise von Bornschütz, starben im Wochenbette, daher er von seinen beiden andern Frauen, Sophie Freiin von Lettenrath, zwei Söhne und zwei Töchter, und nach deren Tode von Sophie von der Gröben fünf Söhne und sechs Töchter hinterließ. Von diesen Söhnen waren Christian Christoph Friedrich (geb. 1710) und Christian (geb. 1736) als beide königl. preussische Kammerherren und verheirathet; ersterer hinterließ einen Sohn gleiches Namens, der als königl. preuß. Rittmeister quittierte und auf seine Güter in Franken sich zurückzog. Mit ihm erlosch der Stamm Geuder, genannt Kobenstein von Dörlau, welcher auch den freiburgischen Charakter führte.

Das Wappen dieser Linie war: ein vierfach getheiltes Schild, im 1. und 4. blauen Felde ein auf die Spitze gestelltes silbernes Dreieck, an jeder Spitze ist ein silberner Stern angebracht; im 2. und 3. rothen Felde ein nämlich gestelltes Dreieck, an jeder Spitze

ein geharnischtes Bein. Dieser Schild ist mit zwei gekrönten Helmen bedeckt. Auf dem zu rechter Hand liegt das alte Stammeappan, das Dreieck mit den Sternen und dem zu linker Hand zwei rotke und weiße Adlerflügel.

b) Die Linie zu Heoldsberg, Stein, Reufos, Unterkorf und Gründlosh.

Johann Andreas (geb. 1598, gest. 1654), ein Bruder von Johann Philipp, Stifter der vorhergehenden Linie, genannt Kadenstein, ist der Urheber der jetzt noch im Königreiche Bayern blühenden freiherrlichen Linie. Johann Andreas begab sich, wie alle seine andern Brüder, in den 30jährigen Krieg, und nahm als kaiserlicher Hauptmann seinen Abschied, um sich mit Maria Balthemee von Reichelsdorf zu vermählen (1639). Sein einziger Sohn Johann Adam Georg (geb. 1641, gest. 1718) ließ sich wieder das Bürgerrecht in Nürnberg ertheilen, als er von Universitäten und Reisen zurückgekommen und starb als kaiserlicher wirklicher Rath und Reichshultheiß, wie auch Mitglied des ältesten Geheimenraths, Lösungsherr und Pfleger aller Hospitäler in Nürnberg. Mit seiner Gemahlin Regina Koler von Reufos, mit der er Reufos acquirirte, waren ihm fünf Söhne und sieben Töchter geboren, von denen Karl Benedict nur allein diese Linie dauerhaft fortsetzte. Er war geboren 1670 und hatte sich nach und nach alle die Aemter und Würden erworben, denen sein Vater früher vorgeklaut hatte. Er erhielt vom Markgrafen von Brandenburg den Orden de la générosité, den K. Friedrich II. in den Orden pour le mérite umwandelte. In seinen zwei Ehen mit Maria Pünzing von Hansensfeld und Sibilla Zacher von Simmelsdorf wurden ihm zwei Söhne und zwei Töchter geboren, von denen Johann Adam Rudolf (geb. 1718, gest. 1770), kais. Reichsfrenthüter und Verwahrer der Reichsleibneden zu Nürnberg, auch Rittersatz des Cantons Guburg, ebenfalls durch zwei Frauen: Maria Keck von Kressenstein und R. K., Vater von drei Söhnen und mehreren Töchtern war. Von diesen blühen in der zweiten Generation die Linie von Johann Siegmund (geb. 1785), kais. bairischer Landgerichtsrath, mit Eleonore Frein von Radnig und von dessen Vater Bruder: Karl Rudolf (geb. 1788), kais. bairischer Kammerjunfer, vermählt mit Barbara Weimer, die jetzigen Nachkommen. Diese Linie bekennt sich zur katholischen Confession und ist 1822 bei der Freiherrenclasse des Königreichs Bayern immatriculirt. — Das Wapen dieser Linie ist noch das unveränderte Stammwapen in einem blauen Schilde, eine dreieckige silberne Kante (Dreieck), an jeder Spitze ein silberner sechsbediger Stern. Auf dem mit einer goldenen Krone bedeckten Helme erhebt sich ein blau- und silbergetheilte Stern von sechs Strahlen, wovon zwei Spitzen mit silbernen und blauen Federbüscheln geziert sind.

(Albert Freih. von Boineburg-Lengsfeld.)
GEUDER (Melchior Friedrich), von Nordböhmen gebürtig, studirte in Altdorf und Tübingen Medizin

und ließ sich als Arzt in Stuttgart nieder, woselbst er aber schon in der Blüthe der Jahre am Ende des 17. Jahrh. starb. In dem damaligen Kampfe gegen die chemiatrische Schule nahm er mit heftigen Waffen Theil in seiner Schrift: *Diatribe de fermentis variorum corporis animalis partium specificis et particularibus*. *Accedit Diss. de ortu animalium*. (Amst. 1689. 8.) Er lieferte ferner lateinische Uebersetzungen der *Strologie* von Clopton Havers (Frankf. 1692. 8.) und der *Anatomie* von Daniel Sauv. (Ulm 1694. 8.) Auch ließ er sich in eine literarische Fehde ein mit dem bekannten Gernema durch die Schrift: *Medicinische Lebensmittel den Narkotika Gernema's entgegengesetzt* (Ulm 1689. 8.), worauf aber Gernema gleich im J. 1689 wieder antwortete: *Abge-nöthigte Antwort über der erste Stein aus Gernema's Schutler* gewesen wider Mr. F. Geuder.

(F. W. Theile.)

GEUDERN (Gedern oder Gögern), Marktsteden in der großherzoglich-hessischen Provinz Oberhessen, im Kreise Nidda, östlich von Nidda, Landgericht Drenberg, Hofgericht Gießen. Der Pleden gehört zur gräflich Stolberg-Berningerode'schen Standesherrschaft Stolberg-Gedern, am Fuße eines Berges, auf welchem Schloß und Garten des Standesherrn liegt; Sieh eines großherzoglich-hessischen, gräflich Stolberg'schen Gesamt-Consistoriums für die standesherrlichen Besessenen der Grafen zu Stolberg-Berningerode und Drenberg im Kreise Nidda, eines evangelischen Dekansats und einer Districts-Steuerkanzlei. Die 1900 Einwohner, unter denen etwa 160 Juden, beschäftigen sich mit der Fabrication von Strohhauben, geobert Strohhüte und Leinwand; auch sind unter ihnen viele Drechsler, Schuhmacher, Rothgerber und Brantweinbrenner. — Geudern ist ein Theil der ehemaligen Grafschaft Königstein und kam nach dem Aussterben derer v. Eppenstein an die Grafen von Stolberg, welche sich nach Geudern nannten. Als im J. 1804 diese Separatlinie erlosch, kamen deren Besessenen an das Haus Stolberg-Berningerode. Im J. 1806 wurde Geudern der großherzoglich-hessischen Hoheit unterworfen.

(H. E. Haasler.)

GEUFROY (Antoine), latinist. Geufraeus oder auch Geuffraeus, ein Johanniteritter von wissenschaftlicher Bildung und gelehrten Kenntnissen aus der Landschaft Dauphiné stammend, von dessen Lebensumständen aber Nichts weiter bekannt worden ist, als daß er in der ersten Hälfte des 16. Jahrh. mit seinem Ordensbruder Jean Martin aus Autun etliche Jahre lang unter unbekannten Verhältnissen in der Türkei gelebt und auch die türkische Sprache erlernt hatte. Nach Frankreich zurückgekehrt, zeichnete er auf den dringenden Wunsch seines Jugendfreundes und Lebensgenossen des Serres (Serrius) zu Paris zu dessen Belehrung Alles, was er in der Türkei erlebt, gesehen und erforscht hatte, in allgemeinen Umrissen auf und theilte demselben diese Notizen mit der vorsichtigen Bedingung mit, keinen öffentlichen Gebrauch davon zu machen, weil er verunglimpft zu werden befürchtete, wenn man sehe, daß er

nicht in den gewöhnlichen leidenschaftlichen Ton der Kreuzprediger gegen die Türken eingestimmt hätte. De Serres verstaute das Manuscript zwar unter seine Bücher, ließ aber zu, daß es Quintin etliche Monate darnach aus der Verborgenheit hervorzog, sehr wichtig fand und mit dem Versprechen zu sich nahm, dafür verantwortlich zu sein, wenn er davon Gebrauch machen werde. Wirklich ließ Quintin das Schriftchen unter dem Schutze des Johanniter-Generalprocurators Duinon im Frühjahr 1542 zu Paris drucken und rechtsfertigte sein Plagiat in der an jenen gerichteten Dedication, ohne den Namen des wahren Verfassers zu verschweigen.

Man war in Frankreich und anderwärts bis dahin über die Türkei, deren Geschichte, Verfassung, sittliche und religiöse Zustände nur durch leidenschaftliche Reden und Pamphlete von Unkundigen, womit die Christenheit gegen die Muselmänner angriffen und zu deren Bekämpfung begeistert werden sollte, mithin schlecht und höchst einseitig unterrichtet gewesen; daher die Mittheilungen Geufroy's in gedruckter Druckschrift, wiewol nicht diesem Zwecke dienend, einen großen Vorzug hatten und begierig gelesen wurden. Als in weniger denn drei Vierteljahrhundert das Schriftchen vergriffen war, begab sich dessen Verleger mit dem einzigen Exemplare davon, das ihm noch zu Gebote stand, zum Ritter Geufroy und verlangte von ihm eine genaue Durchsicht desselben, um es mit seinem Namen an der Spitze, wie ausdrücklich verlangt wurde, wieder auslegen zu können. Verdrießlich über das Geschehene, das nicht zu ändern war, übernahm Geufroy die Durchsicht der von Fehlern strengen Schrift, verbesserte dieselben und erweiterte den Inhalt mit anschaulichen und wichtigen Zusätzen, besonders über die Stärke des türkischen Reiches, ohne dabei dessen wahrgenommene Schwächen zu verhehlen. In dieser wesentlich vermehrten Gestalt erschien sie mit Geufroy's Namen unter dem Titel: *Description de la court du grand Turc, et vn Sommaire de leurs telles superstitions, avec vn Abregé de leurs telles superstitions, ensemble l'origine de cinq empires yssus de la secte de Mehemet* zu Paris 1543⁵⁾ und wurde wegen ihres reisenden Abganges vermutlich 1546 in 4. von Neuem aufgelegt, wie aus du Verdier's Ausgabe vermuthet werden kann. Allenfalls machte sie großes Aufsehen und in Deutschland verlangte man wegen ihrer großen Vorzüge, die nicht unbeachtet blieben, bald nach einer deutschen und lateinischen Uebersetzung. Erstere erschien mit dem Titel: *Hoffhaltung des Türkischen Keisers und Othomannischen Reiches* Beschreibung u. s. w., übersezt von Nicolaus Sönniger von Lauber Königsbotten zu Basel o. J. (1573) mit vielen Holzschnitten in Fol. Letztere beabsichtigte der Kaiserliche Kammergerichts- zu Spier, Simon Schard, zwar zu machen für sein Corpus historiae Turcaeae und ließ sich ein französisches Exemplar des Buches von dem ausgeburger Patricier Hervart zu diesem Be-

hufe geben, traf aber, seinen Plan wieder aufgebend, nachher die Ausführung des Versuches an Wilhelm Godeleben (Godeleueneus) ab, dessen hier mit benutzte Uebersetzung auch unter Anerkennung der Vorzüge des Originals mit dem Titel: *Aulae Turcaeae Othomannicae Imperii descriptio, qua Turcarum Palatina officia, mores, sectae item Mahometicae, Imperiorumque ex ea prodeuntium status luculenter enarrantur* etc. zu Basel ohne Jahr (1573) in 8. erschien. Eine neue Ausgabe von dieser Uebersetzung besorgte bei demselben Verleger der teutsche Uebersetzer Honiger Königshof zu Basel (ob nach der Ueberschrift) ohne Vorwort mit einigen wesentlichen Zusätzen und Veränderungen zu Basel ohne Jahr (1577) in 8., welche weit mehr als jene erstere bekannt ist, während das französische Original außerst selten geworden zu sein scheint. Die teutsche, auch hiermit benutzte Uebersetzung ist nach der ersten lateinischen, vermutlich gleichzeitig, gemacht worden. Im Uebrigen ist von Geufroy auch ein *dialogue de la teste et du bonnet* (Eben 1544. in 16.) bekannt, doch ist diese, vermutlich satirische, Schrift eine Uebersetzung aus dem Italienischen des Pandolf Colseuenerio⁶⁾.

(B. Rise.)

GEULINX⁷⁾ (Arnold), der bedeutendste unter den Schülern des berühmten Philosophen René des Cartes, war im J. 1625 zu Antwerpen geboren und studirte auf der Universität zu Löwen die Theologie und Philosophie. Seines ungewöhnlichen Talents und seines tiefen philosophischen Wissens wegen wurde er schon als noch junger Mann im J. 1641 als Lehrer der Philosophie an derselben Universität angestellt und erwarb sich den Beifall seiner Zuhörer um so schneller, als er den damals seltenen Muth hatte, die alte scholastische Philosophie mit Hohn und Spott, wenn auch gerade nicht mit seinem Geschmacke anzugreifen, und nebenbei auch die Christlichkeit und insbesondere das Königthum nicht scheute. Da er seinen eine sowohl einfaches, als auch freiere Lehrweise bewundernden Ansichten durch die Veröffentlichung mehrerer von ihm im J. 1652 gehaltenen Disputationen (*Saturnalia seu quaestiones quodlibeticae in utramque partem disputatae*). [Ant-

2) Bregl. La Bibliothèque d'Antoine du Verdier p. 60 und Gundling's Vollständige Historie der Gelehrtheit a. m. D.

1) Man schreibt den Namen auch Geulinx, Geulime, Geulind und Geulinx; die gewöhnliche Schreibart dürfte vielleicht weniger richtig sein, als die Schreibart Geulind, welche sich unter mehreren Dedicationen dieses Schriftchens findet. Ueber sein Leben besitzen wir nur dürftige Nachrichten; vergl. die Dedication *Philareti* u. s. der von ihm besetzten Ausgabe der Briefe Geulinx's; ferner die Maandelijkse Vitteboekels of Boekzaal der geleerde Wereld, 1722, Nr. 3; die Biographie universelle XVII, 263 und andere allgemeine Literaturwerke, welche alle dieselben Bemerkungen enthalten. Den Geist seines philosophischen Systems haben dargestellt J. Ph. Damiron, *Essai sur l'histoire de la philosophie en France au XIX^e siècle*. (Paris 1834. 8.) Tom. II. p. 154 seq. Zul. Schaller, *Geschichte der Naturphilosophie von Descartes bis auf unsere Zeit*. (Leipzig 1841. 8.) I. Bd. S. 310 fg., und am besten Prinz, *Ritter, Geschichte der Philosophie*. II. Bd. (Hamburg 1852. 8.) S. 104—109 vergl. Bd. 12. S. 165.

1) Dies sagt die Dedication der lateinischen Uebersetzung des Buchchens.

verp. 1653, Fol. Lugd. Bat. 1665 und 1669. 12.) größere Verbeirung zu geben suchte, so war vorauszusetzen, daß seine derben Angriffe auf die an der katholischen Universität übliche Lehrweise ihm großen Verdruß bereiten und endlich nach zwölfjähriger Wirksamkeit seine Entfernung von einer völlig entgegengesetzten Grundfalsung bildenden Universität herbeiführen mußten; wahrscheinlich wurde er durch einen Beschluß des Senates seiner Stelle entsetzt³⁾. Er lebte nun einige Zeit in großer Dürftigkeit, ging dann, da er eine Anstellung an einer katholischen Lehranstalt nicht mehr erwarten durfte, zur protestantischen Kirche über und wandte sich nach Leiden, wo er durch die Fürsprache des berühmten Theologen Utrah. Heibau die Erlaubnis erhielt, Vorlesungen über Philosophie zu halten. Nachdem er sich drei Jahre auf diese Weise ohne Bezahlung abgemüht, mit der bittersten Armut gekämpft und nur durch die Unterstützung seiner Gönner, besonders aber Heibau's, sein Leben kümmerlich gefristet hatte, wurde er endlich im J. 1665 zur Professur der Philosophie befördert. Seine Gesundheit war aber durch das Schwer auf ihm lastende Ciend bereits zu sehr zerrüttet, als daß er sich hätte wieder aufrichten und sich der endlichen Anerkennung seiner Leistungen hätte freuen können. Auch scheint er noch fortwährend bis zu seinem Tode, welcher im J. 1669 erfolgte, mit Armut gekämpft zu haben⁴⁾. Durch seine Schüler hatte er sich übrigens einen sich immer weiter verbreitenden Ruf erworben und die Hochachtung derselben für ihren Lehrer zeigte sich auch dadurch, daß sie nach seinem Tode seine Schriften und Vorlesungen sorgfältig sammelten und herausgaben. Geulinx muß jedenfalls als der vorzüglichste Philosoph der Cartesischen Schule betrachtet werden, obgleich er der Lehre seines Meisters nicht in allen Stücken folgte, sondern sich zu sehr wesentlichen Abweichungen veranlaßt sah und wol noch weiter gegangen sein würde, wenn nicht die Last des alten Schulwesens ihn niedergedrückt und er nicht vielfach seinen nach freierer Bewegung verlangenden Geist den Bedürfnissen des von ihm unternommenen Unterrichts hätte unterwerfen müssen. Durch diesen Zwang sog er sich sogar, um dem ihm häufig gemachten Vorwurfe, daß er die Redekunst vernachlässige, Veranlaßt, Vorlesungen über die Redekunst zu halten, welche nach seinem Tode unter dem Titel: Collegium oratorium (Amsterd. 1696. 12.) heraus-

gegeben wurden und an vielen Stellen seinen Schmerz, nicht ausschließlich seinen philosophischen Neigungen nachgehen zu können, durchblicken lassen. Geulinx, sagt Hein. Ritter⁵⁾, will seine Philosophie nur auf Vernunft bauen und das Zeugnis der Sinne zwar zulassen, aber doch zur Begründung der philosophischen Wahrheiten nicht gebrauchen. Er wird deshalb seinem Lehrer in der Aufmerksamkeit, welche dieser der Mathematik und den Naturwissenschaften schenkt, zwar nicht untreu, bei weitem mehr aber gilt ihm doch die Metaphysik und die Ethik. Ueberhaupt sind seine Augen nicht auf den Umfang der Cartesischen Schule beschränkt, vielmehr treten die geschichtlichen Anknüpfungspunkte des Rationalismus deutlicher bei ihm, als bei des Cartes hervor. Nichtsdestoweniger macht er Anspruch darauf, im christlichen Sinne zu philosophiren, weil er sich von der Herrschaft der heidnischen Lehren des Aristoteles, der Stoiker und des Platon losgesagt habe; seine Philosophie will christlich sein, doch nicht in der Weise des ungelehrten Volkes oder des gelehrten Dünkels. Nur die Christen haben aus der heiligen Schrift etwas von sittlicher Wahrheit, aber auch unter diesen nur sehr wenige. Die Philosophie Geulinx's ist also in einem frommen Sinne gefaßt; die wahre Philosophie ist ihm Theologie, jedoch nur natürliche Theologie, auf die Offenbarung kann sie nicht eingehen. Die Metaphysik gilt ihm als die Hauptsache der Philosophie und deshalb betrachtet er alle übrigen philosophischen Wissenschaften, unter welchen er ausdrücklich die Logik, die Mathematik und die Ethik nennt, nur als Excurse der Metaphysik. In dieser schließt er sich hauptsächlich an den Rationalismus der Cartesischen Schule an, wie nicht nur sein Lehrbuch dieser philosophischen Wissenschaft (Metaphysica vera et ad mentem peripateticam (Amstelsod. 1691. 12.)), sondern auch seine einen fortlaufenden Commentar bildenden Vorlesungen über die Principien der Cartesischen Philosophie (Annotata praecurrentia in Cartesium de principiis Philosophiae [Dordrecht. 1690. 4.] und Annotata majora in Principia Philosophiae Cartesii; accedunt opuscula philosophica⁶⁾ ejusdem auctoris [Dordrecht. 1691. 4.] zur Genüge beweisen, doch weicht er in einigen Punkten davon ab und schlägt namentlich in der Erklärung des Verhältnisses zwischen Körper und Geist, welche die Cartesische Lehre als zwei völlig verschiedene Substanzen darstellt, einen eigenthümlichen Weg ein. Nach ihm findet zwischen der Körperwelt und unsern Gedanken kein unmittelbarer Zusammenhang statt. Der Körper ist nur ein Werkzeug, an sich durchaus ungeeignet, etwas in unserem Geiste hervorzuabringen; er ist nicht Ursache unserer Empfindungen; ebenso wenig kann unser Geist in der Körperwelt etwas wirken. Wir haben zwar unsern Körper zu unserem Gebrauche und üben über ihn eine gewisse Herrschaft, aber nur Gottes

3) Ritter S. 105. 4) Philoetius (Corn. Bontee) sagt in der Dedication an Utr. Heibau von der von ihm besorgten Ausgabe der Ethik Geulinx's von diesem: postquam enim ex naufragio rerum suarum ad hanc Academiam apptus esset, rem cum paupertate debuit, cum eaque die locutus est, eo usque, ut tandem fame peremptum, aut bonesto viro mendicandum fuisset, nisi tua liberalitas et munificentia eum sustentasset . . . et qual non sufficeret summa paupertas, insuper experiri debuit innoceus malevolorum odii, invidiam, calumniam, contemptum; ejusque, ut ab hac calumniaminiis rabulis obturatis Procerum auribus, pro meritis suis primum non promoveretur ad justam la Academia dignitatem, ad quam tandem a Nobil. Curatoribus, post discussas calumnias nebulas, erectus fuit.

4) a. a. D. S. 108 fg. 5) Diese bestehen in einer Reihe von Disputationen, welche unter seinem Vorsteher vertheilt, aber wol nicht den ihm allein verfaßt wurden, und in zwei akademischen Reden.

Wille verleiht sie uns und trägt Bewegungen, welche wir wollen, auf ihn über, da wir sie in keiner Weise zu bewirken vermöchten. Um nun dieses Verhältniß zwischen Körper und Geist zu bezeichnen, bedient sich Geulinx der Formel, daß nur bei Gelegenheit (occasione) der geistigen Veränderungen auch körperliche Veränderungen und umgekehrt eintreten. Diese Uebereinstimmung der Körperwelt und der Geisteswelt wird auf den unerschöpflichen Willen Gottes zurückgeführt; seine Verschöpfung hat sie geordnet und ohne sie würden wir Nichts in der Welt hervorbringen können. Unser Wille bringt nicht die Bewegung und die Bewegung nicht unsern Willen hervor, aber beide sind wie zwei Uhren, welche, völlig unabhängig von einander, doch stets in Uebereinstimmung bleiben, weil beide sich nach demselben Sonnenlaufe richten. Die unaussprechliche Kunst des höchsten Meisters hat sie verbunden und erhält sie im gleichen Laufe nach gleichem Gesetze, sobald sie niemals von einander abweichen können⁶⁾. — Dies ist die erste Gestalt der Lehre von den gelegentlichen Ursachen (Occasionalismus), nach welcher also Gott der eigentliche Urheber der Bewegungen der Seele und des Körpers ist, diese aber nur gelegentlich dazu Veranlassung geben. Bekanntlich hat diese Lehre in der von Leibniz aufgestellten vorausbestimmten Harmonie (harmonia praestabilita) ihre Vollendung erreicht und man kann demnach nicht leugnen, daß Geulinx den ersten Anstoß dazu gab⁷⁾. Derselben Ansicht bauligt er auch in der Ethik, welcher er eine weit größere Bedeutung, als die meisten andern Cartesianer beilegt, und in einem besonderen von seinen Zeitgenossen sehr hoch geachteten Lehrbuche (*Fructus avarorum sive ethica*, Amsterd. 1695. 12. Lugd. Batav. 1675. 12. ed. Philaretus⁸⁾, Amsterd. 1691, 1696 und 1709. 12. ins Holländische übersetzt von Ant. Ruß unter dem Titel: Zeden-Konst. Amsterd. 1690. 8.) behandelt hat. Sie tritt überhaupt nur als eine Anwendung seiner metaphysischen Grundsätze auf und da wir nach diesen im Leben und Wirken Nichts ohne den Willen Gottes erfahren, da selbst die Weisheit unserer Wissenschaft nicht in upferer Macht steht und da Alles als genommen werden kann außer Gott, so gilt als der oberste Grundsatz seiner Sittenlehre: wo du Nichts vermagst, da möge auch Nichts. Die Vernunft, also das Göttliche in unserem Geiste zu pflegen, soll die Aufgabe unseres sittlichen Lebens sein⁹⁾. — Die Physik stellt Geulinx in seinem Handbuche derselben *Physica vera*. [Lugd. Batav. 1664. 12.] (*Compendium physicae illustr.* a C. Langenhert [Francoeurae 1668. 8.) als einen Exkurs der Metaphysik oder vielmehr als eine an diese sich anschließende Hypothese

dar, denn sie beruht auf dem Begriffe der Bewegung, daß aber Bewegung ist, beruht nur auf einer Voraussetzung, welche nicht die Vernunft, sondern nur die sinnliche Wahrnehmung beglaubigt. Die Physik hat daher nur das Geschäft, den Sinn mit der Vernunft in Uebereinstimmung zu bringen¹⁰⁾. — Da Geulinx auch die Logik als einen Exkurs der Metaphysik betrachtet wissen will, so sollte man wol von ihm eine auf Metaphysik gegründete Logik erwarten; aber hier zeigt sich am deutlichsten der auf ihm lastende Schulzwang, denn in seinen zur Logik gehörenden Schriften (*Logica fundamentis suis, a quibus hactenus collapsa fuerat, restituta* [Lugd. Batav. 1662. 12. Amstelodam. 1689. und 1698. 12.] und *Methodus inveniendi argumenta*. [Lugd. Batav. 1663. 12.]) entfernt er sich nur selten und wenig von dem gewöhnlichen Gange des logischen Unterrichts. Uebrigens verdienen Geulinx's sämtliche Schriften in der Geschichte der Philosophie große Beachtung und seine Metaphysik und Ethik wol auch eine neue Ausgabe. (Ph. H. Kahl.)

GEUM ist der Name einer von Linné aufgestellten, zu der natürlichen Familie der Rosaceen gebörenden Pflanzengattung mit folgenden Merkmalen: Der Stiel ist im Grunde eckig, am Saume fünfspaltig, nach oben fast glockenförmig, auf der Außenseite mit fünf Deckblättern besetzt, in der Knospenlage flach und stehbleibend. Die fünf Kronblätter sind dem Kelche eingefügt und wechseln mit dessen Zipfeln ab, sind auch größer als diese. Die zahlreichen Staubgefäße sind zugleich mit den Kronblättern dem Kelche eingefügt, die Träger sind frei, die zweifächerigen Staubbeutel springen der Länge nach auf. Die zahlreichen, freien, einzelligen Fruchtknoten sind dem saulchenförmigen Fruchtboden eingefügt; das Eichen ist aufsteigend. Die endständigen Griffel sind einwärts gebogen oder gegliedert, die Narben einsech. Die zahlreichen, mit dem verhärteten, einwärts gebogen oder gegliederten Griffel begrannten Fruchtknoten sind dem kegelförmigen oder fast keulenförmig-cylindrischen, trocknen Fruchtboden eingefügt. Der Same ist aufsteigend. Das Wurzelchen des einseitigen Samensims ist unterständig.

Die zu dieser Gattung gehörigen ausdauernden Arten wachsen meist in der gemäßigten Zone der nördlichen Hemisphäre, weit seltener im außertropischen südlichen Amerika; sie besitzen unpaarig-gefederte grundständige Blätter mit meist größern endständigen Rippen, zerstreute, sehr häufig zu drei stehende Stengelblätter, dem Blattstiele angewachsene Nebenblätter und an der Spitze des Stengels einzeln oder meist zu mehreren, in Ehrenkränzen stehende Blüten.

Eine Art aus dieser Gattung, Geum urbaenum, ist als Radix Caryophyllatae, Pfeffermüelze, in der Arzneiwissenschaft gebräuchlich. Die Wurzel dieser Art ist kurz, nur 1—2 Linien dick und hat zahlreiche, dünne, lange Wurzelchen mit außen gelbbrauner, innen rötlich brauner Rinde und weißem Marke. Sie besitzt einen

6) Geulinx, Metaphys. p. 28. 34. Ethica (ed. Amstelod. 1706). p. 124.

7) Bregl. S. Ritter 11. Bb. S. 139 fg. 12. Bb. S. 164 fg. und die Artikel Occasionalismus, Occasionalistisches System und Occasionalisten in der dritten Uebersetzung der Encyclopédie 1. Bb. S. 241 fg.

8) Unter diesem Namen ist der Holländische Arzt Cornel. Benteler, ebenfalls ein Anhänger der Cartesianischen Schule, verborgen.

9) Ritter S. 148.

10) Ritter S. 108.

eigenthümlichen, angenehmen, den Gewürznelken ähnlichen, aber viel schwächeren Geruch und einen abstrin- girenden, bitterlichen Geschmack.

Nur konnte aus dieser Gattung nur fünf Arten, *Geum virginianum*, *urbanum*, *rivale*, *montanum* und *reptans*, von denen die erste, wie der Name sagt, in Virginien einheimisch ist, während die vier andern in Teutschland und der Schweiz vorkommen.

Willdenow führt in seiner Aufzählung der Pflanzen 11 Arten aus dieser Gattung an, während Sprengel ein viertel Jahrhundert später 16 Species namhaft macht, wobei freilich zu bemerken, daß die Gattung bei ihm in etwas anderem Sinne aufgefaßt ist, indem *Sieversia* als Gattung von *Geum* getrennt erscheint. In dem mit Sprengel's Systema vegetabilium zu gleicher Zeit erschienenen *Prodromus systematis naturalis* von De Candolle finden sich 41 Arten, wozu noch *Waldesteinia geoides* kommen würde, wenn die Gattung ebenso begrenzt wäre, wie bei Willdenow. In neuerer Zeit sind noch einige Arten aus dieser Gattung beschrieben, welche wir noch Erwähnung der von De Candolle aufgeführten folgen lassen.

Für Teutschland und die Schweiz sind von Koch sechs Arten, *Geum urbanum*, *intermedium*, *rivale*, *inclinatum*, *reptans* und *montanum* angegeben und soviel werden auch nur bleiben, obgleich in jüngerer Zeit noch eine andere Art, *Geum hispidum Fries*, aufgefunden ist, da sich gezeigt hat, daß *G. intermedium Ehrhart* als *Boissard* von *G. urbanum* und *G. rivale* aus der Reihe der selbständigen Arten entfernt werden muß.

De Candolle theilt sämmtliche Arten in vier Abtheilungen.

Erste Abtheilung. *Caryophyllastrum Seringe*.

Die Blüthen sind auffeigend; die Kelche zurückgeschlagen, die Griffel abwärts geneigt und gescheidert; die Griffelanhängel sind meist kürzer als der Griffel selbst.

1) *Geum canadense Murray*. Der Stengel ist aufrecht, steif, rauh und gabelfaltig; die unterbrochen-gescheiderten grundständigen Blätter haben einen sehr großen, fast kreisförmigen, 3—5 lappigen und gekerbten Endlappen, die Stengelblätter sind fünf- oder dreitheilig-fiederspaltig und haben rhombisch-keilförmige, gelappte und gezähnte Zipfel; die Nebenblätter sind eiförmig, 3—5 lappig, die Blütenstiele sind lang; die Kronblätter sind freisförmig, schwach-ausgerandet und von der Länge des Kelchs; das Fruchtköpfchen ist verkehrt-eiförmig; die zahlreichen Fruchtknoten sind behaart, die Griffel kahl; die Griffelanhängel sind gleichfalls behaart. Hierher gehört *Geum aleppicum Jacquin* und *G. strictum Aiton*. Die Kronblätter sind gelb.

Diese Art wächst in Nordamerika.

2) *Geum macrophyllum Willdenow*. Der Stengel ist aufrecht, steif, rauh, behaart und gabelfaltig; die unterbrochen-gescheiderten grundständigen Blätter haben fast kreisrunde Lappen und einen sehr großen, herzför-

migen, doppelt-gefägten Endlappen, die Stengelblätter sind stumpf-dreilappig, gezähnt; die Nebenblätter sind eiförmig, 3—5 zählig oder fast ganz randig; die Blütenstiele sind zur Blüthezeit sehr kurz, zur Fruchtzeit aber verlängert; die verkehrt-ei-herzförmigen Kronblätter sind länger als der Kelch; das Fruchtköpfchen ist eiförmig-kreisrund; die Fruchtknoten sind stark behaart; die Griffel sind ziemlich kahl, ihre Anhängel sind am Grunde behaart. Die Kronblätter sind gelb.

Die Primath dieser Art ist Kamtschatka.

3) *Geum heterophyllum Desfontaines*. Der Stengel ist aufrecht, hin und her gebogen, absteigend behaart und gabelfaltig; die grundständigen Blätter sind stumpf-dreilappig, die Stengelständigen fast fiederspaltig mit rhombisch-keilförmigen, klein gelappten und gezähnten Zipfeln; die Nebenblätter sind eiförmig und tief gezähnt; die Blütenstiele sind zur Blüthe- und Fruchtzeit kurz und keisförmig; die verkehrt-eiförmigen Kronblätter sind so lang als der Kelch; das kreisförmige Fruchtköpfchen ist ganz kahl; die Griffel sind sehr zahlreich, ihre Anhängel sind kurz. — Die Kronblätter sind weiß.

Das Vaterland dieser Art ist unbekannt. Sie ändert ab:

b) *elongatum Seringe*. Die Blütenstiele sind lang; die Griffelanhängel länger als an der Hauptart und etwas behaart, die Blattlappen sind spizer.

4) *Geum intermedium Besser* (nicht Willdenow). Der Stengel ist am Grunde ästig und absteigend behaart; die unterbrochen-gescheiderten grundständigen Blätter haben eiförmige, fast doppelt-gefägte Lappen mit größerem, dreilappigem Endlappen, die Stengelständigen sind fast unterbrochen-fiederspaltig oder dreilappig-handförmig, die Lappen der oberen Blätter sind lanzettlich und stark gezähnt; die Nebenblätter sind eiförmig und gezähnt; die Blütenstiele sind zur Fruchtzeit verlängert; die freisförmigen Kronblätter haben mit dem Kelche gleiche Länge; das Fruchtköpfchen ist verkehrt-ei-kugelförmig; die Fruchtknoten sind stark behaart; die Griffel sind kahl, ihre Anhängel behaart. — Die Blüthen sind gelb.

Diese Art wächst in schattigen Wäldern Bosoniens.

5) *Geum virginianum Linne*. Der Stengel ist ästig, behaart; die grundständigen Blätter sind fünftheilig-fiederspaltig, die Stengelständigen dreitheilig-hand-schnitrig, ihre Lappen sind lanzettlich, keilförmig, gezähnt, die obersten Blätter sind einlappig und sehr spiz; die eiförmigen Nebenblätter sind gezähnt; die langen, fadenförmigen Blütenstiele stehen ab; die verkehrt-ei-keisförmigen Kronblätter sind kürzer als der Kelch; das Fruchtköpfchen ist kreisrund; die wenigen Fruchtknoten sind behaart; die langen Griffel sind nebst ihren Anhängeln rauhförmig. Hierher gehört *Geum canadense Jacquin*.

Die Primath dieser Art ist Virginien und Carolina.

6) *Geum album Gmelin*. Die grundständigen Blätter sind fiederspaltig, die Stengelständigen dreieitig, die obersten einfach oder fast dreilappig; die Kronblätter

haben mit dem Kelche gleiche Länge; die Griffel sind kahl, ihre Anhängel behaart.

Diese Art wächst in Canada und Pennsylvanien und bildet vielleicht nur eine Abart von *Geum virginianum*.

7) *Geum Portenschlagianum Trattinick*. Der rundliche Stengel ist weichhaarig, die steifen Äste sind gabelspaltig; die grundständigen Blätter sind gefiedert, die mittleren stengelständigen breit-dreilappig, die obersten lanzettlich, stark gefägt und weichhaarig; die langen Blütenstiele sind aufrecht; die Kronblätter haben mit dem Kelche ziemlich gleiche Länge; die Fruchtknoten sind fleischig; die fahlen Grannen haben an der Spitze Widerhaken.

Das Vaterland dieser Art ist unbekannt. Die Blüten sind etwas kleiner als die von *Geum urbanum*.

8) *Geum rubifolium Lejeune*. Die grundständigen Blätter sind leierförmig-gefiedert, die Lappen der obern sind spitz, keilförmig und am Grunde lang geöhrt; die Blüten sind aufrecht; die Kronblätter haben mit dem Kelche gleiche Länge; die Grannen sind Anfangs kreisförmig-gezähnt, später hakenförmig.

Diese Art wächst bei Spa und ist höchst wahrscheinlich als Abart von *Geum intermedium Ehrhart* zu betrachten. Die Kronblätter sind rosenroth und um die Hälfte kleiner als die von *Geum intermedium Ehrhart*.

9) *Geum urbanum Linné*. Der Stengel ist aufrecht, ästig, behaart; die grundständigen Blätter sind fächerförmig-fiederspaltig; die stengelständigen dreizählig-lanzettlich, ihre Lappen sind eiförmig, breit, kerbig-gezähnt, die obersten sind einlappig, eiförmig; die großen Nebenblätter haben eine fast kreisförmige Gestalt; die verkehrt-eiförmigen Kronblätter haben mit dem Kelche gleiche Länge; das Fruchtköpfchen ist kugelförmig; die zahlreichen Fruchtknoten sind behaart; die fahlen Griffel haben schwach behaarte Anhängel.

Diese Art wächst in ganz Europa; eine Varietät davon ist

b) *opulifolium Seringe*. Die Stengelblätter sind an der Spitze dreilappig, klein, gezähnt; die Nebenblätter sind eiförmig-kreisrund. Diese Abart findet sich in der Schweiz bei Bern und Genf.

10) *Geum coccineum Sibthorp*. Die Stengelblätter sind dreilappig, die grundständigen leierförmig mit sehr großem, herz-nierenförmigen Endlappen; die aufrechten Blüten haben eine scharlachrothe Farbe.

Diese Art wächst auf dem Dlymp in Bithynien. Sie unterscheidet sich von dem ähnlichen *Geum urbanum* durch die schmälern Lappen und Zähne der Stengelblätter, durch kleinere Nebenblätter, durch dichtere stehende Borstenhaare an den Früchtchen und durch die größeren, rothen Kronblätter.

11) *Geum hedernefolium Gmelin*. Der Stengel ist aufrecht; die Blätter sind einfach, fast dreilappig, behaart-filzig, die Kronblätter gelb. Hierher gehört *Caryophyllata foliis hederneformis Baudin*.

Das Vaterland dieser nur unvollkommen bekannten

Art ist bisher nicht zu ermitteln gewesen. Vielleicht gehört sie als Abart zu *Geum urbanum*.

12) *Geum ranunculoides Seringe*. Der aufrechte Stengel ist ästig; die unterbrochen-fiederspaltigen grundständigen Blätter haben zweitheilige, gezähnte Lappen, die gleichfalls fast unterbrochen-fiederspaltigen oder hand-schnittigen Stengelblätter haben verkehrt-eiförmige Lappen; die großen eiförmigen Nebenblätter sind gelappt oder stark gefägt; die fadenförmigen Blütenstiele sind sehr lang; die brennende runden Kronblätter überragen den Kelch fast um das Doppelte; die Fruchtköpfchen sind kugelförmig; die zahlreichen Früchtchen sind behaart; die Griffel kahl, die aufsteigenden gleichfalls fahlen Fruchtblanhängel sind fast so lang als die Griffel selbst. Die goldgelben Kronblätter sind denen von *Ranunculus acris* an Größe gleich.

Die Heimath dieser Art ist unbekannt.

Zweite Abtheilung. Caryophyllata Seringe.

Die Blüten sind aufrecht oder nickend. Die Kelche sind aufrecht. Die Griffel sind abwärts gebogen und gegliedert, die Anhängel haben mit dem Griffel selbst fast gleiche Länge.

13) *Geum rivale Linné*. Die grundständigen Blätter sind leierförmig-gefiedert, die stengelständigen dreizählig; die Blüten nickend; die breit-verkehrt-eiförmigen, ausgerandeten, lang-bemagelten Kronblätter sind so lang als die aufrechten Kelchblätter; der Fruchtkörper hat ungefähr die Länge des Kelches; die Früchtchen sind behaart; der Griffel ist nur am Grunde behaart, die Anhängel sind fast bis zur Spitze absterbend-behaart. Hierher gehört *Caryophyllata autans Moench* und *Geum autans Rafinesque*. Die Kronblätter sind feuerfarbig, selten hellgelb oder weiß.

Diese Art wächst in Europa und Amerika.

Zwischen dieser Art und *Geum urbanum* findet sich folgender Bastard:

Geum urbano-rivale (Geum intermedium Ehrhart). Die Blüten nickend oder fast aufrecht; der Kelch ist zur Fruchtzeit absterbend; die Früchtchen sind behaart, der Griffel ist kahl, länger als das am Grunde behaarte Anhängel.

Diese Form findet sich unter den Stammältern.

14) *Geum inulinatum Scheicher*. Die grundständigen Blätter sind leierförmig-gefiedert, die stengelständigen dreizählig; die Blüten nickend; die rundlichen, sehr kurz-bemagelten Kronblätter sind so lang als die aufrechten Kelchblätter; der Fruchtknoten ist auch bei der Reife fast stehend; die Früchtchen sind behaart, ihre Granne ist zweigliedrig, die Glieder sind zottig, das untere ist länger als das obere.

Diese Art wächst auf feuchten Wiesen der höchsten Abhänge der Eudeten, auf den Alpen in der Schweiz und in den Pyrenäen. Hierher gehört *Geum pyrenaicum Ramond* und *Geum Tournefortii Lapeyrouse*. Die Kronblätter haben eine gelbe Farbe.

15) *Geum rotundifolium Langsdorff*. Die ganze Pflanze ist behaart; der aufrechte Stengel ist zweigliedrig.

thig; die kaum fiederfaltigen Blätter haben unmerkliche untere Lappen, aber einen sehr großen, herzförmig-rundlichen, doppelt-gefügten Endlappen, die Stengelblätter sind dreilappig; die Nebenblätter sind verkehrt-eiförmig, an der Spitze gezähnt; die Blüten sind größer als die Kelchblätter; die verkehrt-herzförmigen Kronblätter haben mit dem Kelche gleiche Länge. Hierher gehört *Adamsia rotundifolia Fischer*.

Die Heimath dieser Art ist die Insel Unalaska.

16) *Geum brachypetalum Seringe*. Die ganze Pflanze ist etwas behaart; die aufrechten, einfachen Stengel sind 1—3 blüthig; die unteren Blätter sind unterbrochen-gefiedert, die obersten einander genähert, einlappig und lanzettlich, fächerförmig doppelt-gefügig; die unteren Nebenblätter sind groß, fast freibrand und stark-gefügig; die achselständigen Blüten nicken; die verkehrt-eiförmigen Kronblätter sind weit länger als der Kelch; das Fruchtköpfchen ist rund. Die Kronblätter sind bleigelb, mit rosenrothen Nerven durchzogen.

Diese Art wurde im botanischen Garten zu Genf gezogen.

17) *Geum silvaticum Pourret*. Die ganze Pflanze ist behaart; die aufrechten Stengel sind einfach; die unterbrochen-gefiederten Blätter haben eiförmige, gezähnte untere Lappen und einen sehr großen, fast herzförmigen, doppelt-gefügten Endlappen; die Blüten sind aufsteigend; die verkehrt-herzförmigen Kronblätter sind länger als der Kelch; das Fruchtköpfchen ist kugelförmig, aber etwas niedergedrückt; die abwärts geneigten, fleisch-behaarten Griffel haben mit dem behaarten Fruchtknoten gleiche Länge; die Griffelanhängsel sind kahl. Hierher gehört *Geum atlanticum Desfontaines* und *Geum biflorum Brotero*.

Diese Art ist im südlichen Europa einheimisch.

18) *Geum thomsonianum Seringe*. Die ganze Pflanze ist behaart; die aufrechten Stengel sind 1—3 blüthig; die fast unterbrochen-gefiederten grundständigen Blätter haben beinahe gleiche, verkehrt-eiförmige, fast doppelt-gefügte Lappen, die dreizählig-eingefügten fächerförmigen Blätter haben einen dreilappigen oder lanzettlichen Endlappen; die eiförmigen Nebenblätter sind fast doppelt-gefügig; die Blüten steigen auf; die verkehrt-eiförmigen Kronblätter sind kaum länger als die eiförmigen, kurzen Kelchblätter; das Fruchtköpfchen ist fast kugelförmig. — Die kleinen Blüten haben eine gelbe Farbe.

Diese Art ist in den Pyrenäen einheimisch.

19) *Geum parviflorum Commerson*. Der wenig blüthige Stengel ist filzig; die fiederfaltigen, getrockneten grundständigen Blätter sind länger als der Stengel; die Nebenblätter sind geflügelt; die fast sitzenden Blüten nicken; die Kelchspitze ist länger als die Blumenkrone; die Fruchtknoten sind weißlich. — Die kleinen Blüten haben eine weiße Farbe.

Diese Art wächst an der Vogelhaendstraße.

20) *Geum calthifolium Menzies*. Der aufrechte Stengel ist wenig blüthig; die fiederfaltigen grundständigen Blätter haben spitz-gezähnte, etwas behaarte Lap-

pen und einen großen nierenförmig-rundlichen Endlappen, die fächerförmigen Blätter sind rund und tief gezähnt; der Kelch ist aufrecht; die eiförmig-rundlichen Kronblätter haben mit dem Kelche ziemlich gleiche Länge; die Fruchtknoten sind behaart. — Die Blüten haben eine gelbe Farbe.

Diese Art wächst in Nordamerika.

21) *Geum capense Thunberg*. Der Stengel ist aufrecht; die fiederfaltigen grundständigen Blätter haben einen sehr großen Endlappen, die fächerförmigen sind dreitheilig oder fiederfaltig; die rundlich-verkehrt-eiförmigen Kronblätter sind länger als der Kelch; die kahlen Grannen sind in der Mitte gliederig-gedreht.

Die Heimath dieser Art ist das Cap der guten Hoffnung.

Dritte Abtheilung. *Oreogeum Seringe*. (Sieveria Willdenow.)

Die Blüten und Kelche sind aufrecht. Die abstehenden, behaarten Griffel sind nicht gegliedert.

22) *Geum reptans Linné*. Der einblüthige Stengel hat niedergebogene Ausläufer; die Blätter sind unterbrochen-gefiedert, oberwärts breiter, die Basis einfach eingeschnitten-gefügig, mit spitzen Sägezähnen, meist dreifaltig, der endständige 3—5 spaltig, die fruchtbaren sind nicht den nicht gegliederten Grannen zettig. — Die Kronblätter haben eine gelbe Farbe. *Adamsia reptans Fischer*.

Diese Art findet sich auf den höchsten Alpen in Frankreich, Lothringen und der Schweiz. Eine Abart davon ist

b) *macrophyllum Seringe*. Die Blätter und die Ausläufer sind sehr groß, die Blattlappen stark-doppelt-gefügig, so am Gelenkknospe im obern Blattstiel.

23) *Geum anemonoides Willdenow*. Der einblüthige Stengel hat niedergebogene Ausläufer; die fiederförmigen, kahlen Blätter haben keilförmige, an der Spitze gezähnte Lappen; die Blüten sind weiß, die Nebenblätter fadenförmig; die Kronblätter sind länger als der Kelch; die nicht gegliederten Griffel sind bärtig. Hierher gehört *Dryas pentapetala Linné*, *Sieversia anemonoides Willdenow* und *Caryophyllata Kamtschatka Lamarck*.

Das Vaterland dieser Art ist Kamtschatka.

24) *Geum rossii De Candolle*. Der einblüthige Stengel ist meist zweiblüthig; die unterbrochen-gefiederten, kahlen grundständigen Blätter haben dreilappige Fiedern, die Aehren in den Kronblättern sind fächerförmig getrennt; die Grannen sind kahl.

Diese Art wächst auf der Melvilleinsel.

25) *Geum glaciale Adams*. Die ganze Pflanze ist von einem dichten, gelblichen, wolligen Ueberzuge bedeckt; die tief-fiederförmigen Blätter haben eiförmig-längliche Lappen, die obersten sind sehr klein, die mittleren größer und meist einblüthig; die einzige endständige Blüthe ist sehr groß. *Adamsia glacialis Fischer*.

Diese Art wächst auf alpinen Höhen an der Mündung der Lena. Die Blüten sind gelb.

26) *Geum montanum* Linné. Der einblütige Stengel hat keine Ausläufer; die leierförmig-unterbrochen-gesiederten Blätter haben ungleich-geliebte Lappen, von denen der endständige sehr groß, fast herzförmig und wiederum stumpf-gelappt ist; die Früchtchen sind nebst den ungleichederten Grannen zottig. — Die Blüthen sind gelb.

Diese Art wächst auf den Alpen und Voralpen in Europa. Eine Abart davon ist:

b) *multicaule Seringe*. Die blüthentragenden Stengel sind zahlreich, fast rasenartig, so auf den Alpen in Savoyen.

27) *Geum triflorum* Pursh. Die ganze Pflanze ist behaart; der einfache Stengel hat meist drei Blüthen; die unterbrochen-fiederspaltigen grundständigen Blätter haben keilsförmige, eingeschnitten-gedähnte Lappen; die länglichen Kronblätter haben mit dem Kelche gleiche Länge; die sehr langen Grannen sind wollig. — Die Kronblätter haben eine weiße Farbe.

Diese Art ist in Nordamerika im obern Louisiana einheimisch.

Vierte Abtheilung. *Stictogeum Seringe*. (*Laxmannia Fischer*.)

Die Blüthen sind aufsteigend. Die Kelche sind glockenförmig. Die Früchtchen sind runzelig-punktiert. Die langen, kahlen Griffel sind ungleichedert.

28) *Geum Laxmanni Gaerlinx*. Der aufrechte Stengel ist meist einblütig; die unterbrochen-fiederspaltigen grundständigen Blätter haben verkehrt-eiförmig geliebte Lappen; die stengelständigen Blätter sind länglich, klein, einspaltig und ganzrandig; die eiförmigen Nebenblätter sind gleichfalls ganzrandig; die eiförmig-freierunden Kronblätter sind länger als der Kelch. Hierher gehört *Geum potentilloides Aiton*, *Dryas geoides Pallas* und *Laxmannia potentilloides Fischer*.

Die Primath dieser Art ist Sibirien.

29) *Geum hispidum Fries*. Die ganze Art ist rauhaarig; die grundständigen Blätter sind fast gleichmäßig gebreitet; die stengelständigen fiederspaltig; die Blüthen sind aufrecht; die Kronblätter überragen die Kelchblätter; die Schnäbel sind über der Mitte gegliedert und bafelst streifhaarig, übrigens kahl; die Farbe ist kreuzförmig; die beiden endständigen Blüthen sind sehr lang gestielt.

Diese Art wächst in Schweden und in Ostpreußen.

30) *Geum Peckii Pursh*. Die ganze Pflanze ist fast kahl; der Stengel ist 1—5 blüthig; die fiederspaltigen grundständigen Blätter haben sehr kleine, eiförmige, etwas gedähnte Seitenlappen und einen großen, fast nierenförmigen, am Grunde abgeflachten, doppelt-gedähnten Endlappen; die verkehrt-eiförmigen Kronblätter sind länger als der Kelch.

Diese Art wächst in Nordamerika.

Folgende Arten sind nur ungenau bekannt:

31) *Geum agrimonoides Pursh*. Die Pflanze ist ganz rauhaarig; die Blätter sind sämtlich fiederspaltig und haben fast gleichgroße, aber ungleich-einge-

schnitten-gesägte Lappen; die eiförmigen Nebenblätter sind fast ganzrandig; die Blüthen sind aufrecht; die eiförmigen Kronblätter haben mit den Kelchblättern gleiche Länge. Hierher gehört *Geum laciniatum Murray*.

Die Primath dieser Art ist Pennsylvanien. Die Kronblätter sind weiß.

32) *Geum ciliatum Pursh*. Die Pflanze ist weichhaarig; der Stengel ist einfach; die fiederspaltigen, ziemlich kahlen Blätter sind am Rande gerimpert, die obern sind handförmig; die Zipfel linealisch und wiederum eingeschnitten; die Blüthen stehen in Stenkräusen.

Diese Art wächst in Amerika an den Ufern des Flusses Kockloosky.

33) *Geum radiatum Michaux*. Die Pflanze ist ganz rauhaarig; der Stengel ist einfach; die grundständigen fiederspaltigen Blätter haben einen sehr großen Endlappen, die stengelumfassenden Stengelblätter sind eingeschnitten-gelappt; die verkehrt-herz-förmigen Kronblätter haben eine gelbe Farbe; die Grannen sind unbehaart.

Diese Art wächst in Carolina.

34) *Geum japonicum Thunberg*. Der gebogene Stengel ist rauhaarig; die drei- oder funfspaltigen Blätter sind gleichfalls rauhaarig; die eiförmigen Nebenblätter sind eingeschnitten; die Blüthen sind aufrecht; die Kronblätter haben mit den Kelchblättern gleiche Länge; die behaarten Früchtchen haben kahle, rückwärts gekrümmte Grannen.

Die Primath dieser Art ist Japan.

35) *Geum geniculatum Michaux*. Der Stengel ist oberwärts ästig; die fast sitzenden Stengelblätter sind dreieckig; die Nebenblätter sind ganzrandig; die Blüthen stehen fast rispig; die verkehrt-herzförmigen, feiligen Kronblätter sind ganz weichhaarig.

Das Vaterland dieser Art ist Canada.

36) *Geum magellanicum Commerson*. Der Stengel ist sehr lang; die unterbrochen-fiederspaltigen Blätter haben einen sehr großen, gelappten Endlappen, die unteren Blätter sind klein.

Diese Art wächst an der Magelhaensstraße.

37) *Geum involucreatum Jasien*. Der Stengel ist funfsblüthig; die fiederspaltigen Blätter haben einen runden, geliebten Endlappen; die Blüthen sind von einem Dredtblatte eingehüllt; die weißen Kronblätter sind kürzer als der Kelch.

Diese Art wächst gleichfalls an der Magelhaensstraße.

38) *Geum carolinianum Waller*. Der niederliegende Stengel ist etwas ästig; die stumpfen, gesägten, fast gesiederten grundständigen Blätter haben einen großen Endlappen, aber sehr kleine Seitenlappen; die Stengelblätter sind eiförmig-lanzettlich, gesägt, rauhaarig und kurz gestielt; die Blüthen sind aufrecht; die eiförmigen Kronblätter weiß; der Fruchtboden ist behaart.

Die Primath dieser Art ist Carolina.

39) *Geum coccocarpoides De Candolle*. Der aufrechte Stengel ist strauhartig, die sehr langen Äste sind an der Spitze einblüthig; die fast sitzenden, fieder-

lappigen Blätter haben stumpfe, zahnförmige Lappen; die Kelchzipfel sind fast dreispaltig; die eiförmigen Kronblätter haben eine weiße Farbe; die fiedrigen, röthlichen Anhängel der Früchtchen sind ungegliedert.

Die Heimath dieser Art ist Mexico.

40) *Geum dryadoides De Candolle*. Der aufrechte Stengel ist krauchartig, die kurzen Aeste sind an der Spitze einblüthig; die fast stehenden Blätter sind dreispaltig oder fiederteilig, funfstaltig; die Kelchzipfel sind ganzranbig; die Kronblätter haben eine weiße Farbe; die fiedrigen, weißen Anhängel der Früchtchen sind ungegliedert. Diese und die vorhergehende Art bilden vielleicht eine eigene Gattung. Ihre Heimath ist gleichfalls Mexico.

41) *Geum obliquum Stendel*. Der Stengel ist schräg, einsach, raubhaarig; die fiederspaltigen grundständigen Blätter haben einen sehr großen, eiförmigen, fünftheiligen, gekerbten Endlappen, die Stengelblätter sind dreilappig; die länglichen Nebenblätter sind gezähnt; die Früchtchen sind stumpf. Hierher gehört *Caryophyllata obliqua Moench* und *Waldsteinia Moenchii Trattinick*.

Das Vaterland dieser Art ist unbekannt.

Nach dem Erscheinen von De Candolle's Prodrum sind folgende Arten beschrieben:

42) *Geum grandiflorum Karl Koch*. Die Pflanze ist ganz raubhaarig; die aufstehen, einsachen, meist zweiblühigen Stengel sind mit 3—5 Blättern besetzt; die gestielten, unterbrochen-gegliederten grundständigen Blätter haben einen herzförmigen, sehr großen und sehr breiten Endlappen und stehende, fast vierpaarige, eiförmige, ungleich gezähnte Seitenlappen, die stehenden Stengelblätter sind zugleich mit den etwas kleinen Nebenblättern eingeschnitten-gezähnt; die Kelchzipfel sind abwechselnd eiförmig-lanzettlich und linealisch; die ansehnlichen, verkehrt-herzförmigen Kronblätter haben eine goldgelbe Farbe; die gegliederten Griffel sind ganz kahl; der Fruchtknoten ist sehr behaart.

Diese Art, mit *Geum macrophyllum Willdenow* vermischt, wächst im nördlichen Kleinasien.

43) *Geum albidum Hooker* (der Sohn) (unter Sieversia). Die Pflanze ist klein und raubhaarig; die wenig beblätterten Stengel sind 3—5 blüthig; die unterbrochen-leierförmig-gegliederten grundständigen Blätter haben kleine, fast gesägte Seitenzipfel und einen großen, freisund-herzförmigen, unendlich gelappten und ungleich gezähnten Endlappen; die Stengelblätter sind fast stehend; die nach Oben verdichteten Blütenstiele sind mit einem stehenden, dreispaltigen Deckblatt besetzt; die abstehenden Kelchzipfel sind grünpurp; die weißen, verkehrt-eiförmigen, schwarz-augenrandeten Kronblätter sind auf der Außenseite behaart; die Fruchtknoten sind in den kurzen, geraden, nicht gegliederten Griffel verschmälert; der Fruchtknoten ist lang und schlank.

Diese Art wächst auf den Vulkanhöfen auf steinigem Orten.

44) *Geum paradoxum Don* (unter Sieversia). Die Blätter sind büschelig, linealisch, stumpf, stehend,

ganzranbig oder 3—5 spaltig; die Blüthen sind fast ebenstrählig; die Griffel sind federig; der Stengel ist krauchartig, sehr ästig.

Die Heimath dieser Art ist Mexico. (Garcke.)

GEUMBITTER oder GEIN ist der in der Wurzel von *Geum urbanum* (radix caryophyllatae) enthaltene Bitterstoff. Man erhält ihn nach Böhmer (Repert. 35, 169), wenn die fein zerhackten Wurzeln mit $\frac{1}{4}$ ihres Gewichts Kalhydrat gemengt und dann mit 41 proc. Alkohol bei mäßiger Wärme ausgezogen werden. Nach Verdunstung des Alkohols wird der zurückgebliebene Extract mit wasserfreiem Alkohol warm extrahirt und aus der Lösung der Kalk durch Oxalsäure vorsichtig gefällt. Sodann wird filtrirt und das Filtrat verdunstet. Das so erhaltene, vielleicht noch nicht völlig reine Geumbitter ist eine schwache, extractartige, klare honiggelbe Masse, die sich schwierig und trübe in kaltem, aber leicht und klar in heißem Wasser auflöst. Die wässrige Lösung reagirt neutral; wird Schwefelsäure, Salpetersäure oder Erbsenflüssigkeit zu derselben gesetzt, so entstehen weiße Niederschläge, welche sich in Weingeist und Ammoniak vollkommen lösen. Wird der mit Salpetersäure erzeugte Niederschlag mit Salpetersäure gekocht, so löst er sich mit gelber Farbe auf; durch Kochen mit Schwefelsäure wird er mit rother Farbe aufgelöst. Alkohol und Aether lösen das Geumbitter leicht; mit Alkalien, Kalk und Bleiorpd bildet es in Wasser leicht lösliche, nicht krystallisirende Verbindungen. Aus der Lösung in Alkali wird es durch Säuren weiß niederschlagen, und, wenn es dann in Alkohol oder Aether aufgelöst wird, so bleibt es nach deren Verdunstung fast farblos und harpähnlich zurück. Nach diesen Angaben scheint es, als sei das Geumbitter eine Säure. Seine chemische Zusammensetzung ist noch nicht bestimmt; Stickstoff enthält es nicht. (J. Loth.)

GEUNS (Matthias van), von Gröningen gebürtig, studirte in Gröningen und Paris Medicin, promovierte 1761 in Leyden und practicirte dann in Gröningen. Im J. 1775 wurde er Oesterdyk's Nachfolger in der medicinischen Professur in Dordrecht, wo er *Materia medica*, Botanik, Chemie, Geburtshilfe und practische Medicin zu vertreten hatte, 1790 aber erhielt er die erste Professur der Medicin in Utrecht. Dort starb er am 8. Dec. 1817 im Alter von 83 Jahren. Ausser den üblichen akademischen Schriften und einigen Abhandlungen in den Verhandlungen der hiesiger Gesellschaft der Wissenschaften, namentlich über Dysphagie und über einen Fall von Hernia diaphragmatica, hat er sich besonders einen vortheilhaften Ruf erworben durch seine Schrift: *De heersche persoonloop, die in de laatste jaren, vooral in 1783 de provincie van Gelderland getroffen heeft*. (Amst. 1784. 8.) (Abhandlung über die epidemische Ruhr, besonders vom J. 1783. Aus dem Holländischen mit Uebersetzungen von J. B. Reup. [Düsseldorf 1790. 8.] (F. W. Theile.)

GEUNS (Stephan Johann van), Sohn des Matthias van Geuns, geboren zu Gröningen im J.

1767, studirte Medicin. Mit vorzüglichem Fleiße betrieb er die Naturwissenschaften, so daß er mit 20 Jahren die von der harten Akademie ausgefertigte Preisfrage, welchen Vortheil Holland aus naturhistorischen Untersuchungen ziehen könne, mit Glück beantwortete, und im J. 1788 die Schrift herausgab: *Plantarum Belgii confederati indigenarum spicilegium*, quo Davidus Gorteri flora septem provinciarum completur. Nachdem er in Harderwyk promovirt hatte, ließ er sich in Amsterdum als Arzt nieder. Die ihm alsbald angebotene Professur der Botanik und Chemie in Harderwyk lehnte er ab, und übernahm in Utrecht, wohin sein Vater gekommen war, einen Theil der Lehrsächer, welche Robus oblagen, namentlich Physiologie. Aber schon am 16. Mai 1795 entriß der Tod ihn seiner Wirkksamkeit.

GEUNS (Peter), ein berühmter belgischer Mechaniker, Eisenler und Kupferstecher des 18. Jahrh., welcher in ungelannten Verhältnissen 1706 zu Wassend, einem Städtchen in der Provinz Maastricht, geboren und durch eine gute Vorbildung und eigene Neigung frühzeitig für die mechanischen Künste bestimmt worden war. Noch jung trat er zwar bei den ersten Meistern zu Paris als Goldschmied in die Lehre, ließ sich aber daneben noch im Stempelschneiden, Dreheln, Kupferstechen, Eisenren und in anderen Fertigkeiten für Metall- und Eisenarbeiten gründlich unterrichten, so daß seine Geschicklichkeit darin bereits Aufsehen erregt hatte, als er um das Jahr 1731 in seine Heimath zurückkehrte. Hier wählte er zu Lüttich seinen festen Wohnsitz, beschäftigte sich vorzüglich mit mathematischen, physikalischen und optischen Untersuchungen und trat, um gute Werkzeuge für diese wissenschaftlichen Zweige nebst künstlichen Magneten anfertigen zu können, auch mit den Künstlern und Gelehrten der Niederlande und Frankreichs, in einen lebhaften Verkehr, so daß seine Werkstätte bald einen ausgebreiteten Ruf erhielt und von kunstfertigen und ausgezeichneten Personen begierig aufgesucht wurde.

Geuns hatte über die Gegenstände seiner Lieblingsforschungen und Arbeiten, besonders in der Experimentalphysik eine Menge Beobachtungen zu Gunsten der praktischen Wissenschaften und der ihnen dienenden Künste niedergeschrieben, davon aber durch den Druck Nichts weiter bekannt gemacht, als ein *Mémoire sur la construction des aimans artificiels* etc. zu Venedig 1768 in 12. herausgegeben; ein kleines ziemlich schlecht gedruckenes Werkchen, allein angefüllt mit anziehenden Bemerkungen und Entdeckungen, sowie mit anderen merkwürdigen Dingen. Die künstlichen Eisen- und Silbergeschäfte, die Dosen, Schalen und Denkmünzen, und andere auf der Drehbank oder mit dem Grabstichel gearbeiteten Kunstwerke dieses talentvollen und kenntnißreichen Mechanikers sind nebst seinen mathematischen, physikalischen und optischen Instrumenten, vorzüglich aber seine künstlichen Magnete nach seinem Tode noch lange bis in die neueste Zeit hinein von Liebhabern und Kennern sehr geschätzt und gesucht worden.

Seiner großen Anstrengungen ungeachtet, welchen er sich überließ, erreichte er doch ein Alter von 70 Jahren und starb am 6. Febr. 1776 *).

GEUNSA. Dieser Name ist in der systematischen Botanik von zwei verschiedenen Schriftstellern für verschiedene Gattungen in Anwendung gebracht. Moquin und Essé benannten so eine Gattung, die mit Calandrina von Humboldt, Bonpland und Kunth zusammenfällt, während Blume eine andre, zu den Verbenaceen gehörige Gattung mit diesem Namen belegte, für welche die Benennung beibehalten ist. Die Mitglieder dieser Gattung haben einen kräftigern, unentwickelt funfzähligen Kelch. Die unterständige Blumenkrone hat eine cylindrische Röhre und einen funfspaltrigen, zurückgekrümmten Saum. Die vier, dem Grunde der Blumenkronröhre eingelagerten Staubgefäße ragen weit hervor; die Staubbeutel springen oben mittels zweier Löcher auf. Die Narbe ist fast kugelförmig. Die Steinbrüche enthält einen vierkantigen Stein, dessen einsamige Fächer zweitheilig sind.

Zu dieser Gattung gehört nur eine auf Java einheimische Art mit gegenüberstehenden oder wechselständigen, eiförmig-länglichen, sehr spitzen, unterseits netzartigen und mehlig-silbigen Blättern und achselständigen, gabeligen, ausgedrehten Aestern. (Garcke.)

GEUS oder GEUSIUS (Jacob), ein gelehrter Niederländer aus Gröningen in der zweiten Hälfte des 17. Jahrh., von dessen Lebensumständen jedoch Nichts bekannt ist. Wenn Böcher ihn einen Theologen nennt, so rechnet ihn dagegen Baillet, dessen Zeitgenosse er war, zu den kritischen Grammatikern und zwar zur Classe derjenigen, die sich, wie z. B. Samuel Lerneuil in die Kritik seiner Zeit gern mischten, aber ihre Kostbarkeit dann meistens in Versprechungen suchten und größeres Aufsehen machen wollten, als sie es wirklich verdienten. Unter diesen Gesichtspunkt pflegt man seinen Dialog zwischen Anna und Caiphas, die da der Hölle entwichen sei sollten, zu stellen. Derselbe kam unter dem Titel: *Anna et Caiphas, ex ore fugitivi, victimae humanae* in 2 Theilen, vermuthlich um 1670 heraus, während seine *Exercitationes philologicae* in XL auctores graecos et latinos bereits 1665 zu Franckr. in 4. erschienen waren †).

GEUSAU (Gusewe). Geneal. Ein in Thüringen blühendes altes edles Geschlecht, wovon eine Linie im Großherzogthum Baden den freiherrlichen Charakter erhalten hat. Das Dorf Geisau (Gusewe), eine Stunde von Merksburg entfernt, ist das Stammhaus. Im 13. Jahrh. besaßen die Gusewe von den Bischöfen von Merksburg einige Güter darin. Später war es mit folgenden Rittergütern belehnt: Ober- und Unter-Jarmstadt, Riegenburg, Schafsdorf, Hergendorf, Bösenich, Gumbach, Schönwerda, Ziegenhagen, Liffungen und

*) Vergl. *Beauvais, Dictionnaire historique* etc. I, 1246 und *Dictionnaire universel* etc. VII, 407.

†) Vergl. *Andr. Baillet, Jugemens des Savans sur les principaux ouvrages des auteurs* II, 498 seq.

mit einem Antheile an Kallbried. Von Hans von Gusewe begünstigt die urkundliche Stammmreihe ununterbrochen bis zur gegenwärtigen Zeit. Er erscheint in einem Vergleich zwischen dem Kurfürsten Friedrich und Herzog Wilhelm von Sachsen wegen einer Ländergrenzscheide als Vermittler (1445). Die Söhne von Hans und Adelheid, von Herda, Ulrich und Balthasar lebten mit dem edlen Herrn Bruno von Duerfurt in großem Unfrieden, da er ihnen die Burg Wigenburg und die Dörfer Schafsdorf und Hengensdorf, die er früher ihrem Vater gegen eine Summe Geldes verpfändete, ihnen unter allerlei Vorwänden und ohne die Pfandsomme zurückzugeben, entziehen wollte. Durch die Vermittelung des Grafen Günter von Mansfeld und Heinrichs von Brandenstein, des Ritters, wurde der Streit dahin verglichen, daß die Brüder v. Geusau die Burg Wigenburg zurückgaben und dagegen die Dörfer Schafsdorf und Hengensdorf mit allen ihren Zubehörungen, Gerichten und Rechten als ein Mannlein emphyteuten (1451). Balthasar v. Geusau pflanzte sein Geschlecht mit Alsa von Bielefeld fort, dessen Söhne Jacob, Anton und Balthasar, wie auch deren Bettern, Ulrich, Hans und Jost, als Söhne von Günter und Enkel von Ulrich, von dem Kurfürsten Friedrich 1502 und von dem Kurfürsten Johann von Sachsen 1526 mit Schafsdorf und Hengensdorf belehnt wurden. Jacob's Sohn, Johann v. Geusau, mit Martha von Geusau verheiratet, hinterließ fünf Söhne, von denen Levin, vermählt mit Anna von Troitz, als Oberster eines sächsischen Reiterregiments aus dem Marcke nach Ungarn gegen die Türken in Wien 1594 starb, und Georg, vermählt mit Veronika von Eichwege, sächsisch-altenburgischer Kammerroth und Obersteuereinnehmer (1636), Stammvater der Linie zu Schafsdorf und Jörnstädt wurden. Letzterer erwarb 1611 das Rittergut Schönwerda und war ebenfalls Vater von fünf Söhnen. Nur Günter II. (geb. 1611, gest. 1670) hatte sich von diesen in den Stand der Ehe begeben und erzielte von zwei Frauen, Maria Magdalena von Gehofen und Helene Florentine von Hagl wiederum fünf Söhne: als Günter III., Georg II., Levin II., Hartmann und Jost, die, da in jeder ein Rittergut ererbte, sich verheiratheten und ebenso viele Linien bildeten. Nur die von Georg, Levin und Hartmann werden hier aufgeführt, da die andern frühzeitig erloschen sind.

A. Georg II. zu Jörnstädt (geb. 1652, gest. 1698), Truchseß (Droß) bei dem Herzoge August von Sachsen, Administrator des Erzstifts Magdeburg, vermählt mit Christiane Juliane von Zeugen. Einer seiner Söhne, Hartmann (geb. 1680, gest. 1757), königl. preuß. und königl. sächs. Kammerherr und Oberforstmeister, erhielt aus seiner zweiten Ehe mit Sophia Katharina von Lämping vier Söhne und zwei Töchter, von denen Christian und Karl ihre Linie forsetzten.

1) Christian (geb. 1721, gest. 1790), königl. preussischer und kurfürstlicher Oberst der Cavalerie, trat aus dem Militärdienste, wurde Oberforstmeister und

Kreisdirector des Fürstenthums Duerfurt, auch Marschcommissarius und war mit Charlotte Erdmuths von Steuben verheirathet. Seine beiden Töchter Hedwig Charlotte und Christiane Erdmuths waren nach einander an Georg von Geusau, königl. preussischen und kurfürstlichen Oberst, verheirathet. Sein Sohn 2) Karl (geb. 1726, gest. 1775), königl. preussischer und kurfürstlicher Kammerherr und Oberforstmeister, hinterließ von Elisabeth Christiane, Reichsgräfin von Solms, Söhne und Töchter, die aber im Anfange dieses Jahrhunderts ohne Nachkommenschaft starben.

B. Levin II. (geb. 1650, gest. 1720), sächsisch-weissenfischer Kreisdirector des Fürstenthums Duerfurt, vermählt mit Christiane Margaretha von Lüniger. Von seinen vier Söhnen, die als Officiere in königl. preussischen und kurbraunschweigischen Militärdiensten standen, setzten Victor (geb. 1681, gest. 1740), königl. preuss. Oberstleutnant der Cavalerie, und Anton (geb. 1682, gest. 1767) diese Linie fort.

Levin III. (geb. 1725, gest. 1808), der Sohn von Victor, hatte auf der preussischen Kriegsschule der Artillerie und Ingenieur-Wissenschaften so eifrig obgelegen, und sich darin solche Kenntnisse erworben, daß er 1790 zum Chef des Ingenieurcorps, Director dieses Departements im Oberkriegscollegium und Inspector sämtlicher Festungen ernannt wurde. Ebenso war sein Bestreben für das Materielle des Soldaten zu sorgen, namentlich dessen Gesundheitspflege. Nach seinem Vorschlage wurde eine medicinisch-chirurgische Pénitäre für Militärärzte und Chirurgen in Berlin errichtet, dessen Curator er auch war. Bis an sein Lebensende war Levin unermüdet beschäftigt, allen Zweigen seines großen Wirkungskreises mit Sorgfalt vorzustehen, daher er auch geschätzt und geehrt vom Könige, von seinen Untergebenen geliebt, als Generalleutnant und Großkreuz des rothen Adlerordens im 73. Jahre sein Leben beschloß. Anton, früher kurbraunschweigischer Dragonerhauptmann, erhielt später die Stelle eines Kreisdirectors zu Duerfurt, der sein Vater schon vorgesandten hatte. Er gehörte zu den Wenigen, die nach einander mit vier Frauen verheirathet und erst in der letzten Ehe mit einer Nachkommenschaft in seinem 60. Jahre erfreut wurde. Zum ersten Male trat er 1722 mit Magdalena Elisabeth von Eberstein, dann 1727 mit Christiane Henriette Frein von Werthern, darauf 1739 mit Antonie Charlotte von Krosigk und endlich 1744 mit Anna Elisabeth von Troitz in den ehelichen Bund. Sein Sohn Georg (geb. 1751, gest. 1778), kurfürstlicher Oberst der Cavalerie, darauf Oberforstmeister, war nach einander mit zwei Schwestern, die Töchter des vorhergenannten Christian von Geusau, Hedwig Charlotte und Christiane Erdmuths, verheirathet. Unter mehreren Kindern ist Rudolf (geb. 1776, gest. 1838) zu bemerken. Im königl. preussischen Militärdienste machte er die Feldzüge 1793 gegen Frankreich bis zum baseler Frieden mit, und sah sich nach einer lebensgefährlichen Krankheit genöthigt, 1805 seinen Abschied als Hauptmann zu nehmen, und auf seine Güter Ober- und Unter-Jörnstädt sich zurückzuziehen, wo er bis 1813

der Landwirthschaft oblag. Mit Amalia von Heinitz ehelich verbunden, war sein Bestreben, die seit einem Jahrhunderte nach den früheren Zeiten nicht benutzten und daher verwaisteten Güter in fruchtige Aufnahme zu bringen, was ihm um so mehr gelang, da seine angeborene Thätigkeit auf der Klosterschule zu Rosleben wissenschaftlich gelehrt war. So suchte er auch die verhängnisvollen Jahre der Erniedrigung Deutschlands unter französisches Joch scheinbar ruhig hinzubringen, während er im Grunde mit den für Deutschlands Befreiung insgeheim wirkenden Mitgliedern war. Unter einer cosmopolitischen Maske verschloß er, was in seiner Brust so tiefe Wurzeln geschlagen hatte, und harrete getrost der Dinge, die da kommen sollten, stets eines glorreichen Ausganges gewiß. — Indessen war der Krieg Preussens gegen Frankreich ausgebrochen, und als der königl. Waffenaufruf erfolgte, wagte er in Halle, in deren Nähe seine Güter lagen, trotz der dabeist befindlichen französischen und westfälischen Militärbehörden, eine Masse junger Akademiker, durch eine energische Anrede begeistert, insgesammt für Preussens Waffen anzuwerben. Als Versammlungsort wies er ihnen Verelau an, wohin er nach der Schlacht von Lützen sich selbst begab, vorgehend, die böhmischen Bäder für seine Gesundheit zu gebrauchen. Erst nach der Schlacht von Leipzig, um nicht früher seine Güter der Verheerung preiszugeben, trat er öffentlich als preussischer Major auf und war als Adjoint dem königl. preussischen Generalleutnant von Oppen zugeheilt. Mit diesem zog er im Anfange 1814 über den Rhein, war thätig bei der Vertheilung von Antwerpen, nahm ebenfalls einen rühmlichen Antheil bei den Treffen von Laon und am Montmoirre, wo er sich das eiserne Kreuz erwarb. Während des Waffenstillstandes bis zum erfolgten Frieden blieb er im Hauptquartiere zu Paris, und kehrte von da, aus dem activen Dienste ausgetreten, als Commandant des zweiten Aufgebots vom 32. Landwehrregimente auf seine Güter zurück. Als ein Theil von Sachsen der Krone Preussens abgetreten wurde, berief er als ritterschaftlicher Deputirter auf den Provinziallandtagen in Merseburg solche patriotische Leistungen, daß ihm der königl. preussische Johanniterorden zur Belohnung wurde. Als erster Kreisdeputirter ward ihm interimistisch die Verwaltung des Kreises Querfurt, als Landrath, aufgetragen, der er eine Zeit lang vorstand, und während der Zeit mit Umsicht, Geschicklichkeit nicht allein die laufenden Geschäfte, sondern auch Jahre lange schwere die Differenzen und Streitigkeiten zur Zufriedenheit der Parteien und der Regierung verglich. Der Großherzog Karl August von Weimar, seine Vorzüge als Soldat, Landwirth, Jäger und vorzüglich seinen ehrenwerthen und biedern Charakter anerkennend, sendete ihm auch das Komturkreuz seines Hausordens von weißen Falken. Er hinterließ eine Witwe, aber keine Nachkommenschaft.

C. Jost (geb. 1682, gest. 1701) erbliebt in der brüderlichen Theilung Hengsdorf. Seine aus zwei Ehen von Maria von Burgsdorf und Sabine von Wigleben hinterlassenen sechs Söhne, Christian, Friedrich,

Levin, Georg, Jost und Hartmann, traten theils in Civil, theils in Militär bei verschiedenen Theilen in Dienst, und waren Urheber verschiedener Linien, die aber größtentheils erloschen sind. Der jüngste Sohn Hartmann war bei dem letzten gefürsteten Grafen Meinhard von Hanau als Kammerjunker und Oberförstermeister angestellt. Von dessen Söhnen war Friedrich fürstl. badischer Geheimrath, Landwogt der Markgrafschaft Hochberg und Großkreuz des Ordens de la fidelité, gest. 1777, und Karl (geb. 1712, gest. 1780) des schwabischen Kreises Generalmajor und Oberst über ein Regiment zu Fuß, der noch zugleich bei dem Markgrafen von Baden die Stelle eines Kammerherrn und Hofjägermeisters bekleidete. Er verheirathete sich dabeist, erwarb einige Besitzungen, wurde dadurch Mitglied der schwabischen Reichsritterschaft und Stifter der noch jetzt im Großherzogthume blühenden freiherrlichen Linie. Einer seiner Söhne war Karl (geb. 1741, gest. 1829), großherzogl. badischer Großhofmeister, General der Cavalerie, Großkreuz-Orden de la fidelité. Auch er betrat frühzeitig die ehrenvolle Laufbahn seines Vaters in holländischen Kriegsdiensten bei dem Regimente Markgraf Baden, wo er im J. 1772 zum Oberstlieutenant und 1779 zum Obersten im Regimente avancirte. Während der Friedensjahre hielt er sich meistens an dem Hofe des damaligen Markgrafen Karl Friedrich von Baden auf, wo er zugleich die Stelle eines dienstthuenden Kammerherrn bekleidete. In dem Revolutionskriege commandirte er eine Brigade unter den Befehlen des Erbprinzen von Dänemark, wo er sich bei allen Gelegenheiten durch Tapferkeit und Umsicht auszeichnete, weswegen ihm im August 1794 die Vertheidigung der von den Franzosen belagerten Festung Brede anvertraut wurde, welche er den 25. Jan. 1795 an den französischen General Lemaire mit der ehrenvollsten Capitulation erst dann übergab, als alle Vorräthe aufgezehrt und die Befehle von den Generalsstaaten dazu gegeben waren. Er verließ hierauf den holländischen Dienst und zog sich nach Karlsruhe zurück, wo er zum Oberstkammerherrn und Generalleutnant ernannt wurde. Sein Fürst brauchte ihn zu den wichtigsten Sendungen nach Petersburg, Weiskau und Stockholm und schenkte ihm sein ganzes Vertrauen, welches er auch in hohem Grade zu verdienen mußte. Den 7. März 1808 ernannte ihn Karl Friedrich zum General der Cavalerie und Chef des Husarenregiments, 1809 zum Kriegsminister und 1811 wurde er unter Enthebung von diesem Posten zum Großhofmeister ernannt. Während seiner Dienstzeit erwarb er sich noch folgende öffentliche Auszeichnungen: Vom Kaiser Paul von Rußland den St. Annenorden erster Classe, von Schweden das Großkreuz des Schwerdordens. Ebenso verliehen ihm die Regenten Badens, denen er diente, die großen Bänder des Fideitäts-, Militärverdienst- und Jäger-Ordenes. Von seinen Söhnen nach schon vor dem Vater (1829) der älteste Sohn, ebenfalls Karl genannt, als großherzogl. badischer Oberstlieutenant, Generalmajor und Commandant des Garde-Cavalerieregiments

Das Wappen: In einem blauen Schilde eine zum Flügel sich erhebende wilde Gans. Der Helm ist mit einem blauen und silbernen Bunde bedeckt, auf welchem eine silberne Gans mit rothem Schnabel und Füßen vor drei hinter derselben aufwachsenden grünen langen Schiffsblättern ruht. (Albert Freih. von Boineburg-Lengsfeld.)

GEUSEN ist der Name der in der niederländischen Geschichte der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. bedeutenden patriotischen Partei, welche zu dem Kampfe gegen Philipp II. von Spanien um die Freiheiten des Landes den Anstoß gab. Unzweifelhaft ist der Name das französische Wort gueux, welches (materiell gefaßt) einen Bettler, zugleich aber in moralischem Sinne einen Lump oder Schuft bezeichnet. Die Ableitung dieses Wortes ist auf verschiedene Weise versucht worden. Pasquier leitet es vom spätlatinischen gavius, Menage von quaestor, Nicod vom teutschen Worte Geiler, was gleichbedeutend mit „Bettler“ sei; Andere vermuten einen Zusammenhang mit heu oder eheu, d. h. der Wehklage der Armen, woraus die Italiener guai und daraus wieder guaio = Bettler gebildet hätten. Vergl. Dictionn. de Trévoux III, 1015. Möglich ist auch, daß es ein uraltes einheimisches Wort ist, welches im Bretonischen in der Form keaz oder kez erhalten ist; vergl. Brandes, Das ethnographische Verhältniß der Kelten und Germanen S. 306¹⁾.

Aus den Schilderungen von Gaoallo und Guicciardini erhellt, daß in den Jahren von 1550–1570 die Niederlande in jedem Culturzweige einen namhaften Aufschwung genommen hatten. Handel und Gewerbe blühten, und gaben in den engen Grenzen der 17 niederländischen Provinzen einer Bevölkerungsmasse reichlichen Lebensunterhalt, welche die durchschnittliche Volkszahl anderer Gegenden weit überschritt. Mit der Ergiebigkeit der Erwerbsquellen ging das schnelle Ausfließen des niederländischen Volks in jeder geistigen Beziehung Hand in Hand. Wo Gelehrte, wie Mercator, Erasmus u. v. A., arbeiteten, um die Wissensthäten aus den beschränkenden Grenzen der mittelalterlichen Scholastik zu befreien, wo die Buchdruckerkunst großen Kreisen des Volkes Einsicht und Verständnis in Betreff mancher politischen und religiösen Fragen zugänglich machte, da konnten die Bestrebungen der Reformatoren nicht ohne nachhaltigen Anklang bleiben. Die katholische Kirche vernachlässigte es, durch vernünftiges und thätiges Einwirken auf die Bevölkerung dem religiösen Sinne derselben Nahrung zu geben. Der Präsident der Synode in der von ihm händschriftlich vorhandenen Geschichte der niederländischen Unruhen berichtet im 35ten Capitel, daß die katholischen Geistlichen nur selten vor dem Volke zu predigen pflegten, daß die Kirchen deshalb auch schwach besucht, das heilige Abendmahl selten gewünscht und ertheilt, die kirchliche Feier der Festtage wenig beachtet

wurde, daß man die Schulen in religiöser Beziehung vernachlässigte, und das Volk meist in seiner unangenehmsten Kenntniß der christlichen Glaubensartikel befiel. Dennoch war bei dem bei weitem größten Theile der Niederländer ein lebendiger religiöser Sinn vorhanden, der Viele bewegte, trotz der in die Augen fallenden Uebelstände bei dem hergebrachten Glauben streng zu beharren, eine große Menge aber veranlaßte, dem Lutherischen oder dem Calvinistischen Glaubensbekenntnisse sich zuzuwenden und da Befriedigung zu suchen. Diese innere Spaltung ward um so folgenreicher, da äußerer Druck die Missimmung noch vermehrte. Vor Allem war der niederländische Adel sich der ohmwaltenden Uebelstände und Mißbräuche wohl bewußt, und er war es, welcher auf verfassungsmäßigen Wege denselben abhelfen wollte. Diese Partei, welche religiöse Toleranz und Aufrechthaltung der Freiheiten des Landes erstrebte, bediente sich des Namens der Geusen, der ihr von gegnerischer Seite beigelegt worden war. Die Geschichte dieser Partei kann man füglich in vier Perioden theilen: 1) Die Entschung der Partei und die Ausbildung derselben bis zur Ueberwindung der Beschränkungsbeschränkung (Apr. 1566), durch welche auf Beschränkung der Inquisition und Milderung der Religionsedikte Karl's V. angetragen ward; 2) während der Zeit vom April bis August 1566 übte der Adelsbund bedeutenden Einfluß als Vermittler zwischen der Statthalterin und dem Volke, — eine Stellung, in der er sich immer schwerer halten konnte, je mehr das Volk zu Gewaltthatigkeiten sich hinreißte ließ; 3) in den letzten Monaten des Jahres 1566 und den ersten des Jahres 1567 führten die Zerwürfungen in Kirchen und Klöstern zu einem schnellen Umschwunge in der öffentlichen Meinung, welchen die Regierung benutzte, den Adelsbund zu sprengen und zu vernichten; 4) der Gensennamen wird nachher uneigentlicher Weise den Gegnern der spanischen Regierung und Vorkämpfern der niederländischen Freiheit beigelegt.

Als am 25. Oct. 1555 Kaiser Karl V. in feierlicher Versammlung seinem Sohne Philipp II. die souveräne Herrschaft der niederländischen Provinzen übertrug, bestanden diese aus vier Herzogthümern (Brabant, Limburg, Luxemburg und Geldern), sieben Grafschaften (Flandern, Artois, Hennegau, Holland, Seeland, Namur und Zutphen), dem Marquisat Antwerpen und den Herrschaften Friesland, Mecheln, Utrecht, Overijssel und Groningen. So wurden durch ihr Staatsoberhaupt die Niederlande mit Spanien verknüpft, und es drehte ihnen eine vollständige Abhängigkeit von diesem Reiche. Die geistige Bildung beider Länder, sowie die materiellen Interessen derselben waren aber in solchem Grade verschieden, daß die von Spanien aus wirkenden Einflüsse auf Widerstand der nationalen Elemente in den Niederlanden stießen mußten. Bis über die Periode der Minderjährigkeit Karl's V. hinaus waren viele niederländische Große in die höchsten Staatsämter Spaniens eingetreten, und hatten unter Wilhelm von Oran durch ihre Habsucht und Rücksichtslosigkeit die eingeborenen Spanier erbittert. Schon Karl V. beschränkte die

1) Vergl. noch Note sur l'origine du nom de Gueux donné aux révolutionnaires des Pays-Bas dans le XVI. siècle im Compte rendu de l'œuvre de la Commission R. d'histoire à Bruxelles XII. (1847) p. 292.

des Unwesens, und ein völliger Umschlag erfolgte, als Philipp II. den spanischen Thron bestieg. Wenn es schon natürlich erscheint, daß der niederländische Adel diese bedeutende Schwächung seines Einflusses und Einkommens bitter empfand, so mußte das Gefühl der Abneigung noch zunehmen, als Philipp anfangs, gereizt durch Veranlassung zur Unzufriedenheit zu geben. Nun wurden die spanische Belebte mit niederländischen Staatsbürgern betraut, und offen zeigte Philipp seine Vorliebe für dieselben. Dazu kam noch, daß Philipp sich zum entschiedenen Vorkämpfer des Katholicismus machte, und der Religionsfreiheit feindselig entgegen trat, weil er sie für bedrohlich auch für die autokratischen Rechte des Monarchen ansah. So wenig die Härte und blutige Grausamkeit Philipps gegen die niederländischen Religionsbewegungen entschuldigend werden können, so wenig ist doch zu verkennen, daß ein solches Verfahren in hohem Grade im allgemeinen Wesen des Zeitalters lag: denn in dieselbe Zeit fällt in anderen Gegenden die oft gewalthätige Anfeindung der Reformierten durch die Lutheraner, Calvin's gegen Ereret, König Heinrich's VIII. gegen die Andersgläubigen. Karl V. hatte Philipp erziehen lassen, befangen in den schroffen Ideen von der Berechtigung, ja Nothwendigkeit des strengen Katholicismus und des absoluten Königthums. In letzterer Beziehung war es seine Absicht, die Provinzen dem königlichen Ansehen in ähnlichem Grade zu unterwerfen, wie die Städte von seinen Vorgängern gebeugt und unterworfen worden waren. Unter den Papieren des Cardinals Granvelle hat sich ein Plan gefunden, daß die 17 Provinzen in ein Königreich zu vereinigen, die gefeigende Gewalt zu einer centralisiren zu machen seien u. s. w. Vergl. Vergl. Vergl. Gedankenfluten zu Dpberdingen der niederländischen Geschichte, Bd. I. S. 313. Sollte es daher auch nicht der gleich anfänglich klar verfolgte Plan Philipps gewesen sein, so war es doch jedenfalls die Grundabsicht desselben, sich in den Niederlanden zum ebenso absoluten Herrscher zu machen, wie in Spanien. In den ersten Jahren seiner Regierung hielt sich Philipp in den Niederlanden auf, um von da aus den Krieg gegen Frankreich zu leiten. Als aber der Friede zu Gbateau-Cambrésis (3. April 1559) diesem Kampfe ein Ende machte, traf er Anstalten, um nach Spanien zurückzugehen. Zu diesem Zwecke berief er die Generalsstaaten nach Gent, und kündigte denselben an, daß er seine Schwester Margaretha von Parma als Statthalterin mit der Regierung der Niederlande betraue. Indem er bald darauf diese Provinzen verließ, gab er der Statthalterin geheime Instruktionen, welche allmählig bekannt wurden und vielfachen Anstoß erregten. Die höchsten Bedörden des Landes hatten eine neue Organisation erhalten, welche berechnet war, den politischen Einfluß des einheimischen Adels zu Gunsten der königlichen Gewalt zu schwächen. Noch immer am unabhängigen stand der Staatrath da, in welchem die angesehensten Männer des Landes (die Statthalter der Provinzen, die Ritter des goldenen Vlieses u. A.) Sitz und Stimme hatten, und welchem wichtige Theile der

allgemeinen Staatsangelegenheiten, Krieg, Friedensschlüsse, Bündnisse, Landesvertheidigung aufstanden. Neben ihm befanden der Finanzrath für Verwaltung der Domänen und Staatsgetreide und der geheime Rath für Gnadenfaden und Justizangelegenheiten. An die Spitze des geheimen Rathes stellte der König den bigott-fanatischen Viglius, an die des Finanzrathes den ihm mit blinder Treue ergebenden Berlaymont. Diese beiden Männer, sowie den ihm gleichgesinnten und treuen Bischof von Arras, Granvella, vertraute er mit ausgedehnten Vollmachten, und stellte sie als „Consulta“ der Statthalterin an die Seite, sodaß diese bei der Vertheilung von Kernen und Befehlungen und überhaupt bei den wichtigsten Regierungshandlungen an ihren Rath gebunden war. Der geheime Rath und der Finanzrath wurden vorzüglich aus Personen zusammengesetzt, welche sich als Werkzeuge des spanischen Herrschers brauchten ließen, während der Staatrath die wirklichen Vertreter des Landes enthielt: aber grade deshalb wurden auch die Geschäftskreise der beiden ersten Behörden zu Ungunsten der letztern erweitert. Wenn ferner auch die Gouvernementsstellen in den einzelnen Provinzen mit Niederländern besetzt waren (z. B. Dranien in Holland, Seeland und Utrecht, Egmont in Flandern, Reghen in Geldern und Jülichp. u. s. w.), und wenn auch die höchsten Stellen des Heeres und der Flotte in den Händen von Niederländern waren, so zeigte es sich doch unverkennbar, daß die eigentliche Leitung der Landesangelegenheiten fast ausschließlich Spanien zustand. Karl's V. Staatrath war aus Mitgliedern aus allen Hauptländern seines Reiches zusammengesetzt gewesen; Philipp II. dagegen nahm in seinen Staatrath fast ausschließlich Spanier, und zwar vorzugsweise Castilianer auf, in so auffallender Weise, daß es schien, als wolle er die Spanier zur herrschenden Nation über die andere erheben. So nahm an der Sitzung des Staatrathes zu Madrid im J. 1567, welche den unmittelbaren Anstoß zum Aufstande gab, nicht ein einziger Niederländer Theil. Uebrigens erstreckte sich die Bevorzugung der Spanier selbst bis in die niederen Adelskreise, und ward vom spanischen Adel nicht selten auch in den Niederlanden in so Schroffer Weise ausgedeutet, daß grade dadurch der einheimische Adel am bittersten gekränkt ward.

Die Unzufriedenheit nahm zu, weil Philipp spanische Truppen in diese Provinzen verlegt hatte. Auch die Spitze derselben wollte er Dranien und Ementen stellen. Dieselben lehnten jedoch ab, da diese ohnehin unpopulären Truppen sich durch Gewaltthatigkeiten noch verhasster machten. Die Generalsstaaten zu Gent boten dem König um Entfernung derselben, was dieser nach vier Monaten thun zu wollen versprach¹⁾. Statt dessen wurden sie aber nur nach Seeland verlegt, wo sie das Volk der größten Verzeihung nahe brachten. Nun erst wurden die Truppen beordert, das Land zu verlassen, und Philipp gab nachträglich seine Aufkündigung.

2) Bergl. Collection de documents inédits concernant l'hist. de la Belgique, publ. par Gachard. Vol. I. p. 323 seq.

Gemont und Dranien, welche die Statthalterin zu diesem Schritte bewogen hatten, erschienen dadurch als Vertreter der niederländischen Freiheit.

Vororgane erregten auch die religiösen Maßregeln Philipp's, welche zunächst die Errichtung einer größeren Zahl von Bisthümern bezweckten, aber zugleich für die religiöse Duldbarkeit fürchten ließen. Thatsächlich galt es die kirchliche Organisation des Landes der staatlichen anzugleichen, und jede Provinz, wie in politischer, so auch in kirchlicher Beziehung als besonderer Ganzes zu organisiren: denn ein unauflösbarer Liebesband war es z. B., daß die Provinz Luxemburg unter sechs Kirchenprovinzen vertheilt war, daß Brabant zu zwei Bisthümern gehörte u. s. w. Die drei vorhandenen Bisthümer Tournay, Arras und Utrecht hatten zum Theil solche Ausdehnung, daß eine wirksame Beaufsichtigung des kirchlichen Lebens zur Unmöglichkeit wurde. Vor Allem aber wollte Philipp den Conflicten der spanischen Staatsgewalt mit teutschen Kirchenfürsten, deren Sprengel niederländische Gebiete umfaßten, ein Ende machen. Die Einrichtung der neuen Diöcesen war mit so drohenden Anzeichen begleitet, daß in dieser Frage nicht allein die Protestanten, sondern selbst viele Mitglieder der katholischen Kirche zum Widerstand entschlossen waren. Es gewann sogar den Anschein, als ob vorzugsweise die hohen Würdenträger der Kirche, welche durch die neue Einrichtung manche Schmälerung ihres bisherigen Ansehens und Einkommens zu erfahren fürchteten, derselben sich widersetzen würden. Diese hohen Geistlichen benutzten ihren Einfluß auf die Provinzialstände, und stützten sich dann mit ihrem Widerspruch auf dieselben mit um so mehr Erfolg, da die Letzteren in der Durchführung einer so wichtigen Verwaltungsmassregel ohne Zustimmung der Stände einen Eingriff in ihre Rechte erblickten. Gestützt auf Rechtsgutachten mehrerer Universitäten wandten sich die bedrohten Geistlichen bittend nach Madrid und Rom, und erreichten wenigstens zum Theil die Aufhebung der neuen Organisationsmassregeln, z. B. in Antwerpen, Brüssel u. s. w. — Noch allgemeiner war die Risikoführung, welche durch die Einführung einer Art von Glaubensgerichten hervorgerufen wurde. Für jedes neue Bisthum ward ein solches, bestehend aus zwei Inquisitoren und sieben Kanonikern, eingesetzt⁴⁾. Diese Glaubensgerichte erhielten den Auftrag, mit aller Strenge die sogenannten Placate Kaiser Karl's V., Religionsedikte von fürchterlicher Härte, gegen die Nichtatholiken in Ausführung zu bringen.

Wie sehr die Befürchtungen wegen religiöser Unduldsamkeit berechtigt waren, das zeigte sich bald im hohen Grade. Die Behörden von Holland sannen an, von Jedem, der sich im Lande ansiedeln wollte, gerichtliche Zeugnisse zu fordern, daß er gut katholisch und Feind der Ketzerei sei. Sobald aber die Glaubensgerichte ihre Thätigkeit begannen, erlitten aller Orten Hunderte den Tod aus

Blutgerüsten und Scheiterhäufen. Die fürchterliche Härte dieser Gerichte machte selbst die Statthalterin bedenklich, und veranlaßte sie, den Baron v. Montigny nach Madrid zu senden, um dem Könige dagegen Vorstellungen zu machen. Wenngleich Philipp damals antwortete, es sei nicht seine Absicht, die spanische Inquisition in den Niederlanden einzuführen, so unterschieden sich jene Glaubensgerichte in ihrem Verfahren davon nicht wesentlich; denn einerseits zeugen dafür die Briefe⁵⁾, welche Philipp an den großen Rath zu Mecheln (8. Aug. 1558) und an die Gerichtshöfe der übrigen Provinzen sandte, worin die Placate und das Religionsedict Kaiser Karl's V. vom September 1550 neu bestätigt wurden, und ausdrücklich vorgeschrieben war, daß, wer der Ketzerei auch nur verdächtig sei, vor Gericht gestellt und mit Strenge beurtheilt werden solle⁶⁾; andererseits ward das Land mit einem Neze von Espionen bedeckt, welche Misträuen und Bismuthungen sogar bis in das Innere der Familien brachten, und die öffentliche Moralität untergruben. Dieser Zustand mußte den Niederländern um so unerträglich erscheinen, da es ihnen so nahe lag, den auf ihnen lastenden religiösen Druck mit der im J. 1555 durch den augsburger Religionsfrieden anerkannten Glaubensfreiheit der teutschen Protestanten zu vergleichen.

Alle diese Ursachen wirkten zusammen, um unter allen Schichten der Bevölkerung, vorzugsweise aber unter den Angeesehenen und politisch Bevorrechteten, Besorgnis und wachsende Unzufriedenheit zu erwecken. Am bittersten war aber der allgemeine Haß auf Granvelle gerichtet, dem es der inländische Adel nicht vergab, daß er als Ausländer an der Spitze des Landes stand, und vielfältig altgebrachte Rechte antastete. Dem Adel schloß sich ein Theil des Klerus an, dessen Ansehen und Einkünfte durch Errichtung der neuen Bisthümer wesentlich geschmälert wurden. Aus diesen Elementen bildete sich allmählig eine Oppositionspartei, deren Kraft nicht unbedeutend war, da der religiöse Druck die ohnehin vorhandene nationale Antipathie gegen die spanische Herrschaft vermehrte, und so den größten Theil des Volkes zu stillen Parteigenossen derselben machte. Diese Umstände benutzte Wilhelm von Nassau, welcher, als Lutheraner erzogen, später zur reformirten Kirche übertrat. Er legte auf das äußere Glaubensbekenntniß geringen Werth, in sofern seine eigene Ueberzeugung in Betracht kam, mußte aber dasselbe wol in seiner ganzen Wichtigkeit als Parteimittel zu schätzen. Sein verlässliches und vorichtiges Wesen verdrang einen kräftigen und kühnen Entschlusse fähigen Geist; überlegt und langsam war seine Handlungsweise, aber dann fest und ausdauernd. Dabei setzten ihn seine Werthschätzung und Menschenkenntnis in den Stand, auf Andern Einfluß zu gewinnen und sie für seine Absichten einzunehmen. Sein Hauptzweck war die Herstellung der Religionsfrei-

4) Vergl. auch die Collection de documents inédits concernant l'hist. de la Belgique (publ. par Gachard). Vol. I. p. 323 seq.

5) Vergl. Gachard, Collect. de documents inédits concernant l'hist. de la Belgique. Vol. I. p. 323 seq.

3) Vergl. noch Correspondance de Philippe II. sur les affaires de Pays-Bas. I. Bd. S. CVIII ff.

beit, und diesem zu Liebe sich er manchen Beschwerden sein Ohr, die auf selbstthätigeren Grundlagen beruhten. So faßten viele der Unzufriedenen zu ihm Vertrauen.

Aber Dranien stand mitten in der Bewegung der Niederlande und nicht eigentlich als Haupt derselben da; auch er wurde oftmals vorwärts geschoben durch die Gewalt der drängenden Umstände und gährenden Elemente. Weder er noch seine Parteigenossen hatten es Anfangs auf die Restituzion der Niederlande von Philipp's Reiche abgesehen: dieses Ziel bot sich den Niederländern erst dann dar, als Philipp's hortnädige Unterdrückungsmaßregeln allgemeine Erbitterung hervorgerufen hatten. Der erste folgenschwere Widerstand, den die Maßregeln des Königs trafen, ging von Mitgliedern einer der Regierungsbehörden des Landes aus, und nahm seitdem bestimmte Formen an *).

Dranien als Mitglied des Staatsrathes benutzte die Uebergriffe, welche die Consulta Granvella's sich erlaubte, um vor allen Dingen die Grafen v. Egmont und Horn gegen die Schmälerung des verfassungsmäßigen Rechtes aufzutreiben. Die Rektoren waren dabei brav und edel, aber ließen den Regungen des Gefühls zu viel Spielraum, um als Staatsmänner stets ruhig und zweckmäßig zu handeln. So standen sich im Anfange des Kampfes Dranien und Granvella gegenüber, ersterer gereizt, Widerstandsmittel und eine Partei sich zu schaffen, aber auch dieser schweren Aufgabe völlig gewachsen, letzterer im Besitze gewaltiger Hülfsmittel, klar die Lage der Dinge überblickend, fest und thätig in seinem Auftreten. Treffend ist, was Borgeot in seiner Abhandlung Philippe II. et la Belgique (p. 24 seq.) über ihn sagt. Auf Granvella richtete sich der Haß des inländischen Adels, besonders weil er als Emporkömmling angesehen wurde, und um ihn zu stützen, wurden die verschiedensten Mittel angewandt. Man verfolgte ihn mit Caricaturen und Schmähschriften, und glaubte ihn in der allgemeinen Achtung herabzusetzen, indem man ihm Abkammung von einem Handwerker andichtete (1560). Da das die beabsichtigte Wirkung nicht hatte, schlugen seine Gegner einen andern Weg ein. Der Prinz von Dranien und Egmont führten 1561 bei Philipp II. Klage, daß die wichtigsten Angelegenheiten des Landes nicht dem Staatsrathe vorgelegt, sondern ohne dessen Vorwissen durch eine oder zwei Personen entschieden würden. Philipp versprach, daß diese Rücksichtslosigkeit in Zukunft unterbleiben solle, und befohl der Statthalterin, Zusagen in diesem Sinne zu geben. Vergl. Correspondance de Philippe II. sur les affaires des Pays-Bas, vol. I. p. 195 seq. Dieses offen gegebene Versprechen blieb aber unerfüllt, indem der König nicht nur die geheimen Instruktionen der Statthalterin nicht abänderte, sondern vielmehr durch ähnliche Instruktionen noch bestätigte: vergl. z. B. die Papiers d'état de Granvelle, Vol. VI. p. 432 seq. Aber gestützt und in seiner hohen Stellung erhalten

durch das Vertrauen Philipp's konnte Granvella auf alle diese kläglichen Angriffe mit stolzer Verachtung hinblicken, da sie ihm die Ausführung zwar erschwerten und verbersteten, ihn aber nicht in seinen Plänen erfolgreich zu hemmen vermochten. Nur die thatsächliche Wirkung hatten jene rühmigen Angriffe, daß sich die Gegner Granvella's als Partei zu fühlen begannen, und vorzugsweise um den Prinzen von Dranien und den Grafen von Egmont scharten. Neben diesen erlang sich bald der Graf Horn, welcher im Herbst 1561 aus Spanien zurückkehrte, und kurz vorher vom Könige zum Staatsrathe ernannt worden war, eine hervorragende Stellung. Seit Anfang November 1561 wohnte er den Sitzungen des Staatsrathes bei, und schloß sich bald den Hauptgegnern Granvella's, Dranien und Egmont, an, mit denen vereint er den Sturz ihres Feindes herbeizuführen suchte. Vielesicht absichtlich gab bald darauf Granvella seinen Gegnern Gelegenheit, ihre Kraft zu erproben. Auf seinen Rath berief die Statthalterin mit Rücksicht auf die Religionswirren in Frankreich im Mai 1562 die Ritter des goldenen Vlieses und die Provinzgouverneure zu einer Versammlung nach Brüssel. An derselben nahmen Theil: sie selbst, Granvella, Dranien, Egmont, der Herzog v. Vercloux, der Marquis v. d. Bergh, die Grafen v. Horn, Arenberg, Mansfeld, Dorembe, Boussin, Heugstraten, Eigne, der Marquis v. Reuth, der Graf v. Meghen, die Herren v. Brillemont, Hachicourt, Gajen, Montigny, der Präsident Viglius und der Secretair Bertr. Vergl. Archives du royaume, Collect. des documents historiques, vol. II. p. 124 *). Unter den Versammelten gab es Mehre, welche gegen Granvella feindlich gesinnt waren, und diese wurden von Dranien wiederholt zu besonderen Zusammenkünften eingeladen, wo die Mittel, den Cardinal zu stützen, besprochen wurden. Hier beschuldigte man ihn, daß er, obgleich Ausländer, einen Einfluß auf die Regierung des Landes ausübe, welcher nur den einheimischen Großen zukomme, daß er dem Könige gerathen habe, mehr Männer hinrichten zu lassen und mit Gewalt die Freiheiten des Landes zu beseitigen, daß er die spanische Inquisition einführen wolle u. a. m. Mehre dieser Beschuldigungen waren wol nicht so grundlos und unbedeutend, wie dies Gachard in der Einleitung zu seiner Ausgabe der Correspondance de Philippe II. sur les affaires des Pays-Bas, vol. I. p. CLXX seq. darzuthun sucht; und deshalb ist es wol zu begreifen, wie diese Klagen in allen Ständen des Volkes Zustimmung und Anhang fanden. Deshalb fand Granvella in Betreff der von ihm vorgeschlagenen Maßregeln mehr Widerstand, als er erwartet hatte. — König Philipp erblickte in dem Kampfe der Huguenotten in Frankreich gegen ihren König eine so bringende Gefahr für den Katholicismus und das Königthum überhaupt, daß er seinem bisherigen politischen Gegner Beistand zu leisten beschloß. Nicht nur aus Italien ließ

6) Vergl. Bulletins de la commission d'histoire IV. 115.
7) Vergl. Mém. de l'Acad. R. etc. de Belgique. Vol. XXV.

8) Vergl. auch Bulletins de l'Acad. de Bruxelles. Vol. XVI, I. p. 642.

er 3000 Mann zum Heere des Königs von Frankreich stießen, sondern er beauftragte auch Granvella, an die erwählte Versammlung der niederländischen Großen das Ansuchen zu stellen, eine wohlgegründete Schaar von 2000 Reitern zu gleichem Zwecke abzuschicken. Dieses Verlangen war es, welches, indem es auf Dranien's Veranlassung lebhaften Widerspruch erfuhr, die zunehmende Stärke der Opposition gegen die Regierung bezeugte. Nur eine verhältnißmäßig geringe Geldbewilligung ward zugesandt⁹⁾. Vorzugsweise Dranien war hier als Parteiführer hervorgetreten, und schon damals erkannte Granvella in ihm einen zu fürchtenden Gegner¹⁰⁾. Dranien, welcher die Gefährlichkeit und die materiellen Nachtheile eines offenen Kampfes gegen die königliche Macht richtig beurtheilte, rieth seinen Parteifreunden, sich an die Gnade des Königs zu wenden, und so beschloß die Oppositionspartei, den Herrn von Montigny (Juli 1562) nach Madrid zu senden, um dem Könige die Beschwerden des Landes und die Klagen gegen den Cardinal Granvella vorzutragen. Der König war, als Montigny in Madrid anlangte, bereits durch ein vertrauliches Schreiben der Statthalterin¹¹⁾ in Kenntniß gesetzt, und beschränkte sich in seiner Antwort auf die Zusicherung, daß seine Absichten in Betreff der Niederlande die besten seien, und daß er selbst dahin zu gehen gedente, um mit eigenen Augen zu urtheilen. Mit dieser Antwort kehrte Montigny im December 1562 zurück, und statte in einer Sitzung des Staatsrathes am 28. Dec. Bericht ab. Dranien und seine beiden Freunde erkannten wol, wie ausweichend diese Antwort sei, und entschlossen sich, am 11. März 1563 eine gemeinsame Eingabe beim König zu machen, und ihn ausdrücklich um Abberufung des Cardinals zu bitten (Hopper, *Mémorial* in den *Analecta* IV, 26), dessen Anwesenheit die Ursache der allgemeinen Unzufriedenheit sei. *Correspond.* de Philippe II. I, 238 seq. Wenn bis dahin in religiöser Beziehung Meinungsverschiedenheiten zwischen Dranien und Egmont obgewaltet hatten, so traten diese immer mehr in den Hintergrund vor ihrem gemeinsamen Haß gegen den Cardinal Granvella. Vergl. Haer S. 119. Beide fühlten sich gleichmäßig verletzt, als nach langem Harren am 29. Juni die Antwort des Königs (d. d. 6. Juni 1563) anlangte, welche nichts Entscheidenderes enthielt, als was schon Montigny überbracht hatte, und welche die Abberufung des Cardinals auf eine so allgemein gehaltene Anfrage hin ablehnte. Die Statthalterin machte in Folge dieser Antwort den Versuch, mit Egmont allein zu unterhandeln und ihn zur königlichen Partei zurückzuführen: Egmont aber lehnte es ab, ohne Vorwissen seiner Freunde einen annähernden Schritt zu thun, und verständigte sich über ihr ferneres Verhalten mit Dranien und Horn.

Die drei Herren erbat am 11. Juli eine Audienz

bei der Statthalterin, stellten ihr vor, daß sie im Auftrage vieler jenes Schreiben an den König gerichtet hätten, auf welches derselbe nun geantwortet habe, und erbaten die Erlaubniß, mit ihren Auftragsgebern sich berathen zu dürfen. Die Statthalterin gab die Erlaubniß mit Widerstreben. Wenige Tage nachher fand die Versammlung statt, auf deren Beschluß hin am 21. und 26. Juli Dranien an der Spitze einer Deputation der Statthalterin neue Vorstellungen machte, und auf Berufung der Generalsstaaten antrug; auch fügte er hinzu, daß sie Alle, deren wohlmeinende Rathschläge beständig mißachtet würden, den Staatsrath nicht fernere Besuchen würden. Bull. de l'Acad. de Bruxelles XVI, 1. p. 648 seq.

Die drei Herren sandten am 29. Juli 1563 ein neues gemeinsames Schreiben an den König (*Analecta* Belg. IV, 34), worin sie anboten, ihre Remyt niederzulegen, wenn nur zur Befriedigung der Beschwerden des Landes geschritten werde, indem die Generalsstaaten berufen würden. Schon seit längerer Zeit hatten sie in den Sitzungen des Staatsrathes eine consequente Opposition gegen alle Vorschläge, welche vom Cardinal empfohlen wurden, selbthalten; da aber alle ihre ironischen und satyrischen Angriffe denselben in seinem Verfahren nicht irren machten, thaten sie den ermüdeten Schritt, und gaben sich endlich von den Sitzungen des Staatsrathes ganz zurück. Der König war nicht gesonnen, auch nur im Geringsten nachzugeben, vielmehr wollte er in den ersten Monaten des J. 1564 die den Evangelischen äußerst ungünstigen Beschlüsse der trienter Kirchenversammlung in den Niederlanden durchgeführt sehen. Die Statthalterin dagegen schwankte lange, weil sie von strengen Maßregeln able Folgen befürchtete. Noch immer klappte sie den Cardinal an und rieth auch jetzt dem Könige, die erbetene Ablegung desselben abzulehnen; doch konnte sie nicht der Widerspruch einen hohen Grad von Berücksichtigung verweigern. Für den December 1563 wurde eine ständische Versammlung nach Brüssel berufen, um für die Staatsbedürfnisse Geld zu bewilligen. In welche Verlegenheit damals die Statthalterin durch die Opposition der Adligen versetzt worden war, zeigt der Umstand, daß auf Dranien's Verlangen während dieser Versammlung Granvella sich nach Mecheln zurückziehen mußte. De la Pise, p. 307. Der allgemeine Haß gegen den Cardinal machte sich so offen geltend, der Adel des Landes stellte ihr so unabweislich die Alternative, entweder den Cardinal fallen zu lassen, oder ihren Hof vom größten Theile des Adels verlassen zu sehen, daß auch sie sich endlich für die Entfernung des Cardinals entschied. Nachdem schon gedruckte Unterhandlungen zwischen ihr und dem Könige im Winter 1563 — 1564 stattgefunden hatten und nachdem Philipp bereits im Februar 1564 die Abberufung Granvella's beschlossen hatte¹²⁾, richtete sie im März 1564 an den König die offizielle Bitte, den Cardinal aus den Niederlanden ab-

9) *Strada* I, 3. p. 116 seq. *Archives de la maison d'Orange* I, 112. 10) Aus diesem Grunde widersetzte er sich im October 1562 der Ernennung Dranien's zum Statthalter von Brabant, was den Letzten nur noch mehr reizte. 11) *Bergl. Mém. pour servir à l'hist. de Granvelle*. Vol. II. p. 6.

12) Schon am 3. März hatte Dranien vom Voorsicht der selben Kunde. *Bergl. Arch. de la mais. d'Orange* I, 161.

zuberufen. Die neuesten archivalischen Forschungen haben erwiesen, daß Granvella selbst schon im J. 1563 dringend seine Entlassung angeboten hatte, und daß nach langem Zaudern Philipp II. ihm dieselbe durch ein vertrauliches Schreiben vom 22. Jan. 1564¹³⁾ auch bewilligt hatte¹⁴⁾. Dennoch ließ Philipp diese bereits beschlossene Maßregel — indem er sich stellte, als ob er mit Widerstreben nachgebe — den Niederlanden gegenüber als Concession von seiner Seite erscheinen. Dabei ward jedoch in der Sachlage auf die Dauer wesentlich Nichts geändert, da der König nicht nur alle Pläne beibehielt, welche Granvella bis dahin in seinem Namen verfolgt hatte, sondern auch allen Beschwerden nicht abzuweichen suchte. Doch regte Anfangs die anscheinende Nachgiebigkeit des Königs in weiteren Kreisen die Hoffnung auf eine Ausgleichung an, und veranlaßte mehrere der einflußreichsten Mitglieder des Staatsrathes ihre oppositionelle Stellung aufzugeben. So wird ausdrücklich von Dranien und Egmont berichtet, daß sie nach der Abreise Granvella's seit dem 18. März 1564 in den Staatsrath wieder eingetreten seien, und sich den Staatsschäften mit großem Eifer hingeben hätten¹⁵⁾. Die Auflösung dauerte aber nur kurze Zeit, da Männer, wie Dranien, Horn u. A., welchen Staatsmännische Erfahrung nicht gebrach, aus der fortdauernden strengen Anwendung der Religionsedikte und der Nichtberufung der Generalsstaaten erliefen, daß Granvella's Entfernung Nichts gebessert habe. So trat das alte Mißtrauen wieder ein, während äußerlich eine heuchlerische Freundlichkeit beibehalten ward. Viele Abgeliege wurden der Statthalterin offen und ehrlich entgegen gekommen sein: die Letztere suchte das zu benutzen. Viglius schrieb: „Les Seigneurs s'esforcent de complaire à Madame“ und andererseits meldete Morillon: „Madame leur rit et les caresse.“ Bergl. Archives de la maison d'Orange I, 263 und 267.

Der anscheinende Sieg der Adelpartei ward nicht ausschließlich im Interesse des Landes, sondern nur zu sehr auch in ganz selbstthätiger Absicht von einzelnen Abgeliegen ausgenutzt, welche verarmt waren und diese Gelegenheit benutzen wollten, wieder zu Wohlstand auf Kosten des Staates zu gelangen. In dieser Beziehung sind die Anklagen, welche Granvella in einem Remonstrandum (in den Archives de la maison d'Orange I, 37) aufstellt, gewiß nicht aus der Luft gegriffen; und damit stimmt überein, daß Viglius damals in einem Briefe schrieb: „L'on se haste de faire tost sa main.“ — Les offices et estatz quelconques se donnent tous à plus offrant.“ So nöthigen wichtige Ämter in die Hände von Männern gekommen sein, welche sich derselben nicht selten zu selbstthätigen Zwecken bedient, und durch Mangel an Geschäftskennntniß hier und da Unordnungen in der Verwaltung veranlaßt haben mögen. Wenn thatsächlich nach Granvella's Entfernung ein Zustand eintrat, welcher viele Uebelstände an das

Nicht treten ließ, so ist ein Theil der Schuld den im Amte gebliebenen Anhängern des Cardinals beizumessen, welche nach dem eigenen Geständnisse Strada's (I, 165) wenig thaten, um solchen Uebelständen vorbeugen, indem sie glaubten, man werde dann um so sicherer Granvella zurückwünschen.

Ein Hauptübelstand aber lag darin, daß Ungleichmäßigkeit in der Verwaltung der Landesangelegenheiten eintrifft. Nachgegeben hatte Philipp in Nichts, und jeden Augenblick konnte er der milderen Praxis in der Ausführung der Religionsedikte durch schärfere Instruktionen ein Ende machen.

Ohne Zweifel wurden die Religionsedikte Kaiser Karl's V. nicht mehr in aller Strenge zur Ausführung gebracht, als Granvella das Land verlassen hatte, aufgehoben wurden sie aber nicht, und sie lagen drückend auf dem Volke, wie eine Gewitterwolke. Die Opposition fühlte diese stets drohende Gefahr, und beschloß, den Grafen Egmont nach Madrid zu senden, um den König um verfassungsmäßige Revision dieser Edikte zu bitten (1565). An diese Hauptbeschwerde wurde in dem Gesuche noch die Bitte geknüpft, den Staatsrath um zehn bis zwölf Mitglieder zu vermehren, und seine Befugnisse nach mehrern Richtungen hin zu erweitern, vor Allem über die Angelegenheiten der Gerichtsbarkeit, der Finanzen u. s. w. Vorzugsweise Dranien drang mit Wärme darauf, offen und freimüthig dem Könige erklären zu lassen, daß die Beschlässe des tridentiner Concils und die Religionsedikte unausführbar seien¹⁶⁾. Mit diesen Aufträgen reiste Egmont in den letzten Tagen des Januar 1565 nach Madrid ab. Weil aber seine Freunde für seine Sicherheit besorgt waren, verpflichteten sich Brederode, Noircarmes und fünf andere Abgeliege schriftlich, es am Cardinale rächen zu wollen, wenn Egmont auf dieser Reise Schaden leide¹⁷⁾. Egmont war kein tiefblickender Staatsmann, und Philipp durchschaute ihn vollkommen. Egmont wurde vom Könige mit Auszeichnung aufgenommen und durch schmeicheilhafte Gunstbezeugungen geliebt. So wurde er lange am Hofe hingehalten, und ließ sich endlich durch eine zweideutige oder mindestens ausweichende Antwort zufrieden stellen¹⁸⁾. Als er am 5. Mai in einer Sitzung des Staatsrathes nach seiner Rückkehr über den Erfolg seiner Sendung Bericht abstellte, erkannte Dranien wohl, daß der erhaltene Bescheid in der Sachlage Nichts ändern werde. Daß Egmont sich über den Erfolg seiner Sendung getäuscht habe, bewies derselben unmittelbar nach seiner Ankunft in Brüssel eine Depesche des Königs (d. d. Valladolid d. 2. Juni 1565). Philipp hatte einer Versammlung katholischer Theologen die Frage über Revision der Religionsedikte vorgelegt, und obgleich diese in nachgiebigem Sinne sich ausgesprochen hatte, war der König doch in leidenschaftlicher Weise bei dem Entschlusse geblieben, in religiöser Beziehung keine Concession zu machen. Strada, Bell. Belg. I, 152.

13) Bergl. Bull. de l'Acad. de Bruxelles. Vol. XII, 1. p. 319 seq. 14) Bergl. Arch. de la maison d'Orange I, 220 und 167. 15) Hopper, Mémorial p. 31.

16) Vita Viglii p. 42. Analeet. Belg. IV, 41. Bergl. Arch. de la maison d'Orange I, 215. 17) Arch. de la maison d'Orange I, 220. 18) Bergl. Hopper, Mémorial p. 44.

Seine Derselbe vom 2. Juni enthielt daher eine entscheidende Ablehnung beider Gesuche: denn für eine Concession kann man es schwerlich ansehen, daß er Nigalius durch den Herzog von Aerschot ersuchte¹⁹⁾. Auf die dringende Bitte der adeligen Depositionspartei richtete die Regierung zu Brüssel neue Verordnungen an den König, nachdem Anfang Juni die Statthalterin eine außerordentliche Versammlung gehalten hatte, an der außer einigen Bischöfen Dranien, Egmont und Horn Theil genommen hatten: in derselben war verzugsweise die Möglichkeit berathen worden, wie die Religionsedikte gemildert werden könnten, und die erste Mahnung Dranien's und seiner beiden Freunde, daß eine Milderung im Interesse des Staates und des Königs notwendig sei, war an dem entscheidenden Widerstande der Bischöfe gescheitert²⁰⁾. Ebenso wenig Annahme fanden ihre Wünsche in Madrid, denn der König ertheilte am 17. Oct. den Bescheid darauf, daß die Ausübung der religiösen Inquisition nach göttlichem und menschlichem Rechte den eingesetzten Inquisitoren zustünde; — daß die Religionsedikte streng ausgeführt werden sollten; — daß die zur Sprache gekommenen Lebensstände nur eine Folge seien von der Nachlässigkeit und Duldbarkeit jener Richter; — daß es Falschheit bedürfe, um die Religion in den Niederlanden aufrecht zu erhalten.

Nach Empfang dieser strengen Befehle brief die Statthalterin den Staatsrath, um die Art der Ausführung derselben zu berathen. Die Stimmen waren getheilt: Nigalius war zwar ganz mit den Befehlen des Königs einverstanden, wollte ihre Ausführung aber noch auf einige Zeit suspendirt sehen, bis dieselbe überall sicher gestellt wäre²¹⁾. Dranien dagegen hatte aus Vergangen in Spanien mit Bestimmtheit erfahren können, daß der König nur zu fest entschlossen sei, gegen die Evangelischen mit aller Härte zu verfahren²²⁾, und rieth nun von der Ausführung der königlichen Befehle nur deshalb nicht ab, weil er jeden Widerstand für vergeblich hielt²³⁾. Nigalius, welcher die drohende Lage der Verhältnisse richtig beurtheilte, ging soweit, daß er die Verantwortlichkeit für die Suspension der Befehle des Königs übernahm: er konnte leicht ermeinen, wie allgemein und vielleicht flüchtig die Unruhe dagegen sich erheben würde. Dranien's Abstimmung aber erhob die Statthalterin zum Beschluß, weil sie es vorzog, dem Willen des Königs blind zu gehorchen. In den letzten Monaten des Jahres 1565 ließ sie die strengen Anordnungen Philipp's an die Gouverneure der 17 Provinzen und die Gerichtshöfe des Landes gelangen. Die Wirkung war eine tiefgreifende, da einerseits die Protestanten aus ihrer geduldeten Sicherheit ausgeschreckt wurden, andererseits zu gleicher Zeit die Katholiken sogar durch die allgemein verhasste Inquisition sich bedroht sahen. Der Widerwille und Widerstand war so allgemein, daß an Durchführung der erhaltenen Befehle nicht zu denken war. Noch größer wurde die Aufregung in

Folge des sich verbreitenden Gerüchtes, der König lasse in Deutschland werben, und wolle die Städte durch Besatzungen zur Ausführung seiner Befehle zwingen²⁴⁾.

Indem aus solchen Gründen die Aufregung der Volksmassen zunahm, und dieselben zu gewaltthätigen Ausbrüchen hingedrängt wurden, war die Aelssepposition nicht untätig²⁵⁾. Heinrich von Beverbe, Kaspar von Scheg und andere treue Mitglieder dieser Partei gaben häufig ihren Gesinnungsgefährten Gastmähler und bei dergleichen Gelegenheiten ward Manches beschlossen und zur Ausführung vorbereitet, was der großen Zahl der Unzufriedenen immer mehr den Charakter und die äußere Erscheinung einer geschlossenen Partei zu geben geeignet war. So war noch bei Granvella's Anwesenheit bei einem Gastmahle, welches Kaspar von Scheg Herrn von Grobbendend gab, und bei welchem Egmont, v. Bergen, v. Montigny und andere hohe Adelige zugegen waren, Spott und Verhöhnung gegen Granvella ein Hauptgegenstand des Gesprächs gewesen. Einige Gäste machten dabei den Vorschlag, daß alle Anwesenden als Gegner Granvella's ihren Dienern eine gemeinsame Livée geben sollten, um sie von den Dienern der Anhänger des Cardinals zu unterscheiden. Durch das Loos ward es Egmont übertrugen, die Form und die Farben derselben zu bestimmen: auf keinen Vorschlag ward ein einfacher dunkler Rod mit rothem Capuchon und angemähter Kantenlappo gewählt. In dem rothen Capuchon lag eine offene Verhöhnung Granvella's als Cardinal. Die Statthalterin beschloß Anfangs diese Livée, machte aber bald, von Granvella selbst dazu veranlaßt, dem Grafen Egmont ernste Vorstellungen, und erlangte von ihm die Zusage, daß jener Capuchon besitzig sein sollte. Egmont's Versprechen ward erfüllt. Nun ward aber als gemeinsames Symbol ein Pfeilbündel angenommen, als Zeichen einer Verbindung zu gegenseitiger Hilfe²⁶⁾. Selbst traten diese Verbündeten als Partei auf, und bemühten sich die Adligen, welche in politischer oder religiöser Beziehung mit der Regierung unzufrieden waren, um sich zu schaaren. Durch häufige Zusammenkünfte in den verschiedenen Landestheilen gewannen sie immer zahlreichere Anhänger, und organisirten sich allmählig. So kamen z. B. am 8. Sept. 1565 in Vianen abgeschieden vom Herzog von Cleve auch Dranien, Egmont, Horn, Hoogstraeten, Schauenburg, Guyenburg und andere Mitglieder der adeligen Depositionspartei zusammen²⁷⁾, und wahrscheinlich bei Gelegenheit der Hochzeit des Herrn v. Montigny zu Brüssel kamen etwa 20 Adelige überein, ein Document zu unterschreiben und unterzeichnen zu lassen, durch welches man sich zu gemeinsamen Schritten gegen die Einführung der Inquisition verband²⁸⁾. Indem diese

19) *Analecta Belg.* IV, 60. 20) *Berl. Arch. de la mais. d'Orange* I, 249 seq. 21) *Berl. Arch. de la mais. d'Orange* I, 277 fg. und 294 fg. 22) *Ebdem.* I, 296.

24) *Arch. de la mais. d'Orange* II, 25. 25) *Midrecht, Bijdragen tot de Historie van het Verbond en de Smeeckschrijven der Nederlindische Edeelen van de Jaren 1565—1567 in ten Nieuwe Werken van de Maatschappij der Nederlandsche Letterkunde te Leyden* I, 2 (1825) p. 183 seq. 26) *Berl. Bull. de l'Acad. de Bruxelles* IV, 572 seq. 27) *Te Water, Verbond der Edeelen* IV, 523. 28) *Arch. de la mais. d'Orange* II, 2.

und mancherlei andere Beschwerden und Wünsche zur Sprache kamen, gingen mehrere hochgestellte Männer in ihren Anforderungen viel weiter; so sprach z. B. Nic. d'Ames aus, er halte es für notwendig, den König zur Verhütung der Generalstaaten — und zwar mit unbeschränkter Vollmacht — zu zwingen²⁹⁾. Einige Oppositionsmitglieder legten größeres Gewicht auf die kirchlichen Angelegenheiten, andere auf die Privilegien des niederländischen Adels, andere auf Befestigung hoher Gemüter mit populären Männern u. s. w. Alle diese Bruchtheile einer Oppositionspartei waren eintig, in so weit es den Kampf gegen die Regierung galt; noch aber fehlte Uebereinstimmung in ihren positiven Bestrebungen, und diese mußte herbeigeführt werden, wenn überhaupt Erfolge erzielt werden sollten. Bei den häufigen Versammlungen der Gleichgesinnten konnte der Versuch nicht ausbleiben, eine derartige Vereinbarung in Anregung zu bringen, und es scheint, daß von mehreren Seiten Vorlagen in diesem Sinne vorbereitet wurden. Am folgenreichsten und berühmtesten wurde diejenige, welche unter dem Namen „Compromis“ bekannt ist. Als Verfasser derselben wird meist Philipp von Marnix, Herr von Mont St. Aldegonde, genannt: doch herrscht darüber Zweifel, und Groen van Prinsterer (in den Archives de la mais. d'Orange II, 13) glaubt vielmehr dessen Bruder Jean de Marnix für den Urheber dieses Actenstückes halten zu müssen. Denn wenn auch Strada (Bell. Belg. I, 171) St. Aldegonde als den Verfasser des Compromisses und Breba als den Ort seiner ersten Unterzeichnung angibt, so spricht dagegen einerseits die ziemlich leidenschaftliche Wortfassung dieses Actenstückes, welche dem im Ganzen ernsten und gemäßigten Charakter St. Aldegonde's nicht recht angemessen erscheint, und andererseits regen sich in Betreff des Ortes gewichtige Zweifel, indem Merula (einer der ersten Professoren der Geschichte zu Lepden) in einem Verzeichnisse niederländischer Actenstücke der J. 1565—1594 sagt zum 2. Nov. 1565: „Versammlung von etwa 20 Adligen, unter denen Jean de Marnix gewissermaßen die erste Stelle einnahm, gegen das tridentiner Concil, die Inquisition und die Placate im Hause des Grafen von Ewlenburg zu Brüssel;“ damit stimmt überein, daß Junius (S. 242) ebenfalls Brüssel als Entstehungsort des Compromisses bezeichnend. Vergl. besonders Groen van Prinsterer in den Arch. de la mais. d'Orange II, 11—16.

Bemerkenswerth ist es jedenfalls, daß der Compromis in mehreren Originaldocumenten vorhanden ist, die sich durch kleine Textunterschiede und Abweichungen in den Namensunterschriften unterscheiden: so gibt es in den brüsseler Archiven zwei, beide von Brederode und Ludwig von Nassau, das eine außerdem vom Grafen von Mansfeld unterzeichnet³⁰⁾. Nach Strada's Angabe³¹⁾ dagegen wären die ersten Unterzeichner Nic. d'Ames, Baronius (d. h. B. de Brederode), Ghiberius, Lesdalius, Jean de Marnix, Ghisella, Meinfertius

und D'haini (d. h. A. de Berghen) gewesen. Vergl. net³²⁾ endlich theilt als Ergebniss seiner Forschungen mit, daß der von St. Aldegonde verfaßte Compromis im December 1565 zu Breba von neun adligen Herren unterzeichnet worden sei. Den Wortlaut, abgesehen von kleinen Differenzen einzelner Ausdrücke, findet man in den Arch. de la mais. d'Orange II, 2 seq. Dumont, Corps diplom. V, 1, 134. *Te Water*, Verbond der Edelen IV, 331 seq. Bei der Abfassung dieses Actenstückes handelte es sich um eine ausschließliche Adelsverbindung; als Mitglieder des Adelsstandes glaubten die Unterzeichner berechtigt und verpflichtet zu sein, sich Maßregeln zu widersetzen, welche zum Verderben des Landes gerichtet („prenans esgard à la vocation, à laquelle nous sommes appellez, et au devoir, auquel tous fideles vassaux de S. M. et singulierement gentils hommes sont tenus“). Arch. de la mais. d'Orange II, 7.

Der Compromis enthielt neben der Versicherung unerschütterlicher Treue gegen den König hauptsächlich eine Zusicherung gegenseitiger Unterstützung gegen die Inquisition von Seiten aller Unterschreibenden, und verpflichtete dieselben, sich gegenseitig mit Gut und Blut beizustehen. Diese Ausdeutung fand vielfeig Anklang, und zunächst in Brüssel traten zahlreiche Adelige dem Compromisse bei. Reichthum von Brederode und andere reiche Geringfügigen veranlaßten auf ihre Kosten öfter große Gastmähler, zu denen Gleichgesinnte eingeladen, und dann zur Unterschrift veranlaßt wurden: und manche Quellen lassen es glaublich erscheinen, daß nicht immer nur der freie Will, sondern zum Theil Ueberredung oder Gewalt die anwesenden Gäste zur Unterzeichnung des Documentes gebracht habe. Zugleich wurden Aufforderungen zum Beitritte zum Compromis in die Provinzen versandt, und da erklärten sich binnen Kurzem so viele Adelige für denselben³³⁾, daß die Zahl der zu Schutz und Truh Verbündeten bald auf mehrere Hunderte heranwuchs. Wenn auch Anfangs nur eine Adelsverbindung beabsichtigt war, so sahen es die Führer des Bundes doch nicht ungern, daß auch unter dem Bürgerstande sich rege Theilnahme dafür zeigte, und an vielen Orten massenhafte Manifestationen sich für denselben kund gaben³⁴⁾. Viele einflußreiche Adelige übernahmen es, in Gegenden, wo sie heimisch waren, Anhänger zu werden. Dennoch hielten sich sehr viele Adelige von der Unterschrift des Documentes fern, z. B. v. Verschot, v. Arenberg u. A.

Die Beweggründe, welche die einzelnen Theilnehmer veranlaßten, sich dem Bunde anzuschließen, mögen sehr verschieden gewesen sein; jedenfalls ungerecht aber ist die Behauptung, welche Grauvella später aussprach (Archives VI, 287), daß nämlich Schulden und die Hoffnung „im Trüben fischen zu können (por poder

29) Arch. de la mais. d'Orange II, 35. 30) Vergl. Arch. de la mais. d'Orange II, 2. 31) Strada I, 206.

32) In seiner Abhandlung Philippe II. et la Belgique in den Mém. de l'Acad. de Bruxelles. Vol. XXV. (1850.) p. 32. 33) Vergl. Arch. de la mais. d'Orange II, 56. 34) Vergl. ebend. II, 57.

pescar en rio turbio)" Alle zu diesem Schritte getrieben hätten.

Obgleich nicht in Uebereinstimmung sein kann, daß Fälle dieser Art in der nächsten Zeit nur zu häufig vorgekommen sein mögen, so waren doch zu viele reiche Männer dem Bunde beigetreten, um allen Mitgliedern solche Absichten schuld zu geben. Der König legte dem offenen Auftreten der Verbündeten mehr Bedeutung bei, und erblickte darin nicht nur ein Staatsverbrechen, sondern auch Landesverrath, da wenigstens zu den späteren Beratungen über den Compromiß auch deutsche Lutheraner und französische Calvinisten hinzugezogen wurden"). Die hauptsächlichsten Zusammenkünfte, bei denen auch aus Teutschland Gäste erschienen, fanden im Winter 1565 — 1566 zu Breda und Hoogstraeten statt").

Die Beitrittserklärungen erfolgten in solcher Menge und in so kurzer Zeit, daß es sehr begrifflich ist, wie sich die brandenburgischen Gerüchte deshalb an den Hof der Statthalterin verbreiteten. Wochen vergingen, wo die letztere zwar Kunde vom Vorhandensein des Bundes, nicht aber von seiner Ausdehnung und seinen Zwecken hatte. Vergl. Wesenbeck S. 67. Diese erhielt sie erst in offizieller Weise, als die Verbündeten zu Anfang des J. 1566 übereingekommen waren, bei ihr eine Audienz in Pässe zu verlangen, und ihr eine vom Grafen Ludwig von Nassau verfaßte Beschwerdeschrift zu überreichen. Archives de la maison d'Orange II, 67. Diese Audienz ward von der Statthalterin nach Zurathziehung des Staatsrathes bewilligt. Nun galt es, die Beschwerdeschrift zu Stande zu bringen, und bei den deshalb begonnenen Verhandlungen stellten sich manche Meinungsverschiedenheiten heraus; aber vor Allen den Grafen von Brederode, Ludwig von Nassau, von Cuxenburg und von Berghen gelang es, eine übereinstimmende Erklärung in gemäßigter Sprache zur Annahme zu bringen. Um dann diese Erklärung der Statthalterin in eindringlicher Weise mitzutheilen, wurden die Gesinnungsgenossen nach Brüssel beordert.

In den ersten Tagen des April versammelten sich gegen 300 Adelige aus allen Landestheilen in Brüssel, hielten am 4. April noch eine letzte Beratung, und begaben sich am 5. April unbewaffnet in langem Zuge nach der Residenz der Statthalterin. Auf den Rath Wilhelm's von Dranien hatten sie die anfängliche Absicht, bei der Audienz bewaffnet zu erscheinen, aufgegeben. Archives de la maison d'Orange II, 75; vergl. 57.

An ihrer Spitze befanden sich Ludwig v. Nassau und Brederode, welche inwiefern die Beschwerdeschrift der Statthalterin überreichten. Die Absicht, dieselbe durch die massenhafte Anwesenheit der Bittsteller einzuschütern, gelang nur halb: Anfangs wollte Margarethe noch vor der Audienz nach Mons entweichen; nachdem sie aber über den durchaus nicht gewaltthätigen Charakter der Deputation beruhigende Zusicherungen erhalten hatte, lautete ihre Antwort ziemlich feil.

35) Analect. Belg. IV, 68.
d'Orange II, 28 seq.

36) Arch. de la mais.

Die Beschwerdeschrift, an deren Abfassung auch der Prinz von Dranien theilgehabt gewesen war"), hatte mehrfache Umarbeitungen erfahren; sie trug auf zwei wesentliche Zugeständnisse an, nämlich auf Abschaffung der Inquisition und Einberufung der Generalsstaaten, denen es überlassen werden sollte, im Interesse des niederländischen Volkes eine Revision der Religionsedikte Kaiser Karl's V. vorzunehmen. Daran war die Bitte geknüpft, daß, bis die Antwort des Königs auf diese Anträge angelangt sein würde, die Inquisition und jene Edikte suspendirt werden möchten").

Am 6. April stellten sich die Adligen von der Oppositionspartei in noch größerer Zahl im Palaste ein, und empfingen die schriftliche Antwort der Statthalterin, worin dieselbe nur versprochen, die Beschwerdeschrift dem Könige zuleiten und in der Anwendung der Edikte vorläufige Mäßigung anempfehlen zu wollen. Archives de la maison d'Orange II, 84 seq.

Bei jener Audienz, auf deren moralische Wirkung die Verbündeten so große Hoffnung gesetzt hatten, soll der Graf v. Berlaymont dieselben, um der Statthalterin Rath einzusprechen, als Gueux (Bettler) bezeichnet haben. Brederode wenigstens erzählte bei dem großen Gastmahle, welches er seinen Parteinossen am Tage der Audienz gab, er habe gehört, wie Berlaymont zur Statthalterin gesagt habe: „Es ist nur eine Bettlerbande (ce n'est qu'une troupe de gueux).“ Wahrscheinlich hatte Berlaymont mit diesem Ausdrucke nicht etwas moralisch Ehrentrübiges sagen, sondern nur die materielle Herabgekommenheit der meisten Oppositionsmitglieder bezichnen wollen. Daß man bei Hofe die Gegner grade so ansah, zeigen manche Actenstücke jener Zeit: vergl. Archives de la maison d'Orange I, 37 und VI, 287.

Daß freilich der Ausdruck in dieser Bedeutung nicht auf alle Genossen des Bundes paßte, ist schon oben berührt worden; am wenigsten treffend war er in Bezug auf den Prinzen von Dranien, wie das aus seinen Briefen (z. B. in Arch. de la mais. d'Orange I, 135 seq.) deutlich genug hervorgeht. Je weniger aber die meisten Verbündeten sich wirklich getroffen fühlten, desto weniger fanden sie an dem ihnen beigelegten Namen Anstoß oder Vergerniß.

Die als gueux bezeichneten selbst sahen den Ausdruck in der Bedeutung „Bettler“ auf. Bei dem Gastmahle war die Nothwendigkeit zur Sprache gekommen, dem Bunde, der als geschlossene Macht auftrat, einen Namen zu geben. Auf Brederode's Vorschlag ward allgemein der so zufällig sich bietende Name Gueux (Geusen) gut geheißen und angenommen.

Die Verbündeten bedienten sich seitdem des anfänglichen Schimpfnamens als Ehrentitel, und erfanden dem entsprechenden Parteisymbole: gleich Anfangs wurde getrunken auf die „Xreue gegen den König und das Land bis zum Bettelsack!“ Brederode trank auf das Wohl

37) Beral. Apologie ou defense — du prince d'Orange p. 58. 38) Arch. de la mais. d'Orange II, 78 seq. V. de Heer p. 207.

des Geusenbundes aus einem hölzernen Becher, in den dann die Gäste zum Zeichen des Beitritts je einen Nagel einschlugen. Seitdem kleideten sich viele Bundesglieder grau, wie die Bettelmönche, oder trugen den Geusenpennig (mit dem Bilde des Königs und zwei sich gefaßt haltenden Händen nebst dem Wertschilde); zugleich galt der Ruf „es leben die Geusen“ als Erkennungswort der Bundesgenossen. *Strada, Dell. Belg. I, 183.*

Am 8. April 1566 überreichten die Geusen noch eine Replik auf die Antwort der Statthalterin, und ließen endlich noch eine mündliche Erklärung in Betreff ihres Gesuches folgen. Deutlich trat bei dieser fortgesetzten Unterhandlung der bereits beginnende innerer Verfall der Partei hervor.

Der anfängliche Versuch, die Statthalterin einzuschüchtern, fand bei mehreren Bundesgliedern Mißbilligung und gab also Veranlassung zu Reunionsverschiedenheit und gegenseitigem Mißtrauen. Schon damals wurde der förmliche Bruch nur durch mehrfach erneuerte gegenseitige Mahnungen aufgehalten. *Arch. de la mais. d'Orange II, 90 seq.* Der im Ganzen misslungene Versuch führte eine allgemeine Mißstimmung herbei.

Schon vor dieser bedeutungsvollen Audienz hatte Margarethe durch ihren geheimen Rath ein Memorial ausarbeiten lassen, welches dann den Provinzialräthen zur Begutachtung vorgelegt wurde. Dieses Document betraf Aenderungen in der religiösen Gesetzgebung, und wurde nach Beratung und mehrfacher Abänderung durch den Staatsrath nach Madrid gesandt. Margarethe begleitete dieses Actenstück mit dringenden Schreiben, ohne Zeitverlust entscheidend zu antworten.

Dennoch schob der König die Antwort hinaus, indem er die Nothwendigkeit vorsuchte, die Ansichten der Landesbehörden über das Memorial und die mündlichen Redungen hören zu müssen, welche die Herren v. Berghe und v. Montigny ihm zu überbringen beauftragt waren. Da sich aber die Abreise beider Collegen nach Madrid verzögerte, so vergingen mehrere Monate, ehe Philipp II. entscheidende Maßregeln ergriß.

Im Staatsrath zu Madrid, wo der Herzog von Alba für gewaltsame Unterdrückung der Unzufriedenen, der Prinz von Essi für gemäßigte und theilweise nachgiebige Maßregeln sprachen, neigte sich Philipp Anfangs zu der letzteren Ansicht. *Vergl. Analecta Belg. IV. 81 seq.* Er richtete demgemäß an die Statthalterin eine Depesche, worin er seine Absicht, im nächsten Frühling die Niederlande zu besuchen, aussprach, und zunächst anordnete, 1) daß zwar die Inquisition des Papstes aufhöre, aber die der Bischöfe fortbauern solle; 2) daß die oberste Regierungsbehörde zu Brüssel ein anderweitiges Memorial in Betreff der Wiedering der Edicte vorlegen soll, welches er genehmigen wolle, aber stets mit Rücksicht auf den katholischen Glauben und die Aufrechterhaltung des königlichen Ansehens; 3) daß eine allgemeine Amnestie — mit Ausschluß der ewange-

lischen Prediger — erlassen werde. *Analecta Belg. IV, 88.* Während aber diese Depesche im Juli 1566 von Madrid abging, waren die Umstände in den Niederlanden ganz andere geworden, und die Concessionen des Königs, welche nicht einmal ehrlich gemeint waren „), konnten nicht mehr den ausbrechenden Sturm beschwichtigen. Uebrigens konnten in so bewegter Zeit jene Anordnungen um so weniger etwas wirken, da dieselben erst dann in Kraft treten sollten, wenn von Seiten der Gegner der Regierung alle Verbindungen, Versammlungen, Predigten, öffentliche Kundgebungen, Scandale aufgehört haben würden“). Uebrigens verstand die Statthalterin die Umstände klug zu benutzen, und den inneren Verfall der Geusenpartei zu beschleunigen. Sie hatte erfahren, wie viele Bundesglieder das entschiedene Auftreten der übrigen Mißbilligten, und begannen nun die Ersten durch Gunstbezeugungen zu gewinnen, während sie mehr von den Letztern ihrer Hofämter entsetzte. Ein nicht geringer Theil des Adels hatte sich nur schwer entschlossen, gegen den Landesfürsten in Opposition zu treten, weil er das mit seiner Lebensstrasse für unvereinbar hielt, und darunter waren Manche, die nicht eigentlich in freisinniger Absicht, sondern um die Vorrechte ihres Standes zu wahren, sich dem Adelsbunde angeschlossen hatten. Diese waren nun dem persönlichen Entgegenkommen der Statthalterin zum Theil zugänglich, und traten mit dem Hofe in nähere Verbindung; ebenso die streng katholischen Bundesglieder, welche ungern zur Erreichung religiöser Duldsamkeit mitgewirkt hatten, und nun vollends nicht gesonnen waren, offen zu Gunsten der Evangelischen aufzutreten. Indem die Statthalterin ihre Gegner zu solchen Alternativen drängte, vergrößerte sie die Spaltungen in den Reihen derselben, vermehrte ihr gegenseitiges Mißtrauen, verminderte ihre Zahl, und brachte die Consequenteren und Entschlosseneren dahin, daß sie Stützpunkte in den aufgeregten Volksmassen zu suchen angingen.

Seit der Unterzeichnung des Compromisses glaubten auch die Protestanten des niederen Volkes sich nicht mehr verbergen zu müssen, sondern gewannen Muth und neuen Eifer, weil sie sahen, wie viele Glaubensbrüder neben ihnen händten. Jetzt traten evangelische Prediger öffentlich in größerer Zahl auf, und das Volk nahm massenweise an ihren Predigten Theil. Um den Adelsbund scharren sich schnell große Massen des niederländischen Volkes, welches durch den Druck der spanischen Herrschaft mindestens eben soviel litt, als der Adel. Während aber der Letztere versuchte, was durch organisirten Widerstand zu erreichen sei, waren die niederen Volksschichten nur zu geneigt, einen plötzlichen Umschwung im Regierungssysteme (selbst gewaltsam) herbeizuführen.

38 a) Anfangs im letzte Philipp II. am 9. Aug. 1566 einen eigenen Protest gegen die Unterzeichnung dieser Depesche nieder (vergl. *Correspondance de Philippe II. Vol. I. p. 443*) und behielt sich darin das Recht vor, auch die Amnestien mit aller Strenge zu strafen. 39) *Hopper, Mémoires. p. 89.*

und 179. Um den zuerst erwähnten Zweck zu erreichen, wurde auf eine Eingabe von Calvinisten aus dem Bürgerstande im Namen des Bundes die Zusage gegeben, daß überhaupt Niemand seiner Religion wegen einen Druck erlitten solle, die Generalstaaten darüber Beschluß gefaßt hätten: zugleich aber wurden dieselben ermahnt, die Ruhe aufrecht zu erhalten. Bei diesen Verhandlungen schienen am entscheidendsten aufgetreten zu sein: Charles de Lerin, H. de Berderode, Guillaume de Bergher, Louis de Nassau, G. de Montegny, Jan d'Estournel, Hieron de Pellant, J. de Montagny, Jean de Warnin, Charles Le Kree, François de Haffen, Ph. de Warbays, S. de Loozeville, Fern. de Werde, Ph. v. d. Meerren, B. de Walbergh, R. de Escribaes, A. de Vergues, J. de Galembrot, S. de Barqueruel, Guft. de Fienne u. A. Diese Männer mögen es wohl gewesen sein, welche schon damals mit den Häuptern der französischen Protestanten, dem Prinzen von Condé und dem Admiral von Seligny, in nähere Verbindung traten; besonders Graf Ludwig von Nassau soll von denselben die Zusage erhalten haben, daß sie, wenn er gegen die Statthalterin zum Kampfe komme, 4000 Reiter zur Verfügung stellen wollten. Anders aber die Versammelten beschloßen, nothigensfalls Gewalt mit Gewalt zu bekämpfen, gaben sie zugleich dem Antrage derjenigen Gelehr., welche noch den Weg der Unterhandlung nicht verlassen wollten. Sie wählten zu diesem Zwecke 12 Abgeordnete aus ihrer Mitte, und suchten um eine Audienz bei der Statthalterin nach. Am 26. Juli ward ihnen dieselbe gewährt, und nachdem Graf Ludwig von Nassau im Namen des Bundes das frühere Gesuch erneuert hatte, gelang die Deputation zu, noch 24 Tage auf eine Antwort aus Madrid warten zu wollen¹⁾. Die Stimmung der Volksmassen hatten sie freilich nicht in ihrer Hand, und diese nahm während der bezeichneten Frist einen äußerst gewaltthätigen Charakter an.

Zuerst aller Drogen und Grausamkeiten, womit den Fortschritt des evangelischen Glaubensbekennnisses von Seiten der Regierungspartei entgegengearbeitet wurde, hatten doch Lutherische und Calvinistische Prediger, besonders beim Landvolke, vielen Abgang gefunden²⁾. Als die strenge Ausübung der Religionsedikte nachließ, waren auch in vielen Städten Tausende zu den neuen Lehren übergetreten, die sich allmählig in ihrer großen Zahl fastrostlos fühlten, und nach freier Religionsübung verlangten. Wenn ihnen aber die bloße Duldung nicht mehr genügte, so konnten sie um so weniger sich für zufrieden gestellt halten, da in vielen Gegenden die grausame Verfolgung ihrer Glaubensbrüder fortdauerte, und überdauert aller Deden neue Unterdrückungsmaßregeln gegen sie in Aussicht gestellt wurden.

Umsonst bemühten sich die Geusen, ihrem Versprechen gemäß die Protestanten vor der Grausamkeit der Edicte sicher zu stellen: ihre Verwendung blieb meist fruchtlos¹⁷⁾.

40) Analect. Belg. IV, 92. 41) Die religiösen Versamm-
lungen auf freiem Felde, wie sie damals in den Niederlanden so
häufig vorkamen, beschreibt *Langnet*, Epist. secr. II, 155. 42)
Arch. de la mais. d'Orange II, 283 seq.

Die geringe Wirkung ihrer Bemühungen aber machte das Volk misstrauisch, und erweckte den Gedanken an Selbsthilfe zur That, und noch bevor die 24tägige Frist verstrichen war, brachen die zerstörenden Bewegungen der Bilderstürmer aus, welche zur gänzlischen Sprengung des Geusenbundes einen Hauptstoß gaben. Gegen die Mitte des August, wo endlich (am 12. August nach Analect. Belg. IV, 96) die entscheidende Depesche des Königs in Brüssel anlangte, hatten diese Bewegungen schon einen stürmischen Charakter angenommen, und waren in Gewaltthatigkeiten aufgeartet.

Binnen wenigen Tagen wurden hunderte von Kirchen ihrer Bücherschätze, Gemälde und Kunstgeräthen durch Zerstörung und Vernichtung beraubt: in Flandern seinen Anfang nehmend, verbreitete sich der Bildersturm mit überraschender Schnelligkeit, so daß die Behörden fast nirgends Zeit gewannen, dem sinnlosen Treiben Einhalt zu thun. Nur Artois, Hennegau und Luxemburg blieben verschont. Arch. de la mais. d'Orange II, 217 seq. Je mehr aber die Evangelisten aus ihrer defensiven Stellung sich zu Angriffen auf das Eigenthum der katholischen Kirche, zur Auslösen und unvernünftigen Vernichtung des kunstreichen Schmuckes der Kirchen und Klöster hinreißten ließen, desto näher trat den katholischen Mitgliedern des Geusenbundes der Gedanke, vom Bunde zurückzutreten und ihren Feinden mit der Regierung zu machen. Schon im Juni hatte sich der Graf von Mansfeld von den Geusen zurückgezogen, und seinem Beispiele waren viele Adelige aus Luxemburg gefolgt⁴³⁾. Dann traten wieder viele Adelige aus, als die Verbündeten nach St. Trond zusammengerufen wurden, um dem Willen der Statthalterin entgegen über Anträge zu beschließen, welche freie Religionsübung erzielten⁴⁴⁾. Manche erblickten darin eine Schmälerung in den Rechten der katholischen Kirche, und lehten den Besuch der Versammlung, sowie jede weitere Theiligung am Bunde ab.

Wäre diese religiöse Seite der zwischen den Niederlanden und ihrem spanischen Herrscher obwaltenden Streitfrage nicht so entschieden in den Vordergrund gedrängt worden, so hätte der Weltbund ohne Zweifel längeren Bestand gehabt und mehr erreicht, als unter solchen Umständen. Auch für den evangelischen Theil wurde die Frage jetzt vorwiegend in religiöser Beziehung eine Existenzfrage; und grade dadurch trat den katholischen Anhängern des Compromisses die andere Frage nahe, ob sie einem Bunde treu bleiben dürften, welcher jenen antikatolischen Bewegungen einen Stützpunkt zu geben schien.

Dranien sah mit Besorgniß den sich entwickelnden Zwiespalt im Bunde, ohne doch im Stande zu sein, Abhilfe zu schaffen. Noch hielt er den Zeitpunkt nicht für geeignet, mit gewaffneter Hand der Regierung entgegenzutreten. Er suchte seinen Einfluß in mäßigendem Sinne geltend zu machen, und ließ sich durch die Anre-

runge des Misstrauens, womit ihn selbst seine Anhänger deswegen beurtheilten, nicht zu vorschnellen Thaten hinreißen. Archives de la maison d'Orange II, 35 und Apologie de Guillaume p. 61. — Der innere Zerfall des Bundes ließ sich aber nicht mehr aufhalten, und je mehr die Antwort des Königs jede Nachgiebigkeit in religiöser Hinsicht als illusorisch erscheinen ließ, desto mehr sahen sich die zahlreichen evangelischen Mitglieder des Bundes genöthigt, den gegenseitigen Schutz ihres Glaubens in den Vordergrund zu stellen, was ihnen natürlich die katholischen Bundesglieder immer mehr entfremdete.

Aber selbst der evangelische Theil des Bundes war innerlich gespalten: denn während Dranien (und mit ihm gewiß viele andere) zufrieden gewesen wäre, wenn der König religiöse Duldung und einen größeren Antheil für den Landesadel an der Leitung der Landesangelegenheiten zugestanden hätte, forderten sein Bruder Ludwig von Nassau, Brederode u. A. die Berufung der Generalkaaten, und zwar nun mit unbeschränkter Vollmacht, dem Lande politische und religiöse Befreiung zu gewähren. Vergl. Archives de la maison d'Orange II, 37 und Analecta Belg. IV, 94. Auch diese Letzteren hielten zwar entschiedenes Auftreten für erforderlich, mißbilligten aber offen die Gewaltthaten und nutzlosen Gräuelt der aufgeregten Volksmassen.

Selbst Brederode sprach sich in Folge des ansehnlichen Entgegenkommens der Statthalterin mißbilligend über die fortwährenden Bilderstürmerien aus, und erklärte sich willig zur Unterdrückung derselben. Bal. seinen Brief an den Grafen Ludwig von Nassau in den Arch. de la mais. d'Orange II, 252 seq. Jedenfalls fälschlich gaben es die Gegner den Grafen Ludwig von Nassau und Brederode schuld, daß die Aufregung der Massen so alles Maß überschritt, aber zugegeben wird werden, daß sie die steigende Erbitterung der Menge benutzten, um der Statthalterin Zugeständnisse zu entzwingen. Margarethe briefte auf ihren Antrag nach Aufstuf des königlichen Schreibens dem Staatrath, 12. Aug., und da wurden ihr die Forderungen vorgelegt, welche allein die Ruhe herzustellen im Stande sein sollten: nämlich Zusammenberufung der Generalkaaten, Amnestie (aber nicht aus Gnade), Garantien (nicht bloß Versprechen) wegen der erbetenen Zugeständnisse. Margarethe, welche sich gewissermaßen in der Gewalt dieser Partei befand, gestand öffentlich alle Forderungen zu, indem sie zugleich insgeheim an den König schrieb, daß er seine Zustimmung verweigern solle (Strad. I, 222). Was es nun wirkliche oder geheuchelte Furcht gewesen sein, welche Margarethe veranlaßte, Vorbereitungen zu treffen, um sich von Brüssel nach dem besiegten Mons in Sicherheit zu begeben, — jedenfalls erreichte sie durch Ankündigung dieser Absicht wesentliche Vortheile. Selbst ihre entschlossenen Gegner unter den adeligen Geusen verriethen gern den Anschein, als ob das förmliche Ansehen im Lande ernstlich bedroht sei; in der Besorgniß, daß daran eine Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung sich

43) Arch. de la mais. d'Orange II, 309. II, 152 fg.

44) Ebendef.

anknüpfen könne“), und ihre eigne Stellung und Habe gefährdet werde, traten sie mit der Statthalterin in Unterhandlungen, und versprochen gegen die Unruhen der Bilderstürmer thätig einschreiten zu wollen, wenn sie dagegen die Zusage gäbe, in Brüssel ausbarren zu wollen. Nachdem diese Uebereinkunft am 25. Aug. geschlossen worden war, begaben sich viele Adelige in ihre Heimath, um da für die Beruhigung des Volkes thätig zu sein. *Hopper*, Mém. 103. Arch. de la mais. d'Orange II, 240 seq.

Nachtheilig für den Bund wirkte hier nicht nur die Entfernung wichtiger Mitglieder von einander und die Erschwerung der Verständigung zwischen ihnen, sondern fast noch mehr der Umstand, daß selbst evangelische Bundesglieder sich genöthigt sahen, gegen die Unordnungen und Gewaltthätigkeiten ihrer Glaubensgenossen mit Gewalt einzuschreiten.

Berücksichtigt man hierzu noch die Briefe der Statthalterin nach Madrid, worin sie dem Könige insgeheim zur Ablehnung der Gesuche rief, so gewinnt die Annahme die größte Wahrscheinlichkeit, daß sie ein fühnres, aber wohlberechnetes Spiel gegen den Geusenbund spielte. Die Briefe der Statthalterin reizten den König, da er vorher alle irgend zulässigen Concessionen schon bewilligt zu haben glaubte. Als eifriger Katholik und als absoluter Herrscher hielt er nun die äußersten Gewaltmaßregeln für gerechtfertigt. Seine Räche stimmen mit ihm überein, und erklärten um alle für schuldig, die gewaltthätig oder nur als Warner und Bittsteller an der religiösen oder politischen Bewegung Theil genommen hätten. Dem Adelsbunde gaben sie Schuld, die Bilderstürmer imelde zu haben und nur weniger offen zu sein, als jene. *Analecta Belg.* IV, 105. Als Geusen (*gueux*) galten gleichmäßig alle, die den Verfügungen der Regierung nicht blind gehorcht hatten: so wurden bald nachher Egmont und Horn mit den fanatischen Mördern und Kirchenschändern als Verbrecher in dieselbe Kategorie gestellt. Umsonst bekämpften die Geusen offen die Bilderstürmer, umsonst trieben sogar einige von ihnen friedliche Versammlungen der Evangelischen mit Wassergewalt aus einander. Während der Prinz von Dranien streng (selbst mit Todesstrafen) gegen die Bilderstürmer einschritt, und z. B. in Antwerpen die verurtheilten Kirchen für den katholischen Gottesdienst wieder einrichten ließ, bewilligte er am 2. September 1566 dem Calvinisten sowol, als auch den Lutheranern Freisicht der Predigten und sonstigen Religionsübungen in dieser Stadt. Ähnlich verfuhr Horn zu Tournai, Hoogstraeten zu Mecheln u. s. w. So glaubten die Führer der Geusenpartei dem Vertrauen der Regierung und des niederen Volkes vorzuziehen zu können: dennoch nahm dieses Vertrauen bald überhand. *Arch. de la mais. d'Orange II*, 251 seq.

Gleich bittiges Verfahren gegen beide Religionsparteien war es nicht, was Philipp II. wünschte. Er beschloß vielmehr alle diejenigen zu züchtigen, welche an

den Unruhen thätigen Antheil genommen, ja sogar die, welche denselben widerstandslos zugeflogen hatten“). Der Prinz von Dranien hatte sichere Nachrichten davon erhalten, und theilte es auch dem Grafen Egmont mit, indem er ihn zugleich zu einer Besprechung einlud. Am 4. Oct. trafen nun Dranien, Egmont und Horn zu Termonde zusammen“) nebst noch mehreren Führern der Geusenpartei, und indem man verschiedene Briefe des Königs, der Statthalterin, des spanischen Gesandten in Paris u. s. w. vorlegte und verglich, stellte sich deutlich heraus, daß vorzugsweise das Leben Dranien's, Egmont's und Horn's bedroht sei. Ludw. von Nassau äußerte nun, daß man überzeugt sein müsse, daß der König nur die Gelegenheit abwarte, um die drei Herren tödten zu lassen. Dranien konnte sich das Bedrohliche seiner Lage am wenigsten verhehlen, da kurz vorher die Statthalterin beschlossen hatte, in zwei Städte in Holland, wo Dranien Gouverneur war, ohne dessen Zustimmung Besatzungen zu legen“), und da sie an seinen Bruder die Forderung gestellt hatte, das Land zu verlassen.

Egmont dagegen vertraute auf die Privilegien seines Standes, und lehnte entschieden einen Bruch mit dem Könige ab. In Folge dieser Zusammenkunft nahm natürlich die Entfremdung zwischen Egmont und seinen bisherigen Verbündeten immer mehr zu. Während Egmont noch Brüssel an den Hof der Statthalterin zurückschickte, aber dort stets mit mißtrauischen und übelwollenden Augen angesehen wurde, ging Dranien wieder nach Antwerpen, Horn nach Doornik, Hoogstraeten nach Mecheln, um da die öffentliche Ruhe sicher zu stellen. Bald darauf aber thaten sie Schritte, um den Dienst des Königs zu verlassen.

Zu derselben Zeit wurden in Madrid entscheidende Beschlüsse gefaßt. Durch die Berichte über die Bilderstürmereien war Philipp auf das Äußerste gereizt, und gab derjenigen Partei in seinem Staatsrathe nun freie Hand, welche schon wiederholt zur Egreifung der härtesten Maßregeln gerathen hatte. Er billigte die Rathschläge, welche ihm der Herzog von Alba gab, daß er nämlich selbst mit einem Kriegsheere nach den Niederlanden sich begeben, und alle oppositionellen Elemente mit Gewalt unterdrücken solle; vorläufig möge er die Gesuche der Verbündeten ausweichend beantworten. *Strada* I, 282. *Analect. Belg.* IV, 114. Eine Drohsche, in diesem Sinne abgefaßt, ging im October 1566 von Madrid ab: sie war begleitet von einem vertraulichen Schreiben an die Statthalterin, worin der König seinen bestimmten Willen ausdrukt, die Generalsstaaten nicht berufen zu wollen.

Ohne Wissen der niederländischen Mitglieder seines Staatsrathes beschloß Philipp, den Herzog von Alba in die Niederlande zu senden, und obgleich von Hopper, ja selbst von Granvella gewarnt, that er doch diesen

46) Correspond. de Guill. le Taciturne II, 74. 47) *Duyse*, La confédération de Termonde ou le 4. Oct. 1566 im *Messenger des sciences historiques de la Belgique*, 1839. p. 59 seq. 48) Arch. de la mais. d'Orange II, 322 seq.

45) *Bergl. Archives de la mais. d'Orange II*, 236 seq.

folgenreichen Schritt. Epist. ad Viglium, p. 115; Arch. de la mais. d'Orange, suppl. p. 43. Die Sendung Alba's in die Niederlande war ein Systemwechsel zu unrechter Zeit, weil dastelbst schon von selbst ein völliger Umkehrung zu Gunsten der Regierung stattfand. Von dem Bunde der Geusen zogen sich nicht nur die meisten katholischen Edelleute zurück, sondern selbst manche Führer der protestantischen Partei wandten sich ab, und nicht grade nur den Gewaltthatigkeiten der Bilderstürmer wurde mit der bewaffneten Macht entgegengetreten, sondern nicht selten wurden auch friedliche Versammlungen evangelischen Landvolkes durch Soldaten auseinandergeprengt. Je mehr sich auf der andern Seite das niedere Volk zu Gewaltthatigkeiten hinreißte, desto mehr ward ein großer Theil des Adels an der Rechtmäßigkeit seines Strebens irre, und schloß sich wieder enger an die Statthalterin an. An der Spitze der letztern Adelpartei suchte Gamont das Vertrauen des Hofes wiederzugewinnen, und er war es, der mit besonderem Eifer den religiösen Bewegungen des Landvolkes ein Ziel zu setzen suchte. So war also der Geusenbund schon in der Auflösung begriffen, als die Nachricht sich zu verbreiten anfang, daß der Herzog von Alba an der Spitze eines spanischen Heeres in das Land einrücken werde.

Ein solcher Schritt hatte sich schon seit Ende des Sommers mit Wahrscheinlichkeit vorhersehen lassen, wo der König der Statthalterin den Auftrag ertheilt hatte, Truppen für die Niederlande in Aufbruch zu antworten zu lassen. Besonders in seinen italienischen Besitztungen aber rüstete Philipp das Heer aus, welches Alba begleiten sollte. Die kriegsgeübtesten Truppen wurden dazu bestimmt, um schnell und sicher jeden etwaigen Widerstand der Niederländer zu brechen. An dem vollständigen Erfolge ließ sich nicht zweifeln, da eine vielfach gespaltene, unorganisirte, kriegsungeübte Masse zu bekämpfen war. Daher ist es erklärlich, wenn nur wenige Abtheile den Kampf gegen die Spanier aufzunehmen wagten, während Dranien und einige Andere einem Zusammenstoße immer noch auszuweichen suchten. Die Statthalterin aber kam dem Prinzen durchaus nicht rüch-sichtsvoll und freundlich entgegen, sondern suchte ihn in eine immer unhaltbarere Stellung zu drängen und in den Augen der Evangelischen zu compromittiren. Dranien aber versuchte, gegen beide Religionsparteien gleich gerecht zu sein, und machte bei den Evangelischen seinen Einfluß geltend, um diese zu bewegen, sich mit religiöser Duldung zu begnügen. Zugleich bemühten sich Ludwig von Nassau u. A. in den letzten Monaten des Jahres 1566 wiederholt, die Reformirten für die ausburgische Confession zu gewinnen, indem in diesem Falle die Unterstützung deutscher Fürsten in Aussicht stand. Im Ganzen aber scheiterten diese Versuche. Die Religionsparteien standen sich zu stark und feindlich gegenüber, und Nachgiebigkeit zeigte sich auf keiner Seite: vielmehr führten die Concessionen, welche die Geusen der Statthalterin machten, nur zu neuen Unruhen, z. B. in Antwerpen am 17. October. Noch am 2. November versuchte

Dranien, ob durch gütliche Mittel Etwas zu erreichen sei, indem er an die eben versammelten Stände von Holland die Anfechtung stellte, beim König einbringen des Gesuch um freie Religionsübung zu übergeben. Arch. de la mais. d'Orange II, 429. Zu einem gleichen Schritte bemühte er sich auch die Stände der übrigen Provinzen zu veranlassen. Auch an mehre mächtige teutsche Fürsten richtete Dranien die Bitte, sie möchten dem Könige im Interesse der Religionsfreiheit Vorstellungen machen. Diese wären willig dazu gewesen, wenn diese ganze Bewegung in den Niederlanden ausschließlich zu Gunsten der Lutherischen Lehre stattgefunden hätte. Ihre wiederholten Aufforderungen, sich zur ausburgischen Confession zu bekennen, führten aber zu keinen erwünschtem Resultaten. Damals aber glaubte die Statthalterin schon offen feindlich gegen die Geusen und die Evangelischen auftreten zu können. In diesem Sinne wurde gegen die Uebereinkunft vom 25. August die Freiheit der Religionsübung an vielen Orten geschmälert, ja endlich allen Nichtkatholiken entzogen, und ihre Beschwerden sandten bei Hofe ebenso wenig Gehör, wie die Verwundung der Führer des Geusenbundes. Gegen Letztere begab Margarethe bitteren Groll und Rachegier, weil sie ihnen die eifrigsten Demüthigungen nicht vergessen konnte. Sie suchte sich stark genug, und war nun entschlossen, in politischer und religiöser Beziehung jeden Widerstand mit gewaltsamer Hand zu brechen. Schon hatte sie die meisten Mitglieder ihres Staatsrathes wieder zu gefügigen Werkzeugen ihres Willens gemacht, und die Wenigen, welche eine unabhängige Stellung beibehalten dachten, wie z. B. Gamont, waren ohne Einfluß. Diese höchste Staatsbehörde erließ Decrete gegen die evangelischen Prediger, und gab Anlaß zu neuen Zusammenstößen der streitenden Parteien.

Die Stände von Brabant und Flandern thaten selbst um Abstellung der öffentlichen Predigten. Die Evangelischen in Flandern aber sammelten und bewaffneten sich; doch wurden sie durch Notharmes auseinandergetrieben, und mehre Hunderte fielen im Kampfe ihren Tod. *Nraad*, 309, Arch. de la mais. d'Orange III, 7. Auch im Hennegau kam es zum Kampfe. Den Anfang des offenen Widerstandes gegen die Anordnungen der Statthalterin machte da Balencianes, dessen Bürgerchaft sich weigerte, der dahin beorderten Besatzung die Thore zu öffnen, und bis zum 24. März eine regelmäßige Belagerung anhielt. Scharen von Evangelischen aus Westflandern zogen zum Entsatz heran, wurden aber geschlagen. Dieser thatsächliche Anfang des Kampfes nöthigte die Geusen, auf ihre Sicherheit zu denken, und zugleich für Balencianes Schritte zu thun. In ersterer Beziehung wurden seit Januar 1567 die Rüstungen offener betrieben⁴⁹⁾. Einige der Verbündeten, z. B. Brederode, besetzten einzelne Orte, und legten Besatzungen hinein; Andere, besonders Graf Ludwig von Nassau, waren mit ausrüstigen Hauptleuten in Unter-

49) Vergl. *Bor* p. 142.

handlung getreten, und ließen durch dieselben Truppen werden (August 1566): so sollte z. B. Westerholt aus Leutfschland 1000 Reiter zusammenbringen⁵⁰⁾. In der andern Beziehung suchten sie um Egmont's und Mansfeld's Verwendung für die belagerte Stadt nach: Beide aber erklärten sich entschieden gegen die nach ihrem Ausdruck „rebellische“ Stadt. Auch Dranien's Verwendung war fruchtlos. — Fast zu derselben Zeit ordnete die Statthalterin eine Maßregel an, welche ganz geeignet war, ein starkes Licht auf die Parteilichkeit jedes Einzelnen zu werfen. Sie fing nämlich an, von Adligen, Beamten, Soldaten u. s. w. einen neuen Eid zu fordern, wodurch der Schwörende sich verpflichtete, dem Könige zu dienen gegen Jedem, den er ihm als Feind bezeichnen würde. So besam am 4. Januar 1567 die Truppenabtheilung, welche Dranien befehligte, Ordre, nach Brüssel zu marschiren, um diesen Eid zu leisten⁵¹⁾. Die eben in Brüssel anwesenden Ritter des goldenen Rükles wurden bestimmt, den Eid zu leisten. Egmont u. A. zauderten einige Zeit⁵²⁾, während der Herzog von Verthout, die Grafen von Mansfeld und von Nieggen, der Baron v. Berlaymont gleich Anfangs sich fügten. Der Prinz von Dranien wich geschickt jeder Erklärung aus, suchte aber mehr als je Stützpunkte an den teutschen Höfen. Diese Schritte hatten aber nur geringen Erfolg, indem diejenigen teutschen Fürsten, welche am willigsten waren, nöthigenfalls Hülfe zu leisten, die Verbindung stellten, daß die Reformirten in den Niederlanden das ausgeburger Glaubensbekenntniß annehmen sollten. Dranien machte den Versuch, dieser Forderung zu genügen, und ließ durch seinen Bruder schon am 24. Dec. 1566 auf einer Versammlung von Reformirten zu Amsterdäm einen Antrag in diesem Sinne stellen⁵³⁾. Derselbe wurde in leidenschaftlicher Weise abgewiesen, und mit ihm zugleich die weitere Aufforderung, drei Millionen Gulden zusammenzusammeln, um damit für religiöse Freiheit zu wirken. So war also auf den Beistand der teutschen Fürsten nicht zu hoffen. Die Einigkeit und Kraft der Oppositionspartei in den Niederlanden selbst ward immer mehr gebrochen: nur wenige von den Führern dieser Partei, welche zum Geusenbunde gehört hatten, schreckten nicht zurück, als es dahin kam, daß ihre politischen und religiösen Ansichten nur noch mit den Waffen in der Hand aufrecht erhalten werden konnten. Brederode vor Allen weigerte sich entschlossen, den verlangten Eid zu leisten, und seinem Beispiele folgten Ludwig von Nassau, Horn, Ruenaar, Hoogstraeten, Van den Berg u. A., welche in den letzten Tagen des Januar 1567 zu Breda eine Versammlung hielten, und dort über eine neue Eingabe an die Statthalterin übereinkamen; man beschloß 1) den öffentlichen Predigten der Evangelischen entgegenzutreten, um dem Könige jeden Vorwand zu nehmen, gewaltsam einzuschreiten, zugleich aber 2) sich zur Vertheidigung des

Vaterlandes zu verpflichten, wenn der König dennoch fortführe, Hinzrichtungen anzuordnen, Citadellen zu errichten und die Städte mit spanischen Besatzungen zu besetzen. Egmont wurde aufgefordert, diesem neuen Bunde beizutreten, lehnte aber die Vertheiligung ab, und setzte sogar indirect die Statthalterin von diesen Beschlüssen in Kenntniß. Es hatte sich herausgestellt, wie gering die Zahl der Adligen war, welche noch am Geusenbunde festhielten, und Dranien erkannte, daß ein erfolgreicher Kampf gegen die königliche Macht nicht thöulich sei, und bemühte sich daher, die Entscheidung der Waffen hinauszuschieben. Die Statthalterin aber versäumte Nichts, um ihre Gegner immer mehr einzunengen, und endlich zur offenen Ergreifung der Waffen zu zwingen. Auf ihre Anordnung schritten die Obrigkeit in den meisten Orten gegen alle Protestanten mit solcher Härte ein, daß Massen von Flüchtlingen ihre Heimath verließen.

Eine Zeit lang war Antwerpen eine Zufluchtsstätte für Viele, wohin auch mehrere der Adligen im Januar 1567 sich begeben hatten. Seit dem 24. Januar aber fügten sich die Stadtbehörden den gemessenen Befehlen der Statthalterin, und nur der protestantische Theil der Bevölkerung setzte den Widerstand energisch fort. Schneller ging die Unterwerfung von Flantern vor sich, wo Egmont den Verbesselt hatte, welcher am 17. Februar sich entschieden von den Geusen abwandte, indem er endlich die eidlische Erklärung abgab, er wolle dem Könige gegen Jedem dienen⁵⁴⁾. Je offener aber nicht wenige von den früheren Unterzeichnern des Compromisses sich von der Geusenpartei zurückzogen, desto mehr waren die dabei Beharrtenden gezwungen, in festem und entschlossenem Auftreten ihre Sicherheit zu suchen. Brederode und seine Verbündeten trafen Anstalten, derjenigen Städte sich zu versichern, wo die Protestanten noch die Ueberwiegenden waren, nämlich der Städte Antwerpen, Herzogenbusch, Amsterdäm, Utrecht und einiger Häfen in Seeland. Die ersten Anstalten zu diesem Zwecke, ja selbst die erste Unternehmung auf Herzogenbusch gingen günstig von statten. Weniger glücklich gelangten die Versuche der kleinen Flotte der Geusen gegen Vlissingen, Arnemuiden, Austruweel in den ersten Tagen des März. Die kleine Schaar, welche sich in Austruweel festgesetzt hatte, und von da aus Antwerpen bedrohte, wurde auf Egmont's Veranlassung am 13. März von königlichen Truppen unvermuthet angegriffen und völlig auseinandergeprengt⁵⁵⁾. Den Geusen und Protestanten schloß es zu sehr an Einigkeit und Organisation, um den geübten spanischen Truppen den Sieg freitig machen zu können. Wo sie sich auch in kleinen Schaaeren zum Kampfe bereit sammelten, da wurde entweder ihr kräftiges Auftreten durch Abmahnungen und entgegenkommende Versprechungen gebrochen, oder sie wurden mit Wassengewalt zerstreut. So kam es auch, daß am 24. März Valenciennes nach langer und heldenmüthiger

50) Arch. de la mais. d'Orange II. 257 seq. 51) Correspond. de Guillaume le Tacit. II. 298. 315. 52) Correspond. de Philippe II. I, 320 seq. 53) Arch. de la mais. d'Orange II. 515.

54) Correspond. de Guill. le Tacit. II. p. CVIII. 55) Bar 1, III.

Vertheidigung gezwungen wurde, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Obgleich dadurch die Unterwerfung der wallonischen Landestheile vollendet erschien, und eine Unterthürung von Frankreich sich nun nicht mehr erwarten ließ, ja obgleich mit Gewißheit die Erfolglosigkeit jedes Widerstandes vorhergesehen werden konnte, blieben mehrere Führer des Geusenbundes dennoch fest, und der Prinz von Oranien verweigerte nun erst (im April) entschieden, den verlangten Eid zu leisten. Bei einer letzten Unterredung zu Willebroed (2. April) mit den Grafen von Egmont und Mansfeld und dem Staatssecretair Berty erklärte er bestimmt, daß er den Eid nicht leisten werde, und die Führung seiner Armeen, bis der König ihn derselben entheben haben werde, für suspendirt halte. Da warnte er auch den Grafen Egmont nochmals; aber vergeblich. Wenige Tage später ging er nach Brada, und bereitete seine Abreise nach Zeutischland vor. Bald darauf trat er seine Reise nach Zeutischland an, nachdem er im November 1568 noch vergeblich eine dringende Denkschrift eingereicht hatte, worin er rief, durch einige Nachgiebigkeit in religiöser Beziehung die entmuthigten Evangelischen zu gewinnen. Vergl. Arch. de la mais. d'Orange II, 430. Erst dann entschloß er sich, das Land zu verlassen, als ihm jede Hoffnung gesunken war, die nationale Angelegenheit in der nächsten Zeit erfolgreich aufrecht erhalten zu können. Nur ein geringer Theil des bisherigen Geusenbundes ergriff die Flucht, um dennoch die angeregten Wünsche durchzusetzen; er unterlag aber schon auf allen Punkten, noch ehe Alba mit seinem Heere ankam. Selbst Brederode mußte flüchtig werden, nachdem sein Versuch, sich in Utrecht fest zu setzen, mißlungen war.

Während auf diese Art aller Widerstand der niederländischen Patrioten gebrochen ward, und die letzten Trümmer des Geusenbundes auseinandergesprengt wurden, verbreitete sich die Nachricht, daß der Herzog von Alba sich auf dem Marfche sei, und bald in den Niederlanden anlangen werde. Daß aber die Gegner der Regierung und der katholischen Kirche von diesem Manne nur die grausamste Verfolgung zu erwarten haben würden, war so allgemein bekannt, daß nun gegen 100,000 Menschen, besonders aus den höheren wohlhabenden Ständen, das Land verließen.

Alba langte im August 1567 in Luxemburg an der Spitze eines erprobten Heeres an, und hielt am 22. August seinen Einzug in Brüssel.

Die Statthalterin legte mit Recht Gewicht darauf, daß es ihr schon vor des Herzogs Anstunft gelungen sei, die Aufständischen aller Orten zu unterwerfen, und bemühte sich, den harten Maßregeln Alba's vorzubeugen. Aber schon die erste Zusammenkunft mit Alba zeigte ihr, daß dessen Vollmachten ihre eigene Macht in den Schatten stellen. Nur kurze Zeit hielt Alba sich zurück, um seinen Fuß zu fassen, und seine weiteren Maßregeln vorzubereiten. Schon am 9. Sept. wurden Egmont und Horn gefangen genommen und vor einen außerordentlichen Gerichtshof gestellt, welcher die Kraft der Oppo-

sition unter einem Scheine von Gerechtigkeit brechen sollte. Dieser Gerichtshof, der Rath der Unruhen⁵⁶⁾, verdiente bald den Namen des Blutrathes, welchen ihm das Volk beilegte, und seine Urtheile wurden bald so verfaßt, daß manche unter ihnen vorzogen, ihre Stellen niederzulegen. Margarethe mochte ihrerseits an den unnötigen Grausamkeiten Alba's und seiner Werkzeuge Naragaz, Rucda u. A. keinen Antheil haben, und suchte sich durch die umfassenden Vollmachten Alba's so zurückgesetzt, daß sie noch im Herbst des Jahres 1567 den König um die Erlaubniß bat, die Niederlande verlassen zu dürfen. Diese ward ihr gewährt, und schon am 22. Dec. legte Margarethe die Stelle als Statthalterin nieder, und Alba ward nun förmlich und mit ausgedehnter Vollmacht als Statthalter proclamirt. Von jeder fessellenden Rücksicht befreit, trat nun das Schreckenssystem des Regenten in ganzer Größe hervor. Ueberall erhoben sich Schaffote und Scheiterhaufen, überall wurden die Evangelischen eingekerkert, summarisch verurtheilt und getödtet, und ihre Güter eingezogen. Selbst seinem Blutrathes gestand übrigens Alba nur eine beratende Stimme zu, und behielt sich den eigentlichen Richteranspruch vor. Vergl. Gedendrukken tot D'pbedering der Nederlandische Geschiedenis I, 322. Gachard in den Bull. de l'Acad. de Brux. XVI, 2, p. 50. Hierin wie in jeder andern Beziehung trat die Absicht hervor, die beschränkte Monarchie auch in den Niederlanden in eine absolute Alleinherrschaft umzubilden. Der Einbruch der massenhaften Hinrichtungen wurde noch erhöht durch die Confiscation der Güter der Gemordeten und der Entflohenen, welche bald in die Millionen fieg⁵⁷⁾. Der Nichts ließ sich Alba Schranken setzen: alle Stände gleichmäßig wurden in ihren theuersten Interessen angegriffen, in Leben und Habe gefährdet, ihrer hergebrachten Rechte beraubt. Ein auffallendes Beispiel der letzten Art war die Nichtbeachtung der Forderung der Grafen Egmont und Horn, durch das Capitel des goldenen Viebsordens gerichtet zu werden (19. Jan. 1568⁵⁸⁾). Ohne auf dieses wohlgegründete Verlangen Rücksicht zu nehmen, ließ Alba Beide hinrichten. Wenn aber schon Berlaymont, Kershot u. A., welche Granvela und der Statthalterin stets zugestimmt hatten, gegen Alba's Verfahrungsweise offene Mißbilligung äußerten, so mußte das Urtheil der Bevölkerung der niederländischen Provinzen im Allgemeinen ein bitteres und feindseliges werden. Indem Alba Laufende tödten ließ, erregte er den grimmigsten Haß gegen sich und die französische Herrschaft in den Herzen von Hunderttausenden, welche als Verwandte oder als Glaubens- und Standesgenossen sich zugleich bedroht und zur Rache berufen fühlten.

Die massenhaften Hinrichtungen, die Gütereconfis-

56) Vergl. Gachard, Notice sur le Conseil des troubles institué par le Duc d'Albe in den Bull. de l'Acad. de Bruxelles. Vol. XVI, 2, p. 50 seq. 57) Ein Beispiel bieten die Gütereconfiscationen in Brabant vom 19. Dec. 1567 bis 30. Juni 1570; vergl. Bulletins de l'Acad. de Bruxelles. Vol. V, p. 614 seq. 58) Vergl. Gachard, Collection de documents inédits concernant l'hist. de la Belgique. Vol. I, p. 43 seq.

cationen, welche bald Millionen überstiegen, die Einführung des zehnten und zwanzigsten Pfennigs nöthigsten Laufende, ihr Leben durch einen fortwährenden, bald glücklich bald unglücklich geführten kleinen Krieg gegen die verhassten Spanier zu fristen. An allen Lebensbedürfnissen Noth leidend, immer verfolgt, und, wenn sie in die Hände der Gegner fielen, grausamen Todesarten preisgegeben, verwilderten diese Menschen auch ihrerseits, so daß sie nur zu oft nicht allein Spanier, sondern auch Handelsleute anderer Nationen braubten und tödteten.

Der eigentliche Geusenbund war damals schon völlig zerprengt und überwunden, und der Name der Geusen knüpfte sich bald an diese Elemente des niederländischen Volkes, welche durch Alba's Grausamkeiten zu einem Verzweiflungskampfe gegen die spanischen Unterdrücker aufgestachelt wurden. Nicht sowohl auf die Herbaufen, mit denen der Prinz von Oranien im J. 1568 den offenen Kampf gegen Alba aufnahm, wurde der Geusenname übertragen, als vielmehr auf die verzweifeltsten Scharen derjenigen, welche, ihrer Heimath durch die Spanier beraubt, in Wäldern und auf dem Meere Sicherheit suchten, sich in Banden zusammenzogen, und vorzugsweise den Spaniern durch Ueberrasche Schaden zufügten. Besonders aus Friesland und Holland zogen sich viele fegegewohnte Männer auf Schiffe zurück, und wurden bald den Spaniern lässig und gefährlich. Viele Adelige und Bürgerliche schwärmten in kleinen Schiffen auf dem Meere umher, besuchten nur die wenig bewohnten Küsten, und lebten meist von Piraterie: viele solche rohe, aber als geübte Schiffer furchtbare Seeräuber fanden auch an der nahe liegenden englischen Küste Aufnahme, und konnten von da aus die Gelegenheit abpassen, den Spaniern empfindlichen Schaden zuzufügen. Eine große Zahl derselben verband sich förmlich zum Kriege gegen die spanischen Unterdrücker, und stellte 1569 Adrian van Bergen, Herrn zu Dolhain, an ihre Spitze, unter dem Banner des Brederode, Albert von Egmont, Wilhelm von Ambise, Nicolas Rudhoever u. A. dienten. Die spanischen Handelsschiffe vereinigten sich endlich, um der Plünderung zu entgegen, in förmliche Flotten, aber auch diese — 50 bis 60 Schiffe stark — wurden nicht selten von jenen niederländischen Seeräubern, denen man bald den Beinamen der Meergeusen gab, angegriffen und gekapert. Gleiche Erfolge hatten Guislain de Zienne, Herr von Lumbrec und nach ihm Guillaume Lumey, Graf von der Markt, welche nach Bergen den Oberbefehl führten. Wenn es auch vorgekommen sein mag, daß die Meergeusen außer spanischen Schiffen noch Schiffe anderer Nationen weggenommen haben, so waren ihre Unternehmungen doch ausgesprochener Weise gegen die spanischen Unterdrücker ihres Vaterlandes gerichtet: Charakteristisch dafür ist, daß Lumey auf seinen Flaggen zehn Goldstücke abbilden ließ, als Hinweisung, daß der von Alba in Anspruch genommene Zehnte die Hauptursache des bewaffneten Widerstandes sei. Die spanische Regierung in den Niederlanden saßte die Sachlage auch in

dieser Weise auf, und traf Maßregeln, um sich dieser Gegner zu erwehren: sie ließ Befestigungen an den Küsten anlegen, schickte Besatzungen in Küstenstädte, ja rüstete endlich auch ihrerseits Flotten aus, um den Geusen auf seinem Elemente aufzusuchen. Der Graf von Hessa, den Philipp II. an Oranien's Stelle zum Statthalter von Holland ernannt hatte, machte einen ersten Versuch dieser Art, indem er in möglichster Schnelligkeit eine kleine Flotte versammelte, und dieselbe unter Franz Bossuigen im Februar 1570 gegen die Meergeusen auslaufen ließ. Die Geusenflotte, eines Angriffs nicht gewärtig, lag an der Mündung der Ems zerstreut, und ward mit Verlust in die Flucht geschlagen. Dieser erste Zusammenstoß regte aber die Meergeusen nur zu neuen Anstrengungen an. Nachdem sie ihre Flotte neu verstärkt hatten, besetzten sie einen großen Theil der niederländischen Küsten, drangen selbst in die Flußmündungen ein, und brunnrubigten die Spanier an allen Küsten. Alba beschloß nun, neue Versuche zu machen, diese Gegner zu vernichten. In allen Hafenstädten ließ er Schiffe bauen; aber einerseits besetzten sich die Niederländer nicht, den Bau der Schiffe ihren eignen Landheuten gegenüber zu betreiben, andererseits kam es manchem vor, daß kaum fertig gewordene Schiffe ausliefen und sich der Geusenflotte freiwillig angeschlossen. Immer drohender entwidelten sich die Machtverhältnisse der Meergeusen, so daß sie im J. 1571 schon Unternehmungen gegen Küstenorte richten konnten. In diesem Jahre machten sie sich furchtbar durch Wegnahme einer Flotte von 31 Schiffen, durch Plünderung von Woonlanddam und Brandschätzung anderer Küstenorte. Unter dessen war aber Alba thätig gewesen, den Meergeusen einen ihrer Hauptstützpunkte zu entziehen, indem er bei der Königin Elisabeth von England den Befehl auswirkte, daß die englischen Häfen den Geusen geschlossen sein sollten. Aber gerade dadurch regte er in diesen den Orkanen an, einen neuen Stützpunkt und zwar an der niederländischen Küste selbst zu erobern. Der anfängliche Plan ging nun dahin, nicht nur die spanischen Kriegsschiffe im Arel zu überumpeln und zu zerstören, sondern auch einen Handreich gegen Enkhuysen zu versuchen. Widriger Wind war für beide Pläne unglücklich: statt dessen richteten nun die Geusen ihre Fahrt nach den Mündungen der Waas, und da soll es Wilhelm de Bleis von Aresling gewesen sein, welcher zu einem Angriffe auf das Städtchen Briel rieth. Der Versuch gelang, und Briel ward von den Geusen genommen; und nach einigen Schwämmen beschlossen dieselben, diese Stadt besetzt zu halten, und von da aus die Befreiung des Vaterlandes auszuführen. Alba erkannte wohl, wie wichtig der Besitz dieser Stadt sei, und wie viel darauf ankomme, die Aufständische nicht selten Fuß im Lande fassen zu lassen. Ohne äußerlich zu zeigen, wie sehr ihm die Wiedereroberung des Drees am Herzen liege, rüstete er eilig eine Expeditionscolonie von zehn Regimenten spanischer Kriegertruppen aus, welche er zu Schiffe unter Vossu's Oberbefehl gegen Briel sandte. Die Geusen aber verteidigten nicht nur die Stadt mit größter Tapferkeit, sondern

zwangen die Spanier zu schleunigem Abzuge, indem sie durch Öffnung der Schleusen die ganze umliegende Gegend überschwemmten: auch ein Theil der spanischen Schiffe wurde erobert oder zerstört, und so der Angriff auf Briet vollständig zurückgeschlagen. Vergl. die Meerzugen in den J. 1569—1572 im Niederländ. Mus. Bd. 1. Hft. 3. S. 23 fg. Durch diesen glücklichen Erfolg wurden mehrere Städte ermutigt, von ihrem Unterdrücker sich loszusagen und den Kampf gegen ihn zu wagen. Briesingen, Rer, Biersitz, Ensluizen u. a. Städte, — besonders diejenigen, welche nahe am Meere lagen —, verjagten die spanischen Behörden und Befestigungen. Zugleich eroberte Ludwig von Nassau mit französischer Hilfe die wichtige Festung Bergen im Hennegau, und zwang dadurch Alba, seine Streitkräfte zusammenzuziehen, und zur Belagerung dieses festen Punktes zu verwenden, von dem aus sogar Brüssel bedroht war. Die nördliche Hälfte der Niederlande wurde dadurch von spanischen Truppen entküpft, und die dortigen Städte gewannen Gelegenheit und Zeit, sich zu befreien, zu einem organisierten Bunde zusammenzutreten, und sich zum Kriege gegen Spanien zu rüsten. Der Prinz von Dranien benutzte diese günstigen Umstände, und rückte mit einem Heere von 24,000 Mann, welches er in Leutichland gewonnen hatte, in die Niederlande ein. Er eroberte Ruremonde, Mecheln, Löwen, und rühte nun zum Entsatze von Bergen. Bevor ihm aber das gelang, verbreitete sich die Nachricht von der pariser Bluthochzeit, welche ein großes Licht auf den Umschwung der französischen Politik zu Ungunsten der Protestanten warf. Von Frankreich jetzt nicht nur verlassen, sondern sogar bedroht, sah sich Dranien zum Rückzuge genöthigt, und entließ bald darauf aus Geldmangel sein Heer. Bergen mußte capituliren, und nun trug Alba siegreich nordwärts vor: Brabant, Geldern, Doressel und Friesland kauften sich ihm wieder unterwerfen. In Holland aber, wo das Städtchen Raarden freiwillig die Thore geöffnet hatte, aber dann doch durch Ermordung fast der gesamten Einwohnerschaft gestraft worden war, fand er seitdem den entschlossensten Widerstand. Alba unternahm zunächst die Belagerung von Dortem. Nach siebenmonatlicher Belagerung ward diese Stadt erobert, und ihre Einwohner, obgleich ihnen feierlich Sicherheit zugesagt worden war, massenweise ermordet. Nicht weniger tapfer und ausdauernd verteidigten die Bewohner von Alkmaar ihre Stadt, bis am 8. Oct. 1573 die Belagerung aufgehoben ward. An dem Widerstande dieser Städte theilnahmen die spanischen Streitkräfte, und während die Holländer den Krieg lernten, und mit wilder Begeisterung Alles daran setzten, um ihn erfolgreich weiter zu führen, mußten die kriegsgewöhnten Schaaeren, welche Alba in die Niederlande gebracht hatte, durch neue und weniger tüchtige Soldatruppen ersetzt werden. Kriegsmunition und Geld fehlten dem spanischen Feldherrn endlich in dem Grade, daß eine Auslösung des spanischen Heeres in Aussicht stand. Dieser Umstand, noch mehr aber wol die Erkenntniß, daß Alba zu verhaßt bei den Niederländern sei, um nicht einen allge-

meinen Widerstand bis zum letzten Blutstropfen beschließen zu müssen, veranlaßten endlich den König, an die Stelle des Herzogs Alba den Herzog von Medina Geli mit einer bedeutenden Flotte in die Niederlande zu senden. Seine Hauptaufgabe war es, die Holländer aus ihrem Elemente, dem Meere, aufzusuchen, und die Meerzugen zu vernichten. Diese hatten in der Südrsee die viel größere spanische Flotte unter Bossu geschlagen, die Bewegungen des spanischen Landheeres gelähmt, und manche glückliche Unternehmungen ausgeführt. Ein großer Theil der Flotte des Herzogs von Medina Geli ward von ihnen genommen oder aus einander getrieben; selbst einzelne ihrer Schiffe scheuten den Kampf gegen einen übermächtigen Gegner nicht, und ferngraten sich lieber in die Luft, ehe sie sich zu Gefangenen ergaben: z. B. Sebastian v. Lange u. A. Durch die glückliche Wegnahme einer reichen portugiesischen Handelsflotte wurde in dieser Zeit mancher erlittene Schaden ersetzt, und die Lust der Küstenbewohner an solchen Unternehmungen erhöht. Bald darauf erhielt Sando d'Avila den Auftrag, das von den Seeländern belagerte Biddelburg zu entsetzen oder mindestens zu verproviantiren. Mit über 30 Schiffen segelte Avila die See abwärts, und traf bei Terneuzen auf die Flotte der Gegner unter Enout Borsl. Der Sieg neigte sich nach mehrschätzigem Kampfe vollständig auf die Seite der Seeländer. Solche Feldthaten vollbrachten die Geusen zu Lande, indem sie ihre Städte mit der größten Ausdauer und Tapferkeit verteidigten, zu Wasser, indem sie die feindlichen Flotten aufsuchten und vernichteten, und an Belagerungen und Entsetzungen von Städten in solcher Weise Theil nahmen, daß sie unmöglich Schreimendes unternahmen und glücklich durchführten. Die gesammte Geschichte des Befreiungskrieges der Niederlande schildert ihre Thaten. Da aber der Name der Geusen diesen patriotischen Kämpfern nur uneigentlicher Weise beigelegt wurde, und nur wenige Mitslieder des früheren Geusenbundes noch in diesem Kriege gegen Spanien mitkämpften, so darf im Allgemeinen auf die zahlreichen Geschichtswerke verwiesen werden, welche diesen Freiheitskampf beschreiben. Der Name der Geusen erhielt sich in den Niederlanden noch durch mehr Jahrzehnte, und tauchte häufig in den niederländischen Parteilämpfen mit etwas modificirter Färbung wieder auf. In Bild, Lied und Prosa ward er so häufig genannt und in Erinnerung gebracht, daß ganze Sammlungen zusammengestellt worden sind: z. B. befindet sich auf der dredeker Bibliothek handschriftlich und 1631 datirt „Het nieu Geuse Liedboek.“ Lange nachdem der Kampf gegen Spanien mit der Anerkennung der Unabhängigkeit der Niederlande ein Ende gefunden hatte, wo also im Namen der Geusen der nationale Nebenbegriff in den Hintergrund getreten war, bezeichnete man als Geusen nicht selten auf kirchlichem Gebiete die Gegner der Papisten und Ultramontanen. Charakteristisch in dieser Beziehung sind zwei Handschriften der dredeker Bibliothek aus den Jahren 1720 und 1725: 1) Papekost opgedist in Geuse Schotelen mit farbigen Kupfern

gegen Papstthum und Hierarchy; 2) Geusekost opge-
diat in Paapse Schotelen ebenfalls mit Kupfern.
Anzuführen sind besonders (abgesehen von den Ge-
schichtswerken von Vissinger, Bentioaglio, Dincthuc,
Sottomanni, Wendaga, Reteren, Murfius, Pagi,
Schäler, Ulsea und vielen Andern und den schon ge-
nannten Werken von Vor, Hopper, Strada u. A.):
Allgemeine Geschichte der vereinigten Niederlande. (Leip-
zig 1758. 4.) 3. Bd. *Vandervynckt*, Hist. des
troubles des Pays-Bas sous Philippe II. (4 vols.
Bruxelles 1822). Kämpen, Geschichte der Nieder-
lande. 1. Bd. S. 325 ff. *Juste*, Hist. de la ré-
volution des Pays-Bas sous Philippe II. 2 vols.
(Bruxelles et Leipzig. 1855.). Archives ou correspon-
dances inédites de la maison d'Orange-Nassau. Publ.
par G. Groen v. Prinsterer. 8 vols. (Leide 1835.). Cor-
respondance de Philippe II. sur les affaires des Pays-
Bas. Publ. par *Gachard*. 2 vols. (Bruxelles 1848.).
Gerrits (Eng.), Gedenshufften van Neerland's Heiden-
daden ter Zee — übersetzt von J. Douche; unter dem
Titel: Fastes de la marine Hollandaise; vrgl. darin
1. Bd. S. 73 ff. *Le Bouter* (B.), Historie van het
Verbond en de Smecthschriften der Nederland's Edele
in den Jare 1563—67. 4 Theile. (Widdeburg 1796. 8.)
Garen (D. J. v.) De Geuzen: in 24 Zangen. (Am-
sterdam 1776. 8.) Neu herausg. v. *Früh* und *Bilberdyk*
in 2 Bdn. (Amsterdam 1783. 8.) (Dr. H. Brandes.)

GEUSS oder GEUSS (Joachim Michael), Pro-
fessor der Mathematik an der Universität und Lehrer der
mathematisch-militarischen Wissenschaften bei dem In-
genieurcorps zu Kopenhagen, war am 23. Aug. 1745
zu Krummendorf in der Wismar'schen, wo sein Vater
(s. d. folg. Art.) Prediger war, geboren worden, und
hatte eine gute Vorbildung zu seiner wissenschaftlichen
Kaufbahn von seinem gelehrten und gewissenhaften Va-
ter, der ihn selbst unterrichtete, empfangen. Hierauf
besuchte er das Gymnasium zu Altona in den Jahren
1762—1765, wo er zwar neben dem Studium der al-
ten und mehrerer neueren Sprachen mit großer Belei-
bung das der Literatur ersafte und darin nachmals eine sel-
tene Kenntniss zeigte, aber doch auch aus eigener Nei-
gung ohne lockende Ausichten in seinem Vaterlande der
Mathematik einen solchen Fleiss und Eifer zuwendete,
dass er sie für den Aufstuf zu seinem Lieblingsfache er-
wählte, wiewohl es ihm hierzu nicht nur an guten
Lehrern, sondern auch an den nöthigen Hülfsmitteln fehlte.
Nur Muth und beharrlicher Fleiss überwand den dabei
ihm aufgethuenen Schwierigkeiten. Selbst in Kopen-
hagen, wohin er sich zur Vervollendung seiner Ausbildung
von Altona aus begab, fand er diefen Mangel, wurde
aber eben dadurch der selbständige und glückliche For-
scher in dieser Wissenschaft, aus welchen er sich so rühm-
lich bewährte hat. Sein vierjähriges eifriges und mit
der Befestigungskunde verbundenes Studium auf der
Universität der Hauptstadt Dänemarcs leitete bei dem
fühlbaren Mangel an Männern seines Faches die Auf-
merksamkeit der Obern auf ihn, und verschaffte ihm
durch diese 1769 die Berufung als Lehrer seiner Wissen-

schaft und der Fortification an die Andreastensschule
dieselbst, welche er ihrer Verwiderung schnell zu entrei-
ßen und in wenigen Jahren durch gründliche und geist-
volle Vorträge aus ihrem Verfaße wieder empor zu be-
den verstand. Im J. 1772 war er zum Rector der
Realschule, welche im Waisenhaus zu Kopenhagen er-
richtet werden sollte, bestimmt; da dieselbe aber nicht zu
Stand kam, so versetzte man ihn als Lehrer in seinen
Fächern an das Ingenieurcorps und als außerordentlichen
Professor an die dänische Universität, wo er 1777 nach
Herzebows Tode in die erdentliche Professur der Ma-
thematik einrückte, zwar den alten Professor C. See noch
neben sich hatte, denselben aber durch seine Methode
und seine überwindenden Kenntnisse bald so sehr in
Schatten stellte, dass ihn dieser 1779 freiwillig zu sei-
nem Vice ernannte, ohne ihm doch von seinem Ge-
halte etwas abzulassen. Unter den Vorzügen seiner
Lehrergabe und seinen erselgereichen, eifrigen Bestre-
bungen, den jungen Leuten Gefallen und Geschmack an sei-
ner trocknen Wissenschaft einzufloßen, trug zu seinem
großen Beifalle noch der Umstand bei, dass Geuß die-
selbe, nicht wie andere ausländische Professoren es tha-
ten, in seiner Muttersprache oder in der lateinischen Vor-
trag, sondern in der dänischen, die er so gründlich und
gelaufig erlernt hatte, dass er sie correct und fertig
sprechen und schreiben konnte¹⁾. Dief verschaffte dem
mathematischen Lehrstuhle eine Würde und Achtung,
welche derselbe vorher auf der kopenhagener Universität
nicht genossen hatte. Daher Geuß auch Schüler mit
gründlichen Kenntnissen und mit reinen Absichten für
dieses Fach bildete, und durch sie dem zuvor fühlbaren
Mangel an tüchtigen Gelehrten dieser Wissenschaft ab-
half. Verehrt für seinen Beruf wurde er durch Me-
thode, Gelehrsamkeit und Betragen zu imponiren. Aus-
gerüstet mit ausgebreiteten Kenntnissen wußte er seinen
Vorträgen eine solche Klarheit zu geben, dass auch die
Anfänger ihn verstehen konnten, und setzte seine Ehre
und Freude in das uneigennützig Bestreben, nicht nur
unbemittelte, sondern auch vermögende Jünglinge gleich
gewissenhaft und pflichtgetreu zu denkenden Männern
für den Staat und die Welt zu bilden. Seine Freude
am Unterrichte und sein liebenswürdiger Umgang ver-
locten sogar Staatsdiener, so z. B. in der Bürger-
Zugendsgesellschaft, sich an die Stufen seines Lehrstuhles
zu setzen und nützliche Kenntnisse aus seinem Munde
einzusammeln. Armen Studenten, deren Fleiss und künf-
tigen Werth für die Wissenschaft er erkannt hatte, gab
er aus seinen eigenen Mitteln Unterstützung.

Auch in der königl. Haushaltungsgesellschaft zu
Kopenhagen war Geuß seit seinem Eintritte in dieselbe

1) Dieser Umstand in den Vorträgen der akademischen Leh-
rer war so groß, dass die Ausländer unter ihnen, wenn sie nicht
lateinische Vorlesungen hielten, mit ihrer Muttersprache sich den
Studenten nicht vortheilhaft machen konnten: so erging es z. B.
den deutschen Professoren, deren in ihrer Muttersprache abgehaltenen
Vorlesungen die meisten Studenten aus Unkenntnis derselben nicht
verstanden. Einer von ihnen schlug seine Vorlesungen sogar in
der französischen Sprache an und erhielt keine Zuhörer, was denn
auch seine Absicht gewesen sein soll.

(1773) ein fleißiges, einsichtsvolles, redliches und unparteiisches Mitglied, welches die ihm hier übertragenen Arbeiten und Verrichtungen gern und willig übernahm und gewissenhaft vollbrachte, ohne dafür materielle Vorteile zu erwarten, vielmehr mußte er noch Zuschüsse geben. Dieser Eifer erkaltete auch in den Zeiten nicht, da bei seinem karglichen Einkommen jedwede Einnahme wichtig und jede Ausgabe lästig für ihn war. Im J. 1779 ward und blieb er bis an seinen Tod Präsident der Kunstgesellschaft, wurde 1780 dazu noch Mitglied der Kunstcommission und seit 1781 Mitglied der Prämiencommission. Auch in der Gesellschaft für Bürgerthugenden war er thätig und hielt hier regelmäßig Vorlesungen über schwere mathematische Gegenstände, die er aber mit seiner gewöhnlichen Klarheit seinen Zuhörern verständlich und populair zu machen verstand. Endlich war er noch Mitglied der Academie der Wissenschaften, in welcher er sich namentlich dadurch ein Verdienst erwarb, daß er mehrere gemeinnützige Preisaufgaben forderte und zu deren Lösung anregte. Besonders verdankt ihm diese Academie die 1772 ausgeschriebene Preisaufgabe über Landspitzen, welche Karsten beantwortete und wonach denn auch der Spitzengbau zu Kopenhagen verbessert und für die Zukunft geregelt wurde. Ueberhaupt machte er sich um die Feuerlösch- und Wasserkanäle daselbst sehr verdient, brachte sie auf sichere Grundlagen nach eigenen ausführlichen Entwürfen, so daß zu ihrer Vervollkommenung, wenn auch in der Ausführung kostbar, mit Zuverlässigkeit darnach fortgearbeitet werden konnte. Eben weil sein praktischer Sinn so eifrig auf Gemeinnützigkeit gerichtet war, benutzte er die Institute und Vereine, deren thätiges Mitglied er war, zu Preisaufgaben und Prämienvertheilungen, welche Andere wiederum zur Förderung und Verbreitung gemeinnütziger Zwecke aufmunterte, und empfahl manchen sähigen Kopf zu verdienten Belohnungen. Auch das Verwaltungsverfahren der Universität brachte er als Secretair und Quästor derselben in Ordnung, nachdem seine Amtsvorgänger die Rechnungen in die größte Verwirrung versetzt hatten. Besonders kam dem Fond der Universitätsbibliothek diese Reform zu Gute. Freilich dachte man ihm als einem der sähigsten, thätigsten und tüchtigsten Männer im Staate mehr Geschäfte übertragen, als er vielleicht in seinen letzten Jahren übersehen konnte; er aber nahm sich gleichwohl jeden Geschäftes so gewissenhaft an, als gehörte es zu seinem wirklichen Lehramte, ohne dabei auf bare Belohnung zu sehen. Erst nach des alten G. Hee Tode 1782 bekam er die mathematische Professur an der Universität mit vollem Gehalte, doch immer noch als unterster Canonikus mit dem geringsten Landgute und ohne Amtswohnung. In demselben Jahre verheiratete er sich erst mit der jungen Witwe des früh verstorbenen ausgezeichneten Secretaire-Lieutenant Rask mit zwei Kindern, Mette Sophie, geborene Horn, der Tochter eines Congerensrathes und Enkelin des Poëticimisters Erich Torm, welcher vormalst dem Könige Friedrich IV. bei dem Brande im Gießhause das Leben gerettet hatte. Diese Verbindung gründete sein häusli-

ches Glück und tröstete zugleich die würdige Familie seiner Gattin über den Verlust des verunglückten herrlichen Gemannes. Froh der Hoffnung und Aussicht, seiner Familie, die sich um zwei Töchter vermehrte, eine sorgenfreie Zukunft verschaffen zu können, war er doch bald nicht mehr Herr über sich selbst. Die vielen anerkennenden Arbeiten, deren er sich unterzog, schwächten seine Gesundheit und erschwerten ihm zuletzt das anhaltende Studiren. Er starb schon am 29. Nov. 1786 in seinem 42. Jahre und hinterließ ein aufrichtiges unerlöschliches Andenken an seine großen Verdienste um die Wissenschaft und den dänischen Staat. Erkannlich war die allgemeine Theilnahme, die er in seiner letzten Krankheit, während welcher sich ein dergleichen Verlangen nach der Gewisheit seines Befindens bei alten Gebildeten der Hauptstadt, eine innige Freude bei jedem bemerkbaren Schimmer von einiger Hoffnung zu seiner Besserung kund gab. Eben so groß und allgemein zeigte sich die Betrübniß über die geäußerten Zweifel daran und über seinen endlich erfolgten frühen Tod. Groß hinterließ den dauernden Ruf eines unvergleichlichen Lehrers, der in seinen Vorträgen Geist, Geschmack und Gelehrsamkeit mit Klarheit zu vereinigen wußte, die Belehrung seiner Schüler nicht bloß auf seine Vorlesungen beschränkt, sondern ihnen auch zu jeder Zeit den Zutritt in seine Wohnung geöffnet hatte. Als Lehrer und Staatsmann blieb er ein Muster für Amts- und Berufsleute, für rastlose und fleißige Thätigkeit und dabei auch für Förderung gründlicher, wissenschaftlicher Kenntnisse. Man bewunderte diese Eigenschaften um so mehr an ihm, als er ohne eigenes Vermögen lange mit kümmerlichen äußeren Verhältnissen hatte kämpfen, durch eigenen Fleiß sich hatte durcharbeiten müssen, und nur durch eigene Kräfte emporgekliegen war, sich auf dieser Höhe zu halten gewußt und sich auf sich selbst hatte verlassen müssen, ohne erbetelte Günst gesucht zu haben. Er war aber, ungeachtet der mühslichen und veränderlichen Regierungszustände unter Christian VII., doch dabei vor Reid, Wiskunst, Unwissenheit und Verfolgungssucht geschützt, was vor ihm die größten Männer seiner Wissenschaft sich nicht allenthalben hatten rühnen können. Wie in Dänemark dieses an ihm anerkannt wurde, davon zeugt die Gedächtnisrede des Auktors des De Wäling auf ihn in der königl. Landhaushaltungs-Gesellschaft zu Kopenhagen am 25. Jan. 1787).

Geuß war außer seiner Mitgliedschaft in den gelehrten und gemeinnützigen Instituten und Vereinen zu Kopenhagen auch noch Mitglied der Gesellschaft der Wissenschaften zu Trondhjem und der physiographischen zu Lund. Doch verging er unter der Wenge der ihm in Folge aller dieser Verbindungen aufgebürdeten Geschäfte und Berufsarbeiten nicht, in seinem Fache stets

2) Diese hier mit benutzte Rede wurde von Geuß's Jugendfreunde und Landmannen Friedr. Oeard ins Deutsche übersezt und mit Fußnoten begleitet zu Kopenhagen 1787 in 8. gedruckt. Der Uebersetzer verdankte Geuß's seine Berufung aus Göttingen an die königl. Bibliothek zu Kopenhagen.

weiter zu forschen und sämmtliche auf diesem Gebiete erschienenen brauchbaren Werke zu lesen. Eben so thätig zeigte sich der unermüdete Gelehrte als Schriftsteller, wovon folgende Werke Zeugnis ablegen können. Zu den ersten Früchten dieser Thätigkeit ist seine Uebersetzung sowohl der Briefe Des Högh-Guldberg's (späterhin dänischen Ministers) wider die Freidenker und Feinde der Religion, herausgegeben mit einer Vorrede von Christian Sam. Ulber, Kopenhagen 1768 in 8., als auch der vortheilhaften und lehrreichen Reisebeschreibung Eggert Doffen's und Bjarne Povelsen's von Island, 2 Theile mit vielen Kupfern. Kopenhagen und Leipzig 1774 fg. in 4. aus dem Dänischen zu rechnen¹⁾. Sodann licirte er, als ausgezeichneter Literaturkundiger, zu Scheibel's Einleitung in die mathematischen Bucherkennniß, Breslau 1781 fg. in 8., Beiträge. Ueberdies schrieb er auch Recensionen in das Danst Literatur-Journal.

Weit ausgezeichnete prangt sein Name in der Literatur der Kriegswissenschaft, wo er als Schöpfer neuer Ansichten auftritt, sich dem Ruhme eines zweiten Eulides annäherte und demselben von Sachkundigen auch gleichgestellt worden wäre, hätte ihn nicht der Tod zu früh dahin gerafft. Denn in der Kriegsmathematik und Befestigungskunst beschränkte er weder seine Vorstellungen noch seine Forschungen auf die schon gebahnten Wege Vanban's, Falar'd und ihrer Nachfolger, sondern den ganzen Umfang dieser wissenschaftlichen Zweige und der Tactik überschauend, spürte er auch den neueren angebahnten, oder schon angelegten Pfaden nach, so hauptsächlich in der Befestigungs- und Belagerungskunst, deren Haupttheil die Minierkunst bildet.

Vauban hatte zwar diese Wissenschaft erst hergestellt, nachdem sie vor ihm nur als Handwerk getrieben und in den Augen dieses großen Mannes nur als Pfluscherei erschienen war. Er versuchte zuerst die Minientheorie auf Versuche zu gründen, aber unvollständig und mit Widersprüchen der theoretischen Grundsätze, während von den Leistungen Megriant's in diesem Fache nicht viel Zuverlässiges war bekannt gemacht und Belidor's, der in dieser Kunst heller als Vauban gesehen hatte, eigene sowohl als mit Voltaire angelegten Forschungen geheimhalten worden waren. Weniger konnten die für ein System unzulänglichen und verbreiteten Forschungen von J. Müller und Simon Lesferre dem gründlichen Denker genügen. Genug, Gruss hat unter diesen Umständen sein die Minierkunst in ihrem ganzen Umfange begreifendes wissenschaftliches System, welches tauglich gewesen wäre, den Ingenieur sicher und geschickt durch die Miniergänge zu leiten und — was bis daher sehr vermisst wurde — vor Gefahren sicher zu stellen; und war auch darüber manches Gute in Werken verschiedener Sprachen zerstreut liegend vorhanden, so war es doch noch Widersprüchen und Unrichtigkeiten

unterworfen. Daher entschloß er sich durch ein neues Lehrgebäude, den Ingenieur oder Kriegsfünftler aus dem Irrthale herauszureißen. Er sammelte Alles, was darüber gedruckt und in Handschriften vorhanden war, so viel nur immer möglich war, zusammen, und war dabei so glücklich, einen Theil von Belidor's höchst schätzbarem handchriftlichen Nachlasse, der aus unbekanten Gründen der Publication absichtlich entzogen worden war, zur Benutzung in seine Hände zu bekommen²⁾. Mit solchen Hilfsmitteln ausgerüstet, prüfte er mit Scharfsinn alle bis dahin aufgestellten Erklärungen und gemachten Erfahrungen der Minierkunst, verglich sie mit und unter einander, schied Beweisendes von Unbewiesenen, Wahres vom Wahrscheinlichen, und das Richtige davon herausgreifend, begründete er dasselbe noch fester und bildete mit Beifügung seiner eigenen Erfahrungen ein systematisches, unter einzelne Gesichtspunkte gestelltes Ganzes, welches, sobald es zu Stande gekommen war, nochmals einer neuen Prüfung unterworfen wurde. Dieses analytische Verfahren, das ihn bei Sachkundigen in die schon erwähnte Verwandtschaft mit Eulides brachte, gab seinen Untersuchungen und den Früchten derselben eine Unverlierbarkeit in der fröhenwissenschaftlichen Literatur. Gleichwohl war er noch so zaghaft und bescheiden, daß er diesen ersten Versuch der Minientheorie, die so großes Aufsehen machte, ohne Beifügung seines Namens unter dem Titel: Abhandlung über die bei Anlage der Minen nöthige Theorie 1774 zu Kopenhagen in 8. erscheinen ließ. Der ungetheilte Beifall, mit welchem das Buch allenthalben aufgenommen wurde, trieb die Sachkundigen an, nach dem Namen des Verf. zu forschen; und Einigen von ihnen gelang es auch, so daß es ihm an ehrenvollen Begrüßungen und Aufmunterungen im Auslande nun nicht mehr fehlen konnte. Unter diesen ist besonders der geheime Rath Andr. Böhm, Professor der Philosophie und Mathematik in Gießen, zu nennen.

In Folge dieser neuen Bekanntschaften mit auswärtigen Gelehrten schickte es ihm nun nicht mehr an Quellen und Hilfsmitteln, welche ihm zur Vervollständigung und Fortsetzung seiner Forschungen von dorthin zuströmen und mit deren Hilfe er sein Werk von Neuem überarbeiten und demselben, als einer Grundstufe, mehr Licht und Vollständigkeit verschaffen konnte. Die Resultate davon legte er in dem unter seinem Namen erschienenen Werke: Ausführliche Abhandlung von der Minierkunst, 1. theoretischer Theil, Kopenhagen 1776 in 8. nieder, und versprach bei dessen Erscheinung den zweiten oder praktischen Theil noch nachzuliefern, dessen Vollendung jedoch — ein großer Verlust für die Wissenschaft — er nicht erlebte, nachdem er viele und herrliche Materialien dazu im In- und Auslande mit Fleiß und Kosten gesammelt hatte. Zwar wurde Hoffnung zu ihrer Bekanntmachung gezebt, allein sie blieb dennoch

1) Uebersetzt waren seine ersten schriftlichen Versuche aus Uebersetzungen der teurliche Ausgabe aus damals erschienenen dänischen Werken und Abhandlungen für J. U. Pauli's Gemeinnützige Correpondenz. (Hamburg 1767. 4.)

2) Die Originale davon besaß der Oberlieutenant v. Pymann, Adjutanten der bei 1771 verstorbenen Generalleutnant und Ober des Ingenieurcorps die Beigabe, welche Geuss für das Ingenieur-Magazin überreichte.

unersüßt. Jener erste Theil aber wurde allenthalben als ein Musterwerk aufgenommen, und man erkannte in seinem Verf. den ersten Gelehrten, der diese Kunst nicht blos zur Wissenschaft erhoben, sondern darin auch die sicherste und zuverlässigste Anleitung erteilt hatte, wie die Ingenieure — was bisher nicht der Fall gewesen war — beim Miniren gegen Gefahren geschützt werden konnten¹⁾. Ingenieurofficiere der Niederlande und Friedrich's des Großen berieten sich, das Werk in der französischen Sprache allgemein zugänglich zu machen. So erschien vom Capitain A. E. Smeets die *Théorie de l'art des Mineurs par Jo. Mich. Geuss* zu Maastricht 1778 in 8. und von einem königl. preuss. Officier d'Alibert die *Science des Mineurs par Mr. Geuss*, welche Uebersetzung ihr Verfasser Geuß'en zur Beurtheilung zuschickte, aber in Handschrift liegen blieb.

In gleicher Weise wandte er seine mathematischen Kenntnisse auf die Gewerbe an, als z. B. in der vortheilhaftesten Einleitung zu den mathematischen Wissenschaften, die er auch in der Gesellschaft für Bürgerthum vorgelassen hatte, sodann in seinen Vorträgen über die ganze reine Mathematik, welche sorgfältig ausgearbeitet in sauber geschriebenen Heften gedruckt geblieben sind. Von den Vorzügen der synthetischen Methode in Erläuterung der Mathematik dagegen handelt Geuß'en's *Verträge* zu Nicolaus Schenmarke's analytisch Geometrie, welche der Geographische Ziege 1779 aus dem Schwedischen ins Teutsche übersehte²⁾. Lehrreich nennt man auch seine *Verträge* zur dänischen Uebersetzung der Anfangsgründe vom Prof. Ab. F. Mönich, welchen Geuß 1784 überdies noch viele literarische Zusätze beifügte.

Von gleichem Nutzen und anerkanntem Werthe waren auch seine gemeinnützigen Abhandlungen, die er in der königl. Gesellschaft der Wissenschaften vorlas, sowie seine gewissenhaft ausgearbeiteten Hefte zu seinen akademischen Vorlesungen. Man erwartete zwar die Herausgabe der ersten von jener Gesellschaft selbst, es scheinen aber nur folgende davon durch den Druck bekannt gemacht worden zu sein: *Om Vandets Største Virkning ved Underfalts-Hul*, i Anledning af S. Smeaton's Forsøg derom in det Rye Skiebder af Kongelige Danstte Videnskaberues Akademie i Kjöbenhavn. (d. i. Von der größten Wirkung des Wassers auf unterschlächtige Räder, nach Smeaton's Versuchen) 1, 589—605. Nr.

3) In der Vorrede zu diesem Werke sagt Geuß selbst: „Die Tagebücher der Betagungen zeigen, daß die Fälle nicht selten waren, wo viele Hunderte ihr Leben in selbst angelegten Minen einbüßten. Man denke daher auf Mittel, einer so unverantwortlichen Aufopferung des höchsten Menschenseins abzuhelfen. Durch zuverlässige Theorie allein kann dies geschehen, und ich werde meine Arbeit in diesem wissenschaftlichen Fache für ungültig beenden achten, wenn ich dazu helfen kann, auch nur eines Menschen Leben zu erheben.“ 4) Die zweite Bearbeitung heist: *Analytische Geometrie*, worin nach der ersten Grönden der Algebra ihre Anwendung auf die Elementargeometrie und die Kegelschnitte enthalten u., mit zwei Kupfern. (Kopenhagen 1778. 8.) Terzig wird das Ganze auch für ein Werk von Geuß ausgegeben.

26. und Dret Beregnungen om de Murets Styrke, som ere udsatte for Sids-Trykning, ebenda. II, 379—391.

Geuß behandelte ferner geometrische Gegenstände seines Faches analytisch in den lateinischen Programmen, die er, als Universitätssecretair seit 1781, besonders bei jeder medicinischen Doctorpromotion schreiben mußte und welche werth waren, gesammelt und zur Verbreitung im Auslande nochmals gedruckt zu werden, da bei ihrer amtlichen Veröffentlichung zumal nur so wenige Exemplare von ihnen waren gedruckt worden, daß sie selbst in Dänemark sehr bald zur Seltenheit wurden. Erst in den letzten Jahren seines Lebens fing er an, die so lange verschlossenen und für selten erachteten Schätze der großen königl. Bibliothek zu Kopenhagen zu benutzen, aus welchen Forschungen seine fünf kleinen, die Geschichte der Logarithmen behandelnden Programme: *De his, quibus Logarithmorum Inventionem tribuunt varii viri docti: deque certissimo eorumdem Inventore J. Nepero in 8. nach und nach hervorgegangen. Sein Schüler Peter Petersen aus Årnhøim entschloß sich zwar zur Fortsetzung dieser durch Geuß'en's Tod unterbrochenen interessanten Arbeit aus denselben Quellen, scheint aber nicht Wort gehalten zu haben. Außerdem ließ Geuß 1784 noch die auch im Auslande bekannte Schrift *Logarithmi Briggiani numerorum ab unitate ad 10,000 et sinuum atque tangentium ad singula minuta prima cum eorumdem differentiiis* zu Kopenhagen in 8. erscheinen.*

Neben allen diesen Arbeiten unterstützte und förderte Geuß auch das vom Professor Andreas Böhm (nicht Brehm) zu Gießen, seinem Freunde, gegründete *Magazin für Ingenieure und Artilleristen*, Gießen 1777 bis 1783, 9 Bde. in 8. (wovon der 10. erst 1787 und der letzte 11. Band 1789 erschienen), von dessen Gründung an auf die Dauer mit werthvollen und lehrreichen Beiträgen bis mit zum Jahre 1781, von wozu ihn die Ueberhäufung der Geschäfte bei seinem Eintritt in die königl. Societät der Wissenschaften zu Kopenhagen daran für immer verbanderte³⁾. Außer mehrern Uebersetzungen wichtiger und seltener französischer, schweizer, englischer und italienischer Schriften, welche er zumest mit lehrreichen Einleitungen und Anmerkungen begleitete, lieferte Geuß zu diesem, hier mit benutzten Werke auch folgende Originalaufsätze, als: *Verfug einer Artilleriebibliothek nach der Zeitfolge von Tartaglias Werke 1537 an bis auf seine Gegenwart mit Erklärungen in 1, 293—372. Nr. 9, Vertheilungen und Zusätze dazu in VI, 191—312. Nr. 10; über Hinterwärtig.*

7) Der Zweck dieses periodischen Werkes war, den gebildeten Kriegskleuten und Besessenen der Militärwissenschaften eine Sammlung zerstreuter nützlicher Abhandlungen in die Hände zu geben, welche theils neu ausgearbeitet und ungedruckt, theils schon gedruckt, aber selten oder in seltenen folkbaren Werken verhandelt lagen, nach Bezügen einer literatur über dieselben. Aus Dänemark und Norwegen wurde hiezu auch von mehreren tüchtigen Stabsofficieren mit Beiträgen unterstützt. Den größten Werth aber gab ihm Geuß'en's Beiträge, und doch gehörten diese nur zu seinen Nebenarbeiten.

leit der Kanonen in III, 253—282. Nr. 9, Zufüge dazu in V, 249—256. Nr. 8. Beide Aufzüge sind eine weitere Ausführung der in III, 243 fg. unter Nr. 7 gestellten Abhandlung über den Schwerpunkt in den Kanonen von einem königl. dänischen Ingenieur. Von gleichem Interesse sind seine aus verschiedenen Schriften gesammelten Nachrichten von Versuchen mit grobem Geschütze in V, 301—326. Nr. 10. Gleiches Verdienst haben seine Uebersetzungen der bis dahin noch nicht bekannten handchriftlichen Aufzüge Bellidor's über die Kunst, Festungen anzulegen und zu verteidigen, mit Zusätzen von Geuß in II, 107—334. Nr. 6, dergleichen über Bellidor's Befestigungsmanieren in V, 1 bis 64. Nr. 1. Hierzu ist ferner zu zählen seine mit historischen Erläuterungen versehene Uebersetzung von dem nur in Handschr. vorhandenen Berichte Megrigni's von seinen bei Journay 1686 über die Minenladung angestellten Versuchen in I, 185—212. Nr. 6, sowie seine deutsche Bearbeitung der gleichfalls noch ungenannten handchriftlichen Abhandlung Bellidor's über die Ladung der Kanonen zur größten Schußweite in I, 213—260. Nr. 7, und dessen Anmerkungen über Versuche mit grobem Geschütze in I, 261—292. Nr. 8. und seine (Geuß's) Anmerkungen zu den Gedanken eines dänischen Ingenieurs (nicht des Obersten v. Glöfen, wie Meusel angibt) über Einiges in der Theorie der Minen in VI, 121—134. Nr. 5. Gleiches Interesse fand seine deutsche Bearbeitung der schwedischen Handschrift von Sam. Heutlin's weiterer Ausführung der Stahlschwerdischen Theorie von der Abkantung der aufgeschütteten Erde u. s. w. in IV, 145—162. Nr. 6, womit Morgana's physikalisch-mathematischer Versuch über die nöthige Stärke der Befestigungsmauern, oder richtiger über Bellidor's Theorie des Mauerwerks u. in Verbindung steht, welchen Geuß ebenfalls in deutscher Bearbeitung IV, 119—144. Nr. 5. mittheilte. Die beiden Aufzüge über den Bau der Kanonen- und Mörserbatterien, sowie der über die Richtung der Geschütze Nr. 10 bis 12 in III, 283—360 sind gleichfalls deutsche Mittheilungen von Geuß aus französischen Handschriften. Die vier letzten Nummern des 7. Bandes sind wiederum Mittheilungen von Geuß aus französischen und englischen Werken über das Artilleriewesen, anderer in den Bänden 4 und 5 aufgenommenen Stücke zu geschweigen. Von seinem handchriftlichen Nachlasse kam später heraus: Begründungsgründe d. Artismeißel, Geometrie og Plan-Trigonometrie og Prof. J. M. G. samlet og udgivet af hans efterladte Manuskriptter ved Johannes Chr. Rindner, Kopenhagen 1794 in 8. Von seinem übr-

gen handchriftlichen, wissenschaftlichen und literarischen Nachlasse berichtet das Kopenhavens Universitäts-Journal 1795 S. 72. Ein Leben beschrieb sein treuer Schüler P. Peterfen, welches in dessen lateinisch geschriebenem und systematisch geordnetem vollständigen Kataloge seiner Büchersammlung mit seinem von Brandt gestochenen Bildnisse (Hafniae 1787 in 8.) zu finden ist. Enthufiasmisch, wie die Dänen alle von ihrem Geuß eingenommen waren, ist die Fassung der Tale til Erindring om J. M. Geuss, af Ore Malling (Kopenhagen 1787)¹⁰⁾. (B. Röse.)

GEUSS (Nicolaus Friedrich), Vater des Vorgehenden und gelehrter Pfarrer zu Krummendiek in der Bisthimermarsch, wo er seit 1737 als Seelsorger gewirkt und sich auch im historischen Fache als Schriftsteller ausgezeichnet hatte. Geboren den 12. März 1710 zu Neunkirchen in Nieder-Dittmarschen und gestorben im Orte seines Pfarramtes 1788, wird ihm zunächst als großes Verdienst von den Dänen und Zeugnissen an gerechnet, daß er im Besitze gründlicher Kenntnisse seinen Sohn J. M. Geuß (s. d. Art.) auf die wissenschaftliche Bahn hinwies, auf welcher dieser seine Talente in ausgezeichneter Weise nachmals so glücklich entfaltete, und in Ermangelung von Standesvorzügen und irdischen Gütern demselben die Achtung gegen wissenschaftliche Verdienste einzusüßen verstand, die jener sich in der That auch in hohem Grade selbst erwarb. Als Schriftsteller machte er sich vortheilhaft bekannt durch das Buch über den Ursprung und Fortgang der christlichen Religion in Heßlein, Tschöbe 1778 in 8., sowie durch seine Beiträge zur Kirchengeschichte und Alterthumskunde, ebendaf. 1778 in 8.). (B. Röse.)

GEUSS (Wolf), ein von Nürnberg gebürtiger Arzt, der zu Ende des 16. und zu Anfang des 17. Jahrh. lebte, hat ein Buch verfaßt, dessen Titel (methodus curandorum morborum mathematica, quae morborum depellendorum ex astrorum concordant. influxu ratio certa ostenditur. Francof. 1613. 4.) darauf hinweist, daß Geuß, der bereits in einzelnen Erscheinungen sich anknüpfenden iatromathematischen Richtung zugehörig war, dabei aber noch in den Banden der Astrologie festgehalten wurde. (F. W. Theile.)

GEUTEBRÜCK (Karl August), geboren 1726 zu Plauen im Voigtlande, beslebte mehrte Jahre zu Erfurt die Stelle eines kurfürstl. mainzischen Kammeraths und Secretairs der kurfürstl. mainzischen Mercantil-Deputation. Im J. 1767 ward er Amtmann zu Tonna im Gotha'schen, späterhin, seit 1776 zu Goro-

8) Diese Versuche hatte Megrigni auf Befehl angestellt, nach einem Versuche, das schon oben haben sollte, wovon sich die zuerstigen Originalnachrichten auch in Bellidor's Handschriften wiederfinden, woraus sie Geuß mit einem Vorberichte auch übersezt hat. 9) Die Behauptung, daß der vorstehende deutsche Auszug aus des Artilleriemajors H. D. v. Schell Memoires d'Artillerie in IV, 235—280 des Magazins unter Nr. 9 von Geuß gemacht worden sei, ist falsch; derselbe gehört vielmehr dem Herausgeber H. Böhm zu.

10) Von dessen deutscher Uebersetzung ist schon oben gesprochen worden, wovon, nach Schell'sen Kollgen zu schließen, 1788 zu Kopenhagen (und Berlin) eine neue Auflage erschienen zu sein scheint. Einen kurzen Abriß von Geuß's Leben findet man auch in Hirsch'schen hier mit benutztem historisch-literarischem Handbuche II, 2, 45 fg., sowie in Berndt's Korrespondenz der jetztlebenden Schleswig-Heßlein- und Gutinstischen Schriftsteller (1797) S. 462 fg.

*) Siehe Heflen's Prediger in Nieder-Dittmarschen II, 133 und den Anfang dazu S. 40, nebst J. M. Meusel's Bericht von dem verstorbenen deutschen Schriftsteller (1804) IV, 180.

genh. Er starb dort den 30. Sept. 1788 mit dem Charakter eines Sachsen-Gothaischen Rathes, geschätzt wegen seiner Kenntnisse in der Oekonomie und im Kommerce. Gewissenhaft in der Erfüllung seines Rufes erwarb er sich auch als Schriftsteller einen Namen. Bereits 1757 erschien zu Erfurt seine „Anweisung, wie mit dem Anbau des Holzes zu gediehlchem Ertrage desselben zu Werke zu gehen“. Diefem Werke folgten „Gedanken und Anmerkungen über die Einrichtung einer herrschaftlichen Kammerverwaltung.“ (Erfurt 1765. 8.) Eine seiner letzten Schriften, zu Leipzig 1766—1767 in 2 Octavbänden gedruckt, war sein „Gesammelter Unterricht den Hofen und Schäfereien, zum Gebrauh der dabei vorkommenden ökonomischen, Pöligs- und Kameralgeschäfte.“ (Heinrich Döring.)

GEVAERTS (Ocker), Bürgermeister zu Dordrecht und bestiger Widersacher der Erbstatthalterrechte unter der Regierung des Prinzen Wilhelm V. von Oranien, stammte aus einem alten patricischen Geschlechte zu Turnhout, welches vormals im Dienste der Spanier den berühmten Staatsmann Johann Gevart (s. d. Art.), d. i. Gevaerts, zu seinem Milglide gezählt, aber nach seiner Uebersiedelung in die Staaten der vereinigten Niederlande seine Politik gewechselt und seinen Wohnsitz in Dordrecht aufgeschlagen hatte. Hier in unermühter Zeit, aber in angespannten Verhältnissen geboren, erhielt Ocker Gevaerts zwar eine seinem Stande angemessene Erziehung, aber für die Politik seines Vaterlandes durch vertrauten Umgang mit Cornelius von Gyzelaar und dessen Gesinnungsgenossen eine völlig demokratische, damals patriotisch genannte Richtung und erwarb sich eben dadurch, weil diese Partei von 1780 bis 1787 die Rechte und das Ansehen des Erbstatthalters untergraben und vernichten wollte, in der niederländischen Geschichte, freilich auf Kosten seiner persönlichen Sicherheit, eine gewisse Berühmtheit. Eben dieser Parteikampf war schuld, daß er bei seiner ersten Bewerbung um das Bürgermeisternamt zu Dordrecht, wobei der Erbstatthalter sich 1747 das Ernennungsrecht ausübte, durchfiel und erst nach dem Rücktritte eines neugewählten Magistratsgliedes auf den Vorschlag seiner Freunde, besonders Gyzelaar's, zu seinem Ziele gelangte.

Gleich nach seinem Auftreten als Bürgermeister griff Gevaerts (vor 1784) mit Beziehung auf die alten Stadtprivilegien das durch niedrige Schmeichelei bei den Bürgermeistern erhalten eingeschlichene Ernennungsrecht des Erbstatthalters nicht nur siegreich an (welchem Beispiele, dem ersten, das in Holland gegeben wurde, sofort andere Städte dieser Provinz begierig folgten), sondern setzte auch durch, daß den Bürgern und Gilden ihre alten, durch Mißbrauch der Bürgermeister entziffenes Recht zur Entwerfung der jährlichen Wählzettel der Vierundzwanz-

jiger, aus welchen der Altrath die 8 Männer in den Magistrat zu wählen berechtigt war, wieder zurückgegeben wurde, nitthin auch für seine Person freimüthig auf ein Recht vorzuziehen, welches den Bürgermeistern bisher einen fast unbeschränkten Einfluß verschafft hatte. Dagegen hatte er sich durch beide wichtige Schritte die Achtung und das Vertrauen der Patrioten auf die Dauer erworben, so daß er von Dordrecht in die Versammlung der holländischen Provinzialstände und von diesen wiederum mit Gyzelaar in die Versammlung der Generalstaaten im Haag als Deputirter geschickt wurde, wo er zur Beilegung der Scheide-Schiffahrtstreitigkeiten zum Gesandten auf dem Congresse zu Brüssel ernannt werden sollte, den Antrag aber, man setze aus Grundloos, abstehe und im Vereine mit Gyzelaar, der Seele der patriotischen Partei, zu welcher auch die Mehrheit der holländischen Stände gehörte, dem Erbstatthalter in allen Dingen entgegenarbeitete. So waren sie die ersten, welche auf Entfernung des Herzogs Ludwig Ernst v. Braunsfaweig aus den Diensten der Generalstaaten, deren Feldmarschall er war, mit Erfolg drangen und bewirkten, daß dem Erbstatthalter das Commando über die haager Garnison und die dasige Polizei, ohne Rücksicht auf die Furchtsache des Königs von Preußen, im September 1785 genommen und dem General Sandvo übertragen wurde, nachdem bemerkt worden war, daß die dem Prinzen abgeleiteten Feindschaften und Bürgerkriegen von den Bewohnern des Haags, als Anhänger des Oraniers gemißhandelt und dadurch bedenkliche Aufstände veranlaßt worden waren. Der Prinz von Oranien verließ nun seine Residenz im Haag und wählte mit seiner Familie dieselbe auf dem Lustschlosse Zoos und zu Nieuwegeen, wodurch zwar den Staatsrath ein großer Reiz zur Ausübung ihrer Gewalt gegeben, aber den Bürgern im Haag bedeutende Vortheile entzogen wurden, welcher Verlust sammt dem Verbote, die Oranischen Farben zu tragen, nicht geeignet war, in ihnen die Parteilichkeit zu erdrücken, sie vielmehr verstärkte. Gevaerts und Gyzelaar wurden als Urheber dieser ihnen empfindlichen Maßregeln beschuldigt und ihre Wuth hatte keine Grenzen mehr, als im März 1786 die Provinzialversammlung der holländischen Stände in Abwesenheit Wilhelm's V. von Oranien beschloß, daß das sogenannte Statthalterthum am Binnenhofe, wo des Prinzen Wohnung war und die Staaten sich zu versammeln pflegten, auch zu deren Durchfuhr unter Bezeugung der militairischen Ehren geöffnet werden sollte, während diese Vorrechte bisher nur dem Prinzen allein zugehört haben waren. Die haager Bürger sahen diesen Beschluß als eine unerhörte Neuerung an und versammelten sich am 16. März, dem Tage, da die Staaten ihre erste Durchfuhr durch dieses Thor nach und aus dem Binnenhofe halten würden, an demselben in Massen; es kuckte aber an diesem Tage keine Staatenlische di. (d. h. sei es aus Zufall oder mit Absicht).

1) Schloffer erzählt in dem am Schlusse dieses Auftrages erwähnten Werke S. 470 das Gegentheil davon.

1) Auf Veranlassung Gyzelaar's. Mainischer Polizei- und Medicinal-Deputaten in Erfurt, aus den den dortbaa betreffenden Acten, auch formhellen Beichten und Gutachten zusammengetragen und zu nützlicher Direction der künftigen Unterthanen zum Trutz bestimmt. 2) J. Meusel's Verzeichnis der vom Jahre 1750—1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. 4. Bd. S. 160.

Dieser Umstand gab den Dranisch- oder prinzipalgefeimten Leuten die Veranlassung zu dem ausgeprägten Gerüchte, die Staaten hätten aus Furcht vor dem Volke die Durchsicht unterlassen.

Dieses Gerücht vermehrte am folgenden 17. März den Zusammenlauf der Neugierigen und Nachsüchtigen so stark, daß der ganze Binnenhof und alle seine Zugänge mit Menschen angefüllt waren, unter welchen besonders die beiden, durch ihre aufrührerischen Reden verdächtig gewordenen Mitglieder der Dranischgefeimten Exerciergesellschaft im Haag, Ock und Bauer, mit dem fanatischen, wenn nicht betrunken gemachten Perückenmacher Mourand oder Morand, welcher Ergaunt bei dieser Gesellschaft war, bemerkt wurden. Die Staaten vermieden auf dem Wege zur Versammlung im Binnenhofe auch jetzt das Statthalterthor; allein nach beendeter Sitzung nahmen zwei Mitglieder derselben ihren Rückweg zu Fuß, mit Mühe und Hilfe der Wachen, durch dasselbe, worauf Gevaerts und Ockelaer in einem Wagen folgten. Bei ihrer Annäherung vermehrte sich das Gerede unter tumultuarischem Geschrei, während dessen der hitzige Drangill Mourand, welcher durch den Wegzug der Statthalterfamilie seine beste Kundtschaft verloren hatte, den Pferden der Fische in die Zügel fiel und die versammelte Menge um Hilfe rief. Gevaerts und Ockelaer kamen allerdings in Lebensgefahr und es wurde an ihnen, sobald die Unruhestifter beherrschte Anführer gehabt hätten, die vom haager Föbel im Jahre 1672 vorbereitete blutige Scene mit den Brüdern de Witte wiederholt worden sein. Allein kein Mensch kam dem Perückenmacher zu Hilfe, und beide unerschrockenen Deputirten riefen aus ihrem von der Menge umringten Wagen ihrem Kutscher zu, daß er zuschlagen und sich mit Gewalt den Weg durch das Thor bahnen sollte. Dennoch wurde der Wagen sammt den Deputirten in den Canal geworfen worden sein, wenn nicht der junge Advocate Nöypen mit dem blanken Degen in der Hand und mit der Entschlossenheit, Jeden niederzustoßen, der sich nahen würde, auf die eine Seite des Wagens gesprungen wäre; dieser und der Kutscher von Eeren auf der andern Seite desselben zwar ohne Waffen, aber mit der muthigen Anrede an die beiden Deputirten: Myne Heeren, dit is om u te doen! rief aus vollem Halse so lange um Hilfe, bis die Cavalerie herbeisprengte und dem Wagen Platz machte, während der vorerwähnte Mourand von den Gerichtsbedienern und dem Drohen des committirten Rathes verhaftet und unter scharfer Bedeckung ins Gefängniß abgeführt wurde. Jetzt fuhren die Deputirten ungehindert durch das Thor, die neugierige Volksmenge verließ sich und die beiden feigen mutmaßlichen Anführer des Auftrubs Ock und Bauer entflohen aus dem Haag. Indessen boten die über diesen Vorfall erschrockenen und auf ihre Sicherheit bedachten Staaten das ganze Militair auf, ließen die Wachen verstärken und die Straßen der Stadt acht Tage lang durchstreifen, nachdem dem Publikum der Zutritt zum Binnenhofe verboten worden war.

Auf Gevaerts und seines Freundes Beschwerden

über die ansehnliche Gleichgültigkeit des Militairs bei dem ihnen zugesprochenen Schimpfe wurde eine Untersuchung nicht nur gegen dasselbe, sondern auch gegen das Dranischgefeimte Exerciercorps und dessen Chef verordnet, aber kein Resultat weiter damit erzielt, als die Auflösung dieses Corps. Dagegen wurde desto rascher und ohne alle Rechtsformalitäten gegen den unglücklichen Mourand verfahren und sein Verbrechen als Hochverrath erklärt. Schon am 22. März wurde, nachdem 2 Tage zuvor die committirten Räte in allen Kirchen der Stadt für ihn hatten bitten und dabei das Volk durch die Geistlichen zur Ehrsucht gegen die Obrigkeit ermahnen lassen, sein Todesurtheil gefällt, welches zwei Tage nachher unter dem Schutze der gangen, mit geladenen Gewehren versehenen Garison an einem Galgen in der Stadt vollstreckt werden sollte; sobald aber der Verbrecher zur Anbörung desselben herbeigeführt worden war, wurde es in lebenslängliche Gefängnißstrafe verwandelt. Als diese Begnadigung von einem der Galeerienster herab verlesen werden sollte, machte der das aufmarschirte Militair befehligende General Sandoz dem Volke den wiedergeöffneten Zutritt zum Binnenhofe in folgenden Worten bekannt: Goet nu allen naa't Binnenhof, myne kinderen, gy mogt dit vry hoorenteezen!

Die Begnadigung Mourand's hatten seine beiden Ankläger auf die Nachricht von dessen Todesurtheile aus Mitleiden für seine zahlreiche Familie bewirkt und sich dadurch eine desto größere Popularität erworben, je dringender von den erhabten Gemüthern ein Schritt zu ihrer Befreiung verlangt worden zu sein schien. Doch soll auch, wird hinzugefügt, des Verbrechers schwangeres Weib mit seinen sechs unerzogenen Kindern sämtliche Staatenglieder um sein Leben flehentlich gebeten haben. Falsch ist aber das ausgebreitete Gerücht, daß die Fürbitte des französischen Gesandten jenen Gnadenantrag bewirkt hätte, obschon derselbe am 23. März die sammtlichen Staaten von Holland zufällig zur Tafel geladen hatte, allein diese hatten den Pardon in diesen Augenblicken schon beschloffen. Daher denn auch dieses schnell verbreitete Gerücht mit vollem Rechte bald widerrufen und in das von einem Selbstgespräch des Gesandten für die Familie des Unglücklichen verwandelt wurde!.

2) Die abgarißene Larve von Jacob le Surur, einem französischen Epique, teuflich zu Hiltzburghausen (1791 in 8.), erzählt i. 119 fg. diesen tragischen Vorfall mit mehreren Entstellungen und chronologischen Irrthümern in einer Fassung, als hätte Mourand selbst 1790 denselben dem Franzosen berichtet. Hiernach wäre denn der Kaiser von einigen Officieren des haager Exerciercorps erst aufgehört und von ihnen naher im Theater gelassen worden, auch vom Hause Dranich für seinen bewiesenen Verrath unbedeutend gehalten, was allerdings glaubhaft ist, da der Prinz den Auftruh vom 17. März gemüthlich abthat. Beim Kampfen in seiner Geschichte der Niederlande II. 490 erzählt derselben ganz im Sinne der Dranich'schen Partei die Verichte von Nöypen, und als hätten die beiden dorthierigen Deputirten bei der Durchsicht nicht nach einem vorangegangenen Staatenbeschlusse, sondern auf eigenem Einfall gehandelt.

So endete dieser allenthalben großes Aufsehen erregende und berühmte gewordenen mislokt Haagsche opraer, wie die Holländer das Ereigniß vom 17. März 1786 zu nennen pflegen. Derselbe wurde nicht blos in Versen besungen, sondern auch in einem bei Schuurman zu Amsterdam im Druck erschienenen und von einem gewissen Boosjes geschriebenen Trauerspiele von drei Acten auf die Bühne gebracht. Derselbe Buchhändler ließ zugleich einen großen Kupferstich verfertigen, der den ganzen Aufbruch mit dem Statthalterthore, dem Buiten- und Binnenhofe und der dordrechter Kutsche mit den beiden Deputirten, auch den Perückenmacher Mourand mit Hess und Bauer, den Advocaten van Ryepen, den Küster von Eversen und überhaupt Alles, was zu diesem schaudervollen Auftritte gehörte, zur Schau stellte. Endlich ließ er auch eine ausführliche Beschreibung dieses Lärmes in holländischer und französischer Sprache mit 5 Kupfern auf Subscription im Druck erscheinen und fand bei dem damals herrschenden Fanatismus der Patrioten und bei der Begeisterung für Gevaerts und Gyzelaar in diesen Unternehmungen eine gute Rechnung. Das Trauerspiel Het mislokt Haagsche opraer wurde zu Anfang Juli's 1786 auch von dem Schüßencorps, de Kaloniers, zu Dordrecht öffentlich aufgeführt, wozu der ganze Magistrat und das Collegium der Achten feierlich eingeladen wurde, die auch erschienen. Nur Gevaerts und der Pensionair Gyzelaar wandten triftige Gründe ein, bei dieser patriotischen Vorstellung nicht erscheinen zu können. Die Stadt Dordrecht rühmte sich grade damals nebst Utrecht und Breda, die wohlbedenklichsten, standhaftesten und cordatesten Bürger in den Niederlanden aufweisen zu können.

Unterschieden war Gevaerts mit Gyzelaar und den übrigen Parteihauptern in voller Thätigkeit, um der Demokratie über die Aristokratie einen vollständigen Sieg zu bereiten und dabei auf die völlige Unterdrückung der erbstatthalterischen Rechte los zu arbeiten. Daher bereisten sie die Städte und hielten Volksversammlungen ab. Eine solche Reise unternahmen denn auch Gevaerts und Gyzelaar zu Ende Juli's 1786 nach Utrecht, wo sie in die große Schützengesellschaft für Vaterland und Freiheit feierlich eingeführt wurden und jehemals die Veranlassung gaben, daß am 2. August der ihnen misfallige Magistrat dafselbst bei auf wenige Mitglieder gewaltsam abgesetzt wurde: welches Beispiel andere Städte zu ähnlichen Auftritten für gleiche Zwecke reizte und dadurch den unvermeidlichen Ausbruch eines Bürgerkrieges in solcher Stärke besürchten ließ, daß der Untergang der Republik vorausgesehen werden konnte.

Im Verlaufe dieser Wühlereien enttrifft die holländischen Staaten dem Erbstatthalter auch noch das Obercommando über ihre sämtlichen Truppen und nahmen dessen erklärten Feind, den Rheingrafen Johann Friedrich von Salm-Grumbach mit seiner Fremdenlegion in Solb, um mit dem größten Theile derselben die haager Garnison verstärken zu können. Auch war dazu am 17. Febr. 1787 von mehrern Deputirten, darunter Gevaerts

und Gyzelaar, der Vorschlag mit der Drohung gemacht worden, nicht eher wieder in der Versammlung zu erscheinen, bis ein Beschluß darüber gefaßt worden wäre. Der Umstand aber, daß grade an diesem Tage das Wappen auf den Fahnen der holländischen Garde durch einen schimpflichen Zufall entsetzt wurde, vereitelte die Genehmigung desselben. Man ließ die Besatzung durch einheimische reguläre Truppen verstärken und jene Deputirten erschienen, nachdem sie ihren Verdruss nach ihrem Sinne geäußert hatten, nach 12 Tagen wieder in der Staatenversammlung, schämten sich aber nicht, die Uebertimmung ihrer Einsätze und Pläne mit den äußersten Mitteln constitutionswidriger Gewaltthätigkeiten niederzubrüden, um dann auch die Stimmengewalt in den Generalkassen — was ihr letztes Ziel war — für sich zu erwerben. Das Letztere gelang ihnen zwar nicht, allein das Erstere setzten sie vermittelst des von ihnen bewirkten Sturzes der Magistrats zu Amsterdam und Rotterdam im April 1787 eine Zeitlang durch und führten bis in den Juli d. J. ihre Maßregeln mit beispielloser Kühnheit aus. Indessen reizten sie durch dieses rücksichtslose Verfahren auswärtige Mächte, besonders den König Friedrich Wilhelm II. von Preußen, Bruder der herrschsüchtigen Prinzessin von Dranien, zum bemanneten Einschreiten gegen sich, wozu die derselben bei Schoonhoven zugesagten, aber im Grunde von ihr selbst verursachten Beleidigungen die nächste Veranlassung gaben, nachdem dem preussischen Monarchen auf seine Vorstellungen das Recht war abgesprochen worden, sich in ihre inneren Angelegenheiten zu mischen. Mit dem Einmarsche der Preußen in Holland änderte sich denn wirklich auch die Scene dort binnen wenigen Wochen so plötzlich und durchgreifend, daß sich die demokratischen Deputirten der Provinz Holland von ihren eigenen Städten verfolgt sahen und zu Brüssel und in Frankreich Zuflucht nehmen mußten, während das haager Volk den Märtyrer des Hauses Dranien, Mourand, in Freiheit setzte.

Auch Gevaerts hatte sich, nachdem er nicht lange zuvor von den holländischen Staaten noch an die Spitze einer Commission zur Prüfung des von der Stadt Harlem gemachten Vorschlages wegen des Umfanges der ausübenden Gewalt gestellt, aber durch den Ausbruch der Reaction darin gehindert worden war, in der Mitte Septembers 1787 mit den übrigen Deputirten von Haag nach Amsterdam begeben, in der Meinung hier sicher zu sein; allein bald in seinen Erwartungen getäuscht, fürchtete er, niemoal sein Name nicht mit auf der Liste der 17 Deputirten stand, welche die stolze Erbstatthalterin bestraft wissen wollte, mit Recht die Wirkungen des unsanften Eifers, mit welchem die Drangisten allenthalben ihre Gegner ungehindert verfolgten, und schiffte sich zu Amsterdam auf der Nacht seines Freundes Bogard von Alblasferdam nach Noordpyn ein und begab sich von da nach Brüssel, wo er auch seinen weit härter angelegten Freund Gyzelaar und Andere wiederfand. Hier lebte er so lange in freiwilligem Exil, bis der große Sturm in seiner Heimath die Gefährlichkeit für

ihn verloren hatte. Er blieb aber nach seiner Rückkehr gleichwol von der Regierung seiner Vaterstadt ausgeschlossen.

Die bei dem Einbruche der Franzosen in die Niederlande 1795 bewirkte Staatsumwälzung verschaffte zwar seinen Freunden die Oberhand wieder, allein die Richtung, welche dieselbe allmählig nahm, scheint seinen Grundfäden nicht deßhalb zu haben, wenigstens spielte er keine politische Rolle mehr, ausgenommen, daß er sich im genannten Jahre von den holländischen Provinzialständen, jetzt Völkerepräsentanten, genannt, mit dem Auftrage nach Zeeland schicken ließ, um die begehrte Abtretung eines Theiles dieser Provinz an die Franzosen zu verhindern und die Zeeländer in dieser Sache gegen die Franzosen zu unterstützen, was er auch aus allen Kräften versuchte. Ingleichen wurde er von den Generalstaaten, die sich damals noch nicht aufgelöst hatten, für die Provinz Holland zu der Deputation erwählt, welche die französischen Friedensunterhändler bei ihrer Ankunft im Haag begrüßen sollte. Nach Herstellung des batavischen Nationalconvents im Haag sagte die neue Ordnung der Dinge dem alten demokratischen Praktiker von Dordrecht um so weniger zu, als er in ihr das Grab der Volksherrschaft erblicken konnte. Gewarnt zog sich also, weil er sich in dieselbe nicht finden konnte und die Christlichkeit seiner politischen Grundzüge vor der Öffentlichkeit retten wollte, auf sein Land zurück und verlebte hier in philosophischer Einsamkeit den Rest seiner Tage. Er starb um das Jahr 1800 und hinterließ bei seinen Landeuten, welche die Herten des französischen Jacobinismus empfunden hatten, einen weit milderen und menschenfreundlicheren Ruf, als seine politischen Jugendtünden in der That verdient hatten, im Allgemeinen aber dauerte die nachhaltige Erinnerung an das Ansehen seiner Person zur verhängnißvollen Zeit der kühnen Unternehmungen der holländischen Staaten zur Demüthigung des Prinzen von Oranien^{*)}. (B. Hüs.)

GEVART (Johanna), aus lateinisch Gevarcius, daher in einheimischer Mundart wol richtiger Gevarnts geschrieben, war ein berühmter und zu seiner Zeit geachteter Staatsmann und Rechtsgelehrter, welcher aus Turnhout stammte und sich ungenüßliche Kenntnisse in der Kirchen- und Profangeschichte, namentlich seines Vaterlandes, erworben hatte, aber auch in den Staatsbänden sehr bewandert und gewandt war, so daß er vom Erzherzoge Albert und der Infantin Isabella Clara Eugenia, in deren Diensten er zu Brüssel stand, verschiedentlich gebraucht wurde. Vorzüglich erworb er sich 1607 durch seine diplomatischen Verhandlungen das Verdienst um sein Vaterland, den ersten Grund zu dem, doch erst zwei Jahre später zu Stande gekommenen 12jährigen Waffenstillstande zwischen Belgien und den Generalstaaten der vereinigten Niederlande nach einem fast 40 Jahre lang geführten fruchtlosen Bürgerkriege

gelegt zu haben, wie die Geschichtsschreiber jener Zeit allgemein von ihm rühmen. Mit seinem Wahlsprüche per tot discrimina rerum kündigte er sich nicht als Abenteuerer, sondern als einen tiefinnigen Staatsmann an, welcher die Aufgabe seines Berufs in ihrer ganzen Schwere und ihren verwickelten Beziehungen zu den menschlichen Verhältnissen nicht leichtsinnig aufzuschieben pflegte. Auch stand er wegen seines gebihrigen Charakters und seiner Gelehrsamkeit bei seinen gelehrten Landeuten, als bei Justus Lipsius und Joh. Meursius, in großem Ansehen. Er wurde sich durch eine Geschichte und Genealogie der Herzoge von Brabant, auf deren Quellenstudium er eine Reihe von Jahren verwendet hatte, verdient gemacht haben, wenn er an deren Vervollendung nicht durch zu viele Staatsgeschäfte verhindert worden wäre. Zwar suchte er nach dem Tode seiner Gattin Cornelia, einer geborenen Verst, die dazu nöthige Ruhe zu gewinnen, indem ihn der Bischof Johann van der Meer zu Antwerpen, wie er selbst gewünscht haben soll, zum Gorberrn an der dortigen Kathedrale machte, er mußte aber auch zugleich als Official die Verwaltung der gästlichen Gerichtsbarkeit in dem bischöflichen Sprengel übernehmen; die er bis an seinen Tod mit großer Uneigennützigkeit führte. Indessen leistete er schon frühzeitig dem Geschichtsschreiber Pontus Heuterius oder Heuter bei seiner Ausarbeitung der *Historia Belgica* (1598) anerkennungswürdige Dienste.

Gevarst starb am 30. April 1623 (nicht 1613) in einem Alter von 60 Jahren zu Antwerpen. Seine beiden Söhne setzten ihm in der Stiftskapelle Damian und Cosmas, wo er begraben wurde und sein Familienbegräbniß errichtet worden war, ein schönes marmornes Denkmal mit einer eleganten Inschrift. Der ältere von ihnen, Karl Gevarst, welcher ein gelehrter Gorbherr und Dechant zu Lierre in Brabant war und 1649 noch lebte, gab Hoffnung, die in seines Vaters Bibliothek gefundene alte Handschrift von Edmund de Dintels Chronicon (de diebus) Brabantina aus dem 15. Jahrh. herauszugeben, was aber nicht erfolgte, sondern das Manuscript nebst den übrigen handschriftlichen Sammlungen seines Vaters nachmals auf seinen jüngeren Bruder Kaspar Gevarst (s. d. Art.) vererbt worden ist. Johann Gevarst's Briefe an den berühmten Joh. Meursius indessen kamen mit denen vieler anderen gleichzeitigen Gelehrten in die Originalsammlungen Sam. Pufendorf's, der sie der Pauliner Bibliothek zu Leipzig schenkte, aus welchen nachmals Heinrich Augustin Gerssow eine Auswahl traf und sie seiner *Collectio librorum variorum fascicul. III. No. 7* einverleibt hat^{*)}.

(B. Hüs.)

GEVART (Kaspar) oder Gevarnts, zweiter Sohn des Vorigen^{*)}. Geboren zu Antwerpen den 6.

^{*)} Bergl. Gundling's vollständige Historie der Gelehrtheit S. 434. Note und Pappas, Bibliotheca Belgica II. 640 seq. mit Secretit Athenae belg. p. 428 und Aub. Miraei Bibliotheca ecclesiastica II. 241.

1) Riccio und die übrigen französischen Literarhistoriker nennen nebst Heuter ihn Johann Kaspar Gevarst, weil, sagt

3) Bergl. die vertrauten Briefe eines Reisenden über das Königreich der Niederlande (1818 in R.) II. 182 fg., die Berichte von Augenzeugen im politischen Journal, Jahrg. 1784—1798 und 1795 fg. mit Schöffer's Geschichte des 18. Jahrh. u. f. w. III. 2, 460 fg.

August 1593, empfing er seine erste wissenschaftliche Bildung im dasigen Jesuitencollegium, setzte hierauf seine rechtswissenschaftlichen Studien, in die er vorzüglich die schönen Wissenschaften und die altclassische Literatur zog, auf den Universitäten zu Löwen, Douay und seit 1617 zu Paris fort und machte hier die Bekanntheit mit mehreren namhaften französischen Gelehrten, die ihm von großem Nutzen waren. Insbesondere fand er sich durch den Umgang mit dem Prevot der Kaufleute und nachmaligen Präsidenten Heinrich de Mesmes (Memmius), der sich sehr gern über wissenschaftliche Dinge mit ihm unterhielt und durch dessen Familie angezogen, welche er auch bei verschiedenen Gelegenheiten in Gedichten feierte, wofür er frühzeitig ein ausgezeichnetes Talent entwickelt haben soll. Im Jahre 1621 nach Hause zurückgekehrt, erwarb er sich zu Douay vorerst das Doctorat der Rechte und ließ sich hernach als Oberstabschreiber (Archigrammateus) in Antwerpen anstellen, welchen Posten er auch auf seine ganze Lebenszeit behielt, während er sich 1625 verheirathet hatte³⁾, und Vater eines hoffnungsvollen Sohnes wurde, der aber vor ihm schon in seinem 12. Jahre starb. Er selbst starb in seinem 73. Jahre und in großer Achtung den 23. März 1666 zu Antwerpen aus dieser Welt und wurde in der Familiengruft beigesetzt, wo auch sein Vater ruhte.

Unter seinen in Paris geschriebenen und daselbst gedruckten Festgedichten in lateinischer Sprache, die ihm wegen ihrer Schönheit und Aemlichkeit einen Ruf verschafften, werden die bei verschiedenen Gelegenheiten in den Jahren 1618 und 1619 zu Ehren der Familie des Präsidenten de Mesmes erschienenen gerühmt, nachdem er das Jahr zuvor (1617) die Hochzeit des berühmten Daniel Heinsius zu Leyden gleichfalls in lateinischen Versen besungen hatte. Von Allen aber machte sein carmen heroicum in statum equestrem Henrici IV., Galliae et Navarrae Regis, Parisiis in novo Sequanae ponte erectum, welches zu Paris 1617 in 4. erschien, so großes Aufsehen, daß sein poetisches Talent eine wirkliche Berühmtheit erlangte und er von William Cornides aus Entzücken darüber als Dichterkönig gepriesen wurde. Nicht minder gefächelt wurden seine Lacrymae ad tumulum Jacobi Aug. Thuani, des berühmten Geschichtsschreibers, die mit der französischen Uebersetzung in Versen von Karl Rogier 1618 zu Paris in 4. erschienen. Gleichen Anlaß fand auch sein Gedicht auf den Johannisheiligen-Abend 1619: Ignes festivi pridie Natalis D. Joannis Baptistae exhibitus genannt und zu Paris 1619 in 4. gedruckt. Ein wissenschaftliches Verdienst aber erwarb sich Gevart durch seine *Electorum libri tres, in quibus plurima veterum*

scriptorum loca obscura et controversa explicantur etc. Paris 1619 in 4. Mit diesem Buche ist auch seine Erklärung des Epitaphium vetus Aelia Laelia Crispis verbunden, welches späterhin J. G. Gravius aus diesen Electis nebst andern Inschriften wieder herausgegeben hat. Früher hatte er sich und zwar schon 1616 durch die Herausgabe seiner *lectionum Papinianarum libri V. in Papinii Statii sylvas*, Leyden 8. vortheilhaft bekannt gemacht, wovon es auch eine Ausgabe zu Paris in 4. geben soll⁴⁾. Lange arbeitete Gevart auch an einem gelehrten Commentare zu des M. Aurel. Antonini *rerum sic iurata* libri XII, der aber nicht im Drucke erschien. Eben so blieben in Handschrift seine Notae in libros *Astronomicorum*, qui vulgo M. Manilio tribuantur, von ihm aber gegen Scalliger und Andere dem H. Manlius Theodorus zugescriben werden. In dem Werke Dominici Baudii *Amores*, welches Peter Scriver 1638 zu Leyden herausgegeben hat, und das sehr selten geworden ist, befindet sich unter Anderem auch das Epitaphium Amoris ex Versione C. Gevarti.

Als der Cardinalinfant Ferdinand von Spanien nach der Schlacht bei Nördlingen sich als Statthalter in die Niederlande begab und die Stadt Antwerpen ihm im April 1635 einen prächtvollen Empfang in ihren Mauern bereitere, unternahm nachmals Gevart diese Festlichkeiten zu beschreiben und durch eine Schrift zu verewigen. Er that dies in seinem hier mitgetheilten Prachtwerke: *Pompa introitus honori Sereniss. Principis Ferdinandi Austriae etc. in urbem Antwerpianam, welches eine Beschreibung dieses festlichen Einzuges und der bei dieser Gelegenheit errichteten Triumphbogen und Siegeszeichen, mit vielen Kupfern und Bildnissen nach den Zeichnungen des Peter Paul Rubens enthält und zu Antwerpen 1642 in Royalfol. erschienen*⁵⁾. Ueberdies webt Gevart in diese Festschrift noch XII. *Elogia Imperatorum Austriae* ein, d. h. eine kurze Schilderung von den ruhmvollen Thaten der römischen Könige und Kaiser aus dem Hause Habsburg von Rudolf I. und Albrecht I. an bis auf Ferdinand II. nebst einer Apotheose der Infantin Isabella Clara Eugenia, sowie einen erläuterten Stammbaum dieser Dynastie zu ihrer Verherrlichung, gleichwie zur Veranschaulichung der damals angelegten Festlichkeiten einen Plan der Stadt Antwerpen. Den Schluß derselben bildet ein Anhang mit der Ueberschrift *Laurea Calloana oder Callonae recuperata* mit einem *diarium historicum*, worin die inzwischen (1638) errungenen Siege des Cardinalinfanten Ferdinand über die Franzosen und Holländer beschrieben werden, während die selben in einer beigefügten kostbaren Siegesdithyrambe auf

der Festschrift, derselbe mit diesen beiden Vornamen auf den Titel seiner Werke so genannt wurde. Die haben aber in den hier mit benutzten Werken dieses Gelehrten bios den einfachen Vornamen: *Casparius* gefunden.

2) Seine Hochzeit feierte eine seiner Verwandten durch das auch gedruckte Epithalamium in suplias c. Viri Casperii Gevartii J. C. S. P. Q. Antwerp. ad acta, et Lucinae virginis Mariae Schotiae Haquiae celebratae.

3) Johann Steenhufen druckte diese schätzbare Arbeit zu seiner 1671 in Leyden erschienenen Ausgabe des Statius. 4) Zwar ist das Jahr des Druckes im Buche nicht angegeben; allein alle literarischen Hilfsmittel nehmen obiges Jahr dafür an. Das Manuscript passirte schon im November 1638 die katholische Censur und Gevart's Dedicatio an den Cardinalinfanten ist vom Juli 1641 datirt.

befpannten Bagen sinnbildlich dargestellt worden sind³⁾. Die gelehrten Zeitgenossen rühmten diese pompa triumphalis ungemein und bei Kaiser Ferdinand III. erwarb sie ihrem Verfasser 1644 das Decret zum Rathsh- und Historiographen-Prädicate des Hauses Oesterreich. Hierauf gab er des berühmten Hubert Goltz 1557 bereits erschienenen und mit Julius Cäsar beginnendes historisches, auch hier mit benutztes Prachtwerk: Imperatorum Romanorum Icones, Vitae et Elogia ex prisca numismatibus ad vivum delineatae et brevi narratione historica illustratae mit Ergänzungen bis auf Kaiser Ferdinand III., dem er es widmete, und mit köstlichen in antiker Fassung gehaltenen Bildnissen zu Antwerpen 1645 in groß Fol. von Neuem heraus. Was endlich das Wert: In numismata Regum et Imperatorum Romanorum a Romulo et C. Julio Caesare usque ad Justinianum Augustum perpetuus et succinctus commentarius anbelangt, so darf man es nicht unserm Gevart, wie es lange Zeit geschrien ist, zuschreiben, sondern es ist ursprünglich von dem Kupferstecher Jacob de Wit (Blaeus) entworfen und vom Herzog Karl von Croÿ und Archhof 1617 herausgegeben, nachmals aber von Albert Rubens vermehrt und mit einem Commentare versehen, in dieser Gestalt jedoch von K. Gevart erst zu Antwerpen 1634 in Fol. herausgegeben worden. Eine neue Ausgabe davon erschien mit Bemerkungen von dem Bibliothekar Lorenz Beger zu Göttingen an der Spree 1700. Von seinen Briefen findet man die epistola ad Hug. Grotium vom 23. Januar 1617 in den clarorum viror. epistolis centum ineditis ex museo Jo. Brant (Amsterdam 1702 in 8.) S. 13 und die Epistolae ad Nicol. Heinsium sind in die syllogae epistolarum von Burmann S. 762 fg. aufgenommen worden⁴⁾.

Gevart hinterließ seinen Erben eine reichs Bücher-sammlung aus allen wissenschaftlichen Fächern, welche im Hause derselben zu Folge des in 4. gedruckten Catalogus librorum bibliothecae Cl. viri Casp. Gevartii etc. im September 1686 veräußert wurde. Diese Erben selbst aber sollen nebst der ganzen Familie 1687, „von giftigen Blüten“ getroffen, an einem Tage zu Antwerpen gestorben sein. (H. Röse.)

GEVARZIO (Kaspar), ein niederländischer Maler, verdient hier darum eine Erwähnung, weil er mit Rubens an den Triumphbögen und anderen Festdecorationen, welche bei Gelegenheit des prunkvollen Einzugs des Cardinalinfanten Ferdinand von Spanien zu Antwerpen im Frühjahr 1635 veranstaltet wurden, arbeitete, wovon die Abbildungen und Beschreibungen in dem bekannten Prachtwerke Kaspar Gevart's (s. d. Art.) Triumphus Austricus in adventu S. P. Ferdinandi

etc. wieder gefunden werden; sonst aber ist von diesem Künstler und dessen Lebensumständen Nichts bekannt.

(H. Röse.)

GEVATTER, Gevattersleute, Gevatterschaft, Gevatterbrieff, Pathen, Patenschaft u. s. w. Geschichte des christlichen Instituts der Taufzeugen.

Wenn der nachstehende Artikel sich im Besondern mit dem historischen Inhalte der Namen „Gevatter“, „Gevattertschaft“, „Gevatterbrieff“ u. s. f. zu beschäftigen hat, so ist derselbe auch berechtigt, die allgemeine Frage nach dem christlichen Institute der Taufzeugen zur Darstellung zu bringen. Denn, wie wir dies hier antizipierend bemerken, unter allen synonymen Namen, wie Pathe, Taufzeuge, Gevatter u. s. w., hat der zuletzt genannte die ausgebreitetste Anwendung in der deutschen Sprache und Literatur für sich; und während „Pathe“ neben der Bedeutung des Taufzeugen auch die des Tauflings hat, ist „Taufzeuge“ eine Bezeichnung von verhältnismäßig jungem Alter. Dagegen „Taufzeuge“ die etwa seit einem Jahrhunderte übliche Benennung in der Literatur ist, so hat doch der „Gevatter“ eine Herrschaft von mehr als tausend Jahren aufzuweisen, eine Herrschaft, die er zwar mit „Pathe“ und einigen anderen Namen theilt, aber so, daß er diesen nur den geringeren Antheil läßt. Die Beweise dafür werden sich im Verlaufe des Artikels ergeben. Im Uebrigen aber dürfte noch gegenwärtig im Volksmunde der „Gevatter“ weit lebensfähiger sein, als der „Taufzeuge“, dessen wir uns gleichsam als der Uebersetzung der populären Namen bedienen werden.

Als Einteilung des Stoffs ergibt sich folgende: I. Verschiedene Namen der Taufzeugen: griechische, lateinische, deutsche u. s. w. II. Ursprungszeit und Fortgang des Instituts der Taufzeugen. III. Entstehungsgründe. Nothwendigkeit. Zweck oder Bestimmung. IV. Verpfichtung und Verrichtung. V. Erforderliche Eigenschaften. VI. Constanzierung derselben. Aufzeichnung. VII. Zahl und Vertretung. VIII. Secundäre Folgen. IX. Literatur.

I. Verschiedene Namen der Taufzeugen.

1) Griechische Namen.

Der gebräuchlichste Name bei den griechischen Kirchenvätern ist *ἀνάδοχος* = *ausceptor* = *offerens* = *promissor* = *sponsor* = *fidejussor*. Als ursprüngliche Bedeutung des *ἀνάδοχος*, womit in der patristischen Literatur oft die Verrichtung der Taufzeugen bezeichnet wird, tritt das „Aufnehmen“ und entgegen, was recht eigentlich damit zusammenstimmt, daß der Zeuge den Taufling oder den eben Getauften aus dem Taufbade zu sich heraus nahm. Auch enthält das *ἀνάδοχος* bei den griechischen Gläubigen, z. B. Xenoph. Cyrop. lib. I. c. 6 und Theophr. Ethic. c. 12, die Bezeichnung des Versprechers, insofern der *ἀνάδοχος* überhaupt den bedeutet, welcher bei der Taufe in verschiedener Weise, durch Gegenwart, Darbringen,

3) Gallos ist nach des Verfassers eigener Angabe S. 179 ein jenseit der Scheide, Antwerpen gegenüber, liegendes Gehäuswerk. 4) Vergl. Foppens I. c. I, 166 seq. Sueretti Athenae Belg. p. 173 seq. Miraei Bibliotheca ecclesiastica lib. II, 241 seq. und Nicéron, Mémoires etc. XXXVIII, 23 seq.

leben, Antworten u. s. w., Beistand leistet. In diesem Sinne steht das Wort z. B. bei Chrysost. Homil. in Psalm. 14 und Basil. Epist. 128. In der Stelle Dionys. Arcop. de hier. eccles. c. 2 bezieht sich das *ἀντιδοχῶν* vorzugsweise auf die Hilfe beim Untertauschen des Täuflings. Als *σπονδῶν*, wenn auch nicht homonym mit *ἀντιδοχῶν* kommt, z. B. bei Palladius in der Vita Laus., *ἀντιδοχῶν* vor. Der männliche Taufzeuge wird in der patristischen Periode auch ohne weiteren Zusatz *πατήρ*, in dem Sinne des geistigen Vaters, genannt, z. B. in der Vita S. Epiphani: „Μετὰ τὴν ἀνάληψιν τοῦ ἐπαγγελίου ἐξῆλθεν ὁ ἱεραπόλος ἐν τῷ φωτιστηρίῳ, καὶ ἐκλήσεν ἐλθεῖν Εὐαγγέλιον καὶ τὴν ἀδελφὴν καὶ Λουκίαν μὲτ' αὐτῶν, ὅς καὶ πατὴρ αὐτῷ ἐγενήθη ἐν τῷ ἁγίῳ πνεύματι.“ In derselben Vita wird Bernice ohne irgend einen wörtlichen Zusatz *μήτηρ* = Taufzeugin genannt. Oft aber finden sich bei *πατήρ* oder *μήτηρ*, resp. *πατέρας* oder *μητέρας* dergleichen Zusätze, wie ἐν τῷ ἁγίῳ πνεύματι, ἐν τῷ ἁγίῳ πνεύματι u. s. w. Augustin¹⁾ behauptet, *πατέρας* und *μητέρας*, resp. *πατήρ* und *μήτηρ* im Sinne von Gevattern, entwerfe mit obigen Zusatzklärungen oder ohne dieselben, fände sich erst in der späteren Zeit. Dagegen steht fest, daß *μῦστρον* resp. *μῦστρος* = Zeuge resp. Bezeugen im Sinne der Gevattern bei den älteren Kirchenvätern nicht vorkommt.

2) Lateinische Namen.

Als solche finden sich: *pater* und *mater*, entweder ohne Zusatz oder mit dem Zusatz *spiritualis*; *compater* und *commater*; *propater* und *promater*; *adnater*; *patrinus* und *matrina*; *parentes*; *susceptor*; *offerens*; *sponsor*; *fidejussor*; *fidedictor* (*fidei dator* oder *doctor*?), auch im Pluralis. Unter ihnen ist *susceptor*, dem Griechischen *ἀνάδοχος* entsprechend, der in den ersten Jahrhunderten gebräuchlichste. Auch wurde in dieser Zeit das Amt der Taufzeugen gewöhnlich durch *suscipere* bezeichnet, sowie der Täufling, z. B. bei Tertullian, oft *suscipiens* genannt wurde. Die spätere Zeit hat den Namen *susceptor* nicht aufgegeben; wir finden ihn z. B. in dem Catechismus Romanus, sowie in dem Rituale Romanum des Papstes Paul V., wo er jedoch auch mit anderen, z. B. mit *patrinus* und *matrina*, wechselt. In der protestantischen Literatur ist *susceptor* nicht sehr üblich. — Wenn z. B. Augustin von offerentes spricht, so können darunter auch die Väter verstanden werden, aber eben in der Eigenschaft der Taufzeugen. — Als bekannter ältester lateinischer Name bei den Kirchenvätern gilt *sponsor*, ein Name, welcher hauptsächlich dem römischen Rechtsbegriffe entspricht. Von *sponsoribus* nämlich redet Tertullian in der bekannten Stelle Cap. 18 seiner Schrift de baptismo, wo er von der Kindertaufe spricht, und von der Pflicht der Zeugen handelt, nicht bloß anstatt des Täuflings, welcher ein infans ist, zu antworten, sondern auch ein Versprechen zu geben und eine

Verspflichtung zu übernehmen. Als Gegner der Kindertaufe schreibt er hier: „Quid enim necesse est, si non tam necesse, sponsore etiam periculo ingeri, qui et ipsi per mortalitatem destituere promissiones suas possunt et proventus malae indolis falli?“

Als Bedeutung von *sponsor* hebt Augustin besonders das Antworten auf die Fragen hervor, ob der Täufling an Gott glaube u. s. w. Vergl. dessen Epist. 23 ad Bonifacium; de peccator. merit. 1, 34; de baptism. IV, 24. In ähnlicher Weise spricht sich hierüber Cennabius de Eccles. dogmat. c. 52 aus. — Der Ausdruck *fidejussor*, welcher ebenfalls meist von römischen Rechtsbegriffen hergenommen sein mag, findet sich zuerst bei Augustin Serm. 116 de temp., und zwar in der Bedeutung des Antwortens. Er schreibt nämlich hier: „Fidejussore pro ipsi respondent, quod abrenuntiat Diabolo, pompis et operibus ejus.“ Wenn derselbe in der Epist. 23 ad Bonif. von den „parentes tanquam fidedictores“ (wofür Andere *fidei datores* oder *fidei doctores* lesen) redet, so kann nicht mit Bestimmtheit gesagt werden, ob er darunter die leiblichen Väter oder die geistlichen Väter meine. — Als Taufzeugen treffen wir bei den Vätern nicht selten *pater*, theils ohne weiteren Zusatz, theils mit einem Zusatz, meist *spiritualis*, auch *lustricus*, auch in der Mehrzahl, sowie sie auch den Taufzeugen gern *filiius lustricus* nennen. Bei Augustin Serm. 116 bedeuten *patres* und *filii*, ohne Zusatz, unweifelhaft die Zeugen und die Täuflinge. So ist auch in dem 6. Canon des Concil. Met. vom Jahre 888 der Taufzeuge einfach „*pater vel mater*“ genannt, und von ihm ausgesetzt: „*Suscipit infans*.“ Weitere Belege für diese zufällige Bezeichnung des Taufzeugen durch *pater* = *pater spiritualis* sehe man in Dufresne's Glossarium ad scriptores mediae et infimae latinitatis. — Von *matres spirituales* als Taufzeuginnen ist z. B. in der Vita S. Sebastiani die Rede, und in den 1337 dritten Statuten der Kirchenversammlung von Vignon wird eine *commater* erwähnt, welche jedoch vielleicht auch die Schwamme bedeuten könnte. — Der Name *compater* zur Bezeichnung der (zunächst männlichen) Taufzeugen findet sich z. B. noch in der friebberger Kirchenordnung von 1704. — In den Stat. Synod. Eccles. Bistums vom J. 1342 werden die Zeugen, auch die weiblichen, *patrini* genannt, obgleich dieses Wort zunächst nur die männlichen bezeichnet. Auch der Singular *patrinus*, welcher streng genommen nur den männlichen Taufzeugen bedeutet, findet sich z. B. in dem Taufformular der bambergischen Kirche von 1491 und 1514 als Bezeichnung des Taufzeugen überhaupt. An anderen Orten jedoch sind *patrinus* und *matrina*, resp. *patrini* und *matrinae* mit dem bestimmten Brauchstiffen des verschiedenen Geschlechts unterschieden, und im späteren Mittelalter treten überhaupt die *patrini* und *matrinae*, als geistige Väter und Mütter, im bewußten Untersiede von den leiblichen *patres* und *matres* häu-

1) Urschl. IV. S. 320.

2) Basilicae impensis Thurnesii. 1702. III, 1, 154.

figer auf. Weitere Belege über *patrinus* und *matrina*, welche sich bei den Classikern nicht finden, und in der kirchlichen Sprache erst etwa seit dem 8. Jahrh. vorkommen, siehe z. B. bei Joh. de Janua in seiner *Summa catholicon*.

3) Neue Namen.

a) Vater, Kaufvater, Vade, Vatt, Vatr.

Alle diese Namen haben ihre Wurzel in *maris*, pater, Vater, sodas hiernach der Taufzeuge als geistlicher Vater, resp. geistliche Mutter bezeichnet, folglich der Ausdruck „generis communis, a parte potiori, ist. Inbessam muß sofort hier erwähnt werden, daß der Pathe nicht bloß den Taufzeugen, sondern auch den Taufkind, jedoch nur im Verhältnisse zum Zeugen, bedeutet. So sagt man also, besonders gegenwärtig: Mein Pathe, dein Pathe, Verhath's Pathe, oder im Diminutivum: Mein Patthchen u. s. w. Der „Pathe“ findet sich im Mittelhochdeutschen, z. B. im „Grave Ruedolt“ G. 2, ferner im „Reinhart Vos“ (Colozger Götz 288 und 392), desgleichen der „Patt“ im ältern Neuhochdeutschen, z. B. im Wörterbuche des Altbairischen von 1540. In der seßter Kirchengernung von 1532 sind die Gewalttern „Paben“ genannt. „Patten“, neben „Paten“, „Petttern“ und „Gewalttern“, treten auf in dem Formulare, welches, 1571 gedruckt, für die Herren und Ritter von Niederösterreich bestimmt war. Der von Luther in seinem deutschen Taufbuchein aus dem Jahre 1523 meist gebrauchte Name ist „Pathe“, in der Mchzahl „Puthen“, ebenso in dessen auf's Neue zugereichtem Taufbuche von 1526. Derselbe Name, jedoch neben „Gewalttern“ und „Taufzeugen“, steht in der pommerischen Kirchengernung von 1535, desgleichen in den Kirchenordnungen Herzog Heinrich's zu Sachsen von 1539 („Puthen und Mittelgesellen“) und in den 17 spätern Ausgaben bis 1691, außerdem z. B. in folgenden Kirchenordnungen: der furbrandenburgischen von 1540 und 1542, der des Pfälzgrafen Erbschein von 1543, der braunschweig-lüneburgischen von 1564, der antorf (autortpner) von 1567 (neben „Gewalttern“), der des Kurfürsten August zu Sachsen von 1580, der brandenburgisch-nürnbergischen von 1591 (neben „Gewalttern“), der sächsischen von 1619, der eroburgischen von 1626, der magdeburgischen von 1632 und 1653, ebenso in dem Buche des Julius Menius de exorcismo (Erfurt) 1551, im eistlichen Rituale von 1563, im Corpus Constitt. Magdeburg. noviss. P. I. c. III, p. 3 (neben „Gewalttern“), im Rituale Treviran. von 1636 („Wer ist der Pathe und die Patin?“) und in anderen Documenten. Auch in neuerer und neuester Zeit weiß der Sprachgebrauch fast aller Epären den Namen Pathe — Taufzeuge nicht sitzen auf, so z. B. in Kap. 6 „Grundfäzen“ 1831 S. 329, in Vetter's „Lehre vom christlichen Cultus“ 1839, in Hößling's „Sacrament der Taufe“ 1846 und 1848. Der gegenwärtige Sprachgebrauch dedict sich, wenn der Taufzeuge überhaupt bezeichnet werden soll, meist des weiblichen Geschlechts „die Pathe“, soll ausdrücklich ein männlicher Taufzeuge

verstanden werden, so sagt man auch „die Pathe.“ Doch ist der Pluralis „die Paten“ weit gebräuchlicher als der Singularis. Außerdem aber muß hier wiederholt werden, daß die Gegenwart, sowohl in der höheren als in der niederen, unter Pathe (in der Ein- und Mehrzahl) ebenso wol auch den Taufstift versteht, denn Jemand aus der Taufe gehoben hat, ein Mfud, der sich z. B. schon in der perrnerischen Kirchengordnung von 1569 und der österrrichischen (protestantischen) von 1571 findet. Dagegen haben „der Taufpaten“ oder „die Taufpaten“ was sich z. B. schon in der Umarbeitung der Kirchengordnung von Schwabach, Hall aus dem Jahre 1771 findet) nur die Bedeutung der Taufzeugen (susceptores), nicht der Taufkinder (suscepti).

b) Petter. Pjetter.

Der Ausdruck „Petter“ in der Bedeutung des Taufzeugen findet sich z. B. in dem Wörterbuche des Althess von Jahre 1540 (Frankfurt a. d. O.), und „der Petter“ ist nach Weigand, Wörterbuch II, 508 noch jetzt im Odenwalde gebräuchlich. Auch die heilsiche Kirchenordnung von 1539, 1566, 1574, 1662 nennt den Taufzeugen neben Grotter auch Petter. Dagegen kommt „der Pffeter“ in dem 1540 zu Worms gedruckten Heidenbuche vor: „Du buest mich ausz dem Tauffe, Du lieber Pffeter mein.“ Die hanauer vermehrte Kirchen- und Schulordnung, sowie die Kirchenordnung der Wüb- und Rheingrafschaft von 1713 haben den Ausdruck: „Ihr Pffeter und Götten.“

c) Babber. Batter.

Den ersten Ausdruck, „Vadderen“, finden wir z. B. in der pommerschen Kirchenordnung von 1535 (in der Mehrzahl), und „Vatter“ ist noch jetzt ein volkstümlicher Name in Thüringen, jedoch nur zur Bezeichnung eines weiblichen Aufsehers.

d) Gewatere. Gewatere. Gewatere. Kewatere. Gewatira. Gewatier. Gewatier. Gewatier[schaft u. i. w.

Nach Graff (Diuotica II, 136 ff.) ist „der *guvater*“ im Sinne des Zaufuhren ein übliches althochdeutsches Wort, welches sich indessen aus dem Mittelhochdeutschen findet. Außerdem bietet die althochdeutsche Sprache den *gevater* = *geuater* = *kevater*, letzterer z. B. im Glossar. Prev. 2, 11. sowie für das weibliche Geschlecht *diu givatera* und *giuatera*; vergl. Graff's Diuotica II, 136. Nach G. z. A. Weigand, „Wörterbuch der deutschen Enzyklopen“, hatte „die *gevaterschaft*“ schon im Frühhochdeutschen einen weiteren Sinn, indem es das innige, freundschaftliche Verhältnis bezeichnet, wofür er auf Walafiole 8448 und 10265 verweist. Außerdem trifft man in den Sprachdialekten jener alten Zeit *geuater* und (plur.) *geuatera*. Die Wortfolge ge (gi, ke, ki) hat offenbar wie in anderen Wörtern, z. B. *ganz*, Gebirge, eine collective Bedeutung, welche z. B. ganz ähnlich auch in dem lateinischen *compater* erscheint, indem sie eine verbundene Menge bezeichnet, so daß darnach die Benennung vorzugsweise auf das

Verhältniß der Taufzeugen unter einander, resp. auf deren Gesammtheit, sich bezöge. Dies ist allerdings der Fall; indessen sprach man damals und spricht man jetzt nicht bloß „mein, dein, sein Gevatter“, als von Jemand, der mit mir u. s. w. oder bei meinem u. s. w. Kinde Zeugnishaft übernehmen hat, sondern der Gevatter ist auch ohne diese Beziehung einfach der Taufzeuge. Wenn daher Helgand in seinem Wörterbuche der deutschen Synonymen sagt: Gevattern nennen sich die Taufzeugen und die Väter des Kindes, sowie die Taufzeugen eines Kindes unter einander, und hinzusetzt, 2. Bd. S. 507: „andres wird Gevatter nicht gebraucht“, so darf diese Bemerkung in obigem Sinne ergänzt werden.

In der „Rednung der christlichen Kirchnen“ von Zürich aus den Jahren 1535, 1563, 1595 und 1626 sind die Taufpaten „Gevattern“ genannt, während wir in der Ausgabe derselben von 1529 neben „Mittväter und Mütter“ (= Mitmütter) auch „Götter“ (plur.) finden. Dagegen redet die pommerische Kirchenordnung von 1535 von „Gewaddern“ (in der Redaction der plattdeutschen Mundart), sowie (in der Redaction der hochdeutschen Mundart) von „Gevattern“, „Päthen“ und „Taufzeugen“, welche Worte promiscue in derselben Bedeutung stehen. In dem brandenburgisch-anbassischen Abschiede des Markgrafen Kasimir aus dem Jahre 1526 sind die Päthen „Gesattern“ genannt, während wir z. B. in der Kirchenordnung der Stadt Hall von demselben Jahre „Gevattern“ finden. Derselbe Name tritt und neben der Bezeichnung der „geistlichen Mitväter und Mitmütter“ in einem alten ausburgischen Agendenbuche ohne Jahreszahl, welches ebenfalls in das 16. Jahrh. gehört, entgegen; ebenso in der brandenburgisch-nürnbergischen Kirchenordnung aus den Jahren 1533, 1564, 1591, 1592, und, neben „Mittväter und Mütter“ in der heßischen Kirchenordnung von 1539, 1566, 1574, 1662. Albrecht in seinem Wörterbuche von 1540 hat denselben Ausdruck, und definiert ihn so: „der das Kind hebt.“ In der Kirchenordnung von Schwäbisch-Hall aus dem Jahre 1543 wechseln „Gevattern“ mit „Dobten“ ab, wegen in der Umarbeitung von 1771 die „Taufpaten“ vorherrschen. Dominirend ist der Ausdruck „Gevattern“ in dem Agendenbuche seit Dietrich's von 1543, 1544, 1565, 1569, in der Agende des Pfalzgrafen Ottheinrich II. von 1543, ferner in der Kirchenordnung der Herrschaft Breuberg von 1753, wo auch die geschlechtliche Trennung in „Gevatter und Gevatterin“ vorkommt. Außerdem finden wir den Namen „Gevattern“ = Taufzeugen in der württembergischen Kirchenordnung des Herzogs Christoph von 1553, 1555, 1559, in der rheinburgischen Agende von 1559, 1611, 1608, in der Kirchenordnung der Grafschaft Erpach von 1580, in der Kirchenordnung des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz von 1563, 1565, 1585, 1596, 1601, in der von dem Jahre 1565 lebenden Cynosura oecoc-

cles. Wirtemb. (1687), wo auch „Gevatterschaft“ vorkommt, in dem Agendenbuche von Frankfurt a. M. von 1565, in der heßischen Visitations-Instruktion von 1566 („Gevatterschaft“), in der heßischen Kirchenordnung von 1566, wo der Name „Gevattern“ durch seinen anderen vertreten ist; ferner, neben „Päthen“, in der antwerpener (antwepener) Kirchenordnung von 1567, in der pommerischen Kirchenordnung von 1569, wo der Taufling „Päthe“ genannt wird, in der lippe-bismelschen Kirchenordnung von 1571, in der (protestantischen) österreichischen Kirchenordnung von 1571, wo ebenfalls die Tauflinge „Päthen“ genannt sind, in der Kirchenordnung der Grafschaft Hohenlohe von 1577 und 1688, in der niederländischen Kirchenordnung des Herzogs Franz von 1585, in der brandenburgisch-nürnbergischen Kirchenordnung von 1591 („Gevattern und Päthen“, beide Bezeichnungen in gleicher Bedeutung), in der Erklärung einer caseler Synode von 1593 („Gevatterschaft“ = Taufzeugenschaft), in der Strasburger Kirchenordnung von 1598, 1601 und 1605 (neben „Göttern“), in der Kirchenordnung der Stadt Frankfurt a. M. von 1598, 1601 und 1604, in der Kirchenordnung der Grafschaft Rügenstein von 1605, in der sächsischen Agende von 1614 („Gevattern und Mitältern“), in dem regensburger Agendenbuche von 1630, in dem nürnbergischen Agendenbuche von 1639 und 1691, in der magdeburgischen Kirchenordnung von 1653, in der Kirchenordnung der Wild- und Rheingrafschaft von 1693, in der Kirchenordnung der Reichsstadt Speyer von 1700, in der badischen Kirchenordnung von 1720 („Gevattersleute“ und „Gevatterschaft“), in der almer Kirchenordnung von 1747 („Gevattersleute“ und „Gevattern“), in der Kirchenordnung von Schwäbisch-Hall von 1771, in einer altbairischen Kirchenordnung¹⁾ („Gevatterschaft“), in einer eoburgischen Kirchenordnung²⁾, und in vielen anderen Documenten, auch der neueren Zeit. Doch ist wol zu bemerken, namentlich für den gegenwärtigen Sprachgebrauch, daß bei dem Namen „Gevatter“ (lateinisch compater, französisch compère, angelsächsisch gefader) viel darauf ankommt, ob man die Einzähl oder die Mehrzahl vor sich hat. In der Einzähl nämlich ist „der Gevatter“ (und „die Gevatterin“) nicht = Taufzeuge (Taufzeugen), wenn das Verhältniß zum Taufling bezeichnet werden soll, sondern nur ein Ausdruck, womit der Mittaufzeuge den Mittaufzeugen oder der Vater, resp. die Mutter des Tauflings dessen Taufzeugen bezeichnet. Dagegen wird die Mehrzahl (die Gevattern) wol nur ausschließlich auf das Verhältniß der Zeugen zu dem Tauflinge angewendet. Was von dem Gevatter (Einzähl) gilt, gilt auch von dem Ausdruck „der Gevattersmann“, wogegen „die Gevattersfrau“, wenigstens in der Sprache der Literatur, weit seltener sein dürfte, während „die Gevattersleute“, eine in der Umgangssprache der Gegenwart sehr übliche Benennung, im Ganzen mit „den

3) Hößling, Sacrament der Taufe II. S. 137 fg.

4) Bei Hößling, Sacram. der Taufe II. 338.

5) Eben-

dal. II, 257, vielleicht aus dem Jahre 1620.

die Rede, z. B. da, wo der Bischof „*ἀπογράφου καὶ τοῖς ἱεροῖς τοῖς ἀνδρά καὶ τοῖς ἀνάδυνον*.“ Freilich steht die Abfassungszeit dieser patristischen Schrift nicht fest. Auch die Kirchenrechtsslehrer, wie Böhmer in seinem *Jus eccles.* Protest. T. III. p. 849, berufen sich auf jene Stelle des Iulianus Mart., außerdem z. B. auf Origen. adv. Cels. III.

Nach andern Berichten soll der römische Bischof Hyginus (welcher auch Iginus, Hyginus geschrieben wird, wenn nämlich diese Personen identisch sind) um 154 das Institut der Pöthen zuerst eingeführt haben. Freilich ist es bedenklich, daß Eusebius in seiner Kirchengeschichte IV, 11 da, wo man es erwarten sollte, Nichts davon erwähnt; aber in dem Decretum Gratiani P. III. de consecrat. distinct. IV. c. 100 wird folgende Verordnung des Papstes (römischen Bischofs) Iginus angeführt: „In catechismo et baptismo et in confirmatione unus paterfamilias fieri potest, si necessitas cogit. Non est tamen consuetudo Romana; sed per singulos singuli suscipiant.“ Die Auslegung der Stelle ist an sich zweifelhaft, und ebenso zweifelhaft bekanntlich die Auctorität geschichtlicher Angaben in vielen Gratianischen Decreten. — Dagegen finden wir die erste sichere Erwähnung der Taufzeugen (für Kindertaufen) bei Tertullian in seiner Schrift de baptismo c. 8: „Quid enim necesse est, sponsoris etiam periculum ingeri, qui et ipsi per mortalitatem destitutiores promissiones suas possunt, et proventu malae indolis falli?“ Außerdem spricht Tertullian, welcher bekanntlich die Kindertaufe verwirft, von den Taufzeugen in seiner Schrift de corona militum c. 3, wenigstens indirekt: „Aquam adiuvare ibidem, sed et aliquanto prius in ecclesia sub antistitis manu contestamur, nos renuntiare diabolo et pompae et angelis ejus. Dehinc tunc mergimur, amplius aliquid respondentes, quam dominus in evangelio determinavit.“ Während er also als Amt der Pöthen dort die promissio hinstellt, stellt er hier als solches das testimonium hin.

Im Laufe des 3. Jahrh. wurde nicht bloß die Kindertaufe sehr allgemein (im 4. ganz allgemein), sondern auch das spezifische Institut der Pöthen aus mehreren Gründen fast ganz allgemein. Wir verweisen über den weiteren Fortgang auf den folgenden Abschnitt, und gegenwärtig hat kirchenrechtlich keine Taufe Gültigkeit, wo die Taufzeugenschaft fehlt, es mag eine christliche Religionspartei sein, welche es will, wenn sie nur überhaupt die Taufe hat.

III. Entstehungsgründe. Nothwendigkeit.

Zwed oder Bestimmung.

Wenn früher viele Kirchenhistoriker die Taufzeugenschaft entweder aus dem Judenthume oder aus dem römischen Rechte ableiteten, welche beide Quellen Augustin in seiner Theologie verbindet, so räumt man gegenwärtig diesen Mächten mehr nur den äußerlichen Einfluß der Analogie ein, und setzt mehr das Christenthum selbst als die Kraft auf, welche aus sich das Institut

erzeugt habe. Was das Judenthum als Quelle betrifft, so hat man sich hauptsächlich auf den oder die Beschneidungszeugen berufen, von welchen indeß in der Bibel nirgends die Rede ist, auch nicht Luc. 1, 59—63 bei der Namengebung Johannes des Täufers. Erst bei den späteren Juden, als die Christen ihrer Taufzeugen schon fast ganz allgemein hatten, treten zwei Beschneidungszeugen auf, nämlich ein sichtbarer, concreter und ein unsichtbarer, nämlich der Prophet Elias⁶⁾. Unter den alttestamentlichen Stellen wurden früher z. B. Jes. 8, 2; 60, 4; 66, 20 u. s. w. angezogen, allein durchaus ohne allen haltbaren Grund, nur in allegorischer Interpretation. — Was das römische Recht betrifft, so beruft sich z. B. Augustin (Theologie), welcher die Ableitung davon nicht für unwahrscheinlich erklärt, darauf, daß nach 1 Petr. 3, 21 die Taufe als ein Band aufgelegt werde, und viele Kirchenväter vor ihrer Behauptung römische Juristen gewesen seien.

Was die Anfangsgeschichte des Christenthums im neuen Testamente betrifft, so hat man als Erklärungsgrund für die Pöthenchaft unter Anderem besonders Matth. 19, 13—15 benutzt, wo Christus spricht: „Lasset die Kinder zu mir kommen; allein von spezifischen Zeugen ist hier ebenso wenig die Rede als von der Taufe. Wie schon gesagt, bietet das ganze neue Testament keine Stelle, wo eigentliche Pöthen auch nur im allgemeinsten Sinne auftreten. Da in dieser Zeit meist Propheten, d. h. erwachsene, ihres Verstandes mächtige Leute, getauft wurden, so drängte sich die Nothwendigkeit von Taufzeugen noch nicht auf. Auch bei den apostolischen Vätern, in den pseudoclementinischen Homilien, in den pseudoclementinischen Recognitionen u. s. w. werden viele Proselytentaufen erwähnt, aber nirgends Taufpöthen. Die Nothwendigkeit der Taufzeugenschaft ergab sich zuweilen erst in den Zeiten der Christenverfolgungen, auch für Freie und Erwachsene. Unter den Lapsi und Traditores waren nämlich Viele, welche, wie schon in dem Berichte des Statthalters Plinius an den Kaiser Trajan gemeldet wird, behaupteten, daß sie niemals Christen gewesen, resp. getauft worden wären. Um solchen Vorgängen vorzubeugen, führte man das Pötheninstitut ein. Umgekehrt, als die Verfolgungen ihr Ende genommen hatten, und mit der Bekehrung zum Christenthume äußerliche Vortheile sich verbanden, gaben sich Viele für Christen aus, welche nie getauft worden waren, sodas man den Täuflingen deshalb Zeugen bräug, deren Gegenwart bei zu tausenden Christen auch deshalb sich nahe legte, weil im Falle des Todes der Ältern, welche ja auch in eigener Sache nicht zeugen durften, Christen da sein mußten, welche diese vertreten konnten.

Man hat, schon für die Entstehungszeit der Pöthenchaft, verschiedene Classen von Pöthen angenommen; so namentlich Bingham in seinen Originibus T. IV. p. 288 seq. und Blaflore in seinen Christlichen Alterthümern, Zhl. I. S. 920 fg., nämlich drei, welche auch

6) Vergl. Burckoff, Synag. Jud. c. 21. Bodinisch, Christenverfassung der heutigen Juden. 4. Th. S. 62. 63.

Augusti reproducirt. 1) Für Kinder, welche nicht selbst antworten konnten. 2) Für Erwachsene, welche durch Schwachheit oder Krankheit selbst zu antworten gehindert waren. 3) Für alle Erwachsene überhaupt; denn auch für diese wurden Zeugen von der Kirche gefordert. Zurck mögen Pathen wol für Kinder aufgetaucht sein, um für sie das negative Amt der abrenuntiationis diabolo und das positive der addictio et professio zu übernehmen. Ein gleicher Fall trat bei den Nothtaufen Erwachsener ein, bei dem sogenannten baptismus clinicorum oder grabbatariorum; ferner bei Stummen, Besessenen u. s. w. In analoger Lage befanden sich die Sklaven nichtchristlicher Herren, von welchen sie als Sachen oder doch als Unmündige angesehen wurden. Selbst für die Taufe der Sklaven christlicher Herren fordern die Constitut. apostol. VIII. c. 32 die Zeugnisschaft des Herrn, indem sie vorschreiben: „Και τὰν πιστῶν δοῦλῶν ἢ ἐπιστάδων οὐ κρείσσον αὐτοῦ, ἢ μαρτυρεῖται αὐτῷ τὰρ διὰ μὲν, ἀνοσιβηλῶς, ὅς ἐστι ἐκ τῶν τῶν ἀδελφῶν τῶν δεσπότην· ἢ διὰ μαρτυρεῖται αὐτῷ, ἀποδοξασθῶν.“ Daß die christlichen Herren bei ihren Sklaven Pathenstelle vertraten, und damit nicht bloß eine Zeugnisschaft, sondern auch eine Bürgschaft übernahmen, ergibt sich auch aus Augustin. Ep. 23 ad Bonifacium: „Videas, multos non offerri a parentibus, sed etiam a quibuslibet extraneis, sicut a dominis servuli aliquando offeruntur.“

Wenn es sich nun näher um das Verhältniß der Zeugen zu den Täuflingen handelt, so nahm man zwischen beiden eine geistige Gemeinschaft an, deren Konsequenzen freilich je mehr und mehr übertrieben wurden und deren Verhältnisse mit mystischen Vorstellungen sich verbanden. Auf diese mystische Gemeinschaft des Glaubens weist z. B. schon Dionysius Areopag in seinem Taufformular die hier. eccles. c. 2 hin, analog der Vorstellung, welche die späteren Juden von dem Verhältnisse zwischen dem Beschneitten und seinen Zeugen hatten; doch enthält dieses patristische Document auch klare praktische Weisungen, z. B. die Pflicht der Pathen, den Täufling zur Taufe vorzubereiten. Augustin ep. 23 ad Bonifac. erklärt die wirksame Vertretung des Täuflings durch die Gevattern dadurch, daß durch den heiligen Geist auf beiden Seiten eine gleiche, resp. reciproke Kraft des Glaubens u. s. w. bewirkt werde. Ebenda setzt er Wesen und Amt der Gevatterschaft in die Vertretung der gläubigen Christenheit. Freilich etwas Deutlicher und klarer vermag man sich bei seinem „Credidit in altero, qui peccavit in altero,“ resp. bei seiner Annahme, daß der Glaube der Kinder durch die Gevattern vertreten werde, nicht zu denken.

Ueber die allgemeine und besondere Bestimmung der Zeugen läßt sich derselbe Kirchenvater an mehreren Stellen seiner Schriften aus, namentlich in dem Sermo 163. de temp., wo folgende Reflexionen angestellt sind: „Hoc admo-“

„nitas venit, quicumque viri, quaecunque mulieres de sacro fonte filios spiritualiter exceperunt, cognoscant, se pro ipsis fidei iussoribus apud Deum existisse, et ideo semper illis sollicitudinem verae caritatis impendant, et admo-“

„neant, ut custodiant castitatem, virginitatem usque ad nuptias servant, a maledicto vel perjurio linguam refrascunt, cantica turpia vel luxuriosa ex ore non proferant, non superbiunt, non invidant, iracundiam vel odium in corde non teneant, auguria non observent, phylacteria et characteres diabolicos nec sibi nec suis aliquando suspendant, incantatores vel ministros diaboli fugiant, fidem catholicam teneant, ad ecclesiam frequentius currant, contempta verborum lectiones divinas attentis auribus audiant, peregrinos accipiant, et secundum quod ipsis in baptismo dictum est, hospitum pedes lavent, pacem et ipsi teneant, et discordes ad concordiam revocare contendant, sacerdotibus et parentibus honorem amore verae caritatis impendant.“ Um in dieser Richtung noch ein andres Zeugnis anzuführen, so sagt Steph. Durantus, de ritib. eccles. cath., lib. I. c. 19. p. 133. 134: „Adhibetur patrini seu susceptores tribus potissimum rationibus: 1) Prima, quod Ecclesia da suscepto securior sit acceptis fidei iussoribus, et sponsores vocantur. 2) Altera, nullus sit Christianorum, qui non habeat paedagogum. Susceptor siquidem susceptos erudire tenetur. 3) Tertia, ut expressius referatur generatio spiritalis, adhibitis spiritalibus parentibus.“

Wenn die Kirche schon in den ersten Jahrhunderten in dieser Weise die Bestimmung der Gevattern aufstellte, so war gleichzeitig eo ipso damit deren Nothwendigkeit ausgesprochen, natürlich zumißt und zunächst für Kinder und Kranke. Die Nothwendigkeit der Pathen für Täuflinge, welche an Leib und Seele krank sind, behauptete z. B. schon das Concil. Araus. I. c. 12. Dagegen fordert das Concil. III. Carthag. c. 34 Gevattern für solche aegrotantes, welche „pro se respondere non possunt,“ in welchem Falle Andere suo periculo für sie das testimonium ablegen. So auch Cyrillus in seinem Commentar zum Evangelium des Johannes. — Die Nothwendigkeit der Pathen bei Kindern war schon frühzeitig keinem Zweifel mehr unterworfen, während die Bestimmungen für Erwachsene Proskripten bis in die späteren Zeiten mannichfach von einander abwichen; doch war z. B. die Bestimmung des Catech. Roman., wonach für solche, wenn sie nicht bei Verstande waren, Gevattern angewendet werden mußten, meist schon in den früheren Jahrhunderten beobachtet worden.

Am schwierigsten hat sich jederzeit diejenige Argumentation erweisen, welche eine Solidarität des Glaubens zwischen Täufling und Pathe beweisen wollte. Es erschien Vielen, z. B. schon Augustin, als eine zu fahle Auffassung, wenn man das Wesen der Gevattern bloß darin setzte, daß sie Zeugnisschaft, Bürgschaft und Erziehung übernehmen sollten. Darum lehrte auch Luther,

7) Diese Stelle dem Cäsarius von Arles zu zuschreiben, ist Häpfling (Sacrament der Taufe) mit dem Benedictinern geneigt.

daß der Glaube der Zeugen den getauften, resp. zu tau-
fenden Kindern an- und zugerechnet werde. Die Re-
formation hat im Ganzen nichts Wesentliches an den
überlieferten Bestimmungen über die Nothwendigkeit
u. s. w. der Gevattern geändert. — Hier und da mochte
man in seinem Eifer, alte Institutionen zu beseitigen,
auch bis zu dem Gedanken forschen, ob es nicht besser
wäre, das Patheinstitut zu abrogiren, sodaß einige
Kirchenordnungen und andere kirchenrechtliche Festset-
zungen sich gegen diesen Atraculismus erklärten. So sagt
z. B. die brandenburgisch-nürnbergische Kirchenordnung
von 1533: „Die Gevattern soll man lassen bleiben um
der Wiedertäufer willen, die sich fürgeben, sie wissen
nicht, ob sie getauft seien oder nicht, auf daß die Ge-
vattern fürnemlich neben andren Leuten Zeugnis geben
..... Auch darum, daß Jemand für das Kind an-
tworte, und so ihm seine Eltern zu früh durch den
Tod abgingen, daß sie die Kinder erinnern, was sie
von ihnen wegen in der Taufe zugelegt, und ein fleißig
Aufsicht haben, damit sie demselben nachkommen,
und Gottes Gebot, Glauben und Gebet lernen.“ —
Die protestantische österreichische Kirchenordnung von
1571 faßt die Bestimmung der Gevattern in Folgen-
dem zusammen: 1) Sie sollen Zeugen sein, besonders
wegen der Wiedertäufer; 2) das Kind Christo darbrin-
gen; 3) an seiner Statt dem Tzupf empfangen; 4) eine
Bürgerschaft für dessen christliche Erziehung übernehmen.
In ganz ähnlicher Weise sollen nach der niederländischen
Kirchenordnung des Herzogs Franz von 1585 die Ge-
vattern 1) Zeugen sein; 2) Fürbitte thun; 3) Bürg-
schaft leisten; 4) bei der Erziehung thätig mithelfen:
Bestimmungen über Zweck und Amt der Pächten, welche
im Allgemeinen bis in die neuere Zeit Geltung behiel-
ten, sodaß es nicht nothwendig ist, hier weitere Be-
läge aus anderen älteren Kirchenordnungen u. s. w. an-
zuführen.

In neuester Zeit hat man sich besonders protestan-
tischer Seits bemüht, das Wesen der Gevattern tiefer
zu fassen, obgleich die Definitionen der gelehrten Theo-
logen hierüber kaum irgendwo tief in das christliche
Volksbewußtsein eingedrungen sind. Es werden einige
Beispiele genügen. Kapp in seinen „Grundsätzen zur
Bearbeitung evangelischer Agenden“ (1831) sagt: „Die
Pächten als Zeugen anzusehen, hatte seinen rechten Grund
in den ersten Zeiten, wo es keine andern testimonia
gab als persönliche Versicherungen; jetzt aber sind sie als
solche ganz entbehrlich“ — eine Behauptung, welche
wir bestritten müssen. Derselbe behauptet S. 329 fer-
ner: „Soll die Pächtenhaft keine bloße Form sein, so
muß sie eine andere Bedeutung erhalten [aber solche
neue Bedeutungen lassen sich nicht machen]; und diese
wäre eine kirchlich-soziale, nämlich die Repräsentation
der christlichen Gemeinde [aber dies ist ja eine Seite,
von welcher man das Institut schon längst aufgelöst
hat]. Die Handlung ist symbolisch, und zwar eine
Weihung. Gemeint wird das Kind der Kirche [das hat
man schon seit alten Zeiten mit Bewußtsein gethan];
die Ältern sind die Darbringenden, der Liturg ist der

Weihende, die Pächten sind die Aufnehmenden, d. h. die,
welche das Kind für die Kirche im Namen derselben
willkommen heißen. Denn die Kirche, in welche das
Kind aufgenommen wird, muß auch Organe haben,
welche es empfangen.“ Ketter, in seiner „Reise vom
christlichen Cultus nach den Grundsätzen der evangeli-
schen Kirche“ (1839), sagt in §. 498: Die Pächten
„erscheinen in ihrem Gebete die Gnadengaben des heiligen
Geistes für das Kind, und bestätigen an des Kindes
Statt den Glauben, auf welchen es getauft wird;“ da-
gegen Kötter, in seiner „Liturgik oder Theorie der
stehenden Cultusformen“ (1841) S. 288: „Über die
Taufzeugen ist noch zu bemerken, daß sie nicht bloß,
wie der Name andeutet, Zeugen der Handlung, sondern
Repräsentanten der Gemeinde, näher Vertreter des un-
mündigen Taufkinds sind.“ Kieffisch, in seiner „Theorie
des Cultus der evangelischen Kirche“ (1844) behauptet
S. 185: „Gibt es aber einen Kinder glauben, so können
die Taufzeugen nur Stellvertreter, nicht des Kindes,
sondern nur der Gemeinde sein.“ Ferner: „Die Be-
deutung der Taufzeugen ist nicht die, Stellvertreter
des Kindes zu sein, als die für das Kind glaubten. Es
gibt keinen stellvertretenden Glauben, und die Kinder-
taufe hat nur einen Sinn, wenn es einen Kinder glauben
gibt.“ Höfling's Äußerung, in seinem Sacrament
der Taufe II. S. 240, ist diese: „Die Pächten sollten
nicht bloß offerentes, sondern auch sponsors und
sedejussors für die Taufkinds sein. Alle diese Seiten
ihrer Bestimmung finden sich durch ihre Function bei
der Taufe repräsentirt;“ ferner S. 242 f.: Die Pächten
haben das Kind „mit Rede und Antwort zu vertreten;“
sie sind mehr als bloße Stellvertreter der Gemeinde;
sie haben auch Bürgschaft zu leisten; sie vertreten Kind,
Ältern, Gemeinde und Kirche. — Wir bedürfen keiner
weiteren Beläge aus der neueren und neuesten pro-
testantischen Theologie, um darzuthun, daß diese in ihrem
Streben, die Gevatterschaft tiefer, resp. anders zu fassen,
als sie über ein Jahrtausend lang gefaßt worden ist,
auf einen bedenklichen Weg des Schwankens gerathen
ist, obgleich das christliche Volksbewußtsein bis jetzt
daraus nicht wesentlich berührt worden ist. Dieses —
mit Einschluß der meisten taufernden Pastoren und Prie-
ster — sieht nach wie vor das Wesen und die Bestim-
mung der Gevattern: 1) in der Zeugschaft, 2) in das
Antworten anstatt des Kindes, resp. der Ältern, 3) in
die Fürbitte am Taufsteine und ferner 4) in der Mit-
hilfe bei der christlichen Erziehung. Unter Nr. 4 ver-
steht es auch mehr oder weniger Gaben an Geld u. s. w.
Uebrigens schließen diese Punkte nicht aus, daß dem
christlichen Volksbewußtsein die Pächten auch als Reprä-
sentanten der Gemeinde verschweben, obgleich diese Be-
deutung da in den Schatten tritt, wo die Taufen mitten
in der gottesdienstlichen Gemeindeversammlung vollzo-
gen werden.

Nach den vorstehenden allgemeinen historischen Be-
merkungen über die Bestimmung der Gevattern ist jetzt
nächst einzugehen auf das Amt der Gevattern in con-
creto bei und nach der Taufe oder:

IV. Verpflichtung und Verpflichtung.

Diese legt sich etwa in der folgenden Reihe lateinischer Ausdrücke näher dar: offerre, tenere, suscipere oder elevaré, nomen dare, respondere (nämlich renuntiare diabolo et fidei christianae adstipulari), testari, curam instituendi et eruditiois gerere, dona dare. Hierzu fügen wir einige historische Data. Den Hinweis auf die vorstehend genannten Pflichten enthält die Verpflichtungsanrede des Täuflenden an die Gevattern. Diese Verpflichtungsanreden oder Ermahnungen sind in den früheren Zeiten wohl meist kürzer als in den späteren gewesen. Sie beschränken sich in der katholischen Kirche vor der Reformation nach Ausweis der betreffenden Formulare in der Regel auf einige wenige Sätze, worin die Gevattern hauptsächlich dahin ermahnt werden, die Kinder das Vater Unser, den Glauben, auch wol zumweilen schon das Ave Maria zu lehren. Dagegen finden sich die hier ausgesprochenen Verpflichtungen in den späteren katholischen Taufordnungen meist bedeutend erweitert. Die älteren protestantischen Kirchen-, resp. Taufordnungen versäumen es fast nie, die Gevattern zur treuen Erfüllung der specificirten Pflichten zu ermahnen, von welchen das Darbringen (offerre), das Halten über der Taufe (tenere) und das Aufnehmen aus dem Wasser (suscipere, elevaré) die unwesentlichsten, mehr äußerlichen sind.

Schon frühzeitig wurden, wie schon gesagt, die Gevattern vorzugsweise als diejenigen angesehen, welche eine Bürgschaft dafür zu übernehmen hätten, daß sie das thun wollten, was die Täuflinge thun müßten, wenn sie erwachsen und beim vollen Gebrauche ihrer Geisteskräfte wären. Daher sollten sie hauptsächlich für die parvuli antworten. So sagt z. B. Ornnadius in seiner Schrift de eccles. dogmat. c. 52: „Si vero parvuli sunt vel hebetes, qui doctrinam non capiunt, respondeant pro illis, qui eos offerunt, juxta morem baptizandi.“ Ein hierbei gehöriger Ausdruck Augustin's de bapt. IV, 24 lautet: „Cum alii pro infantibus respondent, ut impleatur circa eos celebratio sacramenti, valet utique ad eorum consecrationem, quia ipse respondere potest, alius respondet, non itidem valet.“ Ein anderer de peccat. merit. I, 34: „Vellem aliquis illorum, qui contraria sapient (Pelagianorum), mihi baptizandum parvulum adferret. Ipse certe mihi erat responsurus, pro eodem parvulo, quem gestaret, quia ille pro se respondere non posset. Quomodo ergo dicturus erat, eum renuntiare diabolo, cujus in eo nihil esset? Quomodo converti ad Deum, a quo non esset aversus? Credere inter caetera remissionem peccatorum, quae ibi nulla tribueretur? Ego quidem, si contra eum haec sentire existimarem, nec ad sacramenta cum parvulo intrare permitterem.“ — Die Fragen, welche von den Gevattern beantwortet wurden, richtete in der alten Kirche der Täufer wol ebenso oft direct an die Gevattern wie an das Kind; doch war es früher mehr üblich als jetzt, die Fragen

an das Kind, statt an die Gevattern, zu richten. Auch findet man die Fragen an das Kind mit deuten an die Zeugen gemischt, ohne daß man einen zureichenden Grund dafür auffinden kann. So heißt es z. B. in dem alten Sacramentarium Gallicanum des Codex Bobienus: Frage: „Quis dicitur?“ (Wie soll er heißen?) Antwort: „Abrenuntias Satanae, pompis ejus, luxuriis suis, saeculo huic?“ Antwort: „Abrenuntias?“ (was dreimal wiederholt wird). Frage: „Quis dicitur?“ Antwort: „Credis in Deum patrem omnipotentem, creatorem coeli et terrae?“ Antwort: „Credis?“ (Richt: „Credis?“). Frage: „Credis et in Jesum Christum, filium ejus unicum, conceptum . . . mortuus?“ Antwort: „Credas.“ Frage: „Credis in Spiritum Sanctum . . . resurgere?“ Antwort: „Credas.“ Augustin bemerkt in der epist. 23 ad Bonifac.: Es würde die parentes gefragt: „Credis?“ Das Rit. Rom. n. des Papstes Paul V. läßt die verschiedenen jährlichen Fragen alle an das Kind richten, und die Paten haben darauf zu antworten.

Was die Namensgebung betrifft, so war die gewöhnliche Frage: Wie soll der Täufling heißen? Doch trat dafür nicht selten eine andere Wendung ein, z. B. in der kölnischen Urkunde von 1614, wonach der Priester spricht: „Gebt dem Kinde einen christlichen Namen.“ Gegenwärtig ist es in der deutschen evangelischen Kirche wol meist üblich, daß der Name auf einen Zettel geschrieben wird. Auch dürfte die jetzt, namentlich in den niederen und mittleren Schichten der Gesellschaft gewöhnliche Sitte, daß der Täufling von je einem Zeugen, mindestens von dem im Geschlechte gleichen, einen Namen empfängt, bis in das höchste Alterthum hinaufreichen.

Wir übergehen die Abrenuntiation, welche jetzt bei den deutschen Protestanten theils abgeschwächt ist, theils ganz unterlassen wird, sowie die Glaubensgelobung, welche zwar nie fehlt, aber protestantischer Seite jetzt meist in die Frage: ob die Gevattern die Taufe des Kindes auf den und den Glauben begehren, umgewandelt ist, und wenden uns zu derjenigen Verpflichtung, vermöge deren die Gevattern unter gewissen Bedingungen die Ältern zu vertreten, in specie zum Unterrichte und zur Erziehung der Kinder mitzuwirken haben. Diese Verpflichtung zur christlichen Erziehung des Täuflings durch die Gevattern ist z. B. schon bei Dionys. Areop. de eccles. hier. cap. 7, formell ausgesprochen. Aber als eine Hauptpflicht ist fast überall hauptsächlich die hervorgehoben, daß die Zeugen dem Täuflinge das symbolum apostolicum eintragen. In dieser Hinsicht sagt z. B. Augustin im Sermo 116 de tempore: „Ante omnia symbolum et orationem dominicam et vos ipsi (die Gevattern) tenete, et illos, quos suscepistis de sacro fonte, ostendite.“ Doch wurde diese Pflicht oft nicht erfüllt, sodaß z. B. das Concil. Paris. v. J. 829 c. 7 die Klage ausspricht: „Quod illi, qui in sua sponsione aliquos de sacro fonte suscipiunt, et secundum sacrorum patrum docu-

menta docere debuerant, erudire nequeant.“ Als Amt und Pflicht der susceptores ist, um ein weiteres Beispiel anzuführen, in dem Capitular. Athonis Basil. episc. c. 25 angegeben, daß die Gevattern ihre Täuflinge „usque cum adulti fuerint et eis fidei suae sponsonem et abrenuntiationis exposuerint et reddiderint, in sna providentia habeant, et quod illi, quae pro eis spoponderant, ab eis eadem responsa ex integro exigant.“ Im Capitul. Attonis episc. Verecell. c. 18 heißt es: „Qui pro eis fidem promittunt, curam et sollicitudinem habere debent, ut illi hoc impliant, quod ipsi pro eis promiserant,“ und im lib. I. de institut. laicor. des Bischöfe Jonas von Ardat: „Quod patres spirituales eos, quos de sacro fonte susceperunt, verbis et exemplis ad meliora provocare debeant;“ ferner im Pontificale der Ecclesia Antissidor, womit andere Ritualbücher wesentlich übereinstimmen: „His omnibus impletis deat sacerdos patris et matris: Vos patris et vos matris, custodite hunc infantem a periculo ignis et aquae usque ad septem annos, et dentis patri et matri ejus, ut ipsum similiter custodiant, et doceat eum orationem dominicam . . . et symbolum apostolicum.“ Der Catech. Roman. fordert von den Pächten besonders die Unterweisung des Täuflings in der christlichen Lehre, „quum . . . pastoribus . . . tantum temporis non super sit.“ Ein Taufzeuge soll darnach des Täuflings „paedagogus“ und „custos“ sein; aber es wird dort zugleich auch darüber gesagt, diese Pflicht werde adeo negligenter geübt, daß nur noch nudum nomen übrig sei.

Bzw ist, wie Bingham, Antiquitt. IV. p. 290. 291 und Böhmer, Jus eccles. Protest. T. III. p. 858 seq. gezeigt haben, nirgends eine dahin gehende kirchliche oder rituelle Verpflichtung ausgesprochen worden, daß die Gevattern materielle Unterstützungen in Geld u. s. w. zu leisten hätten; allein es ist wol sehr zeitig Einte geworden, daß die Taufzeugen ihrem Täufling dergleichen Geschenke machten. Gegenwärtig sind dergleichen in den höhern und mittlern Ständen von der Gevatterschaft unentbehrbar und auch bis in die untersten Schichten vielfach üblich, nicht bloß bei dem ersten Geburtstage des Täuflings, wenn derselbe das erste Lebensjahr vollendet hat, sondern auch oft wieder bei der Einsegnung und selbst bei der Bekehrung. Viele Väter suchten und suchen deshalb soviel als möglich wohlhabende Leute für die Gevatterschaft ihrer Kinder zu gewinnen, während diese eben wegen dieser und anderer damit verbundenen Kosten sich der Gevatterschaft oft zu entziehen trachteten und trachten, so daß nicht selten gänzlicher Mangel an Pächten entstand. So führt Martene aus dem vom Bischofe Johann 1337 erlassenen Statuten der Synode der Kirche von Vignon eine dahin gehende Klage an, nämlich daß viele Kinder ungetauft sterben müßten, weil sich keine Taufzeugen finden lassen wollten, „propter immoderatos sumptus fieri solitos, dum partim dabatur infantibus, par-

tim commatibus aut nutricibus temporibus retro actis.“ Es wird daher geboten, daß Väter ihre Kinder „ultra nunc diem naturalem non differant baptizare et quod, cum aliqua persona infans faciet baptizari, eidem infanti vel ejus matri seu commatri vel nutrici non praesumat (sich unterstehe) dare vel nutrire aliquid, nisi solum cibum et cereum in baptismo.“ Wer jünger handelt, soll „ab ingressu ecclesiae“ suspendirt werden. Dergleichen Klagen wiederholten sich auch später, z. B. in dem Generalartikel des Kurfürsten August von Sachsen vom Jahre 1580, worin es heißt: Man habe vielen Mißbrauch getrieben mit dem „Einbinden, Geschen und sonderlichen Ruh“, „unzüchtiger Pracht und Hebeit“, auch mit „großer Menge der gebetenen Gevattern.“

Es mußte hieraus und aus anderen Gründen die Frage entstehen, ob man Jemanden zur Gevatterschaft zwingen könne. In der alten Kirche war nach Augusti hierüber Nichts bestimmt, während z. B. von den Neuren Böhmer Jus eccles. Protest. III. 858) sich dahin entscheidet, daß ein solcher Zwang nicht zulässig sei.

Um die Gevattern einzuladen, werden gegenwärtig und schon seit den ältesten Zeiten Gevatter oder Pächtenbriefe geschrieben, welche z. B. schon bei Dionys. Areop. Hierarch. distinct. 71 erwähnt werden. Der lateinische Name dafür ist Literae formatae, wie sie z. B. in den Gratianischen Decreten genannt werden.

V. Erforderliche Eigenschaften.

Voran mußte den verschiedenen Religionspartei die Glaubens- oder Confessionseigenschaft stehen. In der alten Kirche ließ man der Regel nach nur solche Leute als Gevattern zu, welche in derselben Kirchengemeinschaft standen, während man die Excommunicirten und die Häretiker ausschloß. Doch gestattete man nicht selten solche Häretiker, deren Taufe man als gültig anerkannte, oder welche die Taufe des Täuflings als gültig anerkannten. In der spätern Zeit hielt man diesen Canon wesentlich fest. So beschloß z. B. das Concill. Metense v. J. 888: „Ut nullus alterius a fonte suscipiat infantem, nisi apprimis signaculum, i. e. abrenuntiationem diaboli et professionem catholicae fidei, teneat.“ Dieser Glaube sollte aber nicht bloß in der Versicherung bestehen, daß man glaube, sondern auch in der wirklichen Aneignung des Symbolums u. s. w. Daher verordnete z. B. die Statuta Bonifacii archiepisc. Mogunt. c. 26: „Adiuvant presbyteri, ut neque viri neque feminae de sacro fonte filios aut filulas suscipiant, si non memoriter symbolum et orationem dominicam teneant,“ eine Bekräftigung, welche wir schon oben aus Augustin's sermo 116 de tempore kennen gelernt haben. Das Ave Maria wurde erst später hinzugefügt. Daß jeder Taufe selbst getauft sein mußte und sein Kind mehr sein durfte, verstand sich zwar von selbst; inessen findet man auch hierauf bezügliche Verordnungen, z. B. in den Decreta Gratiani de consecr. distinct. IV. c. 102 einen mainzer Synodalbeschluss: „In baptismo

vel chrismate non potest alium suscipere filium, qui non est ipse vel baptizatus vel confirmatus.“ Das Rit. Roman. vordruct im Abschnitte de sac. bapt. im Capit. de patrinis: „Patrinos saltem in aetate pubertatis ac sacramento confirmationis consignatos esse maxime convenit.“ Wahnsinnige und Besessene waren natürlich ausgeschlossen. Der Catech. Rom. sagt: „Quae quum ita se habeant, facile intelligimus, cuiusnam hominum generi sanctae hujus tutelae administratio committenda non sit, nimirum iis, qui eam gerere aut fideliter nollint, aut sedulo et accurate non queant. Quocirca praeter naturales parentes... haeretici imprimis, Judaei, infideles ab hoc munere omnino prohibendi sunt, ut qui in ea cogitatione et cura semper versentur, ut fidei veritatem mendacibus obscurant atque omnem pietatem christianam evertant.“ Nach dem Beschlusse des Concil. Rom. v. 3. 1563 soll der Priester die Pastoren fragen, „numquid velit vivere et mori in ecclesia catholica, apostolica et romana,“ und nur die zulassen, welche dies bejahen.

Die meisten altprotestantischen Kirchenordnungen wollen nur solche Gevattern, welche der protestantischen Confession angehören. So läßt die württembergische von 1553, 1555, 1559 nur solche zu, welche „unsern reinen Religion zugehörig“ sind; ebenso die münchener von 1560, die von Ottobrunn von 1554, 1556, die des Herzogs Albrecht des Ältern von Preußen von 1559 u. s. w. Die antorsie von 1567 schließt „halbsärrige und getöthelastliche Wiedertäuffer, Papisten und Calvinisten“ aus. Auch die magdeburgische von 1563 will keine Gevattern anderer Confession. Dagegen hält die strasburgische von 1548, 1601, 1603 nur solche fern, welche nach Religion Nichts fragen. Während viele andere altprotestantische Kirchenordnungen die Confessionsfrage gar nicht rühren, läßt die heffische Visitations-Instruktion von 1546 auch Katholiken zu. — Im deutschen Reiche wurde, namentlich seit dem westfälischen Frieden, der Grundsatz angekräft, daß die drei anerkannten Religionsparteien: die katholische, die lutherische und die reformirte, sich bei der Taufe als Zeugen nicht ausschließen sollten; indessen handelte man nicht selten gegen denselben, und selbst Lutheraner und Reformirte schlossen sich gegenseitig aus. Vergl. *Carpius*: *Jurisprud. const. lib. II. deum. 268.* und *Simon*: *de patrinis c. 2. §. 2* seq. Die lutherische Kirchenordnung, *Generalverordnung*, Art. X. sagt: „Keinem unserer Religionsverwandten ist zu rathen, daß er bei einer Papistischen Taufe stehen und hiermit ihren Papistischen Glauben, so sie bei der heiligen Taufe treiben, bekändigen soll.“ Auch *Gerhard* fragt in seinen *Loc. theol. IX. p. 315*: „Pontificii nos pro haereticis in bulla coenae damnant, et mortuos locum sepulturae in caemiteriis denegant; cur ergo illos ad compaternitatem admitteremus?“ *Dennoch* deutet er Mittel und Wege an, wie es ohne Gefahr geschehen könne. Auch *Böhmer* in seinem *Jus eccles. Protest.* hält es für zulässig, resp. für ein *adiaphoron*; doch

will er die Unitarier und Antitrinitarier ausgeschlossen wissen. — Viel Aufsehen machte zu seiner Zeit die Ausschließung des berühmten jenseitigen Juristen *Matth. Wesennd* von der Gevatterschaft durch die dortige Stadtgerichtsliste im Jahre 1560, weil man ihn für heterodox hielt, ein Fall, welcher Müller in seinem „Entdeckten Staatskabinett“ folgende Worte aus einem Rescripte der württembergischen Oberbehörde anführt: „als ein öffentlich erforderliches Gericht von Haus zu Haus, in Form und Gestalt eines weltlichen Richter-Amtes, auch zum Theil und eblichermaßen einer Spanischen Inquisition nicht ungleich.“ *Böhmer's* juristischer Sinn dagegen (in seinem *Jus eccles. Protest.*) nahm das Verfahren des jenseitigen Stadtministeriums in Schutz.

Eine württembergische Verordnung vom Jahre 1565 (in der 1687 zu Wittenberg gedruckten *Cynos. oecoen. eccles. Wirtemb.*) beantwortet die Frage: ob augsbургische Religionsverwandte bei anderen Christen Gevattern stehen dürfen oder nicht, dahin: „Die Erthaltung der Gevatterschaft von widrigen Religionsverwandten betreffend, wenn die Unsern von Jemand zu Gevattern getreten werden in widrigen Religionsarten, sollen sie denselben vermelden, daß sie der christl. Augsb. Confession, und gar nicht der andern Religion zugehörig und angehörig, daß sie auch getauft seien, das Kind, so es zu seinen Jahren kommt, nicht auf die widrige Religion, sondern auf unsere christliche Religion zu weisen. Sodann gemeldete Personen über Erklärung und Bekenntnis die Unsern solches Dienstes nicht entlassen wollen; mögen sie ohne Verletzung ihres Gewissens ihnen mißfahen. So sie aber beharren sollen, sie zur widrigen Religion zu weisen, kann es mit gutem Gewissen nicht geschehen.“ Doch sollen die Pfarrer keinen Zeugen schriftlich verpflichten, bei ihrer Confession zu bleiben. Außerdem ist verordnet, daß man von einer evangelischen Taufe nur „Mönche, Nonnen, Pfaffen und ihre Hausgenossen und dergleichen Leute“ abweisen soll, welche „ex professo unsere christliche Religion und das Evangelium... schmähen.“ Was die Frage nach der Gevatterschaft Lutherischer bei Mitgliedern anderer Confessionen betrifft, so find evangelischer Seits mehrere ähnliche Antworten ertheilt, z. B. durch eine casell. Synode von 1593, durch eine toburgische und eine altenburgische Kirchenordnung (bei *Höfling*, *Sacrament der Taufe*, II, 258); namentlich die zuletzt genannte erweist sich als sehr tolerant. Eine gotthaische Verordnung von 1703 läßt Katholiken, welche zerstreut unter den evangelischen wohnen, als Patren zu, wenn sie nicht dafür bekannt sind, daß sie auf die Evangelischen schmähen. — Die antorsie (antreppner) Kirchenordnung von 1567 sagt: „Die Ältern sollen solche Patren, so sonderlich mit ihrem Gebete das Kindlein dem Herrn Christo zutragen, bitten, in denen sie das Vertrauen haben, daß sie fromme Christen seien, und im Geiste und Wahrheit beten können. Derselbigen Unchristen, als Hurer, Geheucher, Trunkenbolde, Mörder, Mäucher und dergleichen, ja auch halbsärrige und getöthelastliche Wiedertäuffer, Papisten, Calvinisten sollen nicht zu Gevattern getreten,

nach so sie zur Taufe kommen, von dem Tauffer zugelassen werden.“ Papisten und Calvinisten jedoch, welche unversündlich irren, sollen das erste Mal zugelassen werden. Die hess.-darmstädt. Kirchenordnung von 1612 verordnet, daß Personen anderer Confession das erste Mal zur Gevatterschaft zugelassen, aber auch zu ermahnen seien, daß sie sich dann zum rechten Glauben wenden, wo nicht, nicht wieder zuzulassen. Die ulmer Kirchenordnung von 1747 meint, es wäre besser, man habe nur Gevattern von reiner Lehre, doch solle man Personen von anderer Confession nicht abweisen, besonders wenn sie schon am Taufsteine ständen. — Im 18. und 19. Jahrh. ist man evangelischer Seits gegen Pächten anderer Confessionen, namentlich der reformirten, toleranter geworden; ein absolutes Verbot, Katholiken abzuweisen, besteht wol seitdem nur in wenigen Ländern. Aber in neuester Zeit, namentlich seit 1850, wo sich die confessionellen Gegensätze wieder sehr geschärft haben, ist von einer wachsenden Zahl evangelischer Theologen darauf hingewirkt worden, Katholiken und andere Confessionsverwandte nicht zu Gevattern zu nehmen, wie dies z. B. schon von Hösling, Sacrament der Taufe, 2. Th. (1848) S. 13 ausgesprochen worden ist, weil es mißlich sei, diese für die Erziehung eines Evangelischen zu verpflichten.

Die sittlichen Eigenschaften betreffend, so fordern fast alle altprotestantische Kirchenordnungen, außer dem Glauben, und dem Willen der Glaubenswahrheiten, unbescholtene, fromme, gewissenhafte Gevattern. Öffentliche Sünder sind überall ausgeschlossen, wie wir das z. B. schon oben aus der antiochener Kirchenordnung von 1567 erfahen. Die pommerische Kirchenordnung von 1535 sagt: „Und solch de Vader des Kindes den Väteren erlid vnmne den Dope bidden, unde darnha frame, eerlike, gelidvge Rade tho Gevaderden bidden.“ Nach der öfter angeführten magdeburgischen Kirchenordnung sollen öffentliche Sünder, resp. offenbare Gotteslästerer ausgeschlossen sein, ein Verbot, welches auch noch jetzt bei allen Religionsparteien besteht, obgleich die Handhabung desselben im einzelnen Falle oft unterbleibt.

Daß Excommunicirte zur Gevatterschaft nicht zugelassen werden und werden, versteht sich von selbst. So heißt es z. B. im Capitular, Reg. Franc. IV. c. 182, es seien die auszuschließen, „qui et comunione canonica privati et publicae poenitentiae sunt subacti, donec per poenitentiam satisfactionis reconciliationem mereantur, vel etiam illos, qui tale peccatum commissum habent, pro quo publicae poenitentiae plectendi et ligandi sunt.“ Dasselbe ist z. B. von dem Concil. Paris. VI. lib. I. c. 54 ausgesprochen, und besteht noch jetzt in der katholischen Kirche, während die protestantische die Excommunication seltener anwendet hat. Als Regel haben alle christliche Kirchen jetzigeitlich den *delectus patrum*, resp. die exploratio als Recht vorbehalten.

Die Bestimmungen über das Minimum des Alters der Pächten ergeben sich zum Theil aus unseren Ausführungen über die Glaubens- und Confessionsanfordernisse,

überhaupt aus den erforderlichen Eigenschaften derselben. Ehe die Confirmation feststand, wurde das Alter im Ganzen schon so bestimmt, als wenn jene bestanden hätte, und nachdem sie ein fester Ritus geworden war, durfte kein nicht confirmirter Christ Gevatter stehen. Das Rituale Romm. schreibt vor: „*Patrimo saltem in aetate pubertatis ac sacramento confirmationis consignatos esse maxime convenit.*“ Wo die protestantischen Kirchenordnungen eine Altersgrenze festsetzen, da fällt diese fast stets mit dem Zeitpunkte zusammen, wo ein junger Christ confirmirt oder zum heiligen Abendmahl zugelassen ist, d. h. etwa mit dem 14. oder 15. Lebensjahre. Die weimariſche Kirchenordnung von 1664 geht bis zum 12. Lebensjahre herab.

Auch das Geschlecht der Pächten kommt je nach dem Geschlechte der Täuflinge in Betracht. Bei der Proselytentaufe, resp. der Taufe Erwachsener in den ersten Jahrhunderten war es Sitte oder vielmehr Ergebnis des Schicksalsgefühls und der Drenge, daß man für einen Mann einen Mann, für eine Frau eine Frau zum Gevatter nahm. In den Acten des Concil. Nicæna. c. XXII heißt es deshalb: „*Viri non teneant in baptismo puellas aut mulieres, neque mulieres teneant masculos, sed potius mulieres teneant puellas et viri teneant masculos.*“ Als man in späteren Zeiten für einen Täufling (kleines Kind) gewöhnlich zwei Zeugen bestellte, waren diese meist von verschiedenem Geschlechte; bei dreien pflegte man für Knaben zwei männliche und eine weibliche, für Mädchen zwei weibliche und eine männliche Person zu wählen, eine Sitte, welche nach Augustin (Archäol.) um 1825 fast in ganz Teutschland im Gange war. Doch ist es gegenwärtig hier nicht selten üblich, daß bei Knaben die Zahl der weiblichen, bei Mädchen die Zahl der männlichen Zeugen überwiegt.

Von großem Einflusse ist für die Zulassung oder Nichtzulassung von Gevattern der Stand und die Verwandtschaft mit den Aeltern des Täuflings, besonders in der alten und noch mehr in der neuen katholischen Kirche. In der alten Kirche wählte man vorzugsweise gern *diaconos*, *diaconissas*, *viduae* et *sacrae virgines*, überhaupt Personen, welche im Geruche besonderer Heiligkeit standen. Doch mochte es um deren Functionen wohl etwas anders stehen als jetzt um die Functionen gewöhnlicher Pächten, indem sie namentlich das Amt hatten, die zu tausenden Proselyten dem Bisthofs zuzuführen und vor diesen als Zeugen zu dienen. So heißt es in den Constit. apostoll. VIII, 32: „*Οι πατέρες προτιμάς τινι πνευματικῇ τῇ ἐκκλησίᾳ, δὴ τῶν διακόνων προαγαγόντων τὴν ἐκκλησίαν ἢ τὰς πρεσβυτέρους . . . οἱ τε προτιμώμενοι μαρτυρήσαντες αὐτοῖς ἀρετῆς αὐτοῖς τὰ κατ' αὐτοῖς.*“ Ebenda. III, 16: „*τὸν μὲν ὄρθρα ἐνδοξάζοντα δὲ διάκονος, τὴν δὲ γυναῖκα ἢ διάκονος.*“ Daß man zu Pächten gern kirchliche Personen nahm, bezeugt z. B. auch die Vita Epiphani: „*Μετὰ δὲ τῆς ε' ἡμέρας ἄπασιν Ἀντιόχειον*

8) Nach der Recens. von Laurian. und Pisan.

καὶ βαπτιστὴν τὸν ἄγιον μακάριον, ἧς ἐβλεπο μὴτις
τῆς ἀδελφῆς Ἐκαταρίης, καὶ ἀδελφῶν αὐτῆς ἐν τῷ
αἵματι αὐτοῦ.“ Ferner folgende Stelle in den Acta Se-
bastiani martyr. ap. *Sirinum* zum 20. Januar: „Igi-
tur omnes isti simul animae sexaginta quatuor a
S. Polycarpo presbytero baptizati et a S. Seba-
stiano suscepti sunt; seminarum autem matres spi-
rituales factae sunt Beatrix et Lucia.“ Ferner eine
Stelle bei *Palladius*, *Hist. Laus.* c. 12: „ἀποδίζε-
ται τὸν Ποργύον ἐν ὧντος [nämlich Euagrius Ponticus]
ἀπὸ τοῦ ἀγίου ποντιανῶς.“ Ferner Augustin in
der Epist. 23 ad Bonificium.

Wie schon erwähnt, hatte man als Paten bei welt-
lichen Proseleuten geen kirchliche Witnen, deren Stel-
lung der Stellung der eigentlichen Diakonissinnen sehr
nahe kam. Sie wurden z. B. in der afrikanischen Kirche
durch die Synoden dazu empfohlen. So heisst es im
12. Canon des Concil. Carthag. IV.: „Viduae vel
sanctimoniales, quae ad ministerium baptizanda-
rum mulierum eliguntur, tam instructae sint ad
officium, ut possint apto et sancto sermone docere
imperitas et rusticas mulieres tempore, quo bap-
tizandae sunt, qualiter baptizatori respondeant et
qualiter accepto baptismo vivant.“

Wald aber stellten sich nach dem Urtheile der Bi-
schöfe für die Gewatterschaft der Diakonen, Diakonissin-
nen, Mönche, Nonnen, Äbte, Presbyter u. s. w. In-
convenienzen heraus, so daß man mehr und mehr die
Taufzeugenschaft dieser und anderer kirchlichen Personen
verbot. In dieser Hinsicht verordnete z. B. das Concil.
Autissidor. vom Jahr 578 can. 25: „Non licet ab-
bati vel monacho de baptismo suscipere filios et
commatres habere.“ Im Decret. Gratian. P. III.
de consecr. distinct. IV. c. 104 wird aus dem Liber
Capital. das Verbot angeführt: „Monachi sibi com-
patres commatresve non faciant nec osculentur
feminas.“ Ist auch hier den Mönchen u. s. w. theil-
weise die Gewatterschaft gestattet, nur unter der Bedin-
gung, daß sie keine weltlichen Mitgewattern haben, so
verbot ihnen die spätere römische Kirche diese Function
gänzlich, z. B. in dem Rit. Roman. Schon die Sta-
tuten der Synod. eccles. Nemaus. c. 13 sagen: „Pro-
hibemus autem distincte, nec in patrum regularis
quidam admittatur, nec aliquis alius, qui excom-
municationis vel interdicti sententia est ligatus, vel
qui non est confirmatus.“

Daß in der alten Kirche meist die Ältern als
Taufzeugen ihrer Kinder fungirt haben, bezeugt z. B.
Augustin (Urschol.), welcher meint, daß man dieses Amt
damals meist Fremden und Unparteiischen übertragen
habe, während es z. B. von Hefling beauptet wird.
In Augustin's Zeiten, sagt er, wären die Ältern meist
die Taufzeugen ihrer eigenen Kinder gewesen. Und in
der That haben wir oben einen Ausbruch dieses Kirchen-
vaters kennen gelernt, wornach zu Rom die Ältern die
Dorbringenden (offerentes) ihrer Kinder waren. Es
mag sich damit auf die eine oder die andere Weise ver-
halten haben: später traten die Ältern von diesem Posten

zurück; so sie wurden geradezu von der Gewatterschaft
ausgeschlossen, und jetzt werden die Ältern höchstens bei
der Nothtaufe zu Gewattern verstatet, während z. B.
in der teuthsch-protestantischen Kirche die Geschwister des
Tauflings nicht ausgeschlossen sind, obgleich sie in dieser
Eigenschaft nicht häufig fungiren. Das Concil. Mon-
gunt. vom Jahre 813 sagt in seinem 55. Canon: „Nul-
lus proprium filium vel filiam de fonte baptismatis
suscipiat.“ So auch der Catech. Roman. de bapt.
c. IV: „Naturalibus parentibus non licet eam cu-
rationem suscipere, ut ex eo magis appereat, quan-
tum haec spiritualis educatio a carnali distet.“ —
Schließlich dürfen wir hier einen eigenthümlichen Tauf-
fall anführen), welcher vielleicht nicht ganz vereinzelt
daßteht. Es wird nämlich bei Eurius in der Vita Joh.
Damasceni zum 27. Nov. in Cap. 35 erzählt, daß der
indische König Josephat der Taufvater (Taufzeug), pa-
ter spiritualis) seines leiblichen Vaters Abenner gewe-
sen sei. Es heisst dort: „Rex Abenner dicit christia-
nae elementis imbuitur, ac divino baptismo in no-
mine Patris perficitur, ac Josephat ex divina
piscina ipsum exceptit: res sane omnium maxime
nova, patris enim pater (spiritualis) extitit. et ei,
a quo carnali modo progenitus fuerat, spiritualem
regenerationem conciliat.“ Auch können wir hier
anführen, was Papst Nicolaus I. in seiner Consultat.
Bulgar. c. 2 sagt: „Quare ita diligere debet homo
eum, qui se suscepit ex sacro fonte sicut patrem;
quoniam quanto praestantior est spiritus carnis,
tanto magis spiritualis pater in omnibus est a spi-
rituali filio diligendus Est tamen alia inter
eos gratuita et sancta communicio, quae non est
dicenda consanguinitas, sed potius habenda spiri-
talis proximitas.“

VI. Constatirung der erforderlichen Eigenschaf- ten. Aufzeichnung.

Von solchen Maßregeln, welche zum Zwecke hatten,
zu ermitteln, ob die Gewatterseleute die erforderliche Qua-
lität besaßen, ist uns aus der alten Kirche wenig be-
kannt. Hiernächst eingehende Bestimmungen hierüber ge-
ben viele teuthsch-protestantische Kirchenordnungen, in-
dem sie einen delectus patrinoorum und eine exploratio
testium anordnen, und zwar sollte dieses durch den
Pfarrer abzuhaltende Examen besonders bei der ersten
Gewatterschaft stattfinden. Gaben sich die erforderlichen
Eigenschaften nicht vor, so hatte in den ersten Zeiten
meist der Pfarrer das Recht der Abweisung; später
jedoch ging dieses Recht meist an die kirchlichen Ober-
behörden über, wurde aber auch um so weniger streng
geübt. Für obige exploratio war vorgeschrieben, daß
die Paten durch den Vater oder die Hebamme vorher
bei dem Pfarrer angemeldet werden sollten, z. B. in der
pommerischen Kirchenordnung von 1535, in der hessischen
von 1539, 1566, 1574, in der hessen-darmstadtischen von
1602, in der niederhessischen von 1565, in der fuc-

9) Aus Augusti, Urschol. IV, 327.

fächlichen von 1563, 1565, 1583, 1601, in der antwortlichen von 1567, in der v. österreichischen von 1571, in der frankfurter (a. M.) von 1598, 1601, 1605, in der gotthardischen, coburgischen u. f. w., im Corpus Constit. Magd. (bei Höfling II. S. 250). Aber nicht überall, wie in der heftischen von 1566, ist express eine Prüfung vorgeschrieben, welche übrigens trotz aller Vorschriften oft unterbleiben mochte. Die vorherige Anmeldung ist bis jetzt wohl überall in strenger Übung, wenn auch erst am Taufstunde; dagegen besteht das Examen nur noch ausnahmsweise. Es bestand z. B. nach Augusti auch 1825 in Kursachsen und einigen anderen evangelischen Ländern, namentlich für Junge, zum ersten Male zu Gevattern stehende Leute, welche zu diesem Zweck in der Pfarrei erscheinen mußten, dort berathen, ernannt u. f. w. wurden. — Schon in der alten Kirche wurden die Taufzeugen in ein Register eingeschrieben, wie wir dies z. B. in der Apologie des *Justinus Mart.* I, 61 und bei *Dionys. Areop.* De hierarch. eccles. c. 2 finden. Es geschah dies um der größeren Sicherheit willen. Später hat man in der Strenge dieser Registrierung nachgelassen. So bemerkt die protestantisch-österreichische Kirchenordnung von 1571, daß damals in etlichen Kirchen die Taufzeugen aufgeschrieben wurden. Später wurde die Aufzeichnung auch in allen protestantischen Kirchen zu einer obligatorischen Vorschrift, z. B. bereits in der niedersächsischen Kirchenordnung des Herzogs Franz vom Jahre 1555. Gegenwärtig dürfte kein Kirchspiel sein, in welchem die Namen der Gevattern nicht in die kirchlichen Geburtsregister der Täuflinge eingeschrieben würden.

VII. Zahl und Vertretung.

Viele Kirchenhistoriker nehmen an, daß man in der ältesten Kirche für jeden Täufling um der Sicherheit willen mehr als einen Zeugen bestellt habe, meist zwei oder drei, etwa des Bischofs wegen: „Drei sind, die da zeugen“, oder um anderer Anstöße willen. Doch scheint in der alten römischen Kirche unter Umständen auch eine Pathe für mehrere Täuflinge zugleich eingetreten zu sein. In diesem Sinne, sagt Höfling, könne man deuten die Verordnung des römischen Bischofs Hyginus um 154 in den Decret. Gratian. P. III. de consecr. dist. IV. c. 100: „In catechismo et in baptismo et in confirmatione unus patrinus fieri potest, si necessitas cogit. Non est tamen consuetudo Romana, sed per singulos singuli suscipiant“, wozu also je ein Zeuge für je einen Täufling die Regel war. Für die Wahrscheinlichkeit, daß zuweilen ein Zeuge für mehrere Täuflinge zugleich fungierte, spricht besonders die schon angeführte Stelle der Acta S. Sebastiani ap. Sirium zum 20. Januar: „Igitur omnes isti simul animae sexaginta quatuor a S. Polycarpo presbytero baptizati et a S. Sebastiano suscepti sunt.“ Bestand auch in der alten christlichen Kirche über die Zahl kein gleichförmiges Gesetz, so läßt sich doch annehmen, daß man den Seiten der Verfolgung meist mehrere Zeugen wählte. Dagegen ist in dem dictum probans bei *Dio-*

ny. Areop. De hierarch. eccles. c. 2 nur von einem *ἀνάδοχος* für je einen Täufling die Rede. Das Decret Leo's des Großen in der schon oft erwähnten Gratianischen Decreten-Sammlung, P. III. de consecr. distinct. IV. c. 101, setzt fest: „Non plures ad suscipiendum de baptismo infans accedant, quam unus, sive vir, sive mulier. In confirmatione quoque id ipsum fiat.“ Dasselbe schreibt z. B. das Concil. Metense vom Jahre 888 im 6. Canon vor: „Infantum nequam duo vel plures, sed unus a fonte baptismatis suscipiat, quia in hujusmodi secta diabolus datus locus et tanti ministerii reverentia vilescit. Nam unus Deus, unum baptisma, unus qui a fonte suscipit, debet esse pater vel mater infantis.“ Gleichlautende Beschlüsse wurden auch von anderen Concilien gefaßt, woraus indessen hervorgeht, daß in der Praxis die Einzahl oft überschritten wurde. Andere Beispiele solcher Verbote sind bei Martene I, 163 angeführt. Derselbe erwähnt bei dieser Gelegenheit, daß im Jahre 1105 bei der Taufe des nachmaligen Königs Philipp August von Frankreich als Zeugen (patrini) drei Aelte, sowie des Königs Schwester Konstanza nebst zwei väterlichen Witwen (als matrinae) fungirt haben.

In der späteren Zeit tritt die Mehrzahl von zwei oder drei Zeugen noch häufiger auf, nicht bloß factisch, sondern auch gesetzlich zulässig. Das Concil. Trevir. vom Jahre 1227 sah sich veranlaßt, gegen die zu große Zahl der Patren einzuschreiten, indem es c. 1 die Bestimmung aufsprach: „Ad levandum puerum de fonte tres vel quatuor adhibeantur. Quod amplius est, de malo est.“ Nach Höfling II, 19 wollten das Concil. Wigorn. vom Jahre 1240, das Concil. Bajoz. vom Jahre 1280, das Concil. Exon. vom Jahre 1287 nur drei Patren zulassen. Das Concil. Colon. vom Jahre 1281 bestimmt: „Duo vel tres tantum admittantur ad levandum puerum de baptismo“, und ordnet außerdem an, daß von drei Patren bei Knaben nur eine weiblichen, bei Mädchen nur eine männlichen Geschlechts sein soll. Die geröbnliche, gesetzlich zulässige Zahl war im 13. Jahrh. meist drei, wieweil aus Baumgarten in seiner „Erläuterung christlicher Alterthümer“ S. 488 übereinstimmt, und als Motiv findet man zum Theil den Bischofspruch, daß jede glaubwürdige Versicherung auf dreier Zeugen Munde beruhen soll, zum Theil die Analogie der heiligen Dreieinigkeit angeführt. Abweichend davon bestimmten die Statuten des Concil. eccles. Bitern. vom Jahre 1342 c. 9: „Sit unus patrinus tantum in baptismo, sive vir sive mulier.“ Auch das Taufformular der bambergerischen Kirche vom Jahre 1491, 1514 scheint für jeden Täufling nur einen Zeugen vorauszusetzen.

Das Concil. Trident. schreibt Sess. XXIV. c. 2 nur einen Zeugen vor, und bestimmt zugleich die richtige Verwandtschaft in doppelter Beziehung: „Ut unus tantum, sive vir sive mulier, juxta sacrorum canonum instituta, vel ad summum unus et una baptizatum de baptismo suscipiant, nec non inter baptizantem et baptizatum baptizatique patrem ac matrem

tantum spiritualis cognatio contrahatur. Parochus, antequam ad baptismum conferendum accedat, diligenter ab iis, ad quos spectabit, sciscitetur, quem vel quos elegerint, ut baptizatum de sacro fonte suscipiant, ut eum, yel eos tantum ad illum suscipiendum admittat, et in libro eorum nomina describat, doceatque eos, quam cognationem contraxerint, ne ignorantia ulla excusari valeant. Quodsi alii ultra designatos baptismum tegerint, cognationem spirituales nullo pacto contrahant, constitutionibus in contrarium facientibus non obstantibus.“ Als Grund für diese letztere Bestimmung wird angegeben, daß dem gar zu großen Umsichgreifen der geistlichen Verwandtschaften und der daraus resultirenden Ehebinderisse gesteuert werden müsse. Nach dem Catech. Roman. c. 6 sollte durch die zu große Zahl der Gevattern nicht „disciplinae atque institutionis ordo a multitudine magistrorum perturbari.“

In der deutsch-protestantischen Kirche finden wir schon frühzeitig Bestimmungen über die Zahl der Gevattern, z. B. in der pommerischen Kirchenordnung von 1535, welche als Maximum drei zuläßt und für jeden überzähligen 10 Thaler als Strafe festsetzt. Dagegen setzt die bessische Kirchenordnung von 1539, 1566, 1574 nur Einen Zeugen für jedes Kind voraus, während in Württemberg weit mehr Zahlenmuth getrieben werden sein muß; denn eine dortige kirchenregimentliche Verordnung von 1653 in der 1687 gedruckten Cynosura oecomen. eccles. Wirtemb. sagt: „Speciales sollen die Mercantilerie mit so vielen Gevatterleuten abhaffen; auch die Ministri selbstn sollen nicht so viele Gevattern erbitten, sondern die Zahl obseruiren, sonst sind sie für einen jeden, wie Andre auch, einen kleinen Irrevel zu erlegen [schuldig]. Und ist die Zahl der Gevattern auf drei Personen höchstens gesetzt, bei Straf für jeden weiters Erbittenden einen kleinen Frevel.“ Die protestantisch-österreichische Kirchenordnung von 1571 spricht sich dahin aus: „Und ist billig, daß man über drei Gevattern nicht auf einmal zu jedem Kinde bitte, und also in dreier Zeugen Runde das Zeugniß der heiligen Taufe bestche.“ In den Generalartikeln des Kurfürsten August von Sachsen vom Jahre 1580 heißt es: die Reute trieben Mißbrauch „mit großer Menge der gebetenen Gevattern, worauf verordnet wird: „so sollen hinfüro nicht mehr denn drei Gevattern bei aufgesetzter Straf von 100 Gulden, welche wir hiemit wiederum erneuert haben wollen, gebeten und hierzu Niemand zugelassen werden.“ Die niederländische Kirchenordnung des Herzogs Franz von 1585 sagt: „und ist genug, daß man über drei Gevattern nicht auf einmal zu jedem Kinde bitte und also in dreier Zeugen Runde das Zeugniß der hl. Taufe bestche.“ Unter den damaligen Theologen spricht sich z. B. Ortbard in seinen Loc. theol. IX. p. 314 dahin aus: Man solle es bei der Gewohnheit jeder Kirche lassen, doch nicht zu viel Gevattern nehmen; aber immerhin sei die Dreizahl der Einzähl wegen möglicher Todesfälle vorzuziehen.

In der coburger Kirchenordnung von 1626 heißt es:

„Demnach weil in unserm Ort Landes Franken bißhero gebräuchlich gewesen, daß man nur ein Gevatter, hingegen aber in Thüringen drei Gevattern erbeten, als lassen wirs bei solcher Gewohnheit nochmals verbleiben, weil hierin kein ausdrücklich göttliches Gebot vorhanden Damit aber ein Unterschied zwischen den in rechter Ehe erzeugten und andern in Laer und außer der Ehe erlauffnen Kindern auch in der Gevatterschaft gehalten werde, so sollen in den Orten, da bräuchlich ist, daß nur 1 Gevatter zu recht und acht gebornen Kindern, gebeten wird, zu einem Baskard 3, hingegen, wo es bräuchlich, daß zu einem recht und acht gebornen Kinde 3 Gevattern gebeten werden, sollen zu einem Baskard nur 2 Gevattern ersucht und gebetet werden.“ Diese Angaben sind für die gegenwärtige Sittlichkeit in der deutsch-evangelischen Kirche interessant; denn gegenwärtig pflegt die Zahl der Gevattern bei unehelichen Kindern meist kleiner zu sein, als bei ehelichen (2:3), obgleich nicht gelnaget werden kann, daß ein uneheliches Kind mehr als ein eheliches der größeren Zahl bedürftig ist. — Die magdeburger Kirchenordnung von 1653 setzt auf die Ueberschreitung der zulässigen Zahl eine, „unmachtlasse Strafe.“ Gestattet aber den Regierungsräthen und denen vom Adel mehr als drei Gevattern zu nehmen; ebenso die merseburger Kirchenordnung, nur daß diese, Nothfälle ausgenommen, auch nicht weniger als drei zulassen will. In Kurbrandenburg wurde durch Verordnung vom Jahre 1657 die wiederholt auf drei beschränkte Zahl auf fünf erweitert, und ebenso heißt es in Zerpager's Rituals eccles. Daniae et Norw. p. 30: „Testes baptismi et sponsors addeiscantur ii, qui honesti sunt et sanae integrae; non tamen ad eam rem vocantur ultra quinque urisusque sexus.“ — Uebersählige Patzen sind laut einer kurbrandenburgischen Verordnung von 1679 zulässig, aber für jede derselben müssen 6 Groschen bezahlt werden, ein Satz, welcher durch eine spätere Verordnung von 1685 auf einen Thaler erhöht wurde. Auffallend ist es, daß die Kirchenordnung der Herrschaft Breuburg vom Jahre 1753 nur je Einen Zeugen für jeden Täufling voraussetzt. Ueber die in der deutsch-protestantischen Kirche während des 18. Jahrh. herrschenden Ansichten und gesetzlichen Bestimmungen vergleiche man besonders das Jus eccles. Protest. von Böhmert III, 838.

Auch in der neueren und neuesten Zeit finden sich für die deutsch-protestantischen Kirchen keine übereinstimmenden Zahlen festgesetzt; und wenn dieselben durchschnittlich eine größere Zahl als die katholische zulassen, so hat das seinen Grund gemeist darin, daß in den evangelischen Ländern die Gevatterschaften, welche in der katholischen Kirche als geistliche Verwandtschaften gelten, keine Ehebinderisse begründen. Die übliche Zahl der Gevattern in der protestantischen Kirche ist für eheliche Kinder jetzt drei, für uneheliche zwei. Augusti behauptete von den zwanzig Jahren dieses Jahrhunderts, bei unehelichen Kindern finde man zum Theil nur zwei erlaubt, aber auch zum Theil sieben vorgeschrieben, nämlich in deutsch-protestantischen Ländern, wo man gegenwärtig,

besonders in den Städten, sehr häufig sechs und mehr Gevattern in das Kirchencbuch eingeschrieben findet. In Magdeburg war Verfasser dieser Zeilen 1844 Zeuge einer Taufe, wobei für Einen Täufling 50 Gevattern gebeten waren, aber begreiflicher Weise nicht alle registriert wurden. Man sagte mir damals, daß dort auch der Fall von 80 gebetenen Gevattern vorkomme.

Für solche Pöthen, welche am Erscheinen gehindert sind, Stellvertretende zu bitten, ist in der protestantischen Kirche eine alte Gewohnheit. So sagt z. B. die mehrermähnte würtembergische Verordnung von 1565 in der 1687 gedruckten Cynosura: „Wessner [Küster] sollen nicht für die Gevattern heben, denn sie sind ostiarii und administri des Taufes, sondern die Gevattern sollen selbst zugegen seyn, in solcher Noth andere christliche Personen an ihrer Statt stellen.“ Und von dieser Stellvertretungsberechtigung, wobei indessen die ursprünglich berufenen Zeugen, sofern sie angenommen haben, nicht die Stellvertretenden, in die Zeugenregister eingeschrieben werden, wird gegenwärtig in der protestantischen Kirche Deutschlands ein sehr ausgedehnter Gebrauch gemacht. Verfasser dieser Zeilen hat es in Halle a. d. S. während eines Zeitraums von sieben Jahren als Täufer sehr oft erlebt, daß die künftigen Pöthen nicht kamen und an ihre Stelle Gostes oder Erbammern traten.

VIII. Secundaire Folgen der Gevatterschaft.

Es währte nicht lange, so machten sich die Folgen der sogenannten geistlichen Verwandtschaft zwischen dem Gevattern unter einander, zwischen ihnen und den Täuflingen, zwischen ihnen und den Aeltern der Täuflinge auch auf dem bürgerlich-socialen Gebiete geltend. Schon im Cod. Justin. L. V. Tit. IV. de nuptiis l. 26 ist die Ehe zwischen Pöthe und Täufling verboten. Es heist nämlich dort: „Ea persona omnimodo ad nuptias venire prohibenda, quam aliquis, sive alumna sit sive non, a sacrosancto suscepit baptismate, quum nihil aliud sic inducere poterit paternam affectionem et iuxta nuptiarum prohibitionem, quam huiusmodi nexus, per quem Deo mediante animae eorum copulatae sunt.“ Ferner ist z. B. in dem Concil. Trullan. vom Jahre 682 das Verbot der Heirath zwischen dem Pöthen und den verwitweten Müttern der Täuflinge ausgesprochen, indem Can. LIII. verordnet wird: „Ἐπιτοὶ μὲν ἡ κατὰ πνεῦμα οἰκονομία τῆς τῶν πατέρων ἐναγκαλίας, ἔχουσι δὲ ἐν τῷ τόπῳ τῶν ἐκ τοῦ ἁγίου καὶ σωτηριώδους βαπτίσματος παιδῶν ἀναγκαστικῶς καὶ μετὰ τοῦτο ταῖς θεῖαις μητρὶσι χρεισινὸς γυναικὶν ἐναγκαλισσάμεναι οὐνοῦνται“ ὁρίζεται ἀπὸ τοῦ παρόντος μετὶν τοῦτο πρὸς θῆναι“ εἰ δὲ τις μετὰ τῶν παρόντων παραβῇ τὸν τοῦτο ποιῶντα, πρωτοτύπως μὲν οἱ τοιοῦτοι ἀρσινόδωσαν τοῦ παρόντος τοῦτο οὐνοῦνται, ἔπειτα δὲ καὶ τοῖς τῶν νενοδωμένων ἐπιμύσις ἐπιβλήθηται.“ Man ging noch weiter; die katholische Kirche des Abendlandes verordnete das Verbot der Heirath zwischen Zeuge und Täufling, zwischen Zeuge und Aeltern des Täuflings, zw-

ischen Täufer und Täufling, zwischen Täufer und Aeltern des Täuflings. Das Concil. Trident. setzt nämlich in der Sess. XXIV. fest: „ut unus tantum, sive vir sive mulier, iuxta sacrorum canonum instituta, vel ad summum unus et una baptizatum de baptismo suscipiant, inter quos et baptizatum ipsum et illius patrem et matrem, nec non inter baptizantem baptizantique patrem ac matrem tantum spiritualis cognatio contrahatur.“ In der protestantischen Kirche bestanden diese Verbote nicht; im Gegentheil, man bringe am Taufsteine junge Leute gern in der Absicht als Mitge- vattern zusammen, um ihnen Gelegenheit zum Bande der Liebe und zum Bunde der Ehe zu bieten, eine Volkswar- praxis, welcher einige Kirchenordnungen, z. B. die coburgische, entgegenzuwirken suchten.

IX. Literatur.

Hierher gehören, außer den allgemeinen kirchenhisto- rischen Werken, zunächst die Sammlungen der Liturgien, der Ritualien, der Kirchenordnungen u. s. w.; ferner die Werke über die christlichen Alterthümer (Archäologien), z. B. Augusti's „Denkwürdigkeiten aus der christlichen Archäologie“, 7. Bd. 1825, wo im II. Capitel S. 322 — 344 von den Gevattern gehandelt wird; ferner die kirchenrechtlichen Werke von Böhmcr, Walter u. s. w.; ferner die Monographien über die Taufe, besonders J. W. F. Höfling: „Das Sacrament der Taufe nebst den andern damit zusammenhängenden Acten der Initiation. Dogmatisch, historisch, liturgisch dargestellt.“ 1. Bd. 1846. 2. Bd. 1848. Die allgemeinen Werke über die christliche Taufe, welche z. B. in Winer's Handbuch der theologischen Literatur nachgesehen sind, können hier ebenso wenig wie die liturgischen, kirchen- rechtlichen und archäologischen Sammlungen aufgeführt werden; wir haben uns auf die besondern Werke über die Taufzeugen zu beschränken, deren Literatur nicht reichlich liegt. Es sind uns nur folgende Schriften be- kannt: Gerh. van Maastricht: „Schediasma de susceptoribus infantum ex baptismo, eorum origine, usu et abusu.“ (Duisburg. 1670. edit. 2. Francof. et Lips. 1727.) J. Ge. Simon: „De patrinis.“ (Jenae 1678.) Andr. Schüller: „De susceptoribus.“ (Viteb. 1688.) Gwil. Wilkins: „De fidejussoribus in baptismo in ecclesia vetere.“ (Viteb. 1704.) Sam. Schelewig: „De patrinis matrinisque.“ (Gedan. 1689.) Is. Jundt: „Commentatio de susceptorum baptismi- malium origine.“ (Argentor. 1755.) Gottlob. Aug. Jenichen: „Prolusio de patrinis eorumque origine, numero et sexu.“ (Gieiss. 1757.) F. W. Köhler: „Von den christlichen Taufzeugen.“ (Zwickau 1783.)

GEVAUDAN oder GIVAUDAN (Tractus Gaba- lensis), eine Grafschaft in Languebec, aus welcher das heutige Departement des Lozère gebildet ist, in der Luchagegend des Allier, Lot und Tarn. Es grenzte gegen Norden an Auvergne, gegen Westen an Rouergue, gegen Süden an Ribier-Languedoc, gegen Osten an Vivarais und Nivernais. Es wird von einem Zweige der

Groennen, dem fünf Meilen langen Lesiregebirge, oder, wie es hier auch genannt wird, dem Gebirge Gewaudan durchgezogen, ist ein dürres Gebirgsland, welches wenig Getreide, aber viel Kaffianen erzeugt, gute Weiden hat, starke Viehzucht, in dem Gebirge besonders Schafzucht treibt, Blei- und Eisenminen besitzt, aber an Holzman- gel leidet. Man theilt die Grafschaft in Ober- und Unter-Gewaudan, von denen das erste fast ganz im Gebirge liegt.

Der Name Gewaudan ist entstanden aus Gavalitanus oder Gavalbanus (scil. pagus); die Einwohner nannten sich Gavalii, Gavalii oder Goralis. Unter Julius Cäsar kam es unter römische Betmässigkeit, im 5. Jahrh. in den Besitz der Westgothen, denen es Chlodwig wieder entriß. Pipin, Karl's des Großen Vater, nahm das Land dem Herzoge Gisler von Aquitanien weg. Die Romen der ältesten Grafen von Gewaudan sind unbekannt; der erste, dessen Namen man kennt, ist Stephanus um das Jahr 880. Im 11. Jahrh. gehörte das Land dem Grafen Gilbert von Willaud, der mit der Ghiburgis, Erbtochter des Grafen von Provence, die Provence erheiratete. Ihre Tochter Deute brachte durch Verheirathung an den Grafen von Barcelona diesem das Anrecht auf Gewaudan und Rouergue zu. Jacob I. von Aragonien, Graf v. Barcelona, gestand im Jahre 1225 dem Stephanus, Bischof von Mend, das Comitiatum directum über das Land Gewaudan zu, schloß sich inoffen das Dominium an. Im J. 1255 entsagte der König von Aragonien in einem Vergleich mit Ludwig dem Heiligen allen Ansprüchen auf das Land Gredon und ganz Gewaudan. Die Hauptstadt des Landes war in alten Zeiten Anderitum oder Anderitum, wie sich aus der im 5. Jahrh. unter Honorius verfaßten Notitia Imperii Romani ergibt. Bis in das 10. Jahrhundert hinein ist der Name dieser Stadt der Gavalii oder Gavalis durch geistliche und weltliche Denkmäler bekannt und erst nach 1030, wo die Bischöfe ihren Sitz nach Mend oder Nemma verlegten, werden dieselben Vimatensis genannt.

Die alte Stadt Gavalis, deren Name in Javous überging, ist zu einem kleinen Dicken in der Baronie Peyre, vier Meilen von Mend, herabgesunken.

(H. E. Hüssler.)

GEVEKOHT (Karl Theodor), geboren am 15. Mai 1798 in Bremen, widmete sich dem Kaufmannsstande. Seine Lehrjahre verlebte er in seiner Vaterstadt in dem Handelshause Friedrich und Cberhaed Deius. In seinem 24. Jahre (1822) begab er sich mit Geschäftsaufträgen mehrerer Handelshäuser seiner Vaterstadt nach Nordamerika. Bei der Rückkehr nach Bremen errichtete er dort ein eigenes Handelshaus unter der Firma: Glopstein und Gevekoht. Unter dieser Firma blieb er mit Nordamerika in fortwährender Geschäftsverbindung. Im J. 1856 ward von ihm das erste Schiff zum Wollschiffen in der Süder aufgeführt. Er ward auf diese Weise der Begründer eines für seine Vaterstadt Bremen sehr erfrischenden Handelszweigs. Im J. 1859 hatte sich Gevekoht aus seinem bisher ge-

meinschaftlich mit seinem Freunde Glopstein geführten Handelsgeschäfte zurückgezogen. Als Privatmann widmete er seine Kräfte den städtischen Angelegenheiten der verschiedensten Art. Dabei blieb sein Hauptaugenmerk auf die Auswanderung aus Teutschland und auf die Dampfschiffahrt gerichtet. Im J. 1845 ward er von dem Senate in Bremen nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika geschickt, um zwischen diesem Welttheile und Teutschland eine Dampfschiffahrt einzuleiten. Groß waren die Schwierigkeiten, die sich ihm bei diesem Unternehmen, besonders durch die Concurrenz von England, Frankreich, Holland und Belgien, entgegenstellten. Durch seine rastlose Thätigkeit gelang es ihm jedoch, eine Dampfschiffahrt von Newpork nach Bremen zu Stande zu bringen. Er zeigte bei dieser Gelegenheit eine unermüdliche Ausdauer und eine Masse der verschiedenartigsten Kenntnisse. Unbestritten blieb ihm das Verdienst, die Dampfschiffahrt zwischen Nordamerika und Teutschland begründet zu haben. Nach zweijährigen Anstrengungen und manchen Opfern kehrte er mit dem amerikanischen Dampfschiffe Washington in seine Vaterstadt Bremen zurück. Mit Auszeichnung ward er von seinen Mitbürgern empfangen. Der Senat rührte ihn durch ein Dankschreiben und die Stadt Bremen durch ein gelbes Denkmünze. Vier Schiffe waren für die Dampfschiffahrtlinie bestimmt worden. Nur zwei konnten jedoch ausgerüstet werden, da zum Bau der beiden andern der vorhandene Fonds nicht hinreichte. Gevekoht ward deshalb von dem Senate zu Bremen an mehrer teutsche Höfe gesandt, um deren Regierungen im Vereine mit Bremen zu einer Geldbeitragsung zu bewegen, damit das beabsichtigte Unternehmen in seinem ganzen Umfange ausgeführt werden könnte. Von mehrern Regierungen erhielt Gevekoht das Versprechen einer solchen Theilnahme mit namhaften Summen. Das Unternehmen scheiterte jedoch durch die politischen Ereignisse, die mit dem Jahre 1848 eintreten. Bald nach der Rückkehr von jener Mission begab sich Gevekoht als Gesandter seiner Vaterstadt zum Reichparlament nach Frankfurt am Main. Späterhin ward er von dem Senate und der Bürgerchaft zum Vertreter der Stadt Bremen bei der Nationalversammlung gewählt. Er entwickelte in dieser Stellung eine ungemeine Thätigkeit, als Mitglied mehrer Ausschüsse, besonders in Bezug auf die Auswanderungsangelegenheit und die Marine. Nach Auflösung der Nationalversammlung in Frankfurt wohnte er späterhin an den Sitzungen der Abgeordneten in Gotha bei. Von dort kehrte er krank in seine Vaterstadt zurück. Die Aufregung, als Bremens Vertreter im ersturten Parlament zu fungiren, mußte er, da sein Unwohlsein zunahm, ablehnen. Eine mehrjährige ununterbrochene Griefkrankung und Aufregung hatte seine von Natur feste Gesundheit untergraben. Nach der Erklärung seiner Verge war es eine Schirnverwundung, die am 21. Aug. 1850 im 52. Lebensjahre seinen Tod herbeiführte.)

(Heinrich Döring.)

*) Vgl. den Reuen Nekrolog der Deutschen. Jahrg. XXVII.

1. Ab. S. 350 fg.

GEVELSBERG, Pfordorf im Regierungsbezirk Arnberg (Grafschaft Wart) unter 24° 57' 39" der L. und 51° 19' 1" nördl. Br. am Abhange eines Berges, nebst einem adeligen Präbendatsitz mit 16 Präbenden. Von Gevelsberg bis Dogen an der nach dem fläsischen Empe oder Empe genannten Emperstraße findet, zwei Meilen lang, sich eine ununterbrochene Reihe von Eisen- und Stahlhämern, Schleif- und Polirmühlen, welche eine ungeheure Menge von Sensen, Sichel, Feilen, Sägen, Messern, Ambosen, Pfannen, Kaffeemühlen u. dergl. liefern. (H. E. Hüsler.)

GEVIERTSCHEIN oder **Quadrat** — □ — (Astronomie und Astrologie) ist eine der Bezeichnungen der verschiedenen gegenseitigen Hauptstrahlungen der Planeten (Sonne und Mond einbezogen) im Thierkreise, und zwar die Bezeichnung des 9. Grades betragenden Unterschiedes der Längen zweier Planeten. — Man s. auch Planeten. (G. A. Jahn.)

Gèvres (Marquis und Marquise von), s. Gesvres (Léon Potier de).

Gewächse, s. Pflanzen.

GEWÄCHSHAUS oder **GLASHAUS** ist ein Gebäude, in dem die verschiedenartigen Pflanzen anderer Erdtheile, die in unserem Klima im Winter, theils auch im Sommer im Freien nicht ausdauern, cultivirt werden. Die Glashäuser können nach Maßgabe der zu cultivirenden Gewächse größer oder kleiner sein und nach Beschaffenheit der Gewächse im Winter häufig auf einen höhern oder niedern Wärmegrad durch Heizung gebracht werden. Die Gewächshäuser zerfallen ihrer Bestimmung nach in zwei Hauptabtheilungen, nämlich in Treib- und in Conservationshäuser. Treibhäuser sind Glashäuser, in welchen Früchte getrieben werden. Man theilt sie ein in das Wein-, Kirichen-, Pfirsichen-, Pflaumen-, Erdbeer-, Ananashaus. Die Wein-, Kirichen-, Pfirsichen-, Pflaumentreibhäuser kommen hinsichtlich ihrer Construction mit einander überein. Diese Häuser können jede beliebige Form erhalten. Gewöhnlich wird die Vorderseite mit Zweigpfirsichen, Pflaumen, Apfelsinen und Feigen besetzt, die Hinterseite aber als Spalier für Kirichen oder Wein eingerichtet. Auf den über dem Hauptplanale angebrachten Regalen können zugleich Erdbeeren und Bohnen in Töpfen getrieben werden. Das Ananashaus oder Bromeliarium unterscheidet sich von andern Treibhäusern durch seine Gestalt, welche durch die Behandlungart der darin zu erzielenden Früchte bedingt wird. Die Ananas bedarf zu ihrer Reifung einen bedeutenden Wärmegrad, aber nur eine geringe Höhe des Hauses, indem die Pflanze nur 2 bis 4 Fuß hoch wird; auch liegt sie es, dicht unter Glas zu stehen. Die Pflanzen erhalten ihren Stand in ihrem Bette, das entweder eine sanfter Neigung mit den Fenstern ziemlich parallel erhält oder ganz horizontal liegt, wobei die Lage der Spalten etwa 4—4½ Fuß über dasselbe erhoben sein muß. Vorn erhält das Haus eine niedrige Glaswand von 2 Fuß Höhe, und der Boden desselben wird vor besserer Zusammenhaltung der Wärme gewöhnlich um einige Fuß in die Erde versenkt. Die

Fenster erhalten einen Neigungswinkel von 20—25°, und der Heisalan wird längs der Vorderwand hingeführt, sodas er den Raum zwischen der Glaswand und dem Bette einnimmt. Um die nöthigen Arbeiten in dem Bette vornehmen zu können, bringt man einen oberhalb rundverschaltten Gang hinter denselben an. In der Regel hat man aber zum Treiben der Obststräucher und Obstbäume nur Glashäuser einer kältern und einer wärmern Abtheilung. Außer feststehenden Treibhäusern gibt es auch bewegliche oder transportable. Dieseln unterscheiden sich in Nichts von den feststehenden. Man errichtet sie über mehreren neben einander stehenden Obstbäumen oder Obststräuchern und nimmt sie wieder ab, wenn die Bäume oder Sträucher abgetrieben haben. Natürlich müssen die Bäume schon längst gepflanzt sein. Wichtig in den Treibhäusern find die Spalier, indem die meisten Bäume ohne sie schwer zum Fruchttragen gebracht werden können; dadurch aber, das man die Zweige der Bäume sicherer ausbreitet und andrückt, werden sie den Einwirkungen des Lichts und der Sonnenwärme mehr ausgesetzt. Das Spalier befindet sich entweder dicht unter den Fenstern und läuft dann mit diesen parallel, oder es befindet sich in der Mitte des Locals oder an der Hinterwand des Hauses. Zuweilen finden sich diese verschiedenen Spalierarten in einem Hause vereinigt. Die Größe der Spalier richtet sich nach der Dicksort. Apfel auf Johannisbeerstämme ers deren ein 12—16, Apfelsinen, Pfirsichen, Kirichen, Pflaumen ein 10—12 Fuß breites Spalier. Die Breite des Spaliers ist aber auch abhängig von der Höhe desselben; je höher nämlich das Spalier ist, desto weniger breit dasselbe zu sein. Die Conservationshäuser theilt man wieder ein in Kalthäuser und in Warmhäuser. Die Kalthäuser dienen bloß dazu, Pflanzen, die im Sommer im Freien ausdauern, dagegen den Winterkälten nicht widerstehen, zu überwintern, gegen Frost zu schützen, weshalb die Wärme bei strenger Kälte auf + 1—5° R. heruntergehen darf. In den Kalthäusern gehören das Winter-, Drangerie- und Caphaus. Das Winterhaus ist ein solches Gewächshaus, in dem Pflanzen überwintert werden, welche + 1 bis höchstens 6° R. Wärme verlangen und meist in die freie Erde gepflanzt werden. Das Haus ist von Glas. Man erstarkt die Glasfenster in den ersten Tagen des Mai und setzt sie erst im October wieder ein, sodas sich die Pflanzen während der gelinden Jahreszeit in der freien Luft befinden. In dem Drangeriehausa durchwintert man erotische Pflanzen, die nur + 1—5° R. Wärme vertragen, z. B. Pomeranzen, Myrthen, Lorbeeren, Oleander. In dem Caphausa werden bei + 4—8° R. Wärme die Pflanzen aus Ruholand, vom Cap der guten Hoffnung, von den canarischen Inseln ic. durchwintert. Die Warmhäuser find bestimmt, Pflanzen aus den heißen Tropenländern im Winter und Sommer aufzunehmen, weshalb die Wärme nicht unter + 8° und nicht über + 14° R. betragen darf. Man theilt das Warmhaus wieder ein in das lauwarme und in das warme. In dem lauw-

warmen oder *Lepidarium* werden die zärtlichsten Caphaus- und die härteren Warmhaus-, die zarten Saft- und Fettpflanzen (z. B. Cacteen, Stapelien, Aloen, Crassulaceen, Mesembryanthemen u.), sowie viele Pflanzen aus dem mittlern Amerika und aus den höhern Regionen der Tropenländer, von den Gebirgen Ostindiens, aus China, Japan u. aufgelistet und bei + 8—12° R. Wärme durchwintert. Das warme Haus (*Calidarium*, *Terridarium*) ist nur für tropische oder solche Pflanzen bestimmt, die eine ununterbrochene Bodenwärme lieben, im Winter zu ihrem Gedeihen + 12—15° R. Wärme verlangen und auch im Sommer im Hause stehen bleiben oder ausnahmsweise in Warmbeete gestellt werden. Das warme Haus ist theils mit Koh- und erwärmten Erdbretern, theils mit schmalen Gesteinen und Bretterborden versehen. Man findet aber diese vielen verschiedenen Abtheilungen der Gewächshäuser nur an solchen Orten, wo die Pflanzengunst in großartigem Maßstabe betrieben wird. Am wenigsten kommen die vielen verschiedenartigen Abtheilungen der Gewächshäuser in solchen Gärten vor, wo neben dem hauptsächlichsten Vergnügen der zu erzielende Nutzen nur als Nebensache betrachtet wird. In den meisten Gärten befinden sich nur Glashäuser einer kälteren und einer wärmeren Abtheilung, in denen Pflanzenformen aus fast allen Ländersüchten und Regionen cultivirt und conservirt werden, und man hilft sich dadurch, daß man in beiden Abtheilungen den mittlern Wärmeград (in der wärmeren Abtheilung + 10—12, in der kälteren + 4—6° R.) unterhält und die Pflanzen härterer Natur an die kühleren Plätze stellt. Man reicht mit dieser Einrichtung größtentheils aus, wenn man sie nicht für zärtliche Tropengewächse, wie Palmen, Orchideen, Farnkräuter u., ausgedehnt wissen will. Bei der Anlage von Glashäusern ist zunächst darauf zu achten, daß die Vorderseite möglichst eine südliche Lage bekommt und daß ihnen die Sonne durch Gebäude oder Bäume nicht entzogen wird; ferner muß die Stellung so gewählt werden, daß die Glashäuser den rauhen Winden nicht zu sehr ausgesetzt sind. Diesen Erfordernissen entspricht ein südlicher Bergabhang oder eine südliche Wand einer Ruine oder eines Gebäudes am besten. Gehattet die Localität, das Glashaus mit den Wohnimmern zu verbinden, so ist dieses für den Winter eine große Annehmlichkeit, indem sich nicht nur vom Zimmer aus die Pflanzen des Glashauses besser übersehen lassen, sondern auch der Besuch desselben bei übletem Wetter bequemer geschehen kann. Den möglich höchsten Grad von Schutz genießt aber ein Glashaus, welches außerdem noch 2—3 Fuß tief in den Boden gesenkt wird, indem der untere Theil desselben durch die aufliegende Erde nicht nur gegen die Kälte geschützt wird, sondern dadurch auch die Bodenwärme leichter gewonnen werden kann. An Bergabhängen oder Erdberrassen lassen sich deshalb solche Glashäuser am besten anbringen, doch darf der anliegende Boden nicht wasserhaltig und nicht zu feucht sein. Die Formen der Glashäuser sind nach Umständen sehr verschieden. Sie haben zum Theil lie-

gende, zum Theil stehende oder schiefstehende Fenster. Die beste Form ist diejenige, welche das meiste Licht erhält, und wo der Raum so hergestell ist, daß die Pflanzen nicht im Schatten stehen, sondern alle möglichst dem Lichte nahe sind. Tiefe und hohe Glashäuser taugen deshalb nicht, sondern mehr solche, die eine schräge Glaswand, keine bedeutende Höhe und eine geringe Tiefe haben. Sehr vortheilhaft sind auch gebrochene Glaswände, wo die untere 4—5 Fuß hohe Glaswand senkrecht steht und ein Glasdach im Winkel von 45° darüber liegt. Die Glasfenster werden aus Rahmen und Sprossen mit tiefen Ritzfugen zusammenge-
 setzt. Darin werden die Scheiben nach Art der Dachziegel übereinandergesetzt, mit Drahtstiften befestigt und eingelassen. Die stehenden Fenster sind so herzustellen, daß sie nach Außen geöffnet werden können, damit man die Pflanzen im Innern nicht an die Fenster stellen kann; die liegenden Fenster dagegen richtet man zum Auf- und Abschieben ein. Die Höhe der senkrechten Fensterfronte richtet sich nach der Höhe der Pflanzen, die in dem Hause aufgestellt werden sollen. Bei der holländischen Construction der Glasfenster, wo der Boden des Hauses 3—4 Fuß tiefer als die Fläche des Gartens liegt, wählt man je nach Bedürfnis eine Fensterfronte von 2—4 Fuß Höhe. Es lassen sich darüber keine bestimmten Vorschriften geben, da der Zweck, welcher durch Einrichtung des Lokals erreicht werden soll, sehr verschieden ist. Die Dachfronte muß ebenfalls aus Fenstern bestehen und den Abfall nach der Vorderseite des Hauses haben. Sie ruht bei Häusern, die nur bis 12 Fuß Tiefe haben, auf der Hinterwand und den Vorderbalken; ist aber das Haus tiefer als 12 Fuß, so läßt man die Dachfenster auf einem Balken ruhen, welcher im Innern des Hauses durch einige Pfeiler unterstützt wird und in welchem zugleich die Sparren befestigt werden. Uebrigens dürfen die Dachfrontenfenster nicht zu hoch liegen, um den für alle Pflanzen so verderblichen Treppenfahl im Innern des Hauses zu verbüten. Der passendste Abstrahlungswinkel darf deshalb, die Zurückwerfung des Lichtes mit in Anschlag gebracht, nie unter 30° und nie über 40° halten. In der Regel müssen alle Glashäuser mit Glasdächern versehen werden, wenn die Pflanzen gedeihen sollen. Sonnensänge sind nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich. Sonnensänge sind oberhalb der Dachsenkfronte unter irgend einem Winkel angebracht oder eben oder conave Flächen, gegen welche die Sonnenstrahlen anprallen und wieder so zurückgeworfen werden, daß sie die Glasfläche treffen. Es ist unmöglich, einen solchen Winkel auszumitteln, der zu jeder Jahreszeit am vortheilhaftesten für die Rückwerfung der Sonnenstrahlen ist; auch sammelt sich bei Schneegefällen der Schnee in großen Massen zwischen dem Sonnensange und der Glasfläche an. Besser als die hölzernen Fensterrahmen für die Glashäuser sind die gußeisernen, galvanisch verzinkten; letztere bedürfen keinen Anstrich und sind dem Faulen nicht ausgesetzt. Besser ist es auch, statt der Glascheiben von 6 Quadratzoll, welche mit Blei eingefaßt sind und

durch Condensirung des Wasserdunktes ein den Pflanzen nachtheiliges Herabtröpfeln von Nässe veranlassen, große Glastafeln von 30—60 Zoll Länge und 6—8 Zoll Breite anzuwenden. Sie sind am besten elliptisch geschnitten, dessen sich und oben eine Oeffnung von $\frac{1}{2}$ Zoll an jedem Zusammenstoße gerade im Mittelpunkte der Ellipse. Dadurch ist den Pflanzen eine freie Ausathmung gesichert, und für den Besucher des Gewächshauses wird ein angenehmer und gesunder Aufenthalt erzeugt. Man baut gegenwärtig in England Gewächshäuser mit Glasdächern, welche sich gegen die Mitte hin ausbogen. Zu diesem Behufe müssen die Glastafeln schon in der Glashütte eine Biegung erhalten, wodurch sie dem Winde besser widerstehen. Statt der alten Art und Weise, die Fenster hinaufzuschieben, was immer mit Gefahr verknüpft ist und häufig dem Wachsthum der Pflanzen Schaden bringt, braucht man jetzt Glasedilatoren. Zum Schutz gegen Kälte im Winter dienen Strohbeden oder Räden; weil aber durch das öftere Ab- und Zudecken viel Scheiden eingeblasen werden, dieses Geschäft auch viel Zeit wegnimmt, so sind zu jenem Zwecke Doppelfenster weit zweckmäßiger. Zur richtigen Bestimmung der Wärme eines Gewächshauses bedient man sich eines Reaumur'schen Thermometers, dessen Wärmegrade man jedesmal vor der Heizung des Ofens und Nachlegung frischen Holzes nachsehen muß, um darnach das Nachlegen von mehr oder weniger Holz zu ermessen. Die Wasserregaler mit dem Wasser zum Gießen gehören in das Haus selbst, damit das Wasser die Wärmegrade des Hauses annimmt. Das Belegen des Fußbodens des Gewächshauses geschieht am besten mit gut gebrannten Backsteinen, indem diese die Feuchtigkeit leichter als die Sandsteine einsaugen. Den Fußboden mit Brettern zu belegen, ist der Dauer halber nicht rathsam; ebenso taugt das Bestreuen des Fußbodens mit Sand, des Staubes halber, der dadurch veranlaßt wird, Nichts. Das Lüften des Hauses muß auf eine einfache Art bewerkstelligt werden können, sodaß man die Fenster hoch oder niedrig und selbst nach dem Luftzuge stellen kann. Am besten sind, wie schon erwähnt, die Ventilatoren. Da die meisten ins Warmhaus gehörenden Pflanzen zu ihrem besseren Gedeihen einer kühlen Boden- oder Unterwärme bedürfen, so wird in der Mitte des Hauses ein Loh- oder Sandbett angebracht. Für große Pflanzen nimmt die Stelle des Loh- oder Sandbettes ein Erdbeet ein. Das Lohbeet ist ein mit Gerberlothe angefülltes Beet. Da die Lohbe, besonders wenn sie feucht ist, eine große Menge schädlicher Insektenbrut birgt und, wenn sie frisch angewendet wird, oft eine sehr starke stichige Hitze erzeugt, in welcher die Wurzeln der Pflanzen leicht verbrennen, wenn man nicht durch hineingestopfte Löcher oder durch Drausnehmen der Töpfe noch zeitig genug Hülfe schafft, so wendet man in neuerer Zeit häufig das Sandbett an. Will man doch Loh anwenden, so muß man sie zuvor hinreichend austrocknen und ihr $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ schon gebrauchte alte Loh beimischen, wodurch die frische Loh eine mildere Wärme erhält. Die Anlage des Lohbettes

geschieht folgendermaßen: Man legt erst 2 Fuß hoch fettes Pferdemist in dünnen Schichten auf einander, bestreut ihn mäßig, wenn er zu trocken ist und tritt ihn fest und eben. Wenn der Mist nicht mehr dampft, bringt man etwas alte Loh darüber und fällt dann den 3—3 $\frac{1}{2}$ Fuß tiefen Kasten, der an der Hinterwand 6—8 Zoll höher und so weit sein muß, daß man von den Längsseiten bequem zur Mitte gelangen kann, mit fettem, mit $\frac{1}{4}$ — $\frac{1}{2}$ alter Loh vermischter, nicht mehr feuchter Loh bis 4—6 Zoll über den Rand. Die Lohbe darf nicht festgetreten werden, sondern muß locker bleiben, da sie sich beim Zusammensetzen auf desto längere Zeit erwärmt. Wenn die Lohbe die erforderliche Wärme hat und für die Pflanzen nicht mehr zu heiß ist, werden letztere mit den Töpfen hineingestellt. Die Hitze der Lohbe kann man leicht nach dem Gefühle beurtheilen, wenn man die Hand in die Tiefe des Bettes steckt, noch sicherer mit einem Thermometer. Die Wärme kann von + 12—25° R. betragen. Für Tropenpflanzen ist eine Wärme von + 15—20° R. die angemessenste. Man kann auch die Oberfläche des Lohbettes 6—10 Zoll hoch mit Sägespänen bedecken. Das Lohbeet kann bei völlig trockenem Unterboden zum Theil in die Erde versenkt werden, wodurch man bedeutend an der Höhe des Hauses erspart. Das Lohbeet wird gewöhnlich Anfangs September angelegt und hält dann bis zum nächstfolgenden März oder April aus; zu dieser Zeit muß es von Neuem vorgerichtet werden. Sollte die Lohbe vor dieser Zeit die Wärme verlieren, so ist es rathsam, sie bis zur Hälfte ihrer Tiefe umzufahren; sie erzeugt dann eine temperirte Wärme, welche gewöhnlich bis zu der Zeit anhält, wo das Beet von Neuem angelegt wird. Das Sandbeet wird mit trockenem Sande ausgefüllt und dieser durch darunter hingeführte Heizkanäle erwärmt. Das Sandbeet kann bei völlig trockenem Untergrunde zum Theil, wie das Lohbeet, in die Erde versenkt werden, hat übrigens dieselbe Einrichtung wie das Lohbeet. Das Erdbeet ist 3 Fuß tief und wird gewöhnlich mit Pferdemist erwärmt, den man durch eine längs der Hinterwand des Bettes angebrachte Oeffnung unter einem Staken- oder Eisenroste, auf dem die Erde ruht, einbringt. Neuren Erfahrungsregeln zufolge ist jedoch die Erwärmung des Erdbettes mit Wasserdämpfen weit vortheilhafter. In den Kalthäusern und lauwarmen Gewächshäusern stellt man die Pflanzen auf Stelagen und Fensterregale. Die Stelagen dürfen nicht zu hoch sein, damit alle darauf stehenden Pflanzen hinlänglich Licht erhalten und beim Begießen und Auspugen bequem erreicht werden können. Da die Pflanzen dem Lichte so nahe als möglich stehen müssen, so stellt man die Stelagen in einer Entfernung von 4—6 Fuß von der Fensterfronte auf, sodaß der Vorbergang zwischen dem Rationale und der Stelage 2—3 Fuß Breite erhält. Die Anzahl der Fensterregale richtet sich nach der Höhe der Fensterfronte; gewöhnlich bringt man deren 3—4 an. Die Breite derselben darf nicht unter 1 $\frac{1}{2}$ und nicht über 2 Fuß betragen. Auch noch an der Hinterwand

und an beiden Seitenwänden können die Glashäuser mit Regalen versehen werden. In den Rathäusern sind Georginen, Mirabilis, Gladiolen, Cyklis u. auf diesen Regalen vortheilsaft aufzustellen. In dem Warmhause, und zwar längs der Fensterfronte über dem Heizkanale, stellt man solche Pflanzen auf die Regale, welche keine Unterwärme und weniger Licht verlangen, besonders auch diejenigen Zwiebel- und Knollpflanzen, welche eingezogen haben, z. B. Glorinen, Achimenes, Anagallis, Ganna u. Einer der wichtigsten Gegenstände sowohl bei kleinen als bei großen Gewächshäusern ist die Art der Heizung, durch welche die eintretende Kälte willkürlich und schnell die geeignete Wärme hervorgebracht und leicht auf mehr Stunden erhalten werden kann. Die Erwärmung der Gewächshäuser geschieht in neuerer Zeit entweder durch warme Dämpfe oder durch Feuer. Die Erwärmung durch Feuer wird entweder mittels Ofen von Gußeisen oder Ziegeln oder noch besser durch Heiz- oder Feuerkanäle von Backsteinen hervorgebracht. Ofen sind zur Heizung der Glashäuser deßhalb nicht immer anwendbar, weil sich die Wärme im Hause nicht gehörig verbreitet; dieses hat zur Folge, daß die Pflanzen an den Fenstern oft erfrieren, während die zunächst am Ofen stehenden durch grelle Hitze nickschlagen. Ueberdies strömt die Hitze meist zu schnell aus, und die Ofen werden, wenn das Feuer abgebrannt ist, zu schnell kalt, weshalb öfters Holz nachgelegt werden muß, wodurch die Versorgung der Heizung, zumal bei strenger Kälte, sehr unzulänglich und lästig wird. Ganz anders verhält es sich mit den Kanälen, durch welche die Wärme gleichmäßig im Hause verbreitet wird. Die Wärme selbst strömt nicht so grell aus und die Kanäle bleiben länger warm, sobald man im Winter nicht befürchten darf, daß, wenn selbst das Feuer abgebrannt ist, das Haus schnell erkalte. Gewöhnlich werden die Kanäle aus Backsteinen und Lehm auf die einfachste Weise erbaut. Die Leitung derselben wird, je nach der Anlage der Gewächshäuser, an dem Boden rund herum geführt oder die Kanäle werden über einander an der Hintermauer genunnen, und zwar so, daß der Rauch nur da in den Kamin ausströmen kann, wo die Einsenkung stattfindet. Die Feuerkanäle sind leicht bald in die Höhe und dann weiter in die Tiefe zu leiten, wenn nur das beobachtet wird, daß die Schließung allmählig geschieht, die Ecken an den Wendungen abgerundet und die Kanäle nicht tiefer als die Sohle des Feuerherdes, sondern eher einen Fuß höher angelegt werden, wodurch die Kanäle immer den gehörigen Zug haben. Die Anlage eines Feuerkanals geschieht auf folgende Weise: Zuerst wird ein Ofen, gewöhnlich an der hintern Seite des Glashauses in einer Ecke, ungefähr 4 Fuß lang, 1½ Fuß hoch, 1½—2 Fuß breit und ungefähr 4 Fuß unter dem Boden des Gewächshauses, angelegt. Der Boden des Ofens wird gegen den Kanal zu verjüngt, und zwar auf 6 Zoll ansteigend, erhält einen Kof, und die Decke wird mit einem einen Fuß breiten Backsteingerüst versehen, sobald die Wärme am Feuerherde nicht zu schnell austret-

men kann und auch keine Feuergefahr zu befürchten ist. An den Ofen schließt sich der Kanal, der auf 6 bis 10 Fuß Länge eine schnelle Steigung des Kanals von einem Fuß und mehr haben darf. Je größer überhaupt die Steigung des Kanals von der Wandung des Ofens an ist, desto besser wird der Zug sein. Dann läßt man den Kanal horizontal oder in beliebiger Steigung fortlaufen, führt ihn rund im Hause herum oder läßt ihn wieder rückwärts gehen und bringt seine Mündung in den Kamin beim Ofen. Die Ausmündung muß wenigstens 5 Fuß über dem Feuerherde sein, und überhaupt dürfen an den Ecken, wo sich der Kanal wendet, nie scharfe Ecken, sondern nur sanfte Abrundungen stattfinden. Gleichmäßig, parallel fortlaufende Höhe und Breite eines Kanals ist ein absolutes Erforderniß, und niemals darf eine Erweiterung in der Kanalröhre stattfinden. Die Kanäle müssen rundum frei und dürfen in keiner Berührung mit den äußern Wänden stehen. Ist die Anlage des Ofens fertig, so legt man auf eine lange Strecke die Sohle des Kanals auf folgende Art: Auf einem nach der Steigung des Kanals angelegten ausgemauerten Fundamente werden 3—4 Zoll schmale Backsteine fest in Lehm einige Zoll von einander als Fuß des Kanals ringelegt; auf diese schmalen Backsteine kommt eine Lage 6 Zoll breiter Dachziegel, welche ebenfalls fest in Lehm eingelegt werden, und zwar so, daß sie immer in die Mitte des unterliegenden Backsteins aufammengestoßen werden und daß ihre Länge von 18 Zoll den Durchmesser des Kanals bildet. Diese Schicht wird mit Lehm überstrichen und eine zweite Schicht Dachziegel darüber gelegt, jedoch so, daß immer ein Ziegel die von den zwei darunter liegenden Ziegeln gebildete Fuge gehörig bedeckt; dann wird die Schicht abermals mit Lehm überstrichen und abgeglättet, wodurch der Boden des Kanals gebildet ist. An den beiden Seiten des Kanalbodens werden nun der Länge nach zwei Reihen stehende Backsteine, die eine Wand von ungefähr 10 Zoll Höhe bilden, aufgesetzt, mit Lehm gehörig verbunden und innen und außen ebenfalls mit Lehm überstrichen. Stehen nun die zwei Nebenseiten des Kanals, so wird durch eine doppelte Schicht Dachziegel die Decke darüber gemacht und diese ebenfalls gut mit Lehm verstrichen. Der nun fertige Kanal wird von innen und außen sorgfältig mit Lehm überzogen und mit Rof angestrichen. Um einen solchen Kanal vom Rufe zu reinigen, bricht man in Zwischenräumen von 1—2 Jahren, je nachdem stark oder schwach geheizt wurde, einzeln Stellen auf, zieht den Rof mit einer Krücke heraus, bedeckt die Oeffnungen mit Ziegeln und bedeckt die Fugen mit Lehm. Statt der Ziegel kann man auch ineinandergefügte Zehnröhren anwenden; noch besser als diese und auch als Backsteine und Dachziegel sind besonders dazu gefertigte Zehnröhren von 12 Zoll im Quadrat. Zur Ausmündung und Verjüngung der Glashäuser bedient man sich zum Theil der Kalksteinen, in denen Lochauben, Canarienvogel, Gold- und Silberfasanen, Eichhörnchen u. gehalten werden, oder äußerer Etageren, auf welchen Pflanzen mit zierlichen Blatt-

formen in Porzellanstüpfen aufgestellt sind, oder Glasbassin, in denen Goldfische herumschwimmen. In Warmhäusern legt man wol auch Salamander und Laubfrösche, welche zugleich die Schnecken und Kellerschnecken vertilgen. Ein mittelmäßig großes Glashaus mit zwei Abtheilungen als Kalt- und Warmhaus legt man gern nach Süden oder Südwesten an einem der Winden nicht zu sehr ausgesetzten Plage in der Nähe der Wohnung oder im Garten an. Man wählt dazu einen ebenen Platz und legt in beliebiger Länge die erforderlichen Fundamentmauern von 2—3 Fuß Höhe an, sobald der innere Raum ungefähr 14 Fuß lang ist. Auf die vordere Fundamentmauer setzt man eine Sockelmauer entweder von gehauenen oder von rauhen Steinen zwei Fuß über dem Boden an und legt darauf eine Schwelle von Eichenholz, in welche die Pfosten eingezapft werden. Die hintere Mauer wird 8—9 Fuß über den Boden herausgemauert und oben mit einer Mauerlatte belegt, auf welche die Dachsparren zu liegen kommen. Auf der vordern Schwelle werden ungefähr 5 Fuß von einander 8 Zoll dicke hölzerne Pfosten von 16—18 Fuß Länge in einem Winkel von ungefähr 75—80 Grad aufgestellt und mit einer darüber gelegten 6 Zoll dicken Pfoste verbunden. Auf diese und auf die hintere Mauerlatte werden die Dachsparren aufgelegt und durch Zapfen an beide befestigt. Die Sparren läßt man nach der vordern Seite soweit vortragen, daß ihr äußerstes Ende senkrecht zu der äußersten Seite des Sockels ist. Hierdurch ist das Skelett des Glashauses hergestellt. Um dem Baue die gehörige Festigkeit zu geben, werden die vordern Pfosten 12—14 Fuß über dem Sockel an dem Orte, wo die Fenster aufstehen, mit einem horizontal liegenden Kiezelholze mit den Dachsparren durch Einzapfung und Verwahrung mit eisernen Klammern verbunden; ebenso wird in der Hintermauer eine kleine Öffnung gelassen, in die ein Kiezelholz schräg aufgestellt und in den Dachsparren eingezapft wird, um das Schieben des Daches nach Hinten zu verhindern. An beiden Kiezelhölzern werden dann Bretter zusammenge nagelt, concav ausgearbeitet und an die Kiezelhölzer angengelt, so daß dieselben das Gerippe für die concave Decke, die mit der Hintermauer verläuft und vorn an das Ende der Fenster anschließt, bilden. Ähnliche concave Rippen werden auch an die vordern Pfosten an der Stelle, wo die Fenster aufstehen, und an das Ende der Sparren angengelt, wodurch das Gerippe für den gewölbten Sonnenfang gebildet wird, wenn ein solcher durchaus angebracht werden soll. Auf diese Rippen werden nun ein Zoll dicke Latten 1½—2 Zoll von Unten angengelt, und darüber wird 3—4 Zoll dick Strohlehm gebracht, wodurch die Decke vollkommen hergestellt ist und hinlänglich zum Schutz gegen Kälte dient. Ist der Lehm trocken, so werden Decke und Sonnenfang gleich den übrigen Mauern mit Kalk verputzt und angestrichen, das Dach aber wird mit Ziegeln, Schiefer oder sonstigem üblichen Bedeckungsmateriale gedeckt. An den Seiten des Glashauses bringt man kleine Vorgebäude, in denen sich die Einfrierung befindet, oder zur Noth Windfänge

an. Die Fenster werden zwischen die vordern Pfosten in Falze eingelassen, damit sie ganz eben mit den Pfosten fortlaufen und eine ebene Glaswand bilden; das obere Fenster wird fest und das untere beweglich zum Aufstellen gemacht. Die Bedeckung der Glaswand geschieht durch 10 Fuß lange Strohbeden, in die der Strichfries wegen Rohrstengel eingesetzelt sind. Die aufgelegten Decken werden durch zwei Latten, welche man darüber legt, befestigt. Beim Abnehmen rollt man die Decken auf und stellt sie bei Seite. Eine Glaswand höher als 10—12 Fuß zu bedecken, ist nicht absolut notwendig, indem durch das Aufsteigen der warmen Luft nicht leicht oben im Hause Frost eindringt. Ein solches Haus kann in größerer oder kleinerer Form für warme oder kalte Pflanzen angelegt werden. Die Construction ist höchst einfach, die inneren Räume sind hell, und durch die gewölbte Decke, an der die Sonnenstrahlen reflectiren, so wie durch die schräg zulaufende Glaswand verzunget sich der innere Raum gegen die Decke, so daß die aufsteigende warme Luft sich nicht allzusehr ausbreiten kann. Benutzt man ein solches Haus zur Ueberwinterung kalter Gewächse, so stellt man in die Mitte eine Stange und läßt zwischen dieser und dem Feuerkanale einen geräumigen Weg. Ueber dem Kanale, sowie zwischen den Pfosten der Fenster bringt man Schäfte an, um solche Pflanzen dahin zu stellen, welche gern nahe am Lichte stehen. Soll ein solches Haus als Warmhaus dienen, so wird in der Mitte ein Lohbett angebracht, um das rund herum ein Weg führt. Sehr beliebt sind diejenigen Lohbetten, welche hinten etwas höher sind, weil die Lohschläge gegen das Licht zu etwas absfällt. Da sich die schiefen Formen der Glashäuser nicht wohl zu den gerade stehenden Facaden der Wohnhäuser eignen, so wird ein Glashaus, welches zugleich als Wintergarten benutzt werden soll, auf folgende Art angelegt: Man konstruirt ein Gebäude mit senkrechten Wänden und horizontal liegender Decke, 14 Fuß hoch, 12—14 Fuß breit und beliebig lang und verbindet diesen Raum durch eine breite Glasschüre mit dem Wohnzimmer. Die vordere Wand des Gebäudes besteht ganz aus stehenden Glasfenstern, welche zwischen den 5 Fuß von einander entfernten Pfosten eingezapft sind. Statt der Läden oder Decken können Doppel Fenster angebracht werden. In die Decke werden 5—6 Fuß breite und 8—10 Fuß lange Öffnungen angebracht, welche mit Beulen nach Art der Mistbeetkästen eingerahmt werden. Auf diese Rahmen legt man Fenster ebenso wie bei den Mistbeeten, so daß sie beliebig abgenommen werden können und bedeckt dieselben im Winter gegen Frost mit Strohbeden. So lange gelinde Witterung fortdauert, bleiben diese Fenster beständig offen und werden nur, wenn Frost eintritt, aufgelegt und bei Sonnenschein zum Lüften benutzt. Ueber der Decke darf hier kein Dach sein, sondern stat dessen wird die Decke mit Kiehlalt belegt und vom ersten Stode des Wohnhauses aus als Plattform benutzt, die im Sommer einen geeigneten Ort zur Ausstellung von Topfpflanzen darbietet. Solche Glashäuser sind sehr einfach, können im Sommer als Salons benutzt werden

und sind für die Erhaltung der Pflanzen sehr zweckmäßig. Verschieden von der Construction des Glashauses ist die Construction des Erdhauses. Dasselbe wird an dem südlichen Abhange eines Hügel oder Berges oder in Ermangelung dessen auch auf dem flachen Lande folgendermaßen angelegt: Man gräbt an einer trocknen Stelle eine 3—4 Fuß tiefe Grube in beliebiger Länge aus und ummauert dieselbe mit einer $1\frac{1}{2}$ —2 Fuß dicken Mauer, so daß der innere Raum ungefähr 10 Fuß breit wird. Die vordere Mauer führt man 1 Fuß, die hintere 8—9 Fuß über den Boden heraus oder an dem ausgegrabenen Erdhügel hinauf und bedeckt sie mit einer steinernen oder hölzernen Schwelle. Auf die vordere Mauer stellt man senkrecht einen 3 Fuß hohen Rahmen von 6 Fuß langem Holze und theilt dieselbe in 4 Fuß breite Fächer ab, von denen jeder mit einem senkrecht stehenden Pfosten von 6 Zoll unterschieden wird; in jede Abtheilung wird ein Fenster von 5 Fuß Breite eingepaßt. Auf die obere Schwelle des aus der vordern Mauer stehenden Rahmens werden alle 4 Fuß hölzerne Balken eingepaßt und auf die hintere Mauerwand eingelassen, um das Dach zu bilden, in welches die Dachfenster eingepaßt werden. Die Dachfenster bestehen aus zwei Abtheilungen und liegen in 2 Zoll tiefen Fächern, doch so, daß das oberste auf dem untersten Fenster aufliegt, damit das Regenwasser ablaufen kann. Das oberste Fenster wird festgemacht und das unterste zum Herunterziehen eingerichtet. Die senkrecht stehenden Fenster dagegen hängen oben in zwei Dollen, damit man sie bewegen und aufstellen kann. Liegt das Haus in der Ebene, so läßt sich mit der ausgeworfenen Erde hinter der hinteren Mauer eine Terasse bilden, aus der man beim Auslegen und Abnehmen der Läden hin und her gehen und die man mit Käfen oder Sträuchern besetzen kann. Im innern Raume wird rundum oder auch nur an der vordern Wand der Feuerungs kanal angelegt und über diesen eine Bank zur Stellung der Pflanzen angebracht. Die Einfuhrung geschieht von Außen; weil aber der Ofen sehr tief zu liegen kommt, muß eine tiefe Grube ausgegraben werden, die mit einem Dache bedeckt wird und in welche eine schmale steinerne Treppe hinabführt. Ein solches Erdhaus kann zum Treiben, zur Aufnahme von Ananas, der Stecklinge und anderer Warmhauspflanzen bestimmt werden, weshalb man den Raum zwischen den Wegen mit einem Kohlrute ausklettert, das zum Treiben mit Dünger und Erde und in anderen Fällen mit Lehe angefüllt wird. Soll ein solches Erdhaus zur Ueberwinterung von Kalthauspflanzen benutzt werden, so stellt man in die Mitte statt dem Kohlrute eine Stütze und legt darauf die Köpfe. Vortrefflich sind Kästen in der Mitte des Erdhauses, wenn seltene Pflanzen durch Ablager oder Ausläufer schnell vermehrt oder groß gezogen werden sollen. Man füllt in diesem Falle den Kasten mit guter Erde aus, setzt in dieselbe die Pflanzen ohne Töpfe und macht dann Ablager oder läßt sie frei aufwachsen. Solche Pflanzen wachsen sehr schnell und üppig und bleiben nicht bloß gesund, sondern fernen auch bald zur Blüthe. Bei

der Aufbewahrung der Kalthauspflanzen in Erdhäusern werden die Fenster den Sommer über herausgenommen und bei Regenwetter nur die Läden darüber gelegt. Im Herbst werden die Fenster wieder aufgelegt, und um den Raum gut zu benutzen, stellt man den Winter über Toppengewächse auf die Erde zwischen die eingesetzten Pflanzen. Zur Vermehrung und Erziehung gesunder Pflanzen ist ein Erdhaus unentbehrlich, wenn zumal viel daran gelegen ist, neue Pflanzen schnell zu vermehren. An den Hinterwänden können auch schmale Rabatten angelegt werden, die man mit Erde ausfüllt und mit rankenden Gewächsen besetzt, um die Wände damit zu überziehen. Ein ausgemauertes Bassin zur Erziehung erotischer Wasserpflanzen eignet sich sehr gut in das Erdhaus. Ein solches Haus läßt sich leicht durch Glaswände in verschiedene Abtheilungen bringen; wenn aber diese Abtheilungen im Winter verschiedene Wärmegrade haben sollen, so muß jede einen besondern Ofen und Feuerkanal haben. Die zur Obstzucht bestimmten Erdhäuser werden in der Regel nur durch Pferdemit erwärmt; dabei lassen sie sich aber ebenso einrichten und benutzen, als die weit kostspieligsten heizbaren Treibhäuser. Zu einem solchen zur Obstzucht bestimmten Erdhause wird auf trockenem Boden, wemöglich an einem Abhange, eine $2\frac{1}{2}$ — $3\frac{1}{2}$ Fuß tiefe, 5—7 Fuß breite Grube von beliebiger Länge ausgegraben und mit starken Pfosten ausgebaut. Die Hinterwand kann 5—6 Fuß hoch sein, aber der Vorderwand muß mit ihrer oberen Kante ziemlich der Erdoberfläche gleichstehen, so daß die Fenster einen Neigungswinkel von 45—50 Grad bilden. Uebrigens müssen die Wände doppelt sein, und ihr Zwischenraum muß mit trockenem Moose, Sägespänen oder Laub fest ausgefüllt werden. In dem Innern dieses Erdhauses befindet sich außer dem Erdbrette, in welchem die Bäume stehen, noch ein schmaler Gang, von welchem aus die wichtigsten Arbeiten vorgenommen werden können. Den Außen wird das Haus mit einem leichten Umschlage von Pferdemit umgeben, welcher so tief in die Erde gebracht wird, als die Grube tief ist; über der Erdoberfläche muß der Mist eine solche Höhe haben, daß er sämtliche Wände ganz bedeckt, so daß bloß die Fenster frei bleiben. Im Nothfalle kann auch eine Mantelofeneinfassung angewendet werden. Verschieden von dieser Art des Erdhauses ist das englische. Dasselbe wird ebenfalls durch Pferdemit erwärmt und läßt sich nicht nur sehr zweckmäßig als Folgebau zur Kultur der Ananas verwenden, sondern eignet sich auch ganz vorzüglich zum Treiben von Spargel, Gurken, Beinen, Erdbeeren etc. Die Grube wird nur $1\frac{1}{2}$ —2 Fuß tief ausgegraben. Die Vorderwand beträgt über der Erdoberfläche 1 Fuß, die Hinterwand 6 Fuß, die Breite des Bettes im Lichten ebenfalls 6 Fuß. Ein $3\frac{1}{2}$ Fuß hoher Raum, der sich über die ganze Länge des Hauses erstreckt, ist zur Aufnahme des Pferdemit bestimmt und wird durch einen längs hin liegenden Eisenstab in zwei gleiche Theile getheilt. Ueber diesem Raume werden 2 Zoll breite und $\frac{1}{4}$ —1 Zoll starke Eisenstangen gelegt und darüber eine Schicht Reisholz gepackt,

auf welche dann die zur Aufnahme der Pflanzen erforderliche Erde geschüttet wird. Das Beet nimmt den ganzen Raum des Hauses ein, und der Pferdemist wird durch die in der Vorder- und Hinterwand angelegten Thüren unter dasselbe eingebracht. Beim Gebrauche wird zuerst die eine Hälfte des Düngerraums seiner ganzen Länge nach mit Mist angefüllt, und wenn dieser nach etwa 18—20 Tagen seine Wärme abgesetzt hat, muß dies in der andern Hälfte des Raumes ebenfalls geschehen; reicht aber die vereinigte Wärme beider Abtheilungen nicht mehr aus, dann wird die zuerst gefüllte Hälfte geleert und frischer Mist eingebracht und so nach Bedürfnis abgewechselt. Die Wärme theilt sich bei dieser Einrichtung nicht allein der über den Eisenstaben liegenden Erde mit, sondern erfüllt auch den leeren Raum zwischen den Wänden und erwärmt gleichzeitig diesen. Die Fenster erhalten einen Neigungswinkel von 15—20 Grad. Dieses Erdbaus läßt sich auch eben so gut von Stenmauern als von starken eichenen oder kiefern Doppelwänden aufführen. In dem Düngerraume desselben läßt sich sehr passend ein Heizkanal anbringen. Der gewöhnliche Glas- oder Sommerkasten ohne Heizung dient dazu, den Sommer über zeitliche, besonders jährige und andere Warmhauspflanzen, die nahe am Lichte stehen wollen und bis Herbst Samen tragen oder im Spätherbste herausgenommen und in das Warmhaus gebracht werden, erziehen zu können. Ein solcher Kasten wird im Frühjahr mit Dünger und Lohe ausgefüllt, damit er gehörig erwärmt werde, was den Sommer über wiederholt werden kann. Ferner dient ein Sommerkasten zur Ueberwinterung harter Hauspflanzen, die nicht zu zärtlich sind, aber doch gegen Frost geschützt sein wollen. Man gräbt die Töpfe, in welchen die Gewächse stehen, im Herbst in die erkaltete Lohe, hält die Fenster so lange ganz offen oder läßt sie ganz weg, bis Frost eintritt, legt sie dann darauf, bedeckt den Kasten mit Strohmaten und Loden und bei strenger anhaltender Kälte mit Laub, Stroh oder leichtem Dünger, welche Stoffe bei gelindem Wetter und Sonnenschein den Tag über abgenommen werden. Dabei muß übrigens bei jeder gelinden Witterung im Winter fleißig nachgesehen werden, ob sich Schimmel ansetzt, welcher sobald zu beseitigen ist. Die Erde in den Töpfen ist öfters aufzulockern und überhaupt dafür zu sorgen, daß die Pflanzen nur nöthigfalls begossen werden. Bei der Anlage eines solchen Kastens gräbt man in der Richtung von Osten nach Westen eine 3 Fuß tiefe Grube von beliebiger Länge und mauert sie rundum mit einer 1 Fuß dicken Backstein- oder rauhen Mauer aus, so daß der innere Raum 5—7 Fuß breit wird. Die vordere Mauer läßt man 1 Fuß über den Boden hervorragen, die hintere 4 bis 6 Fuß und belegt beide Mauern rundum mit einem steinernen oder hölzernen Rahmen, auf den die Fenster eingepaßt werden und zu liegen kommen. Der Boden wird mit Schutt oder Sand ausgefüllt. Das Material zu solchen Kästen kann auch aus starken Bohlen oder Brettern bestehen, die im Herbst mit Wänden von Laub, Moos oder Stroh um-

füttert werden, um den Frost gehörig abzuhalten. Der Prellkasten kommt hinsichtlich seiner Construction ganz mit der Anlage eines Mistbettes überein, nur daß die Rückwand 4—5 Fuß und die Vorderwand 2 Fuß Höhe haben muß. Die Einfassung muß eben so hoch sein als der Kasten selbst und von diesem 1 Fuß abheben. Der Zwischenraum wird mit frischem Pferdemist ausgefüllt. In den Kasten selbst bringt man statt Pferdemist 2 bis 3 Fuß hoch trockenes Buchen- oder Eichenlaub und auf dieses 8—10 Zoll hoch Mistbesterde. Der Prellkasten dient dazu, viele feine Pflanzen schnell und leicht zu vermehren und viele Gewächse, die einen geringen Grad Treibhauswärme bedürfen, einzusetzen und so am zweckmäßigsten vom April zum Herbst zu ziehen. Verschieden von dem Glas- und Prellkasten ist der Zwiebelkasten. Derselbe ist ein für solche Zwiebel- und Knollengewächse bestimmter Pflanzenbehälter, welche den Winter im Freien nicht ertragen und besser in einem Beete als in Töpfen blühen, z. B. Fritzen, Alströmern, Amarullen, Gladiolen u. An einem geschützten, am vortheilhaftesten gegen eine südliche Mauer gelegenen Orte wird eine 6—8 Fuß breite und 14—20 Zoll tiefe Grube von beliebiger Länge ausgegraben, und mit einer Mauer eingefast, die hinten 2—3, vorn 1—1½ Fuß über die Oberfläche des Bodens hervorragt. Der Grund der Grube wird gegen das etwaige Eindringen von Mauerwürfen mit Flach und dicht neben einander gelegten Backsteinen bedeckt. Die Erde besteht aus drei Theilen Rauberde, drei Theilen Haideerde, einem Theile guter Rasenerde und zwei Theilen Flußsand. Zur solche Zwiebeln und Knollen, welche eine bestimmte Erdmischung verlangen oder die alljährlich nach dem Vertrocknen der Blätter herausgenommen und im Herbst wieder eingepflanzt werden müssen, sind besondere Abtheilungen in dem Kasten anzubringen. Am zweckmäßigsten wird der Zwiebelkasten mit Fenstern bedeckt, da die meisten bisher gehörenden Zwiebel- und Knollpflanzen ihre Blumenpracht nur unter Glas am vollkommensten entwickeln. Man hat auch besondere Stecklingshäuser, welche zur Vermehrung der Ziergewächse durch Stecklinge dienen. Das Stecklingshaus ist dem Erdbause ganz ähnlich und hat große Vorzüge vor dem Mistbette, weil in diesem Hause eine anhaltendere und gleichmäßigere Wärme hervorgerufen werden kann und dem Raume Nichts von der Fruchtbarkeit und Wärme der Atmosphäre durch Aufheben der Fenster verloren geht, was bei dem Mistbette unvermeidlich ist. Deshalb gedeihen auch in dem Vermehrungshause viele Stecklinge, welche in dem Mistbette sehr schwer oder gar nicht fortkommen. Das Stecklingshaus versenkt man so tief als möglich in die Erde, weil dadurch die Fruchtbarkeit der inneren Atmosphäre mehr unterhalten wird. Man gibt ihm eine Lage gegen Ost oder Nordost und Fenster mit möglichst kleinen Scheiben. Da die Stecklinge entweder + 12 bis 15° R. neben Bodenwärme oder nur + 8—10° R. Wärme und keine Bodenwärme verlangen, so muß man das Haus in zwei Abtheilungen bringen. An vortheilhaftesten wird es durch Wasserdämpfe geheizt. Endlich

hat man auch noch Stubengewächshäuser. Die selben sind Vorrichtungen, in denen Pflanzungen im Zimmer aufgestellt werden. Das Stubengewächshaus ist aus einzelnen Glasstücken mit Bleiverband zusammengefest und endigt in einem pyramidenförmigen Glasdach. Man kann eine oder mehrere der Glasstücke als Klappenfensterchen benutzen, um den darunter befindlichen Pflanzen von Oben Luft zu geben. Soll ein solches Stubengewächshaus elegant aussehen, so kann es mit beliebigen Farben angemalt werden. Was nun die Behandlung der Gewächse in den Glashäusern anlangt, so muß in dem Kalthause die Wärme immer auf $+ 1-6^{\circ} \text{R.}$ unterhalten werden. Das Kalthaus ist ganz mit Strohlag angefüllt, vorzüglich unter den Fenstern. Die Zwiebelpflanzen stehen an der Seite; vorn unter den Fenstern bringt man die Sämlinge und Stecklinge an, und die Strohlag besetzt man mit den strauchartigen Pflanzen. Sind die Pflanzen aus dem Freien in das Gewächshaus gebracht worden, was stets bei trockener Witterung geschehen muß, so stellt man sie, wie eben besprochen, auf. Kranke, zarte und junge Pflanzen stellt man dem Lichte zunächst, große, harte, holzige und krautartige Pflanzen mehr vom Lichte entfernt. Jede Pflanze muß so gestellt werden, daß sie von keiner größeren bedeckt wird, auch muß man alle Pflanzen übersehen können. Sämmtliche Pflanzen müssen wenigstens zweimal verstellt werden. So lange es noch nicht kalt ist, bleiben am Tage Thüren und Fenster offen; wird es kalt, so bleiben die Thüren ganz geschlossen und nur die Fenster offen, und wenn es zu frieren anfängt, werden auch die Fenster geschlossen. Dann wird am Abend mäßig geheizt und einige Stunden am Tage ein Fenster geöffnet. Bei größerer Kälte wird auch am Morgen geheizt, die Fenster müssen dann mit Läden und Strohdecken versehen werden, man öffnet nur bei Tage die Lustzüge und verschließt sie am Abend wieder. Nur bei sehr trübem und kalten Tagen nimmt man die Läden und Strohdecken nicht ab, heizt dann aber weniger. Sowie die Kälte wieder abnimmt, wird auch nur noch am Abend geheizt, und Anfangs werden die Fenster, später die Thüren geöffnet. Will man eine Pflanze bald zum Blühen bringen, so stellt man sie ins Licht, lockert die Erde auf und gießt fleißig. Alle Topfpflanzen müssen von Zeit zu Zeit von den schadhaften Theilen gereinigt und die Oberfläche der Erde ausgelockert werden. Gießen darf man aber im Allgemeinen nur dann, wenn die Erde ganz ausgetrocknet ist. Sehr dienlich ist es den Pflanzen, wenn dieselben zuweilen von Oben herab mit der Brause besprengt werden, vorausgesetzt, daß es im Freien nicht zu kalt ist. Nach einer solchen Besprengung muß aber jedesmal stärker geheizt werden. Im Mai kann man die vorher gereinigten, aufgerichteten und mit Wasser besprengten Pflanzen wieder ins Freie bringen, wo man sie in Kirsche einsetzt. Das Begießen muß stark geschehen, bis das Wasser wieder abläuft, wird aber nur dann erst wiederholt, wenn die Oberfläche der Erde im Topfe ausgetrocknet ist. Im August werden die Pflanzen in

größere Töpfe versetzt, wobei man darauf zu achten hat, daß die Luft nicht zu lange auf die Wurzeln einwirkt. Die Wurzeln selbst beschneidet man nur dann, wenn sie sehr verfilzt und faul sind; auch die langen Äste und Stängel muß man beschneiden. Nach dem Verspflanzen muß man die Töpfe in den Schatten stellen und bis zur Wiederauszugung mäßig begießen. Die Pflanze darf nie tiefer gerührt werden, als sie vorher gestanden hat; die Wurzeln müssen vorsichtig ausgebreitet und die Erde überall gut andrückt werden. Beim Herausnehmen der Pflanze aus dem Topfe muß man diesen umkehren und einmal auf seinen Rand schlagen, damit sich der ganze Ballen abblöst. In dem Warmhause muß eine sich gleichbleibende Wärme von $+ 10-15^{\circ} \text{R.}$ sowohl im Winter als im Sommer unterhalten werden. Der Anfang mit dem Heizen wird Anfangs September gemacht, wo man damit Abends 10 Uhr beginnt und auf diese Weise bis Mitte October fortfährt. Von Anfang November an wird auch früh vier Uhr etwas geheizt. Wird die Kälte heftiger, so muß früh stärker geheizt werden. An sehr kalten und trübem Tagen werden Läden und Decken gar nicht abgenommen, doch wird deshalb nicht weniger stark geheizt; kommt aber die Sonne wieder zum Vorschein, so wird nach und nach weniger geheizt. Ende October müssen die Lohbeere erneut werden, was man in Zwischenräumen von sechs Wochen wiederholt. Die Pflanzen dürfen aber nicht eher in die Lohbeere gesetzt werden, bis die erste Hitze verflüchtigt ist. Die Töpfe, welche nicht zu eng stehen dürfen, werden bis an den Rand in die Lohbeere eingesenkt. Im October oder Februar werden die Pflanzen umgekehrt wie oben bei den Kalthauspflanzen angegeben ist. Das Lustgeben muß vorsichtig geschehen, besonders im Winter, wo man alle Zugluft vermeiden muß. An jedem Fenster öffnet man nur eine Scheibe. Während der Nacht muß jede Öffnung verschlossen sein. Die Pflanzen im Warmhause müssen öfter, jedesmal aber nur sparsam begossen werden, und das Gießwasser muß die Nacht hindurch im Warmhause gestanden haben. Auch ein öfteres Uebersprengen der Pflanzen von Oben herab mit überschlagenem Wasser ist notwendig. (Dr. William Löbe.)

GEWÄHRLEISTUNG¹⁾, auch Evictionis-
 fectio (evictionis praestatio). Ein Geschäft, welches die Verpflichtung zur Uebertragung oder Bestellung eines Rechts begründet, hat für den Uebertragenden regelmäßig die Verbindlichkeit zur Folge, dafür zu haften, daß dem Empfänger nicht kraft eines schon bei jenem entstandenen fremden Anspruchs das übertragene Recht ganz oder

1) Die Quellen der Lehre nach gemeinem Rechte sind: Tit. Dig. de evictione et duplæ stipulatione XXI, 2. Tit. Cod. de evictionibus VIII, 44. Die Literatur ist zusammengefaßt von Glück, Erl. der Pandekten. 20. Bd. S. 163. Rott. 23. Unter den älteren Schriften sind auszuzeichnen: Baldusius, Ad Papinianum de evictione. (Basil. 1557. 8.) Collet, Comm. ad tit. Cod. de evictionibus in Meerman, Thes. Jur. T. II. p. 309 seq. Nonius, De evictione et duplæ stipulatione (Opp. Paris. Francq. ad Moen. 1598. p. 212 seq.). Unter den neueren Schriften ist bemerkenswerth: Müller, Die Lehre des römischen Rechts von der Eviction. I. Th. (Köln 1851.) (unvollendet).

theilweise entzogen werde. Eine solche Entziehung der Stetigkeit des Besizes, des unangefochtenen Habens und Behaltenskönnens und der dadurch bedingten Integrität des Sach- und Gebrauchswertes, wie diese der Empfänger seinem individuellen ökonomischen Interesse gemäß in rechtlicher Beziehung zu dritten Personen zu erwerben beabsichtigt und nach Inhalt und Natur des Uebertragungsgeschäftes auch vom Uebertragenden zu erwarten berechtigt ist, heißt in den Quellen des römischen Rechts „evictio“ deutsch „Entwähnung.“ Die Verpflichtung des Uebertragenden, für die Entwähnung einzustehen, d. h. für die dadurch dem Empfänger entstehenden Nachtheile Ersatz zu leisten, gleichviel, ob derselbe vertragsmäßig von vorn herein festgesetzt oder durch das richterliche Ermessen erst zu bestimmen ist, wird durch praestare evictionem und ähnliche Ausdrücke, Haftung für Entwähnung, Evictionleistung, Gewährleistung, bezeichnet. Der Ausdruck Gewährleistung umfaßt aber noch mehr. Im Teufischen bezeichnet man nämlich sowohl die Haftung für die Entwähnung sowohl, als für den Mangel versprochener Eigenschaften, welche eine in das Eigentum übertragene Sache nach der Aufsehung des Uebertragenden haben soll, und für Fehler, wofür der Uebertragende nach dem ädilitischen Edicte zu haften hat, mit dem gemeinsamen Namen Gewähr, und pflegt daher dieselben unter dem Collectivausdrucke Gewährleistung zusammenzufassen, nicht selten zum Nachtheil einer scharfen logischen Grenzbestimmung beider, ihrem Begriffe und ihren Voraussetzungen nach materiell verschiedenen Gebiete. Das französische Recht hat zwar für beide Lehren den Gattungsnamen „garantie“ adoptirt, aber die Verschiedenheit der zu Grunde liegenden Arten derselben auch durch äußerlich geschiedene systematische Anordnung der betreffenden Materien in der Titelfolge des Code civil anerkannt; es unterscheidet nämlich genau zwei Objecte der garantie, nämlich diejenigen für possession passible en cas d'eviction (art. 1625—1640), und die andere betreffend les défauts cachés de cette chose ou les vices redhibitoires (art. 1641 suiv.). Hier ist nur von der Evictionleistung die Rede, und zwar erst eine kurze historische Darstellung der Entwicklung dieser Lehre bei den Römern zu geben. Bei der mancipatio, der allgemeinsten Form der Uebertragung quiritischen Eigentums bei den Römern, welcher alle möglichen causae transferendi domini zum Grunde liegen konnten, verstand sich, wenn das der Mancipatio zum Grunde liegende Geschäft ein Kauf war, die Verpflichtung des Verkäufers, für die Eviction zu haften, von selbst; sie war nicht erst das Ergebniss einer besonderen Verabredung (nuncupatio), sondern die von selbst eintretende Folge der durch die Mancipationsolemnität beabsichtigten Rechtswirkungen bei dem Kaufe³⁾. Das von der Pflicht zur Evictionleistung bei der Mancipatio eingegangenen Käufen Bemerkte findet Anwen-

dung auf Käufe, welche durch die von der Obrigkeit in der Form einer Schminivindication unternommene in iure cessio vollzogen waren. Der Mancipant heisst verzugsweise mit Bezug auf diese Haftungsspflicht nach alten Zeugnissen auctor, der Umfang seiner Verbindlichkeit auctoritas, die Klage zur Geltendmachung des Anspruchs darauf auctoritatis actio. Die Verurtheilung bei dieser Klage ging auf das Doppelte, ob aber als Regel oder als Ausnahme, ist zweifelhaft. Doch ist wahrscheinlich, daß die Festsetzung der dupla für den Evictionsfall in der Regel nur das Ergebnis einer besonderen in der lex mancipii enthaltenen Verabredung war, welche sich als höchst zweckmäßiges, das Interesse des Empfängers deckendes Sicherungsmittel darstellend, wiederholt so häufig angewendet worden sein mag, daß man sich endlich daran gewöhnte, sie als stillschweigend eintretende Verpflichtung aufzufassen und darin ein Mittel erblickte, den schwankenden Möglichkeiten einer eventuellen Festsetzung des Interesses durch richterliche Schätzung (aestimatio) vorzubeugen. Als äußerste Grenze dieser Pönalstipulation scheint in der Regel das duplum eingeschaltet worden zu sein⁴⁾. Später wurde es üblich, sich durch stipulatio wegen der Eviction sicher zu stellen, und es war dies namentlich seit der Zeit gebräuchlich, als die streng civilrechtlichen Formen sich immer mehr verloren und den einfacheren Formen des *ius gentium* weichen mußten, namentlich also seit die bloße Tradition immer mehr gegen die mancipatio in den Vordergrund trat. Die res mancipi, bei denen die Mancipiation zur Uebertragung des quiritischen Eigentums notwendig war, waren in der ältesten Zeit des römischen Staates die Sachen, welche für die Römer den meisten Werth hatten, die kostbarsten waren. Der altweltliche Gegensatz zwischen res mancipi und nec mancipi verlor sich im Laufe der Zeit immer mehr; desto mehr trat aber das natürliche Element der Kostbarkeit als das brauchbare hervor und es machte sich in allen Fällen, wo im alten Rechte die Haftungsspflicht für Eviction nach den Grundsätzen der mancipatio und des nexum sich regelte, das Bedürfnis eines freieren und beweglicheren Surrogates mittels einer stipulatio geltend, namentlich seitdem der Kaufvertrag, in Bezug auf welchen die Evictionsklage praktisch am häufigsten war, die Bedeutung eines rein consensuellen Vertrags annahm, dergestalt, daß die bloße Einwilligung über Gegenstand und Kaufpreis zur Hervorbringung der beabsichtigten Wirkungen des Rechtsgeschäftes genigte. Diese Wirkungen bestanden nun nicht mehr in dem streng civilistischen Begriffe des Uebertragens zum Eigentum (dare oportere), sondern beschränkten sich zunächst auf das factische Ueberlassen einer Sache von Seiten des Verkäufers (tradere vacuum possessionem). Lief begründet im Rechtsbedürfnisse war nun die Sicherstellung des Empfängers dafür, daß das factische Haben auch das habere licere und causam donorum, d. h. Stetigkeit in der

3) Cic. pro Murena esp. 2. Paul. Sent. Lib. II. Tit. 17. §. 3.

4) L. 2. D. XXI, 2. Varro, De re rust. II, 10. §. 5. L. 43. 44. 45. pr. D. XIX, 1.

Zeitfolge, ein dauerndes und unangefochtenes Verhalten, den ungeschmälerten Gebrauch und Benutzung, bräuglich die Möglichkeit des Erwerbs des Eigentums durch Veräußerung auf Grund der Uebergabe gewährte. Das bequemste Mittel hierzu bildete die *cautio* durch stipulatio. Die alte *auctoritas* *netio* wird schon zur Zeit der klassischen Juristen nicht mehr als praefikches Institut erwähnt; es ist vielmehr sehr wahrscheinlich, daß seit der Kaiserzeit die Verdrängung dieser Klage aus der Reihe der üblichen Rechtsinstitutionen als vollendet zu betrachten sei, indem von dieser Zeit an die gängliche Umwandlung der Grundformen des ältesten Processes, der *legis actiones*, beginnt. Auch in der Bildungsgeschichte des Institutes der Eviction tritt der lebendige Zusammenhang mit gewissen Gegenständen der Klageformen zu Tage, sowie ja überhaupt die Ausbildung des römischen Rechtsdogmatismus in steter Wechselbeziehung zur Entwicklung des Systems der Klageformen vor sich ging. Auch in der Redaction der Justinianischen Rechtsbücher ist dieser dem klassischen Rechte charakteristische Zug nicht vermischt, tritt vielmehr noch hier in schärfen Linien hervor. Der hier in Betracht kommende Gegenstand der Klageformen ist der zwischen strengen und freien Klagen (*actiones stricti iuris* und *bonae fidei*). Die Klageformel, durch welche der Rechtsanspruch wegen Eviction gegen den Beklagten verfolgt wurde, enthielt entweder eine *intentio iuris civilis*, gerichtet auf eine bestimmte Geldsumme, wenn solche für den Evictionsfall durch eine streng verbale Particiberebung (stipulatio) vereinbart war (*actio ex stipulatu s. pro evicione*), oder sie gab dem urtheilenden Richter die freiere Macht, nach der materiellen Natur und dem innern Wesen des die Uebertragung vermittelnden obligatorischen Geschäftes, und einer auf Treue und Glauben gestellten Würdigung der tatsächlichen Verhältnisse zu bestimmen, „quidquid dari sive oporteat ex fide bona.“ Die Haftung für Eviction bildet der Natur der Sache nach eine allgemeine Folge derjenigen obligatorischen Geschäftes, welche die Verbindlichkeit zur Uebertragung oder Bestellung eines Rechts begründen. Dieses gilt namentlich von allen, diesen Erfolg bezweckenden *negotia bonae fidei*, bei welchen die Pflicht, zur Entzählung zu haften, sich als eine abgeleitete bezeichnen läßt, insbesondere also bei dem Kaufe, und zwar, abgesehen von der bei diesem Geschäftes hervortretenden praktischen Häufigkeit der Frage, hauptsächlich aus dem Grunde, um in der Verbindlichmachung des Verkaufes zur Haftung für das habere *licere* (*praestatio evictionis*) das Gleichgewicht der beiderseitigen Verpflichtungen herzustellen, welches sonst zum Nachtheil des Käufers verletzt worden wäre, da dieser seinerseits das Eigentum des Kaufgeldes (*pretium*) zu gewahren verbunden ist. Daraus darf man aber nicht schließen, daß die Verbindlichkeit zur Evictionsleistung etwas an der Voraussetzung des Kaufes individuell geknüpft sei. Der Kauf erscheint lediglich an der Spitze einer Reihe materiell gleichartiger obligatorischer Geschäftes, welche ihm durch ihren Zweck verwandt sind,

indem sie entweder darauf gehen, einen Gegenstand mit der Wirkung eines ungeschmälerten beständigen Besizes und Gebrauches in das Vermögen des Berechtigten zu bringen, oder ihm den vollständigsten Inhalt aller Rechte, das Eigentum, zu übertragen. Die unter diesen Gesichtspunkt gehörigen Geschäftes, z. B. Verkauf, Theilungen, Verpfändungen, Vergleiche, fallen in den Kreis der *negotia bonae fidei*, und es läßt sich daher die von dieser materiellen Voraussetzung bedingte Anwendbarkeit des von Ulpian aufgestellten processualischen Entscheidungsprincips⁴⁾ über das Gebiet des Kaufes hinaus nicht bezweifeln. Die praktische Wichtigkeit dieses Grundsatzes über den Umfang der richterlichen Condemnationbefugnis für die Gegenwart erhöht sich deshalb, weil nach der Auffassung des heutigen deutschen Processrechts das Princip der freien Behandlung der Klagen als das herrschende bezeichnet werden muß, dergestalt, daß der Richter, wenn er sich nur innerhalb der ihm durch den processualischen Begriff der Verhandlungsmaxime vorgezeichneten Grenzen bewegt, in der Findung des Rechts nicht weiter beschränkt ist, sondern lediglich die Natur des concreten Rechtsverhältnisses dabei zu Grunde zu legen hat, wobei denn allerdings die Elemente, welche als Ausprägungen der bona fides im römischen Rechte erscheinen, dem subjectiven Ermessen des Richters einen sichern objectiven Anhalt bieten. — Die stipulatio de evicione erscheint im Justinianischen Rechte unter denjenigen Stipulationen, zu deren Leistung der Promittent genötigt werden konnte (*necessariae*), entweder vor dem Prätor (*in iure*) oder vor dem iudex (*in iudicio*); sie gehört zu den *stipulationes communes*. Allen nothwendigen Stipulationen liegt der Grundgedanke unter, daß sie die Constitution des *judicium* bewirken, oder die Sicherung der strengen processualischen Verfolgbarkeit gewisser Ansprüche und eine Ergänzung des Mangels der römischen Klageformen bilden sollten, welche heut zu Tage ohne das Dasein eines bestimmten Klagtypus schon unmittelbar aus der Natur der rechtlich anerkannten Verhältnisse abfließen. Das Bedürfnis eines solchen Sicherstellungsmittels wegen Eviction trat am dringendsten bei dem Kaufe hervor, wo der Verkäufer nur zunächst zur factischen Uebertragung (indem die *traditio* nur *iuris gentium* war), zur Prästation des habere *licere* der verkauften Sache mit der Wirkung der Stetigkeit des Besizes für die Folgezeit verpflichtet war. Denn wenn auch der Käufer wegen Entzählung mit der Klage aus dem Kaufcontracte (*actio empti*) den Regreß gegen den Verkäufer nehmen und das Interesse fordern konnte, so bot ihm doch diese Klage nicht solche, die Langsamkeit und Unsicherheit von Ermittlungen überflüssig machenden Garantien, wie die auf stipulatio gegründete *actio de evicione*, bei welcher durch Verabredung die Höhe des Interesses auf eine bestimmte Summe festgesetzt zu werden pflegte. Frühesteig scheint man sich zu diesem

4) L. II. §. I. D. XIX, 1: „quod si nihil convenit, tunc ea praestabuntur, quae naturaliter inusant hujus iudicii potestate.“

Zweck der „*stipulatio habere licere*“ bedient zu haben. Zur Erklärung des Gehaltes und der praktischen Functionen der *stipulatio* ist auf eine Analogie ihrer Anwendung bei Bestellung von *Servitut*en an Provinzialgrundstücken Bezug zu nehmen. Ursprünglich sollte sie hier gewiss der einfachen Conventionalbestellung durch *pactiones* größeren Nachdruck verleihen. Der Erwerber ließ sich die Gewährung der Ausübung des *Servitut*enrechts und für den Fall der Verhinderung und Störung die Leistung des Interesses oder einer bestimmten Geldsumme als *poena stipulatur*. Die in vielen Stellen vorkommenden *Stipulationsformeln* dieser Art waren: „*per te non fieri, neque per heredem tuum, quominus mihi hereditate meo ire agere liceat, si adversus ea factum sit — tantum dari*“ und insbesondere bei dem *usufructus*: „*utifui licere sibi hereditate suo*“, und bei Bestellung des *usus*: „*per te non fieri, quominus mihi illa domo uti liceat*.“ Die Wirksamkeit dieser *stipulatio habere licere* ist aber nicht eine bloß negative, sie beschränkt sich nicht auf die Haftung des Promittenten dafür, daß er und seine Erben sich jeder Störung oder Verhinderung des *Servitut*enrechts enthalten wollen; sie hat vielmehr auch eine positive Seite, nämlich das Einfließen dafür, daß überhaupt keine Störung erfolge. Diefelben Grundätze sind durch spätere Interpretation der römischen Juristen auch auf die *stipulatio habere licere* wegen Entzöhrung der übertragenen Sache durch Dritte, außerhalb des *Stipulationsnexus* stehende Personen bezogen worden, obwohl das Versprechen, für den Fall einer *Eviction* durch Dritte zu haften, das Versprechen eines *factum alienum* enthält und daher nach der strengen Auffassung unzulässig ist⁵⁾. Die *stipulatio de evictione* war gewöhnlich eine *Pönastipulation*, indem man sich regelmäßig für den Entzöhrungsfall Ersatz der *dupla* des Preises oder Wertes der hingegebenen Sache zur Zeit des Contractabschlusses als Conventionalstrafe versprochen ließ, daher sie in den römischen Rechtsquellen *dupla stipulatio* heißt. Die altvölkische Beschränkung der *lex mancipii* wegen *Eviction* auf das *alterum tantum* des Kaufpreises darf jedoch für die Höhe der durch *stipulatio* festzusetzenden *poena* nicht als maßgebend betrachtet werden. Es lag vielmehr in der Willkür der Parteien, die *stipulatio* auch auf mehr als das *duplum*, nämlich auf das *triplum* oder *quadruplum* zu richten⁶⁾. Indessen war das Versprechen des Doppelten herkömmlich und es konnte der Verkäufer mit der *actio empti* zu dessen Promission angehalten werden⁷⁾. Nach der späteren Rechtsentwicklung war das Doppelte das höchste Maß der *Cautio* wegen *Eviction*⁸⁾. Die Form der *Sicherstellung* wegen des *duplum* war die einer bloßen *Verbalcaution* (*nuda repositio*), und nur im Falle besonderer Verabredung konnte eine *Sicherheitsleistung* durch Bürgen (*satisdatio*) gefordert werden⁹⁾. Im

heutigen Rechte kann die Anwendbarkeit der *dupla stipulatio* in soweit nicht mehr behauptet werden, als sie durch Eigentümlichkeiten bedingt ist, welche sie im römischen Rechte als *Formalact* charakterisiren. Dies gilt nicht nur zunächst von der Form, sondern auch von denjenigen materiellen Bestimmungen, welche im engen Zusammenhange mit jenem Formalismus stehen und sich unter seinem Einflusse in Verbindung mit Anschauungen des antiken Rechtsbewußtseins oder altvölkischer Volksfeste ausgebildet haben. Unter den rein formalen Gesichtspunkten fallen auch alle diejenigen Rechtsätze, welche Producte des ältesten römischen Proceßwesens oder von den eigenthümlichen Voraussetzungen desselben abhängig sind. Dagegen sind alle diejenigen Bestimmungen des römischen Rechts auch noch heut zu Tage in den Ländern des gemeinen Völkerechts als anwendbar zu betrachten, welche nicht durch das individuelle Wesen des *Formalactes* bedingt sind, sondern den allgemeineren Stoff freier Vertragselemente bilden, oder aus dem Gesichtspunkte von Auslegungsregeln aufgefaßt werden können. So ist z. B. die Frage, ob überhaupt noch eine Begründung der Verbindlichkeit zur *Evictionsleistung* und namentlich durch die Verabredung einer Conventionalstrafe zulässig sei, ebenso gewiß zu bejahen, wie die andere Frage, ob die Contractanten rückfichtlich der Höhe der Strafsomme auf das Doppelte beschränkt seien, zu verneinen. Dagegen beschränkt die preussische Gesetzgebung¹⁰⁾, obgleich sie übereinstimmend mit dem römischen Rechte eine das Interesse übersteigende Strafverabredung zuläßt, die Höhe der zu verabredenden Conventionalstrafe in der Regel auf das Doppelte des Interesses. Das französische Recht überläßt es der Verabredung der Parteien, durch besondere Verträge den Umfang der gesetzlichen Pflicht zur *Evictionsleistung* auszuzeichnen oder einzuschränken, ohne eine Grenze zu bestimmen (*code civil art. 1627*), und legt den Richtern bei dem *clausus penales* nur dann ein Ermäßigungsrecht bei (*art. 1231*), wenn die Hauptverbindlichkeit zum Theil vollzogen ist. Daß aber auch nach dem Systeme des *Code* die *stipulatio de evictione* eine *clausus penale* ist, ergibt sich aus der Bestimmung des Begriffs der letzteren im *art. 1226*. Eben so wird sie als ein Selbstanschlag des eventuellen Interesses aufgefaßt (*art. 1229*) und nirgends die Beschränkung auf ein Maximum vorgeschrieben. — Die *Eviction* ist die Thatfache, der Rechtsgrund und die Bedingung des Regressanspruches wegen Entzöhrung gegen die Vorgänger. Die möglichen Erscheinungsformen der *Eviction* anlangend, so kann sich der abstrakte Begriff der Rechtsentziehung, als einer Aufhebung der Stereilität des Besizes, der Dauer des Behaltensommens und derjenigen Unbeschränktheit der Verfügung, welche der nach Natur und Inhalt des zu Grunde liegenden Geschäfts in der Regel *animo sibi habendi* erwerbende Empfänger zu erwarten berechtigt ist, je nach der Eigentümlichkeit der Fälle, in verschiedenen Folgen für das Vermögen des in An-

5) L. 38. §. 1—9. D. XLV. 1. Begal. Müller, Lehre von der *Eviction*. I. 29. S. 46—50. 6) L. 56. pr. D. XXI. 2.

7) L. 31. §. 20. D. XXI. 1. 8) L. 44. D. XIX. 1. von *Africanus*. 9) L. 37. pr. D. 56. pr. D. XXI. 2.

10) Preuss. Panz. Th. I. Tit. 5. §. 301—303.

spruch Genommenen verwirklichen. Das Gemeinsame aller dahin gehörigen Combinationen ist die auf Grund eines schon in der Person des Vormannes vorhanden gewesen fremden Rechts fruchtbarer Anerkennung erfolgende Entziehung eines Vermögensbestandtheils, bezüglich Verminderung des Vermögensbestandes, welche sich im Allgemeinen darstellt als der Unterschied zwischen dem gegenwärtigen, nach der Eviction vorhandenen Betrage desselben, und demjenigen, wie er ohne das Ereigniß der Eviction gewesen sein würde. Bei näherem Eingehen auf die einzelnen Möglichkeiten, durch welche dieser allgemeine vermögensrechtliche Erfolg praktisch vermittelt werden kann, finden sich hauptsächlich zwei Richtungen derselben, welche am schärfsten und erschöpfendsten, zugleich mit Rücksicht auf die davon unzertrennliche Frage über die mögliche Parteilassung dessen, welcher die Entwährung erlitten hat (*evictus*), in einer Stelle des römischen Juristen Pomponius präcisiert worden sind¹⁾. Nach dem Inhalte dieser Stelle, mit welcher die allgemeine Betrachtung völlig übereinstimmt, lassen sich nun die möglichen Einzelformen und concreten Verschiedenheiten der Eviction nach folgenden zwei Hauptgebieten gruppieren. Erstens und am gewöhnlichsten besteht die Entwährung in einer spezifischen, positiven Minderung des vorhandenen Vermögensbetrages. Diese kann bewirkt werden durch Entziehung eines erworbenen Rechts oder einer in die rechtliche Herrschaft und das Vermögen des Erwerbers bereits übertragenen Einzelsache, mit dem Erfolge des factischen und rechtlichen Herausretens derselben aus dem Vermögen des Erwerbers und der Unterwerfung, bezüglich der Rückkehr unter die Macht des Berechtigten. Processualisch wird dieser Erfolg herbeigeführt durch die Verurtheilung des bisherigen Besitzers zur Restitution des Empfangenen, und im Falle hartnäckig verweigert Folgeleistung durch Anwendung der executivischen Zwangsmittel. Nach der Aeußerung des Pomponius ist diese einer doppelten Art der materiellen Verwirklichung fähig. Am schärfsten ist sie jedenfalls da ausgeprägt, wo auf erfolgte Verurtheilung die spezifische Restitution der erwinlichen Sache oder ihres erwinlichen Theils an den Kläger bewirkt ist (*cum res restituta est petitori*). Der gewöhnlichste der hierher gehörigen Fälle ist die auf durchgeführte Eigentums- oder Pfandklage erfolgende Restitution. Einer spezifischen Restitution steht nach der Darstellung des Pomponius der Fall gleich, wenn der Besitzer der mit fremdem Anspruche behafteten Sache in die Zahlung der *litis aestimatio* verurtheilt wird, ein Erfolg, der unter der Herrschaft des römischen Formularprocesses sehr häufig war, weil bei den *arbitrariae actiones*, wenn nicht die Restitution in Natur erfolgte, vielmehr der Beklagte sich derselben hartnäckig weigerte, wegen der Unzulässigkeit unmittelbaren Zwanges und direct erzugbarer Sachcondemnationen, es nun stets zu einer Verurtheilung in den nach Gelde abgekösteten Werth des Restitutionsgegenstandes kommen

mußte. Dieser Fall der *condemnatio* in die *litis aestimatio*, als ein Ausfluß der eigenthümlichen Wirkungen des Verzugs bei der Behandlung der *arbitrariae actiones* im römischen Formularprocess ist mit dem Wesen dieses Verfahrens für das heutige Recht zwar nicht mehr praktisch anwendbar, wohl aber für das Verständnis vieler römischer Gesetstellen unentbehrlich. Dagegen kann auch nach heutigem Rechte statt der Restitution des Sachinhalts die Leistung des Geldäquivalents in der Executionsinstanz substituiert werden nach fruchtloser Anwendung der zulässigen directen Zwangsmittel, oder wenn der Kläger auf die Zwangs-vollstreckung gegen die Sache selbst Verzicht leistet. Die Gleichstellung der Naturalrestitution und der Erlegung des Sachwerthes als gleichartige Formen der Eviction beruht auf innerer logischer und rechtlicher Consequenz. Die in einer bestimmten Geldsumme dargestellte *litis aestimatio* ist der allgemeine Ausdruck des Aufschwerthes der erwinlichen Sache im ökonomischen Verkehre; die Abschätzung der in Natur nicht restituierbaren Sache nach Gelde, das Mittel, um das Aequivalent der Leistung des Besitzers, wenn diese spezifisch nicht realisiert wird oder nicht mehr realisiert werden kann, zu bestimmen. Die Erlegung dieser Geldsumme wird nach römischem Rechte im Rechtsverkehre nach Analogie des Kaufs der erwinlichen Sache durch den restitutionspflichtigen Besitzer behandelt. Zweitens kann sich die Entwährung auch in negativer Richtung zeigen. Dies ist der Fall, wenn der Besitzer von der Klage des Erwerbers auf Restitution des Besizes losgesprochen, bezüglich die Ansprüche des Erwerbers auf Anerkennung der ihm vertragsmäßig bestellten Rechte an einer fremden Sache abgewiesen werden. — Die ursprünglich wichtigste und am häufigsten vorkommende Gestalt der Entwährung war die Abstreitung einer veräußerten körperlichen Sache durch die Eigentumsklage. Indessen schon sehr frühzeitig trat in der civilistischen Rechtsentwicklung nach Anerkennung der *jura in re*, als selbständig gegen das Eigentum hervortretender Rechtsverhältnisse, die Anwendung des Evictionsbegriffs auf die Fälle der Abstreitung oder Anerkennung dinglicher Rechte hervor. Nach dem Verzuge der *servituten* erkannte man bei den Römern auch rein obligatorische Rechte, Forderungen (*nomina*), als Gegenstände des rechtlichen Verkehres und insbesondere der Veräußerung durch Kauf an. Die nächste Verpflichtung des Verkäufers einer Forderung bestand in der Abtretung der zur Geltendmachung derselben erforderlichen Rechte. Es konnten dem Schuldner Einreden zur Seite stehen, in deren Folge der Käufer mit seiner Klage abgewiesen wurde. Da die Gesetzgebung und die römischen Juristen die Lehre von der Eviction im engsten Zusammenhange mit der Theorie des Kaufcontractes entwickelten, so lag es, nachdem man einmal Forderungsberechtigte in den Kreis der Kaufgegenstände aufgenommen hatte, einer consequent fortschreitenden Rechtsentwicklung nahe, die Grundsätze, nach welchen sich die Haftung des Verkäufers einer körperlichen Sache wegen Eviction bestimmte, und welche man

11) L. 16. §. 1. D. XXI, 2.

schon früh auf die activen dinglichen Rechte übertragen hatte, nun auch analog auf den Verkauf von Forderungen anzuwenden. Die folgerichtige Anwendung dieser Analogie führte nothwendig zu folgenden Sätzen. Der Verkäufer einer Forderung haftet dem Käufer für diejenigen Einreden, welche der wissenden Geltendmachung der Forderung aus seiner Person entgegensehen. Erklärte die Forderung zur Zeit des Kaufabschlusses *gac* nicht, oder war sie *ipso jure* aufgehoben, so war dieser Fall gleich zu behandeln dem Verkauf einer zur Zeit des abgeschlossenen Kaufes nicht oder nicht mehr existierenden körperlichen Sache. Jener erstere Fall, wenn das Recht des Käufers durch entgegenstehende Einreden des Schuldners richtiger aberkannt wird, tritt mit der Haftungspflicht des Verkäufers einer körperlichen Sache für Eviction durch folgenden, beiden Fällen gemeinschaftlichen Grundgedanken auf gleiche Linie; daß ein *ipso jure* wirksames und verfolgbares Recht es ist, dessen richtiger Anerkennung in Folge eines dem Verpflichteten zukommenden selbständigen Rechtes einen vom Ueuer vertreibbaren Regress begründet. Ebenso ist es als eine beiden Haftungsarten gemeinsame Voraussetzung zu betrachten, daß der Rechtsgrund der das Klagerecht zerstörenden Einrede schon in der Person des veräußernden Vormannes vorhanden war. Das Princip der Haftung des Verkäufers einer Forderung lag also ebenso, wie in den eigentlichen Evictionsfällen einer körperlichen Sache oder einer bestellten *Sequitur* in einem juristisch mangelhaften Dispositionrechte des Veräußernden. Diese, aus der Natur der hier in Frage stehenden Rechtsverhältnisse, sich ergebenden allgemeinen Folgerungen hat der praktische Trieb der römischen Rechtsbildung durch entsprechende positive Entscheidungen der Juristen, theils der älteren und klassischen, theils der späteren Zeit, wenn auch nicht grade in der Gestalt allgemeiner Rechtsregeln, so doch in Anwendung auf einzelne Rechtsverhältnisse in einer Art zur Anschauung gebracht, welche den Gedanken der gleichen Behandlungen beider Haftungsarten nach der Analogie des Dogma der Eviction völlig außer Zweifel stellt. Von Feststellen gehet zunächst hierher folgende Aeußerung des Juristen Hermogenianus: „qui nomen quale fuit, vendidit, duntaxat ut sit, non ut exigi etiam aliquid possit, et dolum praestare cogitur“¹³⁾. Da dieser Jurist der nachklassischen Zeit angehört und seine epitomae, aus welchen diese Aeußerung entlehnt ist, schon nach dem Titel als eine aus der früheren juristischen Literatur zusammengetragene Arbeit erscheinen, so ist nach dem klaren Anhalte dieser Stelle die Annahme höchst wahrscheinlich, daß schon die früheren Juristen, namentlich der klassischen Zeit, aus deren Schriften jenes Werk entlehnt ist, jene Grundzüge einer wesentlich analogen Behandlung beider Haftungsarten anerkannt haben mögen. Die gemeinsame Grundlage dieser gleichen Behandlung ist nun der anerkannte allgemeine Satz, daß dem Verkäufer die Haftungspflicht für die juristische Bonität des Kaufge-

genstandes, oder mit anderen Worten die Verpflichtung obliege, dasse einzusehen, daß nicht ein Dritter kraft selbständigen und besseren, schon bei dem Verkäufer vorhandenen geworbenen Rechtes die rechtlichen Ansprüche des Käufers wirksam entkräften könne. Diese Auffassungswiese wieh auch durch die von Pomponius und Ulpianus¹⁴⁾ aufgestellte Regel bestätigt, daß der Ueuer nur wegen derjenigen gegen den evictus geltend gemachten Einreden aus der Eviction regresspflichtig sein solle, welche schon gegen ihn vorhanden und begründet waren. Zu demselben Resultate gelangt man bei consequenter Auffassung der juristischen Verhältnisse hinsichtlich der Frage: für welche Einreden des Schuldners der Verkäufer einer Forderung zu haften habe. Aus einer folgerichtigen Betrachtung derjenigen Seite der Eviction, nach welcher sie wesentlich als die Ausübung eines von dem Cedenten abgetretenen Rechtes im eigenen Namen erscheint, ergibt sich im Wesentlichen der Grundsatz, daß der Cedent dem Cessionar nur für diejenigen Einreden einzusehen habe, welche schon gegen den Cedenten als Gläubiger, im Zusammenhange mit der cedirten Forderung selbst zu einer Zeit begründet waren, wo noch kein ausschließliches Verhältniß zwischen diesem und dem Cessionar bestand, daß er dagegen für die aus der Person des Cessionar hergenommene Einreden nicht zu haften brauche. Es hat hiernach also schon die römische Jurisprudenz selbst in ihrer historischen Entwicklung den Weg der Zurückführung der Haftungspflicht des Verkäufers einer Forderung auf die Analogie des Dogma's über die Eviction einer körperlichen Sache betreten. Die Aufgabe der heutigen Jurisprudenz ist es, diesen allgemeinen Gedanken in Anwendung auf die möglichen einzelnen Anwendungsfälle durch das System der Rechtsverhältnisse hindurch zur praktischen Anschauung und zur systematischen Geltung zu bringen. Durch eine erschwerte Lösung dieser Aufgabe wird es gelingen, die bisher in der Cessionstheorie noch immer nach der höchst unklaren und schwankenden Entgegensetzung einer Haftung für die bonitas und veritas nominis entscheidende Frage über den Umfang der Haftpflicht des Cedenten auf festere und bestimmtere juristische Grundlagen zurückzuführen. Unter den neueren Gesetzgebungen hat das preussische Landrecht den Begriff der Gewährleistung auf die Haftung des Cedenten übertragen. Die Rechtsörter haben dabei an die Analogie der Eviction gedacht¹⁵⁾, aber dieselbe nicht consequent durchgeführt, indem sie den herrschenden Ansichten der gemeinrechtlichen Praxis folgten und dieser die echrömischen Begriffe aufopfereten. Auch die französische Gesetzgebung im art. 1693 des code civil hat den Begriff der garantie auf den Verkauf von Forderungen oder andere unkörperliche Rechte (*créance ou autre droit incorporel*) ausge-

13) L. 77. §. 2. D. XXI. 2.

14) Dies geht aus §. 1. lit. 11. §. 476 des Landrechts hervor, wernach der Cessionar wegen der zur Sicherung seines Regresses gegen den Cedenten zu beobachtenden Litidenunciation garben nach der Analogie der eigentlichen Evictionstheorie bei dem Kaufe körperlicher Sachen (§. 143 a. a. D.) behandelt werden soll.

dehnt und, wie die Digesten die Lehre, „de hereditate vel actione vendita“, so die Lehre „du transport des créances et autres droits incorporels“ im Systeme der Rechtsverhältnisse als ein Glied der Lehre vom Kauf und Verkauf dargestellt. Die Analogie der Haftung für Eviction körperlicher Sachen wurde ebenfalls auf die Haftpflicht des Cedenten angewendet; es fand aber diese Anwendung nicht vollständig und consequent statt“). — Im Uebrigen genügt es, wegen der Lehre von der Evictionsleistung auf die Lehr- und Handbücher des gemeinen Civilrechts zu verweisen.

(C. W. E. Heimbach.)

GEWÄHRLEISTUNG (nach dem Edicte der Aedilen“). Zu dem Geschäftskreise der Aedilen gehörte auch eine umfassende Jurisdiction in Polizeisachen“); bei ihnen wurden Aedilen und Interdicti, wie bei den Prätorien, angebracht. Die plebejischen sowie, wie die curulischen Aedilen hatten ein gleiches Recht, Geldstrafen zu erkennen“), und diejenigen, welche ihren Beschlüssen und Erkenntnissen keine Folge leisteten, auszuipfänden“). Unrichtige Maße und Gewichte ließen sie vernichten“), Sachen, welche auf die öffentliche Strafe hingestellt waren, wegräumen oder vernichten“), und Waaren, welche auf dem Markte zum Verkaufe ausgetrieben waren, und Nichts taugten, zerbrechen, oder in die Irre werfen“). Ihre Jurisdiction griff oft in die des Prätors so tief ein, daß man z. B. die stipulationes aedilitiae mit unter den prätorischen begriff“). Insbesondere gehörte zu ihren Functionen die Marktpolizei. Sie hatten auch das Recht, Edicte zu erlassen. Es findet sich bloß, daß die curulischen Aedilen Edicte erlassen haben“). Ihr Edict bildete so gut, wie das des Prätors, einen Theil des jus honorarium. Von dem Edicte der curulischen Aedilen ist Manches in die Pandekten aufgenommen worden. Das Wichtigste darunter ist das über den Verkauf fehlerhafter Sachen, welches in den Titel der Digesten de aedilitio edicto etc. (Lib. XXI. Tit. 1) aufgenommen ist“). Dasselbe besteht aus 3 Capiteln.

15) Vergl. Müller a. a. D. I. Th. S. 320 fg.

1) Quellen der Lehre sind: Tit. Dig. de aedilitio edicto, et redhibitione, et quanti minoris (Lib. XXI. Tit. 1.). Tit. Cod. de aedilitio actionibus (Lib. IV. Tit. 58). Die Literatur ist ziemlich vollständig in Glück's Erläut. der Pandekten 20. Bd. angegeben, wo von S. 1—108 über die ganze Lehre gehandelt wird. Unter den neueren Schriften ist hervorzuheben: Krüskopf's und Pimmern's, Römisch-rechtliche Untersuchungen S. 155 fg. Unterholzinger im Archiv für civilistische Praxis. 6. Bd. S. 60 fg. Derselbe, Lehre von den Schuldverhältnissen. 2. Bd. S. 264 fg. Keller in Sell's Jahrb. für histor. und dogmat. Bearbeitung der römischen Recht. 3. Bd. S. 58 fg. 2) Sueton. De claris Rhetor. cap. 6. Juvenal. Satyr. X. v. 101. 3) L. in Lib. X. cap. 33. Lib. XXVII. c. 8. Lib. XXXV. c. 41. Orat. Fast. Lib. V. v. 299. Cels. Noct. At. Lib. X. c. 6. L. un. §. 2. D. XLIII. 10. 4) Tacit. Annal. Lib. XIII. cap. 28. 5) Juvenal. Satyr. X. v. 101. Pers. Sat. I. v. 129. L. 13. §. 8. D. XIX. 2. 6) L. 12. D. XVIII. 6. 7) Plaut. Rudens, Act. II. Sc. 3. v. 43. 43. 8) L. 5. pr. D. XLV. 1. §. 1. Inst. III. 19. 9) §. 7. Inst. I. 2. Theoph. Paraphr. ad h. l. 10) Die jährlichen Commentationen dieses Theils des Edicts sind angeführt bei Glück, Erl. der Pand. 20. Bd. S. 14. Not. 51.

Das erste handelt vom Verkaufe fehlerhafter Sklaven“), das zweite vom Verkaufe fehlerhaften Viehes“), das dritte von dem Halten gefährlicher Thiere“). Hierher gehören bloß die beiden ersten Capitel. Verbinde man diese beiden Capitel mit einander, so läßt sich deren Inhalt in folgende Hauptsätze zusammenfassen: I. Sklaven- und Viehhändler sollen den Käufern bestimmt anzeigen, ob und was die Sache für Fehler hat; der Fehler sei Krankheit (morbus) oder Gebrechen (vitium), wenn er nur in einer der Brauchbarkeit der Sache nachtheiligen Abweichung von der regelmäßigen und normalen Beschaffenheit derselben besteht, und nicht schon von selbst in die Augen fällt. Es ist nach dem Edicte gleichviel, ob der Fehler die Brauchbarkeit der Sache ganz aufhebt, oder nur vermindert, wenn nur der Fehler nicht ganz unbedeutend ist. Ebenso erstreckte sich das Edict ohne Unterschied auf bleibende und vorübergehende Fehler. Die Interpretation schränkte es jedoch bei Sklaven bloß auf Fehler und Krankheiten des Körpers ein; Gemüthsfehler und Seelenkrankheiten gehören nicht für das Edict, ausgenommen so weit es derselben namentlich gedenkt“). Für nicht in dem Edicte erwähnte Gemüthsfehler hafterte der Verkäufer aus dem Edicte andern nicht, als wenn er entweder dafür zu stehen versprochen hatte, oder der Gemüthsfehler von einer körperlichen Krankheit herrührte; er konnte aber deshalb mit der Klage aus dem Kaufe (actio empti) nach Civilrechte in Anspruch genommen werden“). Bei Thieren fällt der Unterschied zwischen vitium animi und corporis weg. II. Hat der Verkäufer noch besondere Eigenschaften der Sache bestimmt angegeben oder versprochen, so muß er dieselben, wenn auch sonst deren Abwesenheit kein Fehler gewesen wäre, wo nicht in der größten Vollkommenheit, doch wenigstens in einem erträglichen Grade gemahren, und haftet daher, wenn sie nicht einmal in diesem Grade vorhanden sind; er haftet, wie sich das römische Recht ausdrückt, pro dicta promissione“). Hat der Verkäufer die größte Vollkommenheit von seiner Waare versichert, so muß er diese auch gewähren“). Eine bloß allgemeine Anpreisung seiner Waare von Seiten des Verkäufers, ohne das Versprechen, für bestimmte Eigenschaften einzustehen, gilt, da solche allgemeine Anpreisungen bei den Waarenhändlern gewöhnlich sind, für kein verbindliches Versprechen“). III. Der Verkäufer soll auch für die Ornamente haften, in welchen er das Thier zum Verkaufe vorführte“). IV. Der Verkäufer soll endlich auch

11) L. 1. §. 1. D. XXI. 1. 12) L. 38. pr. D. XXI. 1. 13) L. 40. al. 42. D. XXI. 1. 14) Gemüthsfehler, welche das Edict erwähnt, werden angeführt in L. 17. 1. 23. §. 2. 3. L. 43. §. 1. D. XXI. 1. 15) L. 1. §. 9—11. L. 2. L. 4. pr. §. 1—4. D. XXI. 1. 16) L. 18. pr. D. 19. §. 4. L. 28. §. 10. D. XXI. 1. 17) L. 18. §. 1. D. XXI. 1. 18) L. 19. pr. §. 1—3. D. XXI. 1. L. 37. D. IV. 3. L. 43. D. XVIII. 1. 19) L. 38. pr. §. 11. D. XXI. 1. Nach Keller in Sell's Jahrb. 3. Bd. S. 135 soll hingegen die Vorschrift wegen der Ornamente den Sinn haben, daß der Verkäufer dafür stehen müsse, daß das verkaufte Thier wirklich so beschaffen sei, wie es zur Zeit des Contractes zufolge der Beschreibung den Anschein gehabt habe. Es ist das aber eine Auslegung, welche ebenso sehr

dem Käufer auf sein Verlangen sowohl wegen der Abwesenheit der Fehler, als auch überhaupt wegen dessen, was erfter nach dem Edicte zu gewähren hat, Cautio bestellend, daß er auf den Fall, wenn sich das Gegentheil fände, das Doppelte leisten wolle¹⁹⁾. V. Erfüllt der Verkäufer nicht, was ihm nach dem Edicte der Aedilen zu thun obliegt, so soll der Käufer die Wahl haben, entweder auf Aufhebung des ganzen Handels, oder auf Minderung des Werthes und Leistung des Interesses zu klagen²⁰⁾. — Die spätere Interpretation und Praxis der römischen Juristen dehnte das Edict, welches den Worten nach nur von Sklaven und Quiriten spricht, schon früh auf alle Arten verkäuflicher Sachen, bewegliche und unbewegliche, aus²¹⁾. Ebenso blieb man nicht bei dem Kaufcontracte, auf welchen sich das Edict allein beschränkt, stehen, sondern dehnte das Edict auch auf den Tausch aus. Das Edict fand dagegen nicht statt bei solchen Contracten, wodurch bloß der Gebrauch übertragen wird, z. B. bei dem Pacht- und Miethecontracte, ferner bei solchen Verträgen, bei welchen keine Gegenseitigkeit vorliegt²²⁾, bei dem Verkaufe fideiussorischer Sachen²³⁾ und bei dem Verkaufe unbedeutender Sachen, d. h. solcher, wegen deren bei den Römern keine duplas stipulatio üblich war (venditiones simpliciter); bei letzteren fand das Edict jedoch nur in soweit keine Anwendung, als von der Redhibition und Aufhebung des ganzen Handels die Rede ist²⁴⁾, wodurch jedoch die Klage auf Schadenersatz nicht ausgeschlossen ist. — Was die Fehler der Sache anlangt, für welche der Verkäufer nach dem Edicte haften soll, so steht in Bezug auf diese das Edict zu dieser Haltung Folgendes voraus: 1) der Fehler muß der Brauchbarkeit der Sache schaden, gleichviel ob er dieselbe ganz aufhebt, oder nur den Werth der Sache vermindert²⁵⁾; 2) der Fehler muß ein verborgener (vitium latens) sein, welcher nicht in die Augen fällt, und welchen der Käufer ohne Anzeige nicht wußte, noch wissen konnte; ist der Fehler so offenbar, daß er dem Käufer bei Anwendung nur einiger Aufmerksamkeit nicht verborgen bleiben konnte, so haftet der Verkäufer dafür nicht²⁶⁾; 3) der Fehler muß schon zur Zeit des Contractes existirt haben; entsteht er erst nach dem Kaufe, so gehört er zu den Unglücksfällen, welche nun der Käufer tragen muß, ohne deshalb vom Verkäufer eine Entschädigung fordern zu dürfen²⁷⁾. — Das Edict fordert vom Verkäufer eine bestimmte und deutliche Anzeige der Fehler (palam recte pronunciantio, sagt das Edict). — Wegen einer fehlerhaften Sache kann unter den bemerzten Voraussetzungen

entweder auf Aufhebung des ganzen Contractes (Redhibition) oder auf Minderung des Preises oder auch auf Leistung des Interesses geklagt werden. Zu dem ersten Zweck dient die redhibitoria actio, zu dem zweiten die actio quanti minoris oder aestimatoria. Wird mit der redhibitoria actio (von redhibere, facere, ut rursus habeat venditor, quod habuerit) geklagt, so muß der Käufer die Sache dem Verkäufer mit allen Accessionen zurückgeben, und erhält dagegen vom Verkäufer das Kaufgeld mit Zinsen zurück; letzterer hat ihm auch die notwendigen und nützlichen Verwendungen auf die Sache zu ersetzen, sowie allen Schaden zu ersetzen, welchen der Käufer sowohl als Folge des Geschäfts erlitten hat, als welcher ihm durch die Sache selbst zugefügt worden ist, endlich den Käufer auch von allen der Sache oder des Geschäfts wegen übernommenen Verbindlichkeiten zu befreien. Wird mit der actio quanti minoris auf Minderung des Werthes geklagt, so steht dieses den Fall voraus, daß die verkaufte Sache einen solchen Fehler habe, der sie zwar nicht ganz unbrauchbar macht, aber doch ihren Werth verringert. Denn ist sie ganz unbrauchbar, so konnte nach römischem Rechte der Richter sogar von Amtswegen auf die Redhibition erkennen, wenn auch nur auf Minderung des Werthes geklagt werden wäre²⁸⁾. Die Verringerung des Werthes wird danach bestimmt, welchen Preis der Käufer bezahlt haben würde, wenn er den Fehler der Sache gemerkt hätte. Endlich kann auf das Interesse geklagt werden, wenn der Verkäufer arglistig verfuhr, oder dasjenige nicht leistet, was er ausdrücklich versprochen hat. Die Verjährungszeit für die actio redhibitoria und die actio quanti minoris ist verschieden. Wird wegen heimlicher Mängel oder wegen besonderer Angelegenheiten (dieta promissave) geklagt, so dauert die actio redhibitoria 6 Monate, die actio quanti minoris 1 Jahr²⁹⁾. Die redhibitorische Klage „ornamentorum nomine“ findet nur binnen 60 Tagen oder 2 Monaten statt³⁰⁾. Wegen verweigerter duplas stipulatio kann redhibitorisch nur binnen 2 Monaten, aestimatorisch binnen 6 Monaten geklagt werden³¹⁾. — Was das Verhältnis des ädilischen Edictes zum Civilrechte anlangt³²⁾, so ist 1) die Verbindlichkeit des Verkäufers, wegen der Mängel zu haften, weit umfassender nach dem Civilrechte, als nach dem Edicte. Denn während nach dem Edicte der Verkäufer nur wegen vitia corporis und nur wegen einiger im Edicte besonders genannten vitia animi haftet, hat der Verkäufer nach dem Civilrechte nicht weniger für sämtliche vitia animi, wie wegen der vitia corporis zu haften³³⁾. 2) Hinsichtlich der subjectiven Voraussetzungen geht das Edict weiter, als das Civilrecht. Nach dem Civilrechte nämlich steht der Verkäufer für Fehler der verkauften

mit den Worten der Aedilen im Edictsprüche steht, als sie zu ganz unpractischen Resultaten führt.

20) Theophr. Paraphr. ad §. 2. Inst. lit. 19. L. 28. 31. §. 20. D. XXI. 1. L. 31. 37. §. 1. D. XXI. 2. L. 14. C. IV. 49. 21) L. 1. §. 1. L. 18. pr. L. 28. L. 31. §. 21. D. XXI. 1. 22) L. 1. pr. D. XXI. 1. Schon Sabinus erklärte sich für diese Ausdehnung. 23) L. 62. D. XXI. 1. 24) L. 1. §. 3. D. XXI. 1. 25) L. 48. §. 1. D. XXI. 1. 26) L. 1. §. 8. L. 10. §. 2. L. 12. §. 1. L. 39. §. 9. D. XXI. 1. 27) L. 1. §. 6. L. 14. §. 10. D. XXI. 1. 28) L. 54. D. XXI. 1. L. 3. C. IV. 58.

29) L. 45. §. 6. D. XXI. 1. L. 25. §. 1. D. XLIV. 2. 30) L. 38. pr. D. XXI. 1. 2. C. IV. 58. 31) L. 38. pr. D. XXI. 1. 32) L. 28. D. XXI. 1. 33) Hierauf besonders beziehen sich die in Not. 1 angeführten Abhandlungen von Keusler, Unterholzner und Keller. 34) L. 1. §. 9. L. 4. pr. §. 4. D. XXI. 1.

Sache bloß dann ein, wenn er dieses besonders versprechen, oder wenn er dieselben wesentlich verschwiegen hat³⁵⁾. Dagegen sind die ädilischen Klagen vollständig schon dann begründet, wenn der Verkäufer Nichts von den Fehlern wußte, indem das Edict Nichts weiter voraussetzt, als daß sich Fehler vorfinden, welche der Verkäufer nicht angezeigt hat. Wenn in manchen Stellen auch die *Contractsklage* (*actio empti*), eine *Cioisiklage*, in solchen Fällen erwähnt wird, in welchen der Verkäufer von den Fehlern Nichts wußte³⁶⁾, so beruht dieses wol darauf, daß die Neuerungen des ädilischen Edicts später durch Vermittelung der römischen Jurisprudenz auch auf die *cioislen Contractsklagen* übertragen worden sind, was ja namentlich bei einer *actio bonae fidei* sehr leicht anging. Dieser Gang der Rechtsbildung ergibt sich mit Sicherheit daraus, daß die *actio empti*, sofern sie gegen den unwissenden Verkäufer angestellt wird, sich unverkennbar eng an die Bestimmungen des Edicts anschließt. Denn die Verurtheilung geht in solchem Falle nicht auf das ganze Interesse, sondern nach dem Vorbilde der *actio quanti minoris* nur auf die *vera rei aestimatio*³⁷⁾, und es ist von dieser *actio empti* auch nur dann die Rede, wenn die verkaufte Sache grade mit edictmäßigen Fehlern (*vitia corporis*) behaftet ist; stehen andere Fehler in Frage, so findet die *Contractsklage* nur gegen den doloson Verkäufer statt³⁸⁾. 3) Ein wesentlicher Unterschied zwischen dem *Civiltrechte* und dem *Edicte der Aedilen* betrifft die Wirkungen der Klage. Die ädilischen Klagen sind entweder auf Aushebung des Handels oder auf Minderung des Kaufpreises gerichtet; die *actio empti* geht immer nur auf Schadensersatz, sei es nun, daß dabei das gesammte Interesse, oder nur die *vera rei aestimatio* in Betracht kommt. Die Aushebung des Handels kann mit der *actio empti* unmittelbar nicht erreicht werden, und wenn dennoch von den römischen Juristen gesagt wird: „*redhibitionem quoque contineri empti iudicio*“³⁹⁾, so ist dies nicht so aufzufassen, daß der Käufer mit der *actio empti* unmittelbar auf Redhibition klagen könne, sondern der wahre Sinn ist nur, daß möglicher Weise auch im Folge der auf das Interesse gerichteten *Contractsklage* eine Aushebung des Vertrags erfolgen könne, wenn nämlich der ganze Handel wegen des vom Verkäufer verheimlichten Fehlers für den Käufer völlig unanuß wird, und also sein Interesse nur durch Aushebung des Handels gewahrt werden kann, grade so, wie ja selbst auch in Folge der ästimatorischen Klage möglicher Weise eine Redhibition eintreten kann. 4) Während die ädilischen Klagen nur bei dem Kaufe und Kaufe statt finden⁴⁰⁾, kann die *Contractsklage* wegen heimlicher Mängel unbedenklich bei allen *contractus bonae fidei* zur Anwendung kommen, wobei aber nur die Grund-

sätze des *Civiltrechts* entscheiden und eine Einwirkung des Edicts der Aedilen in keiner Weise erweislich ist. 5) In Ansehung der Gegenstände ist im neueren römischen Rechte kein Unterschied zwischen dem *Civiltrechte* und dem ädilischen Rechte, indem das Edict, wenn es gleich nur von Sklaven und Vieh sprach, doch später auf alle Arten von Sachen, bewegliche und unbewegliche angewendet wurde, wie bereits bemerkt worden ist. 6) Die im Edicte wegen der ornamenta der Thiere zutreffende Klage ist dem *Civiltrechte* völlig fremd. 7) Eine andere dem Edicte der Aedilen eigenthümliche Vorchrift ist die, daß der Käufer eines Sklaven vom Viehverkauf das *duplae stipulatio* verlangen kann, daß also der Verkäufer versprechen mußte, das Doppelte zu ersetzen, wenn sich edictmäßige Fehler an dem Sklaven vorfinden sollten⁴¹⁾, eine *Cautio*, welche auch auf den Viehverkauf ausgedehnt wurde⁴²⁾. Durch die *Doctrin* wurde diese *Cautionspflicht* in sofern auch in das *Civiltrecht* übertragen, daß wegen Nichtleistung derselben auch die *actio empti* angestellt werden darf⁴³⁾. 8) Während für die ädilischen Klagen die bereits angegebenen kurzen Verjährungsfristen vorgeschrieben sind, ist die *actio empti* als *Civiltklage* eine *perpetua actio* und erlischt mithin nach Ablauf von 30 Jahren. Diese lange Verjährungszeit ist ohne Bedenken auch zu anzunehmen, wo diese Klage mit den ädilischen Klagen *civito* concurrirt. Wo aber die Grundlage des Edicts der Aedilen auf die *actio empti* erst übertragen worden sind, diese Klage also nach dem vor dem Edicte geltenden *Civiltrechte* noch nicht begründet war, da erfordert es die Consequenz, auch die kurzen Verjährungsfristen des Edicts bei der *Contractsklage* in Anwendung zu bringen. — In den deutschen Rechtsquellen des Mittelalters finden sich ebenfalls Bestimmungen über die Pflicht des Verkäufers zur Gewährleistung für Mängel bei dem Viehe, namentlich bei den Pferden. So verpflichtet z. B. das magdeburg. Weichbildrecht⁴⁴⁾ den Verkäufer eines Pferdes, dafür zu haften, daß es nicht stetig, starrblind oder hartschlagig sei. — Was die neueren Gesetzgebungen betrifft, so schließen sich diese im Wesentlichen an das römische Recht an. Das österreichische bürgerliche Gesetzbuch sagt *Evictionsestimmung* und *Gewährleistung* wegen Mängel und Fehler zusammen. Es bestimmt, daß bei onerosen Verträgen derjenige, welcher eine Sache auf eine entgeltliche Art einem Andern überläßt, Gewähr zu leisten habe, daß sie die ausdrücklich bedungenen oder gewöhnlich dabei vorausgesetzten Eigenschaften habe, und daß sie der Natur des Geschäftes, oder der getroffenen Verabredung gemäß benutzt und verwendet werden könne⁴⁵⁾. Unter den Fällen der Gewährleistung werden sowohl *Evictionsfälle*, als Fälle vorhandener Fehler und Mängel zusammengefaßt. Denn als verpflichtet zur Gewährleistung wird dargestellt derjenige, welcher der Sache Eigenschaften beilegt, die sie nicht

35) Bregl. besonders *Cicero*, De offib. Lib. III. c. 16. 17. 36) L. 13. pr. §. 1. D. XIX, 1. 37) L. 13. pr. §. 1. D. XIX, 1. 38) L. 1. §. 9. 10. L. 4. pr. §. 4. D. XXI, 1. L. 13. §. 1. D. XIX, 1. 39) L. 11. §. 3. D. XIX, 1. L. 4. D. XXI, 1. — L. 10. §. 5. D. XXI, 1. L. 2. D. XIX, 4.

41) L. 14. C. IV, 49. 42) L. 11. §. 4. D. XIX, 1. 43) L. 31. §. 30. D. XXI, 1. 44) Magdeburg. Weichbildr. Art. 97. 45) Österreich. bürgerl. Gesetzb. §. 922.

hat, und die ausdrücklich, oder vermöge der Natur des Geschäftes stillschweigend bedungen worden sind; wer ungewöhnliche Mängel oder Läden derselben verschweigt; wer eine nicht mehr vorhandene, oder eine fremde Sache als die seinige veräußert; wer fälschlich vorgibt, daß eine Sache zu einem bestimmten Gebrauche tauglich, oder daß sie auch von den gewöhnlichen Mängeln und Läden frei sei⁴⁶⁾. Insbesondere auf die Gewähr von Fehlern beziehen sich die Vorschriften über die dann, wenn ein Stück Vieh binnen einer bestimmten Zeit nach der Uebernahme fällt, oder gewisse Fehler binnen einer bestimmten Zeit bei demselben entdeckt werden, eintretende Vermuthung, daß die Krankheit oder der Fehler schon vor der Uebernahme vorhanden gewesen sei⁴⁷⁾; eine Vermuthung, von welcher jedoch der Uebernehmer nur dann Gebrauch machen kann, wenn er dem Uebergeber oder Gewährsmanne sogleich von dem bemerkten Fehler Nachricht gibt, oder in dessen Abwesenheit dem Ortsgerichte oder Sachverständigen die Anzeige macht und Beschigtigung vornehmen läßt⁴⁸⁾. Bei Vernachlässigung dieser Vorsicht liegt dem Uebernehmer der Beweis ob, daß der Mangel schon vor Abschluß des Vertrags vorhanden war; immer aber steht dem Uebergeber der Beweis frei, daß der gerügte Mangel erst nach der Uebergabe entstanden sei⁴⁹⁾. Füllen die Mängel einer Sache in die Augen, so findet, außer wenn Fehlerfreiheit ausdrücklich zugesichert worden ist, keine Gewährleistung statt⁵⁰⁾. Ist der die Gewährleistung begründende Mangel von der Art, daß er sich nicht mehr heben läßt, und daß er den ordentlichen Gebrauch der Sache verhindert, so kann der Verkürzte die gänzliche Aufhebung des Vertrags, wenn sich hingegen das Fehlende, z. B. an Maß oder Gewicht, nachtragen läßt, nur diesen Nachtrag, in beiden Fällen aber auch den Ersatz des weitem Schadens, und, daß der andere Theil unredlich behandelt hat, auch den entgangenen Nutzen fordern⁵¹⁾. Hinsichtlich der Verjährung werden wieder Evictionseistung und Gewährleistung wegen Fehler und Mangel auf gleichem Fuße behandelt, indem das Recht auf beide bei unbeweglichen Sachen in 3 Jahren, bei beweglichen in 6 Monaten geltend gemacht werden muß⁵²⁾. Das preussische Landrecht verpflichtet bei allen onerosen Verträgen den Uebergeber, die bei der Sache gewöhnlich vorausgesetzt, und die im Contracte ausdrücklich bedungenen Eigenschaften zu gewähren; kann er fehlende, ausdrücklich bedungene Eigenschaften nicht gewähren, so kann der Uebernehmer vom Contracte nach seiner Wahl wieder zurücktreten oder so viel an Vergütung fordern, als die Sache wegen der fehlenden Eigenschaften weniger werth ist⁵³⁾; sollen der Sache solche Eigenschaften, welche dabei gewöhnlich vorausgesetzt werden, und ist der Fehler in die Augen fallend, und der Empfänger hat die Sache, ohne denselben ausdrücklich zu rügen, übernommen, so kann er weder vom Ver-

trage abgehen, noch Vergütung fordern; fällt aber der Fehler nicht in die Augen, so hat er das vorbemerkte Wahlrecht⁵⁴⁾. Die Dauer der Pflicht zur Gewährleistung wegen natürlicher, die Sache selbst betreffender Fehler ist bei Landgütern auf 3 Jahre, bei städtischen Grundstücken auf 1 Jahr, bei beweglichen Sachen auf 6 Monate, alle diese Fristen vom Empfang der Sache gerechnet, beschränkt⁵⁵⁾. Wird ein Stück Vieh binnen 24 Stunden nach der Uebergabe krank besunden, so wird vermuthet, daß es schon vor der Uebergabe krank gewesen sei; der Käufer muß aber, bei Verlust seines Rechtes, die bemerkte Krankheit dem Verkäufer, oder bei dessen Abwesenheit den Ortsgerichten oder einem Sachverständigen, so zeitig anzeigen, daß noch eine Untersuchung über den Zeitpunkt ihres Entstehens stattfinden kann⁵⁶⁾. Bei gewissen Vieharten tritt die Vermuthung, daß gewisse bei denselben vorgedundene Krankheiten schon vor der Uebergabe vorhanden gewesen seien, auch noch später ein, wenn sich ein gewisser Fehler innerhalb einer gesetzlich bestimmten Frist, von der Uebergabe gerechnet, äußert⁵⁷⁾. Das französische Recht⁵⁸⁾ schließt sich ebenfalls an das römische an. Nach dem *code civil* haftet der Verkäufer einer Sache für verborgene Fehler derselben, welche sie zu dem bestimmten Gebrauche unbrauchbar machen, oder ihre Brauchbarkeit dergestalt mindern, daß der Erwerber sie entweder gar nicht gekauft oder nur einen geringeren Preis dafür gegeben hätte, wenn er die Fehler gekannt hätte. Darauf, ob der Verkäufer die Fehler gekannt hat, oder nicht, kommt Nichts an, nur ist er im ersten Falle auch zum Ersatz des vollen Interesses verpflichtet. Der Erwerber hat das Wahlrecht zwischen Aufhebung des Handels, oder Minderung des Preises. Ein späteres Gesetz⁵⁹⁾ bestimmt, welche Fehler bei Hausthieren *vices redhibitoires* seien, d. h. solche, welche zur Aufhebung des Handels, sei derselbe Kauf oder Tausch, berechtigen; die Klage auf Minderung des Kaufpreises ist bei solchen Fehlern ausgeschlossen und der Erwerber allein auf die Befugniß zur Aufhebung des Handels beschränkt. Die Klage auf Aufhebung des Handels (*l'action redhibitoire*) ist auf eine noch kürzere Frist, als im römischen Rechte, bald auf 30 Tage, bald nur auf 9 Tage beschränkt.

(C. W. E. Heimback.)

GEWÄHRSCHEIN. Nach alten trautschen Berggesetzen wird derjenige als der rechtmäßige und wahre Besitzer eines Bergwerkseigentums angesehen, auf dessen Namen dieses Eigentum ganz oder theilweise im Gegenbuche eingetragen ist. Das Gegenbuch ist ein besonderes Hypothekenbuch, in welches die Art des Bergwerkseigentums eingetragen und welches von den Bergämtern, oder auch von den Berggerichten geführt wird. Dem Bergwerkseigentümer wird über diese erfolgte Eintragung eine

46) Detherrsch, bürgerl. Gesetzb. §. 923. 47) Ebendaß. §. 924, 925. 48) Ebendaß. §. 926. 49) Ebendaß. §. 927. 50) Ebendaß. §. 928. 51) Ebendaß. §. 932. 52) Ebendaß. §. 933. 53) Preuß. Landr. Th. 1. Lit. 5. §. 319, 325—328.

54) Preuß. Landr. Th. 1. Lit. 5. §. 329—331. 55) Ebendaß. §. 343, 345. 56) Preuß. Landr. Th. 1. Lit. 11. §. 199—203. 57) Ebendaß. §. 204, 205 und Anhang §. 13, 14. 58) *Code civil* art. 1641—1649. 59) *Loi du 20. mai 1838, concernant les vices redhibitoires dans les ventes et échanges d'animaux domestiques.*

Urkunde zugestellt, welche der Gewährschcin heißt. Derselbe ist einem Hypothekenschein gleich zu achten. Bei allen Vertheilungen werden neue Gewährsine ausgestellt, und diese geben dem Eigentümer den Beweis, daß der Besistitel für ihn richtig ist. Der Gewährsine beurkundet also den Antheil an dem Gesamt-eigenthum eines Bergwerks.

In Frankreich hat die Bergverwaltungsbehörde mit Führung solcher Berghypothekenbücher Nichts zu thun, da durch Ertheilung der Concessionsurkunde das Bergwerkseigenthum übertragen wird. (C. Reinhardt.)

GEWÄHRSMÄNGEL oder Hauptmängel, Hauptfehler, Wandlungsfehler, gesetzliche Fehler, Vitia redhibitoria, Morbi redhibitorii s. senties, Vices redhibitories, sind solche Fehler eines Thieres (Pferd, Rind, Schaf, Schwein, Ziege), womit dasselbe zwar schon zur Zeit des Kaufs beschaffen war, die aber der Käufer nicht kannte. Die Fehler der Thiere fallen entweder offenbar in die Augen oder sie sind verborgen. Im ersten Falle kann derjenige, welcher ein solches Thier gekauft hat, weder vom Vertrage zurückgehen, noch Verzug fordern. Im letztern Falle ist der verborgene Fehler entweder von der Art, daß das gekaufte Thier gar nicht zu gebrauchen ist, oder der Fehler macht zwar das Thier nicht ganz unbrauchbar, vermindert aber den Werth desselben nicht unbedeutend. In jenem Falle kann der Käufer mittels der Wandlungsklage auf Zurücknahme des Thieres und auf Herausgabe des Kaufgeldes, in diesem Falle mittels der Interessenklage auf Minderung des Preises klagcn. Das gemeine römische Recht enthält über die Wandlung folgende allgemeine Regeln: 1) Jeder nicht offenbar in die Augen fallende Fehler, der den Gebrauch des Thieres an und für sich oder auch nach der beim Kaufe besonders begebenen Absicht aufhebt oder hindert, berechtigt den Käufer zur Wandlungsklage. 2) An sofern es sich blos um die Wandlung und nicht um das Interesse allein handelt, kommt Nichts darauf an, ob der Verkäufer den Fehler gekannt hat oder nicht. Hat der Verkäufer den Fehler gekannt und verschworen, mithin betrügerlich gehandelt, so muß er, neben der Rückgabe des Kaufgeldes, Zinsen und Fütterungskosten auch den entgangenen Gewinn und die übrigen Kosten ersetzen, überhaupt den Käufer vollständig entschädigen; derselbe ist dann berechtigt, den Betrag seiner Forderung eilich zu befürken. 3) Der Fehler muß schon zur Zeit des abgeschlossenen Contracts oder bei der Uebergabe wirklich vorhanden gewesen sein, oder die Krankheit muß angefangen, mithin darf sie nicht in einer bloßen Disposition oder Anlage bestanden haben, die von der Natur selbst überwunden werden und deren Erfolg Niemand voraussehen konnte. 4) Der Käufer hat das Dasein des Fehlers zur Zeit des Kaufabschlusses zu rweisen. 5) Die Zeit der Wandlung ist auf zwei Jahre beschränkt; nach Ablauf derselben hat sie nicht weiter statt. Der Anfang der Verjährungszeit tritt in der Regel mit dem Tage des abgeschlossenen Handels ein; bei sehr verdeckten Fehlern aber, die man lange Zeit nicht bemerken und erst durch Sachverständige entdecken kann, läuft die

Verjährung erst von der Zeit an, wo der Käufer den Fehler entdeckt hat. In vielen Ländern ist aber ein kürzerer Zeitraum, theils nach den verschiedenen Mängeln, theils nach der Absicht des Gesehgebers, zur Verjährung der Wandlungsklage festgesetzt; überhaupt sind die sub 1—5 angegebenen Bestimmungen des gemeinen Rechts entweder überhaupt oder in einzelnen Punkten, besonders hinsichtlich der Dauer der Wandlungsklage, durch Particulargesetze sehr häufig eingeschränkt oder genauer bestimmt. Damit die Zahl unnützer Rechtsstreitigkeiten nicht zu sehr vermehrt wird, muß gesehen werden, wenn die Wandlung wegen jeden unbedeutenden Fehlers stattfinden könnte, hat man in den meisten Ländern Teutschlands die Wandlung beim Viehhandel nur auf gewisse Fehler oder sogenannt Hauptmängel eingeschränkt, wenn wegen der übrigen Fehler nichts Besonderes ausbedungen oder beim Kaufe keine specielle Absicht hinsichtlich der Eigenschaften und Beschaffenheit des Thieres besonders ausgesprochen ist. So kann ein Fehler, der bei Menschen unbedeutend ist, oft einen bedeutenden Hauptfehler bei Luustspferden abgeben. Hinsichtlich der Hauptmängel machen mehr Landesgesetze, völlig mit der Natur der Sache übereinkommend, zwischen den Thiergattungen einen gehörigen Unterschied. In Ermangelung derartiger Gesetze halten die erfahreinsten Thierärzte folgende Fehler und Mängel als zur Wandlungsklage geeignet: bei Pferden Reß, Stillen und rasenden Koller, Dämpfigkeit, Mondblindheit, Wurm, schwarzen Staar, Lungentzündung, Epilepsie, abgesehnittene Jungar, innerliche Geschwüre, Gewächse und Vertreibungen, welche den Tod herbeiführen, Durchzehen; bei Rindvieh Lungenfaule, Brust- und Bauchwassersucht, Darmfaule, Transosenkrankheit, innerliche Geschwüre, Gewächse und Vertreibungen; bei Schafen Pocken, Egelwürmer, Lungenfaule, Brust- und Bauchwassersucht, innerliche Gewächse, Geschwüre und Vertreibungen; bei Schweinen Finnen, Epilepsie, innerliche Vertreibungen, Geschwüre und Gewächse, welche den Tod zur Folge haben; bei Ziegen Bauch- und Brustwassersucht, Lungenfaule, innerliche Geschwüre, Vertreibungen und Gewächse. Die eben angeführten Hauptmängel sind aber nicht an allen Orten gesetzlich bestimmt. In einigen Ländern findet man sie auf weniger eingeschränkt, in andern sind sie noch ausgedehnter, z. B. bei Schafen Dreßkrankheit und Räube. Da aber dieselben Krankheiten nur in ihrem ersten Ansätze unsichtbar sind, mithin eine lange Wandlungszeit erfordert würden, so rechnet man sie gewöhnlich nicht zu den Hauptmängeln. Innerhalb dieser aber die angeführten Krankheiten, wobei aber sehr viel auf den Grad derselben und auf die Umstände ankommt, nur Beispiele, welche andere sich zur Wandlung eignende Fehler nicht ausschließen. So gibt es z. B. kein Gesetz als Hauptfehler an, wenn ein Thier beim Verkaufe ein geschrumpftes Zwerchfell, einen Körper verschluckt hat, oder wenn es von einem tollen Hunde gebissen, vergiftet war, und doch muß hier die Wandlung eintreten, wenn Tod oder Unbrauchbarkeit daraus folgt. Man wird deshalb auch bei bestimmten Gesehen über diesen Gegenstand, die Regel des

gemeinen Rechts: daß jeder nicht in die Sinne fallen-
der, lebensgefährlicher und unheilbarer oder schwer zu
heilender Fehler, welcher das Thier an und für sich
selbst, aber nach der bestimmt erklärten Absicht des Käu-
fers unbrauchbar macht, zur Wandlung hinreichend sei
ebenso wenig, als das Gutachten der Sachverständigen
und die Entscheidung des Richters gänzlich entbehren und
sich überhaupt bei dem Richter, insbesondere bei dem Pferde-
handel, nur durch die Vorsichtsmaßregel sichern können,
daß sich der Käufer die Gewähr aller Mängel auf eine
bestimmte Zeit garantiren läßt. Die Bestimmung, nach
welcher verkörperte, nicht offenbar in die Sinne fallende Feh-
ler und Krankheiten von der Beschaffenheit sind, daß sie
entweder ein Thier für seine Bestimmung ganz unbrauch-
bar machen oder doch den Werth desselben merklich ver-
ringern, muß hauptsächlich dem Gutachten der Thier-
ärzte überlassen werden, und es hängt ferner von deren
Urtheile auch die Feststellung der Zeit ab, in welcher
sich dergleichen Fehler und Krankheiten gewöhnlich zu
äußern pflegen. Verschiedene Particulargesetze haben in-
dessen eine gewisse Zeitfrist zur Gewährleistung in dem
Maße festgesetzt, daß jeder binnen dieser Zeit sich offen-
barende Hauptmangel die Wandlungsklage begründet
und den Käufer von dem Beweise, daß der Fehler schon
vor oder bei dem abgeschlossenen Contracte vorhanden
gewesen sei, gänzlich befreit. Diese Vermuthung des
Vorhandenseins des Wandlungsfehlers gilt dann so lange,
bis der Verkäufer zeigt, daß das Thier den Fehler oder
die Krankheit von selbst durch Ansehung, durch die
eigene Schuld oder durch Böswilligkeit des Käufers erst
nach dem Contracte erhalten hat. Die deshalb ange-
nommenen Termine sind aber sehr verschieden. Die al-
teutschen Rechtsbücher bestimmten drei Tage. Mehrere
Provinzial- und Statutarrechte dagegen setzen, je nach
der Verschiedenheit der Thiere, die Gewährsmängel der-
selben bald auf eine längere, bald auf eine kürzere Frist
fest. Das preussische Landrecht setzt diesen Termin unter
gewissen Bestimmungen bei Pferden auf vier Wochen,
bei Schweinen und Schafen auf acht Tage, bei andern
Wiegattungen auf 24 Stunden nach der Uebergabe fest.
Wenn gar keine solchen Gewährsfristen gesetzlich bestimmt
oder wenn sie abgelaufen sind, so treten die Grundsätze
des gemeinen oder römischen Rechts ein, nach welchen
in jedem Falle dem Käufer und Kläger der Beweis ob-
liegt, daß der angegebene Fehler schon zur Zeit des ab-
geschlossenen Contracts vorhanden gewesen sei. Dagegen
stehen dem Kläger alle zulässigen Beweismittel offen,
z. B. Zeugen, Eidesleistung, Geskänbniß. Der Beweis
durch wissenschaftlich gebildete approbirete Thierärzte ist
der sicherste, der durch nur gebildete Thierärzte dagegen
der unsicherste. Die ausgestellten Befundbescheine, At-
teste oder zum Protokoll gegebenen Erklärungen der
letztern sind oft so unvollständig, schwankend und un-
richtig, daß dadurch die Prozesse aller Wandlungen sehr
häufig verlängert und durch anderweite Einholung der
Gutachten wahrhaft Sachverständiger noch kostbarer wer-
den. Sind die Ansichten der vom Richter anerkannten
Sachverständigen verschieden, so entscheidet entweder die

Stimmenmehrheit derselben, oder das mit den wichtigsten
Gründen unterstützte Gutachten verbietet den Bezug.
Wegen geringerer, nicht in die Sinne fallender Fehler
und Krankheiten, welche die Brauchbarkeit des Thieres
zwar nicht ganz aufheben, mithin keinen Hauptfehler
ausmachen, oder doch den Werth desselben bedeutend
herabsetzen, findet nur die Interessenklage statt. Sie
dauert nach römischem Rechte vier Jahre, und der Käu-
fer hat dabei den Beweis der Existenz des Fehlers zur
Zeit des abgeschlossenen Contracts ebenso zu führen, wie
bei der Wandlungsklage. Uebrigens hat der Käufer hin-
sichtlich beider Klagen die Wahl; sie können mit einan-
der alternativ verbunden und so oft vor dem Ablauf
der Verjährungszeit angekehrt werden, als ein neuer
verborgener Fehler entdeckt worden ist. Verschiedene
Provinzialgesetze haben die Dauer der Interessenklage auf
ein Jahr eingeschränkt oder sie ganz aufgehoben, oder
auf wenige Monate beschränkt. Ein vollständiges Ver-
zeichniß der Fehler und Krankheiten, die in ihrem Gra-
de so verschieden sind, läßt sich auf alle einzelnen Fälle
passend nicht entwerfen, und man muß deshalb die
Mängel, welche sich zur Interessenklage eignen, dem Ur-
theile der Sachverständigen und dem richterlichen Er-
messen überlassen. Als Beispiele, die theils ziemlich
häufig unter gleichen Umständen vorkommen, theils es
ungewiß lassen, ob sie nicht zu den äußerlichen Fehlern
oder Hauptmängeln gehören, sind in Bezug auf den
Pferdehandel folgende anzuführen: Krüppelheiten, Klop-
pengist, Asthma, Hodenabszesse, Lähmungen, grauer
Staar, Augensclerit, eingeschnittene Zunge, öftere Kalt-
anfälle, anhaltender Husten, fortwährendes Keuchen,
Nichtschlagenlassen. Uebrigens können auch diese und
mehrere andere weniger bedeutende Fehler, wenn sie gegen
die besondere Uebere oder gegen die deutlich erklärte Ab-
sicht des Käufers verstoßen, oder wenn sie sonst in einem
ungewöhnlich hohen Grade stattfinden, sich zu Haupt-
mängeln eignen und den Käufer zur Aufhebung des
Contracts berechtigen (vergl. Hauptmängel).

(Dr. William Löbe.)

Gewährszeit, s. Gewährsmängel.

GEWÄLTIGEN. Werden beim Vergaue die
vorhandenen oder zulaufenden Wasser einer Grube oder
eines Schachtes mittels Maschinen herausgeschafft, so
heißt das: die Wasser gewältigen, den Schacht zu
Sumpfe bringen. Alte Grubenbaue gewältigen heißt:
solche säubern und mit neuer Zimmerung versehen.

(C. Reixarth.)

GEWÄSSERTE ZEUCHE sind solche, welche
einen wellenartigen Schimmer in Folge modificirter Zu-
rückwerfung der Lichtstrahlen darbieten. Dieser eigen-
thümliche Effect entsteht auf glatt gerebten Stoffen mit
nicht zu feinen Fäden, wenn man dieselben in einer dop-
pelten Schicht zwischen harten Flächen einem starken
Drucke aussetzt. Vorläufiges schwaches Befestigen der
Baare und Zufühlsnahme der Wärme befördern das
Hervorkommen der Wässerung sehr. Stoffe von einem
natürlich stark glänzenden Materiale wässern sich schöner
als andere, daher die Seidenzeuge in dieser Hinsicht

ausgezeichnet sind; wiewol auch wolene und baumwolene Zeude, selbst Leinwand, wenn sie richtig behandelt werden, eine gute Wässerung annehmen. Gewöhnlich geschieht das Wässern in einem Walzwerke, das aus einem geheizten Eisen- oder Messingcylinder und einem Papiercylinder besteht. Indem die Fadenrichtungen der zwei auf einander liegenden Fadenstrichen sich mannigfach unter sehr kleinen Winkeln durchkreuzen, findet ein gegenseitiges theilweises Plattausweichen derselben statt, worauf allein das Erscheinen der wellen- oder flammenartigen Zeichnung beruht. (Dr. Karmarsch.)

GEWALT (sprachlich, insbesondere in Bezug auf die Staatswissenschaftliche Terminologie). Das Wort Gewalt (*vis*, *potestas*, *potentia*, *potentatus*, *suprematus*) bezeichnet, wie das nächst verwandte, in vielen Fällen synonyme Wort **Macht**, im umfassendsten Sinne die Fähigkeit oder das Vermögen, auch wol die Befugniß, mittels überlegener Kraft etwas zu wirken, insbesondere sofern sie zuricht, Widerstand oder Hindernisse zu überwinden, welche sich dem Einwirkenden oder Gewalt-Habenden und -Ausübenden entgegenstehen. Offenbar haben sich beide Begriffe zuerst an der in dem Wesen des Staats nothwendig liegenden Auffstellung einer höchsten, dem Gehorsam nöthigenfalls erzwingenden Gewalt, also an dem Verhältnisse der Herrschaft oder Regierung und dem Unterthanenthume entwickelt, und von da aus nach und nach zu den allgemeineren Sphären, worin sie auch loslose Dinge oder geistige Potenzen der verschiedensten Art mit unter sich begreifen, ausgedehnt. Der Etymologie nach stammt Gewalt von Walten, welches früherhin soviel wie thätig sein, wirken bezeichnete, in diesem Sinne meist veraltet, und nur noch in den Ausdrücken „Rührwaltung“, „Anwalt“, „Sachwalter“, inglichen „Verwalter“ üblich ist, welches letztere Wort zugleich schon den engeren Begriff des Waltens, nämlich den des Regierens oder Herrschens, in sich schließt, da der „Verwalter“ eines Landgutes Alles im Namen des Eigenthümers anzuordnen befugt ist. „Walten“, das schon beim Isidor als *uualden*, beim Diefried als *uualtan* vorkommt (vergl. Aelung s. h. v.), sowie Eberhard's Synonymik V. S. 98), hat ursprünglich Herrschen bedeutet, ist auch schon von einem Minnesänger in uneigentlicher Bedeutung gebraucht worden:

„Niemand aicht die Troiden walten.“

Auch das schwedische „*valda*“, das russische „*wladeti*“, das finnische „*valithema*“, das litauische „*waldyti*“ bedeutet regieren. „Walten“ ist aus einem veralteten „*Valen*“ gebildet, welches ursprünglich zu *walten* oder wollen gehört haben mag. (Nach Döderlein's Latin. Synon. 5. B. S. 2 sub v. *mitis* ist *vis* das Substantiv von *valere*, indem es in seiner doppelten Natur aus *vels* entstanden ist, sowohl als synonyme zweite Person von *velle*, als auch als Substantivum des Stammes *velo*, *valco*, des teutschen Gewalt, welches die Stelle des unlatinischen *valor* vertritt.) In der heiligen Schrift findet sich mehrfach jene Urbedeu-

tung: „So hoch der Himmel über der Erde ist, läßt Gott seine Gnade walten über die, so ihn fürchten.“ Ps. 103, 11. — „Seine Gnade und Barmherzigkeit waltet über uns in Ewigkeit.“ Ps. 114, 2. Auch bezeichnet „walten“ soviel als überhandnehmen: „Er hat ein Feuer aus der Höhe in meine Hand gesandt und dasselbe lassen walten.“ Klagl. I, 13 (nach v. Meyers's Rote „und herrschet darüber“). — Der fromme Wunsch: „Das walte Gott!“ d. i. „Gott gebe es!“ deutet ebenfalls auf die Mitregierung oder Vorherrschaft. So auch der Vorname Gottewalt (Quod Deus vult, vgl. Jean Paul's „Flegeljahre“ S. 1. Nr. 5). Dieser Begriff des Regierens, Herrschens oder Vorherrschens wird auch in dem Sprachgebrauche anerkannt, nach welchem unsere Dichter das Wort „walten“ mit dem Nebenbegriffe des „Erhaltens“, „Vermeirens“ (*imperator Augustus*, „Rehrer des Reichs“, „Beglückens“ brauchen; namentlich auch von der Vorherrschaft: „Das Theater und die Kanzel sind die einzigen Plätze für uns, wo die Gewalt der Rede waltet;“ Schiller (Schiller's Leben von d. Fr. v. Holzogen II, 199).

„Wie sorglich waltete, vom Schine
Der heiligen Eifergluth verklärt,
In göttlich hoher Beelenreine
Der Jungfrau Eber um Wels's Herd.“

Walther'sson.

„Es schwinden jedes Kummer's Walten,
„Es lang des Tiedes Sauber walten.“

Schiller (Macht des Gesangs).

„Da strömet herbei die unendliche Wabe
Es füllt sich der Speicher mit süßlicher Habe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus,
Und drinnen waltet
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise.“

Schiller. (Bgl. Goethe im Wdh.
Weich. B. 7. G. 6. B. 1938. VIII.
S. 55.)

„Und Alles blühte dem Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verzeigte das göttliche Walten.“
(Der selbe.)

„Walten“ und „Schalten“ wird häufig zusammengefaßt und auch wol als synonym genommen, in sofern beides das Vermögen bezeichnet, zu bestimmen, was mit einem Object geschehen soll; doch wird durch „Walten“ auf die Sorge für die Erhaltung oder Verbesserung, „Schalten“ mehr auf Willkür, Laune u. dgl. m. hingedeutet, in jener Verbindung also, z. B. „Jemanden über eine Sache schalten und walten lassen“, die Möglichkeit einer guten oder schlimmen Verfügung bezeichnet. In diesem Sinne konnte man auch in der politischen Terminologie diesen Unterschied anwenden, und z. B. das berühmte *le roi regne, mais ne gouverne pas* von Thiers mit: Der König hat zu walten, nicht zu schalten! wiedergeben. Doch drückt Schalten auch oft nur die volle Freiheit der Verfügung aus: „Nie habe ich es noch so sehr empfunden“, schreibt Schiller 1789, „wie

frei unsere Seele mit der ganzen Schöpfung schaltet — wie wenig sie doch für sich selbst zu geben im Stande ist, und Alles, Alles von der Seele empfängt“ (Schiller's Leben von Karl Hoffmeister. 1853. 3. Abthn. S. 10).

Im Allgemeinen bezeichnet Gewalt soviel wie überlegene Kraft in Bezug auf physischen Zwang, namentlich als Gewaltthat. „Und fordert zu Euch Alle, so das Gesetz halten, und rühet die Gewalt an Eucrm Volke geübet.“ 1 Makkab. 2, 67. — Einem Gewalt anthun (im Derselben bezeichnet manchmal „sich selbst Gewalt anthun“ sich erlauben), Gewalt mit Gewalt vertreiben; der Begriff der Ueberlegenheit der Kräfte findet sich besonders in dem Beimoto gewaltig anerkannt. „Ein gewaltiger Herr“ 1 Mos. 10, 8; namentlich bezeichnet „Gewaltige“ soviel wie Rührer, z. B. 1 Mos. 6, 4; 2 Mos. 15, 15; Mich. 7, 3; Weish. 6, 1. „In des Königs Wort ist Gewalt und wer mag zu ihm zu sagen: was machst du?“ Pred. 8, 4. „Kinge nicht nach Gewalt beim Könige“ Sal. 7, 4; vergl. 20, 8. „Ihr wißt, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt“ Matth. 20, 25; Marc. 10, 42. In sofern nun es zum Eigenthum des Menschen als Vernunftwesen gehört, daß er im Verhältnisse der Gerechtigkeit und Wechselwirkung bei Collisionen nicht die physische Uebermacht oder Gewalt, sondern etwas Geistiges, das Recht als maßgebende Norm für die gegenseitige Behandlung entscheiden läßt (s. d. Art. Gerecht und Gerechtigkeit), so sind Gewalt und Recht von jeher als contrabitorische Gegensätze gedacht worden. So lesen wir schon beim Cicero (pro Sext. c. 42): „inter hanc vitam perpolitam humanitate et illam inmanem nihil tam interest, quam *ius et vis*; horum utro uti nolimus, altero est utendum; *vim volumus extinguere? ius valeat necesse est!*“ — Einer unserer berühmtesten Moralphilosophen sagt: „Rechnet man bei der Universalgeschichte, welche die Hauptveränderungen unseres Geschlechts im Ganzen beschreibt, dasjenige ab, was nicht von der eignen Thätigkeit des Menschen herrührt: so sind in allen Begebenheiten der Welt zwei große, überall wirksame und Alles entscheidende Ursachen sichtbar, nämlich Gewalt und Recht. Durch eins von beiden haben sich Alle ausgezeichnet, welche einen bedeutenden Einfluß auf die Schicksale unseres Geschlechts gehabt haben; sie haben entweder auf die Körper der Menschen durch physischen Zwang, oder auf den Geist derselben durch Verkünnungen und durch Anregungen des Pflichtgefühls gewirkt; sie haben entweder als grausame und zerstörende, oder als wohlthätige und ordnende Kräfte gehandelt. Zu jener Gattung gehören fast alle Felden und Eroberer, und das Mittel, durch welches sie das Schicksal unseres Geschlechts veränderten, war Krieg; zu dieser sind Gesetzgeber und Regenten, Religionsfürsten und Weise zu rechnen, und die Hauptbedingung, unter welcher sie nützlich werden konnten, war Friede. Uebrigens konnten die, welche gewaltfam zu Werken gingen, des Rechts nie ganz entbehren, weil sie sonst nicht ein-

mal Gehilfen zu ihren Unternehmungen gefunden hätten, und die, welche durch Recht und Gerechtigkeit wirkten, mußten sich zuweilen der Gewalt bedienen, weil sie sonst ihre Gesetze und Einrichtungen nicht hätten geltend machen und aufrecht erhalten können.“ (System der christl. Moral von Reinhard. 4. Bd. S. 10 fg.)

„Ein schöner Eigennuß steht jeto an der Stelle
Des alten Göttergeschwams des Himmels und der Hölle.
Ihm weilt, ihm opfert sich das menschliche Geschlecht,
Sein Tempel ist die Welt und die Gewalt sein Recht.“
Hagedorn.

„Fehlet die Einsicht oben, der gute Wille von unten,
Führt sogleich die Gewalt, oder sie endet den Streit.“
Goethe.

Namentlich gehört hierher die Bedeutung des Wortes Gewalt als Gewaltthätigkeit. „(Wohl dem,) der Recht schafft denen, so Gewalt leiden“ Pf. 146, 7; vergl. Pf. 10, 10; 82, 4; 119, 121. — „Es geht Gewalt über Recht“ Dabab. 1, 3; vergl. auch Sir. 4, 9; 10, 8; 20, 4; 21, 5. — Einem Gewalt anthun, Gewalt mit Gewalt vertreiben, davon auch das Wort „vergewaltigen“ oder gewaltigen, auch beider überwaltigen, ferner „gewaltig, gewaltfam, Gewaltthätigkeit.“

„Ich lieb' dich, mich reizt deine schöne Gestalt,
Und bist du nicht willig, so brauch' ich Gewalt.“
(Wilkenig.)

Auch von der Macht der höhern Sinnlichkeit wird oft das Wort „Gewalt“ gebraucht: die „Gewalt“ der Leidenschaften. „Wenn der Smaragd durch seine herrliche Farbe dem Gesichte wohlthut, ja sogar einige Heilkräft an diesem edlen Sinne ausübt, so wirkt die menschliche Schönheit mit noch weit größerer Gewalt auf den äußern und innern Sinn. Der sie erblickt, den kann nichts Liebes anwachen; er füllt sich mit sich selbst und der Welt“ (Goethe).

„ — — — Mit Gewalt
Ergriffst und Liebreiz weicher Gestalt.“
Goethe (Ged. III, 22).

Gewalt geht aber auch sehr oft auf das schlichthin Innere oder Geistige, Nichtphysische, in welchen Fällen dann das Wort Macht ebenfalls mit jenem synonym gebraucht wird, z. B. die Macht des Gesanges, die Gewalt der Töne. „Gleichergestalt können beide Wörter in Bezug auf „Persönlichkeit,“ „Beispiel,“ „Verhältnisse,“ „Reichthum,“ „Schönheit,“ „Anerkennung“ synonym gebraucht werden. „Die große Gewalt und weite Verbreitung des Unglaubens.“ Schleiermacher (Predigt. III. 1821. S. 271). „Die rohe Gewalt des Geldes und die Wütherrerschaft des Capitals.“ (Hist.-pol. Blatt. 1856. 39. Bd. S. 49.). „Die Macht des Geldes“ (Klüber, Abhandl. „drei Mächte“).

„Seiner Augen Gewalt
Und seiner Rede
Zauberfluß.“

Faust.

„Denn alle Kraft dringt vorwärts in die Weite,
Zu leben und zu wirken hier und dort. — —

Von der Gewalt, die alle Wesen bindet,
Bezieht der Mensch sich, der sich überwindet.
Goethe (Schemmisse).

„Die erhabensten Werke der englischen Beredsamkeit find dahin, wie die großen Veranlassungen, die sie erzeugten. Von Fox sind kaum wenige Worte erhalten, aber nichtsdestoweniger wird alle Erinnerung an seine Irrthümer und Schwächen niedergebunden, aufgezogen durch den wortlosen Nachklang dessen, was er durch die Gewalt seiner Rede für die Gegenwart gewesen ist.“ Ad. Müller, 12 Reden über die Beredsamkeit. 1816. S. 141¹⁾. „Ich habe ein solches Vertrauen in die Gewalt der Rede —; mit einem ähnlichen Vertrauen spricht Burke in seinen Briefen an Elliot über die Macht des Einzelnen, Verlässlichen, Überzeugten durch die Rede.“ Ad. Müller S. 191. „Goethe's Talent und seine Gewalt über die Sprache war so groß, daß er seine Zeitgenossen von den entgegengesetzten Seiten zu ergreifen und in die verschiedensten Stimmungen zu versetzen vermochte und sie immer beherrschte.“ Rehberg, Goethe und sein Jahrhundert S. 4 (Winckelmann 1834.). — „Die ganze Gewalt dieser Worte (Ossian's) liegt über den Unglücklichen (Werther).“ Goethe, Werke XVI, 176.

„Wie der Duct aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt
Und wecket der dunkeln Gefühl's Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.“

Schiller.

In dieser Beziehung wird „Gewalt“ vorzugsweise gebraucht, wenn von Persönlichkeiten oder Einwirkungen auf Persönlichkeiten im Gegensatz gegen äußere Verhältnisse die Rede ist. Von Schiller's ersten Vorträgen im Mai 1789 sagt Hoffmeister (Schiller's Leben 1853. II. S. 76): „Gegen 400 Studierende strömten in das Griebach'sche Auditorium, wo er las. Und hier zeigte sich sogleich, was für eine Gewalt die bloße Gegenwart einer hohen Persönlichkeit auf jugendliche Gemüther übt.“ „Die Macht äußerer Verhältnisse, hoher Lebensstellung, Besitzes u. dgl. m. ist fortan auf die Dauer nichts ohne persönliche Luthlichkeit ihrer Träger.“ Preuß. Wochenblatt Nr. 38 vom 21. Aug. 1852. Ähnlich erscheinen die Begriffsbestimmungen der entsprechenden altgriechischen Synonymen potentia, potentia und potentatus, welche alle drei (abgeleitet von potis, πάσις) eine Gewalt oder Macht bezeichnen, welche als Herrschaft von einer Persönlichkeit ausgeht und sich auf Persönlichkeiten erstreckt, deren Willen sie bestimmt, im Gegensatz zu der durch vis, robur bezeichneten Macht oder Gewalt, welche aus einer willenlosen Sache beizweihen kann, daher denn auch Wirkung der potentia etc. als eine intellectuelle, die von vis und robur als eine mechanische gedacht wird. Plin. Ep. VIII, 24, 6; Tacit. Dial. 19; vergl. Döderlein, Latini. Synon. V. 82.

1) Nachträglich zu unserem Artikel Gespräch sei hier bemerkt, daß sich in dieser Schrift S. 23 — 28 eine sehr interessante Rede „vom Gespräch“ findet.

Im Gegensatz gegen die „Gewalt“ in jenem Sinne wird das Wort Macht mehr auf die schlechthin inwohnende Kraft und auf geistige Einwirkungen bezogen. So in dem berühmten Worte Baron's: „Wissen ist Macht! (knowledge is power).“ „Macht, dies ist das erste Wort für alle Worte.“ S. Bach's. „Marr im Univ.-Zeitschrift der Zukunft I. S. 374. In beiden Fällen wäre offenbar Gewalt unpassend gewesen. So auch in Kant's trefflicher Abhandlung von der Macht des Gemüths über den Körper u. s. w., oder in Goethe's:

„Wie ist das Wort so mächtig,
Ist der Gedanke trübselig.“

„Die Macht des Reibes“ (Schiller). „Eine Macht über die Gemüther, zumal die einer empfänglichen Jugend, wird Schiller behalten, so lange nicht die deutsche Nation völlig dem Verderben anheimgefallen ist.“ G. Pfizer in Deutsch. Zeit. vom 9. Febr. 1850. 2. Beil. Andererseits redet man doch auch von der Gewalt der Begeisterung:

„So raßt von jeder eiteln Würde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisteswürde
Und tritt in heilige Gewalt.“

Schiller.

Die Macht ist das Vermögen, welches Jemandem seine Kräfte geben, um, was er beschloßen hat, auszuführen; die Gewalt das Vermögen, mit dieser Macht einen Widerstand zu überwinden, der sich seinem Willen entgegenstellen könnte. Aber diese Macht braucht keine physische zu sein. Man denke nur an die Macht der Ideen, welche selbst der gewaltigste Mann unseres Jahrhunderts und der frühere Vorkämpfer derselben und ihrer Wissenschaft, der Philosophie als Ideologie, Napoleon I. (Fölsig, Jahrb. 1835. Jan. S. 7.), zu gestehen mußte, indem er auf St. Helena aussprach: „daß ihn nicht die Gewalt der Krieger, sondern die Macht der liberalen Ideen besiegt habe.“ vgl. Schiedler in Weidner's Staatslexikon. 2. Ausg. s. v. Ideen. Ferner an Goethe's:

„Die gelinde Macht ist groß.“
(Epimenides.)

Uebrigens lassen sich jene Begriffsbestimmungen auch auf den Widerstand bloßer Gegenstände anwenden, auf welche starke Kräfte wirken müssen, um dieses oder jenes auszurichten, z. B. „ein Kind hat nicht Macht genug, eine starke Thür mit Gewalt aufzusprennen.“ Gleichweise passen sie auf die Gewalt oder die Kräfte bloßer Dinge, womit sie auf andere wirken, ihre Einwirkung fühlbar machen, und wenn sie Widerstand finden, diesen Widerstand überwaltigen.

„Plötzlich erwarmt der Plage Gewalt, und gelöst von den
Flammen,
Scheitelt sie weit umher durch Hercules' Stüben verbreitet.“
Hesiod.

Flüssige Flüssigkeiten haben eine solche Gewalt, daß sie Erdschütterungen verursachen und ganze Felsen weit weg schieben können; denn ihre Macht, oder das

Vermögen, welches ihnen ihre ausdehnenden Kräfte geben, ist größer als der Widerstand der größten Massen. Auch in der menschlichen Seele ist immer die Macht das Vermögen, welches die Kräfte geben, und die Gewalt das, was den Widerstand überwindet. „Die Vernunft ist nicht immer mächtig genug in dem Menschen, die Gewalt der Leidenschaften ist so groß, daß sie alle Bekehrungen der Vernunft, die ihr entgegen sind, unfähig macht.“ Eberhard-Gruber's Synonym. s. v. „Gewalt.“ In den meisten Fällen werden „Gewalt“ und „Macht“ ganz synonym gebraucht. So namentlich in der heiligen Schrift, in den Stellen, wo von der Macht Gottes oder Christi die Rede ist, wo namentlich die Allmacht Gottes öfter durch den Ausdruck Gewalt bezeichnet wird; z. B. Hiob 12, 13 („bei ihm ist Weisheit und Gewalt, Rath und Verstand“); Psalm 54, 3; 66, 7; 80, 3; Dan. 4, 14; 7, 14; Weisb. 11, 24; 16, 13; — Matth. 28, 18; Marc. 1, 27; Luc. 1, 51; 9, 1. Uebrigens gilt dies auch von der Menschen verheißenen Gewalt, in der nur die Macht, etwas zu thun, ausgedrückt ist; z. B. „Pöbel nicht auf Gewalt.“ Pl. 75, 5; vergl. Jer. 9, 3; 10, 23; Weisb. 6, 4; Sir. 7, 4; 8, 10; 9, 2; 20, 8. Besonders aber bedeutet es soviel wie das Herrschaftsrecht, oder auch die Befugnis, Verrichtung überhaupt: „Ihr wißt, daß die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt.“ Matth. 20, 25; Marc. 10, 42. „Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.“ Röm. 13, 1. „Aus welcher Gewalt habt ihr das gethan?“ Josephus, 4, 7; grade im sittlichen Gebiete wird aber Macht ebenfalls als gleichbedeutend mit Recht gebraucht: „Ich habe es Alles Macht, aber es frommt nicht Alles. Ich habe es Alles Macht, aber es befreit nicht Alles.“ 1 Kor. 10, 28. Nur wird unter dem Begriffe Macht mehr das factische Vermögen gedacht, über gewisse Kräfte verfügen zu können, um einen entgegenstehenden Widerstand zu überwinden, während die Gewalt das innere Vermögen, das Recht oder die Befugnis bezeichnet, oder Kraft gar, einen Widerstand zu überwinden. In diesem Sinne sagt man z. B. „eine Regierung muß die nötige Macht haben, um den Unordnungen ihrer gesetzgebenden oder richterlichen Gewalt den nötigen Gehorham zu verschaffen.“ So hatten die merovingischen rois faineants zwar die Gewalt, d. h. das Herrscherrecht, waren aber nur Schattenfiguren gegenüber dem fränkischen Major domus, welchem die Macht zur Seite stand; der Consul Vibulus hatte dieselbe (rechtliche) Gewalt, wie sein Colleague Jul. Cäsar, dieser aber disponirte über die Macht. Auch das teutsche Kaiserthum kam schon nach den Zeiten der Hohenstaufen durch die teutschen Fürsten, die ursprünglich doch nur seine Beamten gewesen waren, und ihre Souverainitätsfucht — wie die Franz. Revolution am 1. Jan. 1853 verkündete: „die vornehmste Krankheit, an der wir noch zur Stunde leiden“ — um alle Macht (vgl. Winero. 1856. Sept. vr.-deutsche Erinner.). Daß Deutschlands sogenannte Märzrevolution ein so flagelloses Fiasko machte, lag hauptsächlich daran, daß 1848 der

Träger der Central- oder Reichsgewalt — ein Johann ohne Land! — nicht über eine Centralmacht zu verfügen hatte. Vgl. Guckow, Deutschl. am Vorabend u. f. w. S. 201 fg. und Auserl. Zeitung vom 26. April 1857. — „Ohne Macht kein Machtvollkommenheit. (Macht ist die *conditio sine qua non* der Machtvollkommenheit.) Niemand kann Staatsherrscher sein, der nicht die Macht hat, Gehorham — nöthigensfalls — zu erzwingen. Denn ohne Macht kann der Staatsherrscher nicht die Aufgabe lösen, die er lösen soll, vermöge er nicht das Rechtsgesetz zu vollstrecken. Darauf deutet auch das Wort Machtvollkommenheit hin. Wenn das Herrscherrecht ausüben soll, muß muß vor allen Dingen eine Macht zu Gebote stehen, welche in Beziehung auf den Widerstand, der ihr von den Unterthanen entgegengesetzt werden kann, vollkommen ist.“ Zachariä, 40 Bücher vom Staate. 1. Th. S. 105, vgl. 3. Th. S. 71 und P. Pfizger, Gedanken über Recht u. Staat. II. Bb. S. 207. — Auch in der lateinischen Sprache findet sich ein ähnlicher Unterschied zwischen den Ausdrücken *potentia* und *potentatus* einerseits und *potestas* andererseits. Jene drücken wenigstens in der Periode der ausgebildeten Prosa die factische Macht, *potestas* die rechtliche aus; „perpetua potentia ac potestate munitas.“ Tacit. Dial. 5. In der Stelle des Tacitus (Hist. 1; „postquam omnium *potestatem* ad unum conferri pacis interitus.“ hat Walther mit richtigem Sinne *potentiam* hergestellt; denn die Allmacht des souverainen Herrschers, nicht die Vereinigung der Staatsgewalten in Einer Person that der Feinmüthigkeit Abbruch; Döderlein, Lat. Synon. V. 83. Was *potentia* als innere Eigenschaft eines Mächtigen oder Vielmächtigen bezeichnet, das ist *potentatus* als äußerer Stand des Mächtigers. Die *potentia* kann sich selbst geltend machen, wann sie will, der *potentatus* nur, wenn er bereits von den Römern anerkannt ist, wofür sich Belegstellen bei Caes. Bell. Gall. I, 18. 31, Cic. Rep. II, 8, Liv. XXVI, 38 finden, und was sich auch ganz natürlich aus dem Umstande erklärt, daß (wie Das. Hume zeigt, velle. Versuche, übersetzt von Kraus S. 230) alle Regierung eigentlich oder wesentlich nicht unmittelbar auf die physische Macht oder Gewalt, sondern auf der geistigen Basis der Meinung gegründet ist; „der Sultan von Aegypten oder der Kaiser von Rom mochte seine harmlosen Unterthanen wider ihren Sinn und Wunsch als Thiere vor sich hertreiben, aber wenigstens seine Pamelaken oder seine prätorianische Garde muß er als Menschen durch ihre Meinung geleitet haben.“

Dies führt uns nun näher zu der Erörterung des Begriffs Gewalt im politischen Sinne oder in die Terminologie der Staatswissenschaft, und zwar ist zunächst zu erklären, wie in diesem Gebiete das Wort Gewalt, welches gezeigertmaßen den contradictorischen Gegensatz von Recht bildet, zu einem Synonym dieses letztern werden konnte. Hierbei kann auf das verwiesen werden, was bereits im Artikel Gerechtigkeit näher gezeigt worden ist, daß nämlich der Mensch nach Kant's Aus-

druck „ein Thier ist, welches einen Herrn nöthig hat, wenn er mit Seinesgleichen leben will, weil er als Thier unschlar seine Macht oder Gewalt mißbraucht.“ Daher denn die Menschen nothwendig eine bürgerliche Gesellschaft oder einen Staat gründen müssen, in welchem sich eine Macht befinden muß, welche zum Schutze des Rechtes und Wohls Allen, sowie der höhern Zwecke der Bildung das Recht hat, Gesetze zu geben und für ihre Ausführung mit der äußeren Fähigkeit ausgerüstet sein muß, um den etwa widerstrebenden Willen der Einzelnen mit physischem Zwange zur Unterwerfung nöthigen zu können. Dies Recht heißt nun eben die Gewalt des Staates, die Staatsgewalt oder die Gewalt schlechweg, was denn auch mit der oben angegebenen Etymologie ganz übereinstimmt. Hierbei ist eine im Jahre 1814 ohne Angabe des Druckorts erschienene, längst vergriffene Flugschrift von Fr. L. Jahn „Runenblätter“ zu erwähnen, worin dieser politische Begriff sprachlich näher erörtert ist. „Walte“ nennt Jahn schlechweg die Staatsgewalt, Regierung oder sogenannte Souverainetät, und zwar die verfassungsmäßige oder beschränkte im Gegenlage der Schalte als der Willkürherrschaft; was sich aus dem Sprachgebrauche allerdings vollkommen rechtfertigen läßt, welchem zufolge zwar Walten und Schalten manchmal ohne Unterschied mit einander verbunden wird, wobei aber doch Schalten meist den Nebenbegriff der Willkür enthält; s. oben S. 304. Schalte ist also das, was dem *Cicero dominatus* heißt, eine despotische Herrschaft, s. Döberlein, *Kat. Souv.* V, 83, oder doch das, was Goethe in seiner Definition der Souverainetät andeutet:

„Wer ist der souveraine Mann?

„Ach! das ist halt gesagt:

Der, den man nicht hindern kann,

Ob er nach Gutem oder Bösem jagt.“

Jahn bemerkt nun ganz richtig: „Walte und Waltung sind immer das Wichtigste und Wesentlichste in einem jeden Staatenwesen von Sprach- und Stammverwandten. Ohne solche Offenbarung des Gemeinwillens, ohne seine Vollstreckung mit Gemeinraft zum Gemeinnutze ist keine Staatsgemeinschaft denkbar und möglich. Nur Walte und Waltung schaffen die Gemeinschaftlichkeit in Rath und That und das Gemeingefühl in Freude und Leid. Sie vereinigen dem vieltheiligen Gange, dem gliebereichsten Leibe einiges und inniges Leben, Wehen und Streben. Durch dieses gemeinsame Reges wird ein Staatenwesen Staatsneth. Nur ein Biersal ist waltlos und haltlos. — Beisammensein ohne Zusammenwirkung einer Walt gibt eine todte, leblose Masse, Wust und Staatenwust, ein gestalt- und gehaltloses Uebing. Wo die Waltung aufhört, stockt das Gemeinleben. Waltolosigkeit (Anarchie) bleibt jedes Staatswesens Verderben und führt in den Kreislauf der Umwälzung.“¹⁾ Dahin gehört auch eine Stelle in Jahn's

späterer Schrift: „Merke z. deutsch. Volksthum. 1833, S. 124: „Alle Völker halten es mit dem türkischen Sprüchwort: lieber zehn Jahre einen Wüthker, als Eine Nacht Waltolosigkeit und Wirrmar.“

Demgemäß wird in der Terminologie der Staatswissenschaft das Wort Gewalt schlechweg gleichbedeutend mit Staatsgewalt, Staatshoheit, Machtvollkommenheit oder Souverainetät genommen, z. B. in Bezug auf die berühmte Controvers der Lehre von den Gewalten und ihre Theilung in gesetzgebende, vollziehende u. s. w. Diese Bedeutung findet sich schon in der Lutherischen Bibelübersetzung („Jedermann sei unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat.“ Röm. 13, 1), ist übrigens auch schon in den allgemeinen Sprachgebrauch übergegangen. „Steht die Gewalt bei Einem, so ist die Menge unterwürfig, ist die Gewalt bei der Menge, so steht der Einzelne im Raththeil; dieses geht durch alle Stufen durch, die sich vielleicht irgendwo ein Gleichgewicht, jedoch nur auf kurze Zeit, finden kann.“ Goethe (*Ret.* z. *Divan*. B. 6. Bd. S. 96). „Europa ist vertheilt unter mehr große Völkern, die einander das Gleichgewicht zu halten bestimmt sind, und deren jedes schon zu diesem Zwecke seine Kraft in Einen Mittelpunkt vereinigt, Einem herrschenden Willen zur kräftigen Führung übergeben

eine Kuchwaltschaft (Dictator) entsteht.“ — „Walte und Schalte sind die beiden Gegentheile, so in dem Menschen ewig auftreten und abwechseln. Ihre Gegenwirkung ist ein fortwährender innerer Krieg, der bald schämbar, bald offenkundig geführt wird. Wo die Schalte das Uebergewicht erlangt, wird das Staatenwesen eine immer aufsteigende Kuchwaltschaft, wo die Schaltertheile wachsen. Da hat Zerstörung und Zerstörung ihren Schrecken, da wüthet jegliche Umwälzung. Gewissen beschränken sich um schneides Genies. Der Staatenverband ist ohne verbindende Kraft. Wer sich nicht selbst verbunden glaubt, ist an Nicht gebunden. Da hat die Willkür die lebte Wahl, es mit Freund und Feind zu halten, mit Beiden zugleich, mit Keinem oder mit Allen und Jedem. Wust und Betrug sind dort ohne Heiligkeit, Verprechungen Scheidungen, die niemand und niemals für voll gelten. Aus dem Staatenwust wird ein Unwesen, was auf die Selbstthätigkeit gesetzlicher Machtgeber großen und ausdrücklichen gegründeten ist.“ — „Nur eine gesetzmäßige Dauerwalt (legitime Regierung) kann ein Staatenwesen als Staatenmeinthe erhalten, vor der Waltofreiheit stehen und gegen Schaltertheile bewahren.“ — „Zustand, Europa's Mittelstand, hat niemals solche innige Einheit gehabt, als seine Vaterlandskunde zu allen Zeiten schenken und abgeben. So sei gleich in der Ueizt unser älteste Welttheile, Hermann (Helm), weil er die Walte Germaniens erheben wollte, ohne die es in keinem Staatenwesen Selbstständigkeit gibt; weil seine Willkür diesen Gedankengang verdammt, so hat das waltlose Zustehen seit Jahrhunderten den Kriegschaukel abgegeben, wozu die Gewaltigen um die Herrschaft rangen und mit trüglichen Gut und Blut ihre Befehle setzen aufgeschrien haben. Je weniger und enger die Walte bei den unzufriedenen Reichthümern von Zeit zu Zeit wurde, desto loser bei uns. Andrewo stellte der Kreislauf der Umwälzung jederzeit die Einheit in einer neuen Welt kräftiger her — bei uns verschwand auch die Einheit!“ — „Jedes geringste und gereinigte Volk vertheilt den Waltohöpfer und Einheitschaffer als Heiland, und hat Vergeltung für alle seine Sünden.“ — „Wer die Waltofreiheit blüht das Volk des Hippokrates“ Mittel wider den Krebs: Was Tugend nicht heilt, heilt das Eisen, was Eisen nicht heilt, heilt das Feuer.“

1) „Sind deren erste Schauer vorüber, so liegt das Volk in einer Uebing, wo ihm Ruhe das erste Bedürfnis scheint, und

muß. Spaltet sich irgendwo die Gewalt, — wird das Gefaltene von Neuem gespalten und sofort — so entsteht eine gefährliche Schwäche, deren Folgen wir Zeitgenossen nur allzu wohl empfunden haben.“ Herbart (Kleine philosoph. Schriften, herausgegeben von Hartenstein II. S. 4).

Da der Begriff der „Gewalt“ in diesem Sinne bei uns Leuten, die wir noch im Vormärz als die WESCHÜHEN in der Politik bezeichnet worden sind³⁾, zu denjenigen gehört, über welche fort und fort eine bedeutende Unklarheit herrscht, die für das gesamte Staatsleben, besonders in Bezug auf die social- und kulturpolitischen Probleme der Gegenwart, schlimme Folgen hat, so mögen hier noch einige desfallsige Erörterungen folgen, deren erste, auf die politische Bedeutung des Wortes Gewalt bezügliche wir einem unserer, ausgezeichnetsten Staatsgelehrten entlehnen⁴⁾:

Gewalt (Potestas), im Allgemeinen gleichbedeutend mit Macht (Weigand, Wörterb. der d. Synonymen. 1842. 2. Bd. Nr. 1253), d. i. Fähigkeit zu einer Wirkung und Thätigkeit, ist im Besonderen die Macht über Etwas oder die Macht, in sofern ein Anderes ihren Wirkungen und Bestimmungen unterliegt, im Gebiete des Sittlichen die sittliche Möglichkeit oder Befugnis über ein Anderes, in Beziehung auf eine Person; also über dieselbe mit Aufhebung oder doch Beschränkung ihrer Freiheit zu bestimmen. Sie äußert sich negativ, wenn sie bloß die Gewaltaußerungen eines Andern gänzlich aufhebt oder doch beschränkt, dagegen positiv, wenn sie Veränderungen in demselben ohne dessen Selbstthätigkeit setzt.

Nach dem Grunde, auf dem die Gewalt beruht, und nach der Art, wie sie diesem zufolge wirkt, ist dieselbe:

1) Bloß äußere, unorganische, und diese wieder:

a) Eine natürliche, materielle, wenn sie bloß auf der physischen Uebermacht beruht. Eine solche vermag auch eine Sache über die andere, ja sogar über die Person zu üben, indem sie dieselbe ihren Wirkungen unterwirft.

b) Eine sittliche oder rechtliche, wenn sie in einem sittlichen oder Rechtsverhältnisse eintritt, z. B. das Recht der Verfügung über ein Eigentum.

2) Eine innere oder organische, wenn sie durch ein organisches Verhältnis gesetzt ist.

In der sittlichen, namentlich in der politischen Gesellschaft hat das Wort Gewalt ebenfalls eine allgemeine, weitere und eine besondere, engere Bedeutung. In jener heißt es überhaupt: die Befugnis zu einer öffentlichen Function —, in dieser aber: die Möglichkeit der Bestimmung über ein Anderes in einem sittlichen Verhältnis. Die letztere kann sich, namentlich in Beziehung auf eine Person, zweifach äußern:

a) als bloße Macht zu verpflichten (Vis obligandi), oder die Möglichkeit, durch seine Befehle einem Andern sittliche Verpflichtungen aufzuerlegen;

b) als Macht zu zwingen (Vis cogendi), oder diejenige, den sittlich gültigen Befehl durch äußere Gewalt zur Ausführung zu bringen.

Jedes dieser Momente bildet übrigens nur eine unvollkommene Gewalt; die vollkommene besteht in der Einheit beider. Wie nämlich überhaupt zu der rechtlichen Thatfache, sofern dieselbe nicht ein bloß zufälliges Ereignis ist, Wille (animus) und Thatfache oder materielle Erscheinung (corpus) gehören, so muß auch mit der sittlichen Befugnis und dem Rechte stets thatsächliche physische oder auch geistige Macht verbunden sein, wenn von Gewalt im Gebiete des Rechtes die Rede sein soll. Das bloße Recht ist der Gewalt nicht gleich zu setzen; denn wenn auch der legitime Präsident jenes hat, so ist er darum doch nicht im Besitze der Gewalt.

Nach ihrer Bestimmung ist die Gewalt ferner eine private oder eine öffentliche. Privatgewalt ist die factische Möglichkeit, die zugleich eine sittliche Befugnis und ein Recht sein kann, eine Sache zu willkürlichen Privatacten zu behandeln. Öffentliche Gewalt dagegen ist die sittliche oder rechtliche Macht über eine Person oder eine Sache zu dem Zwecke einer Gemeinheit, oder zu der Idee eines Vereines zu bestimmen.

Nennen wir die Gewalt, sofern sie durch eine Person geübt wird, Herrschaft (imperium), so sind folgende Verhältnisse möglich:

1) Ein unorganisches, durch bloße Willkür bestimmtes. Dieses kann wieder sein:

a) Ein rein thatsächliches (factisches), wo eine Person der andern durch die bloße Thatfache der Gewalt unterworfen ist, wie der Besiegene seinem Sieger.

b) Ein sittliches und rechtliches, wo die Herrschaft zugleich ein Recht, die Unterthung zugleich eine Pflicht ist. Seinem Begriffe nach kann ein solches Verhältnis, wie dasjenige des Dienstherrn zu dem Dienstboten nur auf Vertrag beruhen.

2) Ein organisches, welches durch einen objectiven Zweck oder die Idee eines Gesellschaftsinstituts bestimmt ist.

Da, abgesehen von den Mittelformen, wie die Gemeinde, die sittliche Welt zwei organische Institute enthält, die Familie und den Staat, so ist auch die organische Gewalt:

a) Die Familiengewalt, als das (sittlich) vollkommene Recht über die Verhältnisse und Glieder einer Familie zu der Idee dieses Instituts zu bestimmen.

b) Die Staatsgewalt im weiteren Sinne: als der Inbegriff aller öffentlichen Functionen im Staate, — im engern: als das

3) Deutsch. Zeit. 13. Febr. 1848. 4) Siehe Schmitt-Schneider, Allgem. Staatsrecht S. 275 fg.

vollkommene Recht, in dem Staate zu regieren, d. h. die (sittlich) zu sälligen Verhältnisse dieses Instituts seiner Idee gemäß anzuordnen, mithin auch die Glieder desselben dieser gemäß zu bestimmen.

Die Staatsgewalt darf nicht als ein Recht des Staates betrachtet werden, wie ohnehin der Ausdruck Staatsgewalt nicht in Gewalt des Staates, sondern in Gewalt im Staate aufzulösen ist, gleichwie auch Hausgewalt nicht die Gewalt des Hauses, sondern in dem Hause, oder über das Haus besteht. Das Verhältniß, in welchem auf der einen Seite Staatsgewalt, auf der andern Staatsubjection, d. h. Gewalt und Unterwerfung zu der Idee des Staates besteht, findet nur zwischen den Gliedern dieses Instituts statt; es selbst ist also ebenso wenig Subiect der einen, wie der andern.

Schließlich sind hier noch einige mißbrauchliche Anwendungen des Wortes „Gewalt“ zu erwähnen, die in der herkömmlichen staatswissenschaftlichen Terminologie sich finden, in welcher das Wort in manchen Fällen gebraucht wird, für die es streng genommen gar nicht paßt. So sollte man z. B. nicht von der richterlichen Gewalt reden, da das Richter, d. h. das Ausprechen vom Urtheile den bestehenden Gesetzen gemäß, an und für sich eine bloß logische Function und durchaus kein Act einer Gewalt ist.

„Nicht als Gewaltinhaber, nur als von Staatswegen vereideter Rechtsverständiger über der Richter sein Richteramt“ sagt Klüber („Die Selbstständigkeit des Richteramts. 1823.“ S. 24) sehr richtig. „Der Richter besieht nicht, sondern er erkennt; er ist ein Kunstverständiger, auf dessen Ausspruch die Staatsgewalt compromittirt, der aber selbst keinen Willen, sondern bloßes Urtheil hat. Seine Sentenz wird alsdann vollzogen durch den Willen der Staatsgewalt, die solches auch in der Regel wollen muß. Aber es ist nur die allgemeine, vorkommende (oder administrative, nämlich in concreto waltende) und nicht eine besondere oder eigene Gewalt, die solchen Vollzug verordnet. Zur Entscheidung oder zum Erkenntnis, was da Rechtens sei, ist Niemand weniger geeignet, als der Inhaber einer Gewalt, und das Recht verliert seine ganze Bedeutung, sobald es von der Gewalt deitirt wird. Eben darum muß die Staatsgewalt — in welcher das Recht zu führen und zu handhaben verbunden ist — bei der geminen Menscheneinrichtung, oder in schwierigeren Fällen bei Kunstverständigen anfragen, was im jedesmal vorliegenden Falle Recht sei, was nämlich dasselbe zu handhaben oder zu vollziehen. Würde sie selbst es aussprechen, so könnte sie ihren Willen an die Stelle des Rechts setzen, das letzte daher vernichten. Sie errichtet daher Gerichtsstühle (sowie sie z. B. Sanitätscollegien errichtet), um sich darüber zu belehren, was dort das Recht (oder hier die Gesundheit) erheische und sodann den Grund der Kunstverständigen in Vollzug zu setzen. Denn dem Rechte muß die Staatsgewalt nur dienen, keineswegs mit

Machtvollkommenheit es aussprechen. Die richterliche Gewalt ist also ein Umding u. s. w.“ K. v. Kottek, Lehrbuch des Vernunftrechts. 2. Bd. S. 206; vergl. Hermes X. S. 355 fg., wofelbst diese Ansicht weiter von Rottet ausgeführt ist.

Ebenso unpassend ist der in dem protestantischen Kirchenstaatsrechte leider eingeführte terminus „Kirchengewalt“, sofern in dieser „Gewalt“ der Begriff einer Herrschaft, eine Befugnis, wo nicht die Lehre, so doch die Liturgie u. dgl. m. zu bestimmen, liegen soll, und unsere protestantischen Fürsten als sogenannte summi episcopi laut der Geschichte bis auf die neueste Zeit nur zu sehr sich geneigt gezeigt haben, ganz im Widerspruch mit dem Principe des Christenthums und ganz besonders mit dem des Protestantismus sich als die Herren der Kirche zu gerieren, was nur beim Anfang der Reformation allerdings der damalige Nothstand entschuldigen mochte³⁾. Auch der wichtige Unterschied zwischen Kirchengewalt und geistlicher Gewalt gehört hierher⁴⁾.

Dasselbe gilt von der in unsern staatsrechtlichen Lehr- und Handbüchern, sogar in denen der sonst freisinnigsten Publicisten (z. B. von Rob. Mohl), ziemlich allgemein in der Reihe der sogenannten Gewalten, ja sogar unter den Regalien mit aufgeführten sogenannten Kirchengewalt oder Culturpolitik, auch Erziehung- und Unterrichts-Regal genannt (z. B. der Klüber), oder zur Staatswissenschaftslehre und Nationalökonomie (von Bülow und Graf Soden) gerechnet. Viernach ist der Staat, d. h. die Staatsgewalt, Regierung, Vireautkratie, der Schulver, was im heidnischen classischen Alterthume ganz angemessen war, aber mit dem Christenthume und germanischen Volkthume ebenso entschieden im Widerspruch steht, als mit der richtigen Auffassung der Aufgaben der Pädagogik, wie u. A. Schleiermacher, Herbart, Zeb. Schön und besonders Wagner gezeigt haben, welcher Letztere in fast allen Seiten seiner „Pädagogischen Roue“ (1842 fg.) diese sogenannte Culturgewalt bestritten und in ihrer Verderblichkeit nachgewiesen hat⁵⁾.

Nur kurz sei noch erwähnt, wie häufig laut dem Zeugnisse der Geschichte und Erfahrung von jeher die allerdings in der Natur der Sache begründete ältere, besonders die hausväterliche oder ehemännliche Gewalt zum häuslichen Despotismus gemisbraucht worden ist (worauf in den Triften Emancipation, Geschlechtscharakter und Judenemancipation Näheres sich findet); was sich ebenfalls wie der Mißbrauch der politischen oder Staats-Gewalt aus dem ebenfallig bereits angeführten Worte Kant's erklärt, daß jeder Mensch, der eine Gewalt über Andere hat, sie

3) Klüber nachgewiesen von Scheidler in Pölig, Jahrb. für Gesch. u. Politik. 1833. Mai, besgl. in Monner. 1843. April. 1839. Juni. 1846. Reber.

4) Das Beste darüber hat Kind, Dissert. de jure eccles. evang. (Lips. 1827.) p. 10. 5) Vgl. auch Scheidler, D. Idee d. Universit. u. ihre Gesch. d. Staatsgewalt. 1838. 2. Aufl., über Pädagogik in Reichert's Staatslexikon s. h. v. u. Wagner a. a. O. 1847. Reber. 1852. Juli 88.

zu missbrauchen geneigt ist, und daß „aus so krummem Holz, woraus der Mensch geschaffen ist, nie etwas ganz Gerades acquiriert werden kann.“ (Dr. K. H. Scheidler.)

GEWALT (Verbrechen der Gewaltthätigkeit, crimen vis¹⁾). 1. Begriff. Dieses Verbrechen hat nach der in der neueren Zeit sehr häufigen, von Wächter mit Erfolg bekämpften Darstellung einen sehr großen und unbestimmten Umfang, und ist ein sehr vages Verbrechen. Namentlich ist dies der Fall in Bezug auf die Gewaltthätigkeit gegen Sachen, welche man in neuerer Zeit von der Gewaltthätigkeit gegen Personen unterscheidet. Häufig definiert man das Verbrechen der Gewaltthätigkeit als jede Anwendung rechtswidriger Gewalt, welche nicht ein besonderes bestimmtes Verbrechen bildet, und demnach dann nur im Allgemeinen, daß dieses Verbrechen entweder an Personen, oder an Sachen verübt werden könne. Dadurch aber gibt man diesem Verbrechen sogar schon in seiner unmittelbaren Richtung gegen Personen, und noch vielmehr in der Richtung gegen Sachen, eine viel zu große Ausdehnung. Vis hat allerdings in den Quellen des römischen Rechts häufig einen sehr allgemeinen Sinn, indem es nach dem Inhalte mancher Stellen jede gegen den Willen eines Andern unternommene Handlung bedeutet, sei es, daß die Handlung mit persönlicher Gewalt durchgeführt, oder bloß gegen den bestimmt erklärten Willen des Andern unternommen, oder endlich nur die Erklärung des entgegengegesetzten Willens des Andern verhindert wurde. Diese weite Bedeutung hat vis bei dem interdictum quod vi aut clam und bei den interdicta uti possidetis und utrobi²⁾. Jene weite Bedeutung liegt aber bei dem crimen vis nicht zum Grunde. Denn selbst in den privatrechtlichen Verhältnissen hat vis noch eine engere Bedeutung, z. B. bei dem interdictum de vi und bei der actio quod metus causa, indem es dort nicht jede eigenmächtige Handlung in dem vorher angegebenen Sinne, sondern bloß eine solche Handlung bedeutet, welche mit persönlicher Gewalt, also durch eine Vergewaltigung der verletzten Person, durch Beschränkung ihres Willens, durchgeführt wird. Diese vis wird auch näher bezeichnet durch vis atrox. Sie wird definiert durch: „majoris rei impetus, qui repellit non potest“³⁾, „necessitas imposita contraria voluntati“⁴⁾. Diese Definitionen beziehen sich bloß auf per-

sönliche Vergewaltigungen und beschränken offenbar die vorher angeführte weitere Bedeutung von vis. Hier liegt nun der Gedanke sehr nahe, daß zur Begründung des öffentlich strafbaren Verbrechens der Gewaltthätigkeit in Beziehung auf die Art nicht weniger verlangt werde, als zur Begründung des interdictum de vi und der actio quod metus causa, und schon hiernach könnte man zum crimen vis als wesentlich persönliche Vergewaltigung zu fordern geneigt sein. Eine äußere Hindeutung auf diese Annahme liegt darin, daß in den Digestentiteln, welche von der oben angeführten weiteren Bedeutung der vis und von denjenigen Interdicten handeln, bei welchen diese weitere Bedeutung von vis zur Anwendung kommt, das crimen vis nicht erwähnt wird, wogegen in den Titeln, welche von denjenigen Klagen handeln, die auf den engeren Begriff der vis, auf die persönliche Gewaltthätigkeit beschränkt sind, mehrmals ausdrücklich auf das crimen vis hingewiesen wird⁵⁾. Schon hieraus wird überwiegend wahrscheinlich, daß zu dem crimen vis wesentlich persönliche Gewaltthätigkeit erfordert wird, und daß namentlich auch vis gegen Sachen bezogen, nur dann zum öffentlich strafbaren Verbrechen der Gewaltthätigkeit gehört, wenn die Handlung eine persönliche Gewalt in sich schließt. Dieses Resultat bestätigt sich auch durch die Beispiele in den Stellen, welche vom crimen vis sprechen⁶⁾. Die persönliche Gewalt, welche zur vis im engeren Sinne gehört, bedeutet, den Gegner zu nöthigen, etwas gegen seinen Willen zu thun, oder zu unterlassen, oder zu dulden. Ihre Verübung ist auf zweifache Weise möglich, entweder durch unmittelbare Anwendung körperlicher Kräfte gegen die Person des Gegners (sogenannte physische Gewalt) oder mittelst ausgesprochener Drohungen (sogenannte compulsive Gewalt⁷⁾). Hiernach ist zum Thatbestande des crimen vis erforderlich, daß der Thäter entweder durch Anwendung körperlicher Kräfte oder durch Drohungen persönliche Gewalt ausübe, oder wenigstens mit einer solchen Vorbereitung oder Nachsicht aufträte, daß seine Absicht, nöthigenfalls durch persönliche Gewalt seinen Zweck zu erreichen, unzweifelhaft ist. Auf dieses Erforderniß weisen die meisten Stellen hin, welche von der sogenannten Gewalt gegen Sachen sprechen. Die bloße Beschädigung und Zerstörung fremder, in fremdem Gewahrsam befindlicher Sachen, oder das bloße Begreifen solcher Sachen,

1) Quellen der Lehre: Tit. Dig. ad legem Juliam de vi publica (XLVIII, 6). Tit. Dig. ad legem Juliam de vi privata (XI, VIII, 7). Tit. Cod. ad legem Juliam de vi publica vel privata (IX, 12). Literatur. Die älteren Monographien über das crimen vis sind ohne Bedeutung. Vergl. Wächter im Reuen Archiv des Criminalrechts. 12. Bd. S. 342. Neuere Schriften sind: Loew, Comm. de praecipuis juris Romani. circa crimen vis. 1829. Peternann, Comm. de praecipuis juris Rom. circa crimen vis. 1832. Maske, Comm. jur. Rom. de vi publica et privata. Die besten Ausführungen sind von Wächter im Reuen Archiv des Criminalrechts. 11. Bd. S. 633 fg. 12. Bd. S. 341 fg. 13. Bd. S. 1 fg. 185 fg. 374 fg. Für das römische Recht und namentlich das historische ist noch zu bemerken: Rein, Criminalrecht der Römer (Leipzig 1944). S. 732 fg. 2) L. 1. §. 5—9. D. IV, 2. pr. §. 1. D. XLIII, 24. 3) L. 1. 2. 3. pr. §. 1. D. IV, 2.

4) So sagt L. 1. §. 1. D. de vi XLIII, 16: „hoc interdictum proponitur ei, qui defectus est.“ Dann wird im §. 3 erklärt: „ad aulam atrocem vim pertinet hoc interdictum,“ und mitten zwischen diesen beiden Paragraphen steht die Bemerkung: „ne quid autem per vim admittatur, aulam legis Juliae prospiciat publicorum et privatorum, nec non et constitutionibus principum.“ Ebenso wird in dem Digestentitel quod metus causa auf die lex Julia hingewiesen (L. 12. §. 2. D. IV, 3) und in den Institutionen wird in dem von dem interdictum de vi handelnden Paragraphen die „lex Julia de vi privata aut de vi publica“ erwähnt (§. 6. Inst. IV, 15). 5) Vergl. Wächter im Reuen Archiv des Criminalrechts. 11. Bd. S. 639 fg. 6) L. 1—7. L. 9. pr. D. IV, 2. L. 4. 7. C. de his, quae vi 11, 19 (20).

fällt nicht unter das crimen vis. Dazu wird immer noch ausdrücklich vis verlangt, oder ein Auftreten mit einer, jeden Widerstand auslöschenden Macht, Aufammenrettung von Mannschaft, oder ein, die gleiche Absicht anbeudebendes, Bewaffnetsein u. dgl.). Zwar soll nach einem Ausspruch des Kaisers Marcus Aurelius jede Selbsthilfe, auch wenn sie nicht durch persönliche Gewalt verübt wird, als vis behandelt werden⁷⁾. Allein dieser Ausspruch kann nicht als Beweis gegen das Verbot der Selbsthilfe dienen. Denn erstens spricht der Kaiser nicht vom crimen vis, sondern von einem Fall, welchen er der vis in gewissen Beziehungen gleichstellt, und für welchen er eine besondere poena privata bestimmt; er sagt aber nicht, daß der Fall als crimen vis zu behandeln sei. Und wenn auch wirklich einige Stellen jedes eigenmächtige Verwundens von Sachen des wirklichen oder vermeintlichen Schuldners für crimen vis zu erklären schienen⁸⁾, so kann man diese Stellen, wenn man sie so allgemein nimmt, wie sie lauten, nur

als eine Singularität behandeln, aus welcher für das crimen vis Nichts zu folgen ist, indem das „bona occupare“ und „res pignori capere“ ja auch durch ein brimliches Entwenden gefahren könnte, welches von den Römern nie zur vis gerechnet worden ist. Das Wesen des Verbrechens der Gewaltthätigkeit besteht hiernach in derjenigen Handlung, durch welche der Thäter eine Person wider ihren Willen zu einem Thun, Unterlassen oder Dulden zu bestimmen, die Freiheit des Entschlusses also in gewissen Beziehungen zu beschränken beabsichtigt, sei es, daß er hierbei unmittelbare physische oder compulsive Gewalt gegen die Person anwendet, oder wenigstens auf eine solche Weise zu Werke geht, daß seine Absicht, etwaigen Widerstand durch solche persönliche Gewalt auszulöschen, unzweifelhaft ist. II. Gibt es im gemeinen teutschen Strafrechte ein Verbrechen der Gewaltthätigkeit? Welche Quellen sind hier die gemeinrechtlich gültigen? In manchen Systemen des Criminalrechts wird ein Verbrechen der Gewaltthätigkeit oder ein crimen vis gar nicht angeführt, z. B. in denen von Littmann und Jarke. Namentlich hält Jarke¹⁰⁾ die Grundlage des römischen Rechts über das crimen vis in Zustand für nicht richtig, und die auf die Verbrechen gegen den öffentlichen Frieden und die innere Ruhe und Sicherheit des Landes sich beziehenden Strafsätze, wenigstens bis in das 16. Jahrh., für rein teutschen Ursprungs, jedoch von einem Hineinpassen des teutschen Rechts in das römische System nicht die Rede sein konnte. Im älteren teutschen Rechte werde freilich auch die Gewaltthat, welche die Sicherheit der Personen und des Eigenthums gefährdet, ein Friedensbruch genannt, der einzelnen Verbrechen aber, welche man unter diesem allgemeinen Ausdrucke zusammenfasse, wenn derselbe im weiteren Sinne gebraucht werde, würden dann größtentheils mit besonderen Namen bezeichnet und jedes mit seiner eigenthümlichen Strafe belegt. Im engeren Sinne verstand man aber unter Friedbrechern diejenigen, welche durch ungerechte Beschädigung den geschworenen oder gebotenen Landfrieden brechen. Von dieser Art der Störung der öffentlichen Sicherheit spreche denn auch die peinliche Gerichtsordnung Kaiser Karls V. besonders und zeichne in dieser Beziehung den Landzwang und die bössliche Beschädigung aus, und vertheile unter dem Landzwange das Ausstreiten und Zusammenrotten überflüssiger Menschen, um durch Drohungen oder Furcht etwas zu erzwingen, unter der Beschädigung aber den eigentlichen Landfriedensbruch oder den unrichtmässigen Privatkrieg. Beide Artikel (Art. 128. 129) drängen sich aber auf das im 16. Jahrh. geltende Staatsrecht, und man könne mit Recht behaupten, daß jene Vorschriften wegen der gänzlich veränderten Natur der öffentlichen Verhältnisse heutzutage nicht unmittelbar praktisch seien, und daß die dadurch verpönten Handlungen im heutigen Rechte unter den Begriff anderer Verbrechen, wie des Aufruhrs,

7) Bepgl. L. 3. §. 2. 5. 6. L. 4. 5. 11. D. XLVIII. 6. Auch der Titel ad L. Julian de vi privata (Dig. XLVIII. 7) fñhet als Beispiel nur das rapere ex naufragio. dissipare aliquid ex naufragio, desicere ex agro hominibus congregatis und dergl. an. Ueber einige Stellen, welche dñreit errögen können (L. 3. §. 2. D. XLVIII. 7. L. 52. §. 2. D. XLVII. 2), vergl. Wächter a. a. D. §. 641 ff. Wenn in der letzteren Stelle in den Worten: „si quis ex domo, in qua nemo erit, rapuerit.“ eine rapina, ein Raub, ein Fall des crimen vis, ohne alle persönliche Gewalt angenommen zu werden scheint, so spricht gegen die darin aufgeführte gewöhnliche Auslegung, daß zum rapina, rapine, eine bloße Gewalt gegen Sachen, z. B. ein bloßes Hineinbringen in ein unbewohntes Gebäude, ohne alle Beziehung auf persönliche Gewalt, hinreicht, der Umstand, daß von dieser Stelle abgesehen, keine andere Stelle nachweisbar ist, in welcher bei bloßer Gewalt gegen Sachen die Entwendung für eine rapina erklärt wird. Dagegen sprechen manche andere Stellen ausdrücklich von diesem Falle. Sie erklären aber die Handlung bloß für ein furtum, oder nennen den Thäter effractor, gebrauchen aber nie den Ausdruck rapere, gebenden auch einer geschürften außerordentlichen öffentlichen Strafe für diesen Fall, aber niemals der Strafe der lex Julia, welche sie so oft bei dem Raube vertheilen. L. 22. pr. §. 1. D. XLVIII. 2. L. 1. §. 2. L. 2. D. XLVII. 8. L. 3. §. 2. D. 1. 15. L. 1. L. XLVII. 17. Auch würde die Annahme eines Raubes, rapina, bei jeder Gewalt gegen Sachen zu viel heißen, indem dann auch bei jedem zum Friede der Entwendung verübten heimlichen Einbruche in ein Gebäude, bei jedem Aufbrechen einer Kiste und dergl. Raub begründet sein müßte. Allein die Quellen des römischen Rechts schließen jedes clam amovere, sollte es auch durch Erbrechung oder Beschädigung von Sachen geschehen, bestimmt von der rapina aus, und verlangen zur rapina offene Gewalt. Diese ist vorhanden, wenn man mit einer solchen Macht und Offenheit auftritt, daß man zeigt, man löche keinen Widerstand, oder wenn man persönliche Gewalt ansetzt. L. 3. §. 3. D. XLVIII. 9. L. 2. §. 1. 9. 21. 23. D. XLVII. 8. L. 20. §. 5. D. XII. 2. §. 2. fin. Inst. IV. 2. Nov. 134. cap. 13. Daher ist auch bei der Ansicht vom beschränkten Umfange des crimen vis und der rapina ein rapere ex domo, in qua nemo erit, möglich, sobald z. B. der Thäter mit ganz offener Gewalt und in solcher Weise auftritt, daß er die Absicht, persönlichen Widerstand zu überwältigen, von dem Tag legt. Auch verlangen die Quellen des römischen Rechts immer ausdrücklich vis zum rapere. Der Ausdruck vis ist daher, um nicht mit anderen Stellen in Widerspruch zu gerathen, in dem engeren, auf persönliche Gewalt sich beziehenden Sinne zu nehmen. 8) L. 13. D. IV. 2. L. 7. D. XLVIII. 7. 9) L. 8. D. XLVIII. 7. L. 1. C. IX. 12.

10) Jarke, Handbuch des gemeinen teutschen Strafrechts. 2. Bd. S. 176—185.

des Hochverraths, der Selbsthülfe, oder auch des Raubes und der gewalthätigen Beschädigung von Sachen fallen. Es blieben jedoch auch nach den heutzutage obwaltenden Verhältnissen manche Fälle übrig, welche man am passendsten, als Störung des Landfriedens als besonderes Verbrechen im Systeme des Strafrechts aufführen könnte. Allein mit Recht führen beinahe alle älteren und neueren Strafrechtsschreier unter den einzelnen, noch jetzt praktischen Verbrechen das Verbrechen der Gewalthätigkeit, und zwar im Wesentlichen ganz nach den Grundsätzen des römischen Rechts auf. Die Gründe dafür hat Bächter ausführlich entwickelt¹¹⁾. Unsere teutschen geschriebenen Quellen des gemeinen Rechts handeln nicht von einem Verbrechen der Gewalthätigkeit in der allgemeinen Ausdehnung, mit welcher das römische Recht das crimen vis aufstellt. Die prinzipielle Gerichtsordnung und andere Reichsgerichte berühren nur einzelne Fälle von Gewalthätigkeiten. Eine Menge rechtswidriger Handlungen wird in den teutschen Rechtsquellen, ihrer fragmentarischen Natur wegen, übergegangen, im römischen Rechte aber mit Strafe bedroht, und fällt dort unter das crimen vis. Es ist daher, bei dem Verhältnisse unserer Quellen zu einander das Nächste und in ihnen selbst vorgeschrieben¹²⁾, die Kunde der einheimischen Gesetzgebung, aus dem römischen Rechte zu ergänzen. Es sind mithin alle jene Fälle nach den Grundsätzen des römischen crimen vis zu behandeln, sobald dieses Verbrechen noch jetzt nach gemeinem teutschen Strafrechte ein besonderes Verbrechen bildet, welches durch unsere teutschen Quellen durchaus nicht antiquirt worden ist. Die Behauptung, daß das, dieses Verbrechen betreffende römische Recht in Teutschland, weil hier ganz andere öffentliche Verhältnisse vorkamen, gar nicht recipirt sei, ist nicht erweislich. Vielmehr sind die römischen Bestimmungen über das crimen vis nicht nur unseren Verhältnissen und denen des 16. Jahrh. angemessen, sondern auch wirklich recipirt. Es bedarf, um dies nachzuweisen, eines Eingehens in die Geschichte der teutschen Landfrieden¹³⁾. Friede ist überhaupt der Schutz, welchen das Recht Jedem für Ehre, Leben, Leib und Gut gewährt, und sonach bildet eigentlich jedes Verbrechen einen Friedensbruch. Dies war auch die Ansicht des altgermanischen Rechts. Nur war in demselben der Friede mehr ein bloß bezogener Schutz, indem der Gernane und seine Familie und seine Genossen sich in der Regel selbst schützten, und das Volk dem Verletzten nur die Stellung des Verletzers vor Gericht sicherte, und ihm Frieden und Genugthuung gewährleistete, wenn es wirklich zur Composition kam, welche zu geben aber der Verletzte in der Regel nicht gezwungen wurde. Die Sühnung der Verbrechen erfolgte im älteren germanischen Strafrechte in der Regel auf zweifache Weise. Der Verletzte zahlte seine Composition (Buße) an den Verletzten; konnte oder wollte er aber die Buße nicht

zahlen, oder der Verletzte wollte sich darauf nicht einlassen, so stand dem Verletzten, oder seiner Familie und seinen Genossen das Recht zu, durch Privatgewalt, durch Fehde, sich Genugthuung zu verschaffen. Kam es zur Composition, so war auch zugleich an den Richter oder König wegen des gebrochenen Friedens eine Buße (fredus, fredum) zu zahlen. Manche Fälle indessen wurden aus einem milderen Gesichtspunkte betrachtet; bei ihnen fand kein Fehderecht und keine Bezahlung eines fredum, sondern bloß Bezahlung einer Composition an den Verletzten statt. Dagegen trat in anderen Fällen an die Stelle der Composition eigentliche (öffentliche) Strafe ein. Diese war Anfangs selten, weil sie dem Grundprinzip des germanischen Genugthuungssystems nicht entsprach, und fand in der Regel nur statt gegen Unfreie, wenn eine Composition für sie nicht gezahlt werden konnte, und außerdem dann, wenn die Volkvereinigung als solche verletzt wurde, wie bei Word des Fürsten, Freigabe in der Schlacht, Verrath an den Feind und dergl. Es mußten daher drei Fälle als wesentlich verschieden unterschieden werden: erstens diejenigen, in welchen Fehderecht stattfand, und wenn es nicht zur Fehde kam, Composition und fredum gezahlt wurde; zweitens diejenigen, in welchen (öffentliche) Strafe gegen Freie stattfand; drittens diejenigen, in welchen weder dieses noch jenes, sondern bloß Composition eintrat. Nur die beiden ersten Fälle bildeten die eigentlichen Friedensbruchsachen. Eine allmähliche noch größere Beschränkung der Friedensbruchsachen trat dadurch ein, daß die Einflüsse des Christenthums und der Geistlichkeit, ferner die einer festeren staatlichen Verbindung und die der eindringenden Bildung immer mehr gegen das, bei den meisten Verbrechen stattfindende Fehderecht wirkten, sobald dasselbe nach und nach auf schwerere Verbrechen beschränkt worden zu sein scheint. Dabei wirkte man dem Fehderechte theils indirect durch Erhebung der Compositionen¹⁴⁾, theils direct dadurch entgegen, daß in einzelnen Fällen ein Zwang zur Annahme der Composition eintrat¹⁵⁾. Für manche schwerere Verbrechen trat auch öffentliche Strafe ein, jedoch lange noch mit der dem Verbrecher zustehenden Wahl zwischen Strafe und Composition. So entstand allmählich der Unterschied zwischen den causae majores, eigentlichen Friedensbruchsachen (des späteren Rechts), in welchen meistens öffentliche Strafe zulässig wurde, und aus welchen noch eine Fehde entstehen konnte, und den causae minores, den bloßen Freveln¹⁶⁾. Aber nicht bloß Gewalthätigkeiten bildeten diese causae majores, sondern überhaupt schwerere Verbrechen, durch welche der Friede gestört wurde. Auf diesen Rechtszustand stützen sich größtentheils die vom 12. Jahrh. an von den teutschen Kaisern und der Reichsgesetzgebung ausgegangenen gemeinen oder gesetzlichen Landfrieden, nur daß in

11) Bächter im *Neuen Archiv des Criminalrechts*. 12. Bd. S. 347 fg. 12) *Princ. Gerichtsordnung* Art. 105. 13) *Bgl. Bächter a. a. O.* S. 351 fg.

14) *Georg. v. M. a. S. 1. 2. 3. 4. 5. 6. 7. 8. 9. 10. 11. 12. 13. 14. 15. 16. 17. 18. 19. 20. 21. 22. 23. 24. 25. 26. 27. 28. 29. 30. 31. 32. 33. 34. 35. 36. 37. 38. 39. 40. 41. 42. 43. 44. 45. 46. 47. 48. 49. 50. 51. 52. 53. 54. 55. 56. 57. 58. 59. 60. 61. 62. 63. 64. 65. 66. 67. 68. 69. 70. 71. 72. 73. 74. 75. 76. 77. 78. 79. 80. 81. 82. 83. 84. 85. 86. 87. 88. 89. 90. 91. 92. 93. 94. 95. 96. 97. 98. 99. 100.*

14) *Legge Rethar. cap. 79.* 15) *Capital. III. ann. 805. cap. 7. Capit. I. ann. 779. cap. 22. Capit. I. ann. 802. cap. 32. Capit. I. ann. 819. cap. 13.* 16) *Capital. de port. Baron. ann. 791. cap. 31.*

den Grundfäßen über das Fehderecht vom 12. Jahrh. an eine wesentliche Aenderung eintrat, und die Compositionen der immer mehrden Verbrechen in Bezug kamen. In diesen Landfrieden wird zunächst blos das bestehende Recht rückfichtlich der schwereren Verbrechen, der eigentlichen Frieðenebruchsfälle, eingeschränkt; sie bezeichnen zum Theil dieselbe Fälle näher, wiederholen die auf sie gesetzten Strafen, eisen gegen unrechtmäßige Fehde, stellen die Voraussetzungen rechtmäßiger Fehde fest, und ermahnen zur strengen Wahrung des bestehenden Rechts. Es gehören hierher die beiden gemeinen Landfrieden von Kaiser Friedrich I., dann der Landfriede Kaiser Friedrich's II. von 1235, welcher in den Landfrieden Kaiser Rudolph's von 1281 und 1287, und Kaiser Albrecht's von 1303 beinahe wörtlich wiederholt wird, der Landfriede Kaiser Ludwig's des Baiern von 1323, die goldene Bulle von 1356 cap. XVII. und der Reichsabſchied zu Frankfurt unter Kaiser Friedrich III. von 1442. Diese Reichsgesetze gingen in Bezug auf das Fehderecht von ganz anderen Grundfäßen aus, als von denen, auf welchen dasselbe nach dem älteren germanischen Rechte beruhte. Die Ansichten sind darüber getheilt. Nach der Behauptung Eichhorn's¹⁷⁾, welcher sich dabei auf den Landfrieden Kaiser Friedrich's I. bezieht, konnte in dem Zeitraum von 888 bis 1272 der Verletzte den Frieðbrecher gradzu durch Fehde zur Genugthuung anhalten, wenn er nur die vorgeschriebene Form des Abſagens beobachtet hatte. Hiernach wären die Grundlage und das Princip des Fehderechts noch die alten geblieben; dem Verletzten hätte bei gewissem, gegen ihn bezogenen Verbrechen die Wahl zwischen Klage und Fehde zugestanden. Nach der Ansicht Anderer¹⁸⁾ bedurfte es zur Erhebung rechtmäßiger Fehde nicht einmal einer vorherzugegangenen erlittenen Verletzung, sondern die Fehde war immer rechtl. wenn nur vorher gehörig abſagt war. Allein keine dieser beiden Ansichten ist für die Zeit vom 12. Jahrh. an erweislich¹⁹⁾. Theils in Folge der Vermuthungen der Kaiser, theils durch veränderte Volkseinstimmungen verschwand, wenn sich auch die Compositionen bei vielen Verbrechen noch lange, namentlich in Norddeutschland erhielten, allmählig die Rechtsansicht von einem dem Frieðer bei gewissen Verletzungen zwischen Fehde und Klage zugebenden Wahlrechte ganz. Allmählig wurde die Selbsthilfe nur als das Nothmittel betrachtet, welches nur dann zur Anwendung kommen sollte, wenn der Richter nicht zur Genugthuung verhelfen könne oder wolle. Die erlittene Verletzung allein begründete nicht mehr das Fehderecht, sondern zur Begründung desselben wurde die Unmöglichkeit verlangt, durch den Richter wegen der erlittenen Verletzung Recht zu erlangen. Damit fiel von der anderen Seite die Beschränkung der Fehde auf gewisse Verletzungsfälle weg; es konnte vielmehr wegen

jeder Rechtsverletzung, mochte sie nun in einer verbrecherischen Handlung, oder in einer bloßen Nichtanerkennung oder Nichterfüllung einer privatrechtlichen Verbindlichkeit bestehen, zur Fehde geschritten werden. Dazu führte schon die Anarchie, welche vom 11. Jahrh. an in Teutſchland herrschte und die Wirksamkeit der Gerichte durchaus lähmte, und daher waren die Kaiser selbst zur Anerkennung dieses Grundſatzes als eines unvermeidlichen genöthigt. Durch Sitte und Ehrsucht wurde jedoch dieses, auf eine ganz neue Grundlage gestützte, Fehderecht (das Kaufrecht) auf andere Weise gemildert. Weil man es nämlich für freig und unrecht hielt, den Gegner unvermuthet zu überfallen, selbst wenn gerechter Grund zur Fehde gegen ihn vorlag, sei es, daß er vergeblich vor Gericht geklagt worden war, oder daß man schon im Voraus die Ueberragung von der Wirkungslosigkeit jeder Klage hatte, so verlangte man zur Ehrenhaftigkeit und Rechtmäßigkeit der Fehde vorherige Anſagung. Die Kaiser, welche die Rechtmäßigkeit der Fehde, als Nothmittel, anerkennen mußten, waren eben so, wie die Gerichte, nur darauf bedacht, die Ausübung des Fehderechts immer mehr an gewisse Regeln zu binden und sich hierbei an die oben erwähnte Ansicht anzuschließen; ferner, gewisſen, besonders des Schutzes Bedürfnissen bei Fehden Sicherheit zu gewähren, und dem Fehderechte noch andere, durch die Rücksicht auf das öffentliche Wohl nothwendig gebotene Schranken zu setzen. Diese Ansicht bewies sich insbesondere durch Folgendes. Die älteste gesetzliche Urkunde, welche unter diesen veränderten Verhältnissen über das Fehderecht sich ausspricht, ist wol der Reichsabſchied von Nürnberg unter Kaiser Friedrich I. von 1187, welcher besonders von Verletzungen durch Brandstiftung handelt. Gleich im Anfangs unterscheidet er zwischen rechtmäßiger und unrechtmäßiger Fehde, indem er bestimmt, daß diejenigen, welche sich in eigener Fehde der Brandstiftung schuldig machen, der Acht verfallen sein sollen, und davon diejenigen ausnimmt: si qui forte manifesta werre castra manifeste capiunt et si qui ibi suburbia, aut stabula aliave tuguria praejacent, igne succedunt. Ueber die Frage, was unter manifesta werre — offener, gehörig angeſagter Fehde — zu verstehen sei, und über das Fehderecht überhaupt, erlärte sich dann der Reichsabſchied am Schlußſatz dahin: Statuimus etiam, et eodem firmiter edicto sancimus, ut, quicunque alii dampnum facere, aut laedere ipsum intendat, tribus ad minus ante diebus per certum nuncium suum diffundat eum etc. Die Form, unter welcher Fehde rechtmäßig sein soll, ist hiernach eine offene bestimmte Anſündigung der Fehde (diffidatio, welcher Ausdruck dann auch das Befehlen selbst bezeichnet) drei Tage vor ihrem Anfangs. Das altgermanische Recht kannte diese Form nicht. Dieses erlaubt die Fehde ohne Weiteres gegen den Frieðbrecher; denn dieser weiß, daß er durch den Frieðensbruch sich nicht blos der Klage, sondern auch eben so sehr der Fehde ausſetzt, und er ist es, welcher nach diesem alten Rechte durch seinen Frieðensbruch den Unfrieden beginnt

17) Eichhorn, *Deutsche Staats- u. Rechtsgeſchichte*. 2. Bd. S. 379. 18) A. B. Ludwig, *Urkunden der goldenen Bulle* cap. 17. *Lepore, Diss. de diffidationibus* (1733) auch in *seinen* *Modis ad Pand. Sp.* 553. m. 1. 19) *Siehe* *Wörter* a. a. D. S. 356 fg.

und die Fehde herbeiführt, und die Composition dient bloß zur Beendigung und Abwendung dieses Kriegszustandes. Wenn aber die Fehde nur als Nothmittel anlässlich ist, und zwar in allen Fällen, in welchen man sein Recht nicht erlangen zu können glaubt, also auch in Fällen, wo der Gegner im Rechte zu sein glauben kann, oder wo der Richter aus Lässigkeit, Gunst oder Freigebit Recht verweigert, so ließ sich von der einen Seite nicht sagen, daß der Gegner durch sein Nichtnachegeben schon von selbst den Fehdezustand anfangte, und auf der anderen Seite war es immer ungewiß, ob und wenn der Berechtigte zum Nothmittel greifen werde. Hier verlangte also die Sicherheit des vielleicht ganz unschuldigen Gegners und die Ehre eine Anfechtung an den Gegner, daß man, wenn er nicht nachgibt, das Nothmittel gebrauchen werde. So konnte und mußte bei dem veränderten Principe, auf welchem das Fehderecht beruhte, sich eine besondere Form der Ausübung des Rechts durch die Sitte bilden, und grade diese Form ist ein Beweis für die Veränderung des Principes selbst. Außer dem Reichsabschiede von 1187 handeln noch vom Fehderechte besonders der Landfriede Kaiser Friedrich's II. von 1235, die Landfrieden Kaiser Rudolph's I. von 1281 und 1287, der Landfriede Kaiser Albrecht's von 1303, die goldene Bulle, und der frankfurter Reichsabschied unter Kaiser Friedrich III. von 1442. Sie bestimmen theils die Zeit der Abgabe noch näher, theils erklären sie, mit Ausnahme der goldenen Bulle, ausdrücklich Fehde nur als Nothmittel für rechtmäßig. Eine weitere Beschränkung der Fehde bestand darin, daß bei Ausübung derselben gewisse Personen und Sachen geschont werden sollen. Der Zweck war ein vierfacher: Widerstandsfähigkeit zu schienen, den Verkehr zu sichern, den Fehdebau im öffentlichen Interesse zu schützen, endlich heilige Gegenstände vor Entweißung zu bewahren. Deshalb hatten solchen besonders Frieden Geistliche, Kinder, Bettelrittern, schwer Erkrankte, Pilger; sodann Kaufleute und Zubehöre mit ihrer Habe und Kaufmannschaft; ferner Adkermann und Weingärtner außer seinem Hause mit seiner Habe, welche er zum Fehdebaue nöthig hat, sowie er selbst während der Fehdearbeit; endlich Kirchhöfe, Kirchen und Wittenhöfe²⁰⁾. Eine weitere Beschränkung des Fehderechts führte endlich noch die Heiligkeit ein, nämlich den Gottesfrieden (Treuga Domini, Trevia Dei, Pax Dei²¹⁾); zuerst in Frankreich zu Anfang des 11. Jahrh., in Deutschland gegen das Ende dieses Jahrh. Der Gottesfrieden bestand darin, daß vier Tage in jeder Woche, von Mittwoch Abend bis Montag früh jede Fehde ruhen mußte. Die Verletzung dieses Friedens wurde zwar nur mit Kirchenstrafen belegt, und wird

nirgends in den Reichsgesetzen erwähnt²²⁾; da aber der Kirchenbann, wenn man sich von demselben nicht nach gewisser Zeit befreite, auch die Acht zur Folge haben sollte, so griff auch die Verletzung dieses Friedens in die bürgerlichen Strafverhältnisse ein. — Bei allen diesen Beschränkungen führte doch das Fehderecht nothwendig zu den größten Mißbräuchen und zur Anarchie, besonders weil die vorzuziehende Gewalt häufig zu schwach oder zu lässig war, um den Gegnern gehöriges Ansehen zu verschaffen. Eine gesetzliche gänzliche Aufhebung des Fehderechts war lange Zeit um so weniger möglich, als sie auf der anderen Seite bei den Staatsverhältnissen, wie sie einmal bestanden, gewissermaßen ein unentbehrliches Nothmittel war. Nur im Wege freier Vereinigungen konnte man ihm entgegen wirken, weil nur sie dem herrschenden Freiheitsfinne entsprachen, und weil nur sie dasjenige Mittel darbieten konnten, welches die Fehde entbehrlich zu machen geeignet war. Es bildeten sich Gesellschaften von Fürsten, Rittersn und Städten, theils zur Aufrechterhaltung des gemeinen gesetzlichen Landfriedens unter sich mit vereinter Kraft, theils zum gegenseitigen Beistande in rechtmäßiger Fehde gegen gemeinschaftliche Feinde, theils endlich zur Aufschlichtung jeder erlaubten Fehde unter sich und zur schiedsrichterlichen Entscheidung ihrer Streitigkeiten. Diese Einigungen schlossen bald einzelne Prioren, bald Reichsstände ohne kaiserliche Auctorität, bald einzelne Stände mit derselben, bald alle Reichsstände mit dem Kaiser auf gewisse Zeit; in außerordentlichen Fällen schritt auch der Kaiser gradezu mit einem solchen außerordentlichen Friedensgebote ein. So entstanden die vertragmäßigen Landfrieden, deren Natur von der der gemeinen gesetzlichen Landfrieden völlig verschieden war. Sie beruhten theils ausschließlich auf Vertrag, wurden immer nur auf bestimmte Zeit geschlossen, und bezweckten hauptsächlich die gänzliche Ausschließung der erlaubten Fehde während der Dauer des Landfriedens. Während dieses Friedens soll alle Fehde abgethan sein; die Streitigkeiten sollen durch Austräge, nach manchen Landfrieden auch durch kaiserliche Gerichte, geschlichtet werden; die Sorge für Erhaltung des Friedens hatten die kaiserlichen Gerichte und nach manchen Landfrieden auch die zunächst gelegenen Städte. Es fehlte aber bei allen diesen Einigungen an einer kräftigen Creation gegen die Wortbrüchigen und an einem mit dem gehörigen Ansehen ausgestatteten Gerichte. Sie erfüllten daher ihren Zweck unvollständig. — Das Ergebniss über den Umfang des Landfriedensbruchs im Mittelalter ist demnach folgendes. Der Landfriedensbruch, die Verletzung der Gebote der Landfrieden, begreift weder bloß Gewaltthätigkeiten, noch alle Gewaltthätigkeiten. Er begreift nicht alle Gewaltthätigkeiten und Verletzungen, welche in rechtmäßiger Fehde gegen Personen und Sachen, welche nicht besonderen Frieden genießen, verübt wurden. Jede dagegen, nicht durch rechtmäßige Fehde gerechtfertigte Verletzung

20) Allgemein giltlich ist dies am ausführlichsten ausgesprochen im Reichsabschied von 1442. §. 6–8. Auch schon das Baisischs Landrecht B. 2. Art. 66 hat dasselbe, aber in viel größerer Ausdehnung. Vergl. besonders Datt. De pace Imperii publica Lib. I. cap. XVI. und über die Bedeutung des Wittenhöfe denselben a. a. O. §. 10 fa. 21) Ueber die Geschichte des Gottesfriedens vergl. Datt. I. Lib. I. cap. 2. §. 25 seq.

22) Ueber aber im Baisch. Landrecht B. 2. Art. 66 und im cap. I. X. 1. 34.

ist Landfriedensbruch, sofern sie von den Verböten der Landfrieden umfaßt wird. Namentlich gehören hierher Raub, Brand, Tödtung, Verwundung und Erpressung, wenn sie auch nicht in eigentlicher unrechtmäßiger Fehde verübt wurden, und selbst, wie es scheint, der Diebstahl²³⁾. Der Hauptfall war allerdings die unrechtmäßige Fehde, was sie in doppelter Beziehung sein konnte, nämlich erstens, wenn Fehde ohne das Dasein der Bedingungen und ohne Beobachtung der Formen, an welche das Fehderecht durch die geselligen Landfrieden geknüpft war, begonnen wurde; zweitens, wenn Fehde gegen einen, jenes gesetzliche Fehderecht beschränkenden oder aufhebenden Vertrag erhoben wurde, sodaß also zu gewissen Zeiten das Fehden überhaupt ungesetzlich und ein Landfriedensbruch sein konnte. Der Friedensbruch oder Landfriedensbruch war also nicht sowohl ein besonderes, eigenhümliches, unter Einer Straffaction stehendes Verbrechen, als vielmehr nur Ein Name für einzelne, verschiedenartige und meistens ganz verschiedene Verbrechen. Der alleinige Zweck dieses Zusammenfassens verschiedenartiger Verbrechen war, Verbrechen, welche die Sicherheit, öffentliche Ruhe und Frieden unter den Einzelnen am meisten gefährdeten, herauszuheben und in proceßualischen und anderen Beziehungen besonders auszuzeichnen, was um so nothwendiger war, als das Reich kein allgemeines Strafgesetzbuch hatte. — Eine bedeutende Aenderung, sowohl hinsichtlich des Fehderechts, als auch in Ansehung des Begriffes des Landfriedens und des Landfriedensbruchs trat im Jahre 1495 unter Maximilian I. ein. Auf dem in diesem Jahre zu Worms gehaltenen Reichstage verbündeten sich Kaiser und Reichsfürsten verfassungsmäßig zu einer völligen und immerwährenden Abschaffung des Fehderechts im ganzen Reiche. Jeder soll sein Recht nur bei dem Richter suchen; die Sorge für die Execution hat nur der Richter und im Nothfalle die Reichsversammlung. Wer irgend eine Fehde anfängt, ist Landfriedensbrecher, und unterliegt harten Strafen. Eine dieser Einigung (Landfriedens) angehängte, „Handhabung Friedens und Rechts“ bestimmte die Mittel für Erhaltung des Landfriedens, bestehend besonders in einer neuen Organisation des Kammergerichts, in einer jährlichen Verammlung des Kaisers und der Reichsfürsten, und in hohen Strafen gegen Übrigkeiten, welche für die Handhabung des Friedens nicht nach der Vorschrift Sorge tragen. Am Ende verpflichteten sich noch in einem befondern Anhang die Stände zur Handhabung und Haltung des Friedens, und die Erbknechten versprochen sich noch besonders durch Weidrieße. Die völlige Durchführung dieses ersten wichtigen Schrittes zur dauernden Abschaffung alles Fehderechts war bei den damaligen Zeitverhältnissen nur noch und noch mit Unterbrechungen zu erwarten. Es wurde daher noch lange beinahe auf jedem Reichstage dieser Landfriede von Neuem bekräftigt; und noch

lange dauerten die Klagen über erhobene Fehden und Landfriedensbrüche, über Lässigkeit in Handhabung des Landfriedens und über die Unwirksamkeit der vorgehenden Gewalt zu diesem Zwecke. Es wurde aber doch in der Geschehung an dem Principe festgehalten, daß jede Fehde widerrechtlich sei, und allmählig führte man diesen Princip aus völlig durch. Besonders wirksam war in dieser Hinsicht, neben den Einflüssen steigender Bildung, die Verbesserung des Kammergerichts und die Befestigung seines Ansehens, die Eintheilung des Reichs in Kreise, kräftige Executionsordnungen und eine festere Entwicklung der Territorialverfassungen. Die Grundlage dessen, was man zu vernünftlichen beabsichtigte, war und blieb der Landfriede von 1495, und alle späteren gesetzlichen Anordnungen sind bloß theils Bestätigungen²⁴⁾, theils Ergänzungen, Erläuterungen und Revisionen dieses Landfriedens²⁵⁾. Eine auf den früheren Reichstagen viel besprochene neue genauere Revision der früheren Landfrieden und die Errichtung eines neuen umfassenden Landfriedens kam auf dem Reichstage zu Augsburg im Jahre 1548 unter Karl V. zu Stande. Eigentliche Neuerungen enthält auch dieser Landfriede nicht; er folgt meistens wörtlich dem Landfrieden von 1521. Dieser Landfriede von 1548 ist der neueste und letzte Landfriede. Der augsburger Reichstag von 1555 wiederholt nur wörtlich diesen Landfrieden, mit näherer Anwendung auf die Religionsfreiheit, in denen eigenmächtigen Kriegen ebenso ausgeschloßen sein soll, wie es die Landfrieden überhaupt ausschloßen. Nur Einen Hauptzusaß zu dem Landfrieden enthält der Religionsfriede von 1555, nämlich eine neue und genauere Executionsordnung in Beziehung auf den Religions- und Landfrieden. Obgleich die auf diesen Landfrieden folgenden stürmischen Zeiten, welche besonders durch die Religionskriege sehr bewegt waren, noch ein Jahrhundert lang Veranlassung zu vielen Klagen über Nichterhaltung des beschworenen Friedens und zu fortgesetzten Erneuerungen desselben gaben, so blieb es doch von jetzt an lediglich bei bloßen Wiederholungen und Bestätigungen des Landfriedens von 1548 und des

23) Hierher gehören die Reichsabschiede zu Eßln von 1305. §. 2, zu Augsburg von 1310. §. 17, zu Speier von 1326. §. 5. 25) Diese Abschiede haben der Reichsabschied zu Freiburg von 1498, zu Augsburg von 1500 (beide Declarationen des Landfriedens von 1495, besonders über die Art der Handhabung), der Reichsabschied zu Trier und Eßln von 1512 (nähere Bestimmung des Landfriedens von 1495 und Wiederholung desselben) und besonders der Landfriede Karls V. zu Worms von 1521, eine, in Vertragssform errichtete, Erneuerung des Landfriedens von 1495 und aller späteren hinzugekommenen Bestimmungen, eine in der That etwas freier Aufammenfassung der Bestimmungen des erloschenen Landfriedens, seiner späteren Erklärungen und Erneuerungen, mit wenigen Abänderungen und Zusätzen. In diesen Landfrieden knüpfte sich denn die sogenannte „Erklärung des Landfriedens“ von 1522, besonders über dessen Handhabung. Die späteren Reichsgesetze bis zum Jahre 1545 enthalten bloße Wiederholungen und allgemeine Bestätigungen des dieser Festgesetzten. Hierher gehören die Reichsabschiede zu Speier von 1529 §. 10—13, zu Regensburg von 1541 §. 26—29, zu Speier von 1542 §. 131, zu Nürnberg von 1543, zu Speier von 1544 §. 82, endlich zu Worms von 1545 §. 11.

23) Diese Verletzungen werden in den Landfrieden Kaiser Friedrich's I. als violationes pacis aufgeführt. Siehe auch Schöf. Landr. B. I. Art. 64, vergl. mit Art. 63 im Anfang.

Religionsfriedens von 1555²⁶⁾, und der dem letztern, sowie der Kammergerichtsordnung von 1555. Th. I. Tit. 9—18 einverleibten Executionsordnung. — Seit im Jahre 1495 alles Fehderecht für immer durch Vertrag ausgeschlossen wurde, beschränkte man das Verbrechen des Landfriedensbruchs bloß auf die Verletzung dieses Vertrages, und dies ist der Landfriedensbruch des neueren Rechts. Diese Beschränkung war auch sehr natürlich und durch die Verhältnisse und Bedürfnisse von selbst herbeigeführt. Das den alten Friedensbruchsachen an Folgen etwa mit einander Gemeinliche hatte sich nach und nach verloren. Dabei wurde im 15. Jahrh. der Widerstreit zwischen dem eindringenden römischen Rechte und teutschen Ansichten und Gewohnheiten immer größer, das alte Strafsystem fiel immer mehr zusammen, und für einen guten Vorrath desselben in die neuen Verhältnisse und Ansichten war nicht gehörig gesorgt; kanonisches Recht, Doctrin und Auffklärung brachten auch im Criminalverfahren großen Kampf mit dem Alterthümlichen hervor; ein Einschreiten des Gesetzgebers wurde dringend notwendig durch die großen, in die Strafrechtspflege eingeschlichenen Mißbräuche, und durch die Willkür und Grausamkeit, mit welcher sie an vielen Orten geübt wurde. Hier bedurfte es einer Vermittelung des Alten mit dem Neuen durch eine umfassende Gesetzgebung. Zu deren Wirksamkeit war aber die erste Voraussetzung die Herstellung des gemeinen Friedens im Reiche und die Ausschließung alles Fehderechts, welches daher die dringendste wichtigste Angelegenheit war, welche vor allen anderen erledigt werden mußte. Daraus erklärt sich, wie der Landfriede von 1495 bloß von der Aufhebung des Fehderechts handelt und die Erwähnung und Bedrohung anderer Verbrechen mit Strafen ausschließt, und wie er und alle spätere Reichsgesetze und Landfrieden den Landfriedensbruch bloß auf das Befehlen beschränken. Die anderen Verbrechen mußten vom Landfrieden ausgeschlossen und einer anderen Gesetzgebung vorbehalten werden; nur die Verletzung derjenigen Vorschrift, welche den Frieden im teutschen Reiche erhalten und die Wirksamkeit der Strafgesetze sichern sollte, das Erheben eines, seiner Bestimmung zuwiderlaufenden Privatrieges, bildete von jetzt an einen Landfriedensbruch. Deshalb schöpft auch der Landfriede von 1495 nicht aus den alten gesetzlichen Landfrieden, sondern aus den alten vertragmäßigen Landfrieden, welche lediglich gegen das Befehlen gerichtet sind; namentlich beruht der Landfriede von 1495 fast durchaus auf dem vertragmäßigen, auf zehn Jahre geschlossenen Landfrieden Kaiser Friedrich's III. von 1486. Die späteren Landfrieden, ein-

schließlich des von 1548, halten diesen Gesichtspunkt fest. Wenn auch die dringend notwendige Gesetzgebung wegen Bestrafung anderer Verbrechen im Jahre 1532 in der peinlichen Gerichtsordnung Kaiser Karl's V. erschien, so wurden doch neben und nach ihr die Landfriedensverträge immer wiederholt und die Bestimmungen gegen den Landfriedensbruch erneuert, weil sie nicht den Geist jener anderen Gesetzgebung haben, Vorschriften über einzelne Verbrechen zu geben, sondern nur die Aufrechterhaltung des allgemeinen Friedens, wodurch allein jener Gesetzgebung Wirksamkeit und Erfolg verschafft werden konnte, bezwecken. Dagegen barockt jene Gesetzgebung namentlich beinahe von allen denjenigen Verbrechen, welche nach dem Rechte des Mittelalters Landfriedensbrüche bildeten, gibt ihnen aber nicht mehr diesen Namen. So verschwindet allmählig der Name Friedbrecher und Friedensbruch für schwerere Verbrechen ganz. Nur vor wirklich Krieg beginnt, ist von nun an Friedbrecher. — Nach dieser geschichtlichen Darstellung stand der Anwendbarkeit der Grundsätze des römischen Rechts in Zweifel, wobei von formeller, noch von materieller Seite ein Hinderniß entgegen. Von formeller Seite nicht, weil die teutsche gemeine oder kaiserliche Gesetzgebung nach dem Bemerken keine Vorschriften über das Verbrechen der Gewaltthätigkeit überhaupt enthielt, sondern eigentlich nur Eine Art der Gewaltthätigkeit, das Befehlen, umfaßte. Hieran änderte auch die peinliche Gerichtsordnung Karl's V. im Wesentlichen Nichts. Was diese anlangt, so war die Hauptaufgabe der Strafgesetzgebung (abgesehen vom Proceß) im 16. Jahrh. das eingedrungene und nicht mehr abzuweisende römische Recht dem teutschen Strafsysteme anzupassen und große Mißbräuche und Willkürlichkeiten, welche sich bei der Erkennung der Strafen eingeschlichen hatten, auszuschließen. Obwohl durch einzelne Statuten hier Manches geschah, so war dies doch nur im Ganzen Weniges. Der wichtigste und erfolgreichste Schritt geschah durch die bamberger peinliche Gerichtsordnung. Diese erkennt das römische Recht neben den einheimischen Gewohnheiten als Grundlage an. Wo das römische Recht keine peinliche Strafe festsetzt, da soll auch der Richter nicht peinlich strafen. Bei vielen einzelnen wichtigen Verbrechen ist näher bestimmt, wie das römische Recht auf der Grundlage der bestehenden Gewohnheiten in das Leben treten soll. Als vermittelndes Organ bei allen zweifelhaften und unerledigten Punkten soll den Volksschöffen die Jurisprudenz, der Rath der Rechtsverständigen, dienen. Alle diese Grundsätze wurden in der peinlichen Gerichtsordnung Karl's V. aus der bamberger aufgenommen. Die Grundlage des teutschen Criminalrechts ist daher nach ihr das römische Recht; durch sie haben wir dann eine angemessene Verbindung des römischen Rechts mit dem im Anfange des 16. Jahrh. nach Statuten und Gewohnheiten in Zustand Gebliebenen, und behufs der völligen Vereinigung und weiteren Ausbildung dieser beiden Bestandtheile den Gerichtsgebrauch und die Wissenschaft. Im Uebrigen beruht die peinliche Gerichtsordnung Karl's V. bloß Ein-

26) Solche bloße Bestätigungen enthalten die Reichskabschiede zu Regensburg von 1537 §. 71, zu Augsburg von 1550 §. 5, zu Worms 1561 §. 51, zu Augsburg von 1566 §. 16, zu Regensburg von 1569 §. 27, zu Speier von 1570 §. 17, zu Regensburg von 1594 §. 39, von 1613 §. 4, von 1641 §. 15. 16; dann das einmüthige Friedensinstrument Art. 17. §. 7. 8, der jüngste Reichsabschied von 1654 §. 178 und die Basiscapitulation Kaiser Joseph's II. Art. 2. §. 3. Art. 16. §. 5—10.

keiten. Sie hebt einzelne Verbrechen heraus, soweit sie für ihre Zeit besonders wichtig oder in derselben besonders häufig waren. Dieses Einzelne paßte auch mehr für die Schöffen, welche zunächst belichtet werden sollten. So handelt sie z. B. von dem Verbrechen der Injurien überhaupt und im Allgemeinen nicht, sondern hebt bloß einen einzelnen, besonders wichtigen Fall hervor. Ebenso wenig handelt sie von Verzug und Falschung in der allgemeinen ausgedehnten Richtung dieses Verbrechen; sie bezeichnet nur einzelne, wichtigere Fälle der Falschung. Dadurch hat sie das Generelle des römischen Rechts nicht aufheben oder misbilligen wollen. Das römische Recht blieb praktisch auch bei diesen Verbrechen die Grundlage; Einzelnes bestimmt die peinliche Gerichtsordnung näher. Ebenso verhält es sich mit dem Verbrechen der Gewaltthätigkeit. Auch von diesem überhaupt spricht die peinliche Gerichtsordnung nicht; sie berührt auch hier nur einzelne Fälle, wie Aufruhr, Landzwang und das bössliche Verbrechen oder den Landfriedensbruch des neueren Rechts. Die übrigen Fälle der Gewaltthätigkeiten sind, da das ältere gemeine teutsche Recht nichts Unwendbares darüber enthält, wie bei Injurien und Falschung, nach römischem Rechte zu bestrafen. Auch von materieller Seite steht diesem Resultate kein triftiger Einwand entgegen. Weder das teutsche Strafsystem, noch die öffentlichen Verhältnisse im 16. Jahrh. waren ein Hinderniß der Reception der Bestimmungen des römischen Rechts über das crimen vis; das erklärte nicht, indem das System der peinlichen Gerichtsordnung erst seine völlige Rundung und Vervollständigung dadurch erhalt, daß man ihre Einzeinheiten in Bezug auf Injurien, Falschung und Gewalt an diese Verbrechen überhaupt anknüpft; die letzteren nicht, indem durch diese zunächst der Landfriede von 1495 und die Bemühungen des Kaisers für Abschaffung der Fehde hervorgerufen wurden, und die Aufstellung eines Verbrechen der Gewaltthätigkeit vielmehr auf eine den öffentlichen Verhältnissen der damaligen Zeit angemessene Weise das ganze Strafsystem ergänzte. Die Behauptung, daß das crimen vis des römischen Rechts in Teutland nicht recipirt sei, ist nicht zu erweisen und es ist nach dem Sage, daß das römische Recht in complexu recipirt sei, die davon behauptete Ausnahme also nachgewiesen werden müsse, auch in dieser Beziehung die Reception vorläufig bis zum Beweise des Gegentheils anzunehmen. Allein die Reception ist auch noch besonders erwieslich. Denn die Criminalisten des 16., 17. und 18. Jahrh. haben nicht die praktische Gültigkeit des römischen crimen vis, sondern nur die Anwendbarkeit der römischen Strafen dargelegt²⁷⁾. Hiernach bildet das römische crimen vis auch noch jetzt in Teutland ein besonderes Verbrechen, und die Bestimmungen des römischen Rechts über den Thatbestand und die Fälle dieses Verbrechen sind im Allgemeinen durchaus anzuwenden. Nur derogirt dem römischen

Rechte das Detail, was die peinliche Gerichtsordnung und der Landfriede von 1548 über einzelne Fälle des römischen crimen vis gibt. III. Geschichte des crimen vis bei den Römern und Darstellung des neuesten Justinianischen Rechts. Die einzelnen römischen Volksschlüsse über Bestrafung von Verbrechen umfaßten häufig sehr verschiedenartige Fälle, und stellten sie in Beziehung auf Verbrechen in dieselbe Kategorie. Es ist dies aber grade in Bezug auf das crimen vis weniger der Fall. Denn wenn gleich man, in den leges do vi begriffene Fälle zugleich auch zu anderen leges gezogen wurden, z. B. zur lex de sicariis, so wird doch in den leges do vi selbst durchaus nicht so heterogenes gemischt. Die Gesetzgebung und die Jurisprudenz zog zu diesen leges drinade durchgängig bloß das, was den Charakter der criminalen vis wahrhaft an sich trug, und schied so das crimen vis scharf von anderen Verbrechen. Abgesehen von den eigentlichen Majestätsverbrechen, A- das Verbrechen der Gewaltthätigkeit das, was die öffentliche Sicherheit und Ruhe am meisten gefährdet, und den vom Staate zu gewährleisten inneren Friedensstand auf die fühlbarste Weise untergräbt. Es tritt dies besonders in solchen Staaten hervor, in welchen die Glieder einer mächtigen und ungebundenen Aristokratie einander gegenüber stehen, wenn ihnen viele unbefähigte Proletarier zur Hand sind, und die öffentliche Macht nicht kräftig genug ist, die Parteien gehörig in Schranken zu halten. Bei Gewaltthätigkeiten solcher Aristokraten und bei ihren gegenseitigen Kämpfen wird oft der Staat selbst in seinen Grundvesten erschüttert, und es kann leicht zu einer völligen Umwälzung kommen, ohne daß die Widrig der Unruheelster auf Herbeiführung dieser Folge, also auf Majestätsverbrechen gerichtet ist. So bleiben daher Gewaltthätigkeiten der gedachten Art, so gefährlich sie auch dem Staate sind, und so sehr sie ihn auch mittelbar erschüttern und verlegen, noch immer sehr verschieden von dem eigentlichen Majestätsverbrechen. In Zeiten aber, in welchen die verschiedenen Verbrechen noch nicht scharf von einander gesondert werden, und Gesetzgebung und Praxis sich mit dem Zusammenfassen schwererer Verbrechen in rehen Unrissen begnügen, wird das Verbrechen der Gewaltthätigkeit vom Majestäts- und Subductionsverbrechen wenig gesondert. Ebenso wenig ist es aber, wenn einmal eine solche Sonderung eingetreten ist, bestrebt, wenn dann doch das Verbrechen der Gewaltthätigkeit ein solches genannt wird, welches Kraft, Ansehen und Wohl des Staates gefährdet. Deshalb kann auch Cicero²⁸⁾ von einer lex do vi wohl sagen, daß sie „ad imperium, ad majestatem, ad statum patriae, ad salutem omnium pertinet,“ ohne daß für Cicero's Zeiten auf eine gänzliche Vermengung des crimen vis mit dem crimen majestatis geschlossen werden darf. Auch ist noch die Beziehung des crimen vis zum Verbrechen des Mordes in das Auge zu fassen.

27) Siehe Wächter im Reuen Archiv des Criminalrechts. 12. Bd. S. 385—390.

28) Cic. pro Coelio cap. 28. Vrgl. auch Cic. de legib. 111, 15. fin. und pro Tullio §. 29.

Nimmt man das *crimen vis* in der früher vertheidigten Bedeutung, also für diejenigen Handlungen, durch welche Jemand eine Person wider ihren Willen zu einem Thun, Unterlassen oder Dulden zu bestimmen sucht, also die Freiheit des Entschlusses bei ihr beschränken will, so ist die Verübung eines Mordes ohne alle *vis* in diesem technischen Sinne möglich, z. B. durch Vergiftung, Ermordung eines Schlafenden und dergl. Es kann aber auch *vis* im angegebenen technischen Sinne das Mittel zur Ausführung des Mordes sein, was der Fall ist, wenn es zum Kampfe kommt, und so der widerstrebende Gegner gezwungen wird, sich der Gewalt des Angreifers zu unterwerfen. Deshalb darf es nicht befremden, wenn zur Zeit des römischen Freikaates solche Fälle des Mordes auch *vis* genannt wurden²⁹⁾ und wegen desselben die Anklage aus den *leges de vi* angebracht werden konnte. — Ueber das ältere römische Recht, die *vis* betreffend, finden sich aus den Zeiten vor dem 7. Jahrh. Roms wenig Nachrichten. Vieles, was zur *vis* gehörte, ist wol zu den *Verbaeculens*- und Majestätsverbrechen, sowie zu dem Verbrechen der Tödtung gezogen worden, was sich aus dem vorher Bemerkten ergibt. Außerdem handelte es sich bei älteren *leges sacrae* von manchen Gewaltthatigkeiten, welche später in die *leges de vi* übergingen. Von den älteren *leges de vi*, welche das *crimen vis* bestimmter von anderen Verbrechen sonderten und als ein eigentümliches Verbrechen heraus hoben, ist wenig bekannt. Die Quellen, aus denen sich Näheres darüber schöpfen läßt, geben nur flüchtige und höchst unbestimmte Nachrichten, welche die Schriftsteller³⁰⁾ häufig sehr unrichtig behandelt haben. 1) Die älteste bekannte *lex de vi* ist eine *lex Plotia* oder *Plautia*. Unsere Schriftsteller fügen ihr gewöhnlich noch eine *lex Lutatia* bei. Ungewiß ist, von wem und in welchem Jahre beide (wenn man noch eine besondere *lex Lutatia* annehmen will) gegeben wurden; auch ihr Hauptinhalt ist nicht mit Sicherheit bekannt. Die Quellen über diese *leges* anlangend, so bezwecken drei Reden von Cicero die Vertheidigung solcher, welche wegen *vis* angeklagt waren, die Rede pro Milone, die pro Sextio, und die pro M. Coelio. Von diesen enthält die Rede pro Coelio cap. 29 eine Stelle, auf welche die Annahme einer *lex Lutatia* de vi von D. Lutatius Catulus gestützt wird. Die Quellen der *lex Plotia* de vi sind ebenso dürftig. Allerdings erwähnt Cicero³¹⁾ eine *lex Plotia* und namentlich de vi, aber ohne Näheres über ihren Inhalt anzugeben. Näheres über ihren Inhalt ergeben andere Quellen³²⁾. Nur das Dasein einer *lex Plotia* de vi, und daß diese bestimmt vor das Jahr 690 Roms fällt, ist erwiesen. Das Dasein einer *lex Lutatia* de vi ist sehr zweifelhaft.

Außer der Bemerkung Cicero's, daß Q. Catulus legem de vi tulit, spricht Nichts dafür, immer ist in unseren Quellen nur von einer *lex Plotia* die Rede. Wenn man nun auch hiernach gegen das Dasein einer besonderen *lex Lutatia* de vi sich erklären muß, so kann doch Cicero's Angabe dabei bestehen. Es kann nämlich die *lex Plotia* in das Jahr 664 fallen, in welchem nach der freilich sehr unsicheren Angabe von Papius neben Plotius auch ein D. Catulus Volkstribun war; es wäre also möglich, daß diese beiden Tribünen die *lex* vorgeschlagen hätten, und das Gesetz von Plotius benannt worden wäre, grade so wie in demselben Jahre Plotius mit seinem Kollegen G. Papirius Carbo die *lex Plotia* de civitate beantragte³³⁾. Ebenso wahrscheinlich, wie über das Aeußere der *lex Plotia* (Lutatia), wird über den Inhalt derselben verfahren. Gemißt über den Inhalt, außer dem, was Cic. pro Coel. cap. 1 von den processualischen Bestimmungen anführt, daß „*debus seditis iudique publicis, omnibus negotiis forensibus intermissis, unum hoc iudicium exerceatur*“ ist nur: das unerlaubte Bewaffnetsein, Gewalt gegen Magistrate, Erregen einer *seditio*. Zusammenrotten von Menschen zum Zwecke der Gewaltthat, Plagen und Häufern, und Verstärkung der letzteren als strafbare *vis* nach ihr behandelt werden konnte. Der Inhalt der *lex Plotia* kommt der Sache nach fast ganz mit dem überein, was von dem Juristen Paulus als Inhalt der *lex Julia* de vi privata angegeben wird³⁴⁾. Zweifelsfrei ist, ob die *lex Plotia* schon zwischen *vis publica* und *privata* unterschieden habe. Ueber die in ihr festgesetzte Strafe herrschen ebenfalls verschiedene Meinungen. Die meisten Älteren glauben, daß die Strafe in der *aquae et ignis interdictio* bestanden habe³⁵⁾. Andere vermuthen, daß die Strafe Infamie, Confiscation eines Theils des Vermögens und Unfähigkeit zu Aemtern gewesen sei³⁶⁾. Bei dem Mangel aller zuverlässigen Nachrichten läßt sich nichts Sicheres darüber bestimmen. 2) Das nächste Gesetz ist die *lex Pompeja* de vi, worüber wir durch Cicero und Asconius genaue Nachrichten haben³⁷⁾. Sie hatte eine spezielle, gegen Mitle als Mörder des Clodius gerichtete Tendenz. Der Senat beschloß, daß über die begangenen Verbrechen *extra ordinem* über nach den bestehenden Gesetzen der Proceß eingeleitet werden sollte³⁸⁾. Allein weiter ging

33) Diese sehr scharfsinnige Vermuthung steht auf Wächter a. a. O. S. 19, ohne sie für mehr als eine Hypothese anzugeben. Nach neuerlich hiesigen Hermann, *Disp. de lege Lutatia* (Gott 1844.) und Reim, *Röm. Criminalrecht* S. 738 das Dasein einer besonderen *lex Lutatia* de vi angenommen. Ueber die vorgeschiedenen Ansichten s. Wächter a. a. O. S. 8 fa. Reim, *Röm. Criminalrecht* S. 738. 34) *Pont. Sent. Lib. V. Tit. 26*. 35) Die Auctoritäten dafür citirt Reim a. a. O. S. 740. Rot. *. Dieser selbst ist ebenfalls dieser Ansicht, wenn er auch nicht gerade lebenslängliche Verbannung annimmt. 36) Wächter a. a. O. S. 25. 37) Bezüglich ist Cic. pro Milone und Asconius ad Cic. pro Milone die Hauptstellen. Schriftsteller darüber führt an Reim a. a. O. S. 740. Rot. *. Er selbst und Wächter a. a. O. S. 26—31 find vorzüglich zu vergleichen. 38) Cic. pro Mil. cap. 6

29) Cic. pro Milone cap. 7. cap. 10. An. pro Caecina cap. 14. An. cap. 15. 30) Wächter in *Reuen Archiv des Criminalrechts* 13. Bd. S. 8. f. Rot. 2 gibt eine Uebersicht und Kritik der früheren Leistungen. 31) Cic. pro Milone cap. 13. ad Div. VIII. 3. 32) Ascon. *Pedina*. ad Cic. pro Milone am Ende. *Sallust. Catil.* cap. 32. Cic. *De harusp.* resp. cap. 8. ad Att. II. 24.

der in Folge dieser Vorgänge zum alleinigen Consul ernannte Pompejus, welcher zwei Gesetze in Vorschlag brachte, das eine de vi, das andere de ambitu, ein Verbrechen, dessen sich Milo ebenfalls schuldig gemacht haben sollte. Ueber den Inhalt beider Gesetze gibt Aesconium Nachricht. Die Gesetze gingen durch. Milo wurde folglich nach diesen Gesetzen wegen vis und ambitus, und sodann nach anderen Gesetzen von anderen Anklägern noch einmal wegen vis und außerdem noch de sodalitiis³⁹⁾ angeklagt. Alle diese Prozesse wurden gegen ihn durchgeführt; bei dem ersten war er gegenwärtig, bei dem folgenden abwesend. Er wurde in allen verurtheilt, und ging wenige Tage darauf in das Exil. Nach ihm wurde, ebenfalls aus der lex Pompeja, M. Scaevius angeklagt, „qui dux fuerat in expugnanda taberna et Clodio occidendo.“ Er wurde, mehr aus Haß gegen Clodius, als wegen Gerechtigkeit seiner Sache, freigesprochen, aber bald wieder angeklagt, und zwar lege Plotia de vi, „quod loca occupasset, et cum telo fuisset antesignanus operarum Milonis.“ Auch hier wurde er freigesprochen. Das Verhältniß der lex Pompeja zur früheren lex de vi läßt sich aus den hauptsächlich von Aesconium gegebenen Nachrichten bestimmen entnehmen. Die lex Pompeja setzte bloß eine neue besondere quaestio mit abgekurzten und besonderen processualischen Formalitäten für einen speziellen Verfall fest, für welchen freilich auch die bestehenden leges ausgereicht hätten⁴⁰⁾. Sie hob aber diese bestehenden leges nicht auf. Deshalb war gegen Milo und Scaevius wegen eines Theils desselben Factums noch außerdem eine Anklage ex lege Plotia zulässig, nur daß bei dieser Anklage ein anderer, als der von der lex Pompeja genannte Abschnitt des Factums zum Grunde gelegt werden mußte. Die Strafe, welche die lex Pompeja für den speziellen Fall festsetzte, war die lebenslängliche aquae et ignis interdictio. 3) Ueber eine lex Julia de vi von Caesar haben wir, wenn die in den Digesten aufgenommenen leges Juliae de vi publica et privata nicht von Caesar sind, an einer Stelle Ciceros nur eine Quelle⁴¹⁾. Nach dieser Stelle hatte Antonius ein Gesetz des Inhalts vorgeschlagen: ut et de vi et de maiestate damnati ad populum provocent, si velint. Cicero erklärt sich sehr gegen diesen Vorschlag; er sagt: es würden dadurch „duae maxime salutare quaestionesque“ aufgehoben, und es würde abgirt „legibus Caesaris, quae jubent, ei, qui de vi, itemque ei, qui maiestatis damnatus sit, aqua et igni interdicti“ und fügt hinzu: „quibus cum provocatio datur, nonne acta Caesaris rescinduntur?“ Dies

ist Alles, was wir über die lex Caesaris de vi wissen, wenn die in den Digesten aufgenommenen leges Juliae de vi publica et privata nicht von Caesar herrühren. Dies ist nun freilich ein sehr beschränkter Punkt⁴²⁾. Wir vermehren auf das, was schon früher Grimm jun. in diesem Werke ausgeführt hat⁴³⁾, etwas mehr zu der Ansicht Wächter's hinneigen, welcher die in den Digesten aufgenommenen leges Juliae de vi dem Augustus zuschreibt. Das Stillschweigen des Suetonius⁴⁴⁾, welcher unter den Gesetzen des Augustus eine lex de vi nicht aufzählt, ist nicht hoch anzuschlagen, da dieser Schriftsteller kein vollständiges Verzeichniß der Gesetze des Augustus geben, sondern bloß Beispiele anführen will, und dabei auch andere wichtige Gesetze dieses Kaisers wegläßt, überhaupt aber in seinen Nachrichten über Legislation weder sehr genau, noch vollständig ist, wie er namentlich von den Gesetzen Caesar's wenig sagt und grade dessen lex de vi und die de maiestate nicht erwähnt. Die in der lex Julia von Caesar bestimmte Strafe war nach Cicero die aquae et ignis interdictio, und es war die provocatio ad populum nicht gestattet, was aber nichts Besonderes war, da überhaupt vor keiner quaestio perpetua, weil sie im Namen des Volks richtete, eine solche Provocatio stattfand. 4) Die lex Julia (Augusti) de vi publica et privata unterscheidet zwischen vis publica und vis privata. Für diesen Unterschied haben wir hauptsächlich drei Quellennachrichten, die eine in den Institutionen Justinian's⁴⁵⁾, die andere durch die Excerpte in den Digesten, in welchen ein besonderer Titel de vi publica, und ein anderer de vi privata handelt, und endlich das, was Paulus in seinen Sententiae anführt⁴⁶⁾. Mit den Angaben des Paulus stehen im directen Widerspruche der Inhalt der Digestentitel ad legem Juliam de vi publica und de vi privata, und zwei Aeußerungen Justinian's in den Institutionen⁴⁷⁾, in welchen derselbe den Unterschied zwischen vis publica und privata bloß in das Veranschaulichen des Verbrechens setzt, während Paulus die vis armata zur vis privata rechnet. Auf diese Erklärungen Justinian's hin, mit welchen auch die Digestentitel de vi einigermaßen, aber nicht durchgängig, im Einklange stehen, nehmen Manche an, daß schon die lex Julia die vis privata und publica bloß nach dem Veranschaulichen unterschieden habe. Allein bekannt und anerkannt ist es, daß Justinian die späteren Änderungen in der Criminalgesetzgebung

39) Cie. Epist. ad Quintum fratrem II. 3 spricht von einem Senatsbeschlusse, der bestimmt habe: „ut sodalitates decuriales discederent: lexque de illis ferretur, ut, qui non facerent, ea poena, quae est de vi, teneretur.“ Vergl. L. 2. D. XLVII. 22. 40) Wie dies auch Cie. pro Milone selbst bemerkt: „Krant enim leges, erant quaestiones vel de caede vel de vi, nec tantum moerorem ac luctum Senatui morae P. Clodii afferbat, ut nova quaestio constitueretur.“ 41) Cie. Phil. I. cap. 9. Vergl. den Titel Julia lex 2. Cret. 28. Ed. C. 194. lit. h.

42) Vergl. darüber besonders Wächter a. a. O. §. 32. Rein a. a. O. §. 742 fg. Rot. *. Zwei verschiedene Legislationen de vi, zuerst von Caesar, dann von Augustus, von denen die erste aus einer lex, die zweite aus zwei leges, wie J. B. Macer in L. 1. D. XLVIII. 1 die beiden leges getrennt aufzählt, oder auch einer lex mit zwei Abtheilungen (so Wächter a. a. O. §. 203. 219 fg.) bestanden habe, nimmt außer Wächter und an. Dagegen hätten Andere die lex bei Cicero und die in den Digesten für eine Gesetzgebung, und zwar von Cäsar, nicht von Augustus. 43) Siehe den Artikel Julia lex 2. Cret. 28. Ed. C. 194. lit. h. C. 198. no. 3. 44) Sueton. Octav. cap. 34. 45) §. 1. Inst. IV. 18. 46) Paul. Sent. Lib. V. Tit. 26. §. 1. 3. 4. 47) §. 6. Inst. IV. 18. §. 6. Inst. IV. 15.

immer den alten *leges* unterschob, und so davon sprach, als ob sie in diesen schon gestanden hätten⁴³⁾. Deshalb können hier jene Stellen um so weniger entscheiden, als Justinian in ihnen durchaus nicht so spricht, als wollte er bloß eine geschichtliche Notiz referiren. Dafür, daß die *leges* *Juliae* selbst auf jene Weise unterschieden haben, scheinen allerdings auch die Digestentitel *de vi publica* und *de vi privata* zu sprechen, indem in diesen Alles, was *Paulus* zur *vis privata* rechnet, namentlich alle bewaffnete Gewalt, zur *vis publica* gestellt wird. Allein in diesen Titeln stehen auch viele Fälle unbewaffneter Gewalt unter der *vis publica*, mit der Bemerkung, daß die *lex Julia* de *vi publica* von ihnen handle⁴⁴⁾, sobald die *vis armata* auf keinen Fall den wesentlichen Charakter der *vis publica* hätte bilden können. Es können hiernach die Excepte in den Digesten, wie sie Justinian stellte und sonderte, für die ursprüngliche Bedeutung von *vis publica* und *privata* keine Berücksichtigung haben. Deshalb wird auch auf die Auctorität des *Paulus* hin von Vielen angenommen, ursprünglich sei nach den *leges* *Juliae* bloß dieser Gewalt *vis publica* gewesen, welche ein magistratus durch Mißbrauch seiner Amtsgewalt begangen habe, *privata* dagegen jede von einer Privatperson verübt⁴⁵⁾. Allein dies ist einseitig zu weit, indem nach *Paulus* nicht jede vom Magistrat durch Mißbrauch seiner Amtsgewalt begangene *vis* eine *vis publica* bildet; andererseits wird von den Verteidigern dieser Ansicht nicht erklärt, wie mit denselben der Digestentitel *de vi publica* in Einklang gebracht werden soll. Sollen nämlich die Excepte in dem genannten Titel auch ursprünglich de *vis publica* gehandelt haben, und also die ihnen von Justinian in den Digesten gegebene Stellung ganz echt sein, so ist zu bedenken, daß diese Excepte aus den Schriften von Zeitgenossen des *Paulus* herrühren. Die Verteidiger dieser Ansicht erklären aber nicht und können nicht erklären, wie es komme, daß, während *Paulus* in seinen unter *Caracalla* geschriebenen *Sententiae* eine ganze Reihe von Fällen unter die *lex Julia* de *vi privata* stellt, alle diese Fälle, mit Ausnahme eines einzigen, von seinen Zeitgenossen, namentlich von *Ulpianus* in den ebenfalls unter *Caracalla* geschriebenen Werken ad *edictum* und *de officio Proconsulis*, sowie von *Marcellus* in seinen kurz nach *Caracalla* verfaßten Institutionen unter die *lex Julia* de *vi publica* gestellt worden sind. Endlich ist auch jene Ansicht zu eng⁴⁶⁾. Diejenigen endlich, welche gradezu annehmen, daß das von Justinian in den Digesten zur *vis publica* Gerechnete auch schon Inhalt der *lex Julia* de

vi publica gewesen sei, konnten theils die *Sententiae* des *Paulus* noch nicht, theils übergehen sie unbegrifflicher Weise die unlösliche Schwierigkeit, welche dieser Jurist für diese Ansicht macht, indem fast alle von diesem zur *vis privata* gerechneten Fälle in den Digesten zur *vis publica* gezählt werden. Auch haben sie selbende, für solche Fragen wichtige Rücksicht⁴⁷⁾ nicht beachtet. Es wurde nämlich, was die alten *leges* *judiciorum publicorum* betrifft, die Strafe einer *lex* sehr häufig durch spätere Senatschüsse und Constitutionen, sowie durch die römische Praxis auf manche Handlungen ausgedehnt und angewendet, von denen die *lex* selbst gar nicht sprach. Kaufen daher die in den Quellen gebrauchten Ausdrücke nicht dahin: *habe lege cavetur, jubetur, lex praecipit teneri*, sondern bloß dahin: *punitur hujus legis poena*, in eadem causa sunt, item tenetur, eadem poena afficiantur und dergl., so kann man nicht unbedingt davon ausgehen, daß der dabei bezeichnete Fall ursprünglich in der *lex* gestanden habe, sondern man muß hier die Möglichkeit einer späteren Ausdehnung der *lex* auf einen von ihr nicht erwähnten Fall annehmen. — Zur *vis publica* gehören nach der *lex Julia* acht Fälle, welche sich (zuletzt auf öffentliche Verhältnisse beziehen⁴⁸⁾). Die meisten davon sind schon an einem anderen Orte dieses Werks angeführt⁴⁹⁾; beizufügen ist noch der Fall, wenn Jemand durch Sklaven oder eine gebungene Personennenge auf die Wahlen gewaltsam einzuweisen sucht⁵⁰⁾. Zur *vis privata* gehörten alle übrigen Fälle, von welchen die *leges* *Juliae* handelten. Allein die *lex Julia* de *vi privata* umfaßte nicht alle übrigen verbrecherischen Gewaltthätigkeiten überhaupt, sondern führte nur eine Reihe strafbarer Fälle, und unter diesen namentlich Fälle bewaffneter Gewalt auf. Das Bewaffnetsein konnte sowohl bei der *vis privata*, als bei der *publica* vorkommen, und bildete durchaus kein Unterscheidungsmerkmal zwischen beiden Arten der *vis*. Vielmehr waren grade die Hauptfälle der *vis privata* Fälle bewaffneter Gewalt, in den meisten Fällen der *vis publica* aber Waffen gar nicht nöthig. Erst Justinian hat das Bewaffnetsein als Unterscheidungsmerkmal zwischen *vis publica* und *privata* aufgestellt und sich dabei wahrscheinlich an eine Praxis seiner Zeit angeschlossen. Um damit seine Digesten in Einklang zu bringen, versetzte er Stellen aus *Ulpian* und *Moer*, welche von der *vis privata* handelten, in den Titel ad *legem* *Juliam* de *vi publica*, und interpolirte auch dem gemäß an einer anderen Stelle⁵¹⁾. Die Beweisgründe für dieses Verfahren Justinian's und für diese Ansicht überhaupt sind: a) die schon angeführte Stelle aus den *Sententiae* des *Paulus*, die sich nur auf die angegebene Weise mit Stellen aus den Werken seiner Zeitgenossen vereinigen läßt. Sie enthält allerdings nur einen Fall der *vis publica*,

43) Richter, Lehrbuch des Strafrechts. 2. Bd. S. 432.
44) L. 7. 8. 10. 12. D. XLVIII. 6. 50) Bergl. die von Richter a. a. D. S. 40. Not. 9 angeführten Schriftsteller. Unter den Römern sind zu nennen *Cropp*, *Præcepta juris Romani* circa puniendum conatum delinquendi. (Heidelberg. 1815.) Sect. II. p. 50. Soleser im Röm. Archiv des Criminalrechts. 5. Bd. S. 116. Petermann, Comm. de praec. jur. Rom. circa crim. vis. (Rost. 1832.) p. 63. 51) Bergl. die weitere Ausführung bei Richter im Röm. Archiv des Criminalrechts. 12. Bd. S. 41 fg.

h. Enpfl. v. W. u. R. Erste Section. LXV.

52) Auf welche *Sentio*, Observe. ad leg. Cornelianam de sicariis P. I. (Region. 1827.) p. VII aufmerksam macht. 53) Bergl. Richter a. a. D. S. 44 fg. 54) Siehe den Artikel *Julia lex* a. a. D. S. 193 fg. 55) *Pand. Sentent. Lib. V. Tit. 30. A.* 56) Römisch das „publica“ in L. 8. D. XLVII. 12.

nämlich den, wenn ein Magistrat gegen einen römischen Bürger mit Tortur, Verletzung oder Vollziehung der Strafe, einer eingelegten Procoaction ungeachtet, vorgeht; allein da in der fraglichen Stelle etwas fehlt, so kann und muß man von dem Grundsatze ausgehen, daß Alles in der lex Julia de vi publica gestanden habe, was in den Digesten bestimmt und mit solchen Worten, welche auf den Gehalt der lex selbst beziehen, dieser lex zugeschrieben und nicht durch andere Zeugnisse der lex de vi privata zugewiesen wird; dieser Grundsatz führt zur Aufnahme der weiteren Fälle in die lex Julia de vi publica. b) Ein fernerer Beweis liegt hier in den Digesten selbst. Das prätorische Edict über das *judicium vi bonorum raptorum* ging ursprünglich auf Raub und Beschädigungen, welche vi hominibus *armatis* coactis begangen wurden. Durch Interpretation wurde es zwar auch auf Gewalt ohne Waffen und ohne homines coacti ausgedehnt⁵⁷⁾. Der wichtigste Fall des Edicts blieb aber der einer mit Waffen, oder mit homines coacti verübten Gewalt, von welchem auch der Digestentitel vi bonorum raptorum (Dig. XLVII, 8) hauptsächlich handelt. In Beziehung auf dieses Edict sagt man Ulpianus⁵⁸⁾: „Hoc edicto contra ea, quae vi committuntur, consulit Praetor; nam si quis se vim passum docere possit, publico iudicio de vi potest experiri, neque debet (Hil. debere) publico iudicio privata actione praecedere, quidam putant: sed utilius visum est, quamvis praedictum *Legi Juliae de vi privatae* fiat, nihilominus tamen non esse denegandum actionem eligentibus privatam persecutionem.“ Wenn man nun bedenkt, daß der wichtigste Fall dieses Edicts die vis armata und hominibus coactis betraf; daß Ulpianus in der unmittelbaren darauf folgenden Stelle und in späteren grade von homines armati spricht⁵⁹⁾: so mußte er die lex Julia de vi privata offenbar auch auf die vis armata bezogen haben. Dies stimmt zwar nicht mit dem Digestentitel de vi publica, weil aber mit dem, was Paulus in den Sententiae sagt, und mit der hier angenommenen Ansicht, nach welcher Raub nicht zur vis publica gehörte, so wenig wie Sachbeschädigungen. Die lex Julia de vi privata dagegen handelte nach Paulus von solchen Fällen, und so zeigt in Uebereinstimmung hiemit die Ulpianische Stelle augenscheinlich, daß nicht das Unbewußtsein das Charakteristische der vis privata bildete, und daß die Fälle der L. 3. §. 2. 5. 6. L. 5. D. XLVIII, 6 zu Ulpian's Zeit nicht zur vis publica gehören konnten, indem er sonst notwendig in der obigen Stelle auch die lex Julia de vi publica hätte nennen müssen. So ist die Stelle Ulpian's (L. 2. §. 1. D. XLVII, 8) ein evidentster Beweis für die behaupteten Justinianischen Veräusserungen. Dieser Beweis

erhält c) Unterstützung durch ein Rescript Diocletian's⁶⁰⁾, wo derselbe ganz allgemein sagt: „Si de possessione vi dejectus es, eum lege Julia vis privatae reum postulare potes.“ Auch hier hätte der Kaiser doch wol unterscheiden, oder die vis negativ näher bestimmen müssen, wenn bewaffnetes Delicten zur vis publica gehört hätte. d) Dazu kommt noch das Zeugnis des Isidorus⁶¹⁾, welcher grade bewaffnete Gewalt als Hauptfall der vis privata ansührt: „vis privata est, si quisquam ante iudicium *armatis* hominibus quemquam a suo deiecerit vel expugnaverit. Vis publica est, si quis civem ante populum, vel iudicem vel regem appellatum necaverit, aut torserit, sive verberaverit vel vinxerit.“ e) Als unterstützendes Moment für die behauptete Justinianische Translocation läßt sich noch anführen, daß diejenigen Fragmente in dem Digestentitel de vi publica, welche nach der hier angenommenen Ansicht Justinian von der vis privata in die publica übertragen haben müßte, auch ziemlich bestimmte Spuren einer, nicht einmal gehörig bedachten, Translocation an sich tragen⁶²⁾. Das bisher Ausgeführte ergibt mit Bestimmtheit, daß die bewaffnete Gewalt, als solche, nicht zur lex Julia de vi publica gehörte und daß vielmehr nur die oben bezeichneten, bezüglich an einer anderen Stelle dieses Werks genannten acht Fälle den Gegenstand dieser lex bildeten. Weniger bestimmt läßt sich ermitteln, was den ursprünglichen Inhalt der lex Julia de vi privata bildete. Die unter dieses Geſetz ursprünglich gehörenden zehn Fälle sind nach Wächter's⁶³⁾ Vorgang bereits an einem anderen Orte dieses Werks aufgeführt worden⁶⁴⁾. Hinsichtlich des Falles, wenn Jemand Waffen in seiner Behausung oder auf seinem Grundstücke, außer zum Gebrauche bei der Jagd oder auf der Reise zu Lande oder zur See aufhauſt⁶⁵⁾, welcher Fall in den Digesten der lex Julia de vi publica unterstellt wird, kann es zweifelhaft sein, ob er auch wirklich darunter gehörte. Dagegen kennt der Umstand sprechen, daß grade die lex de vi privata hauptsächlich vom polizeilichen Verbot der Bewaffnung und von bewaffneter Gewalt handelte. Es kann aber dieser Fall auch wirklich zur lex de vi publica gehört haben. Denn Waffenverstecke sammeln ist etwas ganz Anderes als Bewaffnetsein. Dieses Sammeln von Waffenverstecken konnte wol deshalb von Augustus zur vis publica gestellt worden sein, weil es doch schon eine leicht auf öffentliche Verhältnisse bezügliche und diesen gefährliche Uebstige anzeigt. Außerdem gibt es nun noch eine Reihe von Fällen, welche nicht ursprünglich unter die leges Juliae de vi gehört zu haben scheinen, aber doch schon zu Ulpian's Zeiten nach ihnen, und zwar nach dem Ausgeführten, nach der lex Julia de vi privata be-

57) Bregl. Savigny in der Zeitschrift für geschichtl. Rechtswissenschaft. 3. Bd. C. 123. Ph. Ed. Haueker, Ciceronis oratio Tullio, quae extant, cum ed. in Imo. G. Haueker, Analect. literar. (Sap. 1826.) p. 187 seq. 58) L. 2. §. 1. D. XLVII, 8. 59) L. 3. §. 2. 7. D. XLVII, 8.

60) L. 4. C. VIII, 4. 61) Isidor. Origin. V. 26. Dieser Schriftsteller hat, wie man aus anderen von ihm gegebenen Nachrichten weiß, unmittelbar aus echten vorjustinianischen Quellen geschöpft. 62) Bregl. die Beispiele bei Wächter a. a. D. C. 201—208. 63) Bregl. den Artikel *Julia lex a. a. D. C. 198*. 64) L. 1. D. XLVIII, 6.

handelt und bestraft wurden. Diese sind a) Raub. Es wird nämlich nirgends bestimmt gesagt, daß Raub zur lex Julia gehöre. Er wurde zwar in vielen Fällen extra ordinem hart bestraft⁶⁵⁾; auch war schon zu Ulpian's Zeiten gegen den Räuber eine Anklage ex lege Julia de vi privata zulässig⁶⁶⁾. Daß aber die lex Julia nicht von dem Raub handelte, geht daraus hervor, daß Raub ex naufragio erst durch ein Senatusconsultum unter die lex Julia de vi privata, also zu den gelindesten Fällen der lex Julia gestellt wird⁶⁷⁾; dies wäre auffallend, wenn die lex Julia von Raub überhaupt und als solchem schon ursprünglich gehandelt hätte. Wirklich heißt es auch bei anderen Fällen des Raubes (mit Waffen und ex incendio) in Beziehung auf die lex Julia immer nur: „in eadem causa sunt, item tenetur, eadem poena tenetur“⁶⁸⁾, welche Ausdrücke grade ab später erst einer lex unterstellt Fälle hinweisen. Natürlich konnte aber der Räuber, wenn er bewaffnet war, aus einem anderen Grunde schon nach dem ursprünglichen Inhalte der lex Julia wegen vis privata bestraft werden. b) Besitzentkennungen aus einer unbeweglichen Sache ohne Waffen⁶⁹⁾. c) Der Fall des SC. Volusianum⁷⁰⁾. d) Wer turbae seditiosive faciendae consilium init. Die lex Julia spricht von einem wirklichen Erreger einer seditio. Durch Interpretation⁷¹⁾ aber scheint, den römischen Grundgesetzen gemäß, auch der Versuch auf die gleiche Stufe gestellt werden zu sein. e) Qui servos aut liberos homines in armis habuerit⁷²⁾. Sprach die lex Julia auch nicht von diesem Falle, so konnte er doch durch Interpretation unter sie gestellt werden. f) Die Entführung wird nirgends, als in der lex Julia enthalten, erwähnt. Ueber das ältere Recht in Bezug auf dieses Verbrechen haben wir drei Nachrichten: die eine, daß nach einem Rescripte von Antoninus Pius die Entführung eines Knaben sehr streng bestraft werden sollte; die andere, daß die Entführung einer Frauensperson mit dem Tode, mit welcher Strafe bei vis publica die humiliores belegt wurden, zu bestrafen sei, endlich ein Rescript Diocletian's, nach welchem man den Entführer ex lege

Julia de vi anklagen könne⁷³⁾. Letztere Stelle beweist aber nicht, daß die lex Julia auch von der Entführung handelte, sondern nur, daß man die Entführung später nach der lex Julia behandelte. Auch darf es nicht auffallen, daß bei der Entführung die Todesstrafe eintreten soll, und man darf nicht daraus schließen, daß die Entführung zur vis publica gehörte, indem es nicht selten ist, daß einzelne Fälle der vis durch besondere Quellen besonders ausgezeichnet wurden. g) Ebenso ist es hinsichtlich der Mordthat. Paulus führt sie nicht bei der lex Julia an, sondern sagt nur an einer anderen Stelle⁷⁴⁾, sie werde mit dem Tode bestraft, und in dem Titel ad legem Juliam de vi publica heißt es nur⁷⁵⁾, daß bei ihr die Strafe der lex Julia de vi publica eintrete. Kann auch bei einigen Fällen zweifelhaft sein, ob schon die lex Julia des Augustus von ihnen handelte, so ist doch jedenfalls unzweifelhaft, daß dieselbe nicht alle Fälle der vis umfaßte. Wies einzelne wichtige Fälle, hauptsächlich solche, zu deren Verübung mit Strafe theils ihre Häufigkeit, theils ihre Gefährlichkeit hinführte, wurden von der lex bezeichnet, und nirgends wird gesagt, daß die lex dabei nicht die vis im Allgemeinen, und somit jeden Fall der vis mit Strafe bedroht habe. Was die Strafen anlangt, welche die lex Julia de vi bestimmt hat, so ist außer Zweifel, daß die lex für die vis publica die aquae et ignis interdictio festsetzte⁷⁶⁾. Wenn Paulus in seinen Sententiae sagt: Cujus rei poena humiliores capit, honestiores insula deportatione coercentur, so steht dies damit nicht im Widerspruch, indem Paulus hier nicht vom Inhalte der lex Julia, sondern blos von dem, was zu seiner Zeit üblich war, spricht. Bekanntlich führte zwar schon Augustus die Deportation ein, wendete sie aber nur in einzelnen Fällen an; erst nach ihm trat die Deportation fast allgemein an die Stelle der aquae et ignis interdictio; auch der Unterschied zwischen honestiores und humiliores rücksichtlich der Bestrafung wurde erst nach der Zeit des Augustus Regel. So erklärt sich die Angabe von Paulus für seine Zeit zur Genuge. Daß aber in den Institutionen Justinian's die Deportation der lex Julia zugeschrieben wird⁷⁷⁾, beweist Nichts gegen die in den Digesten enthaltene historische Nachricht. Zweifelsfrei ist es, welche Strafe die lex Julia für die vis privata bestimmte. Daß ein Theil der Strafe in Confiscation des dritten Theils des Vermögens bestand, darin stimmen die Quellen überein. Paulus nennt außerdem bei den honestiores die in insulam relegatio, bei den humiliores die damnatio in metallum⁷⁸⁾; die Digesten führen an einer aus des Modestinus' Schrift de poenis Lib. II. entlehnten Stelle Infamie an⁷⁹⁾, an einer anderen Stelle dagegen sagen sie: cautum est, ne senator sit, ne decurio, aut ullum honorem capiat, neve in eum ordinem sedeat, neve

65) Siehe I. 2. L. 28. §. 10. 15. D. XLVIII. 19. 66) L. 2. §. 1. D. XLVII. 8. 67) L. 1. §. 1. D. XLVIII. 7. Unzweifelhaft ist hier das „ex Senatusconsulto“ der L. 1. pr. D. XLVIII. 7 durch Versehen der Abschreiber in den Anfang der Gesetzesstelle (prooemium) gekommen, und gehörte vielmehr der ganzen Fassung des §. 1 nach in diesem Paragraphen (Causae. Obs. 1. 38. Bynkershoek, Obs. VI, 13), jedoch zu lesen ist: „Kadem poena affluatur, qui ad poenam legis Juliae de vi privata ex Senatusconsulto rediguntur, et si quia ex naufragio dolo malo quid rapuerit.“ Dem steht die ziemlich wörtliche Uebersetzung der L. 1. pr. §. 1. 2. D. XLVIII. 7 in dem Index des Dorotheus (Sch. O. 29. ad Basil. LX, 18. cap. 12. edit. Helmst. T. V. p. 601) nicht entgegen, da das „ex Senatusconsulto“ dort gar nicht mitzugesprochen wird. 68) L. 2. §. 3. 3. 5. D. XLVIII. 6. L. 3. §. 2. D. XLVIII. 7. 69) L. 5. D. XLVIII. 7. Die hier verzeichnete Ausdrücke: „vis privata postulari poterit“, deutet bestimmt darauf hin, daß die lex Julia nicht den diesem Falle handelte und erst die Jurisprudenz ihn darunter stellte. 70) L. 6. D. XLVIII. 7. 71) Denn L. 3. pr. D. XLVIII. 6 hat hier wieder blos dem Ausdruck: „in eadem causa sunt.“ 72) L. 3. pr. D. XLVIII. 6.

73) L. 5. §. 2. L. 6. D. XLVIII. 6. L. 3. C. IX. 12. 74) Paul. Sentent. Lib. II. Tit. 26. §. 12. 75) L. 3. §. 4. D. XLVIII. 6. 76) L. 10. §. 2. D. XLVIII. 6. 77) §. 4. Inst. IV, 18. 78) Paul. Sentent. Lib. V. Tit. 26. §. 3. 79) L. 8. D. XLVIII. 7.

judex sit, et videlicet omni honore, quasi infamis, carebit. In den Infirmitäten wird blos die Confiscation als Strafe erwähnt⁸⁰⁾. Es wollten aber weder Paulus, noch Modestinus die ursprüngliche Strafe der lex Julia angeben, sondern Jeder spricht nur von seiner Zeit; es läßt sich daher über die Strafe der lex Julia leicht ein sicheres Resultat gewinnen, und alles Uebrige ohne Schwierigkeit historisch erklären. Die L. I. D. XLVIII, 7 will die ursprünglichen Worte der lex geben, was schon ihre Worte beweisen. Hiernach war die Strafe der vis privata nach der lex Julia blos die angeführte partielle Confiscation und Unfähigkeit zur Senatswürde, zum Richteramt und zu Ehrenstellen überhaupt, nicht aber Infamie. Daraus, daß grade solche freilich Unfähigkeitsgründe auch bei anderen leges häufig waren, sowie aus noch anderen Worten⁸¹⁾, ergibt sich, daß zur Zeit jener leges die Infamie noch nicht stillschweigende Folge einer jeden Verurtheilung wegen eines crimen ordinarium war. Erst später wurde es allgemeiner Grundlag, daß jede Verurtheilung in einem *judicium publicum* Infamie zur Folge habe⁸²⁾. So konnte also Modestinus von seiner Zeit wol sagen, der wegen vis privata Verurtheilte werde infamis, ohne daß er die einzelnen Unfähigkeiten, welche die lex Julia festgesetzt hatte, aufzählen brauchte, und eben so konnten Paulus und Justinian den Punkt der Infamie ganz übergehen, weil sich derselbe zu den Zeiten beider hier ganz von selbst verstand. Was die von Paulus außerdem angeführte Relegation anlangt, so ist die Strafe der vis privata eben zwischen den Zeiten des Augustus und Paulus mit der Relegation, welche Strafe ohnehin erst unter den Kaisern aufkam, verschärft worden⁸³⁾. Die hier angenommene Ansicht über den Umfang der vis privata erklärt auch ganz, warum Justinian die Relegation wieder wegließ; es geschah dieses deshalb, weil er grade die strafbaren Fälle der vis privata zu der vis publica stellte. Daß aber Modestinus die Relegation nicht anführte, erklärt sich daraus, daß Justinian bei der vis privata die Relegation bestimmt verworfen, und daher natürlich diese Strafe bei dem Excerpte aus diesem Juristen in den Digesten wegließ. 5) Weiter ist das crimen vis in der Zeit von Augustus bis zu Alexander Severus zu betrachten. In diese Zeit fällt die Aufstellung eines allgemeinen Begriffes von criminellem vis. Nach Erlöschung der lex Julia des Augustus war es nun Sache der Jurisprudenz, die durch dieses Gesetz gegebene Grundlage weiter auszubilden und auf derselben fortzubauen. Dieses geschah auch auf zweifache Weise. Die römischen Juristen erweiterten durch Interpretation einzelne Fälle der lex Julia⁸⁴⁾, und stellten manche Fälle unter die lex Julia, welche sie ursprünglich nicht enthielt, wie den Raub und andere vorher angeführte Fälle. Sie

gingen aber bald noch weiter. Denn, während die lex Julia, sowie die früheren leges de vi, blos einzelne Fälle der vis als für criminel strafbar bezeichnet hatte, bildeten die römischen Juristen einen allgemeinen Begriff der criminellem vis, und wendeten auf ihn durchaus die lex Julia an⁸⁵⁾. Als Wesen der vis wurde von ihnen die widerrechtliche Beschränkung des Willens, der Freiheit des Entschlusses einer Person betrachtet, und crimen vis war nun jede widerrechtliche Handlung, wodurch man eine Person zu einem Thun, Unterlassen oder Dulden wider ihren Willen zu bestimmen suchte, sei es durch unmittelbare Anwendung physischer oder compulsiver Gewalt gegen die Person, oder wenigstens durch Auftreten in solcher Weise, daß die Absicht, jeden Widerstand durch persönliche Gewalt auszuschließen, unzweifelhaft war. Durch diese, auch von der Praxis angenommene Abstraction bildeten nun die einzelnen Fälle der lex Julia blos Hauptbeispiele des crimen vis, und diese Specialitäten der lex Julia waren nun nicht mehr für die Frage, was überhaupt zum crimen vis zu rechnen sei, sondern nur noch für die Frage über die Strafe der einzelnen Fälle wichtig. Denn die Untercheidung der lex Julia zwischen vis privata und publica wurde beibehalten, wobei man sich im Wesentlichen ganz an dieses Gesetz hielt. Die durch die Bildung eines allgemeinen Begriffes von criminellem vis nun noch zur lex Julia hinzutretenden Fälle bestrafte man aber nach der lex Julia de vi privata. Auch die Strafen der lex Julia wurden in dieser Periode andere. An die Stelle der aquae et ignis interdictio trat Deportation, und für humiliores Todesstrafe; der Strafe der vis privata wurde noch Relegation hinzugefügt, und Infamie war auch nun hier eine sich von selbst verkehende Folge, wie bei einer jeden Verurtheilung in einem *judicium publicum*. Für die humiliores fand wegen vis privata damnatio in metallum statt. Uebrigens wurden nicht alle Fälle der vis blos mit diesen Strafen belegt, sondern man zeichnete einzelne Fälle, namentlich der vis privata, noch besonders aus, und belegte sie mit besonders harten Strafen. Dies geschah, wie bereits erwähnt wurde, bei Raub, Entführung und Nothzucht; es gab aber außerdem noch folgende auf diese Weise ausgezeichnete Fälle: a) wer fremde Gebäude ausplündert, erbricht oder erschüttert, soll, wenn es turba cum telis coacta geschah, mit dem Tode bestraft werden⁸⁶⁾; b) wer mit zusammengetroffenen Haufen zum Zwecke der Entwendung einen Tempel bei Nacht erbricht, wird mit qualifizierter Todesstrafe belegt⁸⁷⁾; c) gleiche Strafe trifft nach Umständen auch die auctor seditionis et tumultus⁸⁸⁾; d) wer der Soldaten-

80) §. 8. Inst. IV, 18.
a. a. §. 223. Rot. 14. 15.

81) Beral. darüber Richter a. a. §. 7. D. XLVIII, 1.
82) Hofacker im Reuen Recht der Criminals. 5. Bd. S. 119.

83) §. 2. L. 3. D. XLVIII, 7.

85) So erzählt es bestimmt Ulpianus in L. 132. D. L. 17. 86) Paul. Sentent. Lib. V. Tit. 3. §. 3. L. 11. pr. D. XLVIII, 6. vergl. mit L. 11. §. 3. D. XLVII, 8. 87) Paul. Sentent. Lib. V. Tit. 19. §. 1. L. 6. pr. D. XLVIII, 13. 88) Paul. Sentent. Lib. V. Tit. 22. §. 1. L. 28. §. 3. L. 38. §. 2. D. XLVIII, 19. Den auctor seditionis trifft nach einem Senatusconsulte auch die Strafe der lex Cornelia de sicariis treffen. L. 3. §. 4. D. XLVIII, 8.

wache einen Verhafteten mit Hilfe Zusammengerotteter entreißt, wird mit der Todesstrafe belegt⁸⁹⁾; e) Außerdem gab es noch eine Menge Fälle des *crimen vis*, welche in dieser Periode nach Senatschlüssen mit der Strafe der *lex Cornelia de sicariis* belegt wurden. Es wurde dadurch wol nur Strafschöpfung bezweckt, indem durch die Befragung nach der *lex Cornelia* diese Fälle noch über die *vis publica* gestellt wurden. Wenn auch die Strafe der *lex Cornelia* ursprünglich dieselbe war, wie die der *lex Julia de vi publica*, nämlich die *aquae et ignis interdictio*, und bei den *leges* an die Stelle dieser Strafe dann gleichmäßig Deportation trat, so wurden doch im Laufe dieses Zeitraums die Strafen bei den *leges* verschieden. Bei der *vis publica* blieb es bei der Deportation, nur für *humiliores* trat die Todesstrafe ein; die Strafe der *lex Cornelia de sicariis* aber wurde für *honestiores* einfache, für *humiliores* qualifizierte Todesstrafe, und nur für die höchsten Rangelassen blieb die Deportation als Strafe bestehen⁹⁰⁾. Die Fälle nun, welche unter diese Strafbestimmungen durch Senatschlüsse gestellt wurden, sind, außer dem in der Note 88 angeführten, folgende: aa) wer Jemanden wider dessen Willen castrirt⁹¹⁾; bb) wer seine Sklaven bewaffnet, um sich mit Gewalt in den Besitz einer Sache zu setzen, oder auf widerrechtliche Weise einen verlorenen Besitz mit Gewalt wieder zu erlangen⁹²⁾; cc) wer Schiffbrüchige mit Gewalt verbindet, dem Schiffe oder den auf dem Schiffe in Gefahr Befindlichen zu Hilfe zu kommen⁹³⁾. 6) Ein weiterer Zeitraum, welcher für das *crimen vis* wichtig ist, ist die Zeit von Alexander Severus bis vor Justinian und dessen Rechtsbüchern. Nach den Zeiten des Alexander Severus wurde die Strafschöpfung immer willkürlicher und mit Nichtachtung der Gesetze und der in der Jurisprudenz begründeten Grundsätze ausgetrieben. Der Grund lag in der Entartung des Volks und des Beamtenstandes, in dem Verschwinden tüchtiger juristischer Bildung und aller wissenschaftlicher Selbständigkeit, in dem schnellen Regimentswechsel und dann später in dem jugendlichen Despotismus der Kaiser. Das Strafsystem wurde immer mehr gesteuert. Während dies in den etwas besseren Zeiten der klassischen Juristen schon zu viel der Fall war, und schon sie mit barten Strafen zu freigebig waren, gingen die späteren Kaiser noch weiter, und glaubten nur durch die willkürlichen und grausamen Strafen die Rechtsordnung aufrecht erhalten zu können. Man behielt zwar die juristische Grundlage auch im Strafrechte aus der früheren Zeit in sofern bei, als man an Allem, was die frühere Zeit über Begriff und Thatbestand der strafbaren Handlungen gebildet hatte, in der Regel ziemlich festhielt. Allein im Grade der Strafe und in

manchen hierauf Einfluss habenden Unterscheidungen fanden öftere Abweichungen von dem Früheren statt. Aus dem Geiste dieser Periode erklärt sich auch die Häufigkeit solcher kaiserlicher Verordnungen, welche bei Einführung neuer Strafen für ein Verbrechen mit einer ausgeführten Ungenauigkeit theils von der Strafe, theils vom Verbrechen selbst und von den auf die Strafe Einfluss habenden Momenten sprechen, durch welche Unbestimmtheit in den Gesetzen es der späteren kaiserlichen Despotismus erprieslich fand, seiner Willkür freien Spielraum zu sichern, während umgekehrt die *leges* des Freistaates grade in den vorher angegebenen Beziehungen durch die specialisirteste Form und genaue Angabe der Einzelheiten jeder Willkür und Ungerechtigkeit vorzubeugen suchten, und sich auch noch die Juristen und die besseren Kaiser diesem Streben angeschlossen. Dieses bekräftigt sich großentheils durch die Geschichte des *crimen vis* in dieser Periode, und erklärt auch diese Geschichte. Es läßt sich aber wegen Dürftigkeit der Quellen meistens nur Einzelnes anführen. Aus den Zeiten vor Konstantin bat man nur von Reskripten Diocletian's über vis einige Nachrichten. Diocletian änderte aber Nichts am früheren Rechte, sondern referirte bloß in Gemäßheit des bisher bestehenden Rechts, sowohl über die Strafe der *vis*, als über die Grenzen zwischen *vis publica* und *privata*. Denn ein Mal verweist er noch im Allgemeinen auf die *lex Julia de vi*, und in drei Fällen (*hominibus coactis verberare, in possessionem fundi per vim ingredi, und de possessione vi depicere*) speciell auf die *lex Julia de vi privata*⁹⁴⁾. Indessen mögen doch die schlechten Zeiten vor und unter diesem Kaiser schon ziemlich die oben angedeuteten Änderungen vorbereitet haben, welche Konstantin nun aussprach. Dieser erklärte in einer Konstitution von 317 nach Chr.): Die „manifesta violentia“ überhaupt solle nicht mehr mit Deportation und Relegation, welches die bisherigen Strafarten der *vis publica* und *privata* waren, sondern mit dem Tode bestraft werden. Er gab dafür den Grund an, daß so viele Uebelthaten unter dem Namen *violentia* begriffen, und namentlich bei *vis* so häufig auch Tödtungen verübt würden. Fälle eine Tödtung bei *vis* auf Seiten der Angreifer oder der Angegriffenen vor, so sollen immer die Angreifer dafür büßen. Hierdurch wurde nun die Todesstrafe ordentliche Strafe für jede *vis*, und der Unterschied zwischen *vis publica* und *privata* war für die Regel aufgehoben. Zugleich hob Konstantin das Recht der Appellation bei dem *crimen vis* auf. Die Bestimmungen des angeführten Edicts wendete dieser Kaiser in demselben Jahre unverändert an auf „alienum fundum per violentiam invadere“, zum vollen Beweise, daß auch die *vis privata* seiner allgemeinen Strafbestimmung unterstellt werden sollte⁹⁵⁾. Für einen einzelnen Fall der sogenannten Selbsthilfe, also einen speziellen Fall der *vis*

89) *Paul. Sentent. Lib. V. Tit. 31. §. 2.* 90) *L. 4. §. 1. L. 16. D. XLVIII, 8. Collat. legg. mos. et Rom. Tit. I. Tit. 2. Tit. VIII. §. 4. Tit. XII. §. 5. Paul. Sentent. Lib. V. Tit. 23. §. 1.* 91) *L. 3. §. 4. L. 4. §. 2. L. 5. D. XLVIII, 8. Paul. Sentent. Lib. V. Tit. 23. §. 12.* 92) *L. 3. §. 4. D. XLVIII, 8.* 93) *L. 3. §. 8. D. XLVII, 9.*

94) *L. 3. 4. 5. C. IX, 12. L. 4. C. VIII, 4.* 95) *L. 1. Th. C. IX, 10.* 96) *L. 2. Th. C. IX, 10.*

lich Konstantin in sofern eine Milderung eintreten, als er für denjenigen, welcher glaubt, ein Recht an einer Sache zu haben, in der That es aber nicht hat, und sich mit Gewalt in den Besitz derselben setzt, seine früher angeordnete Strafe mildert und statt der Strafe des Schwertes die Deportation bestimmt⁷⁷⁾. Auch bios von diesem Falle spricht die Verordnung seines Sohnes⁷⁸⁾. Dagegen erhobte Konstantin für einen anderen Fall der vis die im Edict von 317 gesetzte allgemeine Strafe bedeutend. Dem Entführer sollte die allerbärteste Strafe, wahrscheinlich der Quertod, treffen: Nimen, welche bei der Entführung geholfen haben, sollte sogar geschmolzenes Blei in den Mund gegossen werden⁷⁹⁾. Dies milderte wider Konstantius, indem er die Strafe der Entführung wieder auf die Strafe des Schwertes herabsetzte⁸⁰⁾. 7) Erst 390 wurde das Konstantinische Edict über vis von 317 durch eine Konstitution von Valentinian II., Theodosius I. und Arcadius bedeutend geändert⁸¹⁾, welche Verordnung aber bei ihrer Ungenauigkeit viele Zweifel läßt. Das Gesetz geht von dem Falle aus, wenn Sklaven ohne Verwissen ihres Herrn „violentiam faciunt.“ Diese sollen dann mit dem Tode bestraft werden. Thun sie es aber auf Verlangen ihres Herrn, so leide es keinen Zweifel, daß derselbe nach der lex Julia für infam zu erklären sei und die dignitas loci et originis verliere. Niedrige und infame Personen hingegen, sowie solche, welche mehrmals Gewaltthätigkeiten verübt haben, sollen mit den Strafen der früheren kaiserlichen Verordnungen belegt werden. Eine Beschränkung dieses Gesetzes auf Gewalt, welche man durch Sklaven verübt, ist nicht anzunehmen, indem dagegen der allgemeine Schlußsatz über Gewaltthätigkeiten der viles personae spricht. Ebenso wenig läßt sich eine Beschränkung dieses Gesetzes auf jede Gewalt und auf Gewalt zufügende Personen jeglicher Art annehmen, indem es für die honestiores bios die lex Julia de vi privata anwendet. Eine Beantwortung der Frage, auf welche Fälle es sich beziehe, und wie es näher zu bestimmen und zu begrenzen sei, ist auf folgende Weise möglich⁸²⁾. Die Praxis hatte wol die Konstantinische strenge Verordnung nicht pünktlich beobachtet, sondern war mehr zu den alten Unterscheidungen zwischen vis publica und privata zurückgegangen. Das Theodosische Gesetz scheint diese Praxis wenigstens theilweise geregt zu haben. Für Sklaven, ferner für Personen niedrigsten Standes, für Infame und für solche Personen, welche mehrmals das Verbrechen verübt, wird das Konstantinische Edict, die Todesstrafe, allgemein, und ohne zwischen vis publica und privata zu unterscheiden, wiederholt, und die pünktliche Beobachtung desselben durch strenge Drohungen gegen milde und vom Gesetze abweichende Richter einge-

schärft. Für die honestiores aber läßt das Gesetz Alles bei der bestehenden Praxis, mit der näheren Bestimmung, daß gegen sie wenigstens die alte Strafe der lex Julia de vi privata anzuwenden sei. In welchen Fällen aber eine härtere Strafe gegen honestiores stattfinden, darüber schweigt es, und konnte auch schweigen, wenn es sich auf eine bestehende Praxis bezog. 8) Was das Justinianische Recht betrifft, so steht es über das weitere Schicksal dieser Lehre bis zu Justinian an weiteren Nachrichten. Aus dem eben Angeführten läßt sich aber schließen, daß man vor Justinian wieder auf den Unterschied zwischen vis publica und privata in manchen Fällen einige Rücksicht nahm, wodurch sich Monacho, was Justinian that, mehr erklärt, namentlich wie er dann kam, diesen Unterschied wieder recht hervorzuheben. Es erklärt sich aber auch dadurch und durch das, was unter den früheren Kaisern vorgegangen war, wie Justinian dazu kommen konnte und mußte, die alten Unterscheidungen zwischen vis publica und privata, wie sie die lex Julia gemacht, und die Zeit der klassischen Juristen im Wesentlichen beibehalten hatte, großentheils zu verlassen und zur vis publica eine Menge Fälle zu rechnen, welche nach jenem älteren Rechte zur vis privata gehört hatten. Die Hauptpunkte, durch welche Justinian sein Recht über crimen vis bildete, und welche über diese Gesetzgebung Justinian's überhaut zu bemerken sind, bestehen im Wesentlichen in Folgendem: a) bei der Verfassung des Codex interpolirte Justinian schon bedeutend, und deutete dadurch schon seine durch die Digesten und Institutionen weiter aufgeführte und durch die Theodosische Verordnung und die Praxis seiner Zeit großentheils motivirte Richtung an. Er nahm zwar das Edict Konstantin's von 317 in seinen Godes auf, wandelte dasselbe aber völlig um. Das von Konstantin nur nebenbei für die von ihm für jede vis festgesetzte Todesstrafe angeführte Motiv, daß bei vis so häufig Tödtungen vorkommen, macht Justinian zum einzigen Fall der ganzen Verordnung und bestimmt, daß, wenn bei vis eine 'dolosa oder culposa' Tödtung vorfalle, dann die vis mit dem Tode bestraft werden solle⁸³⁾. Dabei nahm er aber auch das Theodosische Gesetz in den Godes auf, und ebenso die zwischen vis publica und privata auch bestimmt unterscheidenden Aescripte von Caracalla und die Bedrohung eines speciellen Falsch der Selbsthilfe mit Deportation⁸⁴⁾. So war schon nach dem alten Gode die Unterscheidung zwischen vis publica und privata, sowie die alte Strafe der vis privata bestimmt anerkannt; Todesstrafe aber sollte eintreten, wenn Tödtungen vorkommen, oder der Thäter rückfällig war, oder infam, oder niedrigsten Standes war. Auch trat noch Todesstrafe in allen den Fällen ein, in welchen sie schon nach dem Rechte der Zeit der klassischen Juristen begründet war, indem diese älteren Bestimmungen über Todesstrafe bei vis nie aufgehoben worden waren. b) Da eine etwas genauere Bestim-

97) L. 3. Th. C. IX, 10 von 319. Diese Constitution ist auch in der lex Romana Burgundionum tit. VIII de violentia aufgenommen. 98) L. 14. Th. C. XI, 36. 99) L. 1. Th. C. IX, 24.

1) L. 2. Th. C. IX, 24 von 349. 2) L. 11. Th. C. IX, 10. 3) Bergl. Richter a. a. D. S. 338 fg.

4) L. 6. C. IX, 12, vergl. mit L. 12. Th. C. IX, 10. 5) L. 2—5. 6. C. IX, 12. L. 4. C. XIII, 4.

mung darüber, was als vis publica oder als privata anzusehen sei, aus den Constitutionen der Kaiser nicht zu entnehmen war, so mußte dieselbe von Justinian in den Institutionen und Digesten gegeben werden. Er befolgte hier einfach den Grundbegriff, alle schwereren Fälle zur vis publica zu rechnen. Da er nun zu diesen schwereren Fällen auch jede vis armata zählte, so konnte er in den Institutionen wenigstens gewissermaßen das Bewußtseins als Unterscheidungsmerkmal zwischen beiden Arten der vis angeben. So gehörte daher nach dem neuesten Justinianischen Rechte zur vis publica aa) jede mit Waffen verübte Gewaltthätigkeit, Sammlung von Waffenvorräthen oder Bewaffneten auf ungewöhnliche Weise, und Waffentragen an öffentlichen Orten; bb) die acht ursprünglich zur vis publica gehörigen Fälle; cc) die Einschüchterung Jemandes, die Verwundung einer turba, seditio oder einer Heeresbrunst durch absichtlich erregten Zusammentritt einer bedeutenden Volksmenge, die Verhinderung eines Leichenbegängnisses oder ähnlichen Vergleichen an der Leiche, der Zwang Jemandes zur Eingehung einer Obligation; dd) Raub bei Gelegenheit einer Heeresbrunst verübt⁶⁾, ee) Entführung und Verhuchung⁷⁾, ff) ein Fall der Selbsttödtung⁸⁾. Die regelmäßige Strafe für diese Fälle ist Deportation; in einigen derselben (es sind diejenigen Fälle der vis publica, welche nach Senatsschlüssen mit der Strafe der lex Cornelia de sicariis belegt wurden) ist aber auf Todesstrafe zu erkennen, und in allen findet Todesstrafe statt, wenn der Verbrecher mehrmals Gewaltthätigkeiten beging, oder niedrigsten Standes, oder infam ist⁹⁾. In allen übrigen, unter aa—ff nicht aufgeführten Fällen der vis ist die Gewaltthätigkeit vis privata. Die Strafe ist hier Confiscation des dritten Theiles des Vermögens und Infamie, nicht aber auch Relegation, indem diese Justinian an den Orten, wo er von den Strafen für die vis privata überhaupt spricht, durchaus wegläßt¹⁰⁾, was er um so mehr konnte, als er alle strafbaren Fälle zur vis publica gestellt hatte. Nur für einen speziellen Fall ließ er es bei der Relegation¹¹⁾. Einen Fall stellt er sowohl zur vis privata, als zur publica¹²⁾. c) Die Darstellung der Geschichte des crimen vis ergibt, daß der Begriff und Thatbestand des Verbrechens, wie ihn die classischen Juristen gebildet hatten, in der späteren Zeit sich nicht änderte. Die Gesehzgebung der Kaiser bezog sich nur auf die Strafe und die für die Strafe einschließlichen Abstufungen des Verbrechens. Wenn man fragt, wie sich das crimen vis vom römischen Standpunkte aus von anderen Verbrechen unterscheidet, so beruht das Wesen dieses Verbrechens, was das rein römische Recht anlangt, auf einer Beschränkung des Willens, der Freiheit des Entschlusses einer Person. Dieses ist auch das einfache und scharfe Unterscheidungsmerkmal dieses Ver-

brechens von anderen Verbrechen, namentlich von Tödtungen, Verwundungen, Injurien, Sachbeschädigungen und Raubthatverbrechen. Auf die Bestimmung des Begriffs und gesammten Thatbestandes des crimen vis überhaupt haben auch nicht eigenthümliche Verhältnisse des römischen Volkes eingewirkt, obwohl eine solche Einwirkung bei der Ausbildung der Grundlage über dieses Verbrechen sonst vielfach unzulässig stattfand. Die Aufstellung eines allgemeinen Begriffs und Thatbestandes von crimen vis war vielmehr Sache der Wissenschaft und einer durch keine besonderen Nationalverhältnisse motivirten juristischen Abstraction, und es kann daher grade dieser, für uns wichtigste Punkt nicht deshalb bei uns für unpraktisch erklärt werden, weil bei uns ganz andere öffentliche Verhältnisse statthünden. Auch die in neueren Zeiten öfters aufgestellte Ansicht ist nicht zu billigen, daß die Römer das crimen vis grade zu dem Zwecke gebildet haben, um es als Ausschloßverbrechen für Fälle zu benutzen, welche sonst nach anderen Gesetzen nicht als öffentliche Verbrechen behandelt werden können. Es finden sich aber in den Quellen des römischen Rechts keine Spuren einer solchen Tendenz bei der Bildung des crimen vis. Auch spricht dagegen schon der Umstand, daß die römischen Juristen bei ihrer theoretischen Entwicklung sich ganz an das Wesen wahrer Gewaltthätigkeit, einer wahren Beschränkung des Entschlusses einer Person hielten, und dadurch dieses Verbrechen schärf von den anderen scheideten. Auch lauten die Stellen, wo die römischen Juristen von einem wahren Ausschloßverbrechen reden, ganz anders; sie sprechen nirgends bei dem crimen vis so, wie sie in dieser Hinsicht vom Stellionat reden. IV. Thatbestand des Verbrechens der Gewaltthätigkeit nach gemeinem Rechte. 1) Thatbestand. Nach dem römischen Rechte, aus welchem der Thatbestand des Verbrechens der Gewaltthätigkeit für das gemeine teutsche Strafrecht an entnehmen ist, beruht das Wesen dieses Verbrechens darin, daß durch dasselbe auf eine widerrechtliche Weise einer Person für ihr Handeln oder Nichthandeln gleichsam ein fremder Wille aufgebüdet, und dadurch die Freiheit des Willens und des Entschlusses der Person beschränkt oder aufgehoben wird. Die einzelnen Bestandtheile des Verbrechens sind folgende: a) der Gegenstand des Verbrechens kann nur eine Person sein, welche unmittelbar oder mittelbar vergewaltigt wird; b) die äußere, zum Verbrechen erforderliche Handlung ist eine widerrechtliche positive Handlung, durch welche der Thäter eine Person wider ihren freien Willen zu einem Thun, Unterlassen oder Dulden zu bestimmen sucht. Dies kann bewirkt werden entweder durch unmittelbare Anwendung körperlicher Kräfte, oder dadurch, daß man durch Drohungen ihren Widerstand beseitigt. Dieser unmittelbare Gewalt gegen die Person steht gesetzlich gleich, wenn zwar die Handlung des Verbrechens zunächst gegen eine Sache gerichtet wird, derselbe aber auf eine solche Weise offenbar zu Werke geht, daß seine Absicht unzweifelhaft ist, behufs der Ausführung seines Verhabens etwaigen Widerstand durch persönliche Ge-

6) L. 3. §. 3. D. XLVIII, 6. 7) L. 3. §. 4. L. 5. §. 2. D. XLVIII, 6. 8) L. 4. C. VIII, 4. 9) L. 3. fin. C. IX, 12. 10) L. 1. pr. L. 8. D. XLVIII, 7. §. 8. Inst. IV, 18. 11) L. 4. §. 1. D. XLVII, 9. 12) L. 10. §. 1. D. XLVIII, 6. L. 2. D. XLVIII, 7.

walt auszuschießen. Die Person, deren Widerstand nöthigen Falles ausgeschloffen werden soll, gilt hier ebenso sehr für vergewaltigt, als wenn auf andere Weise unmittelbar durch Drohungen ihr Widerstand beseitigt würde. c) Der Thäter mußte beabsichtigen, die näher bezeichnete, widerrechtliche Gewalt auszuüben. Die herrschende Ansicht hält auch Sachen für Gegenstand dieses Verbrechen; dieselbe ist aber nicht zu rechtfertigen, wie früher bemerkt wurde. 2) Unterschied des Verbrechen der Gewaltthätigkeit von anderen Verbrechen. In der neueren Zeit pflegt man dieses Verbrechen von anderen negativen Beisatz von anderen Verbrechen zu unterscheiden und in seinem Umfange zu beschränken. Die Älteren seit Carpov machen eine solche Beschränkung nur bei der Strafe, indem sie sagen, die Strafe sei heutzutage arbitrar, soweit das Verbrechen nicht in ein anderes benanntes Verbrechen übergehe¹³⁾. Durch jenen beschränkenden Beisatz der Strafe haben diese Älteren jedoch besonders benannte und gesetzlich ausgezeichnete Unterarten dieses Verbrechen nicht ausschließen wollen, indem z. B. Ranche den Landfriedensbruch, die Entführung und die Nothzucht in Stellung und Grundfögen als Unterarten des crimen vis behandeln. Der negative beschränkende Beisatz, welcher besonders seit Feuerbach in viele neuere Systeme des Criminalrechts übergegangen ist, ist der, daß man ein Verbrechen der Gewaltthätigkeit im gemeinen teuffchen Strafrecht nur in sofern annimmt, als nicht die rechtswidrige Gewaltthat in ein besonders benanntes Verbrechen übergeht. Indessen bedarf es, wie Bächter weiter ausgeführt hat, dieses beschränkenden Zusatzes nicht, und der Einwand, daß, wenn man das Verbrechen der Gewaltthätigkeit in allen den Fällen heutzutage annehme, wo nach dem römischen Rechte das crimen vis vorhanden ist, dies zu keinen bestimmten Begriffen führe, fällt weg, wenn man das Verbrechen der Gewaltthätigkeit in der Weise begrenzt, wie das römische Recht es thut. 3) Gesetzlich ausgezeichnete Arten dieses Verbrechen. Die prinzipale Gerichtsordnung Karls V. schweigt von dem Verbrechen der Gewaltthätigkeit überhaupt; sie handelt nur von einzelnen Fällen, welche das römische Recht zu dem crimen vis zählt, und belegt dieselben, zum Theil unter besonderen Namen, mit besonderen Strafen. Hier hat man in neuerer Zeit häufig behauptet, daß diese, von der peinlichen Gerichtsordnung berührten Fälle bei und nicht mehr zum Verbrechen der Gewaltthätigkeit gehören, sondern besondere, für sich bestehende, zu jenem Verbrechen nicht einmal als Arten zu zählende, Verbrechen bilden. Allein schon ältere Juristen und unter den neueren besonders Bächter¹⁴⁾ haben mit Recht entgegen gehalten, daß, wenn das Gesetz einzelne Fälle der Verbrechensgattung mit besonderen Strafbestimmungen, und etwa auch mit besonderen Namen hervorhebt, dadurch diese Fälle nicht ausfallen, Fälle der Verbrechensgattung, Arten derselben zu sein, und daß schon der innere Zusammenhang es verlange,

sie zu der Gattung als gesetzlich ausgezeichnete Arten derselben in Systeme zu stellen. Denn es lassen sich natürlich einzelne Fälle des Verbrechen der Gewaltthätigkeit nach ihrem Erfolge, nach ihrer nächsten Richtung und nach dem Endzweck des Verbrechen besonders bezeichnen und benennen. So kann diejenige Gewaltthat, durch welche eine Person ihrer Freiheit mittels Einschließung in einen Ort auf einige Zeit beraubt wird, Einsperung genannt werden; diejenige, wodurch die weibliche Ehre mittels Erzwingung der fleischlichen Vermischung verletzt wird, Nothzucht u. s. w. Dadurch aber, daß man so einzelne Fälle des Verbrechen mit besonderen Namen belegen kann oder belegt, hören sie nicht auf, Fälle jenes Verbrechen zu sein. Dies versteht sich von selbst, und wird auch bei anderen Verbrechen allgemein eingeräumt. Es kann also auch bei dem hier fraglichen Verbrechen nicht anders sein; die in den Gesetzen mit besonderen Namen bezeichneten einzelnen Fälle dieses Verbrechen bleiben doch immer Fälle und Arten desselben, und höchstens könnte man zwischen vis nominata und innominata unterscheiden. Die Gesetze können aber auch für einen einzelnen Fall des Verbrechen der Gewaltthätigkeit, sei es nun, daß sie ihn mit einem besonderen Namen belegen oder nicht, besondere Strafen bestimmen, wie dies namentlich im römischen Rechte vielfach geschieht. Dadurch hört aber dieser Fall nicht auf, zum crimen vis zu gehören. Die Strafbestimmung ändert nicht seine Natur, seinen wesentlichen Thatbestand und seinen inneren Zusammenhang mit der Gattung, zu welcher er nach allen seinen Merkmalen als Art gehört. Er behält alle Erfordernisse und den ganzen Thatbestand des Verbrechen der Gewaltthätigkeit; nur daß dieser Thatbestand bei ihm eine besondere Richtung auf einen gewissen Punkt bekommt, was eine natürliche Folge davon ist, daß hier bloß von einem einzelnen Falle des Verbrechen die Rede ist. Durch die besondere Strafbestimmung wird ein solcher Fall nur ein gesetzlich ausgezeichnete Fall des Verbrechen der Gewaltthätigkeit. Auch ist es nicht zu rechtfertigen, wenn man, wie viele Neuere thun, außer dem crimen vis noch von einer besonderen Classe von Verbrechen wider die persönliche Freiheit spricht, und unter diese Classe namentlich Nothzucht, Entführung und Menschenraub stellen. Denn das crimen vis ist nichts Anderes, als das Verbrechen wider die persönliche Freiheit. 4) Vollendung des Verbrechen der Gewaltthätigkeit. Gewöhnlich wird die Frage, was zur Vollendung dieses Verbrechen gehöre, gar nicht berührt, und da, wo sie berührt wird, sich darüber ganz im Allgemeinen geäußert, z. B. dahin, daß mit Beendigung der gewaltthätigen Handlung das Verbrechen vollendet sei. Richtig verstanden, genügt eine solche allgemeine Bestimmung im Ganzen. Da das Verbrechen bloß in irgend einer Nothigung einer Person zu einem Thun, Unterlassen oder Dulden besteht, und hierbei weder der Endzweck des Verbrechen, noch ein bestimmter anderer Erfolg von Einfluß sind; so ist das Verbrechen allerdings vollendet, sobald jener Zwang ausgeübt ist,

13) Vergl. darüber Bächter a. a. D. S. 378—387. 14) Bächter a. a. D. S. 387 fg.

sollte auch der vom Verbrecher beabsichtigte Erfolg dadurch nicht erreicht worden sein. Wenn aber das Gesetz eine bestimmte einzelne Richtung der Gewaltthätigkeit besonders heraushebt, und sie unter besondere Strafbestimmungen stellt, dann ist zur Vollendung dieser Unterart des Verbrechens erforderlich, daß der Thäter diese Richtung wirklich vollführte, daß also seine Handlung denjenigen Erfolg bewirkte, welchen die besondere vom Gesetz näher bezeichnete Richtung dieses einzelnen Falles begriff. V. Strafe des Verbrechens der Gewaltthätigkeit nach gemeinem teutschen Rechte. Rücksichtlich der Strafe dieses Verbrechens ist man, da die peinliche Gerichtsordnung Karls V. von diesem im Allgemeinen nicht handelt, auf das römische Recht verwiesen. Die Strafbestimmungen desselben sind bereits erwähnt worden. Was deren Anwendbarkeit betrifft, so hat die Praxis in Teutschland, ungeachtet der im römischen Rechte sowohl für die vis publica, als für die vis privata in der Regel angedrohten absolut bestimmten Strafen, stets angenommen, daß die Strafe dieses Verbrechens arbitrar sei. Die regelmäßige Strafe der vis publica (Deportation auf eine Insel, lebenslänglich und mit Verlust des Bürgerrechts und des Vermögens) erschien schon in den meisten kleinen italienischen Staaten des Mittelalters unanwendbar. Die Praxis und die Juristen dieser Staaten setzten keine feste regelmäßige Strafe für alle Fälle der vis publica fest, die in der That für alle Fälle derselben unzureichend gewesen wäre; sie glaubten, eine gute Gelegenheit zu haben, ihre eigene Ansicht über Strafbarkeit des Falles an die Stelle der gesetzlichen zu setzen. Aus der Unanwendbarkeit der gesetzlichen Strafe folgerte man, daß die Strafe arbitrar sei, sodas es dem Richter anheim gestellt blieb, eine seiner Ansicht nach dem einzelnen Falle angemessene Strafe zu erkennen. Gegen die Anwendbarkeit der gesetzlichen Strafe der vis privata (Confiscation des dritten Theils des Vermögens und Infamie) ließ sich zwar Nichts einwenden. Allein da man bei der vis publica die gesetzliche Strafe für unpassend hielt und eine arbitrarie an deren Stelle setzte, so kam man auch bei der vis privata dahin, anzunehmen, daß das freie richterliche Ermessen der Gerechtigkeit und dem Gemeinwesen nützlicher sein werde, als das starre Gesetz, und setzte auch für diese arbitrarie Strafe an die Stelle der gesetzlichen¹⁵⁾. Auch die teutsche Praxis hat die Strafe des crimen vis von jeher als arbitrar angesehen und behandelt; in diesem Punkte ist sie Jahrhunderte hindurch fest und übereinstimmend gewesen. Ebenso bestimmt und unabwiesbar hat sich stets bei dem besonderen Zustande der gemeinen teutschen Strafgesetzgebung die Praxis als Quelle für das Strafrecht, sogar gegen das Gesetz, geltend gemacht. Ueber das Maß der Strafe aber und die bei dessen Bestimmung zu befolgenden Gesichtspunkte hat die Praxis immer geschwankt, und hier kann die Theorie auf den Gang der Praxis ein-

wirken. Der Richter muß, wenn sein Ermessen nicht reine Willkür sein soll, sich bei Bestimmung des Strafmaßes möglichst an die von den Gesetzen und einer wohlbegründeten Praxis an die Hand gegebenen Gesichtspunkte halten. Folgende Momente dürften den Richter bei Bestimmung der Strafe leiten müssen¹⁶⁾: 1) Die nach den Gesetzen bestimmt zur vis publica gehörigen Fälle sind bedeutend härter zu strafen, als die übrigen Fälle des Verbrechens. 2) Nach dem im teutschen Strafrechte anerkannten und von der teutschen Praxis stets festgehaltenen Princip, daß die Größe der Strafe vom Erfolge mit abhängt, sind auch bei diesem Verbrechen auf die Bestimmung der arbitrairen Strafe der Grad der Freiheitsbeschränkung des Verletzten und die weiteren, ihm durch die erlittene Mißhandlung zugefügten Nachteile und Verletzungen notwendig von Einfluß. 3) Nach feststehendem teutschen Gewohnheitsrechte ist der Ort der begangenen Vergewaltigung, die Verletzung des Burgfriedens und die des Hausfriedens, von Einfluß auf die Erhöhung der Strafe. Die Infamie als Folge der Verurtheilung wegen crimen vis ist aber durch die Praxis nicht anerkannt¹⁷⁾. VI. Neuere teutsche Strafgesetzgebungen. In den neueren Gesetzen ist auf das Verbrechen der Gewaltthätigkeit zu wenig Werth gelegt, indem man versuchte, alle mit Strafe zu belegende Fälle unter bestimmte Strafgesetze aufzustellen, während es immer Fälle gibt, welche nicht unter die Strafgesetze passen und dann straflos bleiben werden. Das preussische Landrecht spricht nicht von dem Verbrechen der Gewaltthätigkeit, außer bei gewaltthätiger Selbsthilfe; auch nicht das bairische Strafgesetzbuch von 1813, welches nur von Landfriedensbruch und Hausfriedensbruch spricht, und ebenso wenig der Code pénal, in welchem nur der Art. 265 von der association des malfaiteurs als crime contre la paix publique handelt. Dagegen enthält das preuß. Strafgesetzbuch von 1851 mehrer Fälle der Gewaltthätigkeit unter der Rubrik des Tit. 17 „Verbrechen und Vergehen gegen die persönliche Freiheit und zwar Einführung mit Einschluß des Menschenraubes (§. 204 bis 209), widerrechtliche Freiheitsberaubung (§. 210, 211), Nöthigung (§. 212), Landzwang (§. 213), Verletzung des Hausfriedens“ (§. 214). Raub und Erpressung werden im Tit. 19 abgehandelt unter den Verbrechen gegen das Vermögen. Die Nöthigung, welche in anderen Gesetzbüchern (z. B. in dem sächsischen, thüringischen) das eigentliche crimen vis ist, soweit sie nicht in ein schwereres Verbrechen übergeht, ist dort auf den Fall beschränkt, wenn Jemand einen Andern zu einer Handlung oder Unterlassung dadurch zwingt oder zu zwingen versucht, daß er denselben schriftlich oder mündlich mit der Verübung eines Verbrechens oder Vergehens bedroht¹⁸⁾. Das ältere österreichische Strafgesetzbuch von 1803 hatte ein Capitel IX. von öffentlicher Ge-

15) Eine kurze Geschichte der Ansichten über Bestrafung des crimen vis gibt Wächter a. a. D. 400—411.

16) Enqvist, 1. Bd. u. 2. Reihe Section. LXV.

16) Siehe Wächter a. a. D. §. 413 ff. 17) Wächter a. a. D. §. 415. 18) Bergl. Wefeler, Comm. zum Strafgesetzbuch für die Preussischen Staaten (Leipzig 1851.) §. 400 ff.

walt und rechnet dahin 1) gewaltsame Handanlegung oder gefährliche Drohungen gegen obrigkeitliche Personen (Art. 70.), den Fall, wenn mit Ueberzeugung der Obrigkeit der ruhige Besitz von Grund und Boden oder der darauf sich beziehenden Rechte eines Anderen mit gesammelten mehreren Leuten durch gewaltsamen Einfall gestört, oder 2) wenn auch ohne Schüssen durch Einfall in die Wohnung eines Anderen bewaffnet eingedrungen und daselbst an dessen Person oder Hausleben, Hab oder Gut Gewalt geübt wird; 3) Menschenraub, 4) wenn Jemand einen Menschen, über welchen ihm gesetzlich keine Gewalt zusteht, und welchen er als Verbrecher oder Gefährlichen zu erkennen keinen Grund hat, eigenmächtig seiner Freiheit beraubt, 5) Entführung. Ebenso hat das neue österreichische Strafgesetzbuch vom 27. Mai 1852 in Hauptstück 9. von öffentlicher Gewaltthätigkeit, worunter folgende 13 Fälle begriffen werden: 1) gewaltsames Handeln gegen eine von der Regierung zur Verhandlung öffentlicher Angelegenheiten berufene Versammlung, gegen ein Gericht oder eine andere öffentliche Behörde, welches dadurch begangen wird, daß Jemand eine solche Versammlung, ein Gericht oder Behörde in ihrem Zusammenritte, Bestande oder in ihrer Wirksamkeit gewaltthätig hindert oder stört, oder auf ihre Beschlüsse durch gefährliche Drohungen einzuwirken sucht; 2) gewaltsames Handeln der bezeichneten Art gegen gesetzlich anerkannte Körperschaften oder gegen Versammlungen, welche unter Mitwirkung oder Aufsicht einer öffentlichen Behörde gehalten werden; 3) wenn Jemand für sich allein, oder auch wenn Mehrere, jedoch ohne Zusammenrottung sich einer der im §. 68 genannten obrigkeitlichen Personen oder deren Diener in Vollziehung eines obrigkeitlichen Auftrags, oder in der Ausübung ihres Amtes oder Dienstes in der Absicht, um diese Vollziehung zu vereiteln, mit gefährlicher Drohung oder wirklich gewaltsamer Handanlegung, obgleich ohne Waffen und Verwundung versehen oder eine dieser Handlungen begeht, um eine Amtshandlung oder Dienstverrichtung zu erzwingen; 4) wenn mit Uebergehung der Obrigkeit u. s. w. wie vorher nach dem älteren Gesetzbuche unter 1; 5) andere boshafte Beschädigungen fremden Eigenthums, wenn entweder der entstandene oder beabsichtigte Schaden 25 fl. übersteigt, oder wenn, ohne Rücksicht auf die Größe des Schadens daraus eine Gefahr für das Leben, die Gesundheit, körperliche Sicherheit von Menschen, oder in größerer Ausdehnung für fremdes Eigenthum entstehen kann; oder die Beschädigung an Eisenbahnen oder an den dazu gehörigen Anlagen, Beförderungsmitteln, Maschinen, Geräthschaften oder anderen zum Betriebe derselben dienenden Gegenständen, oder an Dampfmaschinen, Dampfmaschinen, Dampfesseln, Wasserwerken, Brücken, Vorrichtungen in Bergwerken oder überhaupt unter besonders gefährlichen Verhältnissen verübt worden ist; 6) wenn Jemand durch irgend eine andere boshafte Handlung oder gescheitliche Unterlassung der ihm bei dem Betriebe von Eisenbahnen oder von den unter 5 benannten Werken oder Unternehmungen obliegenden Verpflichtung eine

der unter 5 bezeichneten Gefahren herbeiführt; 7) boshafte Beschädigungen irgend eines Bestandtheils des Staatstelegraphen und jeder absichtliche Störung des Betriebes, sowie vorsätzlicher Mißbrauch dieser Staatsanstalt; 8) Menschenraub; 9) widerrechtliche Freiheitsberaubung, wie nach dem älteren Gesetzbuche unter 4; 10) Behandlung eines Menschen als Sklaven; 11) Entführung einer Frauensperson; 12) Erpressung; 13) gefährliche Drohung bloß in der Absicht, um einzelne Personen, Gemeinden oder Bezirke in Furcht und Unruhe zu versetzen. Das ältere sächsische Strafgesetzbuch von 1838 hat zwar kein Strafgebot über das Verbrechen der Gewaltthätigkeit¹⁹⁾, aber im Art. 168 das Verbrechen der Nöthigung, welches den Mangel des *crimen vis* ersetzt, da der in dem gedachten Artikel aufgestellte Begriff ganz dem oben aufgestellten des *crimen vis* entspricht, indem es dort heißt: „Wer ohne Recht oder mit Ueberschreitung der Grenzen seines Rechts körperliche Gewalt oder Drohungen anwendet, um Jemanden zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung zu nöthigen, ist, in sofern die That nicht in ein schwereres Verbrechen übergeht, auf Anträge des Genöthigten mit Gefängnis bis zu sechs Monaten zu bestrafen.“ Ganz dieselbe Vorschrift ging in die an das königl. sächsische sich anschließenden Strafgesetzbücher, das weimarische von 1839, das meiningische von 1844, das altenburgische von 1841 über. Auch in das thüringische Strafgesetzbuch, welches in sämtlichen sächsischen Herzogthümern, den schwarzburgischen Fürstenthümern, dem Fürstenthume Meissen jüngerer Linie und im Herzogthume Anhalt-Desau eingeführt ist, ging der im älteren königl. sächs. Gesetzbuche aufgestellte Begriff der Nöthigung über, mit der einzigen Aenderung, daß es im Art. 158 statt „Drohungen“ heißt: „Bedrohung mit Nachtheilen.“ Das neue sächsische Strafgesetzbuch von 1855 charakterisirt in Art. 201 das Verbrechen der Nöthigung in folgender Weise: „Wer außer den in diesem Gesetzbuche besonders erwähnten Fällen, um Jemanden zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung zu bestimmen, Gewalt oder Drohungen anwendet, wird, wenn entweder die Gewalt oder Bedrohung eine rechtswidrige ist, oder der Andere durch die Gewalt oder Bedrohung zu etwas Unrechtem oder Unflüchtigem bestimmt werden soll, wegen Nöthigung mit Gefängnis bis zu zwei Jahren oder Arbeitshaus bis zu vier Jahren bestraft.“ Das badensche Strafgesetzbuch von 1845 hat im Art. 278 als Verbrechen der Gewaltthätigkeit den Fall bezeichnet, wenn Jemand einen Anderen durch Anwendung widerrechtlicher thätlicher Gewalt, oder durch angewandte, mit der Gefahr unermäßlicher und unabwehrbarer Verwundung verbundene Drohungen mit widerrechtlicher thätlicher Gewalt, zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung nöthigt, und bedroht, sofern die That nicht in ein bestimmtes anderes Verbrechen übergeht, den Thäter auf Anträge des Genöthigten mit

19) Siehe darüber Krug, Studien zum königl. sächs. Criminalgesetzb. 2. Bd. E. 2.

Geldstrafe, Gefängnis oder Arbeitshaus bis zu zwei Jahren. Das braunschweigische Strafgesetzbuch von 1840 stellt im §. 178 unter den Verbrechen wider die Freiheit der Person das Verbrechen der Nötigung auf, und bezeichnet als solches, wenn Jemand Gewalt oder gefährliche Drohungen gegen eine Person anwendet, um sie zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung zu nöthigen, und bedroht dieses Verbrechen, in sofern die That nicht in ein anderes Verbrechen übergeht, mit Zuchthaus, wenn die That mit lebensgefährlichem Angriff oder mit Peinigung gescheh, bis Zwangsarbeit nicht unter ein Jahr, wenn wenigstens zwei folgende Erschwerungsgründe zusammentreffen, nämlich wenn Mehrere sich zu der That verbunden haben, der Ueberfall zur Nachtzeit oder mit Eindringen in eine Wohnung oder den dazu gehörigen geschlossenen Bezirk, oder mit Waffen, oder mit Unkenntlichmachen der Thäter durch Entschönerung, Verkleidung und dergl. geschehen ist; mit Gefängnis von drei Monaten bis zu einem Jahre in anderen Fällen. Das hanöverische Strafgesetzbuch von 1840 stellt unter dem Capitel VIII., welches Verwundungen und andere Mißhandlungen an der Person enthält, im Art. 247 unter dem Verbrechen der Beeinträchtigung der persönlichen Freiheit die Nötigung neben den in den folgenden Artikeln erwähnten Verbrechen der widerrechtlichen Gefangennahme, des Menschenraubes und der Entführung auf, und charakterisirt solche dahin, wenn Jemand entgegen ohne Noth, oder mit Ueberschreitung der Grenzen seines Rechts, durch körperliche Gewalt oder Drohungen einen Anderen zu einer Handlung, Duldung oder Unterlassung nöthigt; der Thäter wird, sofern die That nicht wegen ihrer Geringfügigkeit zu einer bloß polizeilichen Abhandlung geeignet ist und auch in kein schwereres Verbrechen übergeht, mit Gefängnis oder Arbeitshaus, und unter sehr erschwerenden Umständen, mit Zuchthaus bedroht. Das württembergische Strafgesetzbuch §. 281 stellt unter den Verbrechen wider die Freiheit die Nötigung, sowie das sächsische Strafgesetzbuch von 1838, auf. Außerdem stellen noch das braunschweigische, badische und hanöverische Strafgesetzbuch ein Verbrechen der öffentlichen Gewaltthätigkeit auf. Das braunschweigische Strafgesetzbuch §. 102 nennt öffentliche Gewalt, wenn Mehrere sich zusammenrotten, um gegen Personen oder Sachen Gewalt zu verüben; es droht, wenn Gewalt an Personen verübt worden ist, den bewaffneten Theilnehmern Zwangsarbeit nicht unter ein Jahr, den nicht bewaffneten Gefängnis von drei Monaten bis zu einem Jahre, und wenn weder an Sachen noch Personen Gewalt verübt worden ist, Gefängnis bis zu sechs Monaten. Das badische Strafgesetzbuch hebt im Art. 618 unter öffentlicher Gewaltthätigkeit hervor, wenn Jemand Gewalt oder Drohungen damit gegen obrigkeitliche Personen anwendet, um sie zur Erlassung oder Zurücknahme einer Verfügung oder Anordnung, oder zu einer Amtshandlung zu nöthigen oder davon abzuhalten; die Strafe ist Gefängnis nicht unter drei Monaten oder Arbeitshaus bis zu drei Jahren. Das hanöverische

Strafgesetzbuch nennt im §. 178 Verbrechen der öffentlichen Gewaltthätigkeit, wenn durch rechtswidrige Gewaltthätigkeiten gegen Person oder Eigenthum die öffentliche Sicherheit gefährdet wird; bei Gewaltthätigkeiten gegen Personen wird Gefängnis oder Arbeitshaus, bei erschwerenden Umständen Zuchthaus bis zu drei Jahren gedroht; sind keine Gewaltthätigkeiten an Personen begangen worden, so findet Gefängnis, oder bei erschwerenden Umständen Arbeitshaus statt. (C. W. E. Heimbach.)

Gewalt der Schlüssel, f. Absolution und Schlüsselgewalt.

GEWANDHAUS ist in großen Markt- und Kreisstädten ein Gebäude, wo Fabrikanten, besonders wolleuer Waaren, zu Rechten selbhalten. In der Regel sind diese Gebäude Staats- oder Gemeindeeigenthum.

(Dr. William Löbe.)

GEWANDTHEIT, die entweder als Naturanlage gegeben oder durch Übung erworbene Fähigkeit oder Fertigkeit, den geistigen oder körperlichen Kräften eine dem vorgelegten Zweck entsprechende Richtung zu geben, um denselben schnell zu erreichen; z. B. die „Gewandtheit“ in den Tanz-, Reit- und andern Turnkünsten, in Ausflüchten, Vertheidigungen, Disputationen, in der Schreibart, Redeweise, im Umgange, in der Diplomatie, Kriegskunst u. s. w.; daher bedeutet es oft soviel als Schlaubeit. Das Wort kommt von dem Zeitworte wenden, welches ursprünglich sich mit Leichtigkeit bewegen (wie das lat. versari, wovon versutus als „gewandt“), eine veränderte Stellung oder Richtung geben oder ausnehmen bezeichnet, ist daher nur von besetzten Wesen, welche Selbstthätigkeit zeigen, üblich und unterscheidet sich dadurch von den sinuierwandten Ausdrücken „biegsam“ (schmiegsam) und geschmeidig (f. d. W.); es bezeichnet auch überhaupt Übung, Erfahrung, Geschick, Blickekenntnis, List, Verschlagenheit:

„Welche den Mann mir, Kuse, den vielgewandten u. m.“

Dreyßig I. 1 nach Böh.

„Es heißt, ich lüg' im Ede

Und wäre nicht gewandt.“

Günther.

„Die in der Heilungskunst gewandt,

Sind anderer Meinung als Pythagoras.“

Poggeborn.

„Er entschuldigte sich gewandt wie ein Genier.“

(Heintz, Anstalt II. S. 113.)

„So ährt er jedes pünktlich auf

Nicht schnell gewandtem Sinn,

Was Brauch ist in dem Gotteshaus,

Er hat es Wert inn.“

Schiller (Gang nach dem Eisenh.).

Den Gegenlag der „Gewandtheit“ bildet die Unbeholfenheit, Schwerfälligkeit, das Pfligma, die Stiefigkeit, Unlenksamkeit. In der Terminologie unserer socialen Hauptkrankheit, dem Börsenspiele, spielen die „Gewandten“ eine Hauptrolle, wie aus folgenden Worten der kürzlich erschienenen Schrift des berühmten resp. berühmten französischen Socialisten Proudhon „Handbuch für Börsenspeculanten“ (vergl. d. Zeitung

„Deutschland“ Nr. 22 v. 2. Juni 1857) erzählt: „Die Vorkenntnis wird von zwei Menschenarten bevölkert, von einer ausbeutenden und von einer ausgebeuteten. In jener unterscheidet man die Vorherrscher und die Gewandten. Die Ersteren kaufen niemals mehr, als sie Capitalien verfügbar haben u. s. w. Die Gewandten, das sind die Helden der Börse; mit Einem Obre in den Vorjahren der Minister, mit dem andern in den Salons der Administratoren der Actiengesellschaften, verstreuen sie es, was sie hier aufgebracht, weiter zu verbreiten, je nach dem Interesse, die Wahrheit zu sagen oder zu lügen; sie haben Nichts ererbt, Nichts selbst erworben, und nichtsdestoweniger leben sie als große Herren, kaufen und verkaufen aber- und abermals, als befähigt sie Millionen, und werden eines schönen Morgens sichtlich vor der Justizpolizei erscheinen, wenn sie sich bei Zeiten nicht aus dem Spiele machen, welches Letztere ihnen meistens gelingt. Denn da sie es meistens verstehen, Geschäfte, die noch nicht geboren sind, auf Tapet zu bringen, und diejenigen der älteren anfangen todtschlagen, so bilden sie die „Wasserschälle“ der hohen Bank.“ (!!) Möchte nur uns Teufeln, zu deren Vollstättlichkeit die oben erwähnten Gegenstände gehören und von denen unser Dichter sagte, daß ihnen

„— — nie glückte der gallische Sprung“
doch jene „Gewandtheit“ ewig fern bleiben!
(Dr. K. H. Scheidler.)

GEWANDUNG oder Draperie heißt in den Künsten der bildenden Kunst die Befähigung, soweit sie in biegsamen Stoffen besteht. Sie dient in figürlichen Darstellungen vorzugsweise dazu, die harmonische Verbindung der Gruppen und der Farbzusammenstellung zu vermitteln, da sie eine fast unbegrenzte Freiheit der räumlichen und chromatischen Anordnung gestattet. Dadurch erhält sie eine große ästhetische Bedeutung, aber auch für die praktische Anwendung eine nicht geringe Schwierigkeit, deren Ueberwindung nur durch ein sorgfältiges Studium gelingt.

In Beziehung auf die Gruppierung kann die Gewandung nicht allein benutzt werden, um die durch einzelne Figuren gebildeten Gruppen abzurunden und zu vereinfachen, sondern auch innerhalb derselben durch die Falten ein untergeordnetes Gruppensystem einzuführen (s. Gruppierung). Die Art des Faltenwurfs erhält dadurch eine besondere Wichtigkeit für den Styl der Kunstwerke. Der erhabene Styl erfordert eine einfache und großartige Anordnung der Falten, während dieselben im anmuthigen und einfach schönen Style reicher und mannichfaltiger sein müssen. Unter allen Umständen aber soll der Faltenwurf naturgemäß sein. Die Form desselben hängt zunächst von der Beschaffenheit der Gewandstoffe ab. Je nachdem diese fein oder grob, weich oder steif sind, werden die Falten klein und eng oder groß und weiträumig, rundlich und sanft geschwungen oder spitz und eckig. Daneben aber ist die Beschaffenheit der Unterlage und der Befestigungspunkte zu berücksichtigen. Anders ist ein ausliegendes, anders ein

hängendes, wieder anders ein fliegendes Gewand. Insbesondere bei den Gewändern, welche einen bewegten, lebendigen Körper umschließen, soll der Ausdruck der Körperform und ihrer Bewegung durch die Hülle des Gewandes nicht gefährdet, sondern vielmehr womöglich noch weiter verfinstlicht werden, so daß die Falten gewissermaßen einen berechneten Commentar für die Form und Bewegung der einzelnen Gliedmaßen ausmachen!). Durch ihre theilweisliche Zurückbleiben spricht sich die Erinnerung an die vorhergegangene Lage, und dadurch die Bedeutung und Schnelligkeit der Bewegung oft treffender aus, als dies durch den unbewegten Körper möglich ist. Diese lebendige Charakteristik des Faltenwurfs wird gar leicht durch ein zu ausschließliches Studium nach Gewändern, die kunstvoll am Gliedermann geordnet sind, beeinträchtigt. Aber eben so verwerflich, als diese akademische Steifheit, ist die entgegengesetzte Ueberdehnung, welche, nach theatralischen Effecten haschend, einen kühnen Schwung und eine unruhige Bewegtheit der Gewandung überall affectirt, wozin sie auch nicht gehört.

Die Bildung des Faltenwurfs ist in den verschiedenen Kunstperioden sehr ungleich aufgeführt worden. Die Gewänder der Alten waren meist leicht und zierlich, und ließen die Körperform möglichst durchblicken. Die Gruppen, welche durch die Falten gebildet wurden, zeigten Verhältnisse, die den großen Schönheitsfinn der Griechen fund gaben und dem Charakter der Figur entsprachen. Als die antike Kunst untergegangen war, folgten die Miniaturen und Mosaiken doch in der Anordnung der Falten noch häufig den Vorbildern oder wenigstens den Motiven, welche man aus heidnischer Zeit übernommen hatte. Aber die Ausführung war roh und ließ jedes Naturstudium vermissen. So entstand ein eigenenthümlich charakteristischer Faltenwurf mit langgezogenen, geraden Linien und parallelen Falten, den man nicht bloß in den Arbeiten byzantinischer Meister, sondern namentlich auch in den römischen Bildwerken und selbst an den älteren französischen Statuen wahrnimmt. Im Ganzen zeigte jedoch der einheimische Styl in Deutschland und Frankreich Formen, die vielleicht noch roher, aber mindere Stereotypisch waren und aus denen sich eine lebendigere Bewegtheit entwickeln konnte.

Die wiederauflebende Kunst bildete unter Giotto und seinen Nachfolgern, besonders aber unter Taddeo Gaddi, Pisello, Gennozio Gozzoli einen großartig einfachen Styl der Gewandung aus, indem sie die starre byzantinische Weise durch Benutzung der Antike veredelten. Zierlicher und reicher entwickelte sich der Faltenwurf unter den Händen eines Ghiriberti, eines Mantegna, und vorzüglich eines Rafael. Die niederländisch-deutsche Kunst dagegen nahm einen ganz besonderen Styl des Faltenwurfs an, der aus der Technik der Holzschnitzerei hervorgegangen zu sein scheint. Er ist vielfach unruhig durch geknickte und bauchige Falten, welche die Form des Körpers gänzlich verhüllen. Zumal in den Kupfer-

1) M. Unger, Das Wesen der Malerei S. 104.

stichen und Holzschnitten zeigt er sich nicht selten höchst barock, während ihn Meister, wie die von Eyck, Rembrandt, Dürer, Holbein doch auch zu vereinfachen wissen.

Die Renaissance hat durch die Vermengung teutscher und italienischer, moderner und antiker Formen mancherlei Widersprechendes herausgebildet. Lange Zeit machte sich in den Kirchen eine breite malerische Manier geltend, welche besonders von den Venezianern ausgegangen war. Die Gewänder wurden in großen Flächen auseinandergelegt, mit edigen Brüden und Falten, wobei die Vertheilung der Gruppen in große Massen gewann, aber der schöne einfache Umriss verloren ging. Man sah nicht hinter dem Faltenwurf den Gliedermann, aber die Bewegung, die in dem Faltenwurf war, hatte ihre Begründung weniger in der Bewegung der Figur, als in einer unruhigen Luft. Die Manier des Bernini brachte mehr Bewegung in die Figur, aber diese war theatralisch gesucht, und die Falten wurden mit der sichtslichen Absicht, contrastirende Formen hervorzubringen, geworfen. Die neue Zeit, die mit Winkelmann anbrach, hat den Faltenwurf erst wieder durch das Studium der Antike vereinfacht. Das meiste hat Thormaldsen, und nach diesem die teutsche kirchlich-historische Schule getreift, während die David'sche Schule und selbst noch Camuccini zu sehr die Akademie und den Gliedermann durchblicken ließen. Andere haben die Schwierigkeiten der Gewandung durch die Wahl von Bekleidungen umgangen, die mehr aus knapp anliegenden Kleidungsstücken, Rüstungen und ähnlichen effectvollen Costümen bestehen.

Für die Wahl der Farben bietet die Gewandung eine noch weit größere Freiheit, und dieser Umstand hat ein mehrfaches ästhetisches Interesse. Zunächst läßt sich durch die Gewandfarbe ein dem Gegenstande angemessenes, charakteristisches Colorit erreichen. Denn da die Farbe an sich bekanntlich eine eigenthümliche Wirkung auf die Gemüthsstimmung übt, so wird sie es vorzüglich sein, welche dem Bilde einen heitern oder trüben, üppigen oder ernsten Charakter verleiht¹⁾. Ferner kann die Farbe sehr gut benutzt werden, um die Wirkungen des Hellbunt, d. h. die massenweise Vertheilung von Hell und Dunkel zu vermitteln. Die wirklichen Lichter und Schatten, wie sie von der Art der Beleuchtung gefordert werden, sind dazu nicht immer ausreichend. Aber durch helle oder dunkle Gewänder können große Flächen in einen Gegensatz zu ihrer Umgebung gebracht werden, der die kleinen Lichter im Dunkeln und die kleinen Schatten im Hellen verschwinden läßt. Völlig weiße und schwarze Gewänder sind in diesem Sinne zuweilen mit großem Glücke angewandt, namentlich wenn es darauf ankam, das Auge auf einem Hauptpunkte zu sammeln. Man erinnere sich des weißen Gewandes des Hohenpriesters in Kaubach's Beschreibung von Jerusalem

und der schwarzen Sammetbekleidung auf manchen Bildnissen von van Dyl. Vorzüglich hat Murillo an einigen Rabonnen den Contrast weißer und dunkelblauer Gewänder zu benutzen verstanden.

Die größte Bedeutung aber haben die Gewänder für die harmonische Verbindung der bunten Farben. Man kann eine Scala von Farben aufstellen, welche hinsichtlich der Proportionalität der Lichtwellen mit der musikalischen Tonleiter, die bekanntlich auf gewissen Proportionen der Schallwellen beruht, übereinstimmt²⁾. Wenn man nämlich eine Farbe, deren Lichtwellen 720 Billionen Schwingungen in der Secunde hat, dem Kammertone A gleichsetzt, so erhält man für die den zwölf Tönen einer Octave entsprechenden Farben folgende Schwingungsgeschwindigkeiten:

C	435 Billionen	Fis	615 Billionen
Dis	461 .	G	652 .
Eis	488 .	Gis	691 .
Fis	517 .	A	720 .
F	548 .	B	775 .
F	581 .	H	821 .

Nun ist aber die dem Tone A entsprechende Farbe des Sonnenspektrums dasjenige Violett, welches neben der Frauenhofer'schen Linie G' liegt. Vergleicht man die übrigen Zahlen der eben aufgestellten Reihe mit den Schwingungsgeschwindigkeiten, welche die neuere Physik für die verschiedenen prismatischen Farben nachgewiesen hat, so ergibt sich folgendes Verhältniß der chromatischen und musikalischen Scala:

C	Carmoisin (oder Rosa)	Fis	Lauchgrün
Cis	Zinnobder	G	Ultramarin (oder Himmelblau)
D	Rennige	Gis	Indigo
Dis	Drange	A	Violett (Weichenblau)
E	Gelb	B	Rosa (röthlich Violett)
F	Malgrün	H	Purpur (oder Braunroth).

Eine Beobachtung der vorzüglichsten Gemälde aller Zeiten, bei welcher diese Scala zum Grunde gelegt wird, lehrt, daß die Grundfärb des sogenannten Generalbasses, auf denen die musikalische Harmonie beruht, auch in der Colorirung stets Anwendung gefunden haben. Vorherrschend ist stets die Verbindung von Carmoisin, Gelb und Ultramarin, welche dem Cdur-Treode entspricht. Namentlich besteht die Gewandung der Rabonnen regelmäßig aus Carmoisin oder Rosa und Himmelblau, neben denen das Gelb im Heiligenscheine vertreten ist. Poussin und Rubens wenden jene beiden Farben mehr ins Zinnobderroth und Indigoblau, so daß sie mit dem Gelb einen Mollacord bilden. In Fresken dagegen, wo das schöne Carmoisinroth nicht leicht erreicht werden kann, findet

1) Fr. B. Unger, Perspective oder Lehre von der Abbildung nach Form, Beleuchtung und Farbe S. 74. §. 128—130. Vergl. Terzier, Essai sur les argentiens et les emailleurs de Limoges in den Mémoires de la société des antiquaires de l'Ouest. Année 1842. (Folgers 1843.) p. 171—173.

2) Voggendorff's Annalen der Physik und Chemie. Dritte Reihe. 27. Bd. (Leipzig 1852.) S. 121. Fr. B. Unger, Chromatische Theorie. (Göttingen 1854.) 24 Exemplare, nicht im Buchhandel.)

man statt dessen meistens die dem Natur-Accorde entsprechende Verbindung von Rothbraun, Orange- und Lauchgrün. Dies ist namentlich der charakteristische Untergrund der pompejanischen Wandgemälde, der bei einem Blick in das Vorderriem-Museum oder in das Jahn'sche Werk leicht in die Augen fällt. Es mangelt jedoch auch nicht an Beispielen von andern Accorden⁴⁾. Mehrere Compositionen verbinden mehrere Accorde verschiedener Art mit einander. In seltenen Fällen sieht man sie so neben einander gestellt, daß nur die an einander grenzenden Farben der verschiedenen Accorde mit einander im Verhältnisse einer Harmonie (Terz, Quarte, Quinte oder Sexte) oder eines Liebganges (durch die kleine oder große Secunde) stehen. Gewöhnlich wird die Verbindung zwischen zwei oder auch mehreren Accorden durch eine gemeinschaftliche Farbe, entsprechend der durchgehaltenen Note, vermittelt⁵⁾. Vorzüglich schön aber ist die Verbindung eines minder harmonischen, vorbereitenden Accords (namentlich des eigentlichen oder verminderten Septimenaccords) mit einem Schlussaccorde, so daß die Farben des letztern in der Mitte stehen, die des erstern aber in der Umgebung seiner rings umher vertheilt sind⁶⁾. Das Auge wird durch diese Anordnung von den Farben des umgebenden Accords auf den vollkommeneren Schlussaccord hingelenkt und hier gleichsam gesammelt, während die umgekehrte Anordnung das Auge nach den äußeren Farben ablenkt, zerstreut, und dadurch den Eindruck des Unruhigen und Unentschiedenen hervorbringt.

Neben der Verbindung von harmonischen Accorden kommen auch noch Zusammenstellungen von Farben vor, welche für sich allein übel zusammen stimmen würden, aber dadurch, daß sie zu einer Farbenharmonie überleiten, diese letztere reicher und mannichfaltiger machen. Sie spielen eine ähnliche Rolle, wie die musikalischen Figuren. Die gewöhnlichste Figur ist die, welche dem Vorschein in der Natur entspricht. Sie besteht darin, daß neben einer Farbe ihre große oder kleine Secunde oder Septime so gestellt wird, daß in ihrem räumlichen Umfange soviel, als in ihrer Bedeutung eine gewisse Untereinheit ausgesprochen ist, nochburch sie für die Hauptfarbe vorbereitend oder hinführend wird. So sieht man häufig auf den Madonnenbildern die blaue Farbe des Mantels durch das grüne Futter vorbereitet, welches an einzelnen umgeschlagenen Stellen sichtbar wird. Durch das Grün, das an sich mit dem Blau sehr schlecht harmonisiert, wird da die Harmonie des Hauptaccords noch gehoben. Einige Maler, namentlich Paul Veronese, haben einen besondern Farberzeuger dadurch hervorgebracht, daß sie eine der Hauptfarben mit Secunde und Septime,

namentlich das Carmoisinroth mit Braunroth und Zinnober oder Rennauroth, vielfach umgaben.

Der Sinn für Farbenharmonie zeigt sich in den verschiedenen Kunstepochen sehr ungleich. Die pompejanischen Wandgemälde zeugen von einem sehr feinen Farbensinne. Im Mittelalter war derselbe jedoch größtentheils verloren, und die wiederauflebende Kunst in Deutschland wie in Italien liebte sehr leuchtende, aber bunte Farben. Erst im 15. Jahrh. bildete sich wieder ein feineres Gefühl für die Farbe aus, und Rafael, der in seinen Jugendarbeiten noch der bunten Weise seines Lehrers treu geblieben war, zeigte in seinen späteren Werken auch in dieser Beziehung eine unvergleichliche Meisterhaft. Es gilt vielleicht keine reichere und zugleich harmonischere Farbenzusammensetzung als in der Schule von Athen. Außerdem bildeten sich gewisse typische Farbenzusammensetzungen, welche nicht leicht verlassen wurden. So die rosenrothe und himmelblaue Bekleidung der Maria, die rothbraune und grüne des Jüngers Johannes⁷⁾, das grüne Unterkleid mit blauem Mantel für den Apostel Petrus⁸⁾. Sie waren eben so harmonisch, als für die Figuren, denen sie angedöht, charakteristisch, und sie beruhten ebenso, wie die antiken und christlichen typischen Formen, auf einer ästhetischen Nothwendigkeit. Mit der Verweltlichung der Kunst wurde aber das Typische auch in der Farbe aufgegeben und man suchte durch neue Mittel mächtigere Wirkungen zu erzielen, was jedoch nur auf Kosten des Ernstes und der Würde erreicht werden konnte. Die Venezianer benutzten den Glanz seltener und prächtiger Stoffe, indem sie namentlich die Anwendung der seidnen Gewänder selbst auf streng religiöse Darstellungen ausdehnten. Als das Ideal reiner Weiblichkeit in der jesuitischen Auffassung des 16. Jahrh. zur strahlenden Himmelskönigin wurde, vor der man in schwärmerischem Entzücken im Staube lag, da führte Tizillo den Glanz des weißleuchtenden Gewandes ein. Aber der nordische Rubens streifte den südlichen Formen das Ideal ab und verlor sich in einer Vergötterung der Natur, dem Epizöa gleich, der außer der sinnlichen Welt keinen Gott erkannte. Rücksichtslos wie dieser, machte er die Menschen zu Göttern, aber die Himmelskräfte zog er in das Irdische herab. So verlor er jene Harmonie der Farbe, und ein minder zartes Roth, ein minder klares Blau mußte seinen Madonnen zur Bekleidung dienen. Die Rembrandt'sche Schule in ihrer einsichtigen Richtung auf das Hellbunte gab vollends alle Verbindungen harmonischer Farben auf, und erst die neuere Zeit hat wieder angefangen, auf dieselben Werth zu legen. Noch sind aber Viele, denen der Sinn für eigentliche Farbenharmonie mangelt, und während einerseits zuweilen die widerfinnigste Punktgleichzeit unser Auge beleidigt, findet man andererseits in ästhetischen Erörterungen die Theorie, daß alle Vorliebe für gewisse Farbenverbindungen nur auf Angewohnung und Vorurtheil beruhe, nur eine Sache des variablen Geschmackes sei⁹⁾.

4) Orange, Ultramarin, Rosa an der Judith von Karatta im capitolinischen Museum zu Rom, Indigo, Carmoisin, Orange an der Parodos von Guido Reni im Polaste Gessini; Violet, Zinnober, Gelb an der Sibylle von Domenichino im Polaste Borghese. 5) Ruben. Caracci verbindet z. B. in der Geburt Christi im Polaste Gessini durch Braunroth die Accorde Gelb, Indigo, Braunroth und Braunroth, Orange, Lauchgrün. 6) Rafael's Grablegung im Polaste Borghese in der Gruppe um den Oberförster Christi. Die Gruppe des Archimedes in dessen Schule von Athen.

7) Ich danke diese Mittheilung Herrn Prof. Prati in Bologna. 8) Zerier a. a. O. S. 226. 9) R. Unger,

Eine große Schwierigkeit in der Behandlung der Gewänder liegt endlich in der Vereinigung der ästhetischen Anforderungen mit dem Genuß der Zeit¹¹⁾. Keine Periode der Geschichte ist dieser Schwierigkeit ganz überhoben gewesen, wenn gleich einzelne Perioden in dieser Beziehung günstiger waren, als andere. Im Allgemeinen wird sich das Götium einer Zeit, in welcher die Kunst auf ihrem Höhepunkte steht, immer günstiger erzeigen, als das einer Zeit, da die Kunst ausgetretet und in Verfall gerathen ist. Denn die Mode enthält immer in gewissem Grade den vollstimmlichen Ausdruck des herrschenden Geschmacks, und wenn besondere Erscheinungen, wie die Hofetilette Ludwig's XIV. auf sie einwirken, so bleiben solche Einflüsse doch selbst dem Geschmacks unterworfen, unter dessen Herrschaft sie ausgetreten sind. Auch die Griechen fanden für nöthig, zu weichen von den Forderungen der Mode abzugehen, um den ästhetischen Bedürfnissen zu genügen. Sie waren darin begünstigt durch die Genüßlichkeit, auf der Palästra nackte Verfassungen öffentlich und ohne Anstoß zu sehen, und selbst durch die Zurückhaltung der Frauen, auf deren zarterer Schamgefühl sie keine Rücksicht zu nehmen hatten. So bildeten die Künstler ein eigenthümliches Götium für die Götter, welches ihre Bekleidung möglichst einschränkte. Der höhere Würde ließ man die verlässigere Bekleidung. Aber dem Jers sich der Herrschermantel in den Schoos, während Hera stets matronenhaft bekleidet erschien. Diana wurde als Jägerin kurz aufgeschürzt, dagegen Apoll und Venus blieben meist unbekleidet. Selbst in Bildnissen hielt man sich nicht an die Bekleidung des bürgerlichen Lebens. Den Heros stellte man nackt dar, wie einen Gott; ebenso den Sieger in den olympischen Spielen. Aber dem Philosophen, dem Redner ließ man den Mantel, während man das Unterleib als überflüssig befeitigte. Das Mittelalter hielt sich an die Zeitsäume mit einer Naivität, welcher jede Berücksichtigung des Historischen geopfert wurde, und das Wiederauferstehen der Wissenschaften, die bessere Bekanntheit mit dem Alterthum schien lange Zeit auf die Wahl des Götiums den geringsten Einfluß zu üben. Im 15. Jahrh. entschied sich jedoch die italienische Kunst für das Klassicismus und durch Signorello, Michelangelo und Rafael wurde für die heiligengestalteten eine antikisirende Gewandung eingeführt, welche diese über das Alltägliche erhob und zugleich den Anforderungen der höheren ästhetischen und historischen Göttesbildung genügen konnte. Im 16. Jahrh. wurde dieses klassische Gewandung allgemein, und nur die vorwiegend sinnliche Richtung der Venetianer und der Rembrandt'schen Schule hielt eine unbilligere Benützung des Zeitsaums in einem lediglich materiellen Interesse ausdrukt. Zur Zeit des geschmacklosen Trachtenwesens, der Prüden und Köpfe, suchte sich die Kunst durch die feinsten Mi-

schungen des Antiken und Modernen zu retten¹²⁾, und noch jetzt ist es keine leichte Aufgabe, namentlich in Bildnissen die Ansprüche der Weltstilt und der geschichtlichen Wahrheit in Einklang zu bringen. Canova durfte einen Napoleon als antiken Heros behandeln, aber Kaiser Franz II. in der toga will uns nicht zufagen. Der Mantel ist als Zatur des Geistlichen und Gelehrten, als Kriegs- oder Königmantel ein Götium, das sehr materiell behandelt werden kann. Aber es hat etwas Gesuchtes, bei gewöhnlichen Bildnissen diese Hülle, die im Leben nur zum Schutz gegen die Unbilden des Wetters dient, als gewöhnliches Kleidungsstück zu gebrauchen. Nachdem jedoch Herwaldsen und David die antike Gewandung von Neuem in ihr Recht eingesetzt hatten, gelang es Andern, auch moderne Götiume in einem edeln und reinen Stile zu behandeln. Schwanthaler's Thätigkeit war besonders für die Wiederaufnahme der mittelalterlichen Götiume wichtig, durch welche der Gewandung eine außerordentliche Mannichfaltigkeit vindicirt wurde. Das Gefallen an den mittelalterlichen Trachten hat sogar einer eigenen Gattung von Kunstwerken Geltung verschafft, die man Götiumbilder zu nennen pflegt, weil sie in der That nur den Zweck zu haben scheinen, die Pracht dieser reichen und bunten Götiume vor Augen zu legen, während sie um den poetischen Gehalt wenig bekümmert sind, eine Verirrung, die in den Theater und Maskenaufzügen ihre vorzüglichste Nahrung findet. Andere haben selbst die Moden neuerer Zeiten mit Götium zu behandeln verstanden. Namentlich in monumentalen Bildnissen, wie Rauch's Friedrich dem Großen, Rietschel's Lessing, sehen wir die Kunst von aller falschen Koketterie befreit, und das Zeitsaum, das mit einem historisch gewordenen Charakter fast ungetrennlich verknüpft ist, mit ebenso viel Wahrheit als Geschmack verwandt. (Fr. W. Unger.)

GEWEBE nennt man bei den Pflanzen größere zusammenhängende Massen gleichartiger Elementarorgane und unterscheidet zunächst zwei Hauptarten, das Zellgewebe (tela cellulosa) und das Gefäßgewebe (tela vasculosa). Bei der mikroskopischen Betrachtung und Zerlegung der Pflanzen zeigt sich nämlich, daß alle Pflanzentheile aus sehr kleinen, bläschen- oder röhrenförmigen Gebilden, welche man als die letzten erkennbaren Formelemente der Pflanze ihre Elementarorgane nennt, zusammengesetzt sind. Es lassen sich nun zwei Arten von Elementarorganen unterscheiden: 1) Zellen (cellulae), runde oder gestreckte, schlauchartig in sich geschlossene Gebilde, welche mit Ausnahme des Holzes die Hauptmasse aller Pflanzen ausmachen, und 2) Gefäße (vasa), sehr verlängerte colindrische Röhren, die aus reihenweise über einander stehenden und unter einander versammelten Zellen entstehen sind. Hieraus geht hervor, daß eigentlich nur die Zelle das einzige Grundorgan der Pflanze ist, während die übrigen Elementar-

Das Wesen der Materie S. 110. f. 36. Bergl. v. Kumsch, Italienische Forschungen I. 138. 139.

10) Faber's Conversationslexikon für bildende Kunst. 5. Bd. Art. Gewandung.

11) Beispiel die Statue des Landgrafen Friedrich in Cassel im Götium eines römischen Imperators mit Daubrustel und einem ganz widerwärtigen Bruststück von Weinkleiden.

organe sich aus diesen gebildet haben. Es werden deshalb die Gefäße auch zusammengesetzte Elementarorgane genannt im Gegensatz zu den einfachen, d. h. den Zellen im engeren Sinne. Manche Pflanzen, wie die einzelligen Algen und Pilze, bestehen nur aus einzelnen, isolierten Zellen, andere aus wenigen in einer Richtung aneinandergerichtet, bei den meisten aber sind die Organe aus sehr zahlreichen, allseitig unter einander verrinigten Elementarorganen gebildet. Nach dem Fehlen oder dem Vorhandensein der Gefäße hat De Candolle sämtliche Gewächse in zwei große Abtheilungen gebracht, welche er Zellpflanzen (*plantae cellulares*) und Gefäßpflanzen (*plantae vasculares*) nannte. Zu den ersteren rechnete er die niederen Kryptogamen, nämlich die Pilze, Algen, Flechten, Laub- und Lebermoose, zu den letzteren alle übrigen Pflanzen. Diese Einteilung hat sich aber namentlich deshalb, weil dabei die Farnkräuter zugleich mit den Phanerogamen in eine Classe gebracht werden müssen, als naturwidrig keine Geltung zu verschaffen gewußt.

Jede Zelle besteht nun ursprünglich aus einem zarten, in sich geschlossenen Häutchen (Zellwand), welches ihren flüssigen oder halbflüssigen Inhalt umschließt. Ihre Grundform ist die kugelige oder die ellipsoide. Werden aber die Zellen in größeren Massen dichter zusammengebrängt, so nehmen sie durch den gegenseitigen Druck eine vielschichtige oder polyedrische Gestalt an. Nach der vorherrschenden Form und der Verbindungsweise der Zellen unterscheidet man folgende Classen des Zellgewebes:

1) Das Würfelgewebe oder Parenchym, welches aus kurzen, nach allen Dimensionen fast gleichförmig ausgebildeten Zellen besteht. Schleiden theilt das Parenchym nun wieder ein in:

a) Unvollkommenes Parenchym, wenn die Berührung der einzelnen Zellen unter einander höchst unvollständig ist, entweder weil die Zellen wegen ihres geringen Druckes die ursprüngliche Kugelgestalt mehr oder weniger beibehalten (rundliches Parenchym, *parenchyma sphaericum* sive ellipticum genannt), oder weil die Zellen strahlig auswachsen und sich nur mit den Enden der Strahlen berühren (strahlennetzförmiges Parenchym, *parenchyma spongiosum*). Zu diesem letztern gehört die Füllmasse in den Lufthöhlen und fast alles schnell austrocknende Gewebe, sowie die untere Hälfte des Parenchyms der meisten Blätter.

b) Vollkommenes Parenchym (*parenchyma completum*), wenn die Berührung der Zellen unter einander möglichst vollkommen ist. Es ist entweder regelmäßig (*parench. regulare* sive *dodecaëdrotum*), aus dodekaëdrischen Zellen ohne Vorterrassen einer bestimmten Dimension oder langgestreckt (*parench. longitudinale* sive *cylindricum*), aus cylindrischen oder prismatischen Zellen oder tafelförmig (*parench. tabulatum*), aus regelmäßig viereckigen, tafelförmigen Zellen bestehend. Das regelmäßig vollkommenste Parenchym findet sich besonders im Marke der Pflanzen, das langgestreckte bei sehr schnell wachsenden Gewächsen, hauptsächlich im

Marke vieler Monokotylen, sowie im Innern der Tangarten, das tafelförmige endlich in der äußeren Rinde, besonders aber in Kork und Kork.

2) Das Filzgewebe (*tela contexta*), welches aus sehr dünnen, fadenförmigen, häufig verzweigten, in einander geschlungenen Zellen besteht, findet sich nur bei den Pilzen und Flechten; bei jenen ist es reich, talgartig, oft zerfließend, bei diesen zäh und trocken.

3) Die Bündel bestehen aus langgestreckten Zellen, die entweder mit schräg abgeflachten Enden auf einander stehen und Faserewebe oder Proenchym genannt werden oder gleichmäßig an beiden Seiten zugespitzt sind und neben einander liegen, Pleurechym genannt und endlich aus Gefäßen, unter dem Namen Gefäßbündel bekannt. Von diesen treten die Proenchym- oder auch Holzzellen genannt nur selten für sich allein zu Bündeln zusammen, sondern sind meist mit Gefäßen verbunden, ersteres findet fast nur im Holze der Coniferen und Coadeen statt. Sie entstehen in Pflanzentheilen, welche bereits aufgehört haben, sich in die Länge auszudehnen, während sie bei ihrem eigenen Wachstume in die Länge gewachsen sind, sich mit den Enden in einander zu schieben; häufig sieht man sie porös. Die Pleurechymzellen, auch Bastzellen genannt, sind sehr langgestreckt, neben einander liegende Zellen. Zugleich sind sie sehr dünn, dabei meist sehr reich und dieglam, sehr ihre Wandung ist durch meist gleichmäßige, unweilen poröse Ablagerung sehr verdickt, ja die Schlingung ist bisweilen gänzlich verschunden, weshalb sie Fasern ähnlicher als Zellen sind. Nur selten kommen sie einzeln vor, sind vielmehr meist in großer Menge zu Bündeln vereinigt und bilden dann den Bast. Wegen ihrer Dichtigkeit widerstehen sie länger der Fäulnis als andere Zellen und können daher ohne Mühe durch das sogenannte Rösen aus dem Pflanzengewebe isolirt werden. — Indem die Gefäße aller Formen meist in Verbindung mit langgestrecktem Parenchym und mit Proenchym zu Bündeln zusammengetreten, entstehen die Gefäßbündel. Ein solches Gefäßbündel enthält bei den höheren Kryptogamen nur gleiche Gefäße, bei den Phanerogamen aber verschiedene, erst alle Formen der Gefäße zugleich in sich und zwar in einer bestimmten Reihenfolge, von Innen nach Außen: Ringgefäße mit weit auseinanderstehenden, dann mit mehr gehörrten Ringen, sodann Spiralggefäße, welche je weiter nach Außen, um so enger gewunden sind, darauf netzförmige Gefäße und endlich poröse Gefäße, eine Anordnung, welche eine Folge der allmählichen Entwicklung des Gefäßbündels von Innen nach Außen ist. In einem Gefäße beginnt aber die Ablagerung um so früher, je näher es der Krone liegt und um so mehr dehnt es sich auch in die Länge aus. Anders verhält es sich bei den Kryptogamen, bei welchen sich das ganze Gefäßbündel gleichzeitig entwickelt, und da bei diesen Gewächsen die Ausdehnung des Stengels nach Entfaltung des Gefäßbündels nur gering ist, so sind die Gefäße meist porös. Schleiden nennt deshalb die Gefäßbündel der Kryptogamen simultan, die der Phanerogamen furectan. Diese letzteren werden wieder eingetheilt

in geschlossene und ungeschlossene Gefäßbündel; bei den ersteren dauert die Fortbildung nur eine bestimmte kurze Zeit, nach welcher sich das Anfangs in der Bildung begriffene, zarte, mit trüber Flüssigkeit gefüllte Zellgewebe (cambium) in ein klares, schwarzgezeichnetes umwandelt und dann zu ferneren Bildungen unfähig ist. Diese Bildung findet sich bei den monokotylen Pflanzen. Bei den ungeschlossenen Gefäßbündeln dauert die Fortbildung des Cambiums und die Verdickung der Gefäßbündel von Innen nach Außen so lange fort, bis der Theil oder die Pflanze, dem es angehört, absterbt; so bei den dikotylen Gewächsen. Schleiden unterscheidet bei diesem letzten wiederum 1) das primäre Gefäßbündel, wozu er Alles rechnet, was in der ersten Vegetationsperiode (im ersten Jahre) entsteht. Es besteht in der inneren Hälfte aus denselben Zellen, wie das geschlossene Gefäßbündel, nur daß die Gefäße meist zahlreicher und nicht so regelmäßig angeordnet sind; die vordere Hälfte ist nur das fortbildungsfähige, frühe Cambium, vorn und an den Seiten fertig, aber ziemlich rasch in das umgebende Parenchym übergehend. 2) Das Holz. Es ist schon bemerkt, daß nach Vollendung der ersten Vegetationsperiode ein Pflanzentheil in der Regel aufhört, sich in die Länge zu strecken; da aber die vom Cambium neu erzeugten Zellen denselben gedacht bis zu einer gewissen Länge sich ausdehnen, so müssen sich dieselben mit ihren spitzen Enden in einander schließen. Statt des Parenchyms entsteht nun das Probenchym als eine notwendige Folge des Richtgeschlossenseins der Gefäßbündel. Wenn sich, wie bei den meisten dikotylen Gewächsen, Gefäße in dem Probenchym ausbilden, so sind sie meist nur porös.

Hier sind nun noch die Interzellulargänge zu erwähnen. Indem nämlich die ursprünglich isolirten, mehr oder weniger kugelförmigen Zellen zusammentreten, bleiben, da die Berührung der Zellen unter einander nie ganz vollständig ist, Lücken zurück, welche man Zwischenzellengänge oder Interzellulargänge (meatus intercellulares) nennt. Sie erscheinen um so weniger deutlich, je vollkommener das Parenchym ist und zeigen sich meist als breite Kanäle; je unvollkommener dagegen die Zellen sich an einander schließen, desto größer sind sie und bilden in dem Merxchym, aber noch mehr in dem schwammförmigen Parenchym unregelmäßige hohle Räume. In diesen Zwischenzellengängen findet man zuweilen eine feste Substanz, welche, wie aus der sichtweisen Vermehrung dieses Stoffes mit dem Alter der Zellen hervorgeht, eine Ausfüllung der Zellen selbst sein muß und Interzellularsubstanz genannt wird; zuweilen füllt sie den Zwischenkanal ganz aus.

Wie durch das bloß unvollkommene Zusammenrücken der Zellen sich ursprünglich Lücken bilden, die wir als Interzellulargänge kennen gelernt haben, so entstehen dieselben auch späterhin noch Lücken, welche man als Behälter eigenthümlicher Säfte und als Luftbehälter bezeichnen. Die Pflanzen erzeugen nämlich in ihren Zellen Säfte verschiedener Art, gewöhnlich gefärbt und riechend, welche die Zellen ausdehnen und in die Zwischen-

zellengänge, indem sie diese erweitern, austreten, sobald kleine Behälter entstehen. Man hat diesen Flüssigkeiten den Namen „eigenthümliche Säfte“ gegeben, weil sie jeder Pflanzengattung oder Familie, in der sie vorkommen, eigenthümlich sind. Von älteren Schriftstellern wurden die Höhlungen, in welchen diese Säfte sich ablagern, eigenthümliche Gefäße (vasa propria) genannt; allein die neueren Anatomen haben nachgegeben, daß es keine mit Wandungen und Punctirungen versehene Gefäße sind, sobald die von Link vorgeschlagene Benennung, Behälter eigenthümlicher Säfte (receptacula succi proprii) allgemein angenommen ist. Schleiden unterscheidet zwei Formen 1) von berben, dicht an einander geschlossenen, wahrscheinlich nicht absondernden Zellen nach begrenzte Behälter, wie die Harzgänge in der Rinde der Coniferen; 2) von partwandigen, lockeren, blasig in die Höhle hineinragenden, wahrscheinlich absondernden Zellen begrenzte Behälter, diese sind die häufigeren und es gehören dahin z. B. die Milchgänge der Mammillaria- und Rhus-Arten, die Gummigänge der Euphorbia, die Behälter ätherischen Oels in den Früchten der Umbelliferae, die Harzgänge im Holze der Coniferen. — Die Luftbehälter entstehen dagegen entweder durch einfache Erweiterung linienförmig an einander stoßender Interzellulargänge und sind dann meist nur sehr schmale Kanäle oder durch Schwinden von Zellengebilden. Hierbei findet nun wieder ein zweifacher Verhältniß statt; entweder werden regelmäßig ganze Partien des Zellgewebes schon in einer sehr frühen Periode des Wachstums vollständig resorbt, wobei regelmäßige Zwischenräume stehen bleiben, die in Folge der vollständigen Resorption vollkommen glatt sind. Dadurch entstehen regelmäßige Kanäle, Luftkanäle (canales aërol) genannt, welche symmetrisch gestellt sind und auf dem Querdurchschnitte der stengelartigen Organe, in denen sie vorzugsweise auftreten, gewöhnlich sternförmige Figuren darstellen. Sie finden sich besonders in Wasserpflanzen und in monokotylen Gewächsen, z. B. im Stengel und Blattstiele von Nymphaea, Myriophyllum, im Blatte von Lobelia Dortmanna, in Cannan, im Blattstiele von Musa u. a. Oder das lockere Zellgewebe, besonders das Mark schnellwachsender Stengel wird in Folge des Verbrauchs der in ihm enthaltenen Nahrungstoffe und des schnellen Wachstums zerfallen und nur unvollständig resorbt, wodurch mehr oder weniger unregelmäßige, sehr bedeutende Höhlungen entstehen, welche sich von den Luftkanälen aus dadurch unterscheiden, daß ihre Wandungen nicht glatt, sondern mit den fiedrigen Ueberresten des geschwundenen Zellgewebes besetzt sind; man nennt sie Luftlücken (lacunae aërae) und bemerkt sie z. B. im Stengel der Gräser, vieler Umbelliferen und Compositen.

(Garcke.)

GEWEBE (Textus, Textura), nennt man in der Anatomie die an verschiedenen Körperstellen vorkommenden, aber vermöge ihrer gleichartigen physikalischen und chemischen Eigenschaften zusammengehörigen Gebilde, die gleichsam das Baumaterial des Organismus bilden.

Ein gewisser Antheil mehrerer solcher Gewebe nämlich geht in die Zusammensetzung der einzelnen Organe oder Gewebe ein, die in der speciellen Anatomie ihre Beschreibung finden. (Fr. Wilk. Theile.)

GEWEBE. Im weitesten Sinne bezeichnet dieses Wort, als technologischer Ausdruck, jede durch regelmäßige Verschlingung von Fäden mittels einer mechanischen Vorrichtung hervorgebrachte Fläche. Diese Definition schließt ebenso den aus unregelmäßig verschlungenen Haaren gebildeten Filz, die Watte und das Papier aus, wie die aus feiner Hand oder mittels einfacher Werkzeuge dargestellten Flechtarbeiten u. dgl.; umfaßt aber noch zwei große Hauptklassen von Stoffen oder Zeugen, nämlich die eigentlichen Gewebe, welche aus rechtwinklig sich durchkreuzenden Fäden gebildet sind, und die Wirkmaaren, bei denen die Fäden in Schlangenlinien oder auf andere Weise so mit einander verschlungen sind, daß sie Netze bilden (wie bei den Erzeugnissen des Strampfwirkerstuhls, dem englischen Zuß oder Bobbinett u.). Die erste Classe, jene der Gewebe im engeren Sinne, begriff a) nach der Structur: glatte oder schlichte, gekörperte, gemusterte und sammetartige Stoffe; b) nach dem Material: die Gewebe aus Wolle und anderem Thierhaare, Baumwolle, Flachs und Hanf, verschiedenen anderen Pflanzensekern (Mohrhanf, Manihahanf, Chinagrass &c.); Stroh, Holzstreifen, Seide, Metalldrähten, und die mannichfaltigen gemischten Gewebe, in welchen zwei oder mehrere Materialien mit einander verbunden vorkommen (wie halbsidene, halbwole u. dgl. m.). (Dr. Karmarsch.)

GEWEBELEHRE (Histologia, Histologie). Die Betrachtung der Gewebe, d. h. die Anordnung und Zusammenfügung der entfernteren und näheren Formbestandtheile der organischen Körper, bildet den Inhalt der Gewebelehre. Man kann zunächst eine pflanzliche und eine thierische Gewebelehre unterscheiden. Die thierische wird nach den Hauptabtheilungen des Thierreichs allerdings etwas verschieden ausfallen, doch finden sich ja die wesentlichen Gewebe ziemlich in der nämlichen Anzahl bei den verschiedenen Classen der Wirbelthiere. Ueßer die von verschiedenen Autoren sehr ungleich bestimmte Anzahl der Gewebe ist schon ansehnlich gehandelt worden (s. Histologie). Die Betrachtung der Gewebe bildet einen Theil der allgemeinen Anatomie, Gewebelehre und allgemeine Anatomie sind aber nicht das Nämliche. Uebrigens hat man jetzt ziemlich allgemein die Bezeichnung mikroskopische Anatomie für dasjenige genommen, was man sonst Gewebelehre oder Histologie nannte. (Fr. Wilk. Theile.)

GEWEHR heißen die Hauzwaffe des männlichen wilden Schweins. Auch sagt man wol dafür Gewers. (W. Pfeil.)

GEWEHR. Unter dem Ausdrucke Gewehr versteht man in der weitesten Bedeutung alle diejenigen Waffen, welche sowohl beim Angriffe als auch bei der Vertheidigung zur Ausübung einer Activität in Anwendung kommen, und die man zum Unterschiede von denjenigen Waffen, welche man Schusswaffen nennt, weil

sie, wie der Helm, der Schild u. dergl. m., zum Schutz und Schirm des Körpers gegen einen feindlichen Angriff dienen, mit dem jetzt wol etwas veralteten Namen: Trugwaffen bezeichnet. Hierzu gehören demnach alle Hieb-, Stoß- und Schusswaffen, als: Schwert, Säbel, Lanze, Wurfspeer, Bogen u. s. w., sowie alle Arten von Feuergeehren. Die hier gegebene Definition des Ausdrucks Gewehr wird jedoch durch die Hinzufügung der Bedingung beschränkt, daß die Waffe durch einen einzelnen Mann gehandhabt werden kann und einen Ausübungsgegenstand seiner Benennung ausmacht; indem diejenigen Trugwaffen, zu deren Handhabung mehrere Personen erforderlich sind, zur Classe der Geschütze (s. d.) gehören. Zur schärferen Unterscheidung von den Feuergeehren wird das Feuergeehr zuweilen auch das kleine Gewehr genannt. Im Gegensatz zu dem Feuergeehr nennt man die zum Hieb und Stoß dienenden Waffen: blankes Gewehr, blante Waffe. Auch stellt man die Benennungen Ober- und Untergeehr einander gegenüber, indem man unter ersterem das Infanteriegeehr, und die Lanze, sowie die früher gebräuchlichen Helebarben der Unterofficiere, unter letzteren alle Arten von Sittengewehren versteht. Nach dem gegenwärtigen Sprachgebrauche versteht man jedoch unter der Benennung Gewehr vorzugsweise nur Feuergeehr¹⁾ und zwar solche, die mit einem längeren Laufe versehen sind, wie dieselben zur Bewaffnung der Infanterie oder im Civilgebrauche auf der Jagd, zum Schießenschießen u.) angewendet werden; wogegen die Feuergeehren mit kürzerem Laufe, deren sich die Cavalerie bedient, Karabiner, und die mit noch kürzeren Läufen versehenen Feuergeehren, um sie mit einer Hand abfeuern zu können, Pistolen genannt werden. Sind die Pistolen so klein, daß sie bequem in der Tasche mitgeführt werden können, so erhalten sie die Benennung Zerzerolen.

Nur die unter dem Ausdrucke Gewehr vorzugsweise verstandenen Feuergeehren werden den Gegenstand einer näheren Beschreibung in diesem Artikel ausmachen können. Die Haupttheile, aus denen ein jedes Feuergeehr besteht, sind: der Lauf, das Schloß, der Schaft, der Laderstock und die Garnituren, zu denen noch bei dem Infanteriegeehr das Bajonett hinzutritt. Es ist ohne Bajonett und Laderstock 8 Pfund, mit diesen 10 bis 11 Pfund schwer; ohne Bajonett 4½ Fuß, mit demselben 6 Fuß lang.

Die Erfindung und erste Anwendung der Feuergeehren fällt nicht viel später als die Einführung der Feuergeschütze, der großen Steinbüchsen. Schon im Jahre 1364 ließ die Stadt Perugia 500 Büchsen von der Länge einer Spanne anfertigen, die mit einer Hand geführt werden, und die dennoch der aus ihnen geschossenen Kugel eine solche Kraft ertheilten, daß dieselbe einen Harnisch durchdrang. Es ist wahrscheinlich, daß man diese kurzen Hand-Feuerwaffen nach einiger Zeit mit

1) Aber auch noch in jetziger Zeit wird bei den Commando-
ausdrücken der Säbel u. Gewehr genannt, wie z. B.: Gewehr
— aus! Gewehr — ein! wenn der Säbel aus der Scheide ge-
gen oder in dieselbe hineingesteckt werden soll.

mehrer Verbesserungen zu Vistofa in größerer Anzahl verfertigte, und daß von dem Namen der letzteren italienischen Stadt die für diese Art von Waffen jetzt gebräuchliche Benennung Pistolen hergeleitet ist²⁾.

Bald darauf machte man auch längere Feuergewehre, die jedoch noch immer leicht genug waren, um von einem Manne gehandhabt werden zu können; bereits im Jahre 1381 stellte der Kurfürst zu Augsburg 30 mit solchen Feuergewehren bewaffnete Schützen in dem Städtekrige gegen den fränkischen, schwäbischen und bairischen Adel.

Der Gebrauch der kleineren Feuerwaffen verbreitete sich nunmehr viel schneller als die Anwendung der Feuergeschütze, da sie leichter und wohlfeiler zu beschaffen waren, und den für jene Zeit besonders wichtigen Vortheil gewährten, daß sie nur eine geringe Pulverladung bedurften, um eine Wirkung hervorzubringen, welcher keine Rüstung zu widerstehen vermochte. Diese Gewehre hießen Handbüchsen, auch Haken oder Arkebuser; sie hatten gewöhnlich Luntenschloß, bei welchen die brennende Lunte zwischen die Lippen des Hahns geschraubt, und durch diesen mittelst des Abzuges auf die Zündpfanne geführt wurde. Es waren zwar schon um das Jahr 1517 die Radschlößer, unter dem Namen der teutschen Schloßler bekannt, zu Nürnberg erfunden worden, bei denen ein durch Federn in Bewegung gesetztes stählernes Rad aus einem in den Hahn eingeschraubten Steine Funken riß, welche das auf die Pfanne geschüttete Pulver entzündete; allein die Steine, deren man sich dazu bediente, wurden sehr bald stumpf, und gaben dann kein Feuer mehr. Man zog daher noch immer die Luntenschlößer vor, obgleich es sehr schwierig war, bei Regenwetter die Lunte in brenndem Zustande zu erhalten. Bis über die Hälfte des 17. Jahrhunderts waren nur die Pistolen und die Feuergewehre der Reiterei mit Radschlößern versehen. Die seit Erfindung der Feuergewehre immer stärker werdenden Brustharnische der schweren Reiter und Piquenire gaben die Veranlassung auf eine verstärkte Wirkung der Feuergewehre Bedacht zu nehmen. Zu diesem Bedufe wurden die Musketen eingeführt, deren größere Kugeln, mit einer stärkeren Pulverladung aus einem längeren Rohre geschossen, im Stande waren, jeden Harnisch zu durchdringen. Man soll sich diese Gewehre, die in der Folge die allgemeine Bewaffnung der Infanterie wurden, zuerst bei dem Herrn Karl's V. um das Jahr 1521 mit großem Erfolge bedient haben. Diese Musketen konnten wegen ihrer Schwere nicht aus freier Hand abgeschossen werden; die Musketenhaken führten daher einen Stod mit einer Gabel bei sich (Vod oder souquet), auf welchen die Musketen beim Schießen auflegten, und den sie während des Markches in der rechten Hand trugen. Anfangs schossen die Musketen 4 Loth Blei; da sie sich jedoch bei der für diese Ladung erforderlichen Stärke als zu schwer und unbehüßlich erwiesen, ver-

ringerte man ihr Kaliber so weit, daß 10 Musketenkugeln 1 Pfund Blei ausmachten, während 20 Halenkugeln das gleiche Gewicht betrug. Eine wichtige Verbesserung erfuhr das Feuergeehr im Jahre 1640 durch die Erfindung und Einführung des Bajonetts und eines wesentlich verbesserten Schloßes, welches letztere sich von jener Zeit an bis gegen Ende des ersten Viertels des 19. Jahrhunderts in seiner Anwendung erhalten hat, und dessen Constructionsprincip auch dem gegenwärtig gebräuchlichen Percussionsgeschloßern zum Grunde liegt. Dieses unter dem Namen des gewöhnlichen französischen Flintenschloßes bekannte zum Unterschiede von dem Percussionsgeschloße aus Stein- oder Batterieschloß genannte Schloß ist in seiner Construction wie das teutsche Radschloß darauf basirt, daß der durch ein Zusammenstoßen von Stahl und Feuerstein hervorgerufene Funken die Pulverladung entzündet, wobei jedoch, im Gegenfalle mit der Einrichtung des teutschen Schloßes, der den Stein zwischen seinen Lippen fassende Hahn gegen den die Pfanne mit dem Zündpulver verschließenden Deckel (Fusil auch batterie genannt), an welchem der zur Erzeugung des Funken bestimmte Stahl befestigt ist, mittelst der Kraft einer gespannten Feder getrieben wird. Dieses französische Schloß hat vor dem früheren teutschen oder Radschloß die wesentlichen Vorzüge, daß es ein leichteres, rascheres und sichereres Feuer geben gewährt, und wegen seiner einfacheren Construction auch dauerhafter ist. Da, wie bemerkt, dasselbe Princip auch der Einrichtung unserer jetzigen Percussionsgeschloßern zum Grunde liegt, erscheint es erforderlich, hier eine kurze Erklärung desselben folgen zu lassen.

Das Schloß wird bekanntlich neben dem Laufe an den Schaft ausgebracht. Es besteht im Wesentlichen zunächst aus einer eisernen Platte (dem Schloßbleche), vermittelst deren die Verbindung mit dem Schafte hergestellt wird, und an welcher die einzelnen Schloßtheile befestigt sind. Unter diesen letzteren ist der Hahn der wichtigste, indem er durch eine rasche Vorwärtsbewegung mit seinem oberen Theile (Kopfe) sowohl bei dem früheren Steinschloße als bei dem jetzigen Percussionsgeschloße die Entzündung der Gewehrladung bewirkt. Derselbe ist zu diesem Bedufe mit seinem unteren Theile (Fuße) auf der äußeren Seite des Schloßblechs an einer durch letzteres gehenden Welle, die in einem Vierkant endet, befestigt, und kann daher mit seinem Kopfe eine kreisförmige Bewegung nach Rückwärts und Vorwärts machen. Vermöge des Mechanismus der inneren Theile des Schloßes kann der Hahn in der zurückgezogenen Stellung festgehalten (gespannt) und durch eine einfache Manipulation des abseuernden Schützen (das Abdrücken) mit bedeutender Geschwindigkeit wieder vorwärts getrieben werden, um entweder, wie beim Steinschloße bemerkt worden ist, mittelst des am Kopfe befindlichen und gegen eine Stahlplatte schlagenden Steines einen Funken zu erzeugen, oder, wie es bei dem jetzigen Percussionsgeschloße geschieht, durch einen Schlag des Kopfes auf eine dadurch explosiblere Waffe (Zündhüchsen) die Pulverladung zu entzünden. Der Kopf des Hahns hat auf

2) Heyer's Geschichte der Kriegskunst. Erster Zeitraum. Zweites Abchnitt.

der Seite, mit welcher er auf das Bündhütchen trifft, eine Vertiefung (den Mantel), auf deren Boden sich die eigentliche Schlagfläche (der Boden) befindet. Die beim Schläge auf das Bündhütchen dasselbe umschließenden Wände des Mantels verhüten ein Umherspringen des zerrissenen Bündhütchens.

Der vorbemerkte Mechanismus, auf welchem die Bewegung des Hahns beruht, und zu dessen leichterem Verständnisse hier eine bildliche Darstellung der inneren Schloßtheile beigelegt wird, ist folgender:



Auf der inneren Seite des Schloßblechs befindet sich an der Welle, auf welche außerhalb der Hahn befestigt ist, eine flache Scheibe, die Ruß (A), die das Rad der Welle, an welchem die Kraft wirkt, bildet. Die Scheibe der Ruß hat vorn einen halbkreisförmigen Anschlag, den Krappen (a), der mit der Hahnstange einen Winkelhebel bildet, und hinten einen ebenfalls schärfsicheren Anschlag. An dem vorderen Ansatze, dem Krappen, wirkt eine Feder, die Schlagfeder (B), welche, wenn der Krappen durch das Zurückziehen des Hahns sich hebt, gespannt wird, und darnach strebt, ihn wieder niederzudrücken, wodurch der den längeren Hebelarm bildende Hahn mit Kraft vorn überschlagen würde, wenn nicht eine Vorrichtung ihn bei gespannter Schlagfeder hielt. Diese Vorrichtung besteht in einem Einschnitte am hinteren Ansatze der Ruß, die Raß (m), in welche der Schnabel der Stange (f. unten) eingreift.

Die vor der Ruß liegende Schlagfeder ist zweiarbig und mit dem nach oben liegenden kürzeren Arme (b) an das Schloßblech befestigt; der längere untere Arm (c) ist frei am Schloßblech auf- und niederwärts bewegbar, und hat am Ende eine hakenförmige Krümmung, Schlagfederkrappen (d), die in einem Rundstäbchen endet, um die Krümmung auf den Rußkrappen zu vermindern. Wenn der Hahn gespannt wird, wobei er sich um 60° rückwärts bewegt, beschreibt der lange Arm der Schlagfeder einen Winkel von 5 bis 8°.

Die oben erwähnte Vorrichtung, welche der Hahn beliebig lange gespannt erhält, die Stange (C), bildet einen doppeltarmigen gebogenen Hebel, welcher bei e der vorklebenden Figur im Schloßbleche durch eine Schraube, die Stangenschraube, so festgehalten wird, daß er sich um dieselbe bewegen kann. Der kurze Arm (f) greift der Schnabel, und mit diesem greift die Stange, wenn die Ruß durch Zurückziehen des Hahns hinreichend umgedreht worden ist, in den oben bemerkten Einschnitt derselben, die Raß (m), ein, und verhindert sie, auch wenn der Hahn losgelassen wird, dem Drucke der Schlagfeder auf den Rußkrappen zu folgen, wodurch also der Hahn in seiner zurückgegangenen Stellung

festgehalten wird. Damit der Schnabel in die Raß gehörig eingreife und in dieser Lage mit der erforderlichen Festigkeit verbleibe, also um ein unzeitiges Losgehen des Gewehrs zu vermeiden, läßt man eine eigne Feder, die Stangensfeder (D), auf den längeren Arm der Stange wirken. Dieselbe ist mit ihrem oberen Arme durch eine Schraube (bei h) und durch einen Stift (bei i) an dem Schloßbleche befestigt, und drückt mit dem unteren, freien Arme den längeren Stangenarm (k) nach Unten, also den Schnabel nach Oben in die Raß hinein.

Soll nun das Gewehr abgeschossen werden, also der Hahn seine Bewegung nach Vorwärts ausführen, so muß der längere Stangenarm gegen die Stangensfeder nach Oben gedrückt werden, wodurch der Schnabel der Stange sich nach Unten bewegt, und aus der Raß gehoben wird. Die räumlich frei gewordene Ruß muß daher auf ihren Krappen einwirkenden Schlagfeder Folge geben, und durch diese Bewegung den Hahn nach vorn niederschlagen. Vorhaft der Ausföhrung des so eben bemerkten Drucks gegen den längeren Arm der Stange ist derselbe am hintern Ende rechtwinklig nach Innen gerichtet, umgebogen. Gegen diesen umgebogenen Theil, den Stangenballen (bei l) wirkt der unter dem Schlosse befindliche Abzug, welcher bei einem Drucke des abfeuernden Schützen nach Rückwärts den Stangenballen und damit zugleich den längeren Arm der Stange nach Oben bewegt. Je kürzer der kurze Arm der Stange im Verhältnisse zum langen ist, um so geringer wird das Erforderniß an Kraft sein, um den Abzug in Wirksamkeit zu setzen: einen um so größeren Bogen muß aber der längere Arm beschreiben, bevor der Schnabel sich ganz aus der Raß entfernt, um so längere Zeit muß daher der Finger auf den Abzug wirken. Da hierdurch das richtige Abkommen, d. h. ein Unverrückthalten des Gewehrs während des Schusses erreicht wird, so ist auf das richtige Verhältniß beider Stangenarme eine große Sorgfalt zu verwenden. Ebenso bedarf die der Stangensfeder zu gebende Stärke immer genauer Berücksichtigung: ist sie zu stark, so wird das Abdrücken des Gewehrs zu sehr erschwert, ist sie zu schwach, so gewährt sie zu wenig Sicherheit gegen ein unzeitiges Losgehen des Gewehrs.

Die hier beschriebene Einrichtung des Gewehrshloßes ist die einfachste und ursprüngliche; als spätere Verbesserungen sind folgende zu merken:

Die Ruß hat bei der vorbemerkten Befestigung auf der inneren Seite des Schloßblechs nicht einen hinreichend freien und gleichmäßigen Gang. Zur Vermeidung dieses Nachtheils hat man über der Ruß eine Kapsel (die Studel) angebracht, und die Welle, um welche die Ruß sich bewegt nach Innen zu verlängert. Vermittelt dieser Verlängerung greift die Welle in eine entsprechende Öffnung der Studel, und die Ruß, die auf diese Weise auch auf der inneren Seite eine Unterstützung gewinnt, erhält nun bei ihrer Drehung zwischen dem Schloßbleche und der Studel einen freieren flüßigeren Gang.

Eine fernere Verbesserung ist die Anbringung einer zweiten Kaste an der Ruß. Beim Vorhandensein nur einer Kaste tritt der Uebelstand ein, daß der Hahn, wenn er nicht in seiner niedrigsten Stellung, die er beim Abziehen einnimmt, verbleiben soll, vollständig gespannt werden muß. Durch diese stärkere Spannung würde aber einerseits die Schlagfeder sehr leiden, andererseits müßte, um vor einem unzeitigen Losgehen des Gewehrs gesichert zu sein, diese einzige Kaste tief eingeschnitten, dadurch aber das Abdrücken sehr erschwert und das richtige Abkommen beeinträchtigt werden. Man bringt daher noch vor der die vollständige Spannung des Hahns bewirkenden Kaste, welche deshalb die Spannkaste (n) heißt, noch eine andere an, die man die Ruhraste (a) nennt. Der Hahn wird nun für gewöhnlich nur bis zur Errichtung dieser Ruhraste zurückgezogen, wobei er eine senkrechte Stellung gegen die Länge des Schloßbitts erhält. Die Schlagfeder wird durch die geringere Spannung bei weitem weniger angegriffen, und der Einschnitt für die Ruhraste kann man ohne Herbeiführung der vorerwähnten Nachtheile so tief machen, daß auch bei dem stärksten Druck und Stoße der Schnabel der Stange nicht aus dieser Kaste gehoben werden kann. Nur erst kurz vor dem Moment des Abziehens drückt man den Hahn so weit zurück, daß der Schnabel in die flacher eingeschnittene Spannraße eingreift, aus der er durch einen leichteren Druck des Abzuges befreit wird.

Um für feinere Gewehre die Reibung der inneren Schloßtheile zu vermindern, hat man der Ruß um ihre beiden Lappen (im Schloßblech und in der Studel) und der Stange um das Schraubenloch (in welchem sie sich bewegt) schmale Erhöhungen gegeben, damit sie nur mit diesen und nicht mit ihren ganzen Flächen sich an dem Schloßblech und der Studel reiben. Auch durch die Bewegung des Schlagfederkrapfens, wenn er unmittelbar auf den Krapfen wirkt (wie die vorstehende Figur es darstellt), entsteht eine Reibung, die häufig auf den Gang des Schloßes störend einwirkt. Um dies zu vermeiden, verbindet man das Ende der Schlagfeder und die Ruß durch ein Zwischenglied, welches mittels angebrachter Scharniere in beiden Schloßtheilen leicht beweglich ist. Auf diese Weise verwandelt man die auf dem Krapfen der Ruß sich reibende Bewegung der Schlagfeder in zwei sich drehende Bewegungen, wodurch die Reibung sehr vermindert und ein sonst zuweilen eintretendes Stauchen und Klemmen bei der Bewegung dieser Schloßtheile vermieden wird. Die kleine Stange, welche das Zwischenglied bildet, nennt man die Kette, und die mit einer solchen Vorrichtung versehenen Schloßer Ketten-Schloßer.

Zur Vermeidung des bereits erwähnten Nachtheils, daß es einer gewissen Kraftanwendung und Zeitdauer bedarf, um den Hahn mittels des Abzuges zum Losgehen zu bringen, wodurch ein richtiges Abkommen erschwert wird, hat man bei Gewehren, bei welchen es auf ein genaues Treffen besonders ankommt, eine hinreichend erfundene Vorrichtung zum Abdrücken des Gewehrs, den Stecher, angebracht. Das dieser Einrich-

tung zum Grunde liegende Princip beruht auf der anerkannten Erscheinung, daß ein Stoß oder Schlag von unverhältnißmäßig stärker Wirkung ist als ein Druck. Die Aufwärtsbewegung des Stangenbalkens wird daher nicht wie bei dem gewöhnlichen Abzuge durch einen länger anhaltenden Druck, sondern durch einen kurzen und starken, nicht unmittelbar vom Finger des Abfeuernden ausgehenden Schlag bewirkt. Ein mit dem Stecher versehenes Gewehr hat zwei Abzüge; der vordere ist dem gewöhnlichen Abzuge gleich, also ein Winkelhebel, dessen oberer, an den Stangenbalken sich anlehnender Arm, der mit dem unteren, aus dem Schafte hervortretenden einen nach Rückwärts gerichteten rechten Winkel bildet, die Form eines flachen Lappens hat. Der hintere Abzug, der Stecher, ist dem vorderen ähnlich; nur ist sein Lappen nach Vorn gerichtet. Die Lappen beider Abzüge liegen nicht an einander, und zwar zwischen zwei aufrecht stehenden Bäden, durch welche die Stifte gehen, um die beide Abzüge sich drehen. Drückt man nun den hinteren Abzug rückwärts, so hebt er mittels eines an seinem Drehungspunkte befindlichen Anlasses eine starke Feder, die er dabei spannt; sein Lappen bricht sich nieder, und die vordere ausgefachte Spitze desselben greift mit sehr geringer Reibung unter einen seitwärts angebrachten Vorband des Lappens des ersten Abzuges, der ihn fest und dadurch die starke Feder gespannt hält. Drückt man nun leise an dem vorderen gewöhnlichen Abzuge, so wird der Lappen des hinteren (des Stachers) frei, und die starke, nun wieder wirksam werdende Feder treibt ihn so gewaltsam aufwärts gegen den Stangenbalken, daß der Schnabel augenblicklich aus der Kaste gerissen wird, und der Hahn nach Vorn niederschlägt. Eines mit einem Stecher versehenen Schloßes kann man sich auch wie eines gewöhnlichen bedienen, indem man den vorderen Abzug allein benützt, wobei dann ein stärker und länger dauernder Druck erforderlich wird; oder man schießt vorher, indem man erst den hinteren Abzug so weit zurückdrückt, bis die Stecherfeder gespannt und festgestellt ist, und feuert dann das Gewehr mittels des vorderen Abzuges ab, wozu es nur eines sehr leisen Druckes gegen den letzteren bedarf.

Wenn das Abfeuern eines Gewehrs durch einen starken und kurzen Druck gegen den Abzug erfolgt (bei Benützung des Stachers tritt dieser Fall stets ein), springt der Schnabel, nachdem er die Spannraße verlassen hat, wegen des zu schnell nachlassenden Drucks gegen die Stangenfeder in die Ruhraste ein, so daß der Hahn nicht vorn niederschlagen und die Ladung des Gewehrs entzündet kann. Zur Verhütung dieses Uebelstandes bringt man an der Ruß eine besondere Vorrichtung an, die man den Springegel nennt. Der Zweck dieser Vorrichtung geht dahin, daß der Schnabel der Stange beim Aufziehen des Hahns die Kaste frei findet, und daher ungehindert in dieselben einspringen kann, mögegen beim Abdrücken des Gewehrs und der dadurch stattfindenden entgegengesetzten Bewegung der Springegel die Ruhraste so verschließt, daß der Stangen-Schnabel nothwendig darüber hinweggleiten muß. Die

in Rede stehende Vorrichtung besteht in Folgendem. Es wird an dem hinteren Theile der Ruß, von der Rußraße bis über die Spannraße hinaus ein Ausschnitt (das Regelgehäuse) gemacht, der von der Äre der Ruß bis an die Peripherie geht. Die Tiefe des Ausschnitts beträgt jedoch nicht die ganze Dicke der Rußschale, sondern nur etwa $\frac{1}{2}$ bis $\frac{3}{4}$ derselben; die Weite des Ausschnitts an der Peripherie ist der doppelten Entfernung der Rußraße von der Spannraße gleich, so daß die letztere sich in der Mitte des Ausschnitts befindet. Dieser Rache Ausschnitt wird entweder aus einer der Seitenflächen oder auch in der Mitte der Ruß eingeschnitten. In demselben bewegt sich der Springegel, eine kleine flache Platte, von ähnlicher Gestalt wie der Ausschnitt, der jedoch immer nur die Hälfte desselben ausfüllen kann, weil er nur die halbe Weite des Ausschnitts an der Peripherie einnimmt. Der Springegel bewegt sich gewöhnlich um die Äre der Ruß, zuweilen um einen eignen Stift, für den dann in der Nähe der Äre ein besonderes Loch in die Ruß eingelassen sein muß. Wenn der Schnabel der Stange unter der Rußraße steht, wie dies bei dem abgeschlossenen Gewehre der Fall ist, befindet sich der Springegel in der unteren Hälfte des Regelgehäuses. Wird nun der Hahn bis zur Rußraße aufgezogen, so schiebt der Schnabel den Regel an der über der Peripherie des Ausschnitts etwas hervorstehenden unteren Kante, und schiebt ihn in die obere Hälfte des Regelgehäuses, wodurch die Rußraße frei und das Einspringen des Stangenschnabels in dieselbe zulässig wird. Zieht man demnach den Hahn bis zur Spannraße auf, so kann der Springegel, weil er an den oberen Rand des Regelgehäuses anstößt, nicht weiter fortgeschoben werden, sondern er muß mit der sich bewegenden Ruß über den Stangenschnabel hinweg nach der unteren Hälfte des Regelgehäuses gleiten, wo er dann wieder sich in die Rußraße legt. Zur Begünstigung dieser Bewegung des Springegels ist derselbe an seiner oberen Kante abgehängt. Beim Abdrücken des Gewehrs kann demzufolge der Stangenschnabel unmöglich in die Rußraße einspringen, weil er durch den darin befindlichen Springegel daran verhindert wird.

Die Vorrichtung zum Entzünden der Gewehrladung bestand bei dem Stein- oder Batterieschloß, welches gegenwärtig wol als gänzlich außer Gebrauch gekommen betrachtet werden kann, aus einer Platte, worauf das Zündpulver geschüttet wurde oder durch das vergrößerte Zündloch, welches bei den Militärgewehren einiger Armeen eingeführt war, von selbst lief, und aus dem Pfannbedel (Batterie), der die Platte verschloß, und an welchem zugleich der Stahl angelegt war, gegen welchen der Feuerstein des Hahns schlug. Sowol um der Platte einen gehörig festen Widerstand, als auch um dem Stahle den erforderlichen Widerstand gegen den Schlag des Hahns zu geben, bedurfte es der Anwendung einer Feder, der Pfannbedelsfeder, und es bestand eine besondere Schwierigkeit darin, die Stärke dieser Feder und der den Hahn treibenden Schlagfeder im richtigen Verhältnisse abzumessen. War die

Pfannbedelsfeder zu schwach, so gab der Stein nur schwache Funken, auch litt der Hahn, wenn er bei seinem Schlage gegen die Batterie nicht den gehörigen Widerstand fand. War die Feder zu stark, so wurde die Stahlbelegung der Batterie zu sehr angegriffen, und der Hahn war auch wol sogar nicht mehr im Stande, den Pfannbedel vollständig über zu werfen und die Platte frei zu machen.

Bei dem jetzt üblichen Percussionsschloße fallen diese Schwierigkeiten fort und der Zündgenuss wird viel einfacher. Vor dem Zündloche befindet sich der Zündkanal in horizontaler Richtung, in welchen einige Pulverkörner fallen. Senkrecht auf diesem ist der Pistol, ein in seiner Längsaxe fein durchbohrter, abgestumpfter Regel eingeschraubt, auf welchen die Zündhütchen aufgesetzt werden. Der Zündkanal ist von Eisen, der Pistol dagegen von Stahl.

Um bei den mit einem Percussionsschloße versehenen Gewehren ein unzeitiges Losgehen zu verhüten, hat man einen hohlen, eisernen Lebernuss über dem bereits mit einem Zündhütchen armirten Pistol angebracht. Gewöhnlich müssen diese mit einem Schorniere am Schloßbleche befestigten Lebernuss vor dem Abfeuern mit dem Finger zurückgelegt werden, zuweilen schieben sie sich beim Abfeuern von selbst zurück; dadurch werden aber die Schloßer complicirt und daher leichter reparaturbedürftig.

Das mit dem Flintenschloße gleichzeitig erfundene Bajonett bestand anfänglich aus einer zwischeneidigen Klinge, die 1 Fuß lang und 1 Zoll breit war, sowie aus einem 8 bis 9 Zoll langen hölzernen Stiele, mittels dessen man dasselbe in den Lauf steckte; man konnte daher aus dem Gewehre, so lange das Bajonett sich darauf befand, nicht schießen. Erst später wurde das Bajonett mit einer hohlen eisernen Röhre versehen. Die Schwere scheinen die ersten Gewehre zu sein, die aus Gewehren mit aufgesetzten Bajonetten gefeuert haben, bei den Preußen geschah dies bereits im Jahre 1732. Ein noch längeren Zeitraums bedurfte es, bevor dieser Gebrauch bei den übrigen Armeen eingeführt wurde; wegen man die durchgängige Einführung des Gewehrs mit dem französischen Steinschloße als Bewaffnung der Infanterie in dem Zeitraume von 1680 bis 1700 annehmen kann.

Viehere Verbesserungen wurden seitdem mit dem Gewehre vorgenommen, von denen außer den bereits angeführten, das Gewehrschloß betreffenden folgende als die wichtigsten hervorzuheben sind.

Bei den Preußen wurden unter der Regierung Friedrich Wilhelm I. (1713–1740) die eisernen Ladestöcke bei den Gewehren zum Kriessgebrauch eingeführt, die einen großen Vorrang vor den bis dahin allgemein üblichen, zerbrechlichen, hölzernen Ladestöcken bewährten. Diese Ladestöcke waren jedoch von geringem Durchmesser und hatten nur am Kopfe die zum Einsenken der Patrone erforderliche Stärke, wesswegen sie beim Laden immer umgedreht werden mußten. Um diese zeitraubende Anwendung des Ladestocks beim Laden der Gewehre zu er-

sparen, kam man auf die Erfindung der cylindrischen eisernen Ladestücke, welche im Jahre 1773 bei der preussischen Armee eingeführt wurden.

Eine andere ziemlich gleichzeitige Erfindung, welche von einem Büchsenmacher Frank in Herzberg ausgegangen und von dem händversehen General Freitag in Vorschlag gebracht worden war, bestand darin, daß man die Zündhölzer größer machte, und ihnen eine konische Form gab, damit beim Einsetzen der Patrone das Zündpulver von selbst auf die Pflanze lief, während dasselbe bis dahin besonders aufgeschüttet werden mußte. Die preussische, sächsische, händverische und noch einige Armeen führten diese Einrichtung auch ein, schafften sie aber, mit Ausnahme der preussischen Armee, wegen des allerdings damit verbundenen Nachtheils, daß durch das größere Zündholz eine bedeutendere Menge Pulvergas entweicht, bald wieder ab. Bei der preussischen Armee haben sich dagegen die konischen Zündhölzer vom Jahre 1781 bis zur Einführung der Percussions-Gewehre, die gegen Ende des ersten Viertels unseres Jahrhunderts stattfand, erhalten.

Den wichtigsten Theil des Gewehrs macht der Lauf aus, indem er unmittelbar dazu dient, um die eigentliche Bestimmung des Gewehrs, ein Geschöß mit einer gewissen Kraft und Wahrscheinlichkeit des Treffens nach einem Ziele hinzutreiben, zur Ausführung zu bringen. Es kommt hierbei dieselben Grundsätze zur Geltung, die bereits unter dem Artikel „Geschöß“ (s. d.) näher erörtert sind, weswegen auch der Gewehrlauf, wie das Geschößrohr, mit einem Kerne und Riste versehen ist. Die wesentlichen Unterschiede zwischen dem Gewehrlaufe und dem Geschößrohr sind folgende: die Gewehrläufe haben zunächst im Verhältnisse zu ihrem Kaliber eine viel größere Länge, dagegen einen bedeutend geringeren Eisenstärke. Ein zweiter Unterschied besteht darin, daß der eigentliche Lauf hinten offen ist, und durch Hineinschrauben eines besonderen Verschlusstückes geschlossen wird. Dieses Verschlusstück heißt die Schwanzschraube; sie hat oberhalb eine sich nach Rückwärts verlängende Platte, den Schwanz oder die Nase, die in den Schaft eingelassen wird, und die mittels einer oder zweier Schrauben, die Kreuzschrauben, zur hinteren Verbindung des Laufs mit dem Schaft dient. Mit dieser Schwanzschraube wurde gegen Ende des zweiten Decenniums unseres Jahrhunderts eine wesentliche Verbesserung vorgenommen, indem sie vorn eine Ausbohrung erhielt, die sich an die Stelle des Gewehrlaufs ansetzt, und eine kammerartige Verlängerung derselben bildet. Die so verbesserte Schwanzschraube hat den Namen Patent-Schwanzschraube erhalten, und es ist dadurch der Vorteil erreicht worden, daß man dieselbe nicht allein zu dem Zwecke, den Lauf hinten zu verschließen, sondern auch zur Aufnahme entweder des Zündhölzchens oder der Pflanze oder des Zündkanals und Zündkegels benutzen kann. Der äußeren Form nach unterscheiden sich noch die Nasen- und die Halsenschwanzschrauben. Die ersteren sind die vordere beschriebenen, bei denen die Schraube und die Nase aus einem Stücke

besteht. Die Halsenschwanzschrauben bestehen dagegen aus zwei Stücken, aus der Schraube und aus der Nase. Hinten an der Schraube befindet sich ein Hals von starken Dimensionen; am vorderen Ende der Nase, die wie gewöhnlich durch Kreuzschrauben mit dem Schaft befestigt ist, befindet sich eine Scheibe von der erforderlichen Dicke, um eine für den Hals des Schraubenstücks genau passende Oeffnung enthalten zu können, wechalt das Nasenstück die Schwanzschrauben Scheibe genannt wird. Die Verbindung des Laufs mit dem Schaft wird nun durch das Einsetzen des Halses am Schraubenende in die Oeffnung der Schwanzschraubenscheibe bewerkstelligt, was auf diese Weise in genügender Festigkeit geschieht, aber viel leichter als bei der Halsenschwanzschraube ausführbar ist, indem hierbei die Kreuzschrauben nicht aufgeschraubt zu werden brauchen.

Noch eine Eigenthümlichkeit des Gewehrlaufs ist es endlich, daß er befaßt einer Erhöhung der Wirkung bei der Anwendung des Kugelschusses inwendig mit gewundenen Bügen versehen wird. Man unterscheidet daher gezogene und glatte Gewehre. Die ersteren werden Büchsen, die letzteren Flinten genannt; kürzere Büchsen führen den Namen Stutzen. Größere Büchsen, die von so starkem Kaliber sind, daß sie zum Schießen aus freier Hand nicht benutzt werden können, sondern aufgelegt werden müssen, bedient man sich unter der Benennung Wallbüchsen im Feldungskriege; da sie aber nicht mehr als Ausrüstungsgegenstände des einzelnen Mannes zu betrachten sind, so gehören sie, streng genommen, nicht mehr zur Kategorie der Gewehre, sondern sie bilden schon den Uebergang zu den Geschützen.

Die Gründe, aus welchen die größere Wirksamkeit des Kugelschusses aus einem gezogenen Gewehrlaufe beruht, sind unter dem Artikel Geschosch ausführlicher entwickelt. Ebenso ist dasselbst näher aus einander gesetzt worden, wie durch die in neuerer Zeit aufeinanderfolgenden Systeme von Wild, Deloigne, Thouvenin und Minie ein leichter und rascherer Ladungsmodus für das Gewehr mit gezogenem Laufe erzielt worden ist (s. d. Art. Geschosch), in Folge dessen dieses Gewehr nunmehr die Bezeichnung erlangt hat, um auch als Bewaffnung der gesamten Infanterie anwendbar zu sein, während die frühere Büchse bei der schwierigen und zeitraubenden Art, die gepulverten Kugeln in den Lauf zu treiben, nur als ein Ausrüstungsgegenstand für die Bewaffnung der Jäger und Schützen dienen konnte. Zugleich hat das durch die neueren Verbesserungen vervollkommnete Gewehr eine noch wirksamere Schußweite bis auf 600 Schritt gewonnen, während der wirksame Gewehrschuß früher nur bis auf 300 Schritt angenommen wurde.

Eine besondere Erwähnung verdient noch das in neuester Zeit erfundene und in Preußen für die gesamte Infanterie angenommene Zündnadelgewehr. Die Haupt eigenthümlichkeiten desselben bestehen in folgenden: Der Lauf des Zündnadelgewehrs ist mit Bügen versehen, die von der Mündung bis zu dem Theil, welcher zur Aufnahme der Ladung (der Pulverkammer)

bestimmt ist. Letzterer ist glatt und von einem etwas größeren Durchmesser als der übrige Lauf, welcher sich überhaupt von dort an bis zur Mündung noch um einige Hunderttheile eines Zolles verengt. Der Lauf ist hinten offen, wodurch es zulässig wird, das aus einer sogenannten Spitzkugel (s. d. Art. Geschoss) bestehende und mit seiner Pulverladung verbundene Geschoss, welches von etwas größerem Kaliber als der vordere Lauf ist, in die Pulverkammer einzubringen. Dadurch gewinnt das Zündnadelgewehr alle die Vortheile, die mit einem von Hinten zu ladenden Gewehre verbunden sind, und die in folgenden bestehen:

1) Das etwas größere Geschoss als das Kaliber des Laufs wird in die Züge des Laufs hineingepreßt und dadurch gezwungen, dem Drall derselben zu folgen. Alle die Vortheile, welche die bei dem Infanteriegewehr erfundenen und eingeführten neueren Systeme darbieten, werden auch hier vollständigst und auf eine sehr bequeme Weise erreicht.

2) Das Laden ist einfacher und leichter zu bewerkstelligen, es kann daher nicht allein schneller, sondern auch unter Umständen, als im Liegen, Knieen, Sitzen, in engen Räumen u. s. w., unter denen das Laden eines Gewehrs von vorn theils schwierig, theils unmöglich wird, leicht ausgeführt werden.

3) Es ist kein Verlust an Pulver von der Ladung, wie dies zuweilen beim Laden von vorn eintritt, zu besorgen; die Schüsse werden daher gleichmäÙiger.

4) Ein etwa vorkommendes Verladen ist viel leichter und rascher zu beseitigen.

5) Das Reinigen des Laufs ist leichter zu bewerkstelligen.

6) Fehler im Innern des Rohrs sind leichter zu entdecken.

7) Die Züge des Laufs werden mehr geschont, weil beim Laden von Hinten der Ladestock nicht zur Anwendung kommt.

Das bei einem von Hinten zu ladenden Gewehre eintretende Erforderniß, den Lauf nach dem Laden hinten mit einem genügenden und dauerhaften Verschlusse zu versehen, bietet keine so großen Schwierigkeiten dar, und dürfte sich daher eine solche Gewehrconstruction als eine sehr zweckmäßige empfehlen.

Bei dem Zündnadelgewehre tritt aber noch die Eigenthümlichkeit hinzu, daß auch die Entzündung der Ladung von Hinten geschieht, und durch ein von der gewöhnlichen Art und Weise sehr abweichendes Verfahren bewerkstelligt wird. Die durch eine Friction explosiblere Masse, die zur Entzündung der Ladung dient, befindet sich nämlich innerhalb der Patrone, in welche eine Röhre (Nadel, die Zündnadel, durch Federkraft vorwärts getrieben, hineinschlägt.

Die Patrone besteht aus einer Spitzkugel, an welcher sich ein cylinderförmiger Spiegel von Papiermasse befindet. In der Mitte an der hinteren Fläche des Spiegels ist die explosiblere Zündmasse, die Zündpille eingeschlossen. Daran schließt sich die Pulverladung, die also auch mit der Zündpille in Berührung steht. Das

Ganze, mit Ausnahme des konischen Theiles der Spitzkugel ist mit einer Papierhülle umgeben, welche vorn an dem cylindrischen Theile des Geschosses mit einem in Fett getränkten Faden befestigt ist.

Am dem hinteren Ende des Laufs, welches konisch ausläuft, ist auf der äußeren Oberfläche ein Schraubengewinde eingeschnitten, auf welches eine 8 bis 9 Zoll lange, stark, eiserne Hülse aufgeschraubt, und so mit dem Laufe fest verbunden wird. Diese Hülse dient einmal zur hinteren Verbindung des Laufs mit dem Schafte, wie die Schwanzschraube beim Percussions- oder Stein-schloßgewehre, wozüglich sie auch Schwanzhülse benannt wird; demnächst dient sie zur Aufnahme der Brandtheile derjenigen Vorrichtung, welche beim Zündnadelgewehre denselben Dienst, wie bei den übrigen Gewehren das Schloß, zu leisten hat. Vermöge dieser Vorrichtung wird, wenn das Gewehr gespannt werden soll, eine Spiralfeder zusammengebrückt (wozu, wenn es durch ein aufgelegtes Gewicht bewirkt werden sollte, 11 Pfund erforderlich sein würden) und in dieser Lage festgehalten. Soll das Gewehr abgeschossen werden, so bedarf es nur eines leisen Druckes mit dem Finger gegen den Abzug (ähnlich wie beim Steckschloße), um das die Spiralfeder zusammengebrückt haltende Hemmniß zu beseitigen. Die Spiralfeder springt dann mit ihrem vorderen Ende unverzüglich nach Vorwärts, und treibt die mit ihr in Verbindung stehende Zündnadel in derselben Richtung so weit vor, daß die letztere durch die vorgeschriebene Patrone bis in die Zündpille eindringt, dieselbe zum Explodiren bringt, und dadurch das Losgehen des Schusses bewerkstelligt.

Es ist nicht zu verkennen, daß der Erfinder des Zündnadelgewehrs durch, die sich zur Aufgabe gestellte Bedingung, die Entzündung der Ladung von Hinten erfolgen zu lassen, die bei der Construction zu überwindenden Schwierigkeiten bedeutend vermehrt hat. Es sind daher die Ansichten über das Zündnadelgewehr und namentlich darüber, ob dasselbe als Waffe für den Kriegsgebrauch geeignet sei, sehr verschieden. In England, wo man in neuester Zeit bemüht war, auf eine Verbesserung des Infanteriegewehrs Bedacht zu nehmen, hat man auch das Zündnadelgewehr einer Prüfung unterzogen, sich jedoch nicht für dasselbe erklärt, sondern dem Rinfischen Gewehre den Vorzug gegeben. Dagegen spricht die nach langen und sorgfältigen Prüfungen erfolgte Annahme des Zündnadelgewehrs bei der preussischen Armee sehr zur Empfehlung dieser Waffe. Auch in Hannover sind Versuche mit dem Zündnadelgewehre angestellt worden, die ein günstiges Resultat ergeben haben.

(C. Baer.)
GEWEHRFABRIK. Gewehrfabriken sind Werkstätten, in denen die Fabrication aller Arten Schießgewehre und blanker Waffen betrieben wird. Dieselben sind theils Staats-, theils Privatanstalten.

Die Unterfertigung des Feuergewehrs theilt sich in zwei Hauptzweige und zwar in die Metall- und in die Holzarbeiten; die ersten liefern den Lauf, das Schloß und die Garnituren, beim Infanteriegewehre auch das

Bajonett und den Labestock; die letzteren den Schaft und beim Gewehr für den Zivilgebrauch den Labestock.

Der Lauf besteht aus zwei Theilen, dem Rohre und der die hintere Oeffnung desselben verschließenden Schwanzschraube. Der das Rohr bildende hohle Cylinder heißt die Wanne, der dadurch eingeschlossene Raum die Seele, der Durchmesser der letztern das Kaliber. Die vordere Oeffnung der Seele nennt man die Mündung und den hinteren Theil, welcher die Ladung aufzunehmen hat, die Pulverkammer oder den Pulverfaß.

Der Lauf wird fast durchgehends aus Eisen angefertigt; in neuerer Zeit werden jedoch auch Läufe, und zwar von vorzüglicher Güte aus Gußstahl geschmiedet.

Zu dem aus Eisen zu fertigenden Läufen erhalten die Fabriken das Material von den Eisenhämern in Form von Platten oder Schienen (Platinen), deren Dimensionen der Bestimmung des daraus zu fertigenden Rohrs entsprechen. Zu den Platinen muß ein vorzüglich gutes, weiches, gleichartiges und von allen Rissen und Flecken freies Eisen verwendet werden. Man wählt dazu ein graues Roheisen, welches von Phosphor und Schwefelgehalt ganz frei ist, nimmt viel Frischschlacke zu Hülfe, um möglichst alle eingemengte Verunreinigungen, die Rissentsteher veranlassen, zu reduciren.

Die Platine wird nun rothglühend zur Rohre gerollt. Dies geschieht entweder aus freier Hand oder unter einem circa 30 Pfund schweren Radhammer auf einem mit einer runden Ausbuchtung (Gefenke) versehenen Amboss oder einem eisernen cylindrischen Dorn (Mandrill), sodas nach einem sechs- bis achtmaligen Ueberarbeiten die Ränder der Platine (Lippen) genau zusammenstoßen (die Naht bilden), während welcher Arbeit der Dorn fortwährend gedreht wird. In einigen Fabriken läßt man die Lippen $\frac{1}{2}$ Zoll über einander greifen, was zwar die Arbeit erleichtert, aber auch leicht fehlerhafte Stellen veranlaßt. Der Lauf wird nun auf dem Gefenkeamboss zusammengeschweißt, was ebenso wie das Zusammen Schmieden von der Mitte aus geschieht. Das hierzu erforderliche Heizen des Laufs geschieht am besten im Flammofen unter starker Schladendecke. Das ins Feuer zu legende Ende wird mit feuchtem Lehm verstopft, damit keine Kohlen in das Innere des Laufs gelangen; in das andere Ende steckt man ein Stück eines alten Flintenlaufs (Hohldorn), um das zu schweißende Rohr damit bewegen zu können. Das Schweißen geschieht über stählernen Dornen von verschiedener Länge. Nach jedesmaliger Schweißung einer Länge von 2 Zoll wird der Dorn aus dem Laufe gelassen, und der letztere gegen eine Platte aufgestaut. Sobald der Lauf wieder aus dem Feuer kommt, wird der Dorn durch das schweißwarne Ende wiederum hineingesteckt. Auf jede Stelle von 2 Zoll rechnet man zwei bis drei Schweißungen. Die Pulverkammer und die Mündung werden nicht über den Dorn, sondern über ein Horn des Ambosses geschweißt, und zwar die Pulverkammer mit stählernen Schlägen, weil sie eine

dicke Eisenstärke hat. Soll der Lauf äußerlich Kanten erhalten, wie dies bei Büchsenläufen gewöhnlich ist, so werden diese durch stärkere Schläge des Hammers angefeilt. Zuletzt überhämmt man den ganzen Lauf noch einmal ohne Dorn, wobei er wiederum von 2 Zoll zu 2 Fuß geholt und in Gefenke gedreht wird; der Lauf wird hierbei, wenn er sich verzogen haben sollte, gerichtet. Bei dem Schweißen strecken sich die Läufe bis um $\frac{1}{2}$ in ihrer Länge aus, worauf bei Feststellung der Dimensionen der Platinen Rücksicht genommen werden muß. Der fertige Flintenlauf wird gewöhnlich 3 bis $3\frac{1}{2}$ Fuß lang gemacht; der Büchsenlauf erhält eine geringere Länge; die Länge der Pistolenläufe beträgt 9 bis 15 Zoll.

Oft wendet man zur Fabrication von Kurzgewehren und Pistolen damascirtes Eisen an. Hierbei wird nach verschiedenen Methoden verfahren. Gewöhnlich schmiedet man Platinen aus dem Damask, und verfährt bei dem Schweißen entweder nach der vordiehend angeführten Art, oder man windet während des Schweißens das Rohr allmählig um seine Längsaxe. Die Rosten erhalten dadurch eine spiralförmige Lage, die besonders schön beim späteren Anätzen hervortritt. Man hält diese gewundenen Läufe für fester als die auf gewöhnliche Weise geschweißten; die Platinen zu den gewundenen Läufen müssen aber etwas länger als sonst gemacht werden, theils weil sie sich durch das Drehen verzügen, theils weil das obere und untere Ende des Laufs, an welchen er zur Ausföhrung des Drehens gepaßt werden mußte, nachher abgesehritten wird. Nach einer andern Methode schmiedet man aus dem Damask ein 6 bis 9 Linien breites Band, und rollt dieses als Spirale entweder auf einen dünnen, schon fertigen Lauf, oder man bildet erst einen solchen durch das Aufwickeln des Bandes auf einen beinahe kalibermäßigen Dorn, und schweißt im letzteren Falle das Band bloß an den Rändern; im erstern Falle an den Rändern und auf den fertigen Lauf. Soll das Band allein den Lauf bilden, so muß es am hinteren Ende stärker sein und sich nach vorn zu etwas verschwächen. Man verfertigt auch Läufe aus starkem Stahldrahte, der über einen Dorn in mehreren Lagen spiralförmig aufgewickelt und dann zusammen geschweißt wird. Alle solche feineren Läufe müssen mit dem Handhammer geschweißt und mit großer Sorgfalt behandelt werden.

Die mit Zügen zu versehenen Läufe der Büchsen, Stutzen und gezogenen Pistolen werden ebenso nur mit viel stärkeren Wänden angesetzt. Der größeren Eisenstärke bedürfen die Wände der gezogenen Läufe zunächst deshalb, damit das Einschießen und spätere Ausfrischen der festeren Züge ihre Widerstandsfähigkeit nicht beeinträchtigen, die bei der aus solchen Läufen sich ohne einen Spielraum hinausdrängende Kugel um so stärker in Anspruch genommen wird. Demnach gewährt die größere Eisenstärke der Wände den Vortheil, daß das Rohr bei der Erschütterung durch den Schuß weniger vibriert, wodurch die Treffsicherheit des Schusses gewinnt. Bei der Anfertigung gezogener Läufe ist es besonders

von großer Wichtigkeit, dazu ganz schleierfreies Eisen zu verwenden.

Um die Röhre auf das erforderliche Kaliber zu bringen, muß ihre Seele noch nachgehohlet werden. Dies geschieht auf einer Bohrbank, auf welcher der zu bohrende Lauf in einem verschiebbaren Schlitzen auf den um seine Axe sich drehenden Bohrer (Räber) gedrängt wird. Der Lauf muß in genauer Uebereinstimmung mit dem Bohrer aufliegend horizontal liegen, doch muß er kleinen Schwingungen des Bohrers nachgeben können, sonst bricht letzterer ab. Die runde Bohrerflange ist mit ihrem hinteren vieredigen Ende in einer gewöhnlich durch Wasserkraft gedrehten Klupe befestigt und steht mit ihrer ganzen Länge frei; ihr Vordere ist für die Richtung der Bohrung nicht nachtheilig. Die Bohrer sind gewöhnlich ganz von Stahl, zuweilen ist jedoch die Bohrerflange von Eisen. Die Bohrerköpfe sind immer von Stahl, und werden, nachdem ihre Kanten scharf gefeilt sind, stark gehärtet. Man hat häufig für einen Lauf sehr viele im Durchmesser zunehmende Bohrer¹⁾, man kann aber auch mit viel weniger ausreichen. Hier bis zehn Bohrer ist die in den Fabriken jetzt gewöhnliche Anzahl der in Anwendung kommenden Bohrer. Von Zeit zu Zeit muß der Bohrer zurückgezogen und der Lauf von den Bohrspänen befreit werden. Ebenso muß der Bohrer vor dem jedesmaligen Einlegen mit Fett bestrichen werden; auch muß ein fortwährendes Begießen des Laufs mit Wasser an der Stelle, wo der Bohrer gerade in Wirksamkeit ist, stattfinden, weil bei einer Geschwindigkeit von 120 bis 140 Umdrehungen in der Minute eine zu große Erhitzung des Bohrers und des Rohrs erfolgen würde. Während des Bohrens ist darauf zu achten, ob sich Afsensstücke in der Seele zeigen. Tritt dieser Fall ein, so müssen solche Stellen durch Hammerschläge etwas nach Innen hineingetrieben werden, sobald der nächste Bohrer sie faßt und wegnimmt. Was die Größe des Kalibers betrifft, so kann man durchschnittlich annehmen, daß für Jagdgewehre 22 und für Pistolen 28 bis 30 Kugeln an ein Pfund gehen. Für Militärgewehre der neueren Construction betragen 17 Spitzkugeln das Gewicht eines Pfundes. Zur Untersuchung des Kalibers bedient man sich 3 bis 4 Zoll langer genau auf das zu untersuchende Kaliber abgedrehter Stahlpfänder; sie werden im Laufe vor- und zurückgeschoben, und müssen sich völlig gleichmäßig und mit einer sanften Reibung an allen Theilen hin und her bewegen.

Um die Wände im Innern der Seele vollständig zu glätten, werden die Läufe nach dem Ausbohren noch gefolkt (ausgefolkt) und polirt. Zum Ersteren wird ein fein feilenartig gehauener Stahlpfänder in dem sich langsam um seine Seelenaxe drehenden Laufe sehr rasch vor- und zurückgeschoben. Das Poliren geschieht mittels eines Bohrers, dessen Kopf sehr fein an den

Schneiden abgeschliffen ist, und an dem man ein mit Schmirgel und Del bestrichenes Holz befestigt.

Es kommt nun darauf an, die Fertigung der äußeren Fläche des Laufs zu vollenden. Es geschieht dies durch Abschleifen auf trocknen oder nassem Schleifsteinen von 7 bis 12 Zoll Durchmesser, welche sich gewöhnlich so oft in der Minute umdrehen, als ein Pendel von der Länge des Radius in der gleichen Zeit Schläge macht. Das Trocken schleifen hat den Nachtheil, daß es die Gesundheit der Arbeiter, welche, weil der Lauf mit großer Kraft auf den Schleifstein gedrückt werden muß, nur vor demselben stehen können, gefährdet²⁾; das Nass schleifen geht dagegen nur sehr langsam. Oft benutzt man zu dieser Arbeit eine besondere Schleifmaschine, die durch irgend eine Kraft, gewöhnlich Wasserkraft, in Bewegung gesetzt wird. Vermittels solcher Maschinen können gleichzeitig mehrere, auch kleinere Schleifsteine und Polirsteinen in Umdrehung gesetzt werden, die auf der Stirn verschieden gestaltet sind, und sich dadurch zum Schleifen der Ladestöße, sowie zum Hohl schleifen der Bajonette und Säbel- oder Degenklingen eignen. Während des Schleifens müssen die Dimensionen mittels eingeschnittener Meßbänder (Schablotten) oft nachgesehen werden; überhaupt gehört eine große Uebung zur genügenden Ausführung dieser Arbeit. Das Abschleifen des Rohrs geschieht zuerst querüber, zuletzt aber der Länge nach (abslängen); auch zieht man das Rohr wol noch mit der Schleifseile, mit seinem Sande oder mit Bimsstein ab.

Nach einer nochmaligen genaueren Untersuchung des Rohrs auf irgend welche etwa hervorgetretene Mängel werden die brauchbar befundenen mit dem Gewinde für die Schwanzschraube versehen. Zu diesem Bewende muß man die Pulverlammer, etwa 3 bis 4 Zoll weit ausglühen und langsam erkalten lassen. Der anzuwendende Bohrer hat vorn einen kalibermäßigen cylindrischen Aufsatz (den Führer), um zu vermeiden, daß die Ase der Ausbohrung genau in die Ase der Seele falle. Zuverlöst wird nun in das gefertigte Gewinde eine alte mit einem Zündloche versehene Schwanzschraube eingesetzt, um den Lauf beschließen zu können. Dies geschieht mit einer Kugel und einer darauf gesetzten Pfropfen für Jagdgewehre mit einer halben, für Militärgewehre mit einer ganzen fußelochernen Ladung. Es geschieht ein auch zwei solcher Schüsse gleichzeitig aus mehreren Gewehren; zeigen sich an den Läufern keine Risse, so werden sie mit dem Fabrikstempel versehen. Der Abgang beträgt von Militärgewehren, selbst bei gutem Material

1) Vorhanden von Karren oder nassem Fuchsen vor dem Mund, sowie das Abtragen eines Magnets zwischen dem Steine und dem Arbeiter haben sich bisher nicht als genügend bewährt. Das beste Mittel bleibt nach das mit Flint vorgeschlagene und auch in mehreren Werkstätten bereits angewandte, nämlich den Stein in einen Kasten zu legen, der oben in einem Eichenstrome ausmündet. Der durch die rasche Umdrehung des Steins entstehende Luftzug nimmt den Stein- und Eisenstaub durch den Eichenstern mit. Wenn nach dem Arbeiter zu ist der Kasten mit ledernen Vorhängen versehen.

1) Die Anwendung vieler Bohrer fand in früheren Zeiten und namentlich in Frankreich statt; so z. B. bedurfte man früher in Etienne zum Bohren eines Rohrs 30 Bohrer.

und sorgfältiger Arbeit 2 bis 4, bei Jagdgewehren etwa 5 und bei Doppelläufen 8 Prozent. In vielen Gewehrfabriken werden die Röhre nach dem Beschleßen noch 14 Tage in einem feuchten Keller (Schweißkeller) aufbewahrt, wo sich an den Rissen und unganzen Stellen zuerst Rost zeigt, und dadurch den Gang aus der feinsten Risse deutlich erkennen läßt, weswegen diese Probe als eine sehr zuverlässige zu betrachten ist.

Sollen Doppeltgewehre angefertigt werden, so richtet und paßt man die dazu bestimmten Läufe genau so an einander, daß ihre Längsenaren in eine Ebene fallen; demnachst werden die Läufe zusammengelötet. Dies geschah früher an der Pulverkammer mit Silberloth an der übrigen Länge mit Messing; da aber diese Lötungsart viele Schwierigkeiten mit sich führt, so löthet man in neuerer Zeit die Läufe nur mit Zinn zusammen, wozu es keiner hohen Temperatur bedarf, und wobei daher die Läufe sich nicht so leicht verzogen.

Läufe, die für Büchsen und gegogene Pistolen bestimmt sind, müssen nun mit den Zügen versehen werden. Unter Zügen versteht man Einschnitte in der Wand des Laufs von verschiedenen Formen (halbcylindrisch oder edlig), die sich durch die ganze Länge des Laufes hinziehen, und in welche sich die aus dem Laufe zu verschießende Kugel so hineindrückt, daß sie beim Passiren des Laufs der Richtung der Züge zu folgen gezwungen ist. Die Züge liegen in gewissen Intervallen parallel neben einander, und heißen Sternzüge, wenn sie in gerader Richtung, oder Rosenzüge, wenn sie in spiralförmig gerundener Richtung verlaufen. Nur die letzteren erfüllen den Zweck, den die Züge eigentlich zu leisten haben, nämlich der Kugel eine Rotation um ihre Ase in der Richtung der Flugbahn zu geben, und sind daher auch die gegenwärtig nur gebräuchlichen. Der Grad der Steilheit dieser Bindungen heißt der Drall; derselbe ist entweder gleichmäßig fortschreitend oder nach vorn zu an Steilheit zunehmend; letzteres um die Kugel allmählig und dadurch um so sicherer in die erforderliche Rotation zu bringen. Bei einem Steinschloße pflegt man den gezogenen Lauf auf 2 Fuß Länge eine $\frac{1}{4}$ malige Windung der Züge ($\frac{1}{4}$ Drall), bei dem eine raschere Entzündung der Ladung bewerkstelligenden Percussionschloße dagegen auf eine gleiche Länge nur $\frac{1}{2}$ Drall zu geben. Die zwischen den Zügen erhabenen gliebenden glatten Flächen der Seitenwand nennt man Felder oder Balken. Die Anzahl der tiefer eingeschnittenen Züge, die eben so breite Balken zwischen sich lassen, beträgt 6 bis 12. Zuweilen jedoch sind die Züge nur sehr leicht, aber in großer Anzahl bis zu 140 ganz dicht neben einander; solche Züge werden Haarzüge genannt. Unter dem Falle oder dem Schusse der Büchse versteht man eine nach Hinten sich etwas erweiternde Bohrung der Seele, die man den Hülsenläufen häufig gibt.

Um dem Rohre die Züge zu geben, wird dasselbe auf der Ziehbank, einem festen Gerüste, eingesetzt und festgeschraubt. In der Verlängerung der Rohrwand hinter der Pulverkammer des zu ziehenden Rohrs befindet sich eine ebenfalls sehr sicher besessene Vorrichtung, die eine

eiserne Stange trägt, welche in das Rohr hineinreicht, und die um so viel vor- und zurückgeschraubt werden kann, als die Länge des zu ziehenden Rohrs beträgt. An dem in das Rohr hineinreichenden Ende der Stange ist ein 3 bis 4 Zoll langer hölzerner Kolben befestigt, in den eine stählerne gebärtete Schneide eingesetzt ist, welche die Form des Querschnitts der zu bildenden Züge hat, und auf der dem Rohre zugewendeten Seite mit feilenartigen Einkerbungen versehen ist. Diese Schneide ist 3 bis 6 Linien lang, und steht auf dem Kolben genau in der Richtung, welche die einzuschneidenden Züge erhalten sollen. Diese Schneide schiebt man beim Vor- und Zurückbewegen der Stange einen Zug in die Wand des Rohrs. Bei jedem Vor- und Zurückbewegen der Stange stellt man die Schneide weiter aus dem Kolben heraus, um dem Zuge die nötige Tiefe zu geben. Während des Ziehens wird der Kolben zuweilen herausgezogen, die Schneide von anhängenden Eisensfasern befreit und eingölt. Um die Richtung des Zuges (den Drall) zu bestimmen, versäht man nach zwei Methoden. Nach einer Versfahrungsart befestigt man in der Verlängerung der Rohrwand ein zweites Rohr, welches bereits einen Zug wie den in dem neuen Rohre zu bildenden hat (Mutterrohr oder Mundrohr), läßt das vordere Ende der Zuglänge durch dieses Mutterrohr gehen, und gießt um die Stange im Mutterrohr einen Bleicylinder. Zieht man nun die Stange vor und zurück, so zwingt sie der Bleicylinder, sich dem Zuge im Mutterrohr entsprechend zu bewegen. Ebenso ist der Kolben, der sich in dem zu ziehenden Rohre befindet, gezwungen, dieselbe Bewegung zu machen, und die daran befindliche Schneide wird daher auch einem dem Mutterrohr genau entsprechenden Einschnitt in dem zu ziehenden Laufe hervorbringen. Nach der andern Methode nimmt man kein Mutterrohr zu Hülfe, sondern man versteht die Zuglänge an ihrem vorderen Ende mit einem massiven Bleicylinder, und schneidet darin einen Zug ein, wie ihn das zu ziehende Rohr erhalten soll. Dem Bleicylinder läßt man durch eine hölzerne, an der Ziehbank in der Rohrwand befestigte Mutter geben, die einen nach Innen vorstehenden Stift hat, welcher in den Zug des Bleicylinders eingreift. Die Zuglänge und der daran befindliche Kolben im zu ziehenden Rohre werden auf diese Weise ebenfalls gezwungen, dem neu einzuschneidenden Zuge dieselbe Richtung zu geben, welche der auf dem Bleicylinder vorgezeichnete Zug hatte.

Um mehrere Züge ohne jedesmalige Messung genau gleich weit von einander einzuschneiden, ist eine Theilscheibe an dem Mutterrohr oder der Mutter angebracht. Auf dieser Theilscheibe sind mehrere concentrische Kreise markirt, die verschiedene Anzahlen gleicher Theile (von 6 bis 12), durch seine Löcher bezeichnet, enthalten. Man wählt darunter denjenigen Kreis, welcher die erforderliche Theilung hat, und den man nun nach der Vollendung eines Zuges um einen Theilstrich umzuwehren braucht, um genau gleich weit von einander entfernte Züge zu erhalten. Ein durch das bezügliche

Zertheilungsbloch gestreckter Stifte bewirkt, daß die Schreibe während des Einschneidens der Züge festhalten bleibt.

Bei Anfertigung einer größeren Anzahl Büchsen von gleichem Kaliber und gleichen Zügen bedient man sich keiner Theilschreibe, sondern eines entsprechenden, alten Laufs, als Musterrohr, gibt dem Zugeloben so viele Schnitten, als der Lauf Züge erhalten soll, und schneidet sämtliche Züge mit einem Male ein. Um den neuangelegten Zügen die zu große Schärfe zu nehmen, wird das Rohr mittels eines mit Oel und Schmirgel beschriebenen Bleisloßens ausgeschmirgelt.

Durch längeren Gebrauch schneiden sich die zwischen den Zügen liegenden Balken ab, und es wird ein Nachziehen der dadurch zu flach gewordenen Züge nothwendig. Diese Arbeit wird in ähnlicher Weise wie das Einschneiden der Züge ausgeführt, und heißt das Frischen der Büchsen.

Es erfolgt nun das Anbringen des Kornes, der Haste zum Verschließen des Laufs an den Schaft, und der Büchsenläusen auch des Visirs. Korn und Visir werden entweder in den Lauf eingeschoben, oder wie die Haste angelötet. Das Korn besteht aus Eisen, Messing oder Neusilber, auch aus Silber; es erhält gewöhnlich eine solche Höhe, die einen Visirwinkel von 6 bis 10 Minuten bildet. Die Visir der Büchsen erhalten mehrere in Schornieren drehbare Klappen, wodurch der Visirwinkel nach Erforderniß vergrößert werden kann.

Einen wichtigen Theil des Laufs bildet die Schwanzschraube, die aus Eisen geschmiedet wird, und deren Gewinde mit großer Sorgfalt angefertigt sein muß, um genau in die Muttergänge des Laufs zu passen. Bei Jagdgewehren tieft man oft in der den Lauf verschließenden Fläche der Schwanzschraube eine cylindrische oder fingerhutförmige Kammer aus, um einen Theil der Ladung aufzunehmen. Solche Schwanzschrauben nennt man Kammer schwanzschrauben. Noch größere Vortheile gewähren die sogenannten Patentschwanzschrauben, welche das ganze hintere Stück des Laufs bilden (s. b. Art. Gewehr). Der Hauptvortheil besteht darin, daß die Vorrichtungen zum Entladen der Ladungen (Zündloch oder Zündkanal) an der Schwanzschraube statt an dem Laufe angebracht werden können, wodurch der Vortheil erreicht wird, daß diese Theile leichter bearbeitet und gehärtet werden können. Die durch die Nase der Schwanzschraube gebende Kreuzschraube wird mit ihrem Kopfe eingesenkt, und findet ihre Mutter in dem unter dem Schafte befindlichen Abzugsbloche.

Was die Anfertigung des Gewehrslöffels betrifft, so werden die einzelnen Theile entweder aus freier Hand oder mit Anwendung von Maschinen dargestellt. Letzteres ist noch jetzt namentlich für die Anfertigung von Miltairgewehren in vielen großen Fabriken üblich. Man bedient sich dazu großer Schrauben- oder Wurfpressen, in welche gehärtete Gesenke eingesetzt werden, die aus zweiweilen gebrachten heißen Eisenstücken mit einer oder zwei Pressungen der vollendeten Form so nahe kommende

Stücke ausschneiden, daß es nur weniger Feilschleife bedarf, um diese geprägten Gewehrtheile zu ihrer Bestimmung anzuwenden. Selbst die Federn werden auf diese Weise aus weichem Stahle gepreßt, und dürfen demnachst nur noch umgebogen und gehärtet werden.

In den Miltairgewehrfabriken, namentlich in den französischen, war man auch bemüht, sogenannte identische Schlosse herbeizubringen. Darunter verstand man eine so vollständige Uebereinstimmung der einzelnen Schloßtheile in ihren Dimensionen, daß sie nach jeder beliebigen Auswahl zur Zusammenfügung eines Schloffes paßten, ohne noch einer Nachhilfe zu bedürfen. Man hat indessen von diesem Bestreben wieder absehen müssen, weil die Ausführung zu schwierig war und zu große Kosten verursachte.

Das Schloßblech wird aus Eisen, in neuerer Zeit auch aus Stahl angefertigt; es muß alle inneren Schloßtheile vollständig bedecken. Man macht dasselbe gern möglichst leicht, doch muß es wenigstens so stark sein, daß die darin anzubringenden Schraubenmuttern noch vier Gewinde erhalten können. Nachdem alle Schloßtheile daran befestigt sind, wird es mittels zweier durch den Schaft gehenden Schrauben, die Schloßschrauben, mit diesen verbunden.

Wenn die einzelnen Schloßtheile aus freier Hand oder mit Hilfe von Gesenken ausgeschmiedet sind, werden sie durch immer feinere Feilen weiter ausgearbeitet; nur die Ruß wird, um sie ganz genau passend und glatt zu erhalten, abgedreht. Die Federn werden aus Stahl geschmiedet, darauf beist und rothwarm über keilförmige Keeren umgebogen. Die Schrauben werden aus weichem Eisen geschmiedet, und erhalten sowie die zugehörigen Mutter die entsprechenden Gewinde. Die verschiedenen Schloßtheile werden nun an einander gepaßt, und durch Feilen ihnen die nöthigen Nachhilfen gegeben. Demnachst werden die Federn gehärtet, zu welchem Zwecke man sie in Lehm brei taucht, und nach dem Austrocknen ins Feuer legt. Aus der Glühhitze werden die Federn schnell in kaltes Wasser getaucht (abgelöscht), wodurch sie die Glas Härte erhalten. Die Federn werden nun angelassen, d. h. man befreit sie mit Fett oder reinem Oel, und läßt dasselbe über einem gelinden Kohlenfeuer abbrennen, wobei man die Stifte, mit denen die Federn in das Schloßblech eingreifen, der größten Hitze aussetzt, damit sie am meisten wieder weich werden. Nachdem das Schloß wieder zusammengefügt ist, prüft man die Härte der Federn, und läßt durch nochmaliges Anlassen oder Ablöschen nach, je nachdem man sie zu hart oder zu weich gefunden hat. Die übrigen Schloßtheile werden nun noch eingesezt, und dadurch oberflächlich in Stahl umgewandelt. Sie werden zu diesem Zwecke in eisernen Kästen mit Horn- oder Lederfelle, in neuerer Zeit aber viel vortheilhafter mit Gypsensalzen gefüllt, oben mit Lehm bedeckt, und bis zum Kirchrothglühen eine halbe bis eine ganze Stunde lang erhitzt; nachstern wird der Lehm abgenommen und der Kasten in Wasser getaucht. Die Schloßtheile erhalten hierdurch eine oberflächliche Här-

tung und eine eigenthümliche erdbräune bläulich gestammte Farbe. Die Schläffer bleiben entweder braun oder sie werden polirt; die inneren Theile polirt man jedoch nach dem Poliren wieder blau anlaufen zu lassen.

Die Garnituren dienen theils zur Verbindung des Laufs mit dem Schaft (das Obere, Mittels und Unterband), oder zur Aufnahme des Ladestocks (die Röhren) oder als Beschläge (der Riemenbügel, der Bügel für den Abzug, das Abzugblech, der Kolbenschuß). Bei den Militärgewehren bestehen die Garnituren aus Eisen oder Messing; bei den Jagd- und Kursgewehren auch aus Neusilber oder Silber, sowie auch aus Horn oder Holz; zuweilen sind sie mit Silber ausgelegt und durch Gravurarbeit verziert. Bei den Jagdgewehren und auch bei einigen Militärgewehren wird die Verbindung des Laufs mit dem Schaft nicht durch Bänder, sondern durch Ristse, welche durch den Schaft und durch an den Lauf geübte Haste gehen, bewerkstelligt. Die Garnituren werden in der Regel aus freier Hand angefertigt, in größeren Gewerksfabriken werden auch sie durch Pressvorrichtungen ausgearbeitet und in die erforderlichen Formen gebogen. Die messingnen Garnituren der Militärgewehre werden auch in Sand- oder Lehmformen gegossen.

Das Bajonett besteht aus der Klinge, dem Halse und der Dille; erstere wird aus Stahl geschmiedet, und ihr in einem Gefenke die Form gegeben. Hals und Dille, aus Stabeisen geschmiedet, werden an die Klinge angegeschweißt. Die Einkinnste für das Bajonettform werden in die Dille über einen Dorn eingebauen; der Hals wird gut ausgeglüht und ausgefeilt; die Klinge dagegen gehärtet und geschliffen.

Die Ladestöcke werden für die Militärgewehre von Stahl angefertigt, nur das untere Ende ist von Eisen, um das Schraubengewinde für den Kugelzieher und Kräger besser einschneiden zu können. Zur Schonung der Wälzen in gezogenen Läufen macht man auch wol den oberen Theil von Messing, auch wird die obere Fläche schrägweis oder konisch nach der Gestalt des zur Ladung bestimmten Geschosses ausgehöhlt, um beim Anlegen nicht die Form des letzteren zu zerstören. Um die Ladestöcke gehörig rund und glatt zu erhalten, bedient man sich beim Schmieden derselben eines Gefenkes und eines Gefenkhammers; nach dem Schmieden werden sie naß geschliffen, und dann nochmals überhämmert und gerichtet. Für Jagdgewehre werden die Ladestöcke aus Holz oder aus Hirschhorn gemacht; letztere haben jedoch den Nachtheil, daß sie leicht der Länge nach aufreißen.

Für den Schaft des Gewehrs ist das Kustbaumholz das geeignetste Material, aus welchem daher auch meistens theils die Jagd- und Kursgewehre angefertigt werden; zu Militärgewehren wählt man das billigere Preis für Weizen Ähren, Weizen, Buchen- und Ebenholz. Das Holz muß gesund und trocken, auch frei von Ästen und Rissen sein; auch ist es vorteilhafter, die Schafthölzer aus den Wäldern durch Spalten als durch Zerschneiden zu erhalten. Der ausgearbeitete

Schaft besteht aus dem Kolben, dem Kolbenhalse, der Aushöhllung für den Lauf und der Ruthe für den Ladestock.

Der Kolben und Kolbenhals muß mit dem oberen Theile des Gewehrs einen Winkel bilden, und so lang sein, daß, wenn der Schüß den Kolben an die Schulter drückt, sein Auge mit Bequemlichkeit und ohne ein zu starkes Niederbeugen des Kopfes in die Visirlinie des Laufs gelangen kann. Dieser Winkel beträgt für das Militärgewehr 10 bis 15°; für Jagdgewehre 22 bis 25°. An dem Kolben bringt man, um das Anlegen der Ruthe sicherer und bequemer zu machen, entweder einen Einschnitt oder einen Ansatz an, letzterer findet vorzugsweise bei den Jagdgewehren Anwendung, die Militärgewehre erhalten theils den Ansatz, theils den Einschnitt. Der Pistolenschaft muß so gegeben sein, daß die den Kolben umfassende Hand mit dem vorderen Gliede des Zeigefingers bequem den Abzug erreichen kann.

Die Schäfte der Jagd- und Kursgewehre werden nicht oder weniger verziert; unter diesen Verzierungen genährt indessen die am Kolbenhalse angebrachte sogenannte Hirschhaut (eine durch dicht neben einander liegende und sich kreuzende Einschnitten hervorgerahnte Rauheit der Oberfläche), auch einen wirksamen Nutzen, indem dadurch die den Kolbenhals umfassende Hand eine festere Haltung gewinnt. Aus demselben Grunde ist auch die Anbringung einer solchen Verzierung am Griff des Pistolenschafts sehr zweckmäßig.

Der Schaft wird erst im Groben mit dem Handbelle behauen und demnachst mit den dazu geeigneten Werkzeugen ausgearbeitet, zuletzt mit dem Schabstabe und Schachtelbalme abgezogen. Nach demdinstem Schaben wird der Schaft naß gemacht, getrocknet und nochmals geschabt. Eine Hauptbedingung bei der Bearbeitung des Schafts ist, daß Nichts daran geteilt werden darf. Die Schäfte der Militärgewehre erhalten entweder eine braune oder schwarze Farbe; im ersten Falle werden sie mit gelöstem Kalk abgerieben und mit einem Uebe von Wallaushale oder Erlenrinde bestrichen; im anderen Falle werden sie erst mit einem Blauholzabstrich, dann mit einer Auflösung von essigsaurem Eisen bestrichen, und zuletzt mit einer weingehrigen Auflösung von Scheiße mit etwas Sandorach und Wasser lackirt. Die Schäfte der Jagd- und Kursgewehre werden entweder auf die gewöhnliche Art polirt oder mit Lackfirnis lackirt, zuweilen auch bloß eingölt.

Alle gefertigten und für gut befundenen Theile eines Gewehrs werden zuletzt dem Reparatier übergeben, der sie in der Reparatihube zusammensetzt. Die fertigen Gewehre werden demnachst in Kisten verpackt, und dabei entweder mit Stroh umwickelt, oder durch innerhath der Kiste angebrachte Kraggen in ihrer Lage festgehalten.

In ähnlicher Weise wird die Fabrication der Seitengewehre betrieben, indem die Klingen und die eisernen Scheiden von den Klingenschmieden, die Griffe und Beschläge von den Gürtlern, die ledernen Scheiden von

andern für diese Arbeit geeigneten Handwerkern gefertigt, und alle diese einzelnen Theile von den Schwertseignern zusammengelegt und die zu fertigenden Waffen vollendet werden.

Den Gewerksfabriken liegt außer der Anfertigung der vorstehend bezeichneten Waffen auch noch die Beschaffung der Kugelformen und der Pulvermasse für die Jagdgewehre ob, in Bezug auf die Konstruktion und Anfertigung dieser Geräthschaften enthalten die respectiven Artikel die näheren Angaben.

Gewerksfabriken haben schon seit dem 15. Jahrh. in Frankreich und Teutschland existirt, wenigstens die Gründung der ersten dieser Anstalten sich nicht mehr genau nachweisen läßt. Gegenwärtig befinden sich in allen Ländern Gewerksfabriken, unter denen folgende besonders zu bemerken sind. In Teutschland: Spandau (seit 1722), Potsdam, Danzig, Meise, Suhl, Sehligen, Wiener Neustadt, Zerlach (in Kärnten), Prag, Herzberg (in Hannover), Schmalkalden, Renscheid und an mehreren andern Orten. In neuerer Zeit liefert auch die Gussstahlfabrik zu Essen (von Krupp) Geschütze von vorzüglicher Güte, die sich wesentlich von denen der übrigen Fabriken dadurch unterscheiden, daß ihre Wand ein Continuum bildet, indem bei der dort eingeführten Fabricationsmethode das sonst erforderliche Zusammenstreichen der Wand des Laufs nicht stattfindet. In Frankreich zeichnete sich schon früh (1720) die Fabrik zu St. Etienne aus; außer dieser sind anzuführen die Fabriken zu Raubouge, Charleville, Sedan, Abbeville, Klingenthal und Versailles. In Spanien machte sich besonders durch die Lieferung guter Klingen bemerkbar die Fabrik zu Toledo, noch erwähnenswerth sind die Fabriken zu Sililes, Oviedo und Isqualado. In England befinden sich im Tower zu London, zu Birmingham, zu Sheffield und zu Enfield; in Belgien zu Lüttich; in Italien zu Brescia; in Rußland zu Tula die Hauptgewerksfabriken.

Empfehlenswerthe Schriften über die Gewerksfabrication sind: Bianchini, Abhandlung über die Feuer- und Seitengewehr 2 Bde. (Vien 1829.) Glünder, Einrichtung u. des kleinen Gewehr. (Hanoer 1829.) Anschütz, Beschreibung der Gewerksfabrik in Suhl u. (Dresden 1811.) Rouvroy, Das kleine Gewehr. (Dresden 1820.) v. Roggenbucke, Handbuch für Officiere, die Militairfischgewehre betreffend. (Suhl 1820.) (C. Baer.)

GEWEIH. Man bezeichnet mit diesem Ausdrucke die knochenartigen Auswüchse auf dem Kopfe der männlichen Thiere des Hirschgesechtes¹⁾, in sofern die Hauptstangen mit spitzen Zacken versehen sind. In manchen Gegenden wird das Geweih der Hirsche Gerich oder Gehörn genannt. Sobald sie ohne Enden oder Zacken

und glatt sind, was bei den jüngeren Thieren der Fall ist, heißen sie Spieße und die Thiere, welche sie tragen, Spießer, Spießhirsch oder Spießbod. Wenn sich die Stangen verflachen, wie bei dem Dammhirsche und noch mehr bei dem Elennhirsche, so heißen sie Schaafeln, und die Thiere, welche sie tragen, Schaafier. Das Geweih unterscheidet sich von den Hörnern dadurch, daß letztere einen knöchernen Asphen haben, der mit dem Stirnbeine vermaffen ist, die Geweihe aber auf einer kurzen Verlängerung des Stirnbeins, die man den Rosenstock nennt, aufstehen und von diesem allmählich abfallen und sich auf ihm wieder erneuen, nur während des Wachsthum's einen häutigen Überzug haben, der nach der völligen Ausbildung abfällt und abfällt. Es besteht dasselbe aus einer festen eiseneinartigen Masse, die nur bei Geweihen von jungen Thieren im Innern porös ist, die aber von ganz anderer Beschaffenheit wie die der Knochen und Hörner ist und sich gallerartig auflösen läßt. Die Geweihe wachsen aus Knochenasphen der Stirnbeine allmählich neu hervor, da das Thier, wenn sie vollständig ausgebildet und verhärtet sind, nach der Brunstzeit dieselben abwirft. Sie werden dann mit zunehmendem Alter desselben fortwährend größer, dicker und zackiger, auch die Masse, aus welcher sie bestehen, wird immer dichter. Die ursprüngliche Form, welche sie haben, bleibt aber bis auf das Verhältniß der Länge der Stangen zu ihrer Stärke, in Bezug auf ihre Stellung und Biegung ganz dieselbe, so daß man an der Form des Gehörns, besonders der Rothhirsche, diese jedes Jahr immer wieder erkennen kann und darnach die Vorformhirsche mit ihren Namen in die Register eingetragen wurden.

Die Geweihbildung der Rothhirsche erfolgt am bestimmten gewissen Gesetzen gemäß bei einem und demselben Thiere, wegen die des Elenn- und Dammhirsches schon verschiedenartiger ist. Bei dem Rehbock ist die Zahl der Zacken oder Enden auf sechs beschränkt, und es nimmt das Geweih, was der Jäger aber bei dem Rehbock immer nur Gehörn nennt, mit dem Alter des Thieres mehr an Stärke als an Länge zu. Man legt daher nur auf gute Rothhirschgeweih vorzüglich Werth, und es existiren von ihnen vielfach kostbare Sammlungen, wie die in Hubertsburg, Erbad und auf vielen andern fürstlichen Schloßern. Das Nachstehende bezieht sich daher auch ausschließlich auf die Geweihe des Rothhirsches.

Das Hirschfahd fest, wenn es das erste Jahr vollendet hat, zwei gerade Spieße auf, welche bis zum Juli und August mit einer behaarten Haut überzogen sind, welche der Spießer, sobald das Gehörn hinreichend verhärtet ist, an weidern Holze abreibt (was man schälen oder auch fegen nennt, obwohl eigentlich nur der Rehbock fegt). Bevor der Spießer noch volle zwei Jahre alt ist, wirft er die ersten Stangen oder Spieße, die eben nicht spitz und überhaupt noch sehr porös sind, zum ersten Male ab und es erscheinen im Frühjahr dafür zwei andere, welche aber nicht wie die ersten ganz gerade, sondern unten etwas auswärts gebogen sind, was man durch den Jägerausdruck bezeichnet: der Spießer

1) Das Weibthier allein macht hiervon eine Ausnahme, indem bei ihm auch das Weibchen ein Geweih trägt. Weibchenthier war auch das Weibchen des ausserordentlichen Riesenhirsches mit einem Geweihe versehen, wenigstens sind gewöhnliche Schädel desselben noch nicht gefunden worden, während solche mit Geweih häufig vorkommen.

legt aus. Die Bildung des Geweihs im dritten Jahre bleibt sich schon nicht mehr ganz gleich. Zuweilen nehmen die Spieße nur noch an Länge und Stärke zu, ohne Zacken zu bekommen, gewöhnlich bildet sich dann aber schon unten am Rosenstoke ein gerader und nach vorn stehender Zacken aus, die Augensprosse, in welchem Falle der Spießer zum Gabelhirsche wird. In vielen Fällen wächst aber auch noch ein zweiter Zacken weiter oben am Gehörne hervor, so daß mit den Spizen der Stangen der Hirsch gleich sechs Enden erhält. Dies ist besonders da der Fall, wo das Wild reichliche Nahrung hat und gut durch den Winter kommt. Der viel verbreitete Glaube, daß der Hirsch mit jedem Jahre zwei Enden oder Zacken mehr erhalte und daß man daher nach der Zahl derselben sein Alter bestimmen könne, ist ein durchaus irriger. Die primitive Geweihsbildung des Rothbirsches, wie man sie an den vielen aus dem Alluvialboden ausgegrabenen und besonders in den Torfbrü-chen vorgefundenen Geweihsen erkennen kann, war eine durchaus regelmäßige, indem die stärksten Stangen, wie sie gegenwärtig gar nicht mehr erzeugt werden, niemals mehr als fünf oder höchstens sechs Enden haben, so daß zehn bis zwölf Enden für die ältesten Hirsche das Maximum waren. Bei diesen regelmäßig ausgebildeten Gehörnen hat jeder Zacken seinen bestimmten Namen. Der unterste heißt die Augensprosse, der darüberstehende das Eiserspißel, die obersten nannte man je nach der Form des Gehörns Gabeln, Zinken, Kronsprossen, Palmzweige, doch wurden diese letzteren Benennungen mehr von den Parforsejägern gebraucht. Mit Ausnahme der Augensprosse und des Eiserspißels nennt man jetzt alle übrigen Zacken Enden. Diese Geweihsbildung finden wir noch jetzt bei dem, unserem europäischen Rothbirsche am nächsten stehenden, in Nordamerika lebenden Wapiti [*Cervus major*]), der zuletzt wol als der vorweltliche Riesenhirsch angesehen werden kann, von dem die Ueberreste häufig, besonders in den Torfschichten Irlands, ausgegraben werden. Die vielen Enden sind offenbar nichts als Mißbildungen und hängen gar nicht von dem Alter oder der Größe des Gehörns ab. Man kann Gehörne von 10 Enden finden, welche flüßere und schwächere Stangen haben als solche mit 20 Enden, wie es denn ja auch häufig vorkommt, daß alte Hirsche zurückgehen, d. h. im folgenden Jahre weniger Enden haben als früher. Der Werth eines Hirschgeweihs hängt auch für Kenner durchaus nicht von der Zahl der Enden ab, sondern wird nach der Größe und Stärke der Stangen, der regelmäßigen Ausbildung der Zacken (d. h. daß es gut veredelt ist), der Zahl und Größe der Perlen und dem Durchmesser der Rosen bestimmt. Mißbildungen können als Curiositäten für den Sammler einen Werth haben, eine Geweihsammlung erhält ihn aber nur durch die Stärke der darin enthaltenen Geweihe. Am besten läßt sich derselbe nach dem Gewichte bestimmen. Die Stange eines Hirsches von 14 bis 16 Enden, wenn das

Gehörn einen besondern Werth haben soll, muß wenigstens 7—8 Pfund wiegen, dies daher ohne Schädel zusammen 11—16 Pfund. Je mehr es das Gewicht übersteigt, desto werthvoller wird es sein, gleichviel ob viel oder wenig Zacken daran hängen.

Auch die Größe und Stärke der Stangen wechselt bei einem und demselben Hirsche, je nachdem: er im Winter reichliche Nahrung gefunden hat oder Mangel litt, wemach auch die Zeit des Abwerfens des Geweihs bald früher bald später eintritt. Dann ist aber darnach auch überhaupt die Zeit in den Gegenden, wo der Hirsch lebt, sehr verschieden.

Im Allgemeinen hat die Stärke der Geweihe gegen die frühere Zeit ebenso abgenommen, wie die Stärke der Hirsche überhaupt. So wenig wie jetzt noch solche geschossen werden, die 6—8 Centner wiegen, ebenso wenig kommen noch solche colossale Geweihe vor, wie man in den alten Sammlungen findet, weil der Hirsch sich nicht mehr in den alten Eichenwäldern in voller Ruhe mästen und seinen Körper vollständig ausbilden kann. Es ist augenscheinlich, daß die ganze Race des Rothbirsches wegen karglicher Nahrung, vorzüglich aber weil, weil alle Hirsche schon jung weggeschossen werden und die kraftvollen Vater zur Zeugung fehlen, in Bezug auf Größe zurückgegangen ist.

Die stärksten Hirsche und Gehörne kommen jetzt noch in der Moldau, Walachei, Serbien, Ungarn und den Karpathen vor, von wo auch die meisten größern Gehörne in den Sammlungen rühren. In Aufstund haben die Bruchgegenden der östlichen Provinzen Preußens die stärksten Wildarten und mithin auch die stärksten Gehörne. In den Gebirgen sind die Hirsche tuez und gedungen, und denselben Bau hat auch das Geweih, was sie tragen, selten aber erreicht es eine bedeutende Schwere. In den Landforsten sind die Geweihe lang gestreckt und gut veredelt, aber nicht so perlenreich und von so ebenbeinählicher fester Masse wie die der Gebirgshirsche. In den Biergärten findet man zwar bei gut gestüteten Hirschen zuweilen gut veredelte Gehörne mit zahlreichen Enden, stets ist aber die Masse derselben nicht so fest, wie man schon an der hellen Färbung und der Politur der Seiden sehen kann, als die der Gehörne der im Freien lebenden Hirsche, auch fehlen ihnen gewöhnlich die Perlen.

Bei dem Handel mit Gehörnen kommt es wol vor, daß Enden künstlich eingesetzt sind, um ihre Zahl zu vermehren, was sich, wenn es gut geschieht ist, nur bei genauer Untersuchung erkennen läßt. (W. Pfeil.)

GEWEHT von „Weihen“, d. i. in feierlicher Weise einem höhern Wesen, namentlich der Gottheit oder dem Gottedienste widmen, wodurch der „geweihte“ Gegenstand eine höhere Würde, Heiligkeit, Ehrwürdigkeit erhält; z. B. Kirchen, Kirchhöfe, Glocken, Krägen, Hostien u. dgl. m. weihen, sich dem Klostler als Mönch oder Nonne weihen, die „Weibe“, d. i. die priesterliche Würde empfangen. In diesem Sinne ist „geweiht“ ziemlich synonym mit geheiligt, nur daß zunächst

2) Siehe: Kritische Blätter für Forstwissenschaft. (Leipz. 1851.)
29. Bd. 2. Heft. S. 1.

ersteres nicht bloß von Gott und göttlichen Dingen gebraucht wird.

„Die Stätte, die ein guter Mensch betrat,
Ist eingeweiht u. s. w.“

Gesche in Tasso.

Sodann bezeichnet „geweiht“ (wie das lat. sacer) nicht bloß das „geheiligte“, sondern auch das verfluchte; dem Untergange, den unterirdischen Geistern, dem Teufel „geweiht“ (nicht „geheiligt“) sein.

„Der Kadavertin weiß' ich eure Seelen.“

(Mar Fatalemine.)

(Dr. K. H. Scheidler.)

GEWENDE oder WENDE, auch Himmelszeichen genannt, ist, wenn der Hirsch, wenn er durch das Dickicht zieht, die obere Zweige mit seinem Geweihe aus ihrer Lage biegt oder einräumt.

(W. Pfeil.)

GEWERBE (das) und seine Composita, wie Gewerbaufstellung, Gewerbesitz, Gewerbesicherheit, Gewerbegericht, Gewerbegeß, Gewerbeindustrie, Gewerbetammer, Gewerbestunde, Gewerbestunst, Gewerbeleute, Gewerberman, Gewerbeordnung, Gewerberatent, Gewerbestelle, Gewerberat, Gewerbestein, Gewerbeschule, Gewerbeschuh, Gewerbeschuhölle, Gewerbestand, Gewerbestatistik, Gewerbesteuer, Gewerbetnehmer, Gewerbeverdienst, Gewerbeverein, Gewerbesen, Gewerbezwang u. s. w., Begriff, welche wir, etwa mit Ausnahme von Gewerbeverdienst, welcher ein specieller nationalökonomischer Begriff ist, nicht einzeln für sich, sondern je nach ihrer Bedeutung in der allgemeinen Geschichte des Gewerbebewusstums zur Darstellung bringen werden. Der geschichtlichen Entwicklung aber wird eine Orientierung über Name und Begriff von Gewerbe überhaupt vorangehen müssen.

A. Name. Begriff. Synonymen. Einteilung.

Nach Brigan's „Wörterbuch der deutschen Synonymen“¹⁾ ist Gewerbe im Allgemeinen — Handel — Verkehr — Geschäft — Verkehr des Güterumtauschs, sofern es ein Erwerbsmittel sei. Das Gewerbe oder Gewerch, mittelhochdeutsch daz gewerbe oder gewerch (Trifflin und Isolt 10,461), gewerft, bedeute zunächst das Werben um etwas (Kuturn 659, 4), und sei dann soviel als „was man zu verrichten hat“, z. B. „Er (der habek) sprach: Got grüz dich, vetterlin; — was ist das gewerbe daz?“ (Bonner XLIX, 47 fg.). Althochdeutsch kommt nach demselben Gewährsmann auch das einfache wuorb = Geschäft (z. B. Merigarto, 11. Ausg. von Hofmann) vor, und spricht sich der Grundbegriff des Wortes in der Bedeutung „Drehpunkt“, „Gwinde“ aus, gemäß der Ableitung von werben, gothisch hvairban, althochdeutsch hwirpan, mittelhochdeutsch werven = sich drehen, sich ringumlehen. Dabei komme auch die Bedeutung, sich um etwas bemühen, z. B. mittelhochdeutsch „werden eine vrouwen“ und „kaufmanschaft werben“ = Kauf-

mannschaft treiben. — In der Lutherischen Bibelübersetzung findet sich das Wort einige Male, z. B. Jes. 45 14: „Der Moeren Gewerbe“ (Dewette: Erwerb), wo es in Parallele mit dem Handel (Dewette: Gewinn) der Ägypter steht; ferner Jerem. 10, 17, wo es durch Dewette mit „Gepäd“ wiedergegeben ist; ferner Jon. 1, 8, wo die Schiffleute den Jonas fragen: „Was ist dein Gewerbe?“ (Dewette: Geschäft); ferner 1 Timoth. 6, 5, wo die Rede von denen ist, welche meinen, die Gerechtigkeit sei ein Gewerbe (Dewette: Erwerb). Wenn es in der um dieselbe Zeit (1530) verfaßten „Neuen Kasperlichen Ordnung und Reformation guter Polier im heiligen Römischen Reich“ unter Anderem heißt: es seien in den Städten gemeinlich dreierlei Bürger und Einwohner, nämlich 1) „gemeine Bürger und Handwerker“ 2) „Kauf- und Gewerbeleute“ und 3) „andere, so im Rath von Geschlechtern oder sonst ehrlübs Herkommens, und ihrer Zins und Rente sich ernehren“, so find hier unter Gewerbeleuten wol die Manufakturunternehmen, wenn nicht die Hausirer, zu verstehen, und hätten wir hier ein Beispiel von einer sehr speciellen Bedeutung, während Jon. 1, 8 das Beispiel des weitesten Begriffes bietet. — Es ist unverkennbar, daß in diesen ersten Jahrhunderten der teuffischen Sprache das Hinundberreifen in Geschäften, also die Thätigkeit des Handelsmannes, als die vorwiegende Bedeutung des Wortes auftritt; aber auch noch in die späteren Zeiten hinein zieht sich diese Erinnerung an den ursprünglichen, etymologischen, von Werben hergenommenen Begriff, wie wir dies z. B. aus der Biblischen Concordanz von Büchner und Heubner erkennen, indem hier das Gewerbe geradezu durch „Kaufmannsgeschäft“ erklärt wird, und z. B. das Handwerk noch als eine daneben bestehende Thätigkeit betrachtet wird.

Erst in der neueren Zeit beginnt das Wort eine größere Mannichfaltigkeit der Bedeutungen anzunehmen, sodaß es in der That schwierig ist, das Begriffsinventarium für die Gegenwart aufzustellen. Einige Beispiele mögen dies erläutern. In den 40er Jahren des 19. Jahrh. wurde zu Leipzig ein „Centralverein für Industrie, Handel und Gewerbe“ gegründet. Erscheint hier der Handel als ein von dem Gewerbe getrenntes Gebiet, so wird andererseits das Gewerbe von der Industrie unterschieden, ohne daß man mit Sicherheit den Grund dieser Unterscheidung angeben kann. Dagegen stellt G. v. Gülich in seiner „Geschichtlichen Darstellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaus“ diese drei Zweige mit Bewußtsein als getrennte netze einander, und stellt sie ausdrücklich unter dem gemeinsamen Begriffe der Industrie zusammen. Kau definiert in seinem „Lehrbuch der politischen Oekonomie“²⁾ die Gewerbe als die „Geschäftigungen für den Zweck des Erwerbs.“ Wenn man, sagt derselbe, unter den Gewerben oft die Gewerke versteht, so müsse man doch auch die Landwirtschaft, den Bergbau u. s. w. als Gewerbe ansehen, und so bezeichnet er namentlich die Landwirtschaft wie-

1) 2. Bd. Nr. 894.

2) 5. Aufl. 1847. 1. Bd. S. 124.

derholt als ein Gewerbe¹⁾. Doch läßt er auch den engeren Begriff gelten, und subsumirt unter ihm als der Totalität der Gewerke das Handwerk, die Manufaktur und die Fabrication, deren Hauptaufgabe die Verwerthung der Rohstoffe sei. Mit seinen Begriffseinstimmungen dürfte im Ganzen auch die deutsche nationalökonomische Schule übereinstimmen. Köstler schließt sich mehr an Gütlich an, indem er in seinem Systeme der Volkswirtschaft, I. Bd. 1854, Ackerbau, Gewerbesleiß und Handel unterscheidet. Dagegen beschränkt sich Rehlen in seiner „Geschichte der Gewerbe“²⁾ thatsächlich fast nur auf die Handwerke, und nennt z. B. S. VII der Vorrede sein Buch auch eine „Geschichte der Gewerke“, während es S. I wiederum heißt: „Ich erlaube hiermit die Geschichte der Gewerbe.“ Eine Definition dessen, was das Gewerbe sei, gibt er nirgends.

Die moderne Staatspraxis, in administrativer wie in juristischer Beziehung, wendet das Wort vorzugsweise in dem engeren Sinne an, und hat das allgemeine Gebiet ziemlich entschieden in die besonderen Gebiete des Ackerbaues, des Handels und der Gewerbe getrennt. Wir dürfen uns hier vorzugsweise auf das seit der neuen Staatsperiode in Preußen bestehende Ministerium „für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten“ berufen, neben welchem es auch ein Ministerium für den Ackerbau gibt, und diesem nachher analog ist die Administration der meisten anderen deutschen Staaten eingerichtet. Auch sonst gebraucht die moderne offizielle Sprache der Staaten das Wort fast nur in seiner engeren Bedeutung, z. B. in den Zusammenfassungen wie Gewerbegeß, Gewerbeordnung, Gewerbeschein. In ähnlicher Weise unterschreibt z. B. der unterm 12. Juli 1855 zwischen Frankreich und Preußen abgeschlossene Freundschafts- und Handelsvertrag Kaufleute und Gewerbetreibende, und der englische Minister Russell sprach in einer Parlamentsrede vom 3. 1827 von „commerce and industry.“ Dem ausführlicheren Nachweis für das Recht des vorliegenden Artikels, das Gewerbe im engeren Sinne zu fassen, wird die nachfolgende geschichtliche Skizze genügen.

Nehmen wir die von uns oben aufgeführten 25 Composita zu Hilfe, welche meist neueren Ursprungs sind, um zu ermitteln, ob der moderne Sprachgebrauch das Wort mehr in dem engeren oder dem weiteren Sinne auffaßt, so fallen Gewerbesleiß, Gewerbegeß, Gewerbeschein, Gewerbesammer, Gewerbeskunde, Gewerbeskunst, Gewerbesleute, Gewerbesmann, Gewerbeordnung, Gewerbepatent, Gewerberat, Gewerbeschein, Gewerbeschule (sofern auch besondere Handelsschulen bedeuten), Gewerbeschuß (Gewerbesteuer nur zum Theil, da z. B. in Preußen nach antiker Sprache noch jetzt auch die Abgabe der Kaufleute unter dieselbe gerechnet wird), Gewerbeunternehmer, Gewerbeverein, Gewerbezwang in der gangbaren, von der Mehrzahl der Deutschen gebrauchten Sprache auf die Waagschale des engeren Begriffes, und schließen sammtlich zum Mindesten den Ackerbau aus. Aber auch der Handel zeigt mehr und

mehr die Neigung, neben dem Gewerbe seinen besonderen Platz zu behaupten, sofern er seinerseits auch Handelsschulen, Handelskammern u. s. w. besitzt. Dagegen darf nicht gelugnet werden, daß unsere modernen Gewerbeausstellungen, freilich mehr die großen wie die kleinen, neben den Handwerks- und Fabrikproducten ebenso die Ackerbauprodukte aufnehmen, wie sie kein Fach für den Handel haben können. Dagegen wird man auch von den meisten der übrigen Composita, wie Gewerbespolizei, Gewerbesleiß, Gewerbewesen, zugeben müssen, daß sie vorwiegend auf die Seite des engeren Begriffes fallen, und daß somit auf der anderen Seite fast nur das einfache Wort Gewerbe übrig bleibt. Auch wird man zugeben, daß, wenn Industrie oder Geschäft u. s. w. dasjenige Wort sein soll, welches alle erwerbende menschliche Privatthätigkeit zusammenfaßt, dasjenige, was neben Ackerbau und Handel übrig bleibt (Handwerk und Fabrik, abgesehen von dem bloßen Tagelöhner), am passendsten durch „Gewerbe“ in Ein Wort zusammengefaßt wird, falls man nicht, z. B. mit Rau, dafür „Erwerb“ und als Gattungsnamen „Gewerb“ brauchen will, wogegen jedoch die oben angeführten Instanzen sprechen.

Als Synonymen von dem Worte Gewerbe haben wir in der Umgang- und Schriftsprache z. B. Geschäft, Hanthierung, Betriebsamkeit, Industrie; aber keins derselben vermag das Gewerbe in seinen Compositis zu vertreten, etwa mit Ausnahme von Industrie, welches wir deshalb auch selbstredend brauchen werden. Während das Geschäft in seiner Allgemeinheit noch über das Gewerbe hinausgreift, jedoch ohne das Amt mit einschließen, und daher sich auf dem Gebiete der Privatthätigkeit hält, aber ohne den expressen Nebenbegriff des Erwerbs, pflegt man bei der Hanthierung gegenwärtig mehr an die niederen Handarbeiten, überhaupt an die niedere Arbeit zu denken, obgleich man damit früher vorzugsweise die Handelsthätigkeit bezeichnete. Mit der Betriebsamkeit fällt im Allgemeinen die Industrie zusammen, aber beide Worte bezeichnen vorwiegend den engeren Begriff des Erwerbs, und namentlich ist es die Industrie, welche in dieser Hinsicht mit dem Gewerbe congruirt. Man spricht zwar z. B. auch von der Handels- und Ackerbauintdustrie; allein wenn man gegenwärtig das einfache Wort anwendet, so geschieht es zumist im engeren Sinne, welcher Handel und Ackerbau ausschließt; obgleich auch sie eine freie, private erwerbende Thätigkeit oder Betriebsamkeit sind. Spricht man von der Industrie einer Stadt oder eines Landes, überhaupt einer Localität, z. B. von der Industrie des Erzgebirges, so meint man damit die Stoffarbeitende Thätigkeit. Merkwürdig ist dabei, daß die Industrie in ihrem Compositum „Gewerbsindustrie“ sich selbst als den weiteren, das Gewerbe dagegen als den engeren Begriff hinstellt. — Wie wir oben sahen, wird auch Gewer als synonym mit Gewerbe gebraucht, z. B. bei Rehlen. Indessen hat dieses Wort entschieden eine andere Begriffssphäre. Denn das Gewer, welches außerdem eine ganz andere Etymologie hat, indem es von Werk

3) S. B. I, 33 und I, 234.

1. Buchst. d. B. u. 2. Heft Seiten. LXV.

herkommt, ist die Handwerkerkunst oder Innung, also die Organisation einer bestimmten Arbeiterklasse, und schließt herkömmlicher Weise z. B. die Unternehmer der mit Maschinen arbeitenden Fabriken aus, sobald es eine von der allgemeinen Sprache nicht unterstügt, wenn auch nicht unglückliche Neuerung ist, wenn man den Begriff in dieser Weise faßt. Es ist herkömmlich, vom Schneidergewerbe zu reden, aber nicht vom Gewerbe der Wollmaschinenspinnerei, obgleich letztere allmählig aus dem Gewerbe der Wollhandspinnerei hervorgegangen ist.

Durch die ganz verstandene Erörterung zieht sich der Unterschied des weiteren und engeren Begriffs in dem Worte „Gewerbe.“ Unter dem Gewerbe im weiteren oder weitesten Sinne haben wir die freie, private erwerbende Thätigkeit zu verstehen, sofern sie von dem Menschen als eine wesentliche Lebensaufgabe geübt wird. Sie schließt also das Amt aus, obgleich es in den modernen Staaten meist zum Zwecke des Broderwerbes gesucht und geführt wird. In jenem Sinne ist die Landwirtschaft, auch wenn sie nicht auf den Verkauf ihrer Produkte betrieben wird, und die Thätigkeit des Kaufmanns so gut ein Gewerbe wie das Handwerk und die große Fabrication. Aber der vorliegende Artikel kann in der geschäftlichen Darstellung des Gewerbes begrifflicher Weise nicht den weitesten Begriff umfassen, sondern muß sich an den engeren halten, wie er namentlich durch den oben berührten Sprachgebrauch der neueren Zeit sanctionirt wird. Es fragt sich nun, was Alles in dieser letzten Bedeutung zu dem Gewerbe (welches man auch als das technische Gewerbe bezeichnen kann) gehört, wobei wir uns vorzugsweise an die geschäftliche Terminologie wie „Gewerbeordnung“ und „Gewerbegesetz“ zu halten haben werden. Demgemäß müssen wir zunächst die Thätigkeit des Handarbeiters, welcher keine spezielle, technische Arbeit erlernt hat und bald hier, bald da zu einer Arbeit verwendet wird, von dem Gewerbe ausschließen, moegen recht eigentlich das Handwerk den Kern- und Mittelpunkt dieses Gebietes bildet. Auch die Manufaktur ist in wörtlicher Uebersetzung und in ihrer thatsächlichen Erscheinung, als ein erweiterter Betrieb unter Einem Meister oder Unternehmern mit zahlreichen Arbeitern oder Gesellen, nichts Anderes als ein Handwerk. Und da die moderne Fabrication mit ihren Maschinen, selbst Dampfmaschinen, auch nur ein Handwerk mit vervollkommenen Werkzeugen ist, so gehört sie ebenfalls in den Bereich des Gewerbes, dessen engerer Begriff demnach bis hierher diejenige Stoffveredelung umfaßt, welche ihre Arbeit wesentlich zum Zwecke des Erwerbes treibt, jedoch die eigentlichen Künste, etwa mit Ausnahme der Baukünste, Erzgießerei u. s. w., ausgeschlossen sind. Indessen die bloße Stoffveredelung erschöpft noch nicht den Umfang des Gewerbes oder der Gewerbe; wir müssen hierher im Allgemeinen die stoffverarbeitende Thätigkeit rechnen, obgleich sie meist zugleich eine veredelnde, d. h. eine solche ist, welche den Rohstoffen einen höheren Werth und Preis gibt. So gehören z. B. die Goldwirthe ganz entschieden zu den Gewerbetreibenden, obgleich sie nicht auf alle Epochen und

Getränke veredelnd einwirken. Auch das Geschäft der Fuhrleute, Speditione, Schiffe und Eisenbahngesellschaften wird im modernen Sprachgebrauche, namentlich im officiellen, meist als ein Gewerbe im engeren Sinne angesehen, obgleich es mit der Stoffverarbeitung Nichts zu thun hat. Wenn es nun weiter keinem Zweifel unterliegt, daß z. B. der Hüttenbetrieb als eine Veredelung der Rohstoffe den Gewerben beizuzählen sei, so könnte es fraglich sein, ob wir auch den Bergbau hierher zu ziehen haben, da er Rohstoffe zu Tage fördert. Es kommt hierbei wesentlich darauf an, in wie viele Unterabtheilungen man das ganze große Feld der erwerbenden Privatthätigkeit zerlegt. Nimmt man bloß drei Unterabtheilungen an, nämlich Landwirtschaft, Gewerbe und Handel, so hat man den Bergbau entweder bei der Landwirtschaft oder bei dem Gewerbe unterzubringen. Stellt sich die Alternative in dieser Weise, so muß der Bergbau ohne Zweifel dem Gewerbe sich anschließen. Dagegen constituiren mehrere Nationalökonomen wie Rau die allgemeine Kategorie der Erdbarbeit, und theilen diese in die Landwirtschaft und den Bergbau, wobei sie dann freilich wol meist kein specielles Fach für die Gewerbe aufstellen. Der Bergbau grenzt in seinem Wesen näher an die Thätigkeit der Bauleute und Brunnennmacher als an die der Landwirthe, und so werden wir in die nachfolgende geschichtliche Skizze der Gewerbe auch den Bergbau aufnehmen. In derselben Lage ist die Fischerei, für deren Heranziehung zum Gewerbe, da wir uns auf den Boden der besonders durch A. Smith begründeten Tripartition von Landwirtschaft, Gewerbe und Handel stellen, besonders der Umstand spricht, daß sie in den Gewerbeordnungen ihren Platz findet, aber nicht in den Gesetzen über Landwirtschaft und Handel.

Wir haben nun zwar uns selbst das anscheinend so einheitliche und schöne Begriffsmas des Gewerbes oder der Gewerbe zerstückt, nämlich den Begriff der Verarbeitung, resp. Veredelung der Rohstoffe; allein das Gewerbe ist ja zunächst gar nicht einmal etymologisch an diese Verarbeitung oder Veredelung gebunden, wie sich auch die Gesetzgebung über die „Gewerbe“ nicht ausschließlich daran bindet. Wir haben wesentlich eine historische Aufgabe, nämlich dasjenige, was wir durch die an die Spitze des Artikels gestellten Composita antizipierend und exemplifizierend angedeutet haben, in seiner zeitlichen Entwicklung darzustellen. Diese verschiedenen Begriffe, welche vielfach gar nicht darnach gefragt haben, ob sie außer dem bloßen Worte „Gewerbe“ auch eine einheitliche wissenschaftlich-theoretische Wurzel besitzen, haben ein entschiedenes Recht, als Inhalt einen Artikel zu füllen, welcher das Gewerbe zu behandeln hat. Und ebenso haben wir aus der Literatur dasjenige hierheranziehen, was sich als eine Skizze über Gewerbe ausgiebt, weil man ein Recht hat, es hier zu suchen. Dagegen ist hier auf einige mit „Gewerbe“ zusammengekehrte Bezeichnungen, wie Diebsgewerbe und Gewerbegewinn, nicht weiter einzugehen; denn das erstere ist eben weiter Nichts als der Diebstahl und das letztere ein specielles nationalökonomischer Begriff, welcher auch auf

das Gebiet der Landwirtschaft und des Handels hinübergreift.

Die Einteilung der Gewerbe ist auf sehr verschiedene Weise versucht worden, und muß in sehr verschiedener Weise ausfallen, je nachdem man das Gewerbe im Allgemeinen (die Erwerbstätigkeit) oder das Gewerbe im Besonderen einteilen unternimmt. So hat z. B. Aristoteles, welcher den allgemeinen Begriff umfaßt, in dem ersten Buche der Politik folgende Einteilung: I. Eigene Gewinnung der Nahrungsmittel. II. Erwerb im Bereiche, dessen Regeln die Ghemastik bilden.

a) Gewinnung nützlicher Stoffe für den Verkauf — ökonomische Ghemastik. b) Unerlernter Gewinn aus dem bloßen Kaufe — Metabelik oder Kapelik. Von der Einteilung der Gewerbe im Allgemeinen in Landwirtschaft, Bergbau, Gewerbe im engeren Sinne (Gewerke), Handel, resp. Erdarbeit (a. Landwirtschaft, b. Bergbau), eigentliche Gewerbe, Handel bei den Nationalökonomien ist schon die Rede gewesen. Eine andere Einteilung bei denselben ist die in productiv und unproductiv Gewerbe. Regeln, welcher sich nur an dem engsten Begriffe verhält, theilt die Gewerbe ein in Gewerbe 1) für Speise und Getränke, wozu er aber auch die Gärtnerei, nicht die Landwirtschaft, rechnet, 2) für Kleidung, 3) für das Haus und dessen Einrichtung: 1) Rohmetalle. 2) Metallfabricate. 3) Werkzeuge und Maschinen. 4) Gebrannte Erden, Steine und Glas. 5) Arbeiten in Holz, Horn, Knochen, Eisenblein, Fellein, Schildpatt, Perlmutter, Wachs u. s. w. 6) Fabricate aus Leder. 7) Ghemische Producte. 8) Nahrungsmittel und Consumtibilien. 9) Gespinnste. 10) Gewebe. 11) Gewirte und gestricke Zeuge. 12) Geschickte. 13) Stickerien. 14) Producte der Färberei und Drucker. 15) Gerüste und Pelwaaaren. 16) Papier und Papierfabricate. 17) Musikalische Instrumente. 18) Ghemische Gebrauchsartikel (Wärken, Regenschirme, Tapetenarbeiten u. s. w.). Nach unserer Anschauung zerfallen die Gewerbe wesentlich in folgende Unterabtheilungen: 1) Gewinnung von (schon in der Natur vorhandenen, nicht erst künstlich erzeugten) Rohstoffen; 2) Verarbeitung von Stoffen; 3) Transport von Stoffen — Menschen und Thieren. Doch werden wir in der geschichtlichen Skizze vorzugsweise die Gewerbe der Stoffverarbeitung, folglich das Wort meist in seinem engsten Begriffe verständig.

B. Geschichte.

Es kann selbstverständlich nicht die Aufgabe des Arttels sein, die geschichtliche Entwidlung der einzelnen Gewerbezweige speciell zu verfolgen, wobei sich unsere Arbeit in eine Reihe von Chroniken ausinanderlegen würde; wir haben vielmehr die einzelnen Wasserläufe der verschiedenen Gewerbe in einen Gesamtstrom zu vereinigen, um die Gesetze und Bedingungen der gewerblichen Thätigkeit im Kleinen und Großen während der geschichtlichen Zeit kennen zu lehren. Es wird darauf ankommen, die hauptsächlichsten Erfindungen, die wich-

tigsten Gesetze, die bedeutendsten anderweitigen Einflüsse, des Handels, der Schifffahrt, des Geldwesens, des Krieges und Friedens u. s. w., die Productionsarten und Produktionsmassen, die Arbeiterverhältnisse, die Ethne der hervorragenden Gewerbezweige zur Darstellung zu bringen, um so ein Gesamtbild des Fort- und Rückschritts der Gewerbe in vergleichender Völkergeschichte zu gewinnen, wozu sich die Einteilung der Zeit in größere Perioden nach dem bedeutendsten gewerblichen Epochen, welche im Allgemeinen mit den großen culturhistorischen Momenten zusammenfallen, am leichtesten darbietet, jedoch so, daß wieder innerhalb dieser Zeit die verschiedenen Völker in einer bestimmten Aufeinanderfolge auftreten. Hierbei wird es, um ein zusammenfassendes Bild zu gewinnen, das Zweckmäßigkeit sein, dem Laufe der Zeit bei den einzelnen Völkern nach Möglichkeit Schritt für Schritt zu folgen. Die Darstellung wird ihre Lücken haben; allein wir dürfen sofort hier daran erinnern, daß die geschichtliche Literatur der Gewerbe eben noch sehr jung ist, und sich in Bezug auf die Vollständigkeit des zusammengestellten Materials noch nicht zu dem Niveau anderer historischer Zweige, z. B. der Geschichte der Kriege, einzelner Literaturzweige u. s. w., erhoben hat. Und doch kommt für unseren Zweck namentlich auf statistische Zahlen so außerordentlich viel an, besonders um feste Anhaltspunkte für die Vergleichung zu erhalten, und um sich nicht auf die allgemeinen Phrasen von „großen Fortschritten“, „bedeutenden Rückschritten“ u. s. w. beschränken zu müssen. Ist daher die letzte Periode der Gewerbe mit größter Ausführlichkeit behandelt als irgend eine der früheren, so liegt der Grund vorzugsweise in der Statistik, welche, abgesehen von den Ziffern über Aus- und Einfuhr, nur hier und da bis in die vorliegende Periode zurückreicht.

I. Periode.

Bis zu dem Untergange des weströmischen Reiches, bis 476 nach Chr.

Von einem eigentlichen Gewerbe kann nur da die Rede sein, wo es einen Gewerbestand gibt, welcher nicht mehr bloß für den eigenen Verbrauch, sondern auf Verkauf arbeitet, und bei welchem deshalb vorausgesetzt ist, daß er es in dieser Fertigkeit zu einer gewissen Vollkommenheit gebracht habe. Wo also die Arbeitstheilung anfängt, da fängt auch das Gewerbe an; aber diese Arbeitstheilung hat bei verschiedenen Völkern zu verschiedenen Zeiten angefangen, und bildet bei jedem Volke eine wichtige Culturperiode, indem sie, außer anderen allgemeinen Culturbedingungen, wie Handel, Luxus u. s. w., noch einen fortgeschrittenen Zustand der Werkzeuge voraussetzt, deren Beschaffenheit für die Gewerbe von entscheidendem Einflusse ist. Auf der ersten elementaren Stufe mußten sich die Gewerbe da befinden, wo die Handwerkzeuge zum Schneiden, Hacken, Sägen u. s. w. noch aus Steinen, Muscheln, Knochen u. s. w. bestanden. Eine höhere Stufe mußte mit der Anwendung metallener Werkzeuge erreicht werden; aber diese

waren bei den meisten Völkern Anfangs nicht aus Eisen, resp. Stahl, sondern aus Kupfer, resp. Bronze gefertigt; und erst dann, als man sie aus Eisen, resp. Stahl zu fertigen verstand, trat wieder ein wesentlicher Fortschritt ein.

1) Von den alten asiatischen und afrikanischen Völkern zeichneten sich frühzeitig die Chinesen aus, obgleich die historischen Werke von Julien, Gué-laff u. A. immer noch nicht als ganz zuverlässige Documente hierüber gelten können. Doch stimmen fast alle Nachrichten mehr und mehr darin überein, daß viele Dinge vor ihrer Erfindung im europäischen Mittelalter bereits von den Chinesen erfunden worden sind, z. B. das Pulver, das Porzellan (nach St. Julien zwischen 185 und 189 nach Chr.), das Baumwollenspinner u. s. w.; besonders aber war es die Seidenindustrie, worin die Chinesen vor allen anderen Völkern sich ausgezeichnet haben und deren Lehrenmeister gewesen sind. Doch kann wegen des bisher immer noch nicht aufgefundenen sicheren Schlüssel zur Chronologie der Sinesier nicht entschieden werden, ob diese oder jene sich in den verschiedenen Gewerbezweigen früher hervorgethan haben. Auch möchten wir nicht mit Reichen behaupten, daß die alten Babylonier, resp. Assyrier am frühesten bedeutende industrielle Leistungen gezeigt haben, da die Entdeckungen Botta's, Lamartine's, Layard's, Oppert's u. A. noch nicht chronologisch feststehen. Aber immerhin müssen wir hier wegen der vorgeschundenen großen Paläste, Tempel- und Städte ruinen annehmen, daß man in den Baugewerken bereits weit vorgeschritten war. Dasselbe läßt sich von den alten Phöniziern in Betreff des Schiffbaus behaupten, während über die Zeit und Natur der denselben zugeschriebenen Erfindung der vervollkommenen Weberei, der Purpurfärberei und des Glases sich nichts Gewisses aussagen läßt. Ebenso unsicher ist z. B. die Nachricht, daß um 300 vor Chr. in der kleinasiatischen Stadt Pergamon das erste zweckmäßige Pergament bereitet worden sei. Dagegen gibt uns die Bibel über die Gewerbe bei den Juden einen ziemlich detaillierten Aufschluß, obgleich ein sehr ausgedehnter Verkehr in eigentlichen Gewerbszweigen bei ihnen sich nicht statuieren läßt. Nehmen wir hier sofort die alten Ägypter hinzu, so lassen zwar die merkwürdigen Bauten derselben auf einen mühseligen Fleiß in dieser Kunst, auch schon auf die Anwendung von größeren Mechanismen schließen, allein auch sie dürften dem Handel wenig industrielle Producte geliefert haben, und so die ersten Erfinder des Bierbrauens seien, ist zweifelhaft. Unter die ersten bemerkenswerthen Gewerbe der asiatischen und afrikanischen Völker gehört, außer der Errichtung der Baudenkmale und der Verfertigung der Waffen, wie der Schiffe, ohne Zweifel die Anfertigung von Gespinnten und hauptsächlich von Geweben, womit sich indessen noch selten das Geschlecht der freien Männer, sondern nur noch meist das Geschlecht der Frauen, der Töchter und der Sklaven abgab. Der industrielle Fleiß erschien noch unwürdig des freien Mannes, dessen Gewerbe der Krieg und die Katholikensammlung war. Die

in den Verkehr kommenden Gewerbsproducte bestanden hauptsächlich erst in Geweben aus thierischen Haaren und — in China — aus Seide, und wir dürfen es schon hier anerkennen, daß die Geschichte der Gewerbe vor

2) Die alten Griechen zeichneten sich zwar in der Bildhauer- und Baukunst vor den genannten Völkern in einer Weise aus, daß eine gewaltige Reihe von Mittelgliedern zu fehlen scheint, allein die Gewerbe wurden nicht minder von den freien Männern vernachlässigt und den Frauen, wie Sklaven überlassen, und wenn erzählt wird, daß Pericles, Alcibiades und Andere eine Art von Fabrikgeschäft getrieben haben, so darf man dabei wohl schwerlich an Verkaufsgeschäfte denken. Die altgriechische Geschichte zeichnet sich durch den Mangel industrieller Erfindungen und Fortschritte aus, und die alten Römer standen fast auf einer noch niedrigeren Stufe. Zwar berühren ihre Schriftsteller, daß schon zur Zeit des Königs Numa Pompilius sogenannte collegia fabrorum, z. B. der Gerber, bestanden hätten; allein zunächst sind diese Notizen nicht hinreichend beglaubigt, und andererseits war das Handwerk selbst noch in den Zeiten der Republik meist eine Sache der Sklaven und das der Gewerbe im Besonderen eine Sache der Frauen⁴⁾, sowie der Lurus in Kleidung, Wohnung u. s. w. noch auf der niedrigsten Stufe stand. Obgleich dem Archimedes (gest. 212 vor Chr.) mehr mechanische Erfindungen⁵⁾, z. B. die Winde und der Glaseuzug, zugeschrieben werden, so dienten sie doch meist nur der Kriegskunst, höchstens der Kunst, aber fast gar nicht zu industriell-praktischen Zwecken. Wie sehr noch zu Cicero's Zeiten alles Gewerbetreiben, das auf Verkauf und Verdienst ausging, von den freien Männern vernachlässigt war, zeigt eine Aeußerung des eben genannten Staatsmannes⁶⁾: „*Illiberales autem et sordidi quaeque mercenarii . . . sordidi etiam putandi, qui mercantur a mercatoribus, quod statim vendant, . . . opificesque omnes in sordida arte versantur, nec vero quicquam ingenuum potest habere officina . . . Mercatorum autem, si tenuis est, sordida putanda est, sin magna et copiosa, multa undique apportans . . . non est admodum vituperanda, atque etiam, si satinata quaestu vel contenta potius, . . . videtur jure optimo posse laudari. Omnium autem rerum, quibus aliquid acquiritur, nihil est a agricultura melius, nihil uberius, nihil dulcius, nihil homine libero dignius.*“ Natürlich war auch die Periode des Verfalls des römischen Reiches den gesunden, echt praktischen Gewerben ebenso wenig günstig als die beginnende Völkerverwanderung. Doch findet man einzelne Fortschrittspunkte, wie die Erfindung der Wassermöhlen und die Anwendung des Glases zum Zwecke der Fenster im 4. Jhdh. nach Christus, sowie man schon früher in der Rhetorik Fabrikwesen geleistet hatte. Auch wird erwähnt, daß sich schon zur

4) Latr. I. 57.

5) Offic. I. 42.

6) Von den Travern vierzig.

6) De

Römerzeit die Niederländer durch die Verfertigung von Wollenzuhen ausgezeichnet haben, während z. B. die Kunst der alten Germanen, hopfenloses Bier zu bereiten, nur ein Hausgewerbe war, welches unabhängig von ihnen auch andere Völker übten.

II. Periode.

Von dem Untergange des weströmischen Reiches bis zur Entstehung der Könige in Europa, von 476 bis zum 12. Jahrhundert.

1) Von den asiatischen und afrikanischen Völkern kann nicht geräumt werden, daß sie in dieser Periode gewerbliche Fortschritte in bedeutendem Grade gemacht hätten. Ihre Industrie zeichnete sich durch keine weltbewegende Erfindung aus; sie blieb im Ganzen stationär; denn ihre staatlichen, sozialen und wissenschaftlichen Zustände waren meist im Rückfalle begriffen, mit Ausnahme der Traber, bei welchen sich namentlich auszeichnete die Industrie der Waffen (von Stahl), des Leders und des Papiers (z. B. in Mesopotamien), und mehrere chemisch-praktische Erfindungen, z. B. einer neuen Methode zur Laugenfolgengewinnung (Alkali), gemacht wurden.

2) In Europa konnten die Völkerwanderung und deren nächsten Nachwirkungen der Ausbildung der Gewerbe ebenso wenig günstig sein, wie in Asien und Afrika die Eroberungszüge der Traber für die unterworfenen Völker. Aus den Annalen des griechischen Kaiserthums verdient fast nur die Einführung der Seidenindustrie hervorgehoben zu werden, wozu im 6. Jahrh. unter Justinian christliche Mönche den Grund legten, indem sie aus Indien die ersten Eier des Schmetterlings der Seidenraupe einführten. Nur langsam schritt der neue Gewerbezweig fort; erst im 11. Jahrh. erreichte er Italien, wo 1050 zu Palermo die ersten derartigen Manufakturen entstanden sein sollen. Nach einigen Nachrichten soll indessen schon unter den Vanalen in Spanien, namentlich zu Granada, Seidenzucht bestanden haben. Aber sicher ist es, daß sich hier unter der Herrschaft der Traber frühzeitig die Vereitung eines guten Leders, namentlich zu Cordova (Corduan), ausgezeichnet hat, und daß schon im 8. Jahrh. Baumwollenspinner gefertigt wurde, für welches um 1100 hier, wie in Italien, bereits bedeutende Fabriken bestanden.

Etwas mehr detaillirte Nachrichten besitzen wir aus denjenigen Ländern, welche das Frankreich bildeten, wo schon die erste Zeit dieser Periode am Rheine und an der Donau einige Städte aufzuneimen hat. An denselben waren die Gewerbe noch weit entfernt, eine ehrenvolle Arbeit der freien Männer zu sein. So finden wir um 590 unter den Burgundionen Schuhmacher, Schneider und andere Handwerker, jedoch als servi unter dominis¹⁾, und bei den Alamannen werden um 600 Kleider-

macher erwähnt, ein Beweis, daß die Arbeitsteilung in dieser Weise bereits begonnen hatte. Es waren um diese Zeit besonders Mönche, wie Columbanus, Gallus, Bonifacius u. A., welche aus Irland und England mit dem Christenthume den gewerblichen Fortschritt in Süd- und Westdeutschland, mit Einschluß der Schweiz, wesentlich förderten. Auch noch unter Karl dem Großen lag die Vereitung der Gewerbe, der Werkzeuge und anderer Verbrauchsgegenstände noch vorzugsweise den freien und Sklaven ob, wie es ja bekannt ist, daß die Kleidung des großen Kaisers eigenthümlich von seiner Gemahlin und seinen Töchtern angefertigt wurde. Karl hatte namentlich auf seinen ca. 70 Meierden, über welche aus freierlei Verzeichnisse vorliegen, viele Handwerker, wie Schuhmacher, Schneider, Tüchler, Schmiede, Schwertfeger, Wagner, Drechsler, Schmied, Eisenfeger, Bäcker, Brauer u. s. w.; aber es waren hiebei Leute, welche keine Arbeit zu eigenem Gewerbe ausübten, und denen der „Herr“ „Meister“ setzte, welche selbst nur ausnahmsweise in den Stand der freien erhoben wurden. Zwar werden schon aus jener Zeit Handwerkererinnungen erwähnt; allein dieselben hatten im Wesentlichen keinen gewerblichen Zweck, und wo sie sich zur Emancipation von der Herrschaft zu erheben suchten, trat ihnen der Kaiser entgegen. Einige Orte, denen man den Namen der Städte geben kann, zeichneten sich neben den kaiserlichen Meierden bereits als Orte einer etwas intensiveren Industrie aus, wie Weisk, Tours, Troyes durch wollene Zeuche, eiserne Waaren und Glas. Auch wurde zu Troyes ein bedeutender Markt gehalten. Bekannt ist, daß Karl von den Travern jene viel erwähnte Uhr erhielt, sowie aus Griechenland die erste Drapel.

Bald nach des Kaisers Tode trat mit dem Versalle der kaiserlichen Macht auch ein Verfall der Cultur und der Gewerbe ein; nur hier und da taucht ein gewerblicher Lichtpunkt auf. So wird erwähnt, daß man schon im 9. Jahrh. zu Genf Gewichtshaken verfertigt habe, von denen ein vollkommenes Exemplar um 900 der französische König Gerbert zu Magdeburg (später Papst) zu Stande gebracht haben soll, und von dem Grafen Waldwin III. in Flandern ist es beglaubigt, daß er um 900 treuere Leinen- und Wollenweben in sein Land bringe, und daß diese Industrie fortan namentlich in Gent eine steigende Masse von Producten lieferte. Die wollenen Gewebe, welche Deutschland im 11. Jahrh. bis nach Constantinopel absetzte, hatten hauptsächlich in Nordwestdeutschland und in Flandern ihren Ursprung. Auch in Westdeutschland haben sich immer mehr einige Städte als Industrieorte, z. B. Straßburg, wo wir für das Jahr 982 bereits zwölf Zünfte aufgeführt finden, welche jedoch noch unter dem Territorialherrscher, dem Bischofe, standen. Wie niedrig aber damals noch häuslicher Luxus und Comfort standen, mag z. B. daraus ersicht werden, daß noch im 10. Jahrh. viele Kirchen ohne Glasfenster waren, und daß deren die Wohnhäuser, bis auf einige Schlösser der Fürsten, noch ganz entbehrten.

7) Lex Burgund. XXX, 2.

III. Periods.

Von der Entstehung der Bänfte in Europa bis zur Entdeckung von Amerika, vom 12. Jahrhundert bis 1492.

1) Was wir über die gewerbliche Thätigkeit der Asiaten und Afrikaner in dieser Periode wissen, begründet keinen wesentlichen Fortschritt gegen die vorhergehende. Neben den Werkzeugen für den Krieg, diesen Feind einer gewerblichen Industrie, sind es hauptsächlich wollene und seidene Gewebe und Schmuckgegenstände, deren Ausrüstung durch das Leben und die Lebensweise der Orientalen bedingt war, während das Haus wie noch jetzt wenig Ansprüche machte. Indessen mochte die gewerbliche Thätigkeit der Chinesen, nicht bloß in Seidenzeugen, im Allgemeinen über der abendländischen stehen, wenn wir auch die Uebertreibungen, welche damals zum Handwerk der Reisenden gehören, selbst bei Marco Polo in Abzug bringen.

2) Italien ist unter den europäischen Ländern neben Flandern eins der ersten, wo wir auf die Anfänge der modernen Fabrikunternehmungen treffen. Denn schon aus dem 13. Jahrh. und vielleicht aus einer noch früheren Zeit find gewerbliche Anlagen bekannt, welche von Einem Unternehmer geleitet wurden und eine große Zahl von Arbeitern beschäftigten, welche zum Theil verheirathet waren, und nicht in dem Hause des Unternehmers wohnten, so daß man sie als Fabrikarbeiter bezeichnen kann. Um 1350 soll es z. B. in Florenz, wenn auch übertrieben, bereits 30,000 Wollträger, vielleicht mit Einschluss der Frauen und Kinder, gegeben haben, welche sich auf ca. 200 Werkstätten (Manufacturen) vertheilten. Es kann also hier nicht mehr von der bloßen Verfertigung des häuslichen, kaum des inländischen Bedarfs die Rede sein, und wurden die Erzeugnisse bereits in ziemlich großen Massen exportirt. Von andern im großen Handel bekannten italienischen Industrieproducten verdienen während des Mittelalters die zu Venedig fabricirten Spiegel erwähnt zu werden, welche eine Zeit hindurch in keinem andern Lande so ausgezeichnet gefertigt wurden. Auch tauchen in Italien, um 1340, die ersten Papiermühlen auf, nachdem schon um 1282, wahrscheinlich auch in Italien, die Zwickmühlen für Seide erfunden worden waren. — In Spanien trugen während dieser Zeit, besonders im 15. Jahrh., die Seiden- und Wollenmanufacturen von Toledo hervor, während Frankreichs Gewerbe, besonders in den Städten, durch die Kreuzzüge sich hoben, indem diese auf Kosten des verfallenden Adels sich emporarbeiteten und selbstthätiger in ihren Zünften und inneren Verfassungen machten, wozu noch kam, daß man durch die Berührung mit dem Morgenlande eine Menge neuer Bedürfnisse, Producte und Kunstfertigkeiten kennen lernte, und andererseits eigene Producte in größerer Masse dorthin absetzen begann, eine Wendung der Dinge, welche sich indessen auch bei andern abendländischen Völkern geltend machte. Als gewerblichste zeichnete sich während des 14. und 15. Jahrh. namentlich die Bretagne und die Normandie

aus, wo man damals wollene, seidene und auch schon
leinene Producte in bemerkenswerther Güte anfertigte.

3) In Flandern, welches wir wie Brabant schon jetzt abichtlich von Teutschland trennen, behauptete während des 12. Jahrh. die Wollenmanufaktur unter allen Gewerbszweigen den höchsten Standpunkt, namentlich in Betreff des Rufes auf auswärtigen Märkten. Aber schon im 14. Jahrh. entstanden hier unter den zu großen Massen angewachsenen und nach Theilnahme an der Communalregierung firebenden Vollenwebern so bedeutende Unruben, daß sie zum großen Theil vertrieben wurden, und die vertriebenen sich hauptsächlich nach Brabant wendeten, wo Brügge bald 4000 Weisser und 5000 Gefellen zählte. Aber auch hier erregten sie am Ende des 14. Jahrh. Unruben, und ein Theil derselben wanderte aus, besonders nach England. Bald darauf, namentlich am Ende des 15. Jahrh., zog sich auch der Parkwoerthe in Gewerbszweigen von Brügge mehr nach Antwerpen. Inzwischen blieb die Ausfuhr von wollenen Tüchern aus den ganzen Niederlanden fortwährend sehr lebhaft. Brügge soll in der Zeit seiner damaligen Blüthe an 50,000 Menschen durch das Spinnen und Weben der Welle beschäftigt haben. Den Rohstoff bezog man hauptsächlich aus England, bis die Wollausfuhr von hier theils durch Verbote, theils durch die inländische Manufaktur geschmmt wurde.

4) England hatte schon längst mit Eiferfucht nach den Wollgewerben der Niederlande, von wo es die besten Tücher bezog, hindrübergeblidt. Da gelang es unter König Heinrich III. im 12. Jahrh., viele Wollenarbeiter, besonders Weber, von dort herüberzuziehen in eine Erfindung, welche sich namentlich im 13. Jahrh. wiederholte, wo man auch, z. B. 1337, die Wollausfuhr und die Einfuhr von wolleuen Tüchern untersagte, Verbote, welche später mehrmals wieder aufgehoben und ebenso oft erneuert wurden. Namentlich war es Edward III., von 1227—1271, welcher zu dergleichen Maßnahmen griff, und zwar nicht ohne Erfolg, indem von jezt ab die Ausfuhr von Wollenwaaren über die Einfuhr den Sieg davon trug. Auch jezt in derselben Zeit die Wille der sendender Wollenwerke die Zahl der vorhandenen Stühle von 180 auf 80 herab, um dem Preis der Waare hoch zu halten¹⁾. Edward IV., von 1461—1483, ging in den Verordnungen zum Schutze der englischen Gewerbe noch weiter, indem er nicht bloß die Einfuhr von Wollenwaaren, sondern auch von Gold- dracht, Spitzen, Bändern u. s. w. verbot. Zunächst freilich sollte mol dem Abflusse des Geldes in das Ausland vorgebeugt werden. Richard III., von 1483—1538, verbot die Einfuhr von Schüsseln, Schüsseln, Möllkannen, Kägeln, Nabein, Glocken, eisernen Leuchtern, Kupfergeschirren u. s. w. Wie wenig aber noch von englischer Comfort die Rede sein kann, geht beispieis- weise daraus hervor, daß im 15. Jahrh. die Haufen vieler reichen Leute noch ohne Glasfenster waren, ein

8) Moreau: Rise and Progress of the Wool Trade, begin. Jahre 1189. 9) Roth Wilda's Güldeneses des Mittelalters.

Mangel, welchen man auch noch im 16. Jahrh. antraf. Uebrigens sind Zeugnisse vorhanden, daß man hier schon im 14. Jahrh. die Steinföhle, wenn auch noch lange nicht zur Gewinnung des Eisens, so doch zum Heizen und vielleicht zum Schmieden benutzte.

5) Zwar hatten deutsche Geschäftlichkeit, Fleiß und Erfindungsgabe bereits hohe Fortschritte in den Gewerben gemacht, nicht bloß in den Geweben, sondern auch namentlich in den Metallarbeiten, sodaß wir schon im 11. Jahrh. gute Erzgeräthe finden, allein die Arbeit war noch von einem wesentlichen Mangel gedrückt, von der Leibeigenschaft oder Hörigkeit. Es fehlte noch an einem auch durch locale Vereinigung geknüpften und gehobenen besonderen Gewerbeverband freier Männer, welche ihre Arbeit ohne Zwang verrichten und genießen konnten. Namentlich die Handwerker waren an die Befehle ihrer Herren gebunden, denen sie bei ihren Reisen, Kriegs- zügen u. s. f. Waffen, Lederzeug, Schiffe u. s. w. in vorgeschriebener Beschaffenheit liefern mußten. Doch hatten schon vor dem 12. Jahrh. einige westliche Städte durch die vereinigte größere Zahl der Gewerbe diesen einen Aufschwung, eine höhere Arbeitsteilung gegeben, wozu bald der Einfluß der eigentlichen Städtegrundenden Periode kam, wo die Kaiser viele Störige, namentlich Handwerker, zu freien Männern emancipirten. Zwar finden wir schon im 10. Jahrh. an einzelnen Orten, wie zu Köln am Rheine, Zünfte freier Handwerker; allein als ihre eigentliche Wiege pflegt man erst das 12. Jahrh. zu betrachten, obgleich auch noch jetzt die meisten Handwerker Knechte ihrer Herren sein mochten. Abgesehen von Strasburg und Köln, werden von vielen Schriftstellern als die ersten deutschen Zünfte die Fischer zu Worms 1106 und die Kürschner zu Duedlinburg 1134 genannt. Auch zu Aachen finden wir im 12. Jahrh. freie Tuchmacher, und im 13. Jahrh. dürfte sich dieser Proceß soweit vollendet haben, daß alle Handwerker in den Städten ihre Meister selbst wählten. Von vielen competenten Auctoritäten werden die Zünfte der Bäcker, Brauer, Fleischer und Schuhmacher als die ältesten freien Institute der Art in Deutschland erklärt. In Frankreich, Niederland, England ist diese Emancipation der Gewerbe etwa gleichzeitig durchgesetzt worden, während viele italienischen Städte hierin um ein Jahrhundert vorangeilt sein dürften. Der Konstitution der Zünfte folgte naturgemäß die weitere innere Organisation derselben, welche sich nach Aachen hin bald sehr abschließend, nach Innen sehr demokratisch zu gestalten suchte, indem man die Aufnahme Anderer in die Gewerbe soviel wie möglich erschwerte, vor Allem nur die Meisteröhne zur Meisterschaft zuliess, die Zahl der Lehrlinge und Gesellen beschränkte, fremde Handwerkarbeiter von dem eigenen Markt ausschloß. So war z. B. in den Innungsstatuten, welche 1361 die Rathsmannen von Schweidnitz den vorigen Schneidern bestätigten, unter Anderem festgesetzt, daß kein Meister mehr als einen Lehrlingen oder nur zwei Knechte (Gesellen) und keinen Lehrlingen halten sollte. Wenn man aber annimmt, daß damals die Meisterzahl im Vergleich mit der Bevölkerung weit

kleiner gewesen sei als jetzt, so ist das für viele Handwerke nicht richtig; man weiß z. B., daß Gassel im 14. Jahrh. verhältnißmäßig mehr Schuhmachmeister hatte als jetzt.

Was einzelne Industriezweige betrifft, so zeichnete sich schon im 12., noch mehr im 14. Jahrh. Dessen und besonders Wäskalen durch seine Linnenwaren aus, wovon in dieser Zeit der Ruhm, die besten Bierbrauereien zu haben, welche ihr Product besonders nordwärts und südwärts absetzten, den niederertheutschen Städten gebührte, wie Einbeck, Braunschweig, Hannover, Hildesheim, Minden, Bremen, Hamburg, Lübeck. Dagegen wurden bald zwei mitteldeutsche Städte, Nürnberg und Augsburg, die Sitze der blühendsten Gewerbe in Holz und Metall und der hierauf bezüglichen Erfindungen, besonders seit dem 14. Jahrh., noch mehr im 15. Während Augsburg schon im 14. Jahrh. die berühmtesten Wollentwerkarbeiten und die feinsten Leinwand lieferte, zeichnete sich Nürnberg gleichzeitig besonders durch fast alle Gattungen von Kurzwaren aus. Auch erfand man hier z. B. 1360 das Drahtziehen, wodurch die Stadt in den Stand gesetzt wurde, eine ungeheure Mehrproduction an Nadeln zu erzielen. Silber und Gold lieferten die reichen bayer und erzbayerischen Bergwerke, denen für die Erzeugung des wahrscheinlich schon vor Berthold Schwarz unabhängigen von den Chinesen wiedererfundene Schießpulver, welches die Chinesen und Araber schon lange vorher gekannt hatten, zu Hilfe kam. Im Jahre 1370 ließ der König Karl V. von Frankreich den berühmten deutschen Schlagabruhfabricanten Heinrich v. Weid aus Teutschland nach Paris kommen. Auch fällt die Erfindung des Linnenpapiers durch Teutsche in das 14. Jahrh. 10) Aller dieser und ähnlicher Erfindungen bemächtigte man sich besonders in den beiden genannten Städten, welchen übrigens auch eine große Zahl von eigenen Erfindungen im weitesten Sinne gebührt, und der Absatz der Waaren nach Italien und dem Norden bereicherte die reichstädtische Bürgerschaft. Während man im 14. und besonders im 15. Jahrh. zu Augsburg und Nürnberg im Färben der feinen weissen Tücher Meister war, behauptete der Nordwesten von Teutschland in dieser Zeit den alten Ruhm der vortheilhaftigen und massenhaften Tuchweberei, welche besonders in Aachen, aber auch in Lennep, Crefeld, Denabruß, Hildesheim, Braunschweig, Duedlinburg, Magdeburg und anderen Städten blühte. In das 15. Jahrh. fällt bekanntlich auch die teutsche Erfindung der Buchdruckerei (durch Gutenberg und Faust) und der Kupferstichkunst.

6) Scandinavien, Polen und Rußland hatten in dieser Periode zwar bedeutende Stapelplätze und Märkte, allein die hier verkauften Gewerbsproducte waren zum größten Theil teutschen Ursprungs, und die eigene Industrie ist kaum nennenswerth. Die hauptsächlichsten Hausbedürfnisse waren beschränkt, und wurden meist von den Consumenten selbst angefertigt.

Zwar schloß, wenn wir einen Rückblick thun, der

10) Nach Anderen schon in das 13. Jahrhundert.

Zeit vom 12. Jahrh. bis 1492 noch mancher Förderungsmittel der späteren Vordenen: die starke Production an Metallen, besonders Eisen, die massenhaften Zahlungsmittel, die sicheren und langen Credit, die Sicherheit der Wege und Reisen, der Friede im Lande, die guten Straßen und Kanäle, die schnelle und gesicherte Schifffahrt u. s. w.; allein die Gewerbsarbeit hatte sich aus dem Schimpfe zur Ehre für freie Männer emporgearbeitet, die Gewerbetreibenden hatten sich mit Woll und Groben umgeben, die Handwerker, namentlich in Deutschland, während des 14. und 15. Jahrh. einen Platz im städtischen Regimente erstritten und gegen die Raubritter mit voller Rüstung bewaffnet; die Gewerbsarbeit hatte sich mehr und mehr getheilt, und war durch den Abfall lohnend geworden, obgleich der goldene Boden des Handwerkes zum guten Theil in dem Zwangslage lag, welcher die unbeschränkte Concurrenz von sich fern zu halten wußte. Die Manufakturwaren hatten, gegen Getreide gehalten, im Vergleich mit der nächsten Periode, einen 2 bis 3 mal, theils 4 mal höheren Preis, aber kost noch gar keine Gewerbesteuer.

IV. Periode.

Von der Entdeckung Amerikas und des Weges nach
Ostindien bis zur französischen Revolution, von
1492 bis 1789.

1) Asien und Afrika. Die Auffindung des ununterbrochenen Seeweges nach Ostindien um Afrika herum durch die Portugiesen, denen bald andere Nationen folgten, hatte auf die entlegenen Länder in gewerblicher Hinsicht den Einfluß, daß die Europäer ihre Industrieerzeugnisse, wenn auch nicht in dem Grade wie später, wo die erste Geldgier sich gezeigt hatte, bei ihnen abzusetzen und dafür hauptsächlich Naturprodukte einzutauschen suchten; nur wenige asiatische Kunstzeugnisse fanden einen verstärkten Absatz nach Europa, unter diesen namentlich die seidenen Waaren Chinas und die feinen Shawls Ostindiens und der angrenzenden Länder, in deren Verfertigung die Europäer es noch lange nicht gleich thun konnten. Es läßt sich daher voraussagen, daß diese Gewerbezweige durch die europäische Nachfrage sich in der Produktionsmenge gehoben haben, während andere sinken mußten. Was man auch von dem Baumwollenpapiere Mecca's, den Ringen von Damascus, wo ihre Fabrication seit der Eroberung durch Arabien sehr in Verfall kam, dem persischen Saffan u. s. w. gerühmt hat: ein Fortschritt der asiatischen und afrikanischen Gewerbe von 1492 bis 1789 ist weit weniger als ein Rückschritt anzunehmen, namentlich seitdem die europäischen Industrieprodukte mehr und mehr hier einen Markt suchten. Nur die Industrie der Seide, der Shawls und anderer feinen Gewebe behielten ihre Bedeutung. Andere Produkte hatten für die Europäer zum Theil nur die Bedeutung von Curiositäten. Von umfangreichen Manufacturen, etwa mit Ausnahme der Zubereitung der Theeblätter, ist uns Nichts bekannt; die Gewerbe wurden meist im beschränkten, häuslichen Umfange betrieben.

2) Portugal war im Anfange dieser Periode viel zu sehr mit der Schifffahrt und dem Handel nach Ostindien und Amerika beschäftigt, als daß es Zeit und Lust für die Förderung seiner Gewerbe gehabt, und die Beschäftigung sich in dieser Richtung bewegt hätte. Man zog es vor, auswärtige Industrieprodukte gegen Südstämme einzutauschen, und namentlich bewerkte der 1703 mit England geschlossene Vertheuervertrag, daß Portugal in erhöhtem Grade von diesem Lande aus mit Manufakturwaren versorgt wurde. Zwar machte unter Peter II. der Minister Ercilano einige Anstrengungen, die inländischen Gewerbe zu heben, allein ohne vielen Erfolg; die Portugiesen waren dieser Art von Arbeit entwöhnt. Etwas nachhaltiger waren in der zweiten Hälfte des 18. Jahrh. die Bemühungen des Ministers Pombal, namentlich für das Seidengewerbe.

3) In ganz ähnlicher Lage wie Portugal befand sich Spanien, wo die Geröbnung an die Abenteuer der Schifffahrt, der Entdeckungstreifen, der Conquistadorenzüge, edelstehender Eteln und noble Faustheile die Leute von der industriellen Arbeit entwöhnt hatten, und wenn Navarrete erzählt, daß Blasco de Garay 1543 im Hafen von Barcelona ein von ihm gearbeitetes Dampfgeschiff gezeigt habe, so ist dies eben eine einzelne stehende Anekdote, welche deshalb für die Erfindungskraft der Spanier nur ein zweifelhaftes Zeugnis ablegt. Dazu kam bei dem großen Zustrome von Gold und Silber ein sehr hoher Stand der Arbeitslöhne. Trotzdem standen zu Segovia, Arancia und andernorts in der ersten Hälfte des 15. Jahrh. die Wollenwebereien in einiger Blüthe. Im Jahre 1492 hatte Ferdinand der Katholische 1 Million meist gewerksamer Leute aus dem Lande vertrieben, eine Operation, welche 1610 Philipp III. an ebenso viel kunstfertigen Leuten wiederholte. Auch der düstere Philipp II. hatte keinen Sinn für Industrie, welche er außerdem mit drückenden Steuern belastete, und in seinen beglückten Provinzen durch den Krieg nahezu vernichtete. Die Gewerbe in Seide, Woll, Baumwolle, Häuten, Tapeten, Porzellan, Glas, Eisen u. s. w. schwang sich zwar unter Ferdinand VI. und Karl III. im 18. Jahrh. wieder etwas empor; aber die Einfuhr von England blieb trotzdem sehr bedeutend, und fand verbesserte Straßen vor. Die alte Arbeitsweise war erst um ein Geringes gewichen. Die Volkszählung im Jahre 1788 ergab 1,200,000 müßige Menschen, meist Adel und Geistlichkeit mit ihrer zahlreichen Dienerschaft, dagegen nur 2,200,000 Tagelöhner, Handwerker und Manufakturarbeiter, welche indessen eines sehr hohen Arbeitslohnes genossen. Eine förmliche Verordnung von 1783 gab jedem Handwerker bei Verlust seines Bürgerrechtes auf, wenigstens Einen Sohn sein Gewerbe fortsetzen zu lassen.

4) Unter den Gewerbezeugnissen Italiens, welches wie die pyrenäische Halbinsel mehr zur Schifffahrt und zum Handel als zum industriellen Fleiße hienneigte, zeichneten sich während dieser Zeit besonders die Seidenstoffe von Genua und Venedig, das Papier und der Sammet von Genua (und Venedig), das Glas von

Venedig aus. Namentlich wurde Europa von Venua aus mit seinem Papiere versorgt. Die ersten Pendeluhrn hat wahrscheinlich der Florentiner Cosiläi (gest. 1642) konstruirt.

5) Frankreich verdankt dieser Periode den Anfang eines Gewerbes, welches für die Folgezeit von der größten Bedeutung wurde: 1521 unter Franz I. wanderten aus Italien die ersten Seidenweber ein, und ließen sich besonders in Lyon nieder, und noch im 16. Jahrh. führte man namentlich nach England seidene Waaren aus. Nachdem schon 1614 der dritte Stand die Aufhebung der Zünfte beantragt hatte, an denen man z. B. die lange Lehrlingszeit — bei den Färbindern in Lyon sieben, bei den Strumpfwirkern in Paris zehn Jahre — ungerechtfertigt fand, wurde unter dem Ministerium Sully's der Ackerbau vorwiegend begünstigt und die Industrie mit erhöhten Steuern beschwert, wogegen Colbert (1661—1683) seine Kunst mehr dem Handel (Mercantilsystem) und den Gewerben zuwandte, und namentlich den fabrikmäßigen Betrieb der letzteren förderte, indem er z. B. zur Hebung der Wollemanufactur aus dem Staatskassae jährlich eine Million Livres bewilligte, den einwandernden Handwerkern eine Menge Freiheiten, Privilegien, Geldunterstützungen verlieh, und sehr erhebliche Schutzzölle einfuhrte, sodaß mehrere Industriezweige auf diese Weise bald in die Höhe kamen, z. B. die Seidenweberei (zu Lyon), die Breitung von wollenen Geweben (zu Sedan), die Verfertigung von Spitzen und Kinnenzuch (zu Cambrai, Valenciennes, Lille), von Tapeten (zu Arras), Spiegeln u. s. w. Aber die fanatischen Maßregeln Ludwig's XIV. gegen die Huguenotten, namentlich die Aufhebung des Edictes von Nantes im Jahre 1685, jagten eine Menge der geschicktesten Arbeiter aus dem Lande. Trotzdem machte namentlich die Verfertigung von Luxusartikeln, worin die Franzosen bis jetzt die Meister von Europa geblieben sind, große Fortschritte, und pro 1716 berechnete man allein die Ausfuhr von seidnen, wollenen, leinenen und baumwollenen Stoffen auf 30 Mill. Francs, dagegen pro 1787 auf 168¹/₂ Mill., obgleich der 1786 mit England abgeschlossene Handelstractat dem Abflusse französischer Fabricate dahin, mit Ausnahme von Wein und Branntwein, nachtheilig war. Das um 1750 durch DuRoi gegründete physischökonomische System war zwar einerseits dem laissez faire, der Gewerbefreiheit günstig, wendete aber seine positiven Begünstigungen vorzugsweise der Landwirtschaft zu, von welcher es behauptete, daß nur sie ein eigentlich productives Gewerbe sei, indem sie Rohstoffe zu Tage fördere. Indessen waren seine praktischen Folgen zunächst von geringer Bedeutung. Zwar hob Turgot 1776 die Zünfte auf, aber schon nach sechs Monaten wurden sie von dem Könige wiederhergestellt, wenn auch nicht ohne Reformen, z. B. durch Verminderung ihrer Zahl, wodurch viele lästige Streitigkeiten über Arbeitsabgrenzung in Wegfall kamen, und durch Ermäßigung der Gebühren zur Aufnahme in die zünftige Meisterklasse, welche z. B. bei den pariser Schneidern 1000 Livres betrug, bei den Ipfenern nur 100.

8. Gesch. d. W. u. d. Größ. Seiten. LXX.

6) In den Niederlanden trat während des 16. Jahrh. neben die Wollenspinnerei und Weberei eine starke Linnenindustrie; allein der Kampf mit Philipp II. brachte auch nach seiner Wendung diese Zweige in den nicht besetzten Provinzen zum Stehen, und viele fleißige und geschickte Unternehmer wie Arbeiter zogen sich aus Flandern und Brabant nach dem Norden, namentlich nach Amsterdam und Leyden. Außerdem erhielt die Glasarbeit seit der Erfindung des Fernrohrs durch Zacharias Janssen um 1590 einen neuen Anstoß, besonders in den freien Staaten, wogegen die Versuche des Flämänders Salomon de Gaus um 1615, die Dampfkraft technisch zu verwenden, eben nur noch Versuche blieben. Der 30jährige Krieg hatte für das Land nicht die störenden Folgen wie anderwärts; die niederländischen Lächer aus Wolle waren nach wie vor aus den europäischen Märkten die geschätztesten, namentlich die feinsten Sorten, welche man anderwärts nicht herzustellen vermochte. Die niederländischen Wollenmanufacturen, von welchen die lybener die bedeutendsten waren, bezogen im 17. Jahrh. fünf Mal soviel spanische Wolle als England und Frankreich zusammen. Außerdem brachten am Ende dieses Jahrhunderts die aus Frankreich vertriebenen Protestanten dem Gewerbsflusse der Generalstaaten einen merkwürdigen Zuwachs, sodaß mancher vorher fast ausschließlich französische Gewerbe hier einen neuen Boden fand. Die holländischen Papiere waren am Ende des Jahrhunderts für Europa das, was vorher die genuesischen gewesen waren. Aber im Laufe des 18. Jahrh. begannen in den Generalstaaten sehr wesentliche Gewerbe zu verfallen, besonders in der Linnen- und Baumwollensfabrication, theils weil andere Länder in erhöhte Concurrenz traten, und dabei stärkere Wasserkraften neben niedrigeren Löhnen hatten¹¹⁾, theils weil England, Frankreich, Rußland und andere Staaten die importirten Manufacturproducte mit höheren Zöllen belegten, während die Holländer dem Freihandel treu blieben, resp. bleiben mußten, theils weil die Generalstaaten die gewerbliche Arbeit mit gesteigerten Steuern belasteten, theils weil die eigene Schifffahrt immer mehr an die Engländer und andere Nationen überging, aber die dadurch disponibel werdenden Capitalien mehr in einträglichen Papieren als in Manufacturen ihre Verwendung suchten. Dagegen hob sich am Ende des Jahrhunderts in den österreichischen Provinzen unter Joseph II. wieder die Wollen-, Linnen- und manche andere Manufactur.

7) In England ging namentlich Heinrich VIII. auf dem Wege des Zölsuchers für die einheimischen Gewerbe weiter, unter denen er vor Allem die Wollenmanufactur, selbst durch Einfuhrverbote, hob, sodaß die inländische Schafzucht sich ebenso vermehrte wie die Ausfuhr von Luchsen, namentlich auch nach Rußland. Dieselben Maßregeln wandte Elisabeth an, welche gleich

11) Ein holländischer Fabrikarbeiter, wenn wir für jene Zeiten diesen Namen brauchen dürfen, erhielt um 1750 wöchentlich 4 Gulden und darüber.

im Anfange ihrer Regierung die Einfuhr von Lederwaren, Spitzen, Messern, Schloßern und anderen Metallprodukten verbot. Doch waren es nicht sowohl diese Gesetze als vielmehr die Steinföhlen, welche von jetzt an der englischen Metall-, besonders Eisenindustrie den später so gewaltigen Aufschwung zu geben anfangen, obgleich diese Anfänge fürs Erste noch sehr unbedeutend waren. Um das Jahr 1641 wird zuerst der Anfertigung baumwollener Zeuge zu Manchester gedacht, nachdem sich 1703 die Einfuhr roher Baumwolle auf 1 Mill. 170,887 Pfund belaufen hatte, und in die Zeit von 1650 fallen die Bestellungen des Marquis von Worcester, der Dampfkraft eine gewerbliche Verwendung zu geben. Aus dem Jahre 1660 führen wir das erneuerte Verbot der Wollausfuhr an, welches den Zweck hatte, der inländischen Manufaktur den Rohstoff zu erhalten, und den Erfolg, daß den brandenburgischen und anderen Tuchmachern das Material sehr knapp wurde. In das Ende des 17. Jahrh. fällt die Einnöndung vieler französischer Refugees, welche nicht bloß eine ansehnliche Thätigkeit für die Wolle, Hut-, Papier-, Seiden- und Glasmanufacturen, sondern auch Geheimnisse mitbrachten, z. B. für die Zechsfärberei, besonders bei der Seide, deren Gewerbe indessen schon um 1666 an 40,000 Hände beschäftigt hatte. Außerdem dürfen die englischen Korngesetze dieser Zeit, welche zum Theil den Zweck hatten, den Gewerben billiges Brod zu geben, nicht vergessen werden. Ein solches ward namentlich 1689 gegeben, wodurch erlaubt wurde, den Weizen nur dann auszuführen, wenn das Quarter einen Preis von 48 Schillingen und darunter hatte. Mit dem 18. Jahrh. beginnt für England die glänzende Reihe seiner industriellen Erfindungen, während sie namentlich in Teutschland aufhörte, die frühere Ruibarkeit zu entfalten. Wir erwähnen z. B. die vorerst noch misslingenden Versuche Savary's (um 1700), die Dampfkraft industriell zu verwerten, ferner die ebenfalls in den Anfang des Jahrhunderts fallende Erfindung der See- und Schiffsfuhr durch Harrison und die Erfindung des Weberschiffes 1738 durch John Kay in Lancashire, einer Provinz, welche bald die Wege noch vieler anderen gewerblichen Erfindungen werden sollte. Die ersten gewinnbringenden Versuche, das Eisenerz nicht mehr durch Holzkohle, sondern durch Steinkohle zu schmelzen, kann man von 1740 an datiren, und bald darauf benutzte man die Coaks (entsphwefelten Steinkohlen) zur Herstellung des Stabeisens¹³⁾, so daß der eigentliche Anfang der großartigen englischen Metallindustrie in diese Zeit fällt. Um 1746 entstanden in Veranlassung von chinesischen Einfuhren dieses Artikels die ersten Papierfabriken, und um 1750 bestand in Irland, namentlich in dessen nordöstlichen Theilen, bereits eine ausgedehnte Linnenindustrie. Die jährliche Eisenerzeugung Englands ward indessen pro 1750 erst auf 22,000 Tons (A 2000 Pfund) berechnet, nach Anderen für England und Wales zusammen auf 27,000 Tons. Im Jahre 1754 (1753) bildete sich zu

London die London Society of Arts and Manufactures, und 1757 gelang es dem John Dollond, das erste achromatische Fernrohr zu construiren. Um 1760 trat Wedgwood mit der Fabrication seiner trefflichen Töpferwaren, besonders des Steinguts, auf. Die Zeit während des siebenjährigen Krieges in Teutschland und nach demselben gab den Gewerben in England, namentlich den Baumwollengewerben, einen neuen kräftigen Aufschwung. Schon im Jahre 1767 waren¹⁴⁾ mit dem Spinnen und Weben der Baumwolle an 30,000 Menschen beschäftigt und zehn Jahre später bereits 100,000. Auch die Seidenmanufaktur suchte der Staat durch verschiedene Mittel zu heben, namentlich durch Ausfuhrprämien, aber diese kamen nur wenigen Unternehmern zu Gute, und die meisten der so fabricirten Seidenproducte wurden im Inlande consumirt. Nachdem 1764 Hargreaves die Jenny, Crompton die Mule, Cartwright 1785 die Mafchinenweberei erfunden, Artwright die vervollkommnete Baumwollenspinnerei, Watt die industrielle Anwendung der Dampfmaschine erfunden hatte, war für England und die Welt der gewerbliche Stein der modernen Wissen gefunden, und England ist seitdem im Spinnen und Weben der Baumwolle, sowie in der Eisenindustrie von keinem Lande übertroffen worden. Als Hauptganzpunkte der englischen Gewerbetätigkeit stehen fortan besonders die Erzeugung der feinen Baumwollengespinnthe (Zwiste) und der Stahlsmaaren, sowie der Maschinenbaukunst da. An Erfindungspotenzen wurden im jährlichen Durchschnitte ausgegeben von 1715—1727: 7, von 1727—1760: 7, von 1761—1780: 25, von 1781—1800: 63, von 1801—1815: 92, von 1818—1828: 154.

Zwar haben die Erfindungen Artwright's und Watt's, sowie ihrer großen Rivalen Hargreaves, Crompton, Cartwright u. A., nicht bloß für England, sondern für alle Völker eine so ungeheure Bedeutung, daß wir von dieser Zeit an eine neue gewerbliche Periode datiren müßten; allein da um dieselbe Zeit, wann auch etwas später, die französische Revolution mit ihren gewaltigen Einflüssen auf die gewerbliche Gesehggebung, auf die Vertheilung der Capitalien, auf die Grenzölle und Steuern, auf den Verbrauch einer großen Reihe von Artikeln, auf Luxus und sociale wie politische Lebensanschauung eintritt, und obige Erfindungen, welche zudem sich nicht in ein oder zwei Jahre zusammenhängen, nicht sofort den nachherigen gewaltigen Einfluß in der Praxis äßerten, so dürfen wir den Anfang der letzten gewerblichen Periode auf das Jahr 1789 hinausdrücken.

b) Für Teutschland hatte die Entdeckung Amerika's und die Aufwindung des Seemeres nach Ostindien eine wesentliche Umgestaltung der gewerblichen Verhältnisse zur Folge. Indem der Zug der orientalischen Waaren zum großen Theil die Straße über Genua, Venedig, Augsburg, Nürnberg u. s. w. verließ, benutzte er auch den Abzug der teutschen Industriergzeugnisse, namentlich der beiden zuletzt genannten Städte,

13) Koch u. v. Schill.

14) Köhler, Geschichte der Gewerbe S. 20.

und die pyrenäische Halbinsel etablierte andererseits mit England, Holland und Scandinavien eine neue Handelsstraße. Dies wirkte auch hemmend auf die Gewerbe der niedersteuflischen Städte, welche außerdem sich mehr dem Seehandel zuwendeten, während der Abfall der Leinwand aus Schlessien und der Lausitz, wo noch wie vor eine lange Zeit über ein vergleichsweise sehr niedriger Lohn gezahlt wurde, nach Holland, England, Spanien und Portugal eher zu als abnahm, und daher die Production dieses Artikels verflachte. Am schwersten wurden, wie gesagt, Augsburg und Nürnberg betroffen, deren Waarenabzug nach Italien zu stocken anfangte; dennoch erliefen nicht sofort der alte Fleiß und Erfindungsgeist dieser berühmten Reichsstädte; 1500 erlangte Peter Hele zu Nürnberg, welches um 1580 60,000 Einwohner hatte, die Zalfen- resp. Federrihren, und Peter Hölcher (gest. 1525) errichtete sein berühmtes ehernes Sebalzgrabmal, während der Leinwaber Fugger zu Augsburg als Millionär glänzte. Um 1517 erlangte ein Leutseher zu Nürnberg das Feuersteinschloß für Flinten. Hierlohn fertigte eine steigende Masse von Eisen- und Stahlwaaren, welche ihren Absatz selbst bis nach England fanden; 1536 entstand zu Hanover der Wollharn; 1530 erlangte Jürgen zu Wollensbüttel das Spinnrad, welches auf die Herrschaft der Spindel folgte; 1561 brachte Barbara Utmann das Spitzenklöppeln auf; um 1570 führte man den Indigo in die Färberei ein, und um dieselbe Zeit erschien als ein neues Handwerk das Strumpfwirken und Strumpfsticken, und beide Künste gaben namentlich dem sächsischen Erzgebirge einen neuen Verdienst, freilich auch zum Theil ein Danaergesicht, während Kurfürst August auch geschickte Arbeiter anderer Gewerbe in das Land zog. Das Handwerk hatte zwar fast noch überall in Teuschland einen goldenen Boden, und trieb erst jetzt die Blüten der Meisterfänger, wie eines Hans Sachs (gest. 1576), während der Liebermuth der Gesellen, namentlich im „Schmipfen“ und massenhaften Arbeitsniederlegen, mehrfache Verordnungen der Reichstage gegen sich in die Schranken rief; allein die Künste verflochtenen in demselben Grade, je mehr sie die Concurrenz bekämpften. Zwar hoben sich am Ende des 16. Jahrh. die Leinwandwebereien von Nieselsfeld und Barmen, aber andererseits sanken gleichzeitig die vorher so blühenden Tuchmanufacturen im Brandenburgischen. Zum Glück verzögerte noch ein neuer Feind seine Ankunft: der Brandtwein, welchen man damals noch nicht aus Getreide, sondern meist aus Wein und Bierhefe bereitete, und nur in den Apotheken verkaufte.

Der 30jährige Krieg konnte nur verderblich wirken, und ein Maßstab dieser Einwirkung ist z. B. der Umstand, daß selbst die Erzeugung des Bieres rückwärts ging, während sonst die Kriege der Industrie der Brauerei nicht nachtheilig zu sein pflegen; freilich begann schon jetzt, namentlich in Niedersteufland, die Brandtweinnerei an die Stelle zu treten. Von den übrigen vorher blühenden Gewerben litt vielleicht noch stärker die Tuchmacherei, welcher der langjährige Krieg

die Schöße genommen hatte, und auch ein Mann, wie der große Kurfürst von Brandenburg, nicht aufheben konnte. Der Geist der Nation war einestheils verwildert, andernteils niedergedrückt und kühnen Unternehmungen nicht gewachsen; die Handwerker suchten durch verstärkten Kunstzwang zu helfen¹⁴⁾, aber die Fürsten widerstrebten dem immer energischer, wollten die Städte wieder bevölkern und legten vermehrte Steuern auf. Oesterreich litt zwar durch den Krieg nicht so unmittelbar wie Nordsteufland, allein unter seine geverblichste Einwohner gehörten die Protestanten, namentlich Woll- und Leinwaber, und diese wurden durch den religiösen Fanatismus massenweise aus dem Lande getrieben oder sonst unterdrückt. Doch hat Oesterreich in dieser Zeit einige bedeutende Manufacturen aufzuweisen, z. B. die 1672 in Linz errichtete Fabrik für Wollenspinnerei und Weberei, welche gleichzeitig an 30,000 Menschen Verdienst gab. Auch fragte bereits das kaiserliche Hofdecret vom 17. Mai 1669 für Böhmen an, ob man nicht auch hier, da sie anderwärts nicht beständen und doch der Handel blühe, die Zünfte „abkassiren oder restringiren“ solle. Zwar gelang dies nicht, allein das Hofdecret vom 30. März 1776 befestigte viele Mißbräuche und Ungebräulichkeiten des Gewerbetwens. Schon 1672 kam auf dem teuschischen Reichstage die Aufhebung der Zünfte zur Sprache.

Eine bemerkenswerthe Epoche für die teuschischen Gewerbe trat ein, als 1685 bei der Ausschöpfung des Gebietes von Rantes, doch auch schon vorher, viele kunstfertige Leute aus Frankreich vertrieben wurden, und in Nordsteufland, besonders in Brandenburg, Hessen, Mecklenburg, Holslein u. s. w., ein neues Vaterland fanden. Diese Gewerbetreibenden, vorzugsweise Handschuhmacher, Friseur, Barbier, Strumpfwirker, Seidenarbeiter, Hutmacher, Pofamentiere, Juweliere, Glas- und Porzellanarbeiter, stießen sich vorzugsweise in fürstlichen Residenzen nieder, wo sie nicht selten auch räumlich abgesonderte Colonien bildeten, welche ihre eigenen Sitten, Verfassungen, Hülfsquellen u. s. w. besaßen. Die Fürsten ertheilten ihnen viele Freiheiten und Privilegien, und, was äußerst wichtig in Beziehung auf die Gewerbeverfassung ist, emancipirten sie größtentheils von den Gesetzen der bestehenden alten Zünfte, welche deshalb mit den Refugien nicht immer im besten Einvernehmen lebten. Obgleich nun die neuen Ansiedler vielfach sich nur mit Luxusartikeln beschäftigten, so brachten sie doch auch für andere Gewerbe viele nützliche Kunstgriffe, Methoden und Werkzeuge mit, während sie wesentlich dazu beitrugen, viele Handwerke in den fabrikmäßigen Betrieb umzuwandeln. Von anderen Ländern wurde durch die Refugien auch die Schwärz aufgeführt, wo sie hauptsächlich dazu beitrugen, die Seidenmanufacturen zu heben, am meisten in Basel, wo sie indessen schon im 16. Jahrh. nicht unbedeutend waren. Von allen teut-

14) Doch war man gegen früherer Zeiten in einzelnen Stücken fortgeschritten. So erlaubte z. B. die Kieler Schneiderordnung einem Meister drei Gesellen und einen Lehrling zu halten.

schen Ländern, etwa mit Ausnahme Kurpfalzens, suchte sich am Ende des 17. Jahrh. Brandenburg wie politisch, so gewerblich zu heben; aber die Maßregeln der Hebung gingen hier fast nur aus der fürstlichen Gewalt hervor, welche nicht selten neben der Qualität der Fabricate auch die Methoden der Vercitung vorschrieb, obgleich schon im vorigen Jahrhundert namentlich für die Leinwand sogenannte Leggen (Schauanstalten) bestanden, welche sich zum Theil bis in die neueste Zeit erhalten haben. Was der große Kurfürst begannen, seit Friedrich Wilhelm I. fort, welcher nicht bloß viele industrielle Protestanten aus Böhmen und Salzburg aufnahm, sondern auch das Verbot der Wollausfuhr selbst auf die Güter des Adels und der Geistlichkeit ausdehnte, die Zuckereinfuhr aus England u. s. w. verbot, viele Tuchmacher aus Holland und Elber nach Brandenburg lockte, zur Förderung des Innengewerbes im Radebergischen Schanaukalten errichtete, die vielerlei Maschinen hob, die Eisenindustrie der Grafschaft Mark, besonders zu Zerschloß, weiter emporbrachte. Doch war die Kinnengarn- und Leinwandindustrie vermöge des inländischen Absatzes und des starken Absatzes in das Ausland damals nicht bloß in den brandenburgischen Ländern, sondern auch in ganz Nordwestdeutschland, in Schlesien und der Lausitz noch sehr gewinnbringend, wozu der Süden von Teutschland in dem Gewerbe der Bekleidungsgegenstände dem Norden merklich nachstand. So besaß z. B. 1688 ganz Baiern in der Wollenzschmiedmanufaktur nur 389 Meister mit 740 Gesellen. Indessen hatte schon seit dem Anfange des 17. Jahrh. der Schwarzwalde einen steigenden Industriezweig aufzuweisen, welcher dem Norden schickte: die massenhafte Verfertigung bäuerlicher Uhren. Nicht unerwähnt wird übrigens hier bleiben dürfen, daß am Ende des Jahrhunderts die Erzeugung von Brantwein aus Getreide, besonders in Norddeutschland, bereits einen großen Umfang erreicht hatte. Im J. 1695 führten die obnabrückischen Stände über diese Industrie laute Klage. Schließlich sei hier an Papin in Norburg erinnert, welcher um diese Zeit große Anstrengungen machte, den Dampf als bewegende Kraft für die Gewerbe nutzbar zu machen.

Im Anfange des 18. Jahrh. zeigte es sich immer stärker, wie sehr Teutschland in vielen gewerblichen Dingen, besonders in der Anwendung förderlicher Werkzeuge und Maschinen, wenn von den letzteren schon jetzt die Rede sein darf, hinter England und zum Theil hinter Frankreich zurückgeblieben sei, sodaß viele Länder durch die Einfuhr von dort in der Production starke Ausfälle hatten¹⁵⁾. Doch war der alte teutsche Erfindungsgeist auch jetzt noch nicht ausgestorben, nur daß die nationale Scripplitteratur, die Gewöhnung an polizeiliche Proormundung, der Mangel an Capital der gewinnbringenden Ausbeute sehr im Wege stand. Wir

nennen hier das berliner Blau, welches 1704 (nach Anderen 1707) Diebach, und das dresdener (später meißnische) Porzellan, welches 1706 Böttger als eine Frucht der sonst unfruchtbaren Goldmacherei fand. Auch war die teutsche Leinwand noch immer die am meisten gesuchte auf den europäischen Märkten, und die schwarzwälder Uhren errangen einen steigenden Absatz. Die stärksten staatlichen Maßregeln aber zur Hebung der Industrie fallen immer noch auf Brandenburg, wovon z. B. das unter dem 24. Mai 1719 erlassene Wolldecret des Königs Friedrich I., welches sogar auf den Rangeln verlesen werden mußte, ein schlagender Beweis ist. Dasselbe sagt unter Anderem: „daß von nun an bei Strafe von 1 Rthlr. für jedes Pfund, auch Confiscation der Wolle selbst, ja wenn ein Jude dabei interessiert, bei Leib- und Lebensstrafe (wie früher in England auch für Christen), die Ausfuhr aller und jeder abdrigen, Acmer- und Pünbel-Wolle in dem Gurmärkischen, Pommern und Paderburgischen verbotenen seyn solle.“ Außerdem kämpfte die brandenburgische Gesetzgebung energisch gegen das energische Kunstwesen der Handwerker, namentlich seit 1734, von wo ab hier das Geschlossensein der Zünfte durch mehrer Edicte getrieben wurde. Auch wurden die sonst durch fast ganz Teutschland noch bestehenden Verbote, wonach ein Meister nur einen, höchstens drei Gesellen halten durfte, in Brandenburg bedeutend gelockert, namentlich für die Hofhandwerker, deren Zahl sich stark mehrte, womit ein neuer Schritt zur volleren Gewerbefreiheit gethan wurde, nachdem bereits kit dem Ende des 17. Jahrh. neben den günstigen fürstlich concessionierte Handwerker aufgetreten waren. Zwar hatte schon 1731 der teutsche Reichstag nicht bloß gegen die blauen Montags, das Schellen, Aufstreiben und andre Mißbräuche der Gesellen Verordnungen erlassen, sondern auch die Schwierigkeit des Meisterschicks gemildert, den Gesellen erlaubt, auch bei „Herren“ zu arbeiten, wodurch die Etablisement mit Einem Unternehmer und vielen Arbeitern gefördert wurden u. s. w.; allein die Reichsgerichte blieben noch lange in den meisten Territorien, besonders in den freien Reichsstädten, wie Augsburg und Nürnberg, ein todter Buchstabe, und unter den größeren teutschen Staaten wurde ihnen fast nur in Brandenburg Nachdruck gegeben. Und daß in dem alten starren Kunstwesen nicht mehr das Heil der Gewerbe lag, bewies z. B. neben Nürnberg das ehemals ebenfalls so blühende Augsburg, wo namentlich seit 1748 die Industrie der Baumwollenmanufaktur, der Zurettler, der Kupferhammer immer mehr verfiel, während um dieselbe Zeit z. B. Dessler unter der Enne durch die gehobene Zahl seiner Rattendruckerien sich auszeichnete. Noch erwähnt sei hier, daß in die Mitte des Jahrhunderts der erste Keim zu einem später für Teutschland so wichtigen Gewerbezweig gelegt wurde: schon 1747 empfahl der berliner Apotheker Warggraf, die Rübe zur Vercitung des Zuckers zu verwenden, ein Gedanke, welcher zunächst noch keine praktischen Folgen hatte.

Der siebenjährige Krieg mußte zwar den meisten

15) In Baiern gab es 1716 nur noch 171 Tuchmachergesellen mit 125 Gesellen (nach Rehlen).

freien Gewerben verderblich sein, indem er die Production vielfach beschränkte; allein diejenigen Gewerbe, welche den gegen früher außerordentlich vermehrten und stehend werdenden Armeen ihren Bedarf lieferten, wie die Erzeugung von Eisen- und Stahlwaaren, von Tuch, Lederzeug, Pulver u. s. w., ersetzten zum Theil die Ausfälle auf der anderen Seite. Im Besonderen war es die Bereitung des Branntweins aus Getreide, welche während des Krieges vorzugsweise in Norddeutschland aus den Gütern des Adels so stark zunahm, daß die Feldherren sich über dessen Wohlfeilheit und über die Trunksucht der Soldaten bitter beklagten. Nach dem Kriege benutzte Friedrich der Große die 23 Friedensjahre seiner Regierung, um mit allen Mitteln den Gewerbefleiß seiner zum Theil ausliegenden Lande zu heben. Er ergriffene und ermunterte, und zwar nach französischem Vorbilde, die Schuhhölle und Eisnährverhote, führte die Regie des Tabaks u. s. w. ein, zog viele Wollenspinner in das Land, z. B. nach Schlesien, obgleich man aus Mangel an guter Wolle es noch lange nicht zu seinen Früchten brachte, ermunterte die Unternehmer der Eisenhütten und Hammerwerke im Ravensbergischen, sowie der Linnshfabrication in Schlesien, verbot zu Gunsten der Weber die Ausfuhr von Linnen-garn u. s. w. Zwae erhöhte sich durch solche Maßregeln die Production, sowie die Ausfuhr namentlich von Linnen nach Spanien; allein der Staatsfiskus war nicht der eigene innere Trieb, welcher allein die Bedingung gebräuchlicher Gewerbaufstände ist. Die private Thätigkeit zur inneren Vervollkommnung der Industrie stand damals überall auf einer niedrigen Stufe; doch geschah Einiges in dieser Richtung, wozu z. B. die 1765 in Hamburg gegründete „Gesellschaft zur Beförderung der Künste und nützlichen Gewerbe“ gehört, welche sich 1767 in eine Staatsanstalt umwandelte. In Oesterreich betrat noch mehr als Maria Theresia Joseph II. den Weg der staatlichen Förderungsmittel. Hatte Maria Theresia viele Schuhhölle erhöht, und dadurch besonders die Eisenindustrie in Steiermark und Kärnten gehoben, so fügte Joseph II. neue Schuhhölle hinzu und wandte seine Sorge vorzugsweise den Geweben und Gespinnsten zu, namentlich in Baumwolle, aber auch in Flachs und Seide, für welche letztere er die Anpflanzungen der Maulbeerbäume förderte. In Oesterreich unter der Enns zählte man damals an 100,000 Baumwollenspinner, während die böhmische Glasfabrication hauptsächlich durch billiges Lohn, Holz und anderes Material in steigendem Aufschwunge blieb. Unter seinen Maßregeln für das teuffische Reich erinnern wir an das kaiserliche Commissionsdecret vom 30. April 1772, wozin z. B. die Frauen als Arbeiterinnen bei der Weberei gegen die Gesellen, welche ihnen diese Arbeit verrichteten, in Schutz genommen und die Meister ermächtigt wurden, mehr als Einen Lehrling zu halten und die bisherige statutenmäßige Zahl der Gesellen zu vergrößern. Auch erließerte das Decret den Gesellen das Meisterwerden. Mit Ausnahme der freien Reichsstädte, wo die Gewerbe treibenden Meister im Magistrat einen bedeutenden Einfluß

hatten, wurden diese und ähnliche Bestimmungen in den meisten fürstlichen Territorien durchgeführt. Dennoch bietet Luthschland am Ende des 18. Jahrh. nicht das Bild eines blühenden Gewerbestandes, obgleich einzelne Zweige sich in der Concurrenz des Weltmarktes auszeichneten und einen guten Nahrungsstand aufzuweisen hatten. Nürnberg hatte zwar um 1780 nur noch 30,000 Einwohner, verschickte aber immer noch Holz- und Metallwaaren nach Holland, Schweden u. s. w. Die Ausfuhr von Linnengarn und besonders Linnenwand nach England, Frankreich, Spanien, Portugal u. s. w. aus dem Donabrückischen, Braunschweigischen, Westfalen, Schlesien, der Lausitz war sehr erheblich; von Westfalen und Schlesien lieferte jenes vorzugsweise die mittleren, Schlesien die feineren Sorten. In Elberfeld hob sich von 1776 bis 1788 besonders die Industrie der bunten Linnen. In Kurpfalz hatten die Spitzen des Ergebirges, dessen Silberbergwerke bedeutende Schätze zu Tage förderten, einen hohen Ruf, während im Besonderen Chemnitz sich durch seine Baumwollenzughe hervorthat. Baiern konnte schon damals das Bierbrauen sein Hauptgewerbe nennen, neben welchem die ganze bairische Wollentuchfabrication 1782 nur 99 Meister und 85 Gesellen auszuweisen hatte. Dagegen litt die Linnenmanufactur der Lausitz durch den hohen preussischen Tarif, indem die Ausfuhr der Linnenwand nach Preussen und die Einfuhr des Garnes von dort erschwert war. Während die Seidengewerbe im Süden, durch natürliche Bedingungen begünstigt, gebräuchlich fortgeschritten, waren sie, mindestens in Bezug auf die Production der Gezeugs, im Norden das Ergebnis der Kunstlei; denn was auch durch Friedrich II. und seinen Nachfolger in Preussen geschah und wie viel auch darüber geschrieben worden ist: im thatsächlichen Vergleiche mit dem Süden muß es als höchst unerheblich erachtet werden. Dagegen zeigte sich in Nord- und Mitteldeutschland durch die Einführung der Merinoschafe eine erfreuliche Hebung in der Fabrication der Tücher, besonders der feineren, obgleich die vermehrte Production der baumwollenen Gespinne (mit der Hand) und Gewebe in immer stärkere Concurrenz mit ihnen trat.

9) Unter den skandinavischen Reichen hatte Dänemark auch noch von 1492 bis 1789 eine sehr wenig entwickelte Industrie. Das Land suchte seine Nahrungs-zweige hauptsächlich im Ackerbau, in der Viehzucht, in der Fischerei und Schifffahrt; es fehlte für die Gewerbe an Wasserkraft, Holz, Kohle und Rohstoffen; und wenn auch die Rückzüge von 1685 einzelne Gewerbezweige, wie in Seide und Wolle, neu befruchteten, so hatte dies doch für das ganze Land wenig zu bedeuten. — Schwedens Eisenindustrie war im Anfang des 16. Jahrh. noch sehr unerheblich; erst als Gustav Wasa die Ausfuhr des Eisens und des Roheisens verbot, und Prämien auf die Bereitung des Stabeisens setzte, zeigten sich einige Fortschritte, die unter Gustav Adolf, welcher überhaupt den Gewerbeständen eine erhöhte Sorgfalt widmete, noch sichtbar wurden. Karl XI. hob vorzugsweise die Production und Verarbeitung des

Eisens, aber auch das Verspinnen und Weben der Wolle, die Seidenweberei und andere Gewerbe, deren meiste freilich durch die Kriege Karls XII. wieder stark in Verfall kamen, da die Hände fehlten und die Steuerkräfte des Landes aufs Höchste angepannt wurden. Doch war es eben der Krieg, welcher der Eisenindustrie einen nie gekannten Aufschwung gab, so daß besonders nach dem Kriege die Ausfuhr von Eisenprodukten nach Frankreich, Deutschland und besonders England, wo man noch lange Zeit zu den Stahlwaaren nur schwedisches Eisen brauchen konnte, sehr bedeutend war, wogegen man die meisten baumwollenen und wollenen Zeuche einfuhrte. Auch Pech, Theer und andere gewerbliche Waldprodukte Schwedens und Norwegens nahmen auf dem Weltmarkt eine hervorragende Stellung ein, welche ihnen erst später durch Rußland streitig gemacht wurde. Im J. 1774 erfand der schwedische Chemiker Scheele die Schnellbleiche, und von ihm rührt auch die seinen Namen tragende grüne Farbe her.

10) Während Polen keinen nennenswerthen positiven Beitrag zur Geschichte der Gewerbe liefert, da hier das bürgerliche Element der Städte vor der Macht der Landbesitzer nicht aufkommen konnte, sucht sich Rußland seit dem 17. Jahrh. der westeuropäischen Kulturhufe zu nähern, namentlich unter Ivan II., welcher den Handwerk und Fabrication von mancher feudalen Beschränkung befreite und außerdem in positiver Weise förderte. Noch mehr geschah dies unter Peter dem Großen, welcher in Holland selbst das Schiffbauhandwerk erlernt hatte, zahlreiche fremde Handwerker kommen ließ, ihnen reichliche Privilegien gab u. s. w. Gleich erfolgreich setzte dieses Werk Katharine II. fort, welche in den Städten die den deutschen nachgebildeten Handwerkerzünfte einfuhrte, deutsche und andere Arbeiter kommen ließ oder ihre Einwanderung in jeder Weise begünstigte, ihnen Steuerfreiheiten und andere Exemtionen ertheilte. So hoben sich in kurzer Zeit, hauptsächlich durch den Zollschutz gegen Concurrenz, die Gewerbe in Metall, Leder, Pottasche, Zucker, Zinnen, Seide, die zuletzt genannte namentlich in Vorkau, wo man die meiste Menge um billige Preise aus Persien bezog. Doch waren nur erst Leinwand, Leder und Eisen solge Artikel, welche auf dem allgemeinen Markt concurrenzfähig auftreten konnten. Der Hauptmangel der russischen Industrie lag in den Arbeitern, welche trotz der massenhaft herbeigezogenen Fremden in Leibeigenen bestanden.

11) Amerika besaß zwar vor seiner Wiederentdeckung durch Columbus in Peru und Mexico einige häusliche und Lurusindustrie, aber ohne Einfluß auf einen weiteren Markt, und nach 1492 lag es gradzu in der von Europa aus geleiteten Colonialpolitik, in Amerika keine Gewerbe aufkommen zu lassen, weil man sich den Austausch der Colonialprodukte, welche außer in edlen Metallen vorwiegend in Bodenprodukten wie Zucker, Kaffee, Tabak, Fellen u. s. w. bestanden, gegen seine Industrieprodukte sichern wollte. Spanien und Portugal im Süden, England im Norden verboten gradzu die Anlage gewisser gewerblichen Etablissements,

so daß man nur einige dürftige Handwerke hatte. Auch nachdem die vereinigten Staaten, wo vorher z. B. zwar die Production des rohen Eisens, aber nicht die Fabrication der feineren Eisenwaaren erlaubt war, sich 1783 von England frei gemacht hatten, währte dieser Mangel noch eine Zeit lang fort.

V. Periode.

Von der französischen Revolution bis auf die Gegenwart, von 1789 bis 1837.

Wir wiederholen hier zunächst das schon einmal Gesagte, nämlich daß, wenn die in England gemachten Erfindungen der industriellen, namentlich der Spinnmaschinen nicht so nahe an den Beginn der französischen Revolution, sondern etwa um 50 Jahre früher seien, und ihre praktische Bedeutung gewonnen hätte, wir diese letzte Periode von da ab datiren müßten. Denn die spezielle gewerbliche Thätigkeit hat ihr modernes Stadium mehr durch jene Maschinen, als durch die von Frankreich ausgehenden Kriege und Staatsumwälzungen erreicht. Man kann zwar auf die in Frankreich durch die neuen Gestalten diktirte Gewerbefreiheit hinweisen; allein in der Maschine und der Fabrik der modernen Zeit liegt noch weit nachhaltiger die Macht der Gewerbefreiheit, und während nicht bloß Napoleon's Continentalsperrre, sondern auch die Maßregeln fast aller Staaten bis auf die neueste Zeit der freien, naturgemäßen Entwicklung durch Grenzölle und Grenzverbote wieder einen gewaltigen Hemmschub anlegten, erschienen die englischen Erfindungen, sowie überhaupt die neueren Industriezweige mit ihren großartigen Zahlen, denen keine frühere Zeit etwas Ebenbürtiges an die Seite setzen kann, erst nach den unmittelbaren Wirkungen der französischen Revolution; die Napoleonischen Kriege hatten die Entwicklung des Maschinenwesens ebenso sehr zurückgehalten als gefördert. Seitdem ist das Wachsthum der Gewerbe in einem so raschen Strome fortgeschritten, daß es nicht möglich ist, zwischen 1789 und 1837, etwa mit Ausnahme von 1815, einen entscheidenden Knotenpunkt festzuhalten. Die Zehrerungs-, politischen, Geld- und Handelskrisen von 1817 und 1818, 1825, 1836, 1846, 1848, 1853 und 1854 sind nur untergeordneter Natur und von bald vorübergehendem Einflusse. Sie werden bei den einzelnen Ländern ihre Berücksichtigung finden. Außerdem verdienen hier das erste Dampfschiff, 1807 in Nordamerika, und die erste Locomotive, 1816 in England, einen Platz; denn das Dampfschiff und die Locomotive resp. die Eisenbahn, sind nicht nur selbst Producte der Industrie, und zwar die höchsten, welche man bisher erreicht hat, sondern auch die wirksamsten Transportmittel für alle Industrieerzeugnisse.

1) In Asien sind von 1789 bis jetzt die Gewerbe stationär geblieben, ja theilweise wegen der übermächtigen Einfuhr aus Europa zurückgegangen. Nur einige wenige Zweige erschienen wenigstens in den Exportlisten mit größeren Ziffern, wovon z. B. die Seide von China gehört, so daß man das Rohproduct unter die Gewerbe-

producte rechnen darf. China exportirte z. B. 1842 erst 3000 Ballen Seide, aber 1856 war dieser Export auf 56,000 Ballen gestiegen. Ostindien führte eine Zeit lang noch eine ziemlich Quantität von baummollenen und wollenen Garnen und Geweben aus, besonders nach England, wo man diese Stoffe, namentlich die feinen Shawls, wegen des niedrigen Arbeitslohnes in Ostindien (um 1840 etwa 1—2 Pence) nicht so billig herstellen konnte; aber seit den letzten Jahrzehnten hat die Einfuhr aus England, selbst an baummollenen Garnen, immer mehr das Uebergewicht erlangt, und selbst die feinsten Kaschemirshawls hat man in Europa mit Glück nachgeahmt. Zwar suchen die Engländer der ostindischen Baummollenpflanzung kräftig aufzuhelfen, aber nur um ein billigeres Rohprodukt zu gewinnen, und die Eisenbahnen, deren erste von Bombay nach Tanna) 1852 eröffnet wurde, sollen eben diese Ausfuhr und die Einfuhr englischer Fabricate unterstützen. Die Colonialpolitik will keine Fabriken, sondern Anbauer von Fabricaten und Gewinnung von Naturproducten. Für die niederländischen Besitzungen besteht im Wesentlichen dieselbe Politik. Auch Persien hat in neuerer Zeit die Einfuhr europäischer Gewerbeproducte als eine Vernachlässigung der eigenen Industrie empfunden; namentlich kam deshalb der Verbleib der Spinner und Weber. Es wurden zwar Webereien dagegen ergriffen, z. B. 1836, als der Schah sich entschloß, seine ausländische Bedeckung mehr zu tragen; allein die Europäer verstanden es, ihren Waaren trotzdem immer wieder Eingang zu verschaffen. Dasselbe gilt im Ganzen von der asiatischen Türkei, welcher Europa aus den letzten industriellen Vorzug nahm, das Färben der Zeuche mit dem schönen Türkischroth. Noch weniger als von Asien kann man von Afrika sagen, daß es neben der europäischen Industrie irgend etwas Bedeutendes leiste. Afrika ist in der allgemeinen Güterproduction noch weit mehr auf die Rohproducte beschränkt.

2) Wenn wir auf Europa über, so finden wir in der Türkei wesentlich asiatische Gewerbszustände, etwa mit Ausnahme der wenigen großen Städte. Das Hauptgewerbe neben den kleineren Handwerksbetriebe, die Erzeugung von seidenen und baummollenen Zeuchen litt außerordentlich durch die steigende Einfuhr aus Europa, namentlich aus England, und durch Schutzzölle oder Verbote wollte oder konnte man nicht helfen. Man hat berechnet, daß die beiden genannten Zweige von 1815 bis 1836 etwa um 75 Proc. abgenommen, ohne daß die Ausfuhr der betreffenden Rohstoffe in entsprechender Weise zugenommen hätten. Kann man auch einige Gewerbszweignüsse, wie Werschbaumköpfe, als Charakteristika anführen, so werfen sie doch ein zu geringes Zahlungsgewicht in die Waagschale der Weltindustrie.

3) In Griechenland fanden 1821 die Gewerbszweige auf einer höchst niedrigen Stufe; das Land war arm, und mußte sich auf das Nothdürftigste beschränken; der Charakter der Einwohner neigte weit mehr zu Viehzucht, Handel und Schiffahrt, als zum Gewerbe.

fleiß; selbst die altberühmte Seidenindustrie war meist abhanden gekommen, und stand in Frankreich u. s. w. längst weit höher. Zwar kamen einige Maßregeln zur Hebung der inländischen Gewerbe in Ausführung, wie 1841 eine höhere Besteuerung ausländischer Fabricate, namentlich der englischen Baummollenwaaren; allein der Sinn der Griechen blieb noch wie vor den Gewereten abgeneigt. Im J. 1842 zählte das Land ¹⁶⁾ unter seinen 742,471 Einwohnern nur 26,892 Gewerbetreibende, und zwar mit Einschuß der Frauen und Kinder, ein Verhältniß, welches sich bis jetzt nicht wesentlich verändert hat.

4) Auch Italien bildet nur den Uebergang vom Morgenlande zum Abendlande. Politische Unterdrückung und Unruhe, nationale Trägheit, natürlicher Bodenreichtum, religiöse Processionen u. s. w., Vortheile für die Schiffahrt fanden und stehen dem gewerblichen Aufschwunge entgegen, obgleich die Richtung vom Süden nach dem Norden zugleich auch die Linie des Fortschritts ist. Aber selbst die günstigen natürlichen Bedingungen wurden nicht so ausgenutzt, wie sie es konnten. So fand z. B. 1815 die Erzeugung von Seidenproducten in Oberitalien der französischen bedeutend nach, obgleich man billigeres Rohmaterial und ebenso hohe Schutzzölle hatte. Zwar wurden im Laufe der Periode mehrfach die Schutzzölle erhöht, aber mit geringem Erfolge. So führte z. B. Napoleon 1824 eine höhere Besteuerung der fremden Wolle, Baumwolle, Leinwand, Eisenwaaren u. s. w. ein, und schloß diese zum Theil ganz aus; aber die inländische Fabrication erhob sich dennoch nicht zu der brachstüchtigen Stufe, namentlich in den feineren Gattungen. Durch Verordnung vom 20. Nov. 1826 hob der König die Zünfte auf und erstellte sie durch jährliche Gewerbpactate. Im J. 1835 verarbeitete das Königreich ca. 4 1/2 Mill. Pfund Baumwolle, aber es brauchte, um seinen Bedarf zu befriedigen, 5 Mill. Pfund. Im Kirchenstaate fand nur einzelne größere Industriezweige local von einiger Bedeutung, z. B. die Seidenweberei zu Bologna, welche 1835 über 15,000 bis 18,000 Stühle besaß. In den dreißiger Jahren zeichnete sich Toskana durch die Anfertigung von Strohhüten aus, während im österreichischen Oberitalien nach wie vor das Seidengewerbe den hervorragenden industriellen Nahrungszweig bildet. Mailand hatte z. B. 1844 an 4000 Seidenweber ohne Frauen und Kinder. Die meisten Anstrengungen, sich zu dem Niveau eigentlicher Gewerbsländer zu erheben, hat Savonien seit 1848 gemacht, aber nicht sowohl durch Erhöhung als vielmehr durch Erniedrigung der Importzölle und durch die in neuester Zeit eingeführte Gewerbefreiheit, so sehr dieser auch die römisch-katholische Partei, wie in anderen Ländern, so auch hier während der Zeit von 1848 bis jetzt, widerstrebte. Namentlich wurden 1851 mehrere Einfuhrzölle auf viele französische, englische, deutsche und andere Fabricate herabgesetzt, und 1853 erforderte Ritter Bonelli zu Turin die

16) Nach dem Engländer Strong.

elektrischen Webstühle. Um 1840 waren nach Petitti auf dem sardinischen Festlande in 964 Fabriken für Seide (ohne die Haspelanstalten), Baumwolle und Wolle 37,200 Arbeiter beschäftigt, unter ihnen 7188 Kinder. Auch Modena erniedrigte 1854 die Importzölle auf Rohseiden, Baumwollengarnen u. s. w. in bedeutendem Grade. Doch sind dies Alles erst Anfänge, deren Weiterentwicklung abzuwarten ist, und bestimmte Zahlen über die Production und andere gewerbliche Verhältnisse der einzelnen Staaten sind uns nicht zugänglich geworden. Diese Statistik ist in Italien noch wenig ausgebildet, und die Regierungen scheinen mit Ausnahme der österreichischen und sardinischen wenigstens mit der Publication sehr zurückhaltend zu sein.

5) Portugal hat sich während der ganzen Periode nicht zu dem Range eines gewerbreichen Landes aufgeschwungen; es fanden sich hier im Ganzen dieselben Gemmnisse, wozu noch das theuere Arbeitslohn und der große Einfluß Englands kam, welches seinen Absatz in dieses Land aufrecht zu erhalten suchte. Nur einzelne Fabricationszweige sind nennenswerth, z. B. in den zwanziger Jahren die Verfertigung guter Herrenhüte, während man gleichzeitig das seine Tuch für die Officieruniformen von Auswärts beziehen mußte. Im Jahre 1837 wurde zwar gegen den englischen Einfluß der Import von Segeltuch und anderer Leinwand, von Glaswaaren, Wagen, Reubeln u. s. w. mit stark erhöhten Zöllen belegt; allein die einheimische Fabrication dieser Produkte zeigte keinen erheblichen Fortschritt. Derselbe Erfolg scheint sich 1841 wiederholt zu haben, als man abermals eine Zollserhöhung, namentlich auf Shawls, Taschentücher und seine Wollwaaren, eintreten ließ; denn 1851 folgte eine bedeutende Ermäßigung des Tarifs, besonders zu Gunsten englischer Fabricate, obgleich sicherlich auch politische Parteinahme mitgewirkt haben. Als die beiden einzigen hervorragenden und charakteristischen Gewerbezweige für die Zeit von 1853 und vorher werden von dem Engländer Forrester¹⁷⁾ die Fabrication von Sammet und Schnupftabak hervorgehoben.

6) Zu den in Portugal wirklichen Hinderungsgründen der Gewerbtätigkeit gesellen sich in Spanien bis auf die neueste Zeit die unaufhörlichen revolutionären Unruhen und der häufige Wechsel der herrschenden Parteeicominationen. Der politische und religiöse Fanatismus Ferdinand's VII. und der ihm ergebenen Fractionen hatte für die Gewerbe keinen Sinn und die in ewiger Finanznoth befindliche Staatscasse kein Geld. Inzwischen ergrieffen die Cortes, um die inländische Industrie zu heben, mehrfache Maßregeln, z. B. am 3. Juni 1813 die Aufhebung der — aber bald darauf vom Könige wieder beseitigten — Zünfte, an deren Stelle sie die Gewerbesteuer nach französischem Vorbilde setzten, ein Spiel, das sich unterm 16. Mai 1820 wiederholte, und nach 1820 erhöhte Zölle gegen

den Import fremder Kunstartikel und Manufacturwaaren, wodurch einige Gewerbezweige eine erhöhte Thätigkeit zu entfalten begannen. Allein der Einmarsch der Franzosen 1822 wirkte höchst störend. Obgleich bald darauf abermals die Importzölle eine bedeutende Erleichterung erfuhren, so wuchs doch auch in demselben Maße der Schleichhandel, die moralische Geistes Spaniens in der neueren Zeit. In welchem Zustande 1826 die Handwerker waren, geht aus einer Notiz bei Rau hervor, wonach damals das Handwerkerpersonal aus 75 Proc. Meistern, und nur aus 10 Proc. Gesellen und 6 Proc. Lehrlingen bestand. Aber eine Stadt zeichnete sich vor allen anderen aus, namentlich in der Verarbeitung von Baumwolle: Barcelona, deren steigende Zahl von Fabriken für Zwirne und Gewebe ihren Bezug an Rohbaumwolle von 1829 bis 1831 in dem Verhältnisse von 3 zu 7 steigerte. Indessen blieben auch hier die mit dergleichen Fabricirten verbundenen üblen Folgen nicht aus: wiederholte Arbeiterrevolten in Veranlassung plötzlicher Abfuhr und Handelskrisen, z. B. im J. 1841, dessen Tarif die fremden Fabricate mit einem Eingangszölle von 5—30 Proc. vom Werthe belegte, während er den Import von reinen und mit Linnen gemischten baumwollenen Zeuchen geradezu verbot. Im J. 1846 besaß ganz Spanien 1,238,440 Baumwollenspinneln, wovon auf Catalonien ca. 800,000, auf Barcelona 250,440 kamen¹⁸⁾. Auch war es Barcelona, welches 1848 die erste spanische Eisenbahn eröffnete, nämlich von hier nach Mataro. Im J. 1849 verarbeitete Catalonien 36,800,000 Pfund Baumwolle, wovon Barcelona mit der Hälfte theilhaftig war¹⁹⁾. In der neuesten Zeit haben sich wieder mehr Fabricationsgrundstücke geltend gemacht, besonders weil man unfähig war, den Schmuggel zu hindern, den nationalen Fließ durch Schuß zu heben, den wechselnden Einflüssen der englischen und französischen Handelspolitik zu widerstehen. So trat mit dem 1. Oct. 1851 ein neuer Tarif ins Leben, welcher namentlich für Leinwand und Cigarren eine Zollermäßigung brachte.

7) Erst mit Frankreich betreten wir die Stufe der eigentlichen gewerbreichen Länder, namentlich sofern es sich um die über das kleine Handwerk hinausgreifende Fabrication handelt, und eine Reihe von sicheren und zusammenhängenden statistischen Zahlen zugänglich wird, und obgleich dieselben vorwiegend auf Importe und Exporte sich beschränken, so geben sie doch in Ermangelung eines anderen den relativ besten Maßstab für die gewerblichen Productionen. Im Einzelnen sehen uns auch absolute Productionsziffern zu Gebote.

Die Revolution von 1789 fand besonders in dem durch Steuern gedrückten Gewerbebestande ihre Freunde; aber es war sicherlich nicht im Sinne der meisten günstigen Handwerker, als unterm 4. Aug. 1789 die constituirende Versammlung die alten Zünfte, Gilden und Innungen aufhob, und an ihre Stelle die freie Concurrenz setzte, welche im Laufe des 19. Jahrh. so viele

17) Keaney on Portugal, 1853. Bergl. damit das Werk von Minutoli über Portugal.

18) Nach Biegler. 19) Gleichfalls nach Biegler.

Klagen und Declamationen gegen die Ausbeutung der blanken Arbeitskräfte durch das Capital hervorrief, und in ihrem Gefolge die Sozialistischen und andere socialistische Versuche hatte. Indessen blieb für einzelne Gewerbetreibende, wie die Fleischer in Paris, die Zahl der Unternehmer eine bestimmte resp. beschränkte. An die Stelle der Zünfte traten seit 1791 jährliche Patente, welche Anfangs gleich hoch bezahlt werden mußten. Daß durch die Unruhen und Kriege die Gewerbe im Allgemeinen nicht zur Blüthe, des Freiheitsprinzips kommen konnten, ist selbstverständlich; fast nur die Etablissements für Kriegsbedarf hatten großen, zum Theil sehr großen Verdienst, während England die Ausfuhr zur See abschmied. Doch mußten wir gleich hier auf eine gewerbliche Macht hinweisen, welche namentlich im Gegensatz zum englischen Fabrikwesen, wenn auch ihm nicht die Wage haltend, den Franzosen dienlich wurde, wie keiner anderen Nation, nämlich die Chemie mit ihren praktischen Resultaten, deren Vater Lavoisier ist. Ihr verdankt im Besonderen die Barberei ihre ersten wichtigen Fortschritte im 19. Jahrh. Im J. 1789 hatte ganz Frankreich erst eine Dampfmaschine; aber das Geschick und der Geschmack für Luxusartikel und Schmuckstücke liette noch ungedreht fort, und in denselben Jahren führte man (in Rouen) die erste englische Spinnmaschine ein, die sich zunächst hauptsächlich in der Normandie vervielfaltigte. Die erste namhafte europäische Gewerbe- oder Industrienausstellung fand 1788 zu Paris statt, und 1801 folgte ihr eine zweite, 1803 eine dritte. Im J. 1802 erschien das damalige Hauptwerk für die absolute Gewerbefreiheit, nämlich J. B. Say's „Traité d'économie politique.“ Auch die 1802 gegründete Société d'encouragement pour l'industrie nationale hob durch ihre Prämien, die von ihr herausgegebenen Bulletins u. s. w. die Gewerbe nicht wenig. Die 1794 gekürzte Ecole polytechnique zu Paris ist nicht sowohl für Gewerbetreibende, als vielmehr für Ingenieure bestimmt.

An neuen Erfindungen der damaligen Zeit ragen zwei hervor, nämlich das Papier ohne Ende, welches zuerst 1799 Louis Robert zu Essonne herstellte, nachdem 1784 die ersten Papierpatenfabriken entstanden waren, und der Webstuhl, welchen Jaquard 1810 konstruirte. Durch den letzteren war es möglich, die verschiedenen Designs, welche vorher höchst mühsam durch die Hand zusammengestellt werden mußten, auf mechanischem Wege und weit schneller und sicherer herzustellen. Es war namentlich die Seidenweberei, welche hierdurch einen enormen Aufschwung erhielt. An Baumwollen verpönte Frankreich um 1812 jährlich etwa 10 1/2 Mill. Kilogramme, wegen der Industrie in Velle weit bedeutender war, besonders 1811, als man die Mentures für die große Armer anfertigte. Nach Zürich²⁰⁾ verbrauchte Frankreich 1814 21 Mill. Str. rohe Wolle und bezogte den Centner mit 7 Francs (?), während die verschiedenen Bearbeitungen, welchen man einen Centner unterwarf, 33 Francs kosteten. Die seit

1806, dem Jahre einer neuen Gewerbrausstellung, bestehende Continentalzölle (in Folge der Decrete Napoleon's vom 21. Nov. 1806 aus Berlin und vom 17. Dec. 1807 aus Mailand) hatte vielen Gewerben einen unlegbaren Impuls gegeben, wenn auch nicht zur Vervollkommenheit der Producte, so doch zur massenhafteren Erzeugung, namentlich des Bedarfs an Tuch, Leinwand, Leder, Waffen, Pulver u. s. w. für die ungeheuren Armeen; wegen der durch Napoleon's Prämien aufgemunterte Rübenzuckerfabrication noch keine großen Massen lieferte; als sie aber 1814 resp. 1815 aufhörte, wurden mehrere Gewerbezweige schwer getroffen; so namentlich die Rübenzuckerfabriken, welche bekanntlich durch Napoleon so außerordentlich unterstützt worden waren; denn von jetzt ab wurde wieder Colonialzucker importirt, und zwar meist von französischen Colonien, welche sich wieder heben wollten. Dagegen kam, und zum Theil durch die angewandten fremden Truppen, eben um diese Zeit die sogenannte pariser oder specifisch französische Industrie in größeren Flor als vorher, und in Schmuckfachen gewann die pariser Mode wieder die alte Herrschaft, welche sie bis jetzt behauptet hat. Pariser Uhren, Bijouterien, Parfüms, Seifen, Sandelholz, Hüte, Rippfäden, Shavars u. s. w. dominirten auf dem europäischen Markte. Vieles davon hatte keine pariser Ursprung, z. B. Uhren aus der Schweiz, trug aber den pariser Namen. Die pariser Schneider galten und gelten als die besten²¹⁾. Die feinsten orientalischen Shavars machte man schon damals in Frankreich nach, und lieferte sie sogar wohlfeiler, als sie im Orient geliefert werden konnten.

Nach Ueberwindung der Nothjahre 1816 und 1817 und der Zurückweisung der besonders 1821 auf Wieder-einführung der Zünfte gestellten Anträge schritt die französische Industrie, welche 1819 und 1823 ihre Producte in wiederholten Ausstellungen zu Paris präsentirte, zu immer größerer Vervollkommenung fort und nahm es auch in anderen als Modearbeiten mit der englischen Rivalin auf, z. B. in der Wollen- und Kammgarnindustrie, in der Production der Bronze- und Glaswaren, in Tapeten und Porzellan, im Färben und Bleichen, in den ersten Instrumenten u. s. w. Als 1825 in England die Auswanderung von Werkmeistern und Fabrikarbeitern, sowie die Ausfuhr von Maschinen erlaubt wurde, und die Geldkrise dieses Jahres ihr Ende erreicht hatte, nahm Frankreich ernstlicher als zuvor auch in der Baumwollenfabrication die Concurrenz mit England auf. Um das Jahr 1825 verspann Frankreich jährlich ca. 28 Mill. Kilogr. Baumwolle, und dieses Quantum mehrte sich von Jahr zu Jahr. Aber nicht in demselben Grade stiegen die Löhne und Gewerbeerinne der Unternehmer, obgleich sie dem großen Publicum die Waare immer billiger lieferten, sowohl Espinasse als Gewebe. In den Hauptstücken dieser Industrie, St. Quentin, Lille, Nishbaufen u. s. w., kam man auch in der Feinheit der Zwirne den Engländern immer näher.

20) Ueber das Eigenthum. 1848.

21) Uebers. d. W. u. R. Erste Section. LXV.

21) Wir erinnern an Monsieur Lepetit.

Für 1827, wo im Departement des Oberheins mit dem Spinnen und Weben der Baumwolle allein 50,000 Menschen beschäftigt waren, nahm man an, daß die Konsumtion mit Einschluß des Bedarfs für die Ausfuhr weit von der Produktion übertroffen worden sei.

Nicht dieselben rapiden Fortschritte machte die Eisenindustrie, welche 1828 in 395 Höchöfen etw. e. 2 Mill. metrische Centner (Quintals) Gußstern lieferte und namentlich der massenhaften Anwendung der Steinkohlen entbehrte. Im J. 1830 zählte man im ganzen Lande erst 618 Dampfmaschinen mit 9244 Pferdekraften, während das Handweben der Wolle schon bedeutend durch das Maschinenweben verdrängt war, und die Handspinnerei in Folge der Maschinenspinnerei immer mehr weichen mußte, wodurch freilich der tägliche Verdienst der Handspinnerrinnen von vorher 8 und 7 Sous auf 4 bis 2 Sous sank. Von 1827 bis 1834 (in beiden Jahren fanden zu Paris Gewerbeausstellungen statt) hatten sich zwar die im Departement des Oberheins, besonders zu Mulhausen, mit der Baumwollenspinndindustrie beschäftigten Arbeiter und Arbeiterinnen auf die Zahl von e. 100,000 gehoben; allein gleichzeitig verringerte sich der Lohn derselben und wenigstens zeitweise trat große materielle Noth zu der schon vorhandenen Entfittigung, wie dies sich in der Geschichte der Gewerbe so oft da wiederholt, wo eine große Zahl gleichartiger Arbeiter dicht gedrängt wohnt. Doch erhoben sich diese französischen Nothstände nicht ganz zu der Höhe der englischen, weil man in Frankreich nicht in demselben Grade von den wechselnden Conjunctionen des auswärtigen Marktes abhing, und weniger Dampfwerkzeuge hatte. Freilich ist dieser Unterschied zum Theil nur ein Schein, indem die englische Presse weit mehr Freiheit in der Besprechung inländischer Zustände hatte als die französische. Im J. 1835 entstand zu Paris unter den Schmuckarbeitern die erste Handwerkerassociation, welcher 1848 die dortigen Schneider und Andere folgten, zu dem Zwecke gemeinsamer Arbeit und des Schutzes gegen das Capital der Unternehmer, jedoch nicht auf socialistischer Grundlage. In demselben Jahre (1835) eröffnete Frankreich seine erste Eisenbahn von Paris nach Versailles. Noch unter Karl X., 1829, ist die vorzüglichste französische höhere Gewerbeschule, die Ecole des arts et des manufactures zu Paris, gestiftet.

Die Regierung Louis Philipp's gilt als das Regime der Industriellen; namentlich der großen Fabricanten, welche er, als der König der Bourgeoisie, stark begünstigte. Ihnen zu Gunsten erhoberte er, dem Import ausländischer Fabricate auferlegten Zölle, besonders durch den Tarif von 1836, welcher die Zölle bis zu 25 und 50 Proc. vom Werthe emporshraubte. Der jährliche Export an seidenen, wollenen, leinenen und baumwollenen Waaren von 1827—1836 wird auf 293 1/2 Million Francs berechnet, wovon auf die seidenen Gewebe allein 143 Mill. gefallen sein sollen. Aber 1836 war auch für Frankreich ein Jahr der industriellen Krise, indem es eine große Stöckung der Ausfuhr, viele Bankrotte und schwere Verdienstlosigkeit für zahlreiche Ar-

beiter herbeiführte. Dennoch ist es in der Gewerbegeschichte Frankreichs auch ein leuchtender Punkt. Denn 1836 erfindet der Franzose Perrot zu Rouen die nach ihm benannte Perrotine, welche den Handdruck der Gewebe in der Weise erstete, daß man besonders veränderte Muster schnell ausführen konnte. Von ihr sagt der Rattendruckerbesitzer Kröppig: „Sowol die Walzendrumpfmachine als die Perrotine hat man dermaßen vervollkommen, daß man bei Darstellung der schwierigsten Druckarbeiten in 1—5 Farben auf einmal, mit Dampfkraft und Beschleiß von nur einigen Arbeitern, mit der Walzendrumpfmachine während 11—12 Arbeitsstunden 150—200 Stüd Rattan à 40 breitanter Ellen lang, und mit der Perrotine ohne Dampfkraft mit Beihilfe einiger Arbeiter 30—50 Stüd dergleichen Rattane mit den schönsten und präciseften Druckarbeiten darstellen kann.“ Zugleich aber sei dadurch der Druckerlohn erniedrigt worden, da eine in voller Thätigkeit befindliche Walzendrumpfmachine 200—300, eine Perrotine 80—100 Arbeiter entbehrlich mache. Aber andererseits gewannen die bei den Rattendruckerfabriken beschäftigten Arbeiter einen höheren Lohn und die Landwirthschaft in demjenigen Departement, welche der Hauptstich dieser jetzt wieder steigenden Industrie waren, namentlich das Departement du Nord, einen höheren Ertrag. Es wurden in Frankreich an Rübenzuckerfabriken 1834 49 Mill. Kilogramme, 1835 38 Mill., 1836 26 Mill., 1837 19 Mill., 1838 12 Mill., 1839 9 Mill., 1840 6 Mill., 1829 4,380,000, 1828: 2,685,000. An Rohzucker consumierte Frankreich 1831 81%, 1834 70%, 1837 60% Mill. Kilogramme. Dagegen sank der Export der seidenen Gewebe von 206 Mill. Francs in 1836 auf 121 Mill. in 1837 in Folge der 1836er Handelskrise. Besonders wurde von dieser Stöckung die Stadt Lyon hart getroffen, welche schon 1836 an 27,000 bedröhlte Arbeiter aus Communalmitteln unterstützte. Zwar hob sich später das Seidengewerbe wieder, aber nicht sofort, und während das Rohmaterial theurer geworden war, sank zum Theil der Verdienst der Arbeiter.

Der durchschnittliche Export an seidenen, wollenen, leinenen und baumwollenen Fabricaten von 1834 bis 1839 betrug 366 1/2 Mill. Francs, wogegen das Jahr 1839 allein 447 1/2 Mill. auswurfsen hat. Das zuletzt genannte Jahr hatte bereits 2547 Dampfmaschinen mit 35,979 Pferdekraften, und ist außerdem d. B. durch eine in Paris veranstaltete Industrieausstellung merkwürdig, welche indessen von vielen Industriellen widerstanden wurde, weil sie fürchteten, daß dadurch viele Geheimnisse dem Auslande verrathen werden möchten. Sie war von 3348 Ausstellern besetzt. Im J. 1840 lieferten die 475 Höchöfen bereits 3 1/2 Mill. metrische Centner Gußstern, eine Mehrproduktion, zu welcher besonders die vermehrten Dampfmaschinen und Eisenbahnen anregten, wobei indessen, von 1830—1840, die Eisenpreise um 100 Proc. gestiegen sein sollen, obgleich man noch 1840 für die Höchöfen meist die alte Methode der

Holzbohle u. s. w. anwendete. Die in der Eisenindustrie hervorragenden Departements waren Obermarne, Côte d'Or, Oberseine, Mosel, Rhône, Ardennen, Loire, Mos und Cher. Im J. 1810, um welche Zeit mehr und mehr auch darüber geflagt wurde, daß das größere Capital von dem noch größeren gebraucht werde, z. B. bei der pariser Schlächtereier, trat auf Andrängen der Röhrgüterproduzenten in den Colonien eine höhere Besteuerung des inländischen Röhrgüters ein, so daß dessen Production augenblicklich sank, indessen schon 1841 wieder auf 45 Mill. Kilogr. stank.

Während die Seidenindustrie sich wieder in ihrer Production hob, von welcher 1841 etwa vier Fünftel in das Ausland abgesetzt wurden, nahm um dieselbe Zeit die Wollenmanufactur verhältnismäßig einen noch stärkeren Aufschwung. Sie hatte ihren Sitz hauptsächlich in den Städten Sedan, Elbruf, Leuwers, d'Aumale, Darnetel, Reims, Amiens und deren Umgebung. Hatte schon vorher die kleine (Hand-)Weberei der Leinwand, besonders bei der ländlichen Bevölkerung, mehr und mehr den großen schiffsmässigen Unternehmungen unterliegen müssen, so suchte jetzt auch die Maschinenweberei des Leinwand der Handweberei die Arbeit abzunehmen. Im J. 1841 machte der Präsident des Departements du Nord bekannt, daß derjenige, welcher in seinem Verwaltungsbezirk die erste derartige Maschinenweberei mit einem Capital von etwa 7 bis 800,000 Francs anlegen würde, eine Prämie von 60,000 Francs erhalten sollte. Unter den übrigen Gewerbezweigen machten sich auf den auswärtigen Märkten die französischen Lederarten und Spiegel immer fühlbarer, während hier die niederen Glasarten mit den böhmischen meist nicht concurriren konnten.

Für das Jahr 1842, wo etwa 36 unter 100 Einwohner von ganz Frankreich mit Stoffarbeitungen beschäftigt waren, berechnete man, daß 297,174 Tonnen Gußeisen noch mit Holzbohle, 102,282 mit Coal, 109,795 Tonnen Rohseisen mit Holzbohle und 175,929 mit Steinbohle fabricirt wurden, eine Anwendung der Steinbohle, welche hinter derjenigen in England immer noch weit zurückblieb. Frankreichs Gußeisenerzeugung wird pro 1843 auf 400, pro 1839 auf 350, pro 1834 auf 269, pro 1818 auf 114, pro 1787 auf 1 Mill. Kilogr. angegeben. Auch zeigte sich 1842 die Regierung wieder geneigt, den Röhrgüterfabriken zu Gunsten des französischen Colonalgüters eine höhere Steuer aufzulegen. Im J. 1843 wurden im ganzen Lande 3369 stehende Dampfmaschinen mit 42,514 Pferdekraften gebaut, wovon auf die Spinnereien die meisten kamen, nämlich 757. Die größte Zahl solcher Maschinen hatte damals das Norddepartement, nämlich 558. Um dieselbe Zeit wurden jährlich etwa 1,230,000 Kilogramme Seide im Werthe von ca. 55 Mill. Francs verarbeitet. Die Ausfuhr der sogenannten pariser oder vorzugsweise „französischen“ Industrie betrug 1843 an Bouquetterien und Kippfäden 11, an Uhren 2, an Weiden 3, an Spiegeln und Glaswaren 3/4, an Porzellan (besonders aus der trefflichen Fabrik zu Sevres) 9, an Por-

fämerien 8, an ausgearbeiteten Fellen 21, an weissen und buntem Papier 8, an Posamentenwaaren 18%, zusammen 83% Mill. Francs. Dazu kamen in denselben Jahre an Seidenwaaren 129%, Wollzeugen 79%, leinenen und hanfenen 9%, Battisten und Linons 8%, baumwollenen 82, gemischten 1, Gespinnsten 3, zusammen 312% Mill. Francs. Schon 1843 waren die Röhrgüterfabriken höher besteuert worden, nämlich um 5% Francs pro 200 Pfund Zucker, nachdem sie vorher für dasselbe Quantum nur 27% Francs gezahlt hatten; allein obgleich sie laute Klage darüber erhoben, daß sie diese Erhöhung nicht tragen können, so nahm die Production dennoch zu; denn sie betrug schon 1844 auf 1845 wieder 36 und 1845 auf 1846 bereits 65 bis 70 Mill. Kilogramme. Zugleich aber veranlaßten diese Steuer-Verhältnisse, daß die kleineren Establishments sich nicht halten und nur die größeren bestehen konnten, so daß die Zahl dieser Fabriken von 1841 bis 1844 von 400 auf 300 sank, eine Erscheinung, welche sich um diese Zeit auch auf anderen Gebieten auffällig geltend machte. Im J. 1844, wo in Paris eine Gewerbausaustellung stattfand, exportirte Frankreich nach Coquelin²⁴⁾ an Industrie-Produkten: Seidene Gewebe für 143,7, baumwollene Gewebe für 108,5, wollen Gewebe für 104, Leinwand für 28,6, Möbel, Spielwaaren und andere ähnliche Holzarbeiten für 26,3, bearbeitete Felle für 23,7, Papier und Papierarbeiten für 20,6, Porzellan und Glas für 19,8, Wäsche und Kleider für 15,3, Weingeist für 11,0, Metallarbeiten für 10,3 Mill. Francs. Die Gesamtausfuhr in 1844 an fabricirten Gegenständen, wobei jedoch z. B. der Spiritus und andere Producte fehlen, belief sich auf 860,7 Mill. Francs. Man berechnete überhaupt, daß sich von 1788 bis 1845 die französischen Gewerbezugnisse vervierfacht, die landwirthschaftlichen dagegen nur verdoppelt hätten. Nach Thiers²⁵⁾ verbrauchte Frankreich 1845 an 130 Mill. Ctr. Wolle, aber einen Centner zu verarbeiten kostete nur noch 8 Frs. Die Production an Steinbohle betrug 1845 ca. 75 Mill. Centner, stieg aber 1847 auf 90 Mill. ²⁶⁾.

Das Jahr 1848, in welchem mit Ausnahme einiger wenigen, z. B. der Cigarren- und Bierfabrication, fast alle Gewerbezweige in der Produktionsmasse stark zurückgingen, brachte auf industriischem Gebiete besonders die Klagen und Ansichten der capitallosen Arbeiter zu Tage, und gab den sozialen und socialistischen Theorien derselben offenen Raum zur praktischen Befolgung. Sie hatten vielfach gegründete Klage über die Macht des Capitals, dem sie es in ihren Gewinnanttheilen nicht gleichthun konnten; aber sie waren auch zum großen Theil im Widerspruch mit den nothwendigen, einzigen Bedingungen der Industrie, der Arbeit, und mit sich selbst; sie wollten mehr Lohn und weniger Arbeit resp. Arbeitszeit, statt der Stück- oder Accordarbeit die Loharbeit; sie wollten an der Dividende des Gewinns Theil nehmen, aber nicht die Dividende des Verlustes

23) Revue des deux Mondes, 1846.

24) Über das Eigenthum. 1848. 25) Taylor, Statistics of coal, 1848.

trogen. Namentlich war es Louis Blanc, welcher jetzt die Macht besaß, seine Organisation der Arbeit dem Einflusse der verhassten Concurrenz gegenüber geltend zu machen und thatsächlich auszuführen. Es kam so noch 1848 in Paris zur Errichtung der sogenannten Rationalwerkstätten, in welchen man jedem Arbeiter täglich 2—3 Francs zahlte, und welche allein im April 1848 ca. 3,373,000 Francs kosteten. Der Unterschied zwischen faulen und fleißigen, ungeschickten und geschickten Arbeitern wurde nahezu verwischt, der Schlenker riss ein, der Abfall stopfte, und bald gerieth die ganze Anstalt so sehr in allgemeinen Midererbit bei allen verständigen Leuten, daß man dieselbe beseitigen mußte. Die öffentliche Meinung nicht bloß in Frankreich, sondern auch in ganz Europa hatte schon längst den Grundsatz adoptirt, daß Staatsfabriken weit weniger nützenbringend seien als Privatfabriken, und die Associationen der Schneider und anderer Arbeiter zu Paris im J. 1848 waren etwas ganz Andres als die Rationalwerkstätten; sie waren reine Privatunternehmungen, denen freilich auch zum kräftigen Gedeihen ein sehr wesentliches Element schülte, nämlich die Leistung der meisten Branchen durch den monarchischen Willen eines Einzigen oder einiger Wenigen, wie dies das Princip der industriellen Aktienunternehmungen vieler ist, denen freilich außerdem höhere Capitalkräfte zu Gebote stehen.

In welchem Grade deprimirend die Ereignisse von 1848 auf die Gewerbe wirkten, beweisen z. B. die Rübenzuckerfabriken, welche in der Campagne von 1840 auf 1849 nur 39,639,000 Kilogr. Zucker producirten, in der darauf folgenden von 1849 auf 1850 dagegen schon wieder 61,175,214, und somit das Quantum von 1847 auf 1848 (64% Mill.) nahezu erreichten²⁶⁾. Im J. 1848 auf 1849 waren nur 284 solcher Fabriken in Thätigkeit. Schon 1849 wurden wieder an 3000 Patente auf neue Erfindungen angetragen, und in demselben Jahre beschäftigte die Seidenindustrie Lyons von 200,000 Einwohnern an 40,000, natürlich mit Einschluß aller Frauen und Kinder. Aber es darf auch auf das Präcar dieses von der wechselnden Mode abhängigen Nahrungszwerges hingewiesen werden; denn diese erstere oft sehr schnell auf einander folgende Veränderungen an den Webstühlen, und es kann 1 Pfund Seide zu weben heute 5, morgen 10 Thaler kosten. Im J. 1850 waren in Frankreich an Spinneln jeder Art 5,008,169 vorhanden, an Webstühlen 305,377, an Dampfmaschinen (Rebenden) 3328, an Wassermühlen 22,497, an Windmühlen 4686, an Rübenzuckerfabriken (nach Stollé) 288, an Hochöfen 9004, an Schmelzen 6012, an Ziegelföhen 6970. Außer den auch in anderen Industrieländern gemachten technischen Fortschritten, z. B. in der Bereitung der Seide, zeichnete sich das Jahr 1850 für Frankreich, namentlich durch den verbesserten Farbendruck, z. B. für Karten, aus. Im Anfange des

Jahres 1851 (oder am Ende von 1850) zählte man 47,300 Fabriken und industrielle Etablissements (mit Ausnahme des handwerksmäßigen Betriebs), welche pro Jahr für 2½ Milliarden Francs Rohstoffe verarbeiteten und über 1 Mill. Arbeiter beschäftigten, nämlich 672,446 Männer mit einem Tageslohn von durchschnittlich 2 Fr. 9 Centimes, 254,371 Frauen mit einem Tageslohn von 1—3 Francs und 131,098 Kinder mit einem Tageslohn von durchschnittlich 73 Centimes.

Noch mehr stiegen die Zahl der gewerblichen Anlagen (z. B. die der Rübenzuckerfabriken auf 304, am 1. Aug. 1851) und deren Leistungen im J. 1851, aber zu gleicher Zeit auch der industrielle Schwindel, verbunden mit der wachsenden Noth der Agiotage, welche jetzt ankam, sich bis in die untersten Schichten der Gesellschaft zu verbreiten. Auch wendeten sich eben deshalb immer mehr Capitalisten von der Verbindung mit dem gewerblichen Gelfe ab und dem Börsenspiele resp. den neugegründeten Geldinstituten, wie dem Crédit mobilier, zu. Dennoch hatten fast alle Gewerbetreibende, namentlich in Folge der gewaltigen Bauten Louis Napoleons, die Hände voll Arbeit; und wenn wir für 1852 noch einen in stark bemerkbarer Weise steigenden Industriezweig nennen sollen, so ist es die Bierbrauerei, welche von da ab um so mehr producirte, je weniger die Arbe in Folge der Krankheit Wein erzeugte, eine Wechselwirkung, welche bis jetzt andauert hat. Trotz dieser gewerblichen Blüthe und vollen Arbeit zeigten sich grade 1852 Arbeiterkrisen, ein Beweis, daß dieselben meist nicht in Zeiten des Wohlthums, sondern in Zeiten des guten Verdienstes zu entstehen pflegen. Zwar lieferten die (im Juni 1852 vorhandenen) 329 Rübenzuckerfabriken in der Campagne von 1851 auf 1852 nur 73,972,760 Kilogramme Zucker, folglich 5% Mill. weniger als 1850—1851, aber dergleichen Schwankungen können sehr leicht auch aus der größeren oder geringeren Erziebigkeit der Rübe erklärt werden, und die Campagne von 1852 auf 1853 ergab in 242 Fabriken 1,414,276 Kilos. Zugleich aber tauchte 1853, als eine Erfindung von Champomnois und Boudier, ein neuer folgenreicher Gewerbezweig aus der Rübenzuckerfabrication auf, nämlich die Bereitung von Spiritus aus Zuckerrüben, obgleich Versuche im Kleinen schon vorher gemacht worden waren, wie das in der Natur fast jeder Erfindung liegt. Dagegen hat von der Erfindung Arsenbley's, die bewogende Kraft des Dampfes durch diejenige des Aethers zu ersetzen, welche ebenfalls in das Jahr 1853 fällt, Nichts wieder verlanet.

Das Jahr 1853 ist für Frankreich außerdem bemerkenswerth durch die Reduktion mehrer auf den Import von Fabricaten gelegten Zölle, z. B. der Strickle, des Eisens, des Stahls, worauf 1854 die Aufhebung der Einfuhrzölle für Rohbaumwolle und die Ermäßigung der Rübenzuckersteuer um zwei Drittheile folgte. Die meisten dieser freihändlerischen Maßregeln waren nicht im Sinne der französischen Producenten, allein Napoleons Decrete hatten die Gesamtheit der Nation im Auge. Während 1853 erst 30 Fabriken

²⁶⁾ Wenn andere Quellen pro 1849—1850 nur 41 Mill. Kilogr. angeben, so meinen sie offenbar den raffinierten weißen Zucker, während obige Noth von dem ersten Producte des Rohzuckers spricht.

existierten, welche aus Rübenzuckerfabriken sich in die oben erwähnten Spiritusfabriken umgewandelt hatten, waren deren 1854 bereits an 100 vorhanden. Dagegen produzierten in der Campagne vom 1. Sept. 1853 bis alt. August 1854 die vorhandenen Fabriken 76,951,000 Kilogr. Zucker (im Jahre vorher 75,275,000), obgleich im October 1854 nur 83 solcher Fabriken im Betriebe, 173 außer Betrieb waren, woraus wiederholt die enorme Vergrößerung der einzelnen Etablissements ersichtlich ist. Doch sank 1854 wegen des orientalischen Krieges im Allgemeinen die Masse der Fabricate, hier und da freilich aus Naturgründen, wie von 1854 auf 1855, wo man nur 43 Mill. Kilogr. Rübenzucker producierte²⁷⁾, wozu der Umstand beitrug, daß immer mehr solcher Fabriken wegen des theuren Getreides und der mangelnden Erzielbarkeit der Weinberge sich auf die Fabrication von Spiritus aus Rüben legten. Gleichzeitig machte sich besonders die erweiterte Cigarrenfabrication bemerklich. In das Jahr 1855 fällt außerdem nicht bloß das Decret zur Verabreichung der Importzölle für eiserne Maschinen um ca. 30 Proc., sondern auch die große Gewerbeausstellung, welche zwar auch landwirthschaftliche Erzeugnisse enthielt, aber doch vorzugsweise auf gewerbliche berechnet war, und an Umfang alle bisherigen in Frankreich weit hinter sich ließ. Sie war von etwa 30,000 Ausstellern besetzt, und bewies, daß die Franzosen in den Kerkeln, bei welchen es auf Fugen, Schönheit, Eleganz vorzugsweise ankommt, immer noch Meister, dagegen in der Solidität hinter den Deutschen und in der Billigkeit, namentlich bei den wollenen Tuchen, hinter den Deutschen, besonders am Rheine, zurück waren. Doch bot die Ausstellung, welche auch der Werk dieser Zeilen besucht hat, seinen durchgreifenden Nachschub zur Beurtheilung, da z. B. viele ausgezeichnete deutsche Fabricanten Nichts eingeschickt hatten. Auch haben sich sehr viele Beurtheiler dadurch täuschen lassen, daß die Franzosen es weit besser als die Deutschen verstanden, ihre Artikel durch geschmackvolle Draperien zu verbergen.

Wir schließen mit einer Klage des Franzosen Montégut²⁸⁾ aus dem Jahre 1855 über die französische Industrie. Nachdem er gesagt: „Le travail industriel est corrompueur,“ fährt er fort: „L'industrie aurait moins de dangers, si ses chefs considéraient le travail et non pas la richesse comme le but de leur vie.“ Kann man diese Anklage cum grano salis auch gegen andere Länder richten, so enthält sie doch besonders in Bezug auf Frankreich nur zu gewerbliche Gesichte viel Wahres, da die industriellen Anlagen mehr und mehr in das Vorurtheil hineingezogen werden, so daß sich 1856 selbst die französische Regierung veranlaßt sah, die weitere Erreichung von Industriecrediten, mit Einschluß der Eisenbahnen, vorläufig zu inhibiren. Die während der letzten Jahre enorm zunehmende Ver-

fälschung nicht bloß der Lebensmittel, sondern auch der gewerblichen Fabricate, z. B. der Erde, welche man bis zu 20 Proc. mit Bleizucker versetzte, um ihr Gewicht zu vergrößern, trifft nicht allein Frankreich, sondern ist ein Krebsgeschaden der neuesten Industrie überhaupt.

8) Die Gewerbe der Niederlande (mit Einschluß Belgiens bis 1830) haben wenig von sich reden gemacht. Die Nation erzeugte zwar die Handwerksartikel und einigermaßen die Fabrikwaaren größtentheils selbst, wie ja fast in jedem Lande der größte Theil der Production auch wieder consumirt wird; allein man fabricirte mit einigen Ausnahmen wenig auf Export, die Capitalien suchten ihre Anlage meist in Staats- und anderen Renten, die Arbeit war vorwiegend auf Ackerbau, Viehzucht, Schifffahrt, Fischfang und Handel, namentlich mit den eigenen Colonien, gerichtet, und die Staatsgewalt hatte kein Interesse, eine hervorragende Fabricitätigkeit, welcher ohnedies vielfach die natürlichen Bedingungen, wie Kohlen, Wasserkraft, niedrige Löhne, fehlten, durch Schutzzölle zu fördern. War der erwungene Anschluß an Frankreich 1795, sowie die Continentalverrie von 1806 fg. geeignet, die gehemmte Schifffahrtsthätigkeit mehr der Industrie zuzuwenden, so gebrach es vielfach an Rohstoffen und an der gehörigen Reizung dazu, und noch 1814 ging man, wenigstens im Norden, nicht mit gleichem Interesse wie in England und Frankreich auf die neueren maschinellen Hilfsmittel ein, während die Schifffahrt und der Handel wieder Freiheit erhielten. Was man holländische Tuche nannte, wurde zwar noch zum Theil in den wirklichen Niederlanden, meist aber in dem jetzigen Belgien und im preussischen Rheinlande erzeugt. Nachtheilig mußte auf die niederländischen Gewerbe das Aufstehen kommen des preussischen Zollvereins 1818 fg. wirken, indem dadurch nichtigen holländischen Fabricaten, z. B. den feineren Papierarten, welche die Holländer in großer Masse auf Export arbeiteten, der Eingang erschwert wurde. Indessen waren schon in den zwanziger Jahren, wo ihnen noch nicht die spätere Höhe der Schutzzölle zur Seite stand, die jetzigen Fabricirer in dem nachbarnen Belgien von bedeutender Produktionskraft, zum Theil freilich nicht mehr von dem früheren Gewichte auf dem großen Markte, z. B. die Eisenindustrie von Lüttich²⁹⁾ und Ramur, die Wollenmanufaktur im Limburgischen, die Verarbeitung der Baumwolle in Gent, welches mit Einschluß der Umgebung 1812 nur 85,000, 1829 aber schon 200,000 Webestühle für Baumwolle besaß, die Fertigung von Spitzen nebst der Eisengießerei in Brüssel. Nach der Vertrennung Belgiens konnte Holland noch mehr seinem natürlichen Erwerbswege, dem Handel und der Schifffahrt folgen, und war eines großen Theiles der Rücksicht auf sogenannten Schutzoll für die Industrie quitt und ledig; aber die anfängliche gereizte Stimmung gegen Belgien bereitete natürlich dem Eingange der Fabricate aus diesem Nachbarlande viele

27) Von März 1855 bis dahin 1856 stieg die Zahl der Rübenzuckerfabriken von 208 auf 273, welche 87 Mill. Kilogr. Rohzucker erzeugten. 28) Revue des deux Mondes, Nr. vom 1. Oct. 1855.

29) Goderill (in Geraing) erbaute von 1825—1829 42 Dampffische.

Schwierigkeiten, welche zum Theil gradezu in Verboten bestanden. Aber schon 1831 trat eine Eingangszollerleichterung für Glaswaaren, baumwollene Garne und Zeuche, Eisenfabrikate u. s. w. ein, weil Holland selbst diese Artikel nicht in hinlänglicher Quantität, zum Theil gar nicht hervorbringen konnte. Ueberhaupt hat die holländische Gewerbetätigkeit, mit Ausnahme der kleinen Handwerke und etwa der Gerbereien nebst den Papierfabriken, deren Producte um 1840 immer noch einen guten Namen hatten, bis jetzt wenig hervorleuchtende Momente aufzuweisen.

9) Einen desto höheren gewerblichen Rang hat von 1830 bis jetzt Belgien eingenommen. Die nächsten Folgen der Eroberung von Holland mußten zwar für viele Industriezweige, z. B. für die zum großen Theil auf Verkauf nach Holland arbeitenden Baumwollennanufacturen von Gent, verderblich sein; allein das Land konnte sich eine seinen natürlichen Verhältnissen mehr entsprechende Steuer- und Zollgesetzgebung ausbilden, und die Regierung erkannte sofort, daß neben dem Ackerbaue ihre Hauptstütze auf die Industrie gerichtet sein mußte. Die bald nach der Katastrophe in Angriff genommenen Neubauten und die Errichtung der Banque Belgeique thaten das Ihrige. Vor Allem stieg jetzt die Production und Verarbeitung des im Lande vorhandenen Eisens, neben welchem, wie in England, ein großer Reichthum an Steinkohlen vorhanden war. Hatte man letztere in den zwanziger Jahren nur erst zu geringen Anteilen statt der Holzkohlen bei den Hochofenprocessen verwendet, so stieg diese Verwendung seit 1830 in geometrischer Progression. Man brauchte um so mehr Eisen, als 1834 (durch die Regierung) der Bau der ersten Eisenbahnen begann, deren Netz bald eine ungewöhnliche Ausdehnung gewann, und bereits 1838 hatte Belgien 1844 Dampfmaschinen mit 25,312 Pferdekraften. Die Hochofen steigerten von 1833 bis 1838 ihre Erzeugnisse in ungeheuren Proportionen und zwar meist mit Hülfe der Steinkohle, wodurch indessen auch die Eisenpreise sich stark erniedrigten. Der Allem war von 1831 bis 1838 und später Lüttich mit seiner Umgebung, namentlich des Gerings Cockerill's, der Stih der Verarbeitung des Eisens zu Dampfmaschinen, Maschinen, Geräthen, Rägeln u. s. w. Indessen wurden letztere damals noch durch die Handnagelschmiede gefertigt. Cockerill beschäftigte 1837 allein in seiner Maschinenfabrik an 4000 Arbeiter; und dennoch führte damals Belgien fast ebenso viele Dampfmaschinen ein als aus, ein Zeichen für die fortwährende Vergrößerung der mit solchen Maschinen arbeitenden Gewerbszweige.

Da trat dieser rapiden Entwicklung auch in Belgien die industrielle Krise von 1838 entgegen, welche, zum Theil eine Folge der unergiebigen Ernte, sich in ganz Europa fühlbar machte. Absatz, Credit, Lohn, Gewinn kamen gewaltig ins Stocken; 1839 brach unter den darbenenden Baumwollnarbeitern von Gent ein Aufstand aus, die belgische Bank stellte ihre Zahlungen ein, und in demselben Jahre fallirte deshalb selbst Cockerill, obgleich er bei nur 18 Mill. Francs Passiva an 26 Mill.

Activa aufzuweisen hatte. Einige Nahrungszeige, wie die sehr bedeutende Buchdruckerei in Brüssel, welche 1839 hier schon 229 Pressen, darunter 29 mechanische, besaß, litten in geringerem Grade. Auch die Handspinnerei in Flandern, jedoch meist aus anderen Gründen, sank immer tiefer, besonders in Flandern, während um 1840 die Industrie der feinen wollenen Tücher, deren größter in Nerviers bestanden, sich bereits wieder emporgerichtet hatte. Doch litten auch noch 1841, wo zu Brüssel eine gut eingerichtete Gewerbaussstellung stattfand, an welcher 975 (belgische) Aussteller Theil nahmen, und über welche viel geschrieben wurde, mehr Industriezweige in solchem Grade, daß die Regierung ihnen eine besondere Aufmerksamkeit widmete. So wurden durch sie noch 1841 die später immer weiter, und zwar mit leuchtendem Erfolge, ausgedehnten Musterschulen für Weberei errichtet, und in demselben Jahre beschloß sie eine Untersuchung der Handspinnerei in Flandern, welcher die immer mehr sich steigende Maschinenspinnerei tödtliche Wunden geschlagen hatte. Aber sie sank noch tiefer, als Frankreich 1842 den Eingangszoll aus Leinwand erhöhte, und Belgien kaufte sich, noch in demselben Jahre, nur dadurch los, daß es den hohen französischen Tarif annahm, worauf der Absatz dieses Artikels wieder wuchs, im J. 1843 auf 20 Mill. Francs. Auch die Manufactur der Spitzen, namentlich der brüsseler, welche schon damals den ergiebigsten den Rang abgelaufen hatten, nahm wieder einen hohen Aufschwung, besonders auch durch den Export nach Frankreich. In ganz Belgien wurden um 1843 jährlich an 12 Mill. Francs solcher Artikel producirt, und das Pfund Garn für die feinsten Gattungen kostete oft über 1000 Francs. Aber indem Belgien durch seinen Tarif Frankreich versöhnte, gerieth es gleichzeitig mit dem teutschen Zollvereine in einen Zollkrieg, dessen Folge besonders die höhere Bekleidung des belgischen Eisens bei seinem Eintritt in den Zollverein seit 1844 war.

In den nächsten Jahren nahm die Prosperität der belgischen Gewerbe namhaft zu, indem die Regierung, obgleich zwischen mächtigen Nachbarn eingeklemmt und daher in die Mäßseligkeiten eines Labryrinthes von wechselnden Differentialzöllen verwickelt, sich ihrer mit großer Vorliebe und Umsicht annahm. Ramentlich wurden durch sie 1847 neue Musterschulen für Linnen, Seide und Baumwolle begründet, und bis 1853 stieg deren Zahl bis auf 67. Gleichzeitig nahm die Audeute der Steinkohlen in gewaltigen Dimensionen zu und stieg 1848¹⁰⁾ auf 5 Mill. Ton. Aber der Verkauf der Linnenindustrie Flanderns, namentlich der Handspinnerei, war trotz der Schnelldre nicht mehr aufzuhalten, da die Maschinen immer mehr Garn spannen, und andererseits die oft schwer erkennbare Vermischung der Leinwand mit Baumwollentwischen viel Misstrauen gegen die Leinwand erregte, während die baumwollenen Zeuche wegen ihrer Billigkeit immer mehr in Aufnahme kamen, obgleich einzelne Jahre wieder einen Aufschwung

30) Nach Taylor: Statistics of coal, 1848.

zu beweisen scheinen. Um so mehr aber nahm sich die Regierung der Industrie an. Im J. 1849 legte Jobard der zweiten Kammer einen trefflichen Gesetzentwurf zu Prioritätspotenten vor, und in demselben Jahre kam das 1851 ins Leben tretende Gesetz für die Arbeiterpensionskassen zu Stande, welches man in anderen Ländern nachzuahmen versucht hat. Im J. 1850 existierten in Belgien nach Stolle 27 Rübenzuckerfabriken, 1851 exportirte das Land 1,196,289 Kilos Leinwand, 1852 dagegen 1,675,795. Aber diese und andere Industriezweige, wie die der „brabanter“ Spitzen von Brüssel, Weichen, Antwerpen, Gent, Cortrid, Brügge u. s. w., sind in der neuesten Zeit weit überflügelt durch die Eisengewerbe zu Lüttich, Namur u. s. w., welche namentlich 1854 beim Beginne des orientalischen Krieges enorme Bestellungen auf Waffen und anderen Kriegsbedarf auszuführen hatten.

10) Mit England erheben wir uns auf die höchste Stufe der Gewerbe in der neuesten Periode. Da aber die Anfänge der neueren industriellen Blüthe, nicht bloß für England, sondern für die ganze gebildete Welt, die Keime des modernen Maschinenwesens, etwas früher als die französische Revolution in die Geschichte eintraten, so haben wir hier bis dahin zurück zu greifen, wenn auch einiges Wenige zu wiederholen. Wir erinnern daher hier an die (verbesserte, nicht eigentlich ganz neu erfundene) Dampfmaschine von James Watt, welcher 1765 durch den getrennten Condensator ihr eine unberechenbare Zukunft als bewegender Kraft gab, während Andere sie namentlich auf das Spinnen der Baumwolle anwandten; an die von Higg's erfundene, von James Hargreaves 1767 wesentlich verbesserte Jenny, welche zunächst 16—18 Spindeln an die Stelle einer setzte; an die von mehreren Engländern zwischen 1760 und 1774 zu Stande gebrachte Krempelmaschine; an die 1769 oder 1770 von Richard Arkwright erfundene (nach Anderen in ihrer ersten Idee von Higg's erfundene) Spinning-Trustle, welche 100 Fäden auf einmal spann, und auf welche er 1785 die Wasserräder Dampfmaschine anwendete³¹⁾; an die Mule-Jenny (Webmaschine), welche Cartwright 1784 am gelungensten herstellte, und namentlich seit 1792 praktisch machte. Neben diesen und anderen Heroen der gewerblichen Praxis trat ein Held der gewerblichen Theorie, der Volks- und Staatswirtschaftslehre auf: der Schotte Adam Smith, welcher 1776 zum ersten Male sein berühmtes Werk „Inquiry into the nature and causes of the wealth of nations“ veröffentlichte, worin er mit kühnem Geiste die Bedingungen der gewerblichen Güterproduction darlegte, vor Allem das Gebot der Gewerbefreiheit und des Freihandels resp. das Verbot, daß der Staat gewerbetreibend auftritt. Zwar erlitten sich in England in vielen Städten und Orten die alten Handwerke bis auf die neuere Zeit, theilweise in aller Strenge, z. B. für die Lehrlingszeit; allein auf der anderen Seite war

jezt das Signal zu einem Fabrikbetriebe ohne Grenzen gegeben, wodurch auch die Verhältnisse der Arbeiter auf das Tiefste alterirt wurden. Das erste Vorbild aller späteren ähnlichen Gewerbezweige ist die Baumwollenspinnerei; Baumwolle war die erste Faser, Eisen die zweite, Stahlschleife die dritte. Aber wie gering dennoch diese Anfänge im Vergleiche mit der Weiterentwicklung waren, beweist z. B. der Umstand, daß die englische Maschine im 18. Jahre, die Baumwollengewebe nicht so billig liefern konnte wie die einfache Hand des Indiers, so daß man die Einfuhr dieser indischen Producte verbot. Von 1771—1775 verbrauchte England jährlich nur erst etwa 4 Mill. Pfund Baumwolle. Bald freilich sollte sich unser obiger Ausspruch rechtfertigen, daß die Geschichte der Gewerbe (mit Einschluß der Spinnstoffe) die Geschichte der Gewerbe sei. Mit steigender Schnelligkeit nahm die Production in denjenigen Gegenden zu, wo diese Gewerbe ihren Sitz ausschlugen, und vor Allem muß hier Lancashire genannt werden.

Die unablässig verbesserten und vermehrten Maschinen forderten immer mehr Eisen, und so hob sich auch dessen Production und Verarbeitung bald in entsprechendem Grade. Im J. 1788 fordernte England 68,000 Tons Roheisen zu Tage, und dieses Quantum war das Dreifache von 1750, wo England und Wales zusammen erst 27,000 Tons fabricierten. Trotz des genantigen Aufschwunges in den Baumwollengewerben blieb Englands Ausfuhr an Baumwollengeweiden noch um 1789 dennoch hinter der Ausfuhr an wollenen Tüchern zurück. Im Jahre 1790 importirte das Land 21 1/2 Mill. Pfund rohe Baumwolle und 1791 verbrauchte es deren über 28 Mill. Es konnte nicht fehlen, daß man das Spinnen bald auch auf andere Stoffe anzuwenden versuchte, und dies geschah bereits in den 90er Jahren mit dem Flachs; oder man kam lange Zeit nicht über die groben Kammern des Leinwandgarnes hinaus. Im J. 1796 producirte England 125,000, 1797: 130,000, 1805: 250,000 Tons Eisen, und 1800 verarbeitete es bereits 56 Mill. Pfund Baumwolle, 1802 an 60 Mill. Daß schon damals die Fabrikarbeiter an ihrer Gesundheit theilweise mehr als die Handwerker bedroht waren, beweist eine Parlamentsacte von 1801, welche ihre Arbeitszeit beschränkte, die erste von vielen später nachfolgenden, wodurch die Staatsgewalt für die Gesundheit dieser Leute einschritt (1802 zum ersten Male für die Kinder).

Auch die Nähmaschinen, deren Gausalpinus mit den Web- und Spinnmaschinen nicht verkannt werden wird, reichen in eine frühe Periode zurück. Schon 1804 ließen die beiden Engländer Stone und Hendersen eine solche (in Frankreich) patentiren, und von 1807 bis 1821 arbeitete an einer verbesserten ihr Landsmann Winter. Im J. 1807 erfand Forsyth das Percussionschloß. Unter dessen hatte sich die Eisengewinnung 1806 bereits auf 250,000 Tons gesteigert, also auf das Vierfache von 1788. Die Hauptstühle dieser Industrie waren Staffordshire, Wales und Schottland. Die mit demselben Jahre durch Napoleon decretirte Continentalsterrö war nicht ohne Einfluß auf die Eisengewerbe, indem

31) Als R. Arkwright in hohem Alter starb, soll er 7 Mill. Pfund Sterling Vermögen hinterlassen haben.

England gezwungen wurde, statt des Holzes, dessen Zufuhren schwächer wurden, Steinfolie anzuwenden, so daß die Roth erfinderisch machte. Und da die Importe von Wolle ebenfalls sanken, so wandte man sich desto mehr dem Anbau und der Verarbeitung des Flachses zu. Um die Seidenmanufacturen zu heben, deren Sitz besonders in Spittfelds und Coventry war, verbot die Regierung die Einfuhr von Seidenzeugen, aber ohne merkwürdigen Erfolg, da dieser Schutz den Fabricanten keinen Sporn gab.

Im J. 1814, wo die erste Locomotive in England gebaut wurde, führte das Land bereits decimal mehr Baumwollenwaaren als Wollenwaaren dem Werthe nach aus. Aber seitdem stieg die Ausfuhr, und folglich auch die Fabrication von Twisten mehr als die Ausfuhr von baumwollenen Geweben. Zugleich trat schon damals, namentlich in Folge der wieder consolidirten Geld- und Creditverhältnisse nach dem Ausbruch des Krieges, welcher die Auffammlung der Capitalien in wenigen Händen nicht begünstigte, eine Erleichterung sehr merklich in dem Vordergrund: das Verdrängen der kleineren Fabriken durch die größeren und der größeren durch die großen. Dieser Proceß haben wir aus der späteren Zeit beispieelsweise bereits an den Zuckerrfabriken Frankreichs kennen gelernt, und werden bei anderen Gelegenheiten darauf zurückkommen. Es ist dies zwar im Allgemeinen ein mit der Zeit fortschreitender natürlicher Proceß der Gewerbe, allein die Bedingungen resp. die Hindernisse sind nicht immer von gleicher Stärke und Zahl. In das Jahr 1814 fällt auch das Statut, welches für die älteren Städte die siebenjährige Lehr- und Gesellenzeit für nicht nothwendig erklärt. In den neuen Städten wie Manchester und Birmingham sind Zünfte nie eingeführt gewesen.

Nachdem London 1816 (nach Anderen 1815) als die erste Stadt Europa's die Gasbeleuchtung (mit welcher 1798 Murdoch die ersten, 1801 Lampadius fernere Versuche gemacht hatte) für einen großen Theil der Straßen und Plätze angewendet hatte, wurde die gesetzliche Beschränkung der Arbeitszeit in den Fabriken erneuert. Aber die Löhne sanken wegen der vielen aus dem Kriege zu der Industrie zurückkehrenden Hände, wegen der sich stark mehrenden Bevölkerung und aus anderen Gründen gleichzeitig in manchen Productionszweigen sehr erheblich, 1817 in den Gewerben der Baumwolle, des Eisens, der Kohlenförderung, der Kupferhämmer u. s. w. gegen 1810 um die Hälfte, wobei freilich ein Theil des Ausfalles durch die steigende Armentarier ersetzt wurde. Im J. 1818 waren¹⁾ in den Katunfabriken 57,328 männliche und weibliche Arbeiter incl. Kinder beschäftigt, und in demselben Jahre exportirte England 14½ Mill. Pfund Baumwollengarn. Gleichzeitg bemerkte man seitdem eine verminderte Einfuhr von russischer Leinwand. Andererseits sanken auch viele englische Productionszweige in Folge des Friedens, welcher den Bedarf für Heer und Flotte verminderte,

und in den meisten übrigen Ländern erhöhte Importzölle zu Wege brachte; so sollen 1817 und 1818 zu Birmingham, besonders in den Eisenfabrikkens, nur noch zwei Drittheile der früheren Arbeiter Verdienst gefunden haben. Im Jahre 1819 setzten die Staatsgewalten, um die inländischen Wollmanufacturen zu heben, den Eingangszoll für 1 Pfund Wollenwaaren auf 6 Pence hinaus, ermäßigten ihn aber bald wieder, da kein sichtbarer Erfolg sich zeigte. Für 1820 wird die englische Rohseidenzeugung zu 400,000 Tons angegeben, sie gibt im Vergleich mit den späteren Jahren (gegenwärtig 3½ Mill. Tons) einen ungefähren Maßstab für die damals zu Schiffen, Maschinen u. s. w. verwendete Eisenmasse und diese selbst. Nachdem 1821 zu Edinburgh die School of Arts (der höheren mechanischen und chemischen Gewerbe), welcher später viele ähnliche nachfolgenden, gegründet, und 1823 die 1793 zur Befreiung der Kriegskosten stark erhöhte und darum das Uebertrinken vernehmende Biersteuer von 54 Schill. 7 Pence auf 22 Schill. 8 P. h. Quartier Gerste herabgesetzt worden war, und in Folge dessen besonders londoner Unternehmer Brauereien von ungeheurerm Umfange errichtet hatten, setzte die Regierung bald darauf die Importzölle auf Seide und seidene Waaren bis auf 30 Proc. des Werthes herab, und seitdem nahm die Seidenindustrie ihren Sitz besonders in Manchester, dessen 1825 erzeugtes Seidenwaarenquantum indessen nur auf 450,000 Pf. St. geschätzt wurde. Der Import der Rohseide aus Italien erhielt in den 20er Jahren an dem Import aus China einen wachsenden Concurrenten.

Ebenfalls in den 20er Jahren steigerte die englische Maschinenpinneri des Flachses ihre Production besonders durch die Anlage der großartigsten Fabriken immer mehr ins Ungeheure, namentlich zu Dumble in Schottland und zu Leeds, wo die Fabrik von Marshall bereits 1825 enorme Quantitäten Leinengarn erzeugte, im J. 1841 für 200,000 Pf. St. Da man nun auch die feinsten Nummern spann, etwa mit Ausnahme des Spinnengarnes, so hörte der Import aus Deutschland und anderen Ländern immer mehr auf, und diese litten in demselben Maße. Indessen sanken die Preise des Leinengarnes nicht ebenso tief wie die des Baumwollengarnes, weil die Erzeugung von Flachs mit der Erzeugung der Rohbaumwolle, welche England nach wie vor zum größten Theile aus Nordamerika bezog, nicht gleichen Schritt halten konnte. Im J. 1825 wurde das Verbot der Garnzufuhr nach Irland aufgehoben, aber sofort sank hier der Verdienst der Spinnpinner. Als nun um das Jahr 1825 der Engländer Robert seinen Aufschwung zum Baumwollenspinner ersanden hatte, auf welchem 300 bis 1000 Spindeln angebracht werden können, welche unter Beihilfe von nur Einem Arbeiter in der Minute 3000 bis 4000 Umdrehungen machen, war ein neuer gewaltiger Schritt zu massenhafterer Textproduktion gethan. In Dampfwebstühlen besaß Großbritannien 1825 bereits ca. 40,000, und von 1816 bis dahin hob sich die Consumtion der Baumwolle in den vereinigten Königreichen um 119 Procent. Bei solcher Höhe des

32) Nach Lord Ashley.

Baumwollengewerbes ließ jetzt (1825) auch die Regierung das freilich vielfach umgangene Verbot der Auswanderung von Werkmeistern dieses Industriezweiges fallen, aber das Verbot, die betreffenden Maschinen auszuführen, noch mehrere Jahre fortzuleben. Ebenfalls im J. 1825, welches für England's Gewerbe ein höchst bemerkenswerthes ist, wurde die hohe Brennweinsteuer herabgesetzt, und die Fabrication des versteuerten Brennweins nahm ungemein zu, freilich wol immer noch auch die des unversteuerten. Die englische Eisenerzeugung hatte es in demselben Jahre auf 618,236 Tons gebracht, und noch 1825 besiegte die Staatsgewalt den auf fremdes Eisen gesetzten Prohibitivzoll. Von 1814 bis 1825 war die Zahl der englischen Dampfschiffe bereits in dem Verhältnisse von 1: 137 gestiegen, und die 1823 producirte Eisenmasse gibt Guliß auf 400,000 Tons an.

Kurz, die Masse der Fabricate, besonders der Gespinnte und Gewebe, war 1824 und 1825 in unerhörten Progressionen gewachsen, wozu besonders die Hoffnung auf raschen Absatz nach Mexico und Südamerika, also nach den dort neu entstandenen Republiken, beigetragen hatte, und der Verdienst der Arbeiter war dabei so reichlich, daß namentlich in Birmingham viele dieser Leute nicht mehr alle Tage arbeiten wollten resp. höheren Lohn forderten. Allein man sah sich in seiner Berechnung der Kauf- und Confumtionsfähigkeit dieser Länder getäuscht; schon 1825 erfolgte ein gewaltiger Rückschlag und die Folge waren zahlreiche Bankrotte und massenhafte Entlassung von Arbeitern, welchen glücklicher Weise der sehr niedrige Preis der Lebensmittel zu Hülfe kam. Zwar nahmen bereits 1826, noch mehr 1827, viele Fabriken ihre Arbeiten wieder auf, aber zum größten Theil nur deshalb, weil das in ihnen angelegte Capital nicht todt liegen zu lassen, und die Arbeiter mußten sich ebenfalls mit einem geringeren Verdienste begnügen.

Im Jahre 1828 war die Roheisenerzeugung schon auf 703,184 Tons gestiegen, und es geschah vorzugsweise seit jener Baumwollencrisis, daß man nun mehr der Eisenindustrie sich zuwendete. Schon 1827 besaß Großbritannien an 15,000 Dampfmaschinen mit 375,000 Pferdekraften. Dennoch suchte sich auch das Baumwollengewerbe wieder aufzuheben, und 1828 exportirte England 43 Mill. Pfund Baumwollengarn. Ueberhaupt berechnete man, daß von 1820 bis 1828 die Ausfuhr der Baumwollensabricate über die Hälfte aller Ausfuhrn betrug. Auch fand 1828 zu London eine Gewerbeausstellung statt, die erste von einiger Bedeutung in England. Im folgenden Jahre wurde zwischen Liverpool und Manchester die erste eigentliche Eisenbahn auf englischem Boden eröffnet. Eisenbahnen von kurzen Strecken und ohne Locomotiven hatte man schon früher, z. B. bei Kohlengruben, gehabt. Auch fallen in diese Zeit, man sagt durch die Mittheilungen des reisenden Moorcroft, die ersten gelungenen Versuche, die Cassimir-Shawis mit Gluk nachzubilden. Bemerkenswerth ist, daß England 1831 noch kein Linnengarn exportirte.

Während die Eisengruben und Hochofen, besonders in Folge der Nachfrage von Seiten der immer zahlreicher werdenden Eisenbahnen, die Masse ihrer Erzeugnisse, namentlich seit 1832 so sehr steigerten, daß die Einfuhr von Eisen, mit Ausnahme des zur Stahlbereitung unentbehrlichen schwedischen, fast ganz aufhörte, sanken von 1825 bis 1832 und ferner die Eisenpreise unaufhörlich. Die Ausfuhr von Linnengarn hatte sich, abgesehen vom Schmuggel, 1832 bereits auf 110,188 Pfund gehoben. Im Jahre 1834, wo in Dublin eine Gewerbeausstellung veranstaltet wurde, verarbeitete England etwa 65 Mill. Pfund Leder, und 1835 zählte man in Großbritannien und Irland schon an 110,000 Dampfwerekschle für Baumwolle, davon 90,900 in England, 16,000 in Schottland. Von jenen 90,900 kamen allein auf die beiden Grafschaften Lancaster und Chester 34,000. Dagegen waren 1835 in Großbritannien für die Wollenfabrication nur erst 5127, die Seidensabrication 1714, die Leinwandfabrication 309 Dampfwerekschle vorhanden. Der Export von Linnengarn stieg 1835 auf 2,611,215 Pfund. In den englischen Fabriken waren 1835 (nach Ducpetiaux) ohne Handwerker, Drucker, Färber und Bleicher Arbeiter beschäftigt im Alter

	in Wolle, Baumwolle, Flachs und Seide	in Baumwollseide
von 8—12 Jahren	20,588	8,197
• 12—13 •	35,867	20,574
• 13—18 •	108,208	65,486
über 18 •	190,710	125,877

Im Jahre 1836 war wieder ein industrieller Höhepunkt erreicht, von welchem noch in demselben Jahre viele Geschäfte plötzlich herunter fielen, da mit theueren Brodpreisen eine Geld- und Handelskrise eintrat, welche in England um so fühlbarer sein mußte, je mehr man auf Export arbeitete. Die Hauptorte der Baumwollenmanufactur, wie Manchester, Glasgow, Bolton, Paisley, Stockport, wurden hart betroffen; aber auch die Wollenfabrication von Leeds u. s. w. litt in gleichem Grade. Dazu gestellten sich noch 1836 viele Arbeiterstreiken, z. B. unter den Kohlenarbeitern in Schottland, obgleich diese hohe Löhne hatten, unter den Baumwollen-spinnern und den Schneidern. Kurz vorher hatte die Regierung das Verbot solcher und ähnlicher Arbeitervereinigungen aufgehoben. Die Krisis hielt auch noch 1837 und 1838 an, obgleich z. B. in dem letzteren Jahre mehr Kräfte (115 Mill. Pfund) als 1836 ausgeführt wurden, freilich wol zum Theil von alten Lagern. Viele Gewerbetreibende waren der Ansicht, daß die englische Production über den natürlichen Absatz, besonders im Lande selbst, gestiegen sei, so vereinigten sich noch 1838 z. B. in Manchester viele Baumwollengarnfabrikanten dahin, nicht alle Tage in der Woche arbeiten zu lassen, und noch 1841 fanden hier und anderwärts die Fabriken 5 Tage per Woche still. Es ist begreiflich, daß so die Noth der Spinner einen hohen Grad erreichte, aber auch und fast noch mehr die Noth der Handwerker, deren Lohn schon von 1825 bis 1835 um 66 Proc. gesunken sein soll. Es nahm daher

besonders seit 1838, wo auch das Getreide sehr theuer war, die Auswanderung von Baumwollens-, Eisen- und anderen Arbeitern aus England nach Nordamerika, Australien, Rußland, Frankreich u. s. w. in ihr dagewesenen Grade zu. Der Rückgang in der Consumtionsfähigkeit der niederen Classen von 1836—1838 oder 1839 erweist sich einigermaßen auch aus der verminderten Production des verfeuertem Branntheins, obgleich dieselbe immer noch sehr erheblich blieb, besonders in Schottland. Es producirte nämlich England (ohne Schottland und Irland) an verfeuertem Brannthein 1836: 4,958,209 Gallonen, 1837: 4,628,728, 1838: 5,735,138, 1839: 5,570,821, dagegen Schottland 1836: 10,239,986, 1837: 9,149,603, 1838: 9,118,951, 1839: 9,818,086. Glasgow allein hatte 1838 immer noch 2200 Branntheinöfen, 1 auf je 10 Häuser. Im Jahre 1839 hatte England³³⁾ 419,560 männliche Fabrikarbeiter, darunter 192,887, welche noch nicht das 18. Lebensjahr erfüllt hatten, und 242,296 weibliche Fabrikarbeiter, darunter 112,192, welche das 18. Lebensjahr noch nicht erfüllt hatten. Nach derselben Auctorität beschäftigt in diesem Jahre allein die Kattunfabriken 419,519 Arbeiter und Arbeiterinnen mit Einschluß der Kinder unter 18 Jahren.

Im Jahre 1840 erzeugt ganz England an 1 1/2 Mill. Tens Robeisen (gegen 150,000 im Jahre 1800), und 1 T. desselben, frei auf's Schiff geliefert, kostete damals in Liverpool 23 Sgr. Die Hauptziele der Eisenverarbeitung waren Birmingham, wo indessen auch viele Kupfer-, Messing- und andere Metallwaaren hergestellt wurden, Sheffield, Wolverhampton. Die Zahl der Dampfer stieg von 1825 bis 1840 in dem Verhältnisse von 1:4, und der Werth des 1840 in England³⁴⁾ erzeugten Porzellans und Steinguts schätzte man auf 2,250,000 Lfrl. Der Export an Baumwollengarn war 1840 115 Mill. Pfund, aber an vollenen Luchern wurden in diesem Jahre nur noch 258,942 Stück ausgeführt (1830: 445,360). Die 1840 allein in Manchester verfertigten seidnen Waaren schätzte man im Werthe auf 1,700,000 Lfrl.; aber die Engländer fanden in den Dessins, der Farbe, der Erfindung neuer Muster immer noch den Franzosen weit nach, obgleich oder vielmehr weil sie viel Schuß hatten. Die meisten Seidenwaaren wurden in England verbraucht. Wir starr der Verbrauch von Papier, welches meist in England selbst erzeugt wurde, in die Höhe ging, beweisen z. B. die Times, welche 1840: 5,000,000 (1839: 4,300,000, 1838: 3,650,000) Bogen consumirten. Schon seit Jahren klagten die Papierfabricanten über die hohe Papiersteuer und deren lästige Controle. Für 1841 berechnete man die in ganz England jährlich fabricirten Seidenwaaren im Werthe auf 11—12 Mill. Pf. St., wovon etwa für 800,000 ausgeführt wurden.

Auch noch 1841 befanden sich viele Fabricationszweige und namentlich deren Arbeiter in einer sehr

drückenden Lage; so nämlich die Dampfsbaumwollenspinner in Manchester, wo 1841 die Armentare die doppelte Höhe von der im Jahre 1836 erreicht hatte. Der Import an Hochbaumwolle in 1841 wird trotzdem auf 488 Mill. Pfund angegeben, wovon 338% Mill. aus der Union kamen. Der Stodung in den Geschäften der Spinner und Weber mußte auch auf die Maschinenbauer, Maurer, Zimmerleute und andere Arbeiter zurückwirken. Allein in der Grasschaft Lancashire sollen 1841 an 400,000 gewerblich Arbeiter (mit Einschluß der Kinder und Frauen) unbefähigt gewesen sein. Zwar führte England in 1841 allein nach dem teuffchen Zollvercine 990,000 Etr. Robeisen ein; allein bald traten viele Länder dem Import des englischen Eisens mit erheblichen Zöllen entgegen, und schon 1841 war die Klage der Eisenarbeiter in Birmingham, Sheffield u. s. w. über mangelnden Verdienst sehr laut. Nach v. Gülich, dem wir bisher meist gefolgt sind, fielen in England von 1836—1841 die meisten Tagelöhne, besonders der Fabrikarbeiter in den bedeutendsten Industriezweigen, um 20 bis 25 Proc., und man ersetzte die erwachsenen Arbeiter immer mehr durch Kinder, nach der Voraussetzung Baily's im Parlamente (1841) damals durch eine jährliche Mehrannahme von so viel Kindern, daß dadurch 50,000 Erwachsene überflüssig wurden. Dagegen hoben sich die Getreidepreise in derselben Zeit mindestens um eben so viele, vielleicht um 30 Proc., sodaß die Agitation der Fabrikherren und ihrer Arbeiter, besonders in Manchester, für eine Herabsetzung der Getreidezölle immer lebhafter wurde. Schon vorher erklärten viele Wollen- und Baumwollensfabricanten, welche wie Cobden, Bright u. A. meist Mitglieder der in Manchester concentrirten Anti-corn-law-League waren, sie wollten auf die ihnen gewöhnten Schutzzölle verzichten, wenn die Getreideproduzenten dasselbe thäten. Unter diesen Umständen mußte auch die Auswanderung sich steigern; von 1831—1841 sind etwa 500,000 Menschen ausgewandert, davon jedoch die meisten aus den Ackerbaudistrikten in Irland; aber die Vermehrung der Bevölkerung im ganzen Reiche betrug in derselben Zeit 2 Mill.

Im Jahre 1842 ist für England der Anfang des Zollkrieges mit dem Zollvereine wegen des Zinns und Eisens bemerkenswerth, worauf wir später zurückkommen. Wir ungeheurer Englands Ueberlegenheit über Teutschland war, beweist eine Vergleichung des Kräfteelementes der beiderseitigen Maschinen; diese hatten 1842 in England eine Kraft von e. 2 1/2 Mill., in Teutschland von etwas über 100,000 Pferden. Die Zahl der Fabriken in England war damals 3160 mit 418,370 Arbeitern incl. 17,000 Kinder. Andere berechneten, daß 1842 unter je 100 Einwohner 45 bis 50 mit Stoffverarbeitung beschäftigt waren. In denselben Jahre sind in England an 486 1/2 Mill. Pfund Baumwolle verarbeitet worden, wogegen der Werth der jährlich von 1840 bis 1842 ausgeführten Baumwollensfabricate im Durchschnitt auf 23 Mill. Lfrl. geschätzt wird. Den Export an Linnengarn in 1842 finden wir zu 29,490,987 Pfund angegeben. Auch die englische Leinwand, obgleich man

33) Nach Lord Alflap.

34) Wenn einfach von „England“ die Rede ist, wird in der Regel das ganze Inselreich gemeint.

sie immer mehr mit Baumwolle (für den Einschlag) mischte, fand wegen ihrer vortheilhaften Vertheilung, Appretur und Egalität im Auslande, namentlich in Amerika, eine steigende Nachfrage, so daß sie in der Concurrenz mit denjenigen anderer Länder den Sieg behauptete. Am Ende des Jahres 1843 besaß England's Flachs- und Flachsweberei 3,500,000 Spinnspindeln, während der ganze europäische Continent nur 200,000 besaß. In Manchester hatte eine einzige solche Spinnerei 136,000 Spindeln.

Die Calamitäten der Gewerbebranche mehrten sich durch die unergiebige Ernte von 1842 sehr namhaft; aber als man 1843 wieder eine ergiebige Ernte hatte, kehrte auch die frühere Productivität zurück, und besonders jetzt wurde das öffentliche Bewußtsein in verstärktem Grade inne, wie wichtig für das Gedeihen der Industrie ein reichlicher Einkauffall oder ein mäßig billiges Brod sei. Die Metallverwirthe der Bank erhoben sich 1844 wieder auf 16 Mill. Pfst., und das Geld floß wieder reichlich für die Gewerbe, nachdem es 1842 und 1843 für Gewerbe in das Ausland abgeflossen war. Im Jahre 1844 hatten England, Wales und Schottland zusammen 446 Eisenhöfen in Thätigkeit, und die Fabrication von allerlei Eisenartikeln, von Stahl besonders in Sheffield, nahm wieder ihren kräftigen Fortgang. Nicht minder die Baumwollenindustrie, welche 1844: 646,874,816 Pfund Rohmaterial importirte, und für 151,755,436 Pfund halber baumwollene Zeuge und Gewebe exportirte, darunter von jetzt ab auch viele Streifpfeile, für deren Fabrication Nottingham der Hauptort war. Die Zahl der damals in Großbritannien und Irland mit dem Spinnen und Weben der Baumwolle beschäftigten Einwohner, incl. Frauen und Kinder, wurde auf anderthalb Mill. angegeben. Die Fluth der Baumwolle ergoß sich von England wieder in verstärktem Maße über fast alle Länder der Erde. Nicht minder war, besonders zu Leeds, die Fabrication von leinenen und wollenen Zeugen wieder aufgeblüht, während die Fabrication der Bänder in Coventry ihren Hauptstich hatte. Im Jahre 1844 beschäftigten³⁵⁾ die gesammten englischen Fabriken 450,000 Arbeiter und Arbeiterinnen, und erzeugten im jährlichen Durchschnitt für 51 Mill. Pf. Sterl. Exportartikel. Indessen fielen die Preise fast aller Fabricate noch wie vor. Die jährliche Steinkohlengewinnung in ganz England veranschlagte man für 1845 zu 500 Mill., für 1847 (Kaylor) zu 635^{1/2} Mill. Str., Andere wie R. Dunt sogar zu 64^{1/2} Mill. Tonh. In das Jahr 1845 fällt auch die zu London von der Anti-corn-law-league veranstaltete Industrie-Ausstellung, zum Theil mit der Absicht zu zeigen, daß man keines anderen Schutzes als desjenigen gegen die Kornzölle bedürfe. Indessen bestanden für solche Artikel, worin man das Ausland noch nicht überflügelt hatte, noch immer bedeutende Zölle, z. B. für halbfarbene von

30 bis 35 Proc. vom Werthe. Im Jahre 1847 ging im Parlamente eine Bill durch, wodurch die Arbeitszeit in den Fabriken pro Tag auf 10 Stunden beschränkt wurde, jedoch nur für Frauen und Kinder, so daß für die Männer die meist sehr aufreibende Anstrengung bestehen blieb. Auch fällt in das Jahr 1847 wieder eine zu London veranstaltete Gewerbeausstellung, welche indessen nur von 20,000 Personen besucht worden sein soll.

Die politischen und socialen Experimente des Jahres 1848, welche auf dem Continente von Europa eine gewaltige Bewegung hervorriefen, gingen an England fast spurlos vorüber, ja sie beschränkten durch ihre negativen Resultate das Insektivoll vielfach in seinem conservativen Sinne, obgleich in der Güterproduction kein Stillstand eintrat. Grade im Jahre 1848 ging in England das letzte Journeeristische Vorkerphalanter Brook Form in der Grafschaft West Norburg durch Substitution zu Grunde, und diese ganze Theorie war dadurch für England gründlich ruiniert³⁶⁾. Einen Begriff von den damaligen gewerblichen Zuständen Englands gibt ein Artikel in der Westminster and Foreign Quarterly Review vom Jahre 1848, worin der jährliche Ertrag der Manufacturen (der Fabriken und der Handwerke) und des Handels für Großbritannien (also ohne Irland) auf 163 Mill. 447,339, derjenige des Ackerbaues auf 167^{1/2} Mill. Pf. St. geschätzt ist. Die Baumwollenspinnerei hatte damals 15^{1/2} Mill. Spindeln in Thätigkeit, und ein einziger Arbeiter lieferte in den verbesserten Spinnereien an mittelfeinen Twisten jährlich c. 66 Centner, während es ein teuflicher nur auf etwa 20 Centner brachte³⁷⁾. Das Jahr 1849 ist für die Geschichte der englischen Industrie ausgezeichnet durch das Aufheben der Kornzufuhrzölle, indem das Ministerium Peel mäßig der Anti-corn-law-league nachgab. Diese Liga, welche sich besonders aus den Fabricanten rekrutirte, ist zum Theil als eine Reaction der 1834 veränderten Armeensteuer zu betrachten, wodurch den Armen resp. Fabrikarbeitern die Compensation des Lohnes zu Gunsten der Landbesitzer geschnitten wurde. Ihre Anfänge reichen zwar bis 1828 zurück, allein erst seit 1834 gewann sie eine hervorragende Bedeutung und organisirte sich in Manchester, worauf sie sich 1843 zu London festsetzte. Cobden ist als ihr Haupt anzusehen.

Die Behauptung Mill's (der Ausgabe seiner „Principles“ von 1849), daß die kleineren gewerblichen Etablissements immer mehr durch die größeren verdrängt wurden, findet ihre Bestätigung z. B. darin, daß 1849 im Durchschnitt 1 Eisenhofen jährlich c. 6000 Tons Eisen lieferte, wogegen er es z. B. 1820 erst auf 2000 brachte. Die 541 Höfen des eigentlichen Englands erzeugten 1849: 1,750,000 Tons Roheisen und verbrauchten 9 Mill. 125,000 Tons Steinkohlen, wogegen die Production des ganzen vereinigten Königreichs (in Europa) im J. 1849 c. 2^{1/2} Mill. Tons betrug, im

35) Nach einer Angabe von Robert Peel im Unterhause. Uebrigens die gewöhnlichen Handwerker findet man in solchen Ausweisen meist Nichts.

36) Einige Jahre vorher hatte das ähnliche Institut zu Gendré für Besorgnis bei Paris ein ähnliches Pos getroffen. 37) Prince Smith, für und wider Schup. und Differentialzölle. 1848.

Werthe von 6,250,000 Pf. St., so daß die Tonne $\frac{2}{3}$ Pf. St. kostete, nachdem man sie z. B. 1820 mit 8 Pf. St. bezahlt hatte. Das im J. 1849 in (ganz) England verarbeitete Quantum an roher Baumwolle wird von Einigen zu 775 Mill. Pfund angegeben, während Andere den Totalverbrauch dieses Jahres auf c. 1,700,000 Ballen berechnen. Der Export an Baumwollenwaaren in 1849 repräsentirt eine Quadratfläche von $133\frac{1}{2}$ Mill. Yards im Werthe von 18,834,600 Pf. St.; 1815 wurden nur $225\frac{1}{4}$ Mill. Yards ausgeführt, aber im Werthe von 18,158,172 Pf. St., woraus sich ein um 600 Proc. erniedrigter Preis ergibt. Die Seidenindustrie, obgleich immer noch durch einen Zoll von 15—20 Proc. vom Werthe geschützt, hatte sich gegen früher nicht eben bedeutend weiter entwickelt, während sich der Consum der — meist im Inlande gebrannten Waasser, welchem besonders Vater Mathew und seine Enthaltensvereine (die Teatotalers) entgegen gewieft hatte, pro 1849 in England schon 9 Mill., in Schottland nur noch 7 Mill., in Irland ebenfalls 7 Mill. Gallonen ausmachte. Die Gewerbeausstellung zu London, welcher eine ähnliche in Birmingham zur Seite ging, war im J. 1849 von c. 70,000 Personen besucht. Im Jahre 1850, wo die Gewerbe in erwünschtem Flor standen, tauchten auch mehrere Arbeiterstreiken auf, welche sich besonders auf die seit 1842 gesetzlich erlaubten Associationen stützten. Indessen scheint doch die Baumwollenindustrie von ihren früheren normen Nisern jetzt herunterzugehen; denn das in 1850 verarbeitete Quantum an roher Baumwolle wird auf $562\frac{1}{2}$ Mill. Pfund angegeben.

Die große londoner Industrie-Wellausstellung, welche am 1. Mai 1851 eröffnet wurde, war von keiner ihrer Vorgängerinnen auch nur annähernd erreicht worden. Das Gebäude, von Eisen und Glas konstruirt (daher „Glaspalast“), umfaßte eine Grundfläche von 43 magdeb. Morgen, und hatte 950,000 Quadratfuß Ausstellungsraum. Den Werth der ausgestellten Gegenstände, unter welchen auch Früchte, Ackerbauprodukte u. f. w. waren, wurde mit Ausnahme des Edelsteins Kohi-nur auf 1,782,000 Pf. St. berechnet, und die einzelnen Besuche von Personen erreichten die ungeheure Höhe von 6,063,986. Das Urtheil über die drei großen hier vertretenen europäischen Industrie-Nationen stellt sich im Allgemeinen dahin fest, daß die englischen Producte sich durch Solidität, die französischen durch Eleganz³⁸⁾, die deutschen durch Billigkeit auszeichneten, obgleich die Preisverzeichnisse in dem Gebäude aufzustellen verboten war, da die Engländer sich vor der Billigkeit der deutschen und anderer Waaren fürchteten. Vieles trägt dazu bei, dieser Ausstellung eine große Bedeutung beizulegen; man sah vieles Neue, z. B. eine Menge Desch-, Sae- und Nähmaschinen; ferner nordamerikanische Nähmaschinen von Iudkins und besonders von Singer, welche so viel wie 4—5 Menschen

förderte; eine interessante Briefschneidemaschine und Anders, was wenigstens vielen Besuchern neu war; der Wettseiler und Nachahmungstrieb wurden mächtig angeregt; die vertheilten Prämien, wenn auch, wie es kaum anders möglich ist, dabei Mißgriffe verkommen mochten, mußten ein Sporn nicht bloß für die Prämiierten, sondern auch für Nichtprämiierte sein; Fabrikanten und Handwerker wie Fabrikarbeiter wurden durch die Vergleichen der Gegenstände auf Vorzüge und Mängel aufmerksam gemacht; viele tüchtige Producenten verschafften sich erhöhten Absatz. Trotz alledem fehlte noch ungeheuer viel, um eine wirkliche Vergleichung der Weltindustrie, wenn auch nur in den wichtigsten Producten, zur Anschauung zu bringen.

Obgleich eben diese Ausstellung viele englische Fabriken und Werkstätten in erhöhte Thätigkeit gesetzt hatte, so nahm diese doch auch nach der Ausstellung nicht ab. Man berechnet, daß England 1851 an 760 Mill. Pfund rohe Baumwolle verbraucht, resp. durch $\frac{3}{4}$ Mill. Arbeiter incl. Frauen und Kinder verarbeitet habe, wobei jeder Einwohner jährlich 18 Pfund verarbeiteter verbrauchte. Die Ausfuhr an Baumwollensfabriaten war im jährlichen Durchschnitt von 1849 bis 1851 c. 28 Mill. Pf. St. Auch concurrirte in diesem Jahre die irische Leinwand immer stärker mit derjenigen anderer Länder. In dasselbe Jahr fällt die von Preller eingeführte Fetzgerberei, welche zum Theil die Gerberei durch die empfindlich theuer gewordene Lohz ersetzte. Im J. 1851 hatten die englischen Eisenbahnen eine Länge von 6628 Miles³⁹⁾. Das Jahr 1852 zeigte gegen 1851 keinen Rückgang im gewerblichen Flor, und einzelne Branchen, wie die der Steinkohle und des Eisens, machten selbst erhebliche Fortschritte in der Production. Auch fällt in dasselbe Jahr eine Arbeiterstreike von Manchester, wo im Januar 11,000 Hände die Arbeit niederlegten, die sie jedoch vor Ablauf des Jahres wieder aufnahmen.

Das Jahr 1853 zeichnete sich zwar durch große Brodtheuerung, aber auch durch die gesteigerten Preise anderer, besonders roher Producte aus, z. B. der Steinkohlen, obgleich diese immer massenhafter gefördert wurden. Ebenso hob sich das Eisengewerbe; Schottland exportirte 1853 an 950,000 Tons Eisen, und zwar 300,000 mehr als in irgend einem Vorjahre. Besonders wurde 1853 auch über die immer mehr erhöhten Papierpreise geklagt, was von der enorm wachsenden Consumtion dieses Artikels herührte. Fast in allen Gewerbezweigen fand eine außerordentliche Regsamkeit statt, und für viele fehlte es an Arbeitern. Aber es blieben als Felsen davon auch die Streiken nicht aus, obgleich der Verdienst sehr hoch stand. So streikten 1853 die Postträger in Liverpool, die Briefträger ebenda und anderwärts, die Weber in Stockport, die Spinner ebenda u. f. w. In Blackburn und Stockport fielen gleichzeitig zusammen an 35,000 männliche und weib-

38) In der eigentlichen Bildhauerkunst nahmen jedoch die deutschen (besonders) Producte den ersten Rang ein.

39) Wie der unternehmendste und genialste Locomotivenbauer heißt Stephenson da.

liche Arbeiter. In dasselbe Jahr fällt eine dubliner Industrierausstellung. Im J. 1854 machte sich besonders eine ungemein gesteigerte Dimension der einzelnen neu erbauten Schiffe bemerkbar, z. B. an dem damals fertig gewordenen „Schraubendampfer“ „Himalaya von 4000 Tons; aber sofort tauchten Pläne zu weit riesigeren Größen auf; man unternahm ein Schiff von 28,000 Tons. Noch in demselben Jahre gingen übrigens die Strikeln zu Presten und an den anderen Orten zu Ende, nicht ohne schwere Verluste für die Arbeiter, welche ihren Zweck, erhöhten Lohn, wiederum nicht erreichten. Während die Papiermühl 1854 und in den folgenden Jahren trotz der von der Zinnse auf einen neuen Rohstoff dafür gesteckten Prämie fortbauerte, hob sich die Eisenproduction und Eisenverarbeitung auf eine nie dagewesene Höhe; 1855 förderte England nach Gladstone 3½ Mill. Tons Eisen, wegen der Production aller anderen Länder zusammen nur etwa 3 Mill. betrug. In demselben Jahre hatte das vereinigte Inselreich an 17 bis 18 Mill. Baumwollenspindeln im Gange, zu deren Production an 60 Mill. Hände erforderlich gewesen wären. Auch die Maschinenfäbrerei der Wolle und des Flachses hatte entsprechende Fortschritte gemacht. An mechanischen Webestühlen aller Art, deren Zahl 1814 nur erst 3000 war, gab es 1855 schon e. 100,000. Im J. 1856 stieg der Verbrauch der Rohbaumwolle auf 2,257,845 Ballen“); während das ganze europäische Festland nur 1,360,000, die Union 770,239 verbrauchte. In demselben Jahre importirte ganz England (nach dem „Auslande“) 1014½ Mill. Pfund Rohbaumwolle, von denen 803½ Mill. aus der Union, 147½ Mill. aus Ostindien (1841 97½ Mill.) bezogen wurden. Die Ausfuhr Englands an Baumwollenmanufacturen erreichte 1856 einen Werth von 35 Mill. Pf. St., was genau den dritten Theil aller Ausfuhr betrug. Da nun England in diesem Jahre die eingekaufte Rohbaumwolle mit 22 bis 25 Mill. Pf. St. bezahlt hat, so hat es nicht bloß seinen eigenen Bedarf an baumwollenen Twisten und Geweben gedeckt, sondern auch außerdem an 10 Mill. Pf. St. durch den Verkauf an das Ausland, folglich für seine Fabrication gewonnen.

Vergleichen wir die vorstehend über England gemachten Angaben, welche nur exemplificierend sein konnten, und sich auf die wichtigsten Gewerbszweige beschränken mußten, so ergibt sich unbedingt die industrielle Superiorität Englands über alle anderen Länder der Erde, namentlich was die Masse der Producte betrifft, während z. B. Frankreich in der Eleganz undbestrittene Vorzüge hat. Zwar besitzt England fast gar keine staatlichen Gewerbeschulen oder ähnliche Institute, dafür aber hat es seine vielen privaten Mechanical and andere Institutionen mit großen Hilfsmitteln, welche auch von vielen gewerblichen Arbeitern fleißig benutzt werden.

Auch sind keine allgemeinen organischen Gewerbeordnungen vorhanden; dafür existiren einzelne locale Corporationsacten und andere Parlamentabills, und neben der größten Gewerbefreiheit, besonders im Fabrikwesen, bestehen viele Zünfte mit strenger Verfassung. Doch sind es neben dem seit einem Jahrhundert so erstaunlich entwickelten mechanischen Talente vor Allem die Mächte der durch die trefflichen Wasserkfälle, die dem Handel außerordentlich günstige insulare Lage, die Schätze von Eisen und Kohlen unterstützten Gewerbefreiheit, welche England auf diese gewerbliche Stufe erhoben haben. Doch beweist die Geschichte, daß auch die mannichfaltigsten Schutzzölle und Einfuhrverbote einen sehr starken Antheil daran haben, eine Concession, welche man selbst als Freihändler der vergangenen Zeit der Geschichte machen kann.

11) Auch für Teutschland (excl. Oesterreich) können wir nicht über jedes einzelne Gewerbe eine laufende Rechnung Jahr um Jahr führen, sondern müssen uns auf diejenigen positiven und negativen Momente beschränken, welche im Laufe der Zeit die Aufmerksamkeit vor anderen auf sich gezogen haben, wobei freilich sehr viel von der subjectiven Ansicht des Darstellers und der Beschaffenheit seiner Quellen abhängt.

Um das Jahr 1789 thaten sich zwar einzelne Gewerden durch steigende Industriezweige hervor, wie Hamburg mit seinen Zuckerraffinerien, Nordhausen, Quecksilber, Bergwerkzeuge durch ihre Brantweinfabrication, allein die damaligen Productionszahlen sind im Vergleich mit den gegenwärtigen außerordentlich klein, und ein großartiges Fabrikwesen fing erst an sich aus den Gewerken oder den Handwerken und Zünften heraus zu bilden, obgleich diese auf jede mögliche Weise der Betrieb im Großen durch einzelne Unternehmer zu hindern suchten. Aber das Haupthinderniß lag in der schwachen Consumtionsfähigkeit der Zeit. Andererseits warf die französische Revolution auch nach Teutschland die Brandfackel des erneuten Streites um die Frage nach Beibehaltung oder Aufhebung der Zünfte. So tritten z. B. um das Jahr 1800 auch in der höheren Literatur der Philosophen Fichte für die Selbsthaltung, Westermann für die Aufhebung. Man hob die Vortheile und Nachtheile, z. B. das nach der Reihe erfolgende Aufsteigen der einwandernden Gesellen in die einzelnen Meister, scharf hervor. Doch war man auch nicht ganz unthätig, die Industrie durch innere Verordnungen zu beben, wie sich z. B. die 1792 zu Nürnberg entstandene „Gesellschaft zur Beförderung vaterländischer Industrie“ dieses Ziel stellte. Auch fanden schon um 1800 hier und da Gewerbeausstellungen statt, und tauchten neu erfundene Kunstfertigkeiten oder neu eingeführte Methoden auf, deren Natur auf die Zünfte ausübend wirken mußte. So stellte man schon 1800, wenn auch noch ohne große Erfolge, in Teutschland die erste Kattunwalzendruckmaschine auf, und die Schnelldruckpresse für Bücher erfand zwischen 1803 und 1810 König aus Eisleben, obgleich sie, wie so manche trübsche Erfindung, zunächst nicht seinem Vaterlande zu Gute kam.

40) Schon 1793 schlug der französische Mathematiker Paucot zur Fortbewegung der Dampfschiffe die Kurbelstielige Schraube ohne Ende vor, aber erst weit später nahmen die Engländer Smith und Ericson ein Patent darauf. 41) Im Jahre 1836 ca. 200,000.

Die seit 1806 eintretende Continentalsperrerei gab vielen Gewerbzweigen, namentlich denen, welche den Armen ihre Bedürfnisse an Tuch, Leder, Waffen, Pulver u. s. w. lieferten, neue Impulse; und so erweiterten namentlich die Tuchmanufacturen und Eisenwerke, z. B. die der Grafschaft Mark, ihren Betrieb. Den Rollentuchfabriken kam besonders der Umsand zu Hilfe, daß die Baumwolle wegen der gehinderten Einfuhr einen sehr hohen Preis hatte, obgleich schon damals mehrere Spinnereien und Webereien in Baumwolle bestanden. Aber auch andere Industriezweige wurden durch die Sperrerei gefördert oder neu begründet. Zwar trat die Erfindung des Berliner Schand, aus der Rübe Zucker zu ziehen, noch nicht in die große Praxis, aber der Zwillingbrüder des Zuckers, der Kaffee, dessen Preis durch die Sperrerei enorm gestiegen war, erhielt jetzt einen Concurrenten an den Schorlenfabriken, welche sich in der Folge besonders bei Magdeburg ansiedelten, wo sie gegenwärtig in großem Umfange betrieben werden. Der französische Einfluß machte sich besonders im Königreiche Westfalen geltend, wo 1808 die Zünfte aufgehoben und dafür jährliche Gewerbesteuer erhoben wurden. Vor der Aufhebung gab es e. 100,000 bis 110,000 Zunftmeister; für 1809 wurden 136,000, für 1810 ebensoviel, für 1811 und 1812 nur je 130,000 solcher Patente ertheilt.

Eine ähnliche Umgestaltung erfuhr das Gewerwesen in Preußen, indem hier namentlich durch die Edikte vom 28. Oct. 1810 und vom 7. Sept. 1811 eine größere, nicht die absolute Gewerbefreiheit eingeführt wurde. Denn wenn auch z. B. das Bannrecht, d. h. der Zwang für gewisse Districten, nur aus bestimmten Städten die Handwerksprodukte zu beziehen, oder nur in bestimmten Mühlen mahlen zu lassen, sowie das Verbot, auf dem Dorfe ein Gewerbe zu betreiben, und andere ähnliche Bestimmungen beseitigt wurden, so unterlagen doch nach wie vor mehrere Geschäftsbetriebe, z. B. die Apotheke, das Schornsteinfegergewerbe u. s. w., gewissen Beschränkungen in der Zahl und in der Art des Betriebes, und im Uebrigen behielten die Zünfte ihre innere Verfassung größtentheils bei. Das zuletzt genannte Edict bestimmte z. B., daß die Zünfte fortbestehen dürften; daß aber die Inhaber von Gewerbschreinen, welche nach dem Edict vom 2. Nov. 1810 zu Anfang eines jeden Jahres zu lösen waren, und deren Beistand hinreichte, um Aemtern zum Gewerbebetriebe zu berechnen, nicht verpflichtet sein sollten, in dieselben einzutreten; daß sie besetzt wären, Lehrlinge und Gesellen zu halten; daß Jeder aus der Zunft zu treten stets das Recht hätte; daß jede Zunft sich selbst auflösen, auch durch die Obrigkeit aufgelöst werden könnte. Der Mühlen-, Brennwein-, Brau- und Schenkwesen wurde durch das Edict vom 28. Oct. 1810 beseitigt. In dem 1815 neu erworbenen Landestheile blieben die Zünfte zunächst bestehen. Als 1814 die Continentalsperrerei aufhörte und ein freier Waarenverkehr wieder eintrat, hob sich zwar der Handel in fast allen Zweigen, aber für viele deutsche Handwerke und Fabriken machte sich

die Einfuhr englischer Producte auf das Nachtheilste fühlbar, sobald die deutschen Regierungen angingen, durch erhöhte Eingangszölle dem Uebel abzuhelfen, freilich ohne diejenige Uebereinstimmung unter einander, welche ein einheitliches großes Verkehrsgebiet dem mächtigen Auslande gegenüber herzustellen fähig ist. Indessen setzte England in steigendem Maße besonders seine Zwiste nach Zeuthland ab, sobald hier einerseits die Baumwollenspinnereien nicht fruchtig gedeihen konnten, andererseits die Linienindustrie, besonders diejenige der Weber, von Stufe zu Stufe tiefer sank, etwa mit Ausnahme einzelner Districten, wie Bielefeld, wo man den erhöhten Anforderungen an die Freiheit u. s. w. entsprach, und gute Beziehungen damit verband. Um den Handwerkern abzuhelfen, stellte 1815 Hannover, 1816 Kurhessen die unter mehrfacher Herrschaft aufgehobenen Zünfte wieder her. In demselben Jahre, 1816, wo sich der „Polytechnische Verein für Baiern“ bildete⁴³⁾, fand auch eine kräftige Gewerbeausstellung statt, welche zwar im Verhältnisse zu den Ausstellungen der 40er und 50er Jahre sehr schwach war, aber immerhin ihre Vorgängerinnen übertraf. Auch zu Gassel wurde 1817 eine Industrieausstellung veranstaltet, und zwar mit der Bestimmung, eine allgemeine Feuerschule zu sein.

Die Geringfügigkeit von 1816 und 1817 brachte begreiflicher Weise die gewerbliche Thätigkeit zum Stehen, da man vor Allem Brod kaufen mußte. Während viele Fabricate wohlfeil wurden, da man sie oft verkaufen mußte, um nur den Bedarf an Lebensmitteln zu bestreiten, stiegen andere im Preise, z. B. der Brennwein, von welchem in Hannover 1817 das Dvst 70 Thaler kostete, nachdem es 1813 und 1814 nur 33 bis 36 Thaler gekostet hatte. Einen nachhaltigeren Einfluß auf das deutsche Gewerwesen hatte das Jahr 1818, in welchem Preußen nicht einigen Elanern eine neue Gewerbesteuer in Verbindung mit einer Ueänderung der Einfuhrzölle herstellte. Indem die letzteren grundsätzlich auf 10 Proc. vom Werthe der Importe erhöht wurden — ein Verhältniß, welches indessen im Laufe der Zeit statistisch sich änderte, da die meisten Fabricate im Preise resp. Werthe sanken, während die Zollsätze dieselben blieben —, wurden mehrere ausländische Fabricate concurrenzunfähig oder doch in geringeren Quantitäten eingeführt. So hoben sich z. B. seitdem namentlich die preussischen Zuckerrefinerien, während die hamburgischen und bremischen zurückgingen, und die Baumwollmanufacturen, denen ein erheblicher Schutz gegen ausländische Konkurrenz an der Seite getreten war. Bemerkenswerth sind in dieser Zeit besonders die Gewerbe der Baumwolle, Seidenweberei und Färberei in Berlin, der Wölle in Wachen und den benachbarten Städten, sowie in Burg u. s. w., der Baumwolle und Seide in Elberfeld, des Sammetes in Grefeld, des Papiers zu

⁴³⁾ Im 3. 1816 construierte Braunkohle zu München seine ersten adremitischen Kergläser. Im 3. 1783 hatte der ältere Herschel in England sein berühmtes Spiegelteleskop zu Stande gebracht.

Düren und im Bergischen, d. h. Metalle in der Grafschaft Mark, zu Siegen, im Saarbrückischen u. s. w. Gleichzeitig nahm der Verbrauch der Steinkohlen in vielen Fabriken, wie zu Aachen, Elberfeld und Barmen, stark zu. Aber sehr empfindlich wurden durch den preussischen Tarif mehrere Industriezweige im Königreiche Sachsen betroffen, am meisten die Kattunfabriken in Chemnitz und anderen erzgebirgischen Orten, obgleich hier beispiellos niedrige Löhne bestanden. Den sächsischen Baumwollenwaaren hatten nur noch die dort gewirkten Strümpfe einen starken Abzug, besonders nach Nordamerika. Als eine Art bayerischer Antwort auf die Frage des preussischen Tarifs können die in 1818 zu München, Augsburg und Nürnberg, wo die Kurwaaren, namentlich von Holz, immer noch lohnende Artikel waren, veranfalteten Gewerbeausstellungen aufgeführt werden. Aber die meisten anderen Handwerke in Nürnberg wurden durch die neuen preussischen und österreichischen Zölle sichtbar beeinträchtigt. Die Einfuhr der englischen Zwiste in Deutschland betrug 1818 nicht ganz 8 Mill. Pfund, wovon jedoch noch ein Theil weiter ging.

Die in den Jahren 1819 f. g. enorm sinkenden Getreidepreise setzten einerseits die Landwirthe außer Stand, viel Industrieerzeugnisse zu kaufen, aber andererseits vermehrten sie die Fabrication des Branntweins in einem nie dagewesenen Maße. Auch das Handspinnen des Flachses nahm von 1819 bis 1825 in Norddeutschland sehr zu, da die Leute durch den Getreideverkauf ihre Ausgaben nicht decken konnten; aber die Folge davon war der sinkende Preis des Garnes mit Ausnahme des feineren. Die deutschen Wollenwaaren wurden in den 20er Jahren durch die erhöhten russischen Grenzölle in der Ausfuhr dahin beeinträchtigt, wegen der Zuckerraffinerie und die Rübenzuckerfabriken in Nordostdeutschland (Stettin, Berlin, Magdeburg) steigende Geschäfte machten. Der Gentner Raffinade kostete 1822 in Berlin 34 Thaler. Durch die 1823 in Chemnitz erfolgte Einführung der Walzendruckmaschine⁴³⁾ neutralisirten die dortigen Kattunfabriken zwar zum Theil die Einkünfte des preussischen und österreichischen Tarifs; allein die Löhne der Arbeiter wurden dadurch nicht erhöht. Schon vorher, 1821 (nach Anderen 1820), war zu Berlin, wo Geitner das Russische erfand, durch Bruch, welcher auch das Gewerbeinstitut sehrsch einrichtete, der „Verein zur Beförderung des Gewerbesleißes in Preußen“ entstanden, welcher seit 1822 seine trefflichen Abhandlungen im Druck herausgab und durch seine mit bedeutenden Geldkräften und Prämien unterstützten Anregungen sehr förderlich wirkte. In anderen preussischen Städten entstanden mehrere andere ähnliche Vereine, welche sich z. B. auch „Polytechnische Gesellschaften“ nannten. Im Jahre 1821 (wo Weimar durch Verordnung vom 15. Mai seine Zunftverfassung reformirte) ist auch der kurbesische „Handels- und Gewerbeverein“ zu Cassel gegründet.

Von dem Jahre 1825 an kann man, wie für Eng-

land, so auch für Deutschland eine neue Periode datiren, obgleich die Epoche nicht in allen Stücken durch bestimmte Zahlen charakterisirt werden kann. Ein Hauptgrund liegt in dem Verfall der Getreidepreise auf einer höchst niedrigen Stufe. War in Nordwestdeutschland, von 1819—1824, die Vierzugung immer mehr durch den aus Getreide destillirten Branntwein in den Hintergrund gedrängt worden, so hob sich jetzt ungemein die Destillation aus Kartoffeln, namentlich in Brandenburg, Pommern, Ost- und Westpreußen. Andererseits stieg wegen der größeren Seltenheit des Ballfischgrases und des härteren Gehebers der Kapselungen in England die Zahl und der Betrieb der Dismühlen ungemein stark. Dagegen fühlte die deutsche Linnenindustrie trotz mehrfacher Schutz- und Förderungsmittel den Druck durch die englischen Zwiste immer mehr; aber eine unbefangene Beurtheilung mußte zugeben, daß künstlicher Schutz den Schlandrian nicht decken und der billigeren Baumwollen den Abzug nicht verwehren konnte. Dazu kam nicht bloß, daß andere Länder, wie Rußland, den Eingangszoll aus Linnen erhöhten, sondern auch, daß man betrügerischer Weise Baumwollen für Linnenwand verkaufte, wegen der Käufer noch ohne den Schutz des Mikroskopes waren. Daher sanken von 1823 bis 1828 in Schlesien die Preise der meisten Linnenabgattungen in dem Verhältniß von 7 zu 5 und in Minden ein Stück Linnenwand vier 4 zu 2½ Thlr. Auch aus der Gegend von Ulm kamen viele Klagen über den Verfall der dortigen Spinnerei, Weberei und Reicherei des Linnens. Nordamerika erstarkte mehr und mehr die deutsche Linnenwand durch britische Fabricate, namentlich durch Kattune. Wenn daher viele deutsche Linnenweber zur Baumwollenweberei übergingen, so war dies für ihre Zukunft ein Glück; aber die zähe Gewöhnung an das Verfallmilde ließ sich in vielen Gegenden auch nicht durch den augenscheinlichsten Ruin, noch weniger durch die mit Riesenschritten zunehmende Einfuhr englischer Zwiste decken. In Südteutschland, namentlich in Baden, wo 1825 zu Karlsruhe die „Polytechnische Schule“ gegründet wurde, versuchte die Baumwollenmanufaktur diese Conjunctionen zu benutzen; allein sie hatte hier mit der — nicht beschützten und doch blühenden — schwizerischen Concurrenz zu kämpfen, der sie nicht gewachsen war. Dagegen arbeiteten die badischen Papiermühlen mit glücklichem Erfolge. In Bayern ragte immer noch Nürnberg durch seine Spielwaaren hervor, aber diese droheten immer mehr zum Neffe der mittelalterlichen Gewerbeställe zu werden. Kurze Holzwaaren wurden übrigens auch auf dem Schwarzwalde (Ulren) und auf dem thüringischen Walde (Wulden) in großer Menge gefertigt, wobei die Arbeiter sich mit einem knappen Verdienste begnügten. Aber z. B. auch in den Wollenmanufacturen des Boigtlandes und des Erzgebirges verdienten die Arbeiter täglich nur 2½ Sgr., ein Verdienst, welcher nicht minder den schlesischen Linnenwebern und den westfälischen Spinnern zu Theil ward. Nur durch die billige Kartoffelernährung war es den Leuten möglich, überhaupt zu bestehen. Die Zahl der größeren technischen Unternehmungen

43) Durch Krefzig.

gen nahm zwar nicht unbedeutend zu; allein sie hatten einestheils selbst einen knappen Gewinn, da sie nicht mit den Capitalen, dem Unternehmungsgeiste, dem mechanischen Genie der Engländer arbeiteten, anderentheils mußten durch sie die verwandten Handwerke in Verfall kommen. Ueberhaupt waren die Klagen der Handwerker 1825 sz. über die Fabriken, die Gewerbetreibend, die schlechten Preise u. s. w. sehr allgemein; aber fast ebenso allgemein war der Mangel an richtigen Fortschritten in den Arbeitsmethoden. In geschätzender Hinsicht ist das Jahr 1825 noch bemerkenswerth durch das damals erlassene bairische Gewerbegesetz, welches die Zahl der selbständigen Unternehmer stark vermehrte. Es betrug nämlich 1824 die Zahl der realen und concessionierten Gewerbe 201,482, dagegen 1833: 237.772. In den ersten fünf Jahren nach 1825 steigerte sich die Bevölkerung nur um 3/10 Procent, dagegen die Zahl der sammtlichen wichtigsten Handwerke um 10%, im Einzelnen bei den Nagelschmieden um 25, bei den Schuhmachern um 23, bei den Schreibern und Sattlern um 16, bei den Riemern um 14, bei den Wagern und Gläsern um 12, bei den Fleischern, Böttchern und Schneidern um 10, bei den Schmieden um 7, bei den Bäckern um 6, bei den Maurern um 3,7, bei den Zimmermeistern um 2 Procent. Das Gesetz von 1825 bezieht zwar das Wandern der Gesellen bei, hob aber die Zustimmung der Meister zur Anstellung neuer aus, entzog ihnen einen Theil des Einflusses bei Meisterprüfungen u. s. w.

Eine Erweiterung des preussischen Zollvereins trat 1828 ein, als Hessen-Darmstadt sich anschloß. Dagegen vereinigten sich zu besondern Zoll- und Steuergruppen Baiern und Würtemberg, welche die Importzölle wesentlich erhöhten, ferner Sachsen, die thüringischen Herzogthümer, Kurhessen, Hannover u. s. w. Aber diese einzelnen Zollverbände thaten bald, daß sie für sich kein der industriellen Entwicklung günstiges Gebiet besaßen, und so schlossen sich bis 1833 an Preußen und Darmstadt Kurhessen, Baiern, Würtemberg, Thüringen, Sachsen, Baden, Nassau an, sodaß von jetzt ab der deutsche Zollverein als ein größeres sich selbst mehr genügenden Ganzen darstellte. In Baiern und Würtemberg klagte man zwar sehr bald über die Concurrenz der preussischen Vollenstädter aus dem Rheinlande, dafür erweiterte sich aber z. B. der Absatz der guten münchener optischen Instrumente und des Papiers wie der Bijouterien aus Würtemberg. Sachsen gewann durch den Anschluß noch mehr; denn die sächsische Industrie suchte sich schon längst mit Erfolg im Niveau der neueren technischen Vervollkommnungen zu erhalten. Auch war 1829, mit seinem Hauptsitze in Chemnitz, der „Industrie-Verein für Sachsen“ gegründet worden, und gab seitdem seine „Verhandlungen“ heraus. Die Einfuhr der englischen Zwirne nach Holland und Teutschland“) im Jahre 1829 betrug sich schon auf 30 Mill.

Pfund, sodaß die teutschen Spinner einen schweren Stand hatten. Dagegen begründete am Ende der 30er Jahre Weisk in Langensolza als der erste Teutsche, welcher diese Kunst als gemeiner Arbeiter in England gelernt hatte, das Spinnen der Kammgarnwolle auf Maschinen, welches bald in Rühlhausen und anderwärts Nachahmung fand, während das Kämmen der Wolle durch Maschinen, welches ohne diese ungemein viel Hände erforderte, erst in den 40er Jahren in England versucht wurde.

Am Anfange der 30er Jahre nahm der Spirit, d. h. der möglichst wasser- und fusselfreie Branntwein, eine bedeutend höhere Stufe als vorher ein. Im Jahre 1831 bestanden in Preußen 13,819 Brennereien, welche 4 Mill. 357,503 Scheffel Getreide und 13 Mill. 220,467 Scheffel Kartoffeln (versteinert) verarbeiteten (1827 lieferten die preussischen Brennereien 125 Mill. Quart Branntwein); und wenn auch der moralische Einfluß dieses Productes von großen Nachtheilen begleitet war, so übte es doch auf die Landwirtschaft unverkennbar einen erhebenden Einfluß. Für 1830 berechnet man bei der Consumption auf den Kopf in Preußen 11½, in Hannover 17, in Kurhessen 21 Flaschen jährlich. Dagegen brauchten 1831 die münchener Bierbrauereien 195,337 Etr. Malz, die berliner nur 145,799. Für den Zustand der Handwerke in Preußen zu jener Zeit ist es z. B. bemerkenswerth, daß 1831 von den 1688 berliner Tischlermeistern 640 wegen Dürftigkeit u. s. w. keine Gewerbesteuer zahlten. Das Jahr 1832 steigerte in Teutschland die gewerbliche Unternehmungslust ungemein, besonders da die Furcht vor dem Kriege gewichen war. Doch beschränkte sich der Fortschritt zumal auf die Fabriken; denn der Fortschritt der Handwerke konnte schon seit langer Zeit kaum noch ein anderer sein als der, daß sie sich eben in Fabriken umwandelten. Aber die in den 30er Jahren entstehenden Gewerbestitute und Vereine setzten sich mit großer Verliebe grade die Hülfe für Handwerker zum Ziele, und Oldenburg stellte unterm 28. Jan. 1830 die Zünfte wieder her. Ein wesentlicher Fortschritt für die Eisenföhr seit 1833 war es, daß sie, zuerst in Westteutschland, statt der kalten erhitzte Luft anwendeten, wogegen seit derselben Zeit namentlich die Rübenzuckersabriken im Magdeburgischen einen großen Aufschwung nahmen. Im Jahre 1832 war der Durchschnittspreis z. B. Raffinade in Berlin 26½ Thaler. In den süblichen Ländern des Zollvereins hatte diese Industrie mit wenigen Ausnahmen, z. B. einer sehr großen Fabrik in Schweinfurt, noch keinen rechten Boden gefunden. Nachdem Baden und Würtemberg schon vor 1830 Papiermaschinenfabriken eingeführt hatten, erhoben sich diese seit 1833 in ganz Teutschland immer zahlreicher zum großen Nachtheile der Büttenpapiermühlen. Auch die Sigarensfabrication hatte damals vorzugsweise in Süddeutschland ihren Sitz. Im Königreiche Sachsen war, wie schon erwähnt, der 1834 erfolgte Zollanschluß an Preußen größtentheils von günstigen Folgen für die Gewerbe, namentlich seit 1835 für die Weber der baumwollenen Strümpfe. Wander Arbeiter, welcher vorher wöchentlich 1 Thaler verdiente, erwarb jetzt

44) Die nach Holland importierten Zwirne gingen meist nach Teutschland nach.

2 Thaler. Doch übte eben wegen des starken Abzuges dieses Fabricats dahin die Gold- und Handelskrisis in Nordamerika vom Jahre 1836 einen starken Rückschlag auf Sachsen aus. Je weniger in Hannover jetzt schon die gewerbliche Fabrication sich ansiedelte, desto vortreflicher war und ist noch jetzt der 1834 gegründete „Gewerbeverein für das Königreich Hannover“, welcher seit demselben Jahre sehr werthvolle „Mittheilungen“ herausgibt. Schon 1831 war zu Hannover die höhere Gewerbeschule gegründet worden, und 1833 hatte Baiern angeordnet, daß in jedem Kreise wenigstens eine Gewerbeschule sein sollte.

Da Englands Einfuhr an Twisten nach Teutschland immer im Steigen blieb, und z. B. 1834 (mit Einschluß von Holland) bereits nahe an 40 Mill. Pfund betrug, so konnte die teutsche Baumwollenspinnerei, welcher hauptsächlich auch andere Bezeichnungen zum Gebrauche fehlten, nicht zu allgemeiner Würthe kommen, und selbst viele Baumwollweberei, z. B. in Elberfeld, Barmen und Berlin, gingen zur Seidenweberei über. Aber desto stärker war der Betrieb der Seidenerei in den Rheinlanden, besonders zu Walmey. Im Jahre 1835 war die Zahl der preussischen Rübenzuckerfabriken und Zuckerraffinerien 74, wovon 28 auf das Rheinland kamen. Auch kann man etwa von demselben Jahre an die Würthe der ausgezeichneten breslauer Eisengusswaaren datiren, während sich zu München die gleichen Produkte der Schwabhauserischen Schule auszeichneten. Ebenfalls 1835 suchte Hannover, wenn auch ohne bedeutenden Erfolg, durch erhöhte Schutzzölle seine Wolleindustrie zu heben. Im Jahre 1836 wurden nach Teutschland und Holland schon 45 Mill. Pfund Twiste eingeführt, wogegen die teutschen Spinner, obgleich sie fast nur grobe Nummern spannen, nicht aufkommen konnten. Um so mehr hob sich aber z. B. die Industrie der baumwollenen gewirkten Strümpfe in Sachsen, welches allein in diesem Artikel 1836 für 950,000 Thaler nach Nordamerika ausführte. Auch machte in Elberfeld und Umgegend das Färben der Garne mit echtem Türkischroth starke Fortschritte, und für 1836 schätzte man das Quantum der dafelbst auf diese Weise gefärbten Garne auf 50,000 Centner. Die Zahl der 1837 in Preußen thätigen Webestühle für Baumwolle war 39,324, wovon allein auf Schlesien 17,739 kamen, aber die Zahl der Webstuhlmäschinen in Preußen für dasselbe Jahr betrug nur 4100. Von 1822 bis 1837 stellten sich mehr preussische Handwerke in sofern günstiger, als die Zahl der Gesellen zunahm; es betrug nämlich die Zahl der Gesellen von der Zahl der Meister bei den Schuhmachern 1822 49, dagegen 1837 53, bei den Schneidern 1822 38, dagegen 1837 47, bei den Fleischern 1822 32, dagegen 1837 41, bei den Bäckern 1822 34, dagegen 1837 44 Procent. Im Jahre 1840 zählte Baiern 24,564 radicierte, 44,613 reale und 137,576 persönliche Gewerbebesitzer nebst 55,625 Unternehmern in ganz freien Gewerken. Die Zahl der Handwerksmeister war damals 260,589. Zur Vergleichung günstiger und ungünstiger Länder dient z. B. die bei Nau (Lehrbuch II, 329. 330) angeführte

Tabelle. Darnach kamen in den Jahren 1831 bis 1837 Einwohner auf einen (Meister)

	in dem ungünst. Baiern	in dem günst. Sachsen	in dem ungünst. Preußen	in dem günst. Würt.	in dem günst. Hannover
Schuhmacher	165	156	181	150	165
Schneider	206	238	238	218	193
Schreiner	607	503	456	382	371
Wagner	753	530	929	491	795
Maurer	1197	337	2312	214	863
Fleischer	1310	690	836	298	448
Zimmermann	1456	496	1909	309	515

Baiern hatte nach der Gewerbetafel von 1840 262,596 Meister und Fabrikherren (der letzteren nur 2089), 138,806 Gesellen und 42,413 Lehrlinge. Das königl. sächs. Gesetz vom 9. Oct. 1840 erlaubte, daß in jeder Landgemeinde ein Schneider, ein Schuhmacher, ein Weißbäcker, ein Fleischer, ein Schmied, ein Wagner, ein Sattler, ein Glaser, ein Elter- und ein Wirthgemeister sich befinden; zu einer größeren Zahl mußte die Genehmigung der Regierung eingeholt werden. Dagegen waren schon damals alle ungünstigen Gewerbe in den sächsischen Dörfern erlaubt.

Im Jahre 1838 producierten die preussischen Hochöfen 730,979 Centner Roheisen, und der Preis 3 Centner war damals 23 Sgr. 3 1/2 Pf. Der Export der baumwollenen Strümpfe aus dem Königreiche Sachsen im Jahre 1838 wird auf anderthalb Million Dugend angegeben, während England nur 448,000 ausführte. Im folgenden Jahre verarbeiteten die in Thätigkeit befindlichen 11,628 preussischen Erwermer 3 Mill. 207,709 Scheffel Getreide (1831 : 3 1/2 Mill.) und 20 Mill. 55,175 Scheffel Kartoffeln (1831 : 13 1/2 Mill.). An Rübenzuckerfabriken hatte 1839 der Zollverein 159, wovon auf Preußen 105 kamen. Doch brachte der in demselben Jahre mit Holland abgeschlossene Zollvertrag den vereinsländischen Rübenzuckerfabriken viele Nachtheile, da der Eingangszoll pro 1 Centner Lumpenzucker von 11 auf 5 1/2 Thaler erniedrigt wurde, und durch die steigende Zuckerproduction auf Java die Preise immer stärker herabgingen, sodaß im Zollvereine eine große Zahl dieser Fabriken einging, während andere, um sich zu halten, zugleich auf das Raffiniren sich einrichteten. Der Ueberschuß der Linnenaufuhr über die Einfuhr betrug im jährlichen Durchschnitt von 1837 bis 1839 noch 15 Mill. 800,000 Thaler, also eine sehr bedeutende Summe, welche inbessern 1843 auf 7 1/2 Mill. Thaler sank. Die Einfuhr von Twisten, meist aus England, belief sich 1839 auf 368,000 Centner; doch machten auch viele zollvereinsländische Staaten große Anstrengungen, um die Baumwolle selbst zu spinnen, z. B. Baden, welches in diesem Jahre c. 30,000 Etr. Twiste lieferte. Ueber die starke Concurrenz des französischen Papierses klagten damals auch die Papierfabrianten des Zollvereins, deren viele, z. B. zu Dieren, Bankrott machten. Zum Glück für diejenigen, welche sich hielten und Papier ohne Ende lieferten, hob sich bald die Nachfrage nach Papeten außerordentlich. Für das Jahr 1839 berechnete der,

freilich stark schutzjüngerisch gekannte Vorstände des volkswirtschaftlichen Ausschusses im frankfurter Parlamente 1848, Eisenhut, daß die Einfuhr in den Zollverein 22 Mill. Thaler an Arbeitslöhnen in sich geschlossen habe, wovon 8½ Mill. (1843: 11½ Mill.) allein auf die Erzeugnisse der Baum- und Schafwolle, sowie das Leinwand seien.

Indessen sah man immer mehr ein, daß bloße Klagen und Schutzzölle unzureichend sind, wenn man nicht selbst auf die neuen Methoden entschlossen eingeht, um sie selbst anzuwenden. Es wurden daher englische Maschinen in steigenden Proportionen importirt, und dieser Import wuchs von 1831 bis 1840 wie 1:16. Es waren besonders Rheinland und Sachsen, welche sich vor anderen Ländern durch frühzeitige und umfangreiche Anwendung der Dampf- und anderen neuen Maschinen auszeichneten. Aber Teutschland schritt auch selbst zur Anlage von Webstühlenbauanstalten, deren es um diese Zeit z. B. in Aachen, Berlin (Verlag), Cassel, Chemnitz und Karlsruhe gab, und welche hauptsächlich in der Construction der Reemotinen das Ausland überflüssig zu machen suchten. Es ist indessen eine eigenthümliche Thatfache, daß die meisten dieser Etablissemens eine Zeit häufiger Stillstands hatten, ehe sie sich dauernd begründeten. Um dieselbe Zeit, etwa in den letzten 10er Jahren, tauchten in Teutschland auch die Linnengarnspinnmaschinen in nennenswerther Weise auf, wozu in manchen Gegenden, wie in Westfalen, zur Hebung der Handspinnerei, Spinnschulen traten. Aber der Verdienst der Handspinnerrinnen sank trotzdem immer tiefer, z. B. im Lippe-Dehmolden um 1841 sogar auf 1½ Sgr. täglich. Die Ursache lag zum Theil in der steigenden Einfuhr englischen Linnengarns, welche noch 1831 auf Null stand, aber schon 1840 sich auf 3 Mill. Pfund erhoben hatte. Der Absatz deutscher Leinwand im Auslande stieg auch außerdem auf steigende Schwierigkeiten, während der Preis im Inlande wegen der Concurrenz der Baumwolle zum Vortheile des consumirenden Publicums sank. Noch 1830 hatten zu Herford in Westfalen 28–34 Stück Wollgarn zwei Thaler gekostet, 1841 kaufte man sie für einen Thaler. An dem sinkenden Preise der Leinwand waren indessen die deutschen Weber zum Theil selbst Schuld, indem sie nicht selten mit Linnengarn Baumwollgarn vermischten, ein Verzug, als dessen Ausgangspunkt damals besonders Breslau, resp. Schlesien genannt wurde. Am kräftigsten widerstand dem Preisrückgange und dem Misserdite die bielefelder Leinwand, und zwar meist durch Reclutät und durch bessere Weichen. Aber auch sie erhielt 1842 einen Schlag durch die Erhöhung der französischen Eingangszölle, besonders auf gebleichte Leinwand.

Die gewertheliche Frage für Teutschland trat in eine erhöhte Lebhaftigkeit besonders durch die mit Friedrich List, einem Schwabenteutschen, beginnende Agitation. Selbst Gewerbetreibender, als welcher er in Nordamerika und England gelebt hatte, trat er bei seiner Rückkehr nach Teutschland mit ebenso großer Lebendigkeit als Kenntniß und Talent als Schriftsteller gegen die alte

im Wesentlichen an A. Smith sich anlehende national-ökonomische Schule auf, als deren Hauptrepräsentant Rau in Heidelberg zu gelten hat, und bildete bald eine starke Opposition gegen deren freihändlerische, resp. gewerbefreie Grundfäße, obgleich bei ihm nicht sowohl von den Handwerken, als vielmehr von den Fabriken die Rede ist, und er im Innern des Zollvereins den Fabriken die weiteste Freiheitsphäre zu erlämpfen suchte. Im Jahre 1841 erschien der 1. Band von seinem „Nationalen System der politischen Oekonomie,“ worin er die Sätze aufstellte, daß dem Mercantilsystem das System der nationalen Arbeit entgegenzusetzen sei; daß also die inländische Consumtion der Rückstuf auf Ausfuhr vorzuziehen sei; daß Teutschland weit mehr als bisher ein Fabrikstaat werden müsse; daß es als solcher fähig sei, dem Landmann seine Producte zu lohnenden Preisen abzugeben. Der vorher stark freihändlerische Süden und Westen von Teutschland trat mit ihm zum großen Theil auf die Seite der schutzjüngerischen Partei, welche indessen durch Rau, Dandner, Brüggemann und Andere, überhaupt durch die Schule der alten National-ökonomien und der preussischen Beamten, lebhaft bekämpft wurde. Aber in der Steuer- und Zollgesetzgebung Teutschlands machte sich der Einfluß der (auch im „Zollvereinsblatt“ vertretenen) Principien von List bald fühlbar. Schon auf dem Stuttgarter Zollcongresse von 1842 erhoben sich die Baumwollspinnerei, die Eisenproducten, die Fabricanten der Wollwaaren, des Papiers und anderer Industrie aus Schwabenteutschland sehr lebhaft für eine Erhöhung der Schutzzölle, wogegen z. B. die Baumwollweberei (Kattunfabrianten) billigte. Letztere, also eine Ermäßigung der Eingangszölle derselben, haben wollten.

Obgleich der Procentsatz der mit Stoffverarbeitung beschäftigten Menschen in Teutschland noch bei weitem nicht die Höhe des englischen Procentsatzes erreichte — in Preußen waren 1842 von 100 Menschen nur 18 in dieser Weise thätig, und die gesammten deutschen Maschinen hatten damals eine Kraft von nicht viel mehr als 100,000 Pferden — so war dennoch wenigstens der Betrieb der Fabriken nicht im Rückgange begriffen, wenn auch Ausnahmen stattfanden. Selbst sehr alte Industriezweige, wobei die modernen Maschinen nur eine sehr beschränkte Anwendung finden konnten, wie die Erbschäpe der nürnbergischen Spielwaaren nebst den Arbeiten aus Papiermaché im Jahre 1842, erlitten sich eines lebhaften Abfahes. Außerdem verdient z. B. die Cigarrenfabrication von Bremen einer Erwähnung, welche sich jetzt zu der bedeutendsten in Teutschland aufgeschwungen hatte. Sie beschäftigte 1840 an 2000 Arbeiter, deren Zahl sich 1842 auf 2836 in 515 Fabriken erhob hatte. In demselben Jahre veranstaltete der Gewerbeverein zu Mainz eine allgemeine deutsche Industrieausstellung, deren Verzeichniß 715 Aussteller, darunter 222 aus dem Großherzogthume Hessen, nachwies. Sie blieb nicht ohne nachhaltige Wirkung, und war zum Theil die Veranlassung zu der berliner Ausstellung von 1844. Vom Jahre 1840 bis zum Jahre 1843, in welchem die zell-

vereinsländische Rübenzuckerindustrie an 30,000 Menschen beschäftigte, sank zwar in Preußen die Zahl der Zuckerraffinerien von 73 auf 60, aber die Zahl der mit dem Raffinieren beschäftigten Arbeiter stieg von 1948 auf 2406, ein Beweis von der Richtung, welche das Fabrikwesen mehr und mehr einschlug. In der Zeit von 1831 bis 1843 vermehrte sich die Zahl der Webstühle für Baumwolle und Halbbaumwolle von 25,464 auf 47,747, die der Webstühle für Seide und Halbseide von 8956 auf 16,911. Im Jahre 1843 hatte Preußen 4102 Spinnmaschinen mit 630,919 Spindeln, von denen die für Baumwolle nahezu den vierten Theil ausmachten. Nur zwei Fünftelprocent der ganzen Verdüsterung lebte vom Spinnen, während 6 Procent der Fabrication überhaupt angehörten. Dagegen war in demselben Jahre die Zahl der Handwebmeister 410,221, die der Gehilfen, Gesellen und Lehrlinge 358,660. Von 1831 bis 1843 fand in Preußen eine Zunahme der hauptsächlichsten Gewerbetreibenden, resp. der gewerblichen Anlagen statt, nämlich der Schneider um 46, der Goldarbeiter um 41, der Uhrmacher um 45, der Polier und Vergolder um 51, der Buchbinder um 58, der Tischler um 62, der Buchdruckerpressen um 69, der Seidenwebstühle um 84, der Baumwollwebstühle um 86, der Puhmacherinnen um 129 Procent (der eigentlichen Kaufleute um 99), während die Gesamtbevölkerung nur um 19 Procent stieg. Die Zahl der Webstühle für Wolle und Halbwole wuchs in derselben Zeit von 15,360 auf 17,911, und die der Dampfmaschinen von 1840 bis 1843 von 634 auf 1091, resp. von 12,278 auf 27,242 Pferdekräfte. Wenn man diese Progression als einen ziemlich brauchbaren Maßstab für den zunehmenden Luxus betrachtet kann, wird man es natürlich finden, daß Handwerke wie die der Schneider und Schuhmacher weit mehr stationär bleiben mußten. In das Jahr 1843 fällt die höhere Besteuerung der in den Zollverein importirten mousselines de laine, worüber ein starker Notenumschuß mit England stattgefunden hatte.

Im folgenden Jahre, 1844, vom 1. September an, erhöhte der Zollverein die Eingangszölle für Roh-eisen à Centner auf 10 Sgr., für grobes Stabeisen (besonders Eisenbahnstahleisen) auf 15 Sgr., für feineres Stabeisen von 1 Zhr. auf 1½ Zhr. und so fort. Bei der Leipziger Michaelismesse 1844 bemerkte man eine große Abnahme der englischen Waaren gegen frühere Messen. Doch war mit den Zoll erhöhungen aus Eisen den deutschen Maschinenbauanstalten, unter welchen sich jetzt z. B. auch die von Waisse'sche Locomotivenfabrik in München ausgeichnet, wenig gekent. Unter den 1844 in Teutschland vorhandenen 180 Locomotiven waren 81 von dem Engländer Stephenson. Die Einfuhr der englischen Locomotiven nach Teutschland pro 1843 und 1844 wurde im jährlichen Durchschnitte auf 59 Mill. Pfund angegeben, also ein bedeutendes Plus gegen früher, während die Handwerker ihre Lage immer milder werden sahen, sobald 1844 der bekannte schlesische Meterrausstand zu Peterwaldau u. s. w. ausbrach. Man berechnete, daß damals eine schlesische Arbeiterfamilie von

drei Köpfen wöchentlich nur noch 16 Sgr. verdiente. Unter die größten damaligen Baumwollenfabriken gehörte die zu Ettlingen in Baden. Im Gegensatz zu jenem Weberlande stand die ebenfalls 1844 zu Berlin abgehaltene Gewerbe- oder Industrierausstellung, welche als die erste große teutsche oder außereinsländische Gewerbeausstellung von wirklicher Bedeutung angesehen werden muß. Es waren etwa 50 bis 51,000 Gegenstände ausgestellt, welche von 3053 Ausstellern herührten, von denen 1954 aus Preußen waren. Während die Rübenzuckerfabriken des Zollvereins von 1836 bis 1844 im jährlichen Durchschnitte c. 200,000 Ctr. Zucker lieferten, bestanden hier in demselben Jahre 16,017 Spiritusfabriken, von denen jedoch nur 11,299 im Gange waren, da die kleineren mehr und mehr sich gezwungen sahen, den größeren das Feld zu überlassen. Auch die Rübenzuckerfabriken zeigten dieselbe Entwicklung, indem von 1841 bis 1845 ihre Zahl ab-, aber ihre Produktionsmasse zunahm. Außerdem mehrte sich z. B. die Ausbeute der für die Fabriken so wichtigen Steinkohlen, deren im Jahre 1845 gewonnenes Quantum für den Zollverein auf 55 Mill. Ctr. angegeben wird, eine Zahl, welche jedenfalls auch die Braunkohlen und den Torf in sich begreift. Dennoch wurde das Andringen der Fabricanten auf erhöhten Schutz im Gegensatz zu den Stimmen der älteren Nationalökonomien, der älteren preussischen Staatsmänner, wie Kühne, Hoffmann, Dietrich, der Ackerbauinteressenten, der nordöstlichen Schiffer und Ackerer nicht blos im Südwert des Zollvereins immer stärker; auch Städte wie Göttingen, Magdeburg und Grefeld schlossen sich ihnen durch Petitionen an, und die in demselben Jahre (1845), zum Theil in Folge der Gewerbeausstellung von 1844, nach Berlin berufenen Vertreter der Industrie, welche durch die Ausstellung fester Vereinigungspunkte gewonnen hatten, sprachen sich fast einstimmig für erhöhten Schutz aus.

Schließlich ist das Jahr 1845 noch demerkenswerth durch die preussische „Gewerbeordnung“ vom 17. Jan., welche unter dem Begriffe des Gewerbes den Handel und den Ackerbau nicht einbegreift, und der Arbeit einen noch liberaleren Charakter gab, als sie vorher gehabt hatte. Sie will eine feste Ordnung, aber keine Privilegien. Daher lautet z. B. gleich der erste Paragraph dahin: „Das in einzelnen Bundesstaaten mit Gewerbeberechtigungen noch verbundene Recht, Anderen den Betrieb eines Gewerbes zu unterlegen oder sie darin zu beschränken, wird hierdurch aufgehoben, ohne Unterchied, ob die Berechtigung an einem Grundstücke haftet oder nicht.“ Sie bezwingt die Bildung von Innungen auf Grund ihrer Bestimmungen, verpflichtet aber Niemanden zum Beitritt. Wer Lehrlinge halten will, muß sich einer Prüfung unterwerfen. Schon 1831 ward der Zwang zum Wandern für die Gesellen aufgehoben, und 1845 nicht wieder hergestellt.

Die Getreidevertheuerung von 1846 und 1847 brachte auch über die teutschen Handwerker und Fabrikarbeiter, zum Theil auch über die Fabricanten, schwere Bedrängnisse, welche sich auch in einzelnen Produktionszahlen

erkennen lassen. So verarbeiteten 1846 die im Betriebe befindlichen 7839 preussischen Brennerien, deren Zahl fortwährend sich verringerte, nur 2 Mill. 660,043 Scheffel Getreide und 19 Mill. 74,654 Scheffel Kartoffeln. Die Zahl der dortigen Brennerien überhaupt war 9,061, die des Solzereins 14,708. Da die Klagen über die verderblichen Einflüsse der Gewerbefreiheit besonders 1846 und 1847 wieder laut wurden, so veröffentlichte die preussische Regierung einige dahin gehende statistische Angaben (Dietrich's), woraus ersichtlich ist, daß Preussen im Anfange des Jahres 1846 im Handwerkerstande bei 358,660 Gesellen, Gehilfen und Lehrlingen 410,221 Meister hatte. Im Vergleich des Jahres 1846 mit 1822 ergab sich, daß dieser Gewerbestand bei ziemlich gleichbleibender Meisterzahl die Zahl der Gehilfen und Gesellen vergrößert, zugleich aber auch sich immer mehr fabriktartig gestaltet hatte. Nämlich 1822 kam 1 Lehrling und Geselle auf 71 Einwohner, 1846 dagegen Einer auf 47, während man in demselben Jahre bei den 36 Hauptgewerken 1 Meister auf 40 Einwohner zählte. Im Jahre 1822 kamen durchschnittlich 100 Meister auf 57 Lehrlinge und Gesellen, 1846 dagegen 100 auf 84. Läge freilich die Vermehrung der unselbständigen Handwerker in der Vermehrung der Lehrlinge, so wäre dies ein sehr zweifelhaftes Argument für das Wachsthum des nichtständigen Volksstandes, da viele Meister nur deshalb ihren Lehrling nehmen, weil sie keinen Gesellen beschäftigen und bezahlen können, und weil sie sich durch das Lehrgeld helfen wollen. Unter den kleineren Zollvereinsländischen Staaten nahm Sachsen fortwährend einen hohen Rang ein, nicht sowohl durch seine jüngsten Handwerke, als vielmehr durch sein Fabrikwesen. Ende 1846 hatte Sachsen 253 Dampfmaschinen, incl. 52 Locomotiven, welche letztere bis auf 2 im Lande gebaut waren, mit 5125 Pferdekraften. Was die Hauptgewerbzweige außerhalb der eigentlichen Handwerke betrifft, so berührte Prince Smith⁴⁵⁾ im Interesse des von ihm vertretenen Freihandels folgende Berechnung: Es nahm zu im Solzereine von 1834 bis 1846 die Baumwollenspinnerei um 144, in demselben Zeitraume die Baumwollendruckerei um 179, in demselben Zeitraume die Wollenspinnerei um 59, von 1841 bis 1846 die Seidenweberei um 9, von 1836 bis 1845 die Production von Rohseiden und Gussen um 40, von 1836 bis 1845 die Stabeisenfabrication um 114 Percent.

Leider aber muß man gestehen, daß dergleichen Zahlen nicht immer ganz sicher sind. So finden wir die Angabe, daß die Production des Rohseiden im Solzereine von 1845 bis 1847 von 3 Mill. 696,260 Ctrn. auf 4 Mill. 583,245 gewachsen sei, während v. Carnall⁴⁶⁾ nur 2 Mill. 921,432 angibt. Unter den in Eisen arbeitenden Fabricanten, deren Geschäft sich besonders in Folge der erweiterten Eisenbahnanlagen ausdehnten, heben wir wiederholt die Maschinenbauanstalt von Borsig in Berlin hervor, welcher zwar gleich Cocker-

ill durch ein Fallissement hindurchgehen mußte, aber pro 1846 schon 120,000 Ctr. Eisen und 46,000 Tonnen Brennmaterial verbrauchte. Der Werth aller von ihm 1846 gelieferten Producte betrug 1½ Mill. Thaler, während er ca. 500,000 Thaler an Löhnen ausgab. Im Jahre 1847 belief sich die Zahl der von ihm bis dahin gebauten Locomotiven auf 74. Die Stirlingslocomotivproduction Preussens berechnet der mehrgenannte Taylor pro 1847 auf 3½ Mill. Tonns, wogegen die 86 (im ganzen Solzereine 107) Rübenzuckerfabriken bei 1½ Egr. Steuer pro Ctr. Rüben in demselben Jahre (d. h. in der Campagne vom 1. Sept. 1846 bis dahin 1847) etwa 300,000 Ctr. Zucker producirten. Während so die moderne Industrie thatsächlich sich immer mehr geltend machte, schienen außerhalb des Handwerkerstandes, dessen Meister fort und fort mit Widerwillen dagegen erfüllt waren, alle opponirenden Stimmen verschwunden zu sein. Indessen traten selbst noch unter den „Gebildeten“ Männer auf, welche diese Fortschritte zur Umkehr bringen wollten, z. B. Prof. Zollgraf zu Wartburg⁴⁷⁾, welcher z. B. forderte, daß der Eisenbauhan gewaltsam inhibirt werde; daß der Staat nur gewisse mit Maschinen arbeitende Fabriken zulasse, um die arbeitende Classe nicht brodeln zu machen u. s. w.

Dagegen wird man sich weniger wundern, wenn im Jahre 1848 alle Meinungen, auch die unbedenkenlichen und einsichtigen, bei dem Mangel fast jeglicher Schranke sich aussprachen. Fasten die sogenannten gebildeten Classen die Gelegenheit besonders von der politischen Seite auf, so wollten die Volksmassen sie vorzugsweise zu einer Verbesserung ihrer ökonomischen Lage ausbeuten, und auch in dieser Richtung wurde ungeheuer viel über die Lage der arbeitenden Classen, über sociale Reformen geredet und geschrieben, wobei vielfach verlangt wurde, daß die Natur der Verhältnisse weit mächtiger geworden war als alle Statuten, Beschlüsse, Amendements und Unteramendments. Wenn nun 1848 die Handwerksmeister, doch meist nur die capitallosen, ein Sturmgeschrei über die verderbliche Concurrenz und Uebermacht des Capitals gegen die „Bankt“, ausgebrachte Arbeit erhoben, so war dies allerdings der Ausdruck wirklich vorhandener Noth in diesen Classen, aber durch auch ein Verkennen der Natur der modernen Industrie oder eine Forderung überwundener Zustände, deren Zurückführung einer Zurückführung in den Zustand uncultivirter Zeiten gleichkam. Jeder von den Declamatoren gegen die preussische Gewerbefreiheit würde auf der Stelle zu einem Freunde derselben geworden sein, wenn man ihm ein bedeutendes Capital gegeben hätte, welches er dann am liebsten für die Erweiterung seiner kleinen Werkstätte zu einer großartigen Fabrik verwandt haben würde. Indessen war die Opposition gegen die Gewerbefreiheit, resp. gegen die Fabriken in sofern berechtigt, als sie nachwies, daß die Fabrication geringer als das Handwerk beschränkt war. Aber in diesem Falle war nur durch eine directe Einkommensteuer zu helfen, und gegen

45) In seinem Buche: „Nur und wider Schug- und Discrecionalität“ 1848.

46) In seiner Schrift: „Von der Concurrenz“ 1847.

diese opponirten neun Zehntel aller wohlhabenden Leute, und wußten allerlei Gründe, wenn auch keinen Grund, dagegen anzuführen.

Indessen muß man es den deutschen Handwerkern von 1848 zur Ehre nachsagen, daß sie nicht forciert gingen, die Fabriken, resp. den Betrieb mit Maschinen im Großen besitzigen zu wollen, da sie sich selbst sagen mußten, daß die Grenze zwischen Handwerk und Fabrik finden sich soviel hieß als den Stein der Weisen finden, trotzdem daß die meisten derselben von Groll gegen dieselben erfüllt waren, mindestens sofern sie mit ihnen concurrirten, obgleich viele derselben ohne den Bezug der durch Maschinen gefertigten Producte ihre Arbeit sofort hätten einstellen müssen. Leider war am meisten von neuen Staatsgeschicken, am wenigsten von den Verbesserungen der eigenen Arbeit die Rede. Wenn der Verfasser dieser Seiten als mehrjähriger Secretair und Vorkämpfer eines Handwerkervereines^{*)} anführt, daß er z. B. Gelegenheit nehmen mußte, über viele Schuhmacher, welche ein Paar bescholtene Stiefeln mit vierzähligen Spigen in der inneren Fläche, anzunähen vergeblichen Struppen u. s. w. zurückgaben, seine Rüge auszusprechen, so scheint dies beim ersten Blicke ein sehr unerheblicher Umstand zu sein; allein es ließen und lassen sich dergleichen Mängel zu hunderten summiren. Es ist bekannt, daß der in der That gedrückte Handwerkerstand 1848 zahlreiche Versammlungen hielt und Petitionen einreichte zur Verbesserung seiner Lage, eine Agitation, mit welcher indessen bei den jüngeren Leuten ein ungemein starker Trieb nach theoretischer und praktischer Weiterbildung parallel ging. Eine solche Meisterversammlung (112 Meister) fand z. B. zu Frankfurt a. d. O. statt, und klagte in einem Schriftkude unterm 17. Juli über „die zur Zügellosigkeit ausgeartete Gewerbefreiheit,“ forderte eine Beschränkung der Meisterzahl, verlangte ein kräftiges Einschreiten gegen das Pflücken der Gesellen u. s. w. Vom 2. bis 6. Juni tagte zu Hamburg eine Versammlung des „Norddeutschen Handwerker- und Gewerbestandes.“

Als Vertreter aller unzufriedenen Handwerksmeister, nicht blos aus Preußen, sondern auch aus andern deutschen Ländern, ist der „deutsche Handwerker- und Gewerbecongreß“ zu betrachten, welcher aus Anregung des Handwerkerstandes selbst — der eigentliche Fabricantenstand war dabei so gut wie nicht vertreten, weil mit diesen Meistern nicht einverstanden — zu Frankfurt a. M. vom 14. Juli bis zum 18. Aug. neben dem deutschen Parlamente versammelt war, um diesem Vorschläge für Reformen zu machen. In dem von ihm unterm 18. Aug. aufgestellten „Entwurf einer allgemeinen Handwerker- und Gewerbeordnung für Teutschland“ legt der Congreß (in der Abstimmung am 20. Juli fast einstimmig) „Protest“ ein gegen die namentlich in Frankreich und Preußen bestehende Gewerbefreiheit, weil dadurch das Capital vor der Arbeit unmäßig begünstigt werde, fordert, daß der Staat Jedem, der keine habe, Arbeit

gebe, will Schutzhölle für die nationale Arbeit, trägt auf Einführung von zweckentsprechenden Innungen (nicht der alten Zünfte mit ihren veralteten Einrichtungen), von Gewerbegerichten und Gewerbeämtern an, setzt in §. 46 fest: „Zu den in Fabriken vornehmenden Handwerksarbeiten, welche nicht die unmittelbare Herstellung der Fabricate bezwecken (ein Unterschiedenwollen und nicht Können), sind nur die Innungsmeister berechtigt, und dürfen weder Fabrikherren noch sonstige nicht zur Innung gehörige Arbeitgeber unter irgend einem Vorwande Gesellen in Arbeit nehmen.“ Der §. 51 beschränkt die Handwerksmeister in den Dörfern (deren manches weit größer ist als manche Stadt) auf ein Minimum, und nach §. 54 soll ein Meister zu gleicher Zeit nur zwei Lehrlinge halten dürfen, wovon jedoch der Geweberath eine Ausnahme machen kann. Unter den übrigen Forderungen findet sich auch die, daß die Sträflinge keine Handwerkswaren fertigen sollen, eine Forderung, welche nebst der Prästien an Staat und Commune, die öffentlichen Bauten nicht mehr in Licitation und Submission, sondern der Reihe nach den Handwerkern gegen eine feste Taxe in Arbeit zu geben, und dem Verbot des Hausrens mit Handwerksproducten damals unter die Lösung des Handwerkerstandes gehörte, dessen Nothstände unbedingt die größte Berücksichtigung von Seiten der Staats- und Gemeindebehörden verdienten.

Der Gegensatz zwischen Meistern (ohne Capital) und Fabrikanten (mit Capital) war auch zwischen Gesellen und Meistern, zwischen Fabrikarbeitern und Fabrikherren vorhanden. Und wie die Arbeitgeber von dem absolut freien Versammlungs-, Vereinigungs- und Petitionsrechte Gebrauch machten, so thaten es auch, und mit größerer Einkinnigkeit, die Arbeiter, von denen aber auch sehr viele die Hilfe von der Erhöhung ihrer Kenntnisse erwarteten. Die Arbeitnehmer oder wenigstens ihre Führer bedienten sich damals gern des allgemeinen, vom französischen ouvrier hergenommenen Namens der „Arbeiter“ obgleich unter diesen Begriff auch die Handwerksmeister und die Tagelöhner fallen, so daß hierin eine gewisse Unklarheit der Agitation lag. Außer vielen lokalen Gesellenversammlungen kamen daher auch mehrere allgemeine „Arbeiterversammlungen“ zu Stande, z. B. in Berlin am 26. März (an 10,000 „Arbeiter“) und Ende Aprils zu Leipzig. Auch gedieh die Bewegung an einigen Orten zur Arbeiterniederlegung, z. B. im April bei den Buchdruckerhilfen zu Berlin, obgleich deren jeder z. B. in der Expedition der Pöschs'schen Zeitung wöchentlich 4 bis 6 Thaler verdiente, ferner bei den Buchdruckern in Breslau.

So kam es neben dem Meistercongreß zu Frankfurt a. M. auch zu einem „Gesellencongreß“ dafelbst, welcher sich später „Arbeitercongreß“ nannte, und, aus Deputirten verschiedener Vereine bestehend, vom 20. Juli bis 20. Sept. seine Sitzungen hielt. Der von ihm unterm 26. Aug. aufgestellte „Entwurf“ zum Beschuß einer Vorlage an den völkswirtschaftlichen Ausschuß des Parlamentes fordert z. B. in 1. Artikel: „Aus dem verschiedenen Innungsbeständen der Städte und Kreise

47) Von 1848 bis 1852 zu Halle a. d. S.

eines Regierungsbezirks wird durch Wahl eine nicht permanente Gewerbecommission gebildet, welche ihre Sitzungen mit den der inneren Angelegenheiten vorstehenden Beamten, als Gewerbekammer, abhält. Die verschiedenen Bezirks-Gewerbeförstärker haben den Landes-Gewerbeförstärker zu wählen, welcher in einer permanenten Commission mit den obersten Landesbehörden in Verbindung tritt, und in welchem für jede Abtheilung der Gewerbetreibenden Vertreter sein müssen. Aus den Gewerbekammern (welche von den Handelskammern unterschieden sind) aller preussischen Staaten ist nun die oberste Centralbehörde, das sogenannte verantwortliche Arbeiterministerium für ganz Teutschland hervorgegangen, welches die Freiheit aller Gewerbetreibenden schützt, die Gewerbeordnung handhabt, den Schutz und die Sicherheit der Arbeit bräufichtigt, und die Bildung des gesammten Gewerbestandes zu befördern hat.“ In Artikel 2 werden gefordert: freie Entwicklung der Arbeit, freies Niederlassungsrecht in ganz Teutschland, Aufhebung der Binnenzölle, Beseitigung jedes Zwangs, eine feste tägliche Arbeitszeit von 12 Stunden mit Einschluß der Essenszeiten, ein Lohnminimum u. s. w.“ Artikel 4 trägt auf genügenden Schutz gegen ausländische Fabricate und Befreiung der Licitation und Zulassungen öffentlicher Bauten an. Der Anfang fordert die Beibehaltung der Errichtung von Gewerbeschulen. Von einem Wanderzwange der Gesellen ist nicht die Rede, ebenso nicht von einem Verbot für die Fabricanten, Gesellen in Arbeit zu nehmen; denn grade das Unterkommen der Gesellen in Fabriken erhöhte meist den Lohn, und gab Gelegenheit, sich zu verheirathen. Natürlich fehlt auch die Forderung des activen und passiven politischen Wahlrechts nicht. Der Entwurf ist unterzeichnet von Linder, Philippson (Rabbiner in Magdeburg) und Cordes.

Mit diesem Programme waren wol im Ganzen alle Gesellen und Fabrikarbeiter damals einverstanden; auch war es damals eine Forderung der meisten Gesellen und kleinen Meister, daß die Zahl der bei Einem Meister lebenden Lehrlinge und Gesellen beschränkt, daß die Maschinenarbeit, um nicht Menschenhände brodlos zu machen, auf ein bestimmtes Minimum reducirt, dagegen aber die Freiheit des Arbeitnehmers in seiner Weise gebindert werde. Besonders war Mainz 1848 ein Hauptort der radikalen Arbeiteragitation, und hier fand auch besonders das Streben vieler Gesellen und Fabrikarbeiter, die Accordarbeit allgemein wieder in die Tagesarbeit umzuwandeln, seine Unterstützung, jedoch nicht ohne Opposition von Seiten grade der fleißigsten und tüchtigsten Arbeiter, welche mit den unfließigen und untüchtigen nicht auf Eine Lohnstufe gestellt sein wollten, eine Bohn, in welche gegenwärtig wol fast alle verfrähdigen Gesellen wieder eingeleitet haben, obgleich es Arbeitsgebiete gibt, auf welchen die Tagesarbeit in der Natur der Sache liegt. Außer einigen, jedoch bald wieder verschwindenden oder unterdrückten „Arbeiterzeitzungen“, z. B. in Leipzig, begründeten sich fast an allen großen Drtschaften neben den Meistervereinen auch Gesellen- oder Arbeitervereine, zum Theil in Verbindung von

Meistern mit Gesellen und unter Theilnahme von Männern anderer Berufsclassen. Auch bildeten sich Arbeiterassociationen für gemeinsame Bildungs-, Unterstüßungs- und Arbeitszwecke, neben welchen bald Vereine von conservativer Tendenz entstanden, wie die seit 1848 mit Geschick und Eifer vom Domelcar Kolping zu Köln geleiteten „katholischen“ Gesellenvereine, welchen die evangelische Orthodoxie ihre Gesellen- und Jünglingsvereine entgegenstellte.“ Die protestische Handwerkerassociation zu gemeinsamen Einkäufen von Rohmaterialien, Rohungsmitteln u. s. w. fand besonders an Schüle in Delitzsch (Provinz Sachsen) einen Freund und Beförderer.

Rehren wir jetzt von den eben geschilderten Forderungen der Handwerker und Fabrikarbeiter, auf welche das frankfurter Parlament und die teutschen Staatsgewalten nur zum kleinsten Theil eingingen, zu den Zahlen der Production, der Aus- und Einfuhr u. s. w. auf dem engeren gewerblichen Gebiete zurück, und nehmen die hervorragendsten als Beispiele für die Weiterentwicklung des teutschen Gewerbestandes heraus, so bietet grade das Jahr 1848 wegen der herrschenden politischen Aufregung manchen Ausfall in der gewerblichen Thätigkeit und manche Unterbrechung des Fortschritts, wobei indessen das billige Brod den Arbeitern zu flatten kam. Der Import an Twisten war 1848 (bei 3 Thalern Zoll à Ctr.) 471,088 Ctnner (meist aus England), wegen der Einfuhr (aus England) 1847 468,647 und 1846 689,697 betrug. Hätte man das Importquantum von 1848 selbst spinnen wollen, so würde man 2 Mill. 62,069 neuer Spindeln bedurft haben, aber grade das Jahr 1848 war für neue Fabrikanlagen wenig geeignet. Für die Rübenzuckerfabriken des Zollvereins trat 1848 trotz ihrer Opposition dagegen eine Erhöhung der Steuer pro Ctr. Rüben von 1/4 auf 3 Sgr. ein, zumest deshalb, weil die Regierungen den Ausfall in den Zöllen vom importierten Rohrzucker decken wollten. Zwar machten die Fabricanten dagegen geltend, daß von 1837, dem Jahre des bedeutendsten Aufschwungs, bis 1848 der Zollverein 2 1/2 Mill. Ctr. Zucker erzeugt und dafür 5 bis 6 Mill. Thaler an Arbeitslöhnen ausgegeben habe; zugleich sei der Preis à Ctr. Raffinade von 1835 bis 1847 von 30 auf 18 Thaler gefallen; man habe bisher nur 1/2 des Bedarfs erzeugt und müsse in den Stand gesetzt werden, noch mehr zu erzeugen; auch habe man es 1847 bereits zu 1 Ctr. Zucker aus 15 Ctrn. Rüben gebracht, während der erhöhte Zoll diesen Fortschritt hemmen werde; allein die entgegenstehenden Interessen machten geltend, daß die Fabrication bei dem bisherigen Schutze weniger Anstrengungen machen würde als bei dem vernünftigen; auch müsse man auf die Raffinerien für Rohrzucker Rücksicht nehmen, wogegen andererseits wieder geltend gemacht wurde, daß z. B. die Actien der Provinzial-

48) Ueber die Geschichte des gesammten Gesellenwesens, besonders in Teutschland, vergl. des Verfassers Artikel Geselle in dieser Encyclopädie.

fieberei in Stettin, im Nominalbetrage von 250 Thalern, vor dem März 1848 eine Höhe von 2700 Thalern (1849 wieder von 2500) erreicht hatten. Wir haben diese widerstehenden Zuckerrückstände deshalb etwas ausführlicher erwähnt, weil sie damals sehr lebhaft erörtert wurden, und zugleich das Spiegelbild für die Zustände anderer Gewerbezweige bieten, wobei die Argumentation im Ganzen dieselbe war.

Obgleich sich die politischen Bogen von 1848 noch nicht wieder gelegt hatten, versuchte es doch schon 1849 die preussische Regierung durch die Gewerbeverordnungen vom 9. Febr. über die Einführung von „Gewerbetarifen“ und „Gewerbegerichten“ auf die Wünsche der Gewerbetreibenden, besonders der Handwerker, einzugehen, deren Vertreter vorher nach Berlin berufen worden waren, wo freilich die entgegengegesetzten Forderungen sich geltend machten. Die Verordnung, welche ausdrücklich eine Handwerks- und eine Fabrikabtheilung unterscheidet, stellt die Arbeitnehmer in dem Wahlen und Gewählwerden zu den Gerichten und Kammern fast ganz gleich, nur daß sie die Eine Stimme der Majorität auf die Seite der Arbeitgeber legt, eine Bestimmung, welche kaum anders getroffen werden konnte, gegen welche aber die Arbeitnehmer sofort ihre Stimme erhoben, und bald ihre geringe Theilnahme an den Wahlen eintraten ließen. Aber auch viele Meister verwarfen schon 1849 die neuen Verordnungen, und waren besonders in der Ausführung der durch sie entstehenden Kosten säumig. Und so geschah sehr bald die ganze Einrichtung wieder in Nichts. Die Handwerker wollten von ihrer materiellen Noth erlöst sein, aber gegen diese konnten bloße Reglements Nichts fruchten. Hier half bloß vermehrte und bessere Arbeit nebst erhöhtem Ubsatz und stärkerem Verdienste. Aber gerade für diesen war das Jahr 1849 noch nicht geeignet. Und so liefen von vielen Gegenden wieder verstärkte Klagen ein, besonders von den Handspinnern und Handwebern, deren an 100,000 in Schlesien und an 70,000 in Westfalen die Ungunst der Zeit und des wieder steigenden Brodpreises schwer empfanden. Auch sann man es für ein Zeichen des gewerblichen Rückschlusses halten, daß bei vielen Handwerkern, z. B. der Buchbinderei in Preußen (von 1846 bis 1849), eine Vermehrung der Meisterzahl und eine Verminderung der Gesellen eintrat. Auch im Eisenbahnbaue wahrte eine empfindliche Stodung noch im Jahre 1849 fort, bis wohin z. B. in Preußen allein schon 145 Mill. Thaler in diesem Gewerbezweige angelegt waren, während Andere die Länge der bis Ende 1849 in ganz Teutschland fertig gewordenen Eisenbahnen auf 1148 Meilen und das daran verwendete Capital auf 453 Mill. Thaler berechneten, ein Capital, welches in der That fähig war, durch sein Herausgehen aus anderen Gewerbezweigen diesen augenblicklich große Verlegenheiten zu bereiten. Vorrig in Berlin hatte bis Ende 1849 bereits 250 Locomotiven im Werthe von ca. 4 Mill. Thalern gebaut. Die gesammten Rübenzuckerfabriken des Zollvereins verheuterten vom 1. April 1848 bis dahin 1849 9 Mill. 806,718 Ctr. Rüben, wovon 7 Mill. 839,324

auf Preußen kamen, und der Durchschnittspreis für den Centner Raffinade zu Berlin war 1849 19 1/2 Sgr.

Über schon in der Campagne von 1849 auf 1850 verarbeiteten die 148 Rübenzuckerfabriken (127 in Preußen) an 11 1/2 Mill. Ctr. Rüben (9 1/2 Mill. in Preußen), und die meisten anderen Fabricationszweige hoben sich ebenfalls wieder bedeutend. So betrug die Reifseifenproduction des Zollvereins 1850 4 Mill. 313,187 Ctr., und der Seifeen hatte es durchschnittlich auf 111 Ctr. pro Jahr (nach v. Garmall) gebracht, aber noch merkte man als Heizungsmaterial meist Holz an. Auch hob sich jetzt besonders im nördlichen Teutschland die Fabrication des Lagerbieres immer mehr, und mit ihm Hand in Hand ging die Production der Cigarren, wovon Bremen allein 1850 279 Mill. 255,000 Stüd im Werthe von 1 Mill. 949,491 Thalern exportirte, während etwa 25,000 dortige Arbeiter incl. Frauen und Kinder von diesem Gewerbe lebten. Die Totalexportation der Fabricate aus dem Zollvereine pro 1850 wurde bei 29 Mill. Einwohnern auf ca. 100 Mill. Thaler berechnet, wogegen dieselbe in diesem Jahre 494,228 Ctr. rohe Baumwolle nebst 451,817 Ctr. ein- und zwischentragter Zwische einfuhrte; wofür 151,950 Ctr. rohe Baumwolle wieder zur Ausfuhr kamen. Den Kaufpreis eines Centners Baumwollensavariat, welcher 1818 noch 500 Thaler gekostet hatte, gab man pro 1850 auf nur noch 100 Thaler im Durchschnitte an. Hatten die Industriellen früher eine Erhöhung des Eingangszollses auf fremde Zwische durchgesetzt, so fand bei dem 1850 nach Berlin berufenen Congresse von Sachverständigen (wogu im Grunde auch die Consumanten gehören, welche ein Recht auf größtmögliche Billigkeit haben) die Forderung bedeutend erhöhter Importzölle auf ausländische (Baumwollen-) Gewebe obenan. Ebenfalls in das Jahr 1850 fällt eine sehr beachtenswerthe, von 1427 Ausstellern besuchte Gewerbeausstellung zu Leipzig.

Im Jahre 1851 war die preussische Reifseifenzeugung bereits auf 4 Mill. Ctr. und die des Stabseifens auf 2 Mill. 905,227 Ctr. (1852 auf 3 Mill. 574,580, 1853 auf 4 Mill. 692,547) gestiegen, ein Beweis für die starke Nachfrage nach Eisen in den verschiedensten Gewerben, deren Eisenverbrauch ein Barometer ihres Wohlstandes ist. Besonders hoben sich durch die neuen Anlagen von Eisenbahnen und gewerblichen Establishments die Geschäfte der Bauhandwerker. Preußen hatte 1851 ca. 6000 Zimmermeister mit 40,000 Gesellen und ca. 5000 Maurermeister mit 54,000 Gesellen. Aber gleichzeitig war wieder der Streit über die Abgrenzung der Arbeitsbefugnisse zwischen den Bauhandwerkern und den Tischlern, zwischen den Pruckmachern und Barbieren u. s. w. sehr lebhaft. Waren sie für den schwächeren Theil der Unternehmer allerdings der Ausdruck der Noth, so erschienen sie freilich vielen Anderen im Lichte des 19. Jahrh. als Lagerschichten. Aber auch die eigentlichen Junktänder des Zollvereins hatten zahlreiche Beweise solcher Rivalitäten aufzuweisen, nur daß man hier wegen der langen Gewohnheit den Widerspruch mit der modernen Entwicklung des Gewerbes weniger

fühlte. Ein Widerspruch gegen diesen Geist war es, als 1851 die braunschweigische Kammer der Abgeordneten einer Regierungsverordnung bestimmte, wonach den Sattlern verboten wurde, sich auf dem Dorfe niederzulassen. Dagegen setzte die für Bremen in denselben Jahre erlassene Gewerbeordnung die auf eine Bäckerei kommende Seelenzahl auf 1200 herab. Unterdessen machten jedoch die Handwerker in Preußen, deren viele freilich schon längst sich nicht wesentlich von den Fabrikanten unterschieden, auch solche Anstrengungen, welche auf dem freien Associationswesen beruhen, wozin j. B. die 1851 zu Berlin gegründete, der maliner nachgebildete Gewerbeschule gehört, welche auf eingetragene Fabricate bis zu einer gewissen Höhe des taxirten Werthes Vorrechte gab. Auch wurde man jetzt mehr und mehr auf den Mangel guter Musterzeichner aufmerksam, dem man abzuwehren suchte, so schwierig es auch war, der langjährigen Gewöhnung, sich die Modemuster aus Frankreich zu holen, Abbruch zu thun. Dergleichen schon 1851 (noch mehr 1853) in Folge der californischen und australischen Goldausbeute, sowie der verstärkten Ausgabe von Papiergeld, auch im Zollverein eine merkliche Preissteigerung verschiedener Fabricate, freilich auch der Rohstoffe dazu, j. B. der Lumpen zu Linnenparier, sowie des Getreides eintrat, so strebten doch die Fabricanten, unter welchen indessen die Produzenten von Eisenwaren, von Textilien und Geweben durch die in früheren Jahren erlangten höheren Importsteuern ziemlich bedrückt schienen, immer noch nach gesteigerten Schutzgällen; ein Verlangen, dem auch die wiesbadener Zollconferenz 1851 zum Theil nachgab, indem sie j. B. die Eingangsteuer pro Ctr. bei den Wachstüchern von 2 auf 4, bei Schnupftabak und Cigarren von 15 auf 20 Thaler erhöhte⁴⁾, wodurch besonders die Cigarrenfabrication in Bremen hart getroffen wurde. Bei jener neuesten Zollserhöhung hatte Bremen 1708 Cigarrenfabriken mit 5371 Arbeitern, welche 5 Mill. 301,000 Pfund feine Tabake verarbeiteten, und 1850 an 46,000 Ctr. Cigarren in den Zollverein eingeführt hatten. Nach der Erhöhung des Zolles waren die geringeren Sorten in der Einfuhr nach dem Zollverein thatsächlich prohibirt. Die stark zunehmende Cigarennconsumtion hatte indessen schon seit längerer Zeit auch vereinsländische Industrie sehr beeinträchtigt, namentlich das Gewerbe der Drechsler und aller derer, welche auf die Verfertigung von Pfeifen angewiesen waren. Die Einfuhr von roher Baumwolle in den Zollverein betrug (nach dem „Handelsarchiv“) 1851 590,862 Ctr., die von ein- und zweifachtem Twiste 483,836 Ctr., wogegen 1850 78 Ctr. roher Baumwolle zur Wiederausfuhr kamen. Der Consum an Baumwollenswaren belief sich in demselben Jahre (nach Weber) a Kopf auf 8 Pfund. Die Verarbeitung der Zuckerrüben zu Zucker wies in der Campagne von 1850 auf 1851 ein Quantum von 14 Mill. 950,000 Ctr. versteuerter Rüben nach, wovon 11 Mill. 115,000 auf Preußen kamen.

4) Der Eingangszoll a Ctr. Cigarren war 1831 auf 11, 1843 auf 15 Thlr. gesteigert worden.

Noch ist das Jahr 1851 deshalb in gewerblicher Hinsicht erwähnenswerth, weil in demselben Hannover, resp. der Steuerverein sich an den Zollverein angeschlossen, was zur Folge hatte, daß zwar in jenem viele Fabricate einem höheren Importzolle unterworfen wurden, während einige in der Einfuhr nach dem Zollverein sich ermäßigten, aber auch die Handverfertiger und eldenburgische Fabrikantigkeit sich von ihnen bisher in vielen Bezügen unbedeutenden Produktionszahlen zu erheben suchte.

Wie weit man bereits 1852 in Preußen mit der Gewerbeverordnung vom 9. Febr. 1849 gekommen war, beweist j. B. die Thatsache, daß in diesem Jahre bei den berliner Gewerberatwahlen von 3435 Wahlberechtigten nur 81 erschienen, von den Gesellen, deren Ausschließung aus dem Gewerbe und dem Gewerbebezugsrechte von den Meistern schon vorher angestrebt worden war, kein einziger. Zu einer weiteren Beurtheilung des berliner Handwerkersweises, welches einen ungefähren Maßstab für die Handwerke in den größeren Städten überhaupt gibt, mag der Umstand dienen, daß dasselbe von 1822 bis 1852 im Verhältniß zur Einwohnerzahl die Zahl der Bäcker, Zimmer, Köpfer, Schlosser und Fleischermeister ab-, dagegen die Zahl der Schuhmacher, Schneider, Tischler, Buchbinder, Kürschner und Glasmeister zugenommen hat. Die in das Jahr 1852 fallende Schlesische Industrieausstellung zeichnete sich durch ihre Hüttenprodukte in Eisen, Zink, Messing u. s. w., besonders durch ihre Eisengusswaren aus. Im Königreiche Sachsen verdient für dasselbe Jahr namentlich die chemische Fabrication von baumwollenen Strümpfen der Erwähnung, indem die dortigen 27,000 Stühle (in Chemnitz und Umgegend) an 3 Mill. Dupend solcher Strümpfe lieferte, wogegen die 90 in Thätigkeit stehenden Baumwollenspinnereien auf ca. 300,000 Spindeln arbeiteten. Die zollvereinsländischen Rübenzuckerfabriken, welchen 1852 die Steuer vom Centner Rüben auf 4/4 Sgr. erhöht wurde, lieferten nach v. Riden in der Campagne von 1851 auf 1852 ein Zuckerquantum im Werthe von 17 Mill. Thalern.

Das Jahr 1853 brachte wegen der immer stärker die industrielle Verwendungs suchenden Capitalien und der gesteigerten Consumtionsfähigkeit der Bevölkerung trotz der enormen Getreidepreise fast in alle Gewerbezweige nebst erhöhten Preisen der Rohprodukte und der Fabricate eine namhafte erhöhte Thätigkeit, wobei es nicht an technischer und künstlerischer Vervollkommenheit fehlte, j. B. bei den berliner Eisengusswaren, welchen vor allen andern zollvereinsländischen der Preis zuerkannt werden muß, obgleich sie zum Theil aus dem Gebiete der eigentlichen Consumtionsobjekte in das Gebiet der Kunst hinübergreifen. Dasselbe gilt von den creteler Seidengeweben, welche wegen des gesteigerten Absatzes, gleich der rheinischen Wollensfabrication, über Mangel an Händen klagte. Auch die Spiritfabriken, deren es 1853 in Preußen 10,543 gab (1854 10,144), verstärkten ihr Produktionsquantum sehr bedeutend, wobei zwar die Zahl sank, aber der Betrieb der einzelnen sich steigerte. Dagegen verdient von denjenigen teutschen

Fabricationszweigen, welche immer tiefer sanken, vorzugsweise die von der Zollerrhöhung 1851 betroffene bremische Cigarrenmacherei erwähnt zu werden, wofür freilich diese Industrie an anderen Orten (bes. Solothurns) sich immer mehr hob, da der Verbrauch von Cigarren außerordentlich stark zunahm. Die zollvereinsländischen Rübenzuckerfabriken, 238 an der Zahl, verarbeiteten in der Campagne von 1852 auf 1853 bereits 21 Mill. 717,095 Ctr. Rüben, mußten sich aber vom 1. Sept. 1853 ab eine Erhöhung der Steuer vom Ctr. Rüben auf 6 Sgr. (vorläufig bis 1855) gefallen lassen. Unter den übrigen Fabriken merkte sich 1853 besonders die Zahl der Baumwollenspinnereien, denen sich viele Actien-capitalie zuzurechnen begannen, obgleich in derselben Zeit die steigenden Geldmassen besonders in der Begründung neuer Banken ihre Beschäftigung suchten. Namentlich entstand 1853 zu Hannover durch A. Meyer eine große Baumwollenspinnerei, welche seit dem April 1856 mit ca. 50,000 Spindeln, 500 Weberstühlen und 1100 Arbeitern im vollen Gange ist. Ebenfalls 1853 fand zu Göttingen eine thüringische Gewerbaussstellung statt.

Von 1853 auf 1854 verarbeiteten die 227 in Thätigkeit befindlichen Rübenzuckerfabriken des Zollvereins nur 18 Mill. 469,889 Ctr. Rüben, wovon wiederum der größere Theil auf Preußen kam. Doch hatte nicht Preußen, sondern Baden, nämlich in Waghäusel die größte Fabrik dieser Art, welche auf 1 1/2 Mill. Ctr. Rüben eingerichtet war. Ueberhaupt trat das Bestreben, den einzelnen Etablissements die möglichste Ausdehnung zu geben, immer stärker hervor, da man auf diese Weise verhältnismäßig am meisten Generalkosten sparte. So wurde 1854 der größte bisherige Hochofen in Leuzfelden, zu Ruhrort in Westfalen, angeblasen. Dagegen hatte die in diesem Jahre zu München in ziemlich großem Maßstabe eröffnete Gewerbaussstellung das Unglück, in Folge der dort ausbrechenden Cholera nicht den gewünschten Zuspruch zu finden, obgleich sie von 6588 Ausstellern, darunter 2331 Baiern, besucht war. Aber Baiern trat ebenfalls 1854 mit einem liberaleren Gewerbegeetze hervor, durch welches z. B. der Wanderszwang der Gesellen aufgehoben, der Betrieb eines Realgewerbes auch Nichtanfassigen gestattet und so dem alten Junkthume eine neue Reform ausgedrückt wurde.

Während 1854 Preußen 4 Mill. 165,644 Ctr. Stabrisen producierte (1853 4 Mill. 662,547), verarbeiteten die zollvereinsländischen Rübenzuckerfabriken in der Campagne von 1854 auf 1855 schon wieder 19 Mill. 169,772 Ctr. Rüben, und das 1855 in den preussischen Eisenbahnen angelegte Capital wurde zu 215 Mill. Thalern (1840 erst 19 Mill.) angehoben. Auch merkte sich 1855 in Deutschland unter anderen der Chemie nachstehenden Gewerben besonders die Erzeugung der Sodaalkali, wogegen man das Baschen brisamüthete Gewerbe durch die Baschenmaschine des Nordamerikaners Moore zu erleichtern suchte. Im Uebrigen darf auch auf die erhöhte, den Engländern nachgeahmte Anwendung der Säge-, Dreh- und anderen Maschinen bei der Landwirtschaft hingewiesen werden, wodurch vielen Hand-

werkern eine veränderte Richtung ihres Geschäftes gegeben wurde. Von den der Landwirtschaft nahe stehenden technischen Gewerben war es auch 1856 die Spinnfabrikation, deren Quantitäten namentlich in Norddeutschland (z. B. in den 46 Brennereien zu Nordhausen an 15 Mill. Quart) stark zunahmen, besonders wegen der Nachfrage in Frankreich. Dagegen lieferte 1856 Baiern eine Masse Bier, deren Werth man auf 36 Mill. rhein. Gulden berechnete. Auch die 216 (1854 bis 1855 noch 222) Runkelrübenzuckerfabriken erreichten in ihrem Betriebe eine nie dagewesene Höhe, indem sie in der Campagne von 1. Sept. 1855 bis dahin 1856 21 Mill. 839,798 Ctr. Rüben verarbeiteten, wobei sich der Umfang der einzelnen Fabriken durchschnittlich immer mehr erweiterte. Eine noch stärkere Zunahme weisen in 1856 die zollvereinsländischen Zwischspinnereien nach; denn in den drei ersten Quartalen importirte der Zollverein 829,218 Ctr. rohe Baumwolle, 1855 nur 708,371, während in denselben Zeiträumen an ein- und zweibrühtigen Zwischen nur 384,530, resp. 389,378 Ctr. eingeführt wurden. Obgleich das Jahr 1856 einen nie gekannten Drang der Capitalien nach Errichtung von Banken und ähnlichen Gesellschaften, welche zahlreich, zunächst besonders in den kleineren Ländern errichtet wurden, aufzuweisen hat, so daß sich die preussische Regierung genöthigt glaubte, auf Maßregeln gegen die Ausartung dieses Strebens, die Agiotage und Tripotage, zu sinnen, so floß doch auch das Geld massenweise den Actienunternehmungen neuer Spinnereien, Bergbau-Gesellschaften, Gasanstalten u. s. w. zu, eine Richtung der Industrie, deren nachtheilige Folge die Vernebrung der selbstständigen Arbeiter und eine Verminderung der selbstständigen Unternehmer ist, obgleich diesem Verhältnisse dadurch wieder entgegengearbeitet ist, daß jeder der zahlreichen Actieninhaber als Unternehmer betrachtet werden muß. Von den 1849 eingeführten preussischen Gewerbegerichten bestanden 1856 nur noch 11, sämmtlich in der Rheinprovinz.

12) Die Schweiz betritt die letzte Periode als das Hauptverderben der Welt. Nirgendes wurden bereits um 1789 auf einem so engen Raume so viele Uhren gemacht, besonders nachdem Japy in den 80er Jahren des 17. Jahrh. die fabrikmäßige Anfertigung eingeführt hatte. Genf und Neuchâtel waren und sind die Hauptstühle dieser Industrie, und zwar nicht bloß diese beiden Städte, sondern auch die zugehörigen Cantone, wo außer der langhergebrachten Uebung in den niedrigen Löhnen ein Haupterwerbsmittel lag, jedoch mit dem schon damals hervorretenden Unterschiebe, daß Genf vorzugsweise goldene, Neuchâtel silberne Taschenuhren lieferte. Obgleich die Einfuhr in die meisten anderen Länder verboten oder durch Zölle beschwert war, so wußte doch der Schmuggel das Product massenweise nach Frankreich, England u. s. w. abzuführen. Auch hatte sich die Baumwollenindustrie schon frühzeitig in der Schweiz angesiedelt, und um 1790 zeichnete sich hierin namentlich Zürich aus. Die französische Revolution, besonders der französische Tarif von 1791, wirkten indessen sehr nach-

theilhaftig auf den schweizerischen Gewerbefleiß, und namentlich in der Zeit von 1799 bis 1803 hatte die Schweiz zahlreiche Bankrotte zu beklagen. Die 1806 eintretende Continentalperre wirkte zwar in sofern höchst nachtheilhaft, als sie den Bezug von weissen baumwollenen Geweben für die Druckereien hinderte, allein desto mehr fühlte man sich veranlaßt, selbst Spinneretten und Webereien in Baumwolle anzulegen, und diese machten nach Aufhebung der Sperre bei der wiedergewonnenen Handelsfreiheit steigende Geschäfte, woran auch die Uhren- und Seidenfabrication Theil nahm.

Seit den zwanziger Jahren jedoch hatte die Schweiz gegen die in sehr vielen Ländern eingeführten höheren Importzölle zu kämpfen, während sie selbst dem Freihandel treu blieb, ein Kampf, den sie indessen durch unausgesetzte gewerbliche Hervorbringungen meist glücklich bestand. Namentlich war gegen ihre Exporte die 1822 in Frankreich eintretende Tarifserhöhung gerichtet, welcher in anderen Ländern bald ähnliche Maßregeln folgten. Dennoch stieg die Ausfuhr der schweizerischen Producte, weil die Arbeiter noch bei niedrigen Löhnen stehen blieben, aber mißt etwas Zeit besaßen, weil sie in ihren Ausgaben genügsam, in ihrem Fleiße unverdrossen und durch keine hohen Steuern gedrückt waren. Außerdem konnte das Capital sich wenig mit Felblauf und Bergwerken befassen, und die Fabricanten gewöhnten meist sehr lange Credit, welche sich oft bis auf zwölf Monate ausdehnten, während in anderen Ländern nur sechs Monate Ziel gegeben wurden. Schon 1826 waren an 300,000 Baumwollenspindeln in Thätigkeit, während als Hauptabsatzland für Baumwollwaaren und andere Producte immer mehr Nordamerika gewonnen wurde. Um 1830 berechnete man, daß die Schweiz für ihre Uhrenfabrication jährlich an 76,000 Unzen Gold und 200,000 Unzen Silber brauchte.

Während sich schon im Anfange der 30er Jahre die größere Rentabilität der feineren Zwiste vor den groben herausstellte, und die Schweiz in der Production jener den deutschen Fabricanten bereits entwichen überlegen war, schlug auch die schweizerische Seidenweberei denselben Weg der Verfeinerung ein, und ersetzte dem französischen Vorbilde der seidenen Bänder von St. Etienne nach. Es war noch nie vor besonders Basel mit seiner Umgebung, welches die trefflichsten seidenen Bänder und zwar so wohlfeil lieferte, wie dies weder Frankreich noch England zu thun vermochten. Um das Jahr 1837 erzeugte der einzige Canton Basel etwa zwei Siebentel der in ganz Frankreich gefertigten seidenen Bänder. Gleichseitig schritten auch die baumwollenen Garne und Gewebe zu immer größerer Feinheit und Masse fort, und allein im Jahre 1840 gingen nach und durch Frankreich für c. 16½ Mill. Francs baumwollene Fabricate. Die Einfuhr roher Baumwolle im Jahre 1851 wird zu 165,666 Centnern angegeben, und die zum Verspinnen dienenden Spindeln wuchsen von 1846 bis 1851 von c. 600,000 auf c. 800,000 an, von welchen letzteren nach Anderen in 1851 nur c. 600,000 thätig waren. Die erzeugte Zwistquantität wird für

dasselbe Jahr zu 8 Mill. Kilogrammen angegeben, wovon an 7½ Mill. im Werthe von 70 Mill. Francs ausgeführt wurden. Zur Einfuhr kamen nur die feinsten englischen Zwistgattungen, welche überdies nur 11 Cgr. Eingangsoll zu Ctr. zahlten; aber auch die feinsten Nummern zu spinnen gelang den Schweizern mehr und mehr, sowie um diese Zeit auch die seidenen Bänder und anderen Gewebe kaum noch von den französischen übertrufen wurden.

Im Jahre 1852 wurden von vielen schweizerischen Handwerkern, denen man in einigen Cantonen, z. B. in Zürich unter dem 26. Sept. 1856, die alte Kunstverfassung genommen hatte, Versuche gemacht, für ihre Producte Schutzzölle zu erlangen; allein die Fabricanten und Behörden fürdteilen die Retorsionen anderer Länder, und die schweizerische Industrie wußte auch ohne Schutz die Bahn des Fortschritts zu gehen, um manche Nachbarländer, man kann sagen, alle Länder, welche trotz oder vielleicht eben wegen des Schutzes zurückgeblieben waren, zu beschämen. Im Jahre 1853 importirte die Schweiz bereits 23½ Mill. Pfund rohe Baumwolle, woraus sie 19 Mill. Pfund Garne spann und aus diesen Gewebe im Werthe von 40 Mill. Francs erzeugte, wobei Löhne im Betrage von 17½ Mill. gezahlt wurden. In 12 Monaten von 1854 auf 1855 exportirte die Schweiz allein nach Nordamerika für 2½ Mill. Doll. Uhren und für 4½ Mill. Doll. seidene Waaren. Bei der pariser Weltausstellung im Jahre 1855 brühten die Schweizer vor allen Ländern durch ihre seidenen Bänder. Am 15. October desselben Jahres wurde in Zürich das schweizerische Polytechnicum eröffnet.

13) Oesterreich hat zwar einige althergebrachte Gewerbezweige, welche auch auf dem Weltmarkte einen guten Klang haben, wie die Fabrication von Sensen, Messern und anderen Stahlwaaren aus dem unübertrrefflichen Kyperschen und kärnthischen Eisen und die Verfertigung der böhmischen Glaswaaren, allein auch in der Periode von 1789 bis jetzt kann es nicht den gewerblichen Rang Englands, Belgiens, Frankreichs, des deutschen Zollvereins und der Schweiz beanspruchen; und selbst der innere Markt zeichnet sich nicht durch eine so starke Consumption von Industrieproducten aus. Obgleich die Grenzolltarife, wenn auch allmählig wieder erniedrigt, die Tendenz eines starken Schutzes der Gewerbe, zum Theil auch gradezu des Einfuhrverbetes, enthalten, wobei für die Handwerke das alte Zunftwesen noch eine starke Herrschaft behauptet (mit Ausnahme der sogenannten Commercialgewerbe, welche den Polizeigewerben gegenüber eine freiere Stellung einnehmen), so ist doch der Standpunkt der österreichischen Gewerbe nicht vorzugsweise die Folge von solchen künstlichen und wülkürlichen Gesetzen, sondern hauptsächlich nur der Ausdruck des allgemeinen nationalen Culturlebens, und dieses, weil es sich aus vielen im Grundcharakter sehr verschiedenen Nationen zusammensetzt, enthält in seiner Gesamtheit viele Elemente der gegenseitigen Abstoßung, der Einnengülle und der inneren wie äußeren Verkehrshindernisse. Erst seit 1848 hat die oberste Staats-

gewollt den Einheitsstaat kräftig durchzuführen und die verschiedenen Kräfte zu einem homogenen Ganzen zu gestalten gesucht, womit das frühere Privilegien-, Concessions- und Exemptionswesen nicht mehr harmonirt.

Trotz der Anstrengungen Joseph's II. jagt die österreichische Industrie von 1789 bis 1846 (in welchem letzten Jahre das „Polytechnische Institut“ zu Prag eröffnet wurde) nur einzelne Fortschritte, und wenn die Theilnehmung am Kampfe gegen Frankreich in dieser Zeit manchen Gewerben, wie der Waffen-, Leder-, Tuch- und Pulverfabrication, einen bedeutenden Aufschwung verlieh, so war dieser doch nicht soviel als natürlicher, in dem sich von Innen heraus gestaltenden Volksleben begründeter, als vielmehr ein künstlicher, wie dies auch von der Continentalperre gilt, vermöge welcher Oesterreich mit den anderen continentalen Ländern an den erweiterten Manufacturen der Wolle, der Baumwolle und anderen Gewerben Theil nahm. Die Baumwollenspinnerien mit Maschinen kamen besonders in Böhmen und Oesterreich unter der Enns auf, freilich zum großen Nachtheile der Handspinner, deren man in dem letzten 1811 nur noch 7 bis 8000 zählte. Als daher 1814 die Continentalperre fiel, empfand auch Oesterreich beispielsweise in der Baumwollenspinnerei, wie sehr es bei der Concurrenz mit England in den verölkerten Mannschaften und Methoden zurückstehe, wovon in weiterem Maaße auch der Capitalmangel die Schuld trug. Am tiefsten stand in den Gewerben ohne Zweifel Ungarn mit seinen Nebenländern, welche mit Ausnahme einiger Manufacturen, wie der ausgezeichneten Sattlerei, sich fast ausschließlich auf Landwirthschaft, Wein- und Bergbau beschränkten. Auch vermessen wir in der gemeinsamen Monarchie den Geist erfolgreicher Erfindungen; denn solche Erfindungen, wie die der Nähmaschine des Schneidermeisters Maderperger in Wien (1814), können hierbei kaum in Betracht kommen. Mehrere Gewerbzweige machten sogar entscheidende Rückschritte, wie die Leinwandspinnerei, welche z. B. in Böhmen 1801 320,000, 1819 aber nur noch 40,000 Menschen ernährte. Doch theilt dieses Loos gleichzeitig fast die ganze continentale Leinwandspinnerei, da überall die Baumwollenspinnerien mit ihren Maschinen mächtig aufstrebten, und Oesterreich hierin nicht zurückzubleiben Anstrengungen machte. Auch machte man in Oesterreich um 1820 die ersten Versuche, den Flach mit Maschinen zu spinnen.

Freilich sank die österreichische Kinnenindustrie auch dann noch, als 1819 nicht ohne starke Steigerung der Schmuggelgeschäfte der Einfuhrzolltarif erhöht, und für viele Fabricate gar ein Importverbot ausgesprochen wurde. So setzte man damals den Zoll für eingeführtes weißes Papier pro Ctr. auf 20 Gulden, wodurch von den inländischen Fabricanten die ausländische Concurrenz fast ganz fern gehalten wurde, obgleich viele Fabriken durch bessere Maschinen und Bleiche ihre Production zu heben suchten. Aber erst 1833 stellte man in Oesterreich eine Maschine auf, welche Papier ohne Ende machte, während von 1820 bis 1830 besonders

Nähren die Wollenspinnerei durch Maschinen bei sich einführt. Im Ganzen unberührt durch die Tarifpositionen blieb die böhmische Glasfabrication, welche vermöge der äußerst billigen Preise der Löhne, des Holzes, der Pottasche und anderer Materialien ihren Absatz im In- und Auslande vermehrte. Indessen fällt es doch auf, daß weder die Totalausfuhr des Glases aus allen deutschen Ländern Oesterreichs pro 1834 nur mit einem Werthe von c. 4 Mill. Gulden (pro 1807 mit 1 Mill.) in Anschlag bringt. Aber das bei weitem größte Quantum erzeugte das gewerbreiche Böhmen, welches auch in anderen Artikeln obenan steht. So lieferten 1835 die schon längst in Klar stehenden 1087 Bierbrauereien oder Braustätten 868,530 Faß Bier und 1836 die 1495 Brennerien aus 2,054,000 Eimern Malische 616,200 Eimer Brantwein, und der Werth der um 1836 jährlich in Böhmen gefertigten Leinwand wurde auf 7,750,000 Gulden geschätzt. Nicht minder wie im übrigen Teutland zeichneten sich auch in Oesterreich die 30er Jahre durch die Begründung von Gewerbe- und ähnlichen Vereinen aus. So entstand 1829 in Prag der „Verein zur Emmentrung des Gewerbfleißes in Böhmen“, das erste derartige Unternehmen in Oesterreich, welches indessen erst seit 1833 eine größere Thätigkeit entfaltete. Von 1834 an gab er einige Jahre hindurch „Mittheilungen für Handel und Gewerbe“ heraus. Im Jahre 1838 wurde mit dem Hauptitze in Graz der „Verein zur Beförderung und Unterstützung der Industrie und Gewerbe in Innerösterreich“ gestiftet, und zwar mit der sofort ausgesprochenen Tendenz, besonders den Absatz der österreichischen Producte nach dem Oriente zu fördern. Sichtlich in dieselbe Zeit fällt die Errichtung des „Niederösterreichischen Gewerbevereins“ zu Wien, wo auch als höhere Gewerbeschule ein polytechnisches Institut besteht.

Unter den Nachfragen nach Industrieproducten hatte sich inzwischen hauptsächlich die Frage nach baumwollenen Waaren gehoben, da Wolle und Flach dem Bedürfnisse nicht mehr genügt. Hatte Oesterreich 1829 erst 23,975 Ballen rohe Baumwolle eingeführt, so importirte es deren im Jahre 1838, wo für die baumwollenen Zwirne und Gerbe eine Einfuhrzollermäßigung erfolgte, bereits 119,787, obgleich auch die Maschinen-spinnerei für Innengarn sich sehr bedeutend hob. Auch dürfen wir die gleichzeitig stark erhöhte Fabrication der (Regie-) Cigaren (um 1841 c. 28 Mill. Stüd) und besonders der hauptsächlich in Wien gefertigten Uhren, Schaalen, optischen und musikalischen Instrumente“) nicht unerwähnt lassen, welche mit Ausnahme der Cigaren um 1840 ihren alten Ruf nicht klos erhielten, sondern auch erhöhten. Ueber den Stand der österreichischen Industrie im Jahre 1841 stellt Görnig folgende Angaben zusammen. Es wurden in dem genannten Jahre in Oesterreich producirt Fabricate aus Erde und Steinen im Werthe von 30 Mill. Gulden; Glas- und Spiegel-

50) Die Wiener Flügel galten lange Zeit als die besten in fast ganz Europa.

waaren für 17% Mill., Eisen und Eisenwaaren für 32 Mill., andere Metalle und Metallwaaren für 28 Mill., neue Schiffe für 2 Mill., Papier für 8 Mill., Baumwollenwaaren für 45 Mill., Flachs- und Hanfwaaren für 75 Mill., Seide und Seidenwaaren für 38 Mill., Wolle und wollene Waaren für 72 Mill., Leder und Lederwaaren für 64% Mill., andere veredelte Erzeugnisse des Thierreichs für 37% Mill., chemische Fabricate für 55 Mill., Bier und Branntwein für 46% Mill., mechanische Erzeugnisse für 7 Mill., zusammen für 593% Mill. Gulden. Hinzurechnen könne man noch aus den kleineren Fabricen und Gewerben für 201% Mill. Gulden. Doch ist dabei nicht zu übersehen, daß Ungarn und einige andere Landestheile bei dieser — sehr ungenügenden — Berechnung außer Anschlag geblieben sind.

Auch aus anderen Quellen geht die verhältnißmäßig geringe durchschnittliche Gewerbetätigkeit Österreichs in dem Anfange der 40er Jahre hervor. Es wurde berechnet, daß 1844 unter 100 Menschen durchschnittlich nur 9 mit Stoffverarbeitung beschäftigt waren. Doch trotz grade jetzt auch Österreich immer stärker in den industriellen Strom, und gleichsam als Reichthumsbericht des gewerblichen Selbstbewußtseins wurde 1845 zu Wien eine Gewerbeausstellung gehalten, wobei man jedoch außerösterreichische Erzeugnisse nicht zählte, zum Theil deshalb, weil man fürchtete, es würden in diesem Falle viele Inländer aus Scheu vor den besseren ausländischen Producten sich nicht betheiligen. Unterdessen machten Regierung und Private eifrige Anstrengungen, vor Allem erst den unzweifelhaft enormen Bodenschatz des Landes tüchtig auszubauen, wozu freilich eben auch eine tüchtige Gewerbetätigkeit gehört. Die 1845 in ganz Österreich gewonnene Steinkohle schätzte man auf e. 12 Mill. Ctr. Die böhmischen Braunkohlen hatten schon längst einen starken Betrieb und einen entsprechenden Vertrieb in das Ausland. Aber bereits für 1847 gibt Zapher die Kuebrute der Steinkohlen in der ganzen Monarchie zu 700,000 Tons (21 Mill. Ctr. an). Unter den österreichischen Exporten in den Gewerbszweigen stand übrigens auch noch damals das böhmische Glas obenan, welches freilich 5mal billiger als das französische erzeugt werden konnte. Kein anderes Land der Erde producirt damals verhältnißmäßig so viel Glas als Böhmen; doch müssen wir hier auch die venetianischen Glasteppen und Spiegel erwähnen. — Die Regierung hatte begriffen, daß außer den nicht in ihrem Bereiche befindlichen Mächten besonders das bestehende Umlfrennen dem gewerblichen Aufschwunge entgegenstehe, und stellte daher 1846 den Entwurf einer liberaleren, die Arbeit von unzulässigen Hemmnissen befreierenden Gewerbeordnung auf; allein obgleich er in Klagenfurt bereits publicirt worden war, so sah sich doch die Regierung durch das gänzliche Anbringen der Gewerbetreibenden veranlaßt, seine Ausführung auf die Zukunft zu verto-

In den Jahren 1848 und 1849 lag die österreichische Gewerbethätigkeit, mit Ausnahme der für die Bedürfnisse der Armee arbeitenden, der Cigarrenfabriken, der

Bierbrauereien und einiger anderen Industriezweige schwer darnieder, und hob sich erst 1850 allmählig wieder, wobei sich das bemerkswerthe Factum herausstellte, daß trotz des fast bloß durch entwerthetes Papiergeld vermittelten Aufschlags die Geschäfte einen verhältnißmäßig starken Gang hatten; man kaufte vielfach, um nur des Papiergeldes los zu werden und dafür ein reelles Object zu besigen. Um einzelne Beispiele des damaligen Gewerbesens anzuführen, so producirten 1850 die 11 Rübencygelfabriken des ganzen Staates (nach Stellen nach Andern nur 82, worunter nur 75 die in Thätigkeit befindlichen zu verzeihen sind) 175,087 Ctr. Zucker aus 3,366,300 Ctrn. Rüben, während die Gesamtexportur von Fabricaten pro 1850 bei 36 Mill. Einwohnern auf 30 Mill. Gulden berechnet wurde, wobei also nur ⅓ Gulden auf den Kopf kommen. Auch die innere Consumption vieler modernen Fabricate war gering, indem z. B. nach Becker 1851 à Kopf der Bevölkerung an baumwollenen Bearen nur ein Pfund entfiel. An Eisen kamen 1852 auf jeden Einwohner 6½ Pfund (im Zollverine damals 32 — nach Baumstahl von 1848—1850 nur 14½, —, in Belgien 40, in England 90). Nachdem 1852 der nach dem Werthe berechnete Eingangszoll für viele Producte, z. B. Bebe- und Wirtwaaren, Kleidungsstücke, Puffzugen, um 10 Proc. erhöht worden war, erfolgte 1853 bei der Abschlusse des Zollvertrages mit dem Zollverine für viele Fabricate eine Herabsetzung desselben, und der für rohe Baumwolle wurde ganz aufgehoben, indem Oesterreich mehr und mehr dahin strebte, seine Steuer- und Zollverhältnisse denen des Zollverines näher zu bringen und schließlich gleich zu stellen, um eine Zollvereinigung herbeizuführen. Wurden dadurch die Baumwollspinnereien bedeutend gefördert, so hoben sich auch andere Industriezweige ohne dergleichen Staatsmaßregeln, z. B. die Fabrication der Cigarren, welche bekanntlich bis jetzt einen Regierartikel bilden. Im Jahre 1851 hatte betragen der Consum des Kaiserstaates an Schnupftabak 60,140 Ctr., an Rauchtobak 355,972 Ctr., an Cigarren 454,209,997 Stück (nach Andern wurden 1852 an 800 Mill. Regiercigarren fabricirt), im Ganzen 452,176 Ctr. Tabak. Im Jahre 1855 waren diese Posten gesunken auf 63,343 Ctr. Schnupftabak, 555,995 Ctr. Rauchtobak, 945,382,533 Stück Cigarren, im Ganzen auf 992,622 Ctr. Tabak. Im J. 1851 brachten die Artikel der Regierung einen Nettogewinn von 14 Mill. Gulden, 1855 dagegen von 26½ Mill. Die jährliche Silberproduction, mit Ausnahme Italiens und Ungarns, wurde 1856 auf 9½ Mill. Eimer Bier berechnet. Dagegen begann seit 1853 in Folge der Krankheit der Seidenraupen ein starker Ausfall in dem Rohmaterial für die durch Importverbote geschützte Seidenmanufaktur, welche besonders in Oberitalien und Tyrol ihren Sitz hat“.)

Wiewohl zum Theil aus diesem Grunde wurde 1856

51) Ein vereinzelter Bericht gibt die jährlich vor 1853 erzeugte Quantität an Cocons in Oberitalien, Tyrol, Piemont, Südfrankreich und Spanien zu 150 Mill. veron. Pfund an, für 1855 und 1856 nur zu 135 Mill.

der Einfuhrzoll für wollenes, baumwollenes und leinenes Garn um 30 Proc. herabgesetzt. Zwar hatten unter den österreichischen Fabricaten bei der pariser Ausstellung besonders die wollenen Tücher aus Böhmen und Nähren sich ausgezeichnet, aber man war sich bewusst, daß dies zum großen Theil nur die Frucht außergewöhnlicher Anstrengung war. Nach amtlichem Ausweise importirte ganz Oesterreich 1856 für 16 Mill. Gulden Garne, exportirte aber an Web- und Wirkstoffen (Wolle und Seide) für 39%, an Web- und Wirkstoffen (in Baumwolle, Wolle, Seide, Linnen) für 21% Mill. Gulden. Schon 1855 war die Regierung wieder mit dem Entwurfe eines Gewerbegesetzes im Geiste der neueren Zeit aufgetreten, um namentlich die Zünfte in freie Innungen umzugestalten; aber von Neuem erhoben die Vertreter der Zünfte, die Gewerbekammern u. s. w. eine so starke Opposition, daß auch diesmal der Entwurf wieder zurückgelegt wurde. Eine Hoffnung an kräftige Unterstützung der Industrie knüpfte sich an die nach 1848 errichtete Creditanstalt für Handel und Gewerbe; allein dieselbe hat sich bis jetzt wenig realisiert.

14) Auch die scandinavischen Reiche weisen in der vorliegenden Periode nur einzelne Gewerbszweige auf, deren Producte auf dem internationalen Markte einen namhaften Artikel bilden. Neben der allhergebrachten Eisenindustrie, wobei jedoch die Verarbeitung im Inlande von der Urproduktion und Ausfuhr weit übertroffen wird, ist in Schweden, namentlich seit 1814, wo man dieses und andere Gewerbe durch erhöhte Schutzzölle, Einfuhrverbote und Prämien zu fördern suchte, z. B. die Wollspinnerei und Weberei zu nennen, welche jedoch wenige ihrer Fabricate in das Ausland absetzte. In der Verfertigung eiserner Eiswaren, sählerner Werkzeuge, wozu sich das schwedische Eisen wie das sächsische und siegenische vor den meisten anderen Eisengattungen auszeichnet, messingener und kupferner Geräthe u. s. w. machte man von 1800 bis 1820 ziemlich Fortschritte, während die Eisenausfuhr dieser Periode im jährlichen Durchschnitte sich auf 350,000 Schiffspfund belief, nachdem sie von 1790 bis 1800 noch 400,000 betragen hatte. Eine Zunahme dagegen zeigte die Destillation von Branntwein, dessen Consumtion in den dreißiger Jahren so enorm war, daß besonders seit 1836 in den Entsalzwerkeinreinen und in anderer Weise eine Reaction gegen dieselbe entstand. Der meiste Branntwein wurde von den Landleuten erzeugt. Ueber den Stand der Industrie Schwedens (ohne Norwegen, welches auch in den obigen Angaben nicht eingerechnet ist) im Jahre 1840 veröffentlichte das Commerciolegium folgende Angaben. Die Zahl der Werkstätten war 2097, die der Arbeiter in ihnen 14,561 (650 mehr als 1839), der Gesamtwertb ihrer Producte 13,090,089 Reichsthaler (507,702 mehr als 1839). Das wichtigste damalige Gewerbe war die Tuchfabrication, deren Erzeugnisse sich auf 4,045,987 Reichsthaler beliefen, wovon allein auf Norweping 3,032,749 kamen. Doch beziehen sich diese Zahlen nur auf die günstigen Gewerbe, nicht auf die häuslichen, deren da-

malige Produktionsmasse als weit größer anzunehmen ist, indem z. B. in Westgothland die Landleute selbst zum Export linnene und wollene Trüme webten. Daneben werden indessen damals viele Zwirne, namentlich aus England, eingeführt, wogegen in 1843 und 1844 der Eisenerport gegen früher gesunken war. Doch ist seit dieser Zeit bis jetzt in Schweden eine starke Vermehrung der Ackerbauproducte, namentlich des Getreides, unverkennbar hervorgetreten, sodaß sich das Land aus einem Getreide importirenden Lande in ein Getreide exportirendes umgewandelt hat. Wenn man auch nicht gerade aus diesem Umstande schließen darf, daß die Lage der Gewerkearbeiter sich seitdem verbessert habe, so liegen doch bestimmte Zeugnisse vor, z. B. dasjenige des Aftonbladet's aus dem Jahre 1855, welches bestimmt behauptet, der Arbeitslohn sei gestiegen, der Getreidepreis gesunken. Dennoch fanden seit 1848, namentlich auch 1855, mehr Arbeiterunruhen statt, insofern vorwiegend auf dem Lande und aus politisch-socialistischen Motiven. Nachdem 1855 alle Einfuhrverbote aufgehoben worden waren, begann 1856 Schweden seine erste Eisenbahn zu bauen (von Ralmö nach Lund). — Ueber Norwegens Gewerbe haben wir nichts Charakteristisches zu berichten. — Wie die meisten anderen Länder führte auch Dänemark, wo indessen bis jetzt neben Ackerbau, Viehzucht, Schifffahrt und Handel keine einzige bedeutende Fabrication Wurzel geschlagen hat, bald nach 1815 erhöhte Schutzzölle ein, welche 1839 einen weiteren Zuwachs erhielten, z. B. für mehr Gewerbe bis über 50 Proc. vom Werthe (d. h. vom Einkaufspreise im Auslande). Zwar zeigte sich in Folge derselben bei den Gewerben der Baumwolle, der Wolle, des Papiers, des Zuckers (Raffinerie) eine Erhöhung der Production, aber eine unerhebliche. Wie Schweden, so hat auch Dänemark eine sehr bedeutende Branntweindestillation.

15) Rußlands gewerblicher Charakter während der Zeit von 1789 bis jetzt prägt sich hauptsächlich durch die vielen Einfuhrverbote und hohen Schutzzölle aus, wodurch den Fabricanten und Handwerkern verhältnißmäßig sehr hohe Waarenpreise gesichert, aber die Verbesserungen in Fabriken und Handwerksstätten, deren Lohnsätze im Vergleich mit anderen Ländern und den inländischen Verhältnissen sehr hoch sind, nur langsam gefördert werden, obgleich dahin gestellt bleiben muß, ob bei gänzlich freier Einfuhr dieselbe Höhe der Gewerbe erreicht worden wäre. Eine fernere Eigenthümlichkeit ist die noch jetzt weit verbreitete Sitte, daß Millionen von Landleuten das Mauerhandwerk, die Zimmerarbeit, das Schuhmachen und Stiefelschneiden, das Spinnen und Weben des Flachses und der Wolle, die Verfertigung der Wagen, Pflüge und anderer Geräthe selbst verrichten, in dieser Hinsicht also noch auf vor-mittelalterlichem Boden stehen. Dagegen führen auch im 19. Jahrh. die Staatsbehörden fort, die gewerbliche Arbeitstheilung durch alle mögliche Mittel, als Herbeiziehen fremder Industriearbeiter, Privilegien, Schutzzölle, Einfuhrverbote u. s. w., zu fördern. So wurde z. B.

1802 die erste Rübenzuckerfabrik gegründet, aber bis 1820 kamen nur 5 neue hinzu, wovon 1823 noch 2 in Thätigkeit waren, eine Langsamkeit der Entwicklung des Fabrikwesens, auch auf anderen Gebieten, welche Hand in Hand mit der eben so langsamen Entwicklung der Nachfrage nach solchen Artikeln geht, die den gewöhnlichen Bedarf einer niedrigen Consumtion und Culturstufe übersteigen. Im Jahre 1812 betrug das in den inländischen Fabriken raffinierte Zuckerquantum 500,000, 1818 dagegen 700,000 Pfund. Bei den Exporten war besonders nach 1818 eine Abnahme des Absatzes an Leinwand nach England, Frankreich u. s. w. bemerklich.

Die schon vorher hohen Importzölle erfuhren namentlich 1821 eine so bedeutende Steigerung, daß sie für manche Fabricate einem Einfuhrverbot gleich kamen. Indessen hatten sie zur Folge, daß viele Waaren, besonders von Eisen, Glas, Leder, Flachs, Seide u. s. w., gegen früher in größeren Massen erzeugt wurden, namentlich da der Staat auch durch baares Geldzuschüsse und Darlehen zur Hilfe kam. Von den Baumwollensfabriken vermehrten sich die Webereien in einem größeren Maßstabe als die Spinnereien, da die englischen Zwirne von dem Tarife weniger als die Rattune betroffen worden waren. In der Seidenindustrie nahm das Weba mit dem Spinnen in gleichen Proportionen zu, da fremde Seidenfabricate durch die Zölle so gut wie ausgeschlossen waren, das asiatische Rohmaterial aber aus dem Landwege immer massenhafter eingeführt wurde. Dennoch behaupteten die seidenen Producte einen sehr hohen Preis, und für die Masse des Volks waren sie unerreichbar. Die Wollengewerbe fanden von 1815 bis 1830, wo die Revolution ihnen einen schweren Schlag verursachte, besonders in dem übrigens vorzugsweise Ackerbau und Handel treibenden Polen einen nicht unguünstigen Boden, wozu indessen eingewanderte fremde Arbeiter viel beitrugen. Man hat berechnet, daß in den genannten 15 Jahren allein an 250,000 Leutliche nach Polen eingewandert sind.

Da die Regierung einige Jahre nach der polnischen Revolution die Zeit für gekommen hielt, wo mehre Gewerbe des Zollschutzes nicht mehr bedürften, und sie einsah, daß durch den Tarif den Consumenten viele Waaren übermäßig theuerwerd würden, so hob sie 1835 das Einfuhrverbot für 98 Artikel auf, unter denen sich z. B. englische Wollentücher, plattirte Waaren und Papier befanden. In dasselbe Jahr fällt auch die Eröffnung der ersten russischen Eisenbahn (von Petersburg nach Sankt-Petersburg), welcher jedoch erst viel später andere umfangreichere folgten. Unter den Fabriken gewannen seit 1840 besonders die Zwispinnereien einen namhaften Aufschwung, jedoch von diesem Jahre an die Einfuhr (englischer) Zwirne, welche bis dahin dem Werke sehr die Einfuhr aller anderen Gewerbezweignisse überstieg, sehr merklich abnahm. Als bedeutendster Gewerbezweig galt 1841 Moskauer mit seiner Umgebung. Die Stadt zählte damals 614 Fabriken und Manufakturen mit 30,820 Arbeitern, ferner 3422 Handwerks-

und Gewerkefabriken mit 19,638 Arbeitern, 2656 russischen und 310 ausländischen, besonders deutschen, Meistern. Doch wurden auch in Petersburg viele Fabriken angelegt, indem die großen Grundbesitzer ihre Leibeigenen immer zahlreicher diesem Erwerbszweige zuführten und englische Maschinen einführten, obgleich diese Leute bei weitem nicht das mechanische Talent eines englischen Arbeiters hatten, und viel weniger leisteten. Im Jahre 1842 zählte man im Gouvernement Moskau 1037 größere Fabrikanlagen (davon 560 in der Stadt Moskau), welche eine jädeliche Gesamtproduktion von 41% Mill. Silberrubeln lieferten, nämlich in wollenen und halb wollenen Waaren über 20, in seidenen und halbseidenen e. 4, in baumwollenen 3 Mill. Die Einfuhr feinerer Waaren unterlag damals einem Eingangszölle von 35 bis 60 Proc. vom Werthe.

Von den Rübenzuckerfabriken des gesammten Reiches, deren Zahl sich von 1830 bis 1833 um 21, von 1835 bis 1839 um 86, von 1840 bis 1844 um 96 vermehrt hatte, jedoch 1845 ihrer e. 200 waren, wurden in dem zuerst genannten Jahre e. 300,000 Pud Rohzucker productirt, aber schon 1850 zählte Stelle 451 solcher Etablissements (von 1845 bis 1850 waren 114 neue hinzugekommen), und für 1851 werden an Fabriken für baumwollene Gewerbe 158 aufgeführt, mit 14,300 Arbeitern (wahrscheinlich incl. Frauen und Kinder) und einem productirten Werthe von 3 Mill. Silberrubeln. Für das Jahr 1851 war nach dem petersburger Journal die Zahl aller Fabriken und gewerblichen Etablissements im ganzen Reiche 10,126 — 1852: 10,338 —, mit 474,914 Arbeitern — 1851: 465,016 — und einem Productionswerthe von 162,151,705 Silberrubeln — 1851: 159,380,506. Die 380 im Jahre 1853 damit beschäftigten Fabriken lieferten 1% Mill. Pfund Zucker, und hatten sich 1856 erst auf 384 vermehrt, woraus im Vergleich mit früheren Jahren eine Verminderung ihrer Gesamtzahl, aber eine Vergrößerung im Betriebe der einzelnen hervorgeht, ein Umstand, welches wir für die vorliegende Periode auch in anderen Ländern constatirt haben. Mit dem Beginne der Regierung des Kaisers Alexander II. hebt unverkennbar eine neue Periode der Gewerbe in Rußland an, indem sie immer entschiedener in dasjenige Entwicklungsstadium eintreten, welches ihr in Westeuropa schon längst zu Theil geworden ist. Jedoch erfolgte schon 1854 eine Herabsetzung der Eingangszölle auf Baumwollenswaaren, Stahl und andere Artikel, worauf 1857 eine neue Ermäßigung der Importsteuern eintrat, für Baumwolle und baumwollene Zeuche auf die Hälfte, für Bandstoffe von 4 auf 2, für Tuche auf 1% Silberrubel, für Wäsche von 60 auf 35 Proc., wegen gleichzeitig der Zoll für importirte Leinwand erhöht wurde. Ein officiöses russisches Journal unter Alexander II. legte kürzlich das Geständniß ab, daß sich seit 1800 bis jetzt die Eisenconsumtion a Kopf nicht vermehrt habe. Bisher war die Armee der Zweck des Staates, von jetzt ab scheint es die Industrie werden zu wollen, an welcher das Gewerbe ein Hauptzweig ist.

16) In den Vereinigten Staaten von Nordamerika erlangte die gewerbliche Arbeit sofort bei der Eröffnung von England jenen Charakter der absoluten Freiheit, welcher nach dieser Seite hin die höchste Stufe der gewerblichen Thätigkeit repräsentirt, wie sie als das letzte Product der modernen Entwicklung überhaupt auftreten zu können scheint. Und neben der Arbeit ist auch dem Talente, dem Unternehmungsgelüste, dem Capital das mögliche Maß der unbeschränkten Verthätigung eingeräumt, obgleich man darum rechten könnte, ob nicht diesem Entwicklungsstadium eine weisse Beschränkung fehle, und ob nicht auch diese Richtung eine einseitige sei. Der Erfinder eines neuen Gewerbezweiges hat zwar zu seinem freilich sehr problematischen Schutze ein Patent zu lösen, aber von Concessionen, welche dem Erfinden der Behörden anheim gegeben sind, von Privilegien, von Zunft und Zunftzwang ist keine Spur vorhanden. Die Arbeit hat nach europäischen Begriffen keinen Schutz gegen die sogenannte Ausbeutung durch das Capital, das Handwerk ist nicht bestimmt abgegrenzt gegen das Fabrikwesen, der bei einem Unternehmer, den man Handwerker nennen könnte, in Arbeit stehende, mag man ihn in teutscher Weise einen Lehrling oder einen Gesellen nennen, ist ein freier, ungebundener Arbeiter; die Stufe des Handwerks geht ohne alle Förmlichkeit in diejenige des Fabrikwesens über, und hat hier mehr als anderwärts diese Position erreicht; aber anderweitige Verhältnisse haben bisher verhindert, daß über eine Ausbeutung des Arbeiters durch die Capitalisten geklagt wird, zunächst die öffentliche Meinung, welche das volle Recht des Capitals zu jedweder Verwendung anerkennt, dann aber auch die bisher im Allgemeinen noch nicht überflüssigen Arbeitskräfte, sodaß die Arbeitslöhne, wie in Amerika überhaupt, einen weit höheren Stand beaupten als in Europa, obgleich die Einwanderung von Arbeitern bis jetzt in verstärktem Maße vor sich gegangen ist.

Sofort nach der Bestrennung von England (1783) heb sich die gewerbliche Arbeit in fast allen Zweigen, nachdem sie unter der englischen Herrschaft mehrfachen Beschränkungen und förmlichen Verboten untergeben gewesen war, weil sich das Mutterland den möglich größten Absatz von Gewerbezergugnissen in die Colonie sichern wollte. Die Kun-, Woll-, Linnen-, Eisen-, Papier- und Glas-Industrie, welcher noch viele andere Gewerbezweige an die Seite gestellt werden können, vervielfältigte in wenigen Jahren ihre Production, und schon 1789 wurde — in Massachusetts — die erste Kirchnerische Baumwollenspinnerie angelegt. Indessen führte man noch lange Zeit große Quantitäten von englischen und anderen Industriegerugnissen ein, weil der Lohn in den Vereinigten Staaten sehr hoch war, und die Bevölkerung vorwiegend in Ackerbau, Baumwollen- und Zuckerplantagen, in Schiffahrt und Handel ihre Beschäftigung suchte und fand. Indessen traten bald erhöhte Importzölle für die ausländischen Gewerbezprodukte ein, und obgleich sie Anfangs mehr den Zweck hatten, den Staatseinnahmen zuzuführen zu lassen, so nahmen

sie doch später zum Theil auch den Charakter von Schutzzöllen an. Diese Importzölle wurden 1790 auf 5 Proc. vom Werthe gesetzt, stiegen aber 1798 auf 12, 1804 auf 15 und 1812 auf 27 Proc.

Nachdem 1807 mit Fulton's Dampf-, welcher als der erste in allen Ländern die Wasserwagen durchschnitt, ein gewaltiger Fortschritt nicht allein für den Handel, sondern auch für die Gewerbe begonnen hatte, indem der Bau von Dampfern als ein ganz neuer Industriezweig auftrat, brachte die Vertheidigung des großen Kampfes mit Napoleon 1815 einen neuen Aufschwung auch in die Gewerbe der Union; aber die europäischen Gewerbe vermochten ihre Waaren im Ganzen billiger zu liefern, und sandten diese in vermehrten Quantitäten nach der Union, während sie ihre Nachfrage nach nordamerikanischen Rohprodukten, besonders nach Baumwolle, steigerten. Indem daher die Gewerbe der Union nur theilweise Fortschritte machten, fand 1816 zu ihrer Hebung abermals eine Erhöhung der Einfuhrzölle auf auswärtige Fabricate statt. Allein das Spinnen und Weben der Wolle, der Baumwolle und des Glases, dem man vorzugsweise aufhessen wollte, nahm trotzdem nur einen geringen Aufschwung; der Grund lag in der Differenz der amerikanischen und europäischen Löhne, deren Minus gegen jene durch den Tarif nicht compensiert war. Der durchschnittliche Tagelohn in den Vereinigten Staaten war um 1819 etwa 1 Dollar (1 Thlr. 12 Sgr.), also ummal höher als in England und dreimal höher als in Frankreich. Indessen zeigte sich um 1820 eine Steigerung der Baumwollenerarbeitung, wegen der Linnenindustrie, welche in Europa zum Theil mit ungemein niedrigen Löhnen arbeitet, herabging. Die im Gewichte schwereren Artikel, namentlich die Eisenwaren, welche Europa erzeugte, konnten schon wegen der theureren Frachten den Amerikanern nicht dieselbe starke Concurrenz machen. Die Steinkohlen, von denen 1821 in der Union erst 1,100 Tons gewonnen wurden, konnten natürlich die langen Schiffwege von Europa gar nicht ertragen.

Da erlangte die Linnenindustrie 1824 abermals erhöhte Schutzzölle, welche für die meisten ausländischen Fabricate auf 25, bei einigen bis 50 Proc. vom Werthe (resp. Einkaufspreise am Ursprungsorte) stiegen. Der durchschnittliche Normalsatz war 33½ Proc. Der Schutz für die inländische Baumwollencannanufactur war dadurch so bedeutend geworden, daß diese besonders in den Staaten Massachusetts (am meisten in der Stadt Lowell), Rhode-Island, Newyork und Pensylvanien neue Etablissemens anlegte. Aber eben in Vorausicht des erhöhten Tarifs, wie wir dies in der Geschichte der Gewerbe als eine regelmäßige Erscheinung befinden müssen, erfolgte noch vor der Einführung des neuen Tarifs eine so starke Einfuhr an Gewerbezergugnissen aus England, Frankreich, Preussland und anderen Ländern, daß 1825 eine Krise ausbrach, mit ihr ein starkes Sinken der Waarenpreise und eine große Zahl von gewerblichen Bankroten auch in der Union. Indessen erholte sich hier die Industrie, besonders die der Baumwolle, sehr

bald wieder, und auch die Gewerbe in Rolle, Glas, Strigut, Eisen u. s. w. schwangen sich mehr und mehr auf, namentlich in den östlichen Staaten, während die südlichen und westlichen nach wie vor überwiegend mit der Production des Landbaues beschäftigt waren. Immer mehr Capitalien wandten sich den Gewerben zu, namentlich da der Aagelohn seit den letzten 20 Jahren um 20 bis 30 Proc. gestiegen war. Aber dies hinderte die Engländer nicht, ihre Industriizerzeugnisse massenhaft der Union zuzuführen, obgleich es zum Theil ein Schleichverkauf war; im Jahre 1826 führte England allein für 18 Mill. Doll. Baumwollenwaaren ein. Dieser Erscheinung gegenüber stellten nun die Fabricanten fast aller nördlichen Staaten bei dem Congresse den Antrag auf abermalige Erhöhung der Importzölle; die südwestlichen Staaten, welche vorzugsweise Rohstoffe, namentlich Baumwolle, Zucker und Tabak, erzeugten und ihrer Natur nach auf den Kauf der Gewerbezzeugnisse angewiesen waren, opponirten fast einstimmig, sobald es zu den heftigsten Debatten kam. Allein die Zollerhöhung ging 1828 durch; viele Artikel wurden mit einem Zolle von 80 bis 90 Proc. vom Werthe angesetzt, was zum Theil die Wirkung eines förmlichen Verbotes hatte.

Es konnte unter solchen Umständen nicht fehlen, daß der Nordwesten seine Industrie namhaft steigerte, und seinem Absatz an Gewerbsproducten im Inlande²³⁾ kamen bald die Eisenbahnen zu Hülfe, deren erste 1831 gebaut wurde. Schon 1831 berechnete man, daß in 12 Staaten der Union mit 40 1/2 Mill. Anlage- und Betriebscapital und 1,246,703 Spindeln 59 1/2 Mill. Pfund baumwollene Waaren hergestellt wurden, wogegen der Consum 77 1/2 Mill. betrug, der Ueberschuß also importirt werden mußte. Namentlich die feineren Gespinnte und Gewebe bezog man aus England. Als Arbeiter in den nordamerikanischen Baumwollenmanufacturen, namentlich in dem Hauptplatze derselben, in Massachusetts, waren damals wegen des zu hohen Lohnes der Männer fast nur Frauen und Mädchen beschäftigt, welche sich meist gut stellten, da sie oder ihre Angehörigen in der Regel auch etwas Feld besaßen. Unter diesen hatte der Südwesten seine Anforderungen für Erhebung des Tarifes nicht fallen lassen, und drang 1833 mit seiner Agitation durch, sobald von jetzt ab in den amerikanischen Importzöllen überhaupt ein Rückgang beginnt. Aber die Gewerbe, besonders die fabrikmäßig betriebenen, waren auch hinreichend erkräftet, um einen niedrigeren Tarif zu ertragen. Bereits 1835 förderte man im ganzen Gebiete der Union an 557,000 Tons Steinkohlen zu Tage. Und wenn die Rum- und Branntweinversteuherung von 1830 bis 1840 stark herabging, so doch bereits 1838 gegen den früheren höchsten Stand an 3000 Brennereien geschlossen waren, so hatte dies seinen Grund hauptsächlich in der moralischen Reaction gegen den übermäßigen Genuß der Spirituosen, welcher z. B. in dem Mainegebiete fast ganz verboten war.

23) Der Absatz der vereinsstaatlichen Gewerbsproducte in das Ausland bezieht sich bis jetzt hauptsächlich auf Mittel- und Südamerika, während nach Ostropa so gut wie Nichts geht.

Die Ausfuhr an gewerblichen Erzeugnissen blieb indessen immer noch sehr gering; für 1838 gab man sie nur zu einem Werthe von 8 Mill. Dollars an. Einige Beispiele werden die damalige Production erläutern. Im Jahre 1839 hatte die Union 799 Hochöfen (für Eisen), welche 314,846 Tons à 2000 Pfund (= 20 Ctrn.) Eisen erzeugten und 757 Walzwerke (für Eisen), welche 20,581 Tons lieferten, ein Quantum, welches indessen dem Begehre, namentlich für die Eisenbahnen, nicht genigte. In demselben Jahre beschäftigte die Wollenmanufaktur ein Capital von 30 Mill. Dollars und 104,000 Arbeiter, die Baumwollenerarbeitung ein Capital von 60 Mill. Doll. und 80,000 Arbeiter, die Sägemühlen ein Capital von 12 Mill. Doll. und 20,000 Arbeiter und der Betriebsumfang der in steigender Zahl und Größe angelegten sogenannten amerikanischen Wollmühlen mochte nicht geringer sein. Auch mußten die letzteren, zum großen Theil mit Dampf betrieben und mit verbesserten Apparaten zur Verfeinerung des Wolles versehen, als eine der Union angehöriger bedeutender gewerblicher Fortschritt angesehen werden. Außerdem hat die Union in jener Zeit z. B. die Erzeugung des Handletterngusses durch den Maschinenletternguss, obgleich diese Umwandlung von einem Leutchen, Brand, ausging, als ihre Erfindung in Anspruch zu nehmen. Unter den, wenn auch fabrikmäßig betriebenen, Handwerken erreichte damals z. B. die Schweinschächterei namentlich im Staate Ohio, namentlich in der Stadt Cincinnati, einen ungeheuren Umfang.

Der Tarif von 1841 normirte den Eingangszoll für fremde Gewerbswaaren mit wenigen Ausnahmen im Durchschnitt auf 20 Proc. vom Werthe, wobei nicht sowohl das Schuß-, als vielmehr das Finanzinteresse für die Staatseasse maßgebend war. Aber die Bedeutung eines Schutzes hatte vorzugsweise die 1842 eingeführte höhere Besteuerung der importirten Gewebe, besonders der baumwollenen, und von 1830 bis 1844 hob sich die Baumwollenmanufaktur der Union in dem Verhältnisse von 1 : 3. Sie verbrauchte 1844 an 346,000 Ballen (1835: 236,000, 1827: 103,500). Noch mehr Fortschritte machte die Steinbleichenförderung, welche es (nach Taylor) in 1847 bereits auf 4 1/2 Mill. Tons brachte. Der Hauptconsum der Kohlen fiel bei den Dampfmaschinen vorzugsweise auf die sich enorm mehrenden Eisenbahnen und Dampfer, obgleich der nordamerikanischen Schiffbau besonders seit 1848 auch durch seine schnellstgigenden Fortschritte sich auszeichnete. Von den 9 Mill. Centnem eigener Baumwolle im Jahre 1850 kam das Meiste zur Ausfuhr, aber die 11 1/2 Mill. Ctr. Kohlen befriedigten kaum den inländischen Bedarf²⁴⁾. Der inländische Verbrauch an Schafwolle wurde pro 1850 auf c. 65 Mill. Pfund angegeben, dagegen der an Baumwolle auf 500,000 Ballen (1835 nur erst 100,000), was besonders für die englischen Baumwollenfabrianten eine beunruhigende Thatfache war. In den ersten 6 Monaten von 1847 wurden aus England noch

24) Nach Kennedy's Statistik.

22 Mill. Yards ungebleichter Baumwollenzeuge importirt, 1851 in derselben Zeit nur noch 6 $\frac{1}{2}$ Mill. Den Werth der Totalproduction der Vereinigten Staaten für Fabriken, Handwerke und Bergbau gibt der officielle Census pro 1850 auf 675 $\frac{1}{2}$ Mill. Dollars an. Vom 30. Juni 1850 bis dahin 1851 wurden als verzollt in die Union eingeführt für 28 Mill. Dollars seidene, 22 Mill. baumwollene, 19 $\frac{1}{2}$ Mill. wollene Waaren, 19 Mill. Eisen und Stahl, incl. Nisbelien angebehen.

Auf dem Gebiete der neueren Erfindungen dürfen die landwirthschaftlichen Maschinen nicht vergessen werden, welche in der Union besonders wegen der theuren Handarbeit ihre außerordentlich starke Anwendung fanden. Es gehören hierher z. B. die sogenannten nordamerikanischen Pflüge und die Nähmaschinen, unter welchen sich 1851 auf der londoner Ausstellung besonders die von Gormick construirte Anerkennung erwarb. Außerdem erwähnen wir hier die neuen Schnelldruckmaschinen für Bücher, deren eine, die größte damalige in allen Ländern, die der Bruder Breeh zu Newporf, 1851 mit ihren 8 Cylindern 20,000 Bogen in einer Stunde bedruckte. Auch wurden damals selbst die englischen durch die nordamerikanischen Gutterpercha-Producte übertroffen. Ueberhaupt steigerte sich in den 50er Jahren die Zahl der nützlichen und nughlosen mechanischen und anderen technischen Erfindungen ins Ungeheure; im Jahre 1852 wurden 2639 Gesuche um Patente eingereicht; darunter z. B. eins für eine neue Harpune, eins für eine Eisfabrik, eins für eine Strohschneidmaschine, 20 für Weben, 7 für Nähmaschinen, 1 für eine Cigarren-, 1 für eine Stiefelpuß-, 1 für eine Wiegenschaufel-, 1 für eine Kattenfangmaschine, 1 für eine elektrische Webuhr. So geruht schritten die Nordamerikaner zu der am 14. Juli 1853 mit großem Pompe zu Newporf eröffneten Industriestaellung. Allein wenn auch das Unternehmen nicht rentirte, obgleich es mit americanischem Unternehmungsgeiste auf Rentabilität angelegt war, so erwiesen sich doch die americanischen Producte, obgleich sie die überwiegende Mehrzahl von Medaillen u. s. w. davon trugen, zum großen Theil als den europäischen in der Solidität, Nützlichkeit und Eleganz nachstehend, obgleich die letzteren nur sehr seltenhaft vertreten waren. Unter den 6383 Ausstellungsnummern befanden sich 2778 aus der Union. Zwar fanden einzelne nordamerikanische Gegenstände, wie die Nähmaschinen von Singer aus Newporf, besonders aber die von B. Moore, das verdiente Lob der Zweckmäßigkeit, welches man auch den Gormick'schen Nähmaschinen nicht verweigern konnte; allein vieles Neue erwies sich als unbauerhaft und unpraktisch, oder nur als ein Anfang zu wirklich Branchbarem. Unter den deutschen Producten erwarben sich namentlich die wollelenzeuge selbst bei den Nordamerikanern die verdiente Anerkennung und das Bekenntniß, daß man hinter ihnen jurückstehe. Dagegen mußten viele Europäer, namentlich die Teutschen gefehen, daß sie in einer großen Anzahl von gewöhnlichen Handwerkzeugen, wie Sägen, Aexten, Spaten,

durch die Amerikaner überflügelt seien. Es ist indessen schon seit längerer Zeit bekannt, daß die teutschen Auswanderer ihre mitgebrachten Werkzeuge in Amerika nicht gebrauchen können, wenn sie mit den dortigen Arbeitern concurriren wollen. Dagegen waren es besonders die eingewanderten Teutschen, welche die dortige Holzfabrication so sehr in die Höhe brachten, daß sich im 1855 der Schwarzwald dadurch bedroht sah. Wie sehr sich übrigens alle für den Eisenbahnbau erforderlichen Gewerbe gehoben hätten, beweist der Umstand, daß am 1. Jan. 1855 bereits 13,315 Miles solcher Bahnen fertig waren, und zwar mit nur 6000 Pf. St. Anlagekosten pro Mile. Eine große Ausdehnung haben in der Union jüngst auch die Leuchtgasfabriken gewonnen; so lieferte die Gesellschaft Flambattan zu Newporf 1854 erst 12 $\frac{1}{2}$ Mill. Kubiffuß Leuchtgas, 1000 Fuß à 7 Dollars, dagegen 1855 470 $\frac{1}{2}$ Mill. à 2 $\frac{1}{2}$ Doll. (im Oct. 1856). Im Anfange des Jahres 1857 einigen sich beide Parlamentshäuser zu einem Tarife, welcher mit dem 1. Juli 1857 in Kraft tritt. Darnach ist erniedrigt der Importzoll für Brauntwein von 100 auf 70, für Tabak, Wein u. s. w. von 40 auf 30, für Eisen, baumwollene Gewerbe, Hanf, Wolle, welche am Ursprungsorte über 20 Cents à Pfund kosten, auf 21, für Seidenwaaren auf 19 Proc. u. s. w.

Bei der in den Vereinigten Staaten gewährten Freiheit für die Verthätigung der menschlichen Kräfte konnte es nicht fehlen, daß auch der gewerbliche Socialismus dort sein Derado suchte und sich in seinen Experimenten versuchte. Aber der americanische Geist fand diese Neuerungen höchst unpraktisch und dem Principe der individuellen Freiheit widerstrebend. Und so zählte 1852 des Franzosen Gabet klarische Colonie zu Newwood nur noch 200 Farmer, welche überdies ihr Haupt Gabet in die Verbannung schickten, und 1855 war auch das socialistische Phalanstere zu New-Jersey in der Auflösung begriffen.

17) Von den mittel- und südamerikanischen Ländern kommen die europäischen Colonien in gewerblicher Hinsicht kaum in Betracht, da es überhaupt in dem Charakter der Colonien liegt, daß sie überwiegend mit der Bodenproduction beschäftigt sind, und die meisten Fabricate, etwa mit Ausnahme einiger Handwerksproducte, aus den Mutterländern einführen⁵⁴⁾. Auch die hierhergehörigen Republiken befinden sich meist noch in einem sehr unentwickelten und dazu, seit der Losreißung von Spanien in den 20er Jahren, revolutionären Zustande, nachdem vorher die spanische Regierung keineswegs mit Erfolg der hier herrschenden Trägheit und Inbolenz entgegengetreten hatte. Mexico setzte zwar z. B. 1837 die Importzölle für baumwollene Waaren, linnene Gespinnsle und Gewerbe, Draht, Kleider, Geschirre, Seife u. s. w. um ein sehr Bedeutendes in die Höhe, um die inländischen Gewerbe empor zu bringen,

54) Auf Cuba ist, abgesehen von den Rohwollensiedereien, die Cigarrenfabrication der flüchtige Gewerbezweig.

dem Staate Einnahmen zu verschaffen und den Abfluß des Silbers in das Ausland zu hindern, sodaß viele Artikel thatsächlich von der Einfuhr ausgeschlossen waren; allein es fehlte an Sicherheit der Arbeit, der Strafen, des Verkehrs, an Capitalien und Credit, an Fleiß und Unternehmungsgelbst, außerdem an billigen Lehnsgeldern. Ähnliche Zustände herrschten und herrschen in Bolivia, Peru, Chile. Auch hier befolgte man die Politik hoher Tarife, sodaß z. B. in den vierziger Jahren die beiden erstgenannten Republiken zum Schutze des Schneiderhandwerks die Einfuhr von Kleidern ganz ausschloßen. In den Laplatasagen zeichnete sich zwar beispieles- und vorzugsweise durch einen höheren Gewerbetrieb Buenos Ayres aus, wo um 1840 an 4500 Franzosen in 80 bis 90 Fabriken thätig waren, und auch andere Nationen, wie die englische, industrielle Etablissements begründet hatten; allein außer einigen Küstenorten kann hier von einem entwickelten Gewerbesen nicht die Rede sein, wie ja in allen Ländern die Stärke der Gewerbsindustrie mit der Dichtigkeit in directem Verhältnisse steht. Obgleich auch auf einer niedrigen Stufe, so steht doch Brasilien unter den südamerikanischen Staaten in Betreff der Handwerke und Fabriken obenan. Aber auch hier wirkt und wirkt zum Theil noch die Sucht nach europäischen Fabricaten und Moden, die Trägheit, das heiße Klima, der Mangel an großen Capitalien, die vorwiegende Neigung zur Acker- und Plantagenwirtschaft, die Höhe des Arbeitslohnes der gewerblichen Blüthe entgegen. Um 1814 erhielt ein gemiethter Neger jährlich 160 bis 240, ein freier Handwerker 1 bis 2 spanische Thaler als Tagelohn. Der Arbeiter wird von dem Unternehmer mit Signor angerebet. Daher war der Bezug europäischer Waaren, namentlich an baumwollenen Fabricaten aus England, an Seidenen aus Frankreich, an Eisenen aus Preußen, an Strümpfen aus Sachsen u. s. w., relativ sehr stark, obgleich absolut gering. Im Jahre 1844 erhöhte zwar Brasilien seine Importzölle; allein nach wie vor bestanden die oben angeführten Hindernisse des Gewerbesens, unter denen ihm die Löhne eher vergrößert als vermindert hatten, zum großen Theil fort. Die erste brasilische Eisenbahn ist 1852 angelegt worden.

III. Rückblick auf die allgemeinen Zustände, Bedingungen und Gesetze des Gewerbesens.

Man kann das geschichtliche Gebiet der Gewerbe in zwei große Abschnitte zerlegen und den Einschnitt zwischen beiden etwa in das 12. Jahrh. verlegen, während der zweite Abschnitt wieder in zwei große Unterabtheilungen zerfällt. Was vor dem 12. Jahrh. liegt, charakterisirt sich durch Mangel an Arbeitsteilung, an Geräthmassen und Verkehrsmitteln, sowie an genügender Achtung der Arbeit in der öffentlichen Meinung, wovon etwa nur China eine Ausnahme macht, welches aber auch nicht über die zweite Unterabtheilung im zweiten Abschnitte hinausgerathen ist. In dem ersten Abschnitte verfertigt das Haus seinen Bedarf meist selbst,

und zwar durch die Frauen und die Sklaven, während die Männer ihrer Ehre in der Arbeit der Felder und des Krieges suchten. Der Krieg ist ihr Handwerk. Und das war der gewerbliche Zustand selbst in dem sonst so hoch gebildeten und vereinernten griechischen und römischen Leben. Aber das Plus der Production über den Hausbedarf war auch nicht lebendig; es fehlte an Kaufkraft, an Geld und Capital, an guten Wegen und anderen Verkehrsvereinerungen, an Sicherheit für Im-, Ex- und Transport, an rechtlichem Schutze für die Arbeitserzeugnisse, wenn sie nicht mehr hinter Wall und Graben lagen. Hätte man aber auch Alles dieses gehabt, so fehlte der Luxus, die Consumtionsfähigkeit. Sie ist die rechte Mutter der Gewerbe, und je kräftiger die Mutter, desto zahlreicher die Töchter.

Den zweiten Abschnitt kann man, wie gesagt, etwa vom 12. Jahrh. nach Christo datiren. Denn erst jetzt beginnt die gewerbliche Arbeit eine Ehre des freien Mannes zu sein, und der freie Gewerbsmann disponirt frei über seine Arbeit, sucht sie also auch aus eigenem Triebe zu vervollkommen, schütze sie mit den eigenen Waffen in tapferer bürgerlicher Ausrüstung gegen den Raubritter. Es entstehen die germanischen Zünfte. Aber diese legen der Arbeit ein neues Joch auf, indem sie dieselbe für die Dauer in das Joch mit dem goldenen Boden zu bannen suchen, der allmählig dahin schwindet. Zwar hat mit Ausnahme der schon gebildeten Nationen das Gewerbe jetzt Ehre und Schutz gewonnen, und die Arbeit wird nicht mehr bloß für das Haus gemacht; es hat sich ein zahlreicher Stand ausgebildet, welcher auf freien Verkauf arbeitet; zwar kommt seit der Aufhebung des Zunftzwanges nach Indien und der Entdeckung von Amerika ein erhöhtes Leben in den Straßen- und Gewerkehr und eine große Masse von Kaufsmitteln in die Verkehrsadern; zwar fallen die Burgen der Raubritter mit vielen Wegen, Fluß- und Brückenjollen; zwar erblicken die in ihrer Nothvollkommenheit sich hebenden Fürsten in dem industriellen Bürgerlande mehr und mehr eine Stütze ihrer Macht und eine Quelle ihrer Einkünfte; aber die alten Arbeitsformen (Zünfte) bleiben im Wesentlichen bestehen; Verkehrsformen durch Zölle und Verbote thürmen sich an den Landesgrenzen und den Stadtmauern auf, wenn auch, etwa mit Ausnahme Englands, nicht vor dem 17. Jahrh. die Consumtionskraft der Völker ist noch schwach, der Krieg noch stark; hinzu tritt das Mercantilsystem, welches den Wohlstand nur nach den importirten Gold- und Silbermassen abwägt, als ob nicht Gewerbeerzeugnisse ein ebenso gutes Capital wären. Die Producte sind im Verhältnisse zu den Erzeugnissen der Landwirtschaft noch zu theuer; die Methode der großen Etablissements ist erst spärlich vorhanden.

In diesen Zuständen tritt mit den großen Erfindungen der Maschinen für die Erzeugung von Gespinnsten (und Weben) in England eine gewaltige Veränderung während der 60er und 70er Jahre des 18. Jahrh. ein, und diese Erfindungen werden durch die Acker der französischen Revolution weiter getragen, indem diese

in mehrern Ländern die Gewerbefreiheit einführt und so Raum schafft für die Fabrication im Großen, für die mit Maschinen betriebene Fabrication, welcher in kurzer Folge die gewaltige Dampfkraft zu Hülfe kommt, um hunderttausende von Menschenhänden überflüssig zu machen, aber auch um Millionen derselben zu erschöpfen und Produktionsmassen zu liefern, welche wie die sinkenden Preise ohne sie gar nicht möglich wären. Daher richtet sich die Gewerbeegesetzgebung des 19. Jahrh. vorwiegend auf die Fabriken und ist Rathlos gegenüber so vielen sinkenden Handwerken, unter welchen die Handspinner und die Handwebler die traurigste Figur machen. Die Schornsteine steigen als die Minarets der Industrie neben den Kirchtürmen in die Höhe. Man hat berechnet, daß jezt im Spinnen der verschiedenen Gewerbe der Erde etwa 600,000 Arbeiter bei den Maschinen beschäftigt sind, während man ohne Maschinen an 600 Millionen Arbeiter nöthig hätte. Dagegen ist aber auch Buret's Ausdruck: „L'histoire de la manufacture de coton est l'histoire de la misère.“ nicht ohne Wahrheit. Wir wiederholen es: Die Geschichte der Gewerbe ist die Geschichte der Gewerbe. Dabei stellt sich besonders nach 1815 immer mehr als ein Gesetz des gewerblichen Fortschrittes die Thatsache heraus, daß die einzelnen Fabriken ihren Umfang erweitern, um so an den Generalerfolgen zu sparen, und daß die kleineren immer mehr durch die größeren verdrängt werden, wozu die durch Actien zusammengebrachten enormen Capitalien die Hand bieten.

Man suchte nach 1815 die meisten Staaten durch erhöhte Eingangszölle ihre Gewerbe zu heben und vor dem übermächtigen England zu schützen; aber gleichzeitig erhebt sich die Hauptfeindin der Schutzzölle, die auf Locomotiven und Schiffe angewandte Dampfmaschine, und wirft die Grenzbarrieren wieder um; seit 1848 ist eine Erniedrigung der Eingangszölle fast überall wieder eingetreten, freilich auch wegen des im Preise enorm gesunkenen Brodes und vieler Rohstoffe; die Nationen tauschen nicht mehr Geld gegen Fabricate und Brod aus, sondern Brod gegen Fabricate und Fabricate gegen Fabricate, und obgleich die Gold- und Silbermassen seit 1848 ungeheuerlich sich vermehren, so gleicht man doch eben nur Differenzen der Wechsel durch sie an. Dampfschiffe und Locomotiven nebst elektrischen Drähten schmelzen alle einzelnen Märkte in Einen zusammen, und mehr und mehr zieht der Gewerbemann in Fesseln seine Straße, aber auch in Hast und Eile. Diese Schnelligkeit des Umlaufes und des Reisens ist aber nicht ohne Dampf und Eisenbahn!) möglich, und diese federn Eisen und Kohle. Daher sind Baumwolle, Eisen und Kohle die hauptsächlichsten Rohstoffe des modernen Gewerbetreibens; und weil ihre Hervorbringung weit mehr als die anderer Stoffe, z. B. der Wolle und des Holzes, gesteigert werden kann, und gesteigert werden ist,

so sind sie vorzugsweise die Triebfedern der modernen Industrie geworden.

IV. Literatur der Gewerbe.

Eine Zusammenstellung und Auswahl der hierher gehörigen Schriften hat ihre großen Schwierigkeiten. Abgesehen von der leidigen Gewohnheit vieler Schriftsteller, in ihren Büchern von dem Titel derselben weit ab und auf ganz andere Gegenstände zu kommen, ist der Begriff des Gewerbes ein sehr allgemeiner und anberührender zwischen mannigfachen Bedeutungen hin und her schwankender. Doch werden wir, davon abgesehen, diejenigen Werke aufzuführen haben, welche überhaupt von „Gewerbe“ oder „Gewerben“ oder einem Compositum dieses Wortes zu handeln auf dem Titel versprechen, wogegen auch Schriften von analogen Titeln, z. B. über „Industrie“, nicht unberücksichtigt bleiben können. Das Material zu einer allgemeinen Geschichte der Gewerbe im engeren Sinne haben wir aber nicht bloß aus den speciell über „Gewerbetreiben“ u. s. f. handelnden Schriften zusammenzutragen, es geben oft ganz andere bezeichnete Werke viel brauchbareren Stoff. Es gehören daher mehr oder weniger hierher:

1) Die allgemeinen Encyclopädien oder Conversationslexika, obgleich sie begrifflicher Weise nur ganz kurze Abrisse geben können, und diese sind, soweit wir sie kennen gelernt haben, ohne Ausnahme sehr lückenhaft, besonders in der Continuität des geschichtlichen Gedankens, indem sie nur hier und da einige Momente herausgreifen oder den Zustand der Gewerbe zur Zeit der Verfasser als den allgemein gültigen darstellen, während er nur eine wie die früheren vorübergehende Phase bildet.

2) Die allgemeinen Geschichtswerke, bei welchen man freilich, wenn sie nicht einen ungeheuren Umfang haben, wenig gewerbliches Material suchen darf und noch weniger findet. Doch hat die neuere Geschichtsschreibung, besonders seit der letzten Generation, anfangs, aus der Einsichtigkeit bloßer Schlagwörter, Friedensschlüsse, Gebietserweiterungen u. s. w. herauskommen und mehr und mehr die industriellen, resp. Culturelemente der Völker in ihr Bereich zu ziehen.

3) Die Geschichtswerke über einzelne Länder, Provinzen, Städte u. s. w. Diese werden je mehr und mehr Fundgruben für die Gewerbe, und namentlich sind es die Städtechroniken, welchen man das trefflichste Material verdankt.

4) Die Reisebeschreibungen, welche freilich die gewerblichen Zustände meist nur in linearen Verhältnissen, nicht in ihrer ganzen gleichzeitigen Breite und Tiefe darstellen.

5) Die Länder- und Staatenbeschreibungen, auch wenn sie nicht darauf ausgehen, nach allen Seiten hin eine erschöpfende Statistik zu geben. Vorbildlich in dieser Richtung ist für die alten Staaten besonders Böckh's „Staatshaushaltung der Athener“ (1817) geworden. In ähnlicher Richtung bewegen sich z. B.

55) Ende 1850 hatten Europa und Amerika zusammen 5000 deutsche Meilen Eisenbahnen mit einem Anlagecapital von c. 3500 Mill. Thalern.

2. *Reynier's* „De l'économie publique et rurale des Perses et des Phéniciens“ (1819), „Des Arabes et Juifs“ (1820), „Des Egyptiens et Carthaginois“ (1823), „Des Grecs“ (1825). Hierher gehört ferner ein Zweig der Literatur, der sich zum Ziele gesetzt hat, die „productiven Kräfte“ einzelner Länder darzustellen, wie die Schriften eines Anonymus über Preußen (1828), *Porter's* über England („The progress of Nation“, 1838), *Dupin's* über Frankreich (1827), *Tengoborski's* über Rußland (in den 50er Jahren dieses Jahrhunderts).

6) Die eigentlich statistischen Werke, welche zum Theil von den Schriften unter Nr. 5 thatsächlich gar nicht verschieden sind. Wenn die allgemeinen statistischen Handbücher, wie das *Hübner'sche*, auf gewerbliche Details sich nicht tief einlassen können, so sind um so ergiebiger die speziellen Statistiken, wie *Walbi's* über Portugal, *Legot's*, *Jonné's*, *Schnitzler's* über Frankreich, *Duetelet's* und *Henschling's* über Belgien, *Porter's* und *McCulloch's* über England, *Duetelet's* über Holland, *Hoffmann's*, *Schubert's*, *Dieterici's* über Preußen, *v. Reben's* über Hannover, *Recher's* und *Reym's* über Oesterreich, *Forcell's* über Schweden, *Frankini's* über die Schweiz, *Feynes'* über Ungarn, des *United States Patent Office* über die Vereinigten Staaten von Nordamerika u. s. w. Die sicherste Grundlage für dergleichen Angaben bilden die offiziellen statistischen Bureau's, welche indessen noch für viele Staaten fehlen, und unter den größeren nur in der Union, England, Frankreich, Belgien und Preußen als ausgebildet dastehen. Aber auch bei ihnen vermißt man noch zum Theil umfassende Notizen über die Handwerke und deren Produktionszahlen, während sie meist mit größerer Vorliebe die Fabriken behandeln, obgleich die letzteren leichter als die ersteren sich zahlenmäßig darstellen lassen.

7) Die nationalökonomischen Werke, deren viele neben den Theorien der Verfasser auch geschichtliche Angaben über die Gewerbe enthalten, wenn auch nur beiläufig.

8) Die Werke über Handel und Verkehr, theils größerer, theils kleinerer Gebiete oder Zeiträume. Viele von ihnen, z. B. *McCulloch's* „Dictionary of commerce“, geben reiche Ausbeute, wenn auch nur über denjenigen Theil der gewerblichen Production, welcher über die Grenzen geht und in den internationalen Handel kommt, aber ebendeshalb einen charakteristischen Anhaltspunkt für die Beurtheilung der gewerblichen Zustände bietet. Denn nur was sich aus dem kleinen Handwerke für den alltäglichen inländischen Genuß und über dessen Nothwendigkeit erhebt, zeichnet die Industrie der Länder im großen Vergleiche derselben aus. Auch die Schriften über die Waarenpreise, wie *Tooke's History of prices*, können dazu dienen, den Zustand der Gewerbe zu illustriren.

9) Die speziellen Werke über die Ein- und Ausfuhr der Länder. Sie können auch als zu Nr. 7 gehörig betrachtet werden.

10) Werke über die Schutzzölle, den Freihandel, die Tarife einzelner Länder oder größerer Ländergebiete. Namentlich ist die Kenntniß der Grenzolltarife in sofern instructiv, als die letzteren das Gewerbe eines Volkes oder Landes von der Seite des größeren oder geringeren Schutzes beleuchten.

11) Werke über die Zustände der arbeitenden Volksklassen, besonders in den Fabrikzweigen, denn die Zustände der meist nicht fabrikmäßig arbeitenden Gewerbe, wie der Schuhmacher, Schneider, Tischler u. s. w., haben auch in diesem Zweige der Literatur noch erst wenig eingehende und umfassende Behandlung gefunden. Hierher gehören zunächst die Schriften von *Engels* über die englischen Arbeiter, von *Kreyßig* über die Deutschen (1849), *Villermé's Tableau de l'état physique et moral des ouvriers* (1840), *Dunepretiaux'* *Condition physique et morale des jeunes ouvriers* (1843), *Le Play's Ouvriers Européens* (1855) und viele andere, in welchen besonders die Lohnfrage der gewerblichen Arbeiter behandelt ist. Einem besonderen Zweig an dem Stamme dieser Literatur bilden die zahlreichen, man darf sagen zahllosen Schriften über die „Hebung“ der arbeitenden Classen. Auch gehören hierher, außer den allgemeinen sozialen Schriften von *Stein*, *Richtl* u. s. w., die mehr oder weniger socialistischen Werke, welche auf eine radicale Umgestaltung des Verhältnisses zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern abzielen, wie die Schriften von *Fourier*, *Dwen*, *Cabet*, *Prudhon*, *L. Blanc* (*Organisation du travail*, erste Auflage 1841, gegen welche *J. B. Audiganne's Organisation du travail et de l'industrie* gerichtet ist), *R. Marlo* (Unterfuchungen über die Organisation der Arbeit, 1848) u. s. w.

12) Die Sammlungen der Gewerbegeetze, der Handwerksstatuten u. s. f., z. B. des *Corpus juris officiarum* und *Ortloff's* *Recht der Handwerker* nach allgemeinen teutschen Reichsgeetzen u. s. w. Andere Schriften dieser Art werden wir in der speziellen Literatur anführen.

13) Schriften über einzelne Handwerke, Manufaktur- und Fabricationszweige. Doch ist hierin die jetzt nur Einzelnes und bruchstückweise gearbeitet, wie in der Chronik der Gewerbe von *Perlesch*, in den Specialabhandlungen über die Baumwollenindustrie. Wäre diese Literatur vollständig, so würde sie das beste Material zu der Geschichte der Gewerbe liefern.

14) Die Werke technologischen und polytechnischen Inhaltes, sowie die hierher gehörigen Journale, z. B. *Beckmann's* Beiträge zur Oekonomie, *Technologie* u. s. w. (1779), dessen *Technologie* (1809), *Gatterer's* *Technologisches Magazin*, *Poppé's* *Geschichte der Technologie* (1807), besonders (auf teutschem Gebiete), *J. K. v. Precht's* *Technologische Encyclopädie*, welche 1856 mit dem 20. Bande fertig wurde; ferner *Bombert's* *Technologisches Journal* und hauptsächlich das 1820 in Wien von *Dingler* gegründete

Polytechnische Journal. Von französischen Arbeiten gehört z. B. das Dictionnaire technologique hierher.

15) Schriften über Gewerbe- und polytechnische Schulen, z. B. Hermann, Ueber polytechnische Institute (1826); Köhler, Ueber die zweckmäßigste Einrichtung der Gewerbschulen und der polytechnischen Institute (1830); Kriegsförster, Ueber die Wichtigkeit technischer Bildungsanstalten (1831); Rebenius, Ueber technische Lehranstalten (1833); Preusker, Andeutungen über Sonntag-, Real- und Gewerbschulen (2. Ausg. 1835); Kreuzberg, Ideen über die Nothwendigkeit einer gründlichen, mehr wissenschaftlichen Ausbildung der Gewerbetreibenden (1838); Jacobi, Nachrichten über das Gewerbschulwesen in Preußen und Sachsen (1842) u. s. w. Auch gehören hierher viele Schriften, welche bloß über die Realschulen handeln, deren Anfänge bereits im 18. Jahrh. liegen.

16) Die Schriften über die Erfindungen, von denen eine der ersten (auf technischem Gebiete) Beckmann's Beiträge zur Geschichte der Erfindungen (1785) sind.

17) Gewerbliche Zeitschriften, Mittheilungen von Gewerbevereinen, Gewerbekalender u. s. f. Hierher gehören z. B. die Deutsche Gewerbezeitung, der französische Moniteur industriel, die Mittheilungen des hanoverschen Gewerbevereins und dergleichen anderen Vereine, welche wir bereits angeführt haben; ferner der Gewerbekalender von Böhl, Weber's Zeitblatt für Gewerbetreibende (1828 fg.).

18) Die Zeitschriften über die Gewerbeausstellungen, z. B. Jobard's Industrie française, rapport sur l'exposition de 1839 (1841), v. Reben's Denkschrift über die österreichische Gewerbeausstellung in Wien 1845 (1846), der Catalogue officiel der pariser Ausstellung vom Jahre 1855 u. s. w.

19) Die specielle Literatur über Gewerbe-wesen. Obgleich wir in diesem Zweige auch einzelne ausländische Schriften zu berücksichtigen haben, so werden wir doch vorzugsweise, schon um des Namens „Gewerbe“ willen, dessen speciell Darstellung der Artikel zu geben hat, eine Uebersicht der deutschen Literatur versuchen, wobei wir nicht bloß den engeren Begriff des Gewerbes berücksichtigen, sondern überhaupt dasjenige, was sich dafür ausbreitet, in der einen oder in der andern Weise von Gewerbe, Gewerbsfreiheit u. s. w. zu handeln.

Systema jurisprudentiae officinarum . . . ex scriptis et manuscriptis Adriani Beieri lecti simul illustratum et infinitis supplementis adnuctum cura et studio Dr. Frid. Gottlieb Struwi 1738 (3 Bände). Considerations sur le commerce et en particulier sur les compagnies, sociétés et maîtrises (Zünfte). (Amst. 1758.) J. D. Lutterlof: De statutis collegiorum opificum, 1758. J. F. D. Weisser: Recht der Handwerker, 1780. A. Zuffi: Abhandlung von den Manufacturen und Fabriken, 1780. Firnhaber: Historisch-politische Betrachtung der Innungen, 1782. Patje: Ueber den Gewerbestand im Hannoverschen, 1796. Weig: Ueber das Zunftwesen, 1798. J. G.

Hoffmann: Das Interesse des Menschen und des Vürgers bei der bestehenden Zunftverfassung, 1803. Bild: Magazin der Handels- und Gewerbskunde, Jahrgang 1803 bis 1805. Raeperson: Annals of commerce, manufactures u. s. w. (4 Bde.) (Londen 1805.) E. J. Kulenkamp: Das Recht der Handwerker und Zünfte (die gesetzlichen Bestimmungen), 1807. Vater: Entwicklung der relativen Ansichten des Zunftwesens, 1814. Kelngraubner: Ueber die Natur der Gewerbe, über Gewerbsbefugnisse und Gewerbsfreiheit, 1815. Mémoire sur la nécessité du rétablissement des maîtrises et corporations. (Par. 1815.) Rau: Ueber das Zunftwesen und die Folgen seiner Aufhebung, 1816. Richter: Ueber das Zunftwesen und die Gewerbsfreiheit, 1816. Langsdorff: Wie kann in Deutschland die Zunftverfassung auf zweckmäßigste modificirt werden? 1817. Tenzel: Wie kann in Deutschland u. s. w. 1817. Einige Bemerkungen über die Möglichkeit der Fabriken und Manufacturen, über deren gegenwärtigen Verfall im Großherzogthume Niederrhein, 1818. Rehfues: Ueber das Zunftwesen, 1818. Ziegler: Ueber Gewerbsfreiheit und deren Folgen, 1819. Chaptal: De l'industrie française (Geschichte der Gewerbe in Frankreich). (Paris 1819.) Höds: Fabrik- und Handelswesen, 1822. Bernoulli: Ueber den nachtheiligen Einfluß der Zunftverfassung auf die Industrie, 1822. B. Rees und Blumenbach: Systematische Darstellung der neuesten Fortschritte in den Gewerben und Manufacturen, 2. Ausg. 1824. Schulz: Ueber die Bedeutung der Gewerbe im Staat, 1824. Albrecht: Unsere ehemalige Zunft- und Innungseinrichtung und die Gewerbsfreiheit in Preußen, 1826. Stuhlmüller: Versuch einer bedingten Gewerbsfreiheit in besonderer Beziehung auf Baierns Staatsverhältnisse, 1825. Fr. Schulze: Ueber volkswirtschaftliche Begründung der Gewerbswissenschaften, besonders in der Landwirthschaft, 1826. Ebers: Ueber Gewerbe, 1826. Weber: Beiträge zur Gewerbe- und Handelskunde, 1826 u. 1827. Leuchs: Gewerbe- und Handelsfreiheit, 1827. Dupin: Le petit producteur français. (Par. 1827.) Brougham's Praktische Bemerkungen über die Ausbildung der gewerbetreibenden Classen (20. Aufl. von 1820), deutsch von Klöden, 1827. Schnell: Denkschrift über die Lage und Verhältnisse des Handels, der Industrie und des Ackerbaues in Deutschland, besonders in Bayern, zwischen 1825 und 1828. Röhl: Ueber die Böhmerbergische Gewerbeindustrie, 1828. Ferber: Beiträge zur Kenntniß des gewerblichen und commercialen Zustandes der preussischen Monarchie, 1829. Dazu dessen Neue Beiträge, 1832. Kopey: Allgemeine österreichische Gewerbs-Gesetzgebung, 1829 und 1830. Wolf: Die Lehre von den Gewerbsprivilegien, 1829. G. von Gütlich: Geschichtliche Darstellung des Handels, der Gewerbe und des Ackerbaues der bedeutendsten handeltreibenden Staaten unserer Zeit. (Mit statistischen Uebersichtstabellen, besonders für Aus- und Einfuhr. Geht zum Theil bis in die ältesten Zeiten zurück.) 1830 bis 1845 (6 Bände). Pfeslauer-Girzel: Ueber das schwei-

zerische Kunstwesen (in den Berichten der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft), 1830. Betrachtungen über die Finanzen und Gewerbe im Preussischen Staate, 1830. Petersen: Beantwortung der jetzt wichtigsten Frage: Ob und wie dem Landbaue, den industriellen Gewerben und dem Handel mehr Freiheit zu geben, 1831. Pöhlner: Betrachtungen über Gemeinverfassung und Gewerbeswesen, 1831. Gysfiching: Das Kunst- und Innungswesen gegenüber der Gewerbefreiheit, 1831. Wolbach: Die Ueberfiedlungs- und Gewerbefreiheit, zunächst in Württemberg, 1831. Hagen: Ueber das Gewerbeswesen in Bayern, 1832. J. Fr. Chr. Weiser's Recht der Handwerker, neu bearbeitet von Lt. W. C. Christlieb, 1833. Osterley: Ist es rathsam, die Kunstverfassung aufzuheben? 1833. F. Bülow: Der Staat und die Industrie, 1834. Hagen: Ueber industrielle Bildung, 1834. Schid: Das Innungswesen nach seinem Zweck und Nutzen, 1834. Die Innungen und die Gewerbefreiheit in ihren Beziehungen auf den Handwerksstand, 1834. Fr. Schmidt: Betrachtungen über das Innungswesen, 1834. Hurwald: Ueber Gewerbefreiheit und Gewerbeordnung, 1834. Ueber Gewerbeswesen, Gewerbefreiheit und Anfassungsmachung, 1834. Reich: Bericht über die Frage: Worin liegen die Ursachen zur Klage, daß der Gewerbestand in unserer Zeit immer mehr zurückkomme? 1834. Zeller: Die Gewerbepolitik in den Preussischen Staaten, 1834. Benedict: Der Kunstzwang und die Banrechte, 1835. Michelsen: Ueber Kunstzwang und Gewerbefreiheit, 1837. Neumann: Ueber Gewerbefreiheit und deren Grenzen im Staate, 1837. Wörning's Bericht an das Englische Parlament über den Handel, die Fabriken und Gewerbe der Schweiz, nach der offiziellen Angabe aus dem Englischen übersetzt von Dr. F., 1837. Ure (Engl.): Dictionary of arts, manufactures etc. (London 1839). Briawinne: De l'industrie en Belge, 1839. Sanderf: Gewerbefreiheit und Kunstzwang, 1840. Kleinerschod: Beiträge zu einer deutschen Gewerbeordnung, 1840. Wied: Industrielle Zustände Sachsens, 1840. J. G. Hoffmann: Die Befugnisse zum Gewerbetriebe zur Verichtigung der Meinungen über Gewerbefreiheit und Gewerbezwang, 1841. (Der Züriner) Conte Petitti di Roreto: Sul lavoro del fanciullo nelle manifatture, 1841. D. L. Risch: Künste, Gewerbefreiheit und gewerbliche Vereine, 1843. v. Reben: Allgemeine vergleichende Handels- und Gewerbe-Geographie und Statistik, 1844. Ungewitter: Geschichte des Handels, der Industrie und der Schifffahrt von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, 1844. J. G. Glaser: Ueber die Bedeutung der Industrie und die Nothwendigkeit von Schutzmassregeln, 1845. Weinling: Industria Romanorum digestorum et codicum locis nonnullis explanata, 1846. D. L. Risch: Die Allgemeine (Preussische) Gewerbeordnung vom 17. Jan. 1845, 1846. F. Hotop: Was dem Handels- und Gewerbestande Noth thut? 1848. R. Heym: Maschinen- oder Handarbeit? 1848. Leuchs: Prüfungen für Ackerbau und Gewerbe, 1848. F. A.

Weisner: Vier Gesetze für das deutsche Gewerbeswesen (Gewerberäthe, Markenschutz, Musterrecht, Arbeitsbücher), 1848. Entwurf einer allgemeinen Handwerker- und Gewerbeordnung für Deutschland (von dem Handwerksmeistertag in Frankfurt a. M. 1848), 1848. Anträge an die hohe Nationalversammlung zu Berlin, betreffend die Gewerbefreiheit und die Gewerbeverhältnisse. Im Auftrage der Gewerke Raumburgs gestellt von Ch. Göring, 1848. Entwurf zu den Vorlagen für den volkswirtschaftlichen Aufschuß, bearbeitet von den Mitgliedern des hiesigen Gesellencongresses. (Frankf. a. M. 1848.) A. Bernhardt: Ueber die sozialen Nachteile des gewerblichen Maschinenwesens, 1848. Rinkel: Handwerk, errette dich! 1849. A. L. Risch: Die Innungen, wie sie sich gestalten müssen, 1849. D. Hubner: Die Zölleneinigung und die Industrie des Zollvereins und Ostreichs, 1850. A. L. Risch: Entwurf zur zeitgemäßen Umgestaltung des Gewerbe- und Innungswesens, 1850. J. J. Reigt: Die Hebung des Handwerksstandes, 1850. H. Schulz: Mittheilungen über gewerbliche und Arbeiterassocationen, 1850. E. Becker: Organisation des Gewerbeswesens (besonders in Ostreich), 1851. W. Schulze: Associationsbuch für deutsche Handwerker, 1853. C. G. Rehten: Geschichte der Gewerbe (der Handwerke), 1855. A. Doll: Die gewerbliche Association, 1856. (J. Hasemann.)

Gewerbegelecke, s. Gelenk.

GEWERBEVERDIENST (der), auch Gewerbeergewinn und Unternehmerngewinn genannt. — Dieser nationalökonomische Begriff ist nicht auf das Gewerbe im engeren Sinne beschränkt, sondern bezieht sich auf alle Erwerbszweige, also auch auf die Landwirthschaft und den Handel. Wir folgen in seiner Erörterung vorzugsweise dem „Lehrbuche“ von Rau, worin die componirenden Factoren übersichtlich dargelegt sind.

Um aus dem gesammten oder rohen Gewerbeertrage (oder Erwerbsertrage) eines Unternehmens, welcher sich aus dem von ihm und seinem Hauselande consumirten Antheile seiner Erzeugnisse und aus dem Antheile des Verkaufs an Andere zusammensetzt, dasjenige zu ermitteln, was ihm als Gewerbeverdienst oder, wie man gegenwärtig in der Literatur lieber sagt, Unternehmerngewinn übrig bleibt, sind von obigen Einnahmen abzuziehen die Grund- oder Capitalrente (Pacht und Capitalzins), das Arbeitslohn, die Kosten für die Rohstoffe, Utensilien und andere gewerbliche Hilfsmittel, sofern nicht das eine oder das andere der Unternehmer selbst leistet, wie Handarbeit, oder aus eigenem Vermögen herbeizieht, wie Grund und Boden, Capitalien u. s. w. Der technische Ausdruck für diesen Rest ist in der französischen Sprache profit d'entrepreneur, während, wie gesagt, die deutsche Sprache sich jetzt zu seiner Bezeichnung mit Vorliebe des Ausdruckes „Unternehmerngewinn“ bedient, obgleich Rau dessen Zweckmäßigkeit bestritt, da man unter Gewinn in der Regel den reinen Gewinn versteht.

Unter den Zweigen des menschlichen Einkommens, welche von den Nationalökonomien angenommen werden,

Charakterisirt sich der Gewerbeverdienst, für dessen begriffliche Feststellung namentlich Hermann's „Untersuchungen“ sich ein Verdienst erworben haben, besonders dadurch, daß er eben als ein Rest, welcher in der Hand der Zukunft liegt, sich nicht durch Contracte feststellen, wenn auch mit mehr oder weniger Wahrscheinlichkeit berechnen läßt. Die der Aenderung unterliegenden Eigenschaften des Unternehmens eines Geschäftes, sowie unvorhergesehene Zufälle in der Natur, in der Politik u. s. w. wirken mannichfach auf ihn ein, so daß er sich nicht selten bis auf Null reducirt, ja in förmlichen Verlust umschlägt, wogegen er auch andererseits eine unerwartete Höhe erreicht. Bringt man z. B. bei dem Pächter eines Landgutes die Arbeitskosten, den Pachtzins, den Capitalzins, die Consumtion durch seine Person und seine Familie, sowie eine gewisse Summe für unvorhergesehene Ausgaben von dem gesamten Einkommen oder vielmehr Rohertrage in Abzug, so bildet, was übrig bleibt, den Unternehmergewinn oder den Gewerbeverdienst.

Unter den Nationalökonomien herrscht mannichfacher Streit über die theoretische Frage, ob der Gewerbeverdienst eine eigenthümliche Art des Einkommens bilde neben anderen Einkommensweisen, wie Grundrente, Capitalzins, Lohn u. s. w., oder ob man ihn zu einem derselben zu rechnen habe, wie dies Letztere z. B. Canard und Loh thun. Nach Say gibt es nur drei Arten von Einkommen, nämlich Grundrente (Pacht), Capitalzins und Anbaugegenwinn; in dem letzteren unterscheidet er wiederum die Einkünfte der Unternehmer, der Gelehrten und der Lohnarbeiter. Dagegen wird von A. Smith, Ricardo, Schöler, McCulloch u. A. der Gewerbeverdienst zur Capitalrente gerechnet, während Rau (im Lehrbuche) behauptet, daß man ihn am füglichsten als eine besondere Art des Einkommens zu betrachten habe, als ein eigenthümliches Product der Arbeit (auch der geistigen) und des Capitals, welche beide Elemente hierbei als innig verflochten zu betrachten seien, wie dies z. B. auch Storch, Gailitz, Hermann u. A. thun. Von der Capitalrente ist er nach Rau besonders dadurch unterschieden, daß jene größtentheils ein reines Einkommen repräsentirt, von dem Lohne dadurch, daß er nicht contractlich bestimmt werden kann.

Als das Minimum des Gewerbeverdienstes gilt ein solcher Ertrag des Geschäftes, bei welchem der Unternehmer mit seiner Familie noch landesmäßig leben kann, vorausgesetzt nämlich, daß er seine ganze Zeit und Arbeit dem Unternehmen widmet. Arbeitet er dabei zugleich wie ein Lohnarbeiter, z. B. als kleiner Handwerksmeister, so ist er nicht mehr bloßer Unternehmer, und der Gewerbeverdienst ist hier mit dem Lohne vermischt. Allein der Unternehmer rechnet auf mehr als den bloßen landesmäßigen Unterhalt; es können allerlei Verluste eintreten, und diese (das Risiko) wollen und sollen gedeckt werden. Je nachdem sie wegen der Natur des Geschäftes größer oder kleiner sind, event. ein ganzliches Wüsting herbeiführen können, beansprucht der Unternehmer einen Ueberschuß über den Lebensunterhalt hinaus. Treten diese Verluste nicht ein, resp. consumi-

ren sie weniger als den Ueberschuß über den Unterhaltungsbedarf, so ist, was jetzt übrig bleibt, reiner Gewinn, welcher folglich mit dem Gewerbeverdienste nicht verwechselt werden darf, obgleich wir ihn als einen Theil desselben betrachten. Jeder Unternehmer ist berechtigt, einen reinen Gewinn zu erstreben, namentlich wenn er beschäftigt, das Geschäft nur eine gewisse Zeit lang zu betreiben und dann seinen Eintrag anders zu verwenden, etwa (mit Einschluß des wieder herauszugehogenen Anlage- und Betriebscapitals) zu einer Zinseate.

Unter die besonderen Bedingungen, von welchen die Höhe des Gewerbeverdienstes abhängt, gehören die Quantität der Produkte, die Größe des Abzuges, welcher auf verschiedene Weise gestigert werden kann, die Höhe des Preises, die Kosten der Rohproducte, der Geräthe und Löhne, worin Erparungen gemacht werden können, die Langsamkeit oder Schnelligkeit des Umsatzes, die Art der Concurrenz u. s. w. Der Gewerbeverdienst ist deshalb je nach verschiedenen Zeiten und Ländern sehr verschieden, und bei denselben Geschäften kann er sich binnen wenigen Jahren stark ändern. Will man daher denselben für ein bestimmtes Land und einen bestimmten Zeitraum in absoluten Zahlen ausdrücken, so kann er nur der Durchschnitt des Gewerbeverdienstes aller einzelnen Geschäfte sein; und sollen in dieser Hinsicht mehrere Länder mit einander verglichen werden, so kann dies nur so geschehen, daß überall derselbe Maßstab des Begriffes und aller concurrenrenden Bedingungen angelegt wird. Beispielsweise führt Rau in der 5. Auflage seines Lehrbuches vom Jahre 1847 aus Sinclair's Grundgesetzen des Ackerbaues als Höhe des Gewerbeverdienstes bei Ackerpachtungen in Großbritannien mit Einschluß der Capitalrente 10 Procent des Capitaless an, welche selten bis zu 15 Procent steigen, wogegen bei Weidepachtungen öfter 15 und mehr Procente herauspringen, aber auch desto größere Verluste eintreten können und wirklich eintreten. Eine besondere Schwierigkeit für die Berechnung des Unternehmergewinnes am Ende eines Zeitabschnittes, etwa eines Jahres, liegt darin, daß hierbei kein reiner Abschluß gemacht werden kann, sofern noch unverkaufte Waaren vorhanden sind, welche verderben können, Zahlungen für verkaufte Producte noch ausstehen und vielleicht gar nicht geleistet werden u. s. w., so daß eine sichere Berechnung meist erst nach Aufgabe des Geschäftes eintreten kann. Die ganz bis dahin verdiente Summe, mit Einschluß des Verzehrs an eignen Producten, mag dann durch die Zahl der Jahre dividirt werden, um den durchschnittlichen jährlichen Gewerbeverdienst zu ermitteln, obgleich thatsächlich in dem einen Jahre mehr oder weniger als in dem anderen verdient worden ist. (J. Husemann.)

GEWERBSPFLANZEN, auch unter den Namen Fabrik- und Handwerkspflanzen bekannt, werden in der Landwirtschaft im Gegensatz zu dem Getreide und den Futterpflanzen, welche zunächst oder größtentheils zur menschlichen und thierischen Nahrung dienen, diejenigen Gewächse genannt, welche zu gewerblichen Zwecken und anderen ähnlichen Bedürfnissen verwendet werden

Aus diesem Grunde baut man diese Gewächse auch nicht in der Ausdehnung wie das Getreide und die Futterpflanzen, und da ihre Kultur überdies weit mehr Kenntnisse, Fleiß und Thätigkeit erfordert und die Bodenkraft oft sehr in Anspruch nimmt, so muß namentlich in Gegenden mit weniger fruchtbarem Boden dem Anbaue eine sorgfältige Prüfung aller dieser Umstände vorangehen. Dazu kommt noch, daß bei dem Anbaue dieser Gewächse, deren Ertrag ausschließlich oder doch größtentheils zum Verkaufe bestimmt ist, der Wirtschaft gar keine oder nur theilweise Abfälle als Düngematerial zurückgegeben werden, während sie selbst nur einen guten Boden, sondern einen beständigen Aufschuß von Dünger verlangen. Sind dagegen die erwähnten Bedingungen vorhanden und steht der Anbau der Gewerbepflanzen zu der gesammten Ackerfläche im richtigen Verhältnisse, so entschädigt der Ertrag derselben für den größeren Aufwand von Arbeit und Betriebskraft in reichem Maße.

Zu den Gewerbepflanzen rechnet man außer den Getreide- und Gräserpflanzen, welche in besonderen Artikeln bearbeitet sind, die Delgewächse, Farbpflanzen und einige Fabrikpflanzen im engeren Sinne.

Unter den Delgewächsen, denen wir uns zunächst zuwenden, tritt uns nun vor allen andern der Raps, insbesondere der Winteraps, als dasjenige entgegen, dessen Anbau dem Landwirthe die bedeutendsten Vortheile gewährt und welches deshalb, wo es Boden und Klima zulassen, auch am meisten gebaut wird. Es mag nur noch voraus bemerkt werden, daß in Betreff der Benennungen, insbesondere der wissenschaftlichen Bezeichnungen dieser und der verwandten Pflanzen unter Botanikern und Landwirthen einige Verschiedenheit stattfindet, welche größtentheils in der abweichenden Deutung der Linné'schen Namen ihren Grund hat. Linné führt nämlich von den hieher gehörigen Arten aus der Gattung *Brassica* drei, *B. Napus*, *B. Rapa* und *B. campestris* an, welche jedoch nur zwei verschiedenen Gewächsen angehören können. Während nun die bei weitem größere Anzahl von Botanikern annimmt, daß unter *Brassica Napus* Linné der Raps, unter *Brassica Rapa* Linné der Rüben zu verstehen sei und daß *Brassica campestris* die wilde, meist einjährige, von Linné irrtümlich als eigene Species angeführte Varietät des Rüben (*B. Rapa*) ausmache, glauben einige Botaniker und landwirtschaftliche Schriftsteller die Namen *Brassica campestris* für den Raps in Anspruch nehmen zu müssen. Letzterer, in einigen Gegenden auch *Kaps*, *Kohltraps*, *Tolpel*, *Lewat* u. s. w. genannt, hat blaugrüne, leierförmig-fiederspaltig untere und längliche, mit verbreitertem, herzförmigem Grunde halbstengelumsfassende obere Blätter, eine lockere, schon während des Aufblühens verlängerte Traube, in welcher die geöffneten Blüten tiefer stehen als die noch nicht geöffneten und einen zuletzt bald offenen Kelch, sowie größere Schoten und dickere schwärzere Körner als der Rüben, auch treibt er einen höheren Stengel. Er wird in drei Abarten gebaut: 1) als Winteraps (*B. Napus oleifera*)

2) als Sommeraps (*B. Napus annua*) und 3) als Kohlrübe oder Stiefelrübe (*B. Napus esculenta*) mit fleischiger, sehr dicker, kugelförmiger, ehsbarer Wurzel. Dagegen sind die ersten Blätter des Rüben grasgrün, leierförmig-fiederspaltig, nur die folgenden sind blaugrün, leierförmig und die oberen eiförmig, mit tief herzförmigem Grunde stengelumsfassend, die Traube ist während des Aufblühens flach und die geöffneten Blüten ragen über die noch nicht aufgeschlüßten empor, der Kelch steht zuletzt wagrecht ab. Der Rüben wird gleichfalls in drei Abarten als Winterrüben, Sommerrüben und als weiße Rübe gebaut. — Da der Raps und Rüben, welche in Teutschland namentlich als Winteraps und Winterrüben, aber auch als Sommerrüben allgemein verbreitet sind, während der Sommeraps vorzugsweise in den Niederlanden und in einigen Theilen von Frankreich gebaut, in Teutschland aber nur selten cultivirt wird, als die wichtigsten unserer Delgewächse zu betrachten sind, so scheint es angemessen, sie ausführlicher zu behandeln, als die übrigen allfälligen Gewächse.

Der Raps gedeiht mit Ausnahme der sehr rauhen Lagen fast überall in Teutschland, wo ihm ein kräftiger, nicht an Kälte leidender Weizen- oder Gerstenboden angewiesen werden kann. Er liebt besonders einen zuglich kalthaltigen Boden und kann selbst auf frähtigem, mäßig feuchtem, schwachleimigem Sande, wenn er etwas kalthaltig oder gemergelt ist, noch mit Erfolg gebaut werden. Ein durchfließender Untergrund sichert den Rapsbau, indem er ohne diesen durch Frühjahrsfröste leicht gefährdet wird. Unbefängige Witterung zur Zeit des Winters und im Frühjahr, häufiger Wechsel von Wärme und Kälte, sowie kalte Nord- und Schwinde sind dagegen dem Raps sehr nachtheilig. Dem Raps muß in der Regel eine reine Brache vorausgehen, weshalb er auch in Betreff der letzten Vorfrucht keiner weiteren Rücksicht bedarf. Soll jedoch, was in günstigen Lagen und in bereits in vollkommener Cultur stehenden Wirtschaften mit nur mäßig gebundenem Boden des höheren Totalertrages wegen rathsam sein kann, im Frühjahr oder Vorfrucht eine Futterernte gemacht werden, so eignen sich hierzu Futterroggen, Grünweiden und Klee, letzterer besonders auf einem für Raps etwas zu leichten Boden. Auch nach Luzerne gedeiht der Raps gut, dagegen nach Frühkartoffeln nur in milden Lagen und nach eben abgeräumtem Wintergetreide oder nach Sommergerste ist sein Anbau durchaus nicht rathsam. Zur Erlangung eines sicheren und befriedigenden Ertrages des Rapses ist auch darauf zu sehen, daß der der Saat zu gebende Boden noch nicht in einen erschöpften Zustand vorher gekommen, sondern noch alte Kraft besitze. Der Raps fordert ferner einen vollständig bearbeiteten, aufgelockerten und gepulverten Boden, weshalb ein starker Pflügen, Eggen und Walzen eine Hauptbedingung ist. Diesem Allem kann am besten entsprochen werden nach reiner Brache, nach zweijährigem Klee, wenn im zweiten Jahre nur der erste Schnitt genommen wird und nach Futterroggen oder Futterweizen. Das Feld wird unmittelbar vor der Saat tief gepflügt und die

Furchen werden namentlich durch das Durcziehen ge-
eignet. Nach diesem Eggen folgt das Walzen, welches
sowol zur Pulverung, wie auch zum Ebenen viel beiträgt.

Wenn, seltene Fälle ausgenommen, eine starke
Düngung zu einem guten Gedeihen des Kapses als
Regel angenommen werden muß, so ist doch auch das
Maß derselben mit Rücksicht auf die Sicherheit des Ge-
deihens dieser Pflanze und die sonstigen Wirtschaftss-
verhältnisse nicht ins Ungehörliche zu steigern; bei der
Reihencultur ist Bedacht zu nehmen, in wie weit durch
Streuungsmitel unter oder auf die Saatreihen der
Hauptdüngungsaufwand ohne Beeinträchtigung des Ertrags
ermäßigt werden kann. Wenn nicht zu Grünwäldern
u. s. w. im Herbst schon gedüngt wurde, so wird in
der Regel der Stollbürger am besten vor der zweit-
sten Furche aufgebracht. Besonders günstig erwiesen sich
Schäfdünger, namentlich Pferde-, dem jedoch, wo das
Land nicht besonders fruchtig, eine mäßige Stallmist-
düngung vorausgegangen sein soll. Auch Jauche, Asche,
Mergel, Kalk und Gyps sind zur Düngung des Kapses
zu empfehlen. Dagegen verursacht verrotteter, ungleich
kräftiger, sowie frischer Dünger, namentlich kurz vor der
Saat aufgebracht, leicht Erbsenfraß und ungleiches
Blühen und Reifen des Kapses.

Die Saatzeit des Kapses fällt in den Monat
August und zwar in den meisten Fällen zwischen den
8. und 16. dieses Monats. Sie ist nach der Localität
und Witterung sorgfältig zu ermitteln, da eine Ver-
spätung um acht Tage schon ein schlechteres Gedeihen,
eine allzufrühe, durch frosttolles Land und gute Witterung
begünstigte Saat aber spätere Zerstörung durch
den Frost leichter nach sich zieht. Der Boden darf nicht
zu trocken sein, wenn zur Saat geßlät wird, welche
auf das abgerägte Feld alsbald erfolgt und bei brei-
würfiger Saat untergeragt, hierauf bei etwas trockener
Witterung und losem Boden zugewalzt wird. Man
soll nicht mehr als 4 bis 5 Pfund auf den preuß. Morgen
(9—11 Pfd. oder ½ Webe p. Joch) säen, und
sollte die aufgegangene Saat früher dennoch zu dicht
stehen, was ohne eintretende Verdünnung einem guten
Gedeihen großen Eintrag thut, so wird sie nach drei
bis vier Wochen durch vorsichtig vorgenommene Eggen
verdünnt.

Unter den verschiedenen Methoden, den Kaps zu
säen, hat sich durch vielfältige Versuche und Erfahrungen
die Drillekultur als die am meisten Sicherheit und
Vorteil gewährende erwiesen, weshalb sie jetzt immer
mehr Eingang findet. Bei etwas schwachem Lande be-
obachtet man eine Entfernung der Reihen von 1½ Fuß,
bei reichem und schwerem Boden von 2 Fuß. Das
Land wird dann mehrmals mit der Pferdehacke bearbei-
tet und ein-, besser zweimal gehäufelt und zwar dies
Alles vor Winter. Ist es auch anzureihen, die bis-
weilen zu dicht stehende Saat im Herbst durch Aus-
ziehen auf die rechte Entfernung zu verdünnen. Wenn
das Land frühzeitig abgetrocknet, so ist es häufig nützlich,
im Frühjahr noch einmal zu häufeln. Der Ertrag der
Drill- oder Reihencultur kann noch gesteigert werden,

wenn man im Stande ist, das Land auf recht formirte
und tief bearbeitete schmale Beete von 3½ bis 3¾ Fuß
Breite aufzuklären und jedes Beet mittels einer zwö-
reihigen Maschine so zu bestellen, daß auf dem Beete
die Reihen 1½ Fuß entfernt sind, die Kantentreihen
der Beete aber 2 bis 2½ Fuß von einander stehen.
Zwischen den Reihen auf dem Beete wird dann weniger
stark gehäufelt, als von den Furchen aus.

Bei günstiger Witterung sät man auf gut culti-
virtem Boden und in einer warmen Lage den Kaps
schon am dritten Tage hervorkeimen, namentlich nach
einem warmen Regen. Außer ungünstiger Witterung
bei und nach der Saat oder im folgenden Winter und
Frühjahre, wodurch Mistrahen und Auswintern erfolgt,
sind die Erbslöhe und Glanzfaser zwei Hauptfeinde des
Kapses. Gegen erstere wird empfohlen, drei bis vier
Tage nach der Saat eine zweite vorzunehmen und nur
wenig Samen breitwürfig auszustreuen; sobald die
Pflänzchen der zweiten Saat hervorkeimen, pflügen die
Erbslöhe die der ersten zu verlosen und die zweite Saat
anzugreifen, wodurch die erste dann verschont bliebe;
auf sichere Abhilfe ist jedoch hierbei auch nicht zu rech-
nen. Hatte man frühzeitig gefäet, so ist nach einmaligem
Erdfressen durch den Erbsfloh zuweilen noch eine
zweite Saat möglich. Auch die Taubentau (*Noctua
segetum*) und die Rübenraupe (*Centredo rapae*)
verzehren nicht selten die kaum dem Erbslohe entwach-
sene Kapsfaat. Ein anderer Feind des Kapses ist der
kleine Glanzfloh (*Nitidula aenea*), welcher sich in vie-
len Lagen, besonders beim Zusammentreffen ungünstiger
Witterung mit der Würstzeit so stark einstellt, daß nur
geringer Schotenanfaß erfolgt. Leider ist bisher noch
kein zuverlässiges Mittel gegen diesen Feind nachgewie-
sen. Auch der sogenannte Pfeifer, d. h. die Made meh-
rer Insekten, namentlich eines Rüsselkäfers, des *Cur-
culio napi*, auch des Glanzfäfers zerstört zuweilen
theilweise die schon angelegten Schoten, ist jedoch dem
Sommertraube und Sommererbsen gefährlicher als dem
Winterkaps. Außer diesen Insekten zerstören auch bald
nach der Blüthe eintretende Frostfröste einen Theil der
Schotenablässe. Wenn nun einzelne oder mehr dieser
Ursälle häufig eintreffen, so daß dadurch wiederholt nur
geringer Ertrag erzielt wird, so ist es rathsam, den
Anbau des Kapses aufzugeben.

Kommt man in die Lage, daß das zur Kapsfaat
bestimmte Feld noch nicht ganz gedüngt und cultivirt
sein sollte, so gewährt die Verpflanzungsmethode einen
großen Vortheil, denn es kann bei einer sorgfältigen
Behandlung auf einem frosttoleren Boden bei vorausge-
setzter starker Düngung noch nach einer Getreiderente
Kaps gepflanzt werden. Zu diesem Zwecke wird schon
im Juli ein größerer Theil des Ackerlandes doppelt so
stark, als bei der gewöhnlichen Saat gefäet. Sind die
Pflanzen gehörig erstarkt und hat das Feld zum Ver-
pflanzung bekommen, so beginnt das Verpflanzen. Dies
geschieht, indem man zu Ende September oder Anfangs
October die stark herangewachsenen Kapspflanzen mehr

Zage vorher aussieht und etwas abweisen läßt, dann auf die angepflügten Furchen 4 bis 6 Zoll entfernt legt und jede eingelegte Furche mit der nachfolgend gezogenen deckt. Eine weitere Bearbeitung findet in der Regel nicht statt. Diese Methode ist besonders in Belgien gebräuchlich und genährt den Vortheil, daß der Kaps nicht leicht auswintert und daß man vorher eine Getreiderente da machen können. Gegen diese Methode ist jedoch anzuführen, daß der auf diese Weise verpflanzte Kaps dem in der Brache erzeugenen im Durchschnitt nicht gleich kommt, daß fast die Hälfte Land der Samenerzeugung gewidmet werden muß, und daß diese Art der Verpflanzung einen zu hohen Arbeitslohn bedingt. Daher scheint für die Culturverhältnisse in Teutschland die in neuerer Zeit in Höndemim ermittelte und in Württemberg schon sehr verbreitete Verpflanzungsmethode bei weitem den Vorzug vor der belgischen zu verdienen. Die Pflanzenzeit wird hiernach in der Mitte Juli bestrkt, dieselbe darf aber, weil die Pflanzen weniger stark zu sein brauchen, als bei der belgischen späten Pflanzmethode, dichter stehen, sodaß man nur einen Morgen zu vier bis fünf Morgen der Pflanzung gebraucht. Diese wird Ende August oder Anfangs September vorgenommen, indem man von der Furche aus beim Pflügen auf jede Furche in der Entfernung von 1 bis 1½ Fuß pflanzt. Wird dieses Verpflanzen mit gehöriger Sorgfalt ausgeführt, so genährt es wenigstens gleich hohe Erträge, wie der gebrühte Kaps, und wenn es auch für große Wirtschaften, zumal bei mangelnden Arbeitskräften sich nicht eignet, so ist es dagegen für viele mittlere und kleinere Wirtschaften, namentlich bei der Dreifelderwirtschaft, zu empfehlen. Das Bedenken mit der Hand ist zwar hierbei nicht durchaus nöthig, aber es genährt doch manche Vortheile.

Die Kapserte erfordert die größte Aufmerksamkeit und Thätigkeit des Landwirthes. Bei diesem Wetter macht die Ernte an jedem Tage Verlust drohende Fortschritte, wenn die Arbeit nicht zur rechten Zeit begann, oder es an Arbeitskräften mangelt. Damit nicht zu viele Körner ausfallen, so darf das Abbringen nicht bei der Sonnenhitze, sondern muß des Morgens früh oder selbst beim Mondschine des Nachts im Thau geschehen. Gewöhnlich tritt die Reife des Kapses Anfangs Juli oder auch schon Ende Juni ein. Der richtige Zeitpunkt zum Beginne der Ernte ist bei einem im Großen betriebenen Kapsbaue eingetreten, wenn die Körner in den theilweise noch grünen Schoten bräunlich werden. Um den Ausfall soviel wie möglich zu vermindern, geschieht das Abbringen in manchen Gegenden nicht mit der Sense, sondern mit der Sichel, wo dann der Kaps dandoolweise abgeschnitten wird. Uebrigens ist das weitere Verfahren in verschiedenen Gegenden verschieden. In Süddeutschland läßt man die Selge meistens liegen, bis die Schoten dürr geworden sind, alsdann werden sie dem mit Luchern belegten Wagen sorgfältig ausgetragen und mit besonderen Kapswagen mit Fußsclenode vor neben dem Wagen auseinandergetragenen Luchern aufgeladen. In Mittel- und Norddeutschland wird bei

dem oft sehr ins Große betriebenen Kapsbaue der Kaps häufig bald nach dem Schneiden oder Rähen entweder in kegelförmige 6 bis 8 Fuß hohe Haufen gesetzt, welche bisweilen auch noch mit Strohhüten versehen werden, und in denen er während 10 bis 14 Tagen völlig ausgeteigt und trocknet. Oder er wird, wozu ein besonders frühzeitiges Abbringen gehört, alsbald in Garben gebunden, deren 6 bis 8 aufrecht oder die in größerer Zahl reihenweise zusammenge stellt werden, um nachzureifen. Beim Einsahren wird von vorstehenden Wirthen ein Haufen Garben darauf auf ein ausgebreitetes Tuch gestürzt und von diesem auf den daneben stehenden Wagen gebracht. Man läßt aber auch in Norddeutschland den Kaps in kleinen Gelegen reifen, besonders wenn er alsbald auf dem Fide gedroschen werden soll, was bei günstiger Witterung bei einem ins Große betriebenen Kapsbaue große Vorzüge hat. Der ausgebrochene Kaps muß noch mit Sorgfalt auf dem Speicher vollends getrocknet werden, zu welchem Zwecke man ihn, um ihn besser zu erhalten, Anfangs mit den feineren Dreschrückständen zusammen läßt.

Da der Kaps verschiedenen Unfällen unterworfen ist, so ist sein Ertrag sehr schwankend, doch wird bei der Drillcultur stets ein höherer Ertrag erzielt, als bei der breitwürfigen Saat. Ersterer wechselt, abgesehen vom gänzlichen Mißrathen, zwischen 6 bis 20 Scheffel vom preuß. Morgen (12 bis 40 Rhen p. Loth). Ein Mittelrertrag ist 9 bis 11 Scheffel p. Morgen (18 bis 22 Rhen p. Loth). Erhält man aber bei einem in reichlich gebüngter Brache auf wenigstens mittelgutem Boden betriebenen Kapsbaue nicht einen Durchschnittsertrag von 9 Scheffeln vom Morgen (18 Rhen vom Loth), so ist sehr in Frage zu stellen, ob der Kapsbau noch lohnend und nicht ein anderer Cultiurgewinnland dafür zu wählen sei.

Der preuß. Scheffel Kaps wiegt 70 bis 80 Pfund und 100 Pfund Kaps sollen wenigstens 36 Pfund, können aber auch 40 Pfund Del liefern.

Der Strobertrag des Kapses, einschließlich der Schoten, steht dem des Weizens dem Gewicht nach im Durchschnitt nicht nach und ist bei unverdorbenen Kapsfaat von 16 bis 24 Centner p. Morgen (30 bis 45 Ctr. p. Loth) anzuschlagen. Die Schoten, welche 25 bis 50 Proc. vom Strobertrag betragen, haben, wenn sie gut eingebracht und behandelt werden, beträchtlichen Futterwerth; auch die widrigen Theile des Strobes, wenn man dieses zum Auslesen in die Kaufen gibt, werden von den Schafen gern verzehrt.

Der Wintererbsen, zu dessen Betrachtung wir nun übergehen, auch Rübenraps, Winterlaas, Winterfamen genannt, gebräut auf jedem für den Kaps geeigneten Boden; er hält aber ein etwas rauheres Klima besser als dieser aus und begnügt sich mit einem minderkraftigen, leichteren, weniger tief gründigen Boden und einer etwas mangelhafteren Feldbearbeitung und schwächer gedüngtem Lande. Man findet ihn daher häufiger in den Gebirgs- und den nördlichsten Gegenden, für den auf mehr sandigem Boden, als den Kaps. Für den

Winterrüben soll der Boden der Hauptflache nach ebenso zubereitet sein, als für den Raps, doch verträgt ersterer eine um 14 Tage spätere Bestellung und deshalb wird er in guten Lagen häufiger und mit besserem Erfolge in die Stoppel von früh abgetrenntem Getreide gebaut. Auch läßt sich eine Ansaat unter Gerste beim Rüben bewerkstelligen. Mit Ausnahme der etwas späteren Saat, welche gewöhnlich Ende August oder zu Anfang Septembers vorgenommen wird und abgesehen von der Pflanzmethode, die für den Rüben im Großen nicht angewendet wird, ist die Beschaffungsart in Bezug auf Bestellung und Pflege wie zum Raps. Nur muß die Rübensaat, da die Pflanze sich weniger ausbreitet, dichter stehen als der Raps; da aber die Körner auch kleiner sind, so bedarf es kaum einer Verstärkung des Maßes und eine Menge oder 4—5 Pfund p. Morgen ($\frac{1}{2}$ österr. Mäße p. Joch) ist ausreichend.

Der Rüben leidet im Allgemeinen von denselben Insekten wie der Raps, doch ist der Schaden, welchen Erdflöhe, Saatraupen und Glasfliegen ihm anrichten, an manchen Orten weniger groß. Die Ernte des Rübens tritt um 8 bis 14 Tage früher als die des Rapses ein und ist auch in dieser Beziehung die Beschaffungsart wie bei diesem. Man hat behauptet, daß der Ertrag des Winterrübens zwar sicherer, aber bedeutend geringer sei als der vom Raps, doch ist dies, so allgemein ausgesprochen, nicht richtig. Auf gutem Rapsboden ist der Durchschnittsertrag vom Rüben allerdings $\frac{1}{2}$ bis $\frac{1}{3}$ geringer als vom Raps, dagegen kommt auf etwas schwächerem Boden oder in rauher Lage oder wenn das Land zur Rapsaat nicht zeitig genug zubereitet war, der Ertrag des Rübens dem vom Raps nicht nur gleich, sondern übertrifft ihn auch noch öfter. Als Mittelsertrag auf mittelgutem Boden sind 7 bis 9 Scheffel p. Morgen (14 bis 18 Mäßen p. Joch) anzunehmen. Der Rüben gibt 5 bis 8 Proc. weniger Del als der Raps, daher sein Werth auch um 7 bis 10 Proc. geringer als vom Rapsamen. Der Strohertrag ist ebenfalls 20 bis 25 Proc. geringer; zur Futterung ist jedoch das Rübensstroh noch geeigneter als das Rapsstroh.

Von weit untergeordneter Bedeutung ist der Sommeraps, welcher, wie schon erwähnt, in Teutschland weniger, mehr in den Niederlanden und in Frankreich gebaut wird, und dessen Anbau auf eigentümlich Rapsboden nur dann anzuweisen, wenn der Winteraps durch Frost oder sonstige Unfälle gelitten hat. Er verlangt einen warmen, wohl vorbereiteten, gekräftigten Boden, welcher, wenn er diesen Bedingungen entspricht, wenig Bindung zu haben braucht; insbesondere kann er auch auf abgetrautem Moorboden und in entwaldeten Teichen mit Vorteil gebaut werden. Da er aber nur unsicher gedeiht und einen geringeren Ertrag liefert als der Winteraps, so ist sein Anbau in größerer Ausdehnung nicht zu empfehlen. Er wird im April bestellt, indem wie zum Winteraps verfahren wird. Die Ernte tritt im August oder September ein, wobei gleichfalls das bei der Winterapsernte erwähnte Verfahren

in Anwendung kommt. Erdflöhe, Pfeiser u. s. w. schen dem Sommeraps stärker zu, als dem über Winter gedauten Raps. Deshalb und weil er sich nicht so stark besaubet, ist der Durchschnittsertrag um etwa $\frac{1}{3}$ geringer, als von letzterem.

Der Sommerrüben, auch Sommerfämen, Rübspreisel genannt, steht in vielen Gegenden von Teutschland seit langer Zeit im Gebrauche und wird in mehreren Landstrichen, wie in den Ebenen von Thüringen, in Hessen landt angebaut. Er zeichnet sich durch sein schnelles Wachsthum aus, indem er schon 10 bis 12 Wochen nach der Saat reift, sodas das Feld nach der Frühjahrseinstellung anderer Gewächse zur Saat noch vollkommen vorbereitet werden, daß er an die Stelle anderer misrathener Delgewächse nachbestellt und selbst noch als Stoppelfrucht gebaut werden kann. Er ist im Wuchs viel niedriger und in den Körnern kleiner als der Winterrüben und auch als der Sommeraps. Der Sommerrüben begnügt sich mit jedem Boden, der nicht zu kalt und naß und nicht zu sehr entkräftet ist, namentlich gedeiht er noch auf Sandboden. Das Land dazu soll eine gute Vorbereitung und auch, wo nicht alte Kraft in reichlichem Maße vorhanden, eine gute Düngung erhalten. Die Saat wird im Juni in derselben Weise wie beim Winterrüben vorgenommen, nur daß man etwa die Hälfte stärker sät. Frühe Witterung bei oder bald nach der Saat ist zu seinem Gedeihen nothwendige Bedingung. Da diese nicht selten mangelt und Erdflöhe, Pfeiser, grüne und schwarze Raupen ihm mehr als den bisher genannten Delsaaten Eintrag thun, er auch den Boden stark angreift, so ist sein Gedeihen im Allgemeinen unsicher und er eignet sich deshalb zur Aufnahme in die Fruchtfolge und zum regelmäßigen Anbau im Großen nur für gewisse, seinem Gedeihen vorzugeweihte günstige Gegenden. Namentlich hat diese Pflanze für Gebirgs- und Sandgegenden, wo weder Raps noch Winterrüben mit Erfolg gebaut werden können, sowie auch sonst zur Ausbisse beim Mieraten der Winterfätsen ihren Werth. Wenn der Sommerrüben einschlägt, liefert er einen Ertrag, der kaum oder um Nichts geringer ist als vom Winterrüben, im Durchschnitts muß man aber $\frac{1}{2}$ weniger als von diesem rechnen und verhält sich der Durchschnittspreis zwischen 5 bis 7 preuß. Scheffel vom Morgen (10 bis 14 Mäßen vom Joch). Der Strohertrag ist gering und wird selten 8 Proc. vom Morgen übersteigen.

Außer Raps und Rüben gehören zu den wichtigsten ölfliessenden Gewächsen der Mohn und der Dotter, während die Rabia, die Sonnenblume, der Delretzig und die Gartentrefse weit weniger und zum Theil nur versuchsweise angebaut werden. Obwohl der Mohn oder Magsamen (Papaver somniferum) nächst dem Raps eines der schätzbarsten Delgewächse ist und auf kleineren Wirtschaften mit allem Rechte empfohlen werden kann, weil er nicht nur reichlich lohnt, sondern auch ein sehr angenehmes Speiseföl gibt und das Land nur den Sommer über einnimmt, so eignet sich sein Anbau auf größeren Wirtschaften in ausgedehnter Weise dennoch nicht,

weil der vielen und sorgfamen Handarbeit wegen die Ernte sehr beschwerlich ist und sehr große Kosten verursachen würde und er überdies kein Streumaterial liefert.

Der Rohn kommt in zwei von einander sehr verschiedenen Aebarten vor, nämlich mit offenen kleineren und mit geschlossenen größeren Köpfen. Auch zwischen dem mit weißem und dem mit schwarzgrauem oder bläulichem Samen hat man zu unterscheiden, weniger kommen die Aebarten nach der Blütenfarbe in Betracht. Obwohl vom Rohne mit geschlossenen Köpfen mit Recht gerühmt wird, daß bei ihm durch Winde und bei der Ernte kein Samenverlust stattfindet, was bei dem mit offenen Köpfen nicht selten in beträchtlichem Grade der Fall ist, so wird letzterer dennoch meistens vorgezogen, weil man ihn für ergiebiger hält und weil der Samen leichter zu gewinnen und zu reinigen ist, auch bei nasser Erntewitterung weniger Schaden nimmt. Der weiße Rohnsamen soll etwas haltbarer sein, als der graue; dessenuogachtet wird dieser wegen seiner größeren Ergiebigkeit doch stärker gebaut.

Der Rohn liebt ein warmes Klima und einen reinen, reichen, kräftigen Mittelsboden, also milden Lehm, sandigen Lehm und lehmigen Sand mit etwas Kalktheilen. Dagegen gedriht er in schwerem Thonboden, sowie in leichtem Sandboden nicht mehr oder nur unvollkommen. Man wählt daher ein in guter Dungkraft stehendes, gegen Winde geschütztes Land, dessen Lage von der Beschaffenheit sein muß, daß im zeitigen Frühjahr (Ende März, Anfangs April) zu seiner Verarbeitung geschritten werden kann. Die besten Vorfrüchte für den Rohn sind gut gedüngte Hackfrüchte, doch wird er, weil er auch bebadt werden muß, häufiger nach Palmfrucht gebaut. In diesem Falle und wenn überhaupt der Acker nicht kräftig genug ist, wird eine gute Düngung entweder im Herbst oder unmittelbar vor der Saatfurchung im Frühjahr gegeben. Der Rohnader muß außerdem rein und mürbe und vor Winter jedenfalls in dem Zustande sein, daß man im Frühjahr blos die nicht zu tief greifende Saatfurchung zu geben hat. Wenn die Witterung es gestattet, beginnt die Rohnsaat auf das vorher frisch gepflügte und dann geggate oder geseifte Land schon im Monate März oder Anfangs April. Auf kleineren Gütern wird meist noch breitwürfig gesät, wogegen auf größeren Gütern die Maschinensaart in $1\frac{1}{2}$ Fuß entfernten Reihen jetzt mehr Eingang gefunden hat, wobei nur darauf Bedacht zu nehmen ist, daß der Same nicht tief unterkomme, weil er sonst nicht aufgeht. Das sehr dünne Säden erfordert einen erfahrenen Säemann, damit die Pflänzchen gleichmäßig aufgehen. Zur Saat bedarf man kaum 1 Pfund Samen für den preuß. Morgen (2 Pfund p. Joch).

Nicht lange nach dem Aufgehen muß der Rohn mit Hackchen gehackt und dabei sorgfältig gejätet werden. Ist er etwa Hand hoch, so wird das Hacken wiederholt und bei beiden Malen werden die Pflanzen so weit verdünnt, daß sie etwa $\frac{1}{2}$ Fuß von einander entfernt stehen; denn je dünner der Rohn steht, desto größer

werden seine Köpfe. Später soll noch etwas anghäufelt werden. Meistens wird jedoch die Arbeit des zweiten Hackens etwas später vorgenommen und mit einem schwachen Anhäufeln verbunden, wobei auf günstige, nicht zu nasse Witterung sehr zu achten ist. Ist der Rohn geblüht worden, so ist anzurathen, daß das erste Hacken und Verdünnen (in der Reihe auf den Fuß 3 bis 4 Pflanzern) durch Handarbeiter verrichtet werde. Das zweite Hacken und Verhäufeln kann aber mittels der Pferdehacke und des Häufelpluges geschehen. Am meisten leidet der Rohn von anhaltender nasser Witterung, auch wird er nicht selten vom Wehlthau befallen, dagegen wird er von den Insekten nur selten angegriffen. Zur Zeit der Reife stellen die Vögel dem Samen stark nach.

Die Ernte fällt in der Regel in den Monat August. Sobald die Stengel dürrer sind und der Same in den trockenen Kapfeln lose ist, schneidet man beim geschlossenen Rohne die Stengel ab oder zieht sie aus und läßt sie, in Büschel aufgestellt, vollends dürrer werden. Nach dem Einbringen werden die Köpfe abgebrochen und beim Anbaue im Kleinen ihre Kronen mit einem Messer abgeschnitten und der Same ausgeschüttelt; beim Anbaue im Großen werden die Köpfe auf Maschinen geschnitten oder gequertst oder auch gedroschen, worauf die Reinigung des Samens vorgenommen wird. Beim offenen Rohne kann der Same ausgeschüttelt werden, was bei ungleich reifen einige Male wiederholt werden muß.

Der Ertrag ist, sofern nicht eine Missernte eingetreten, vom preuß. Morgen etwa 6 bis 9 Scheffel (12 bis 18 Meken vom Joch). Es ist schon erwähnt, daß der Rohn ein geschäftiges Speiseöl liefert, wogegen das Rohnöl zum Brennen weit weniger geeignet ist als das Rapsöl. Bekannt ist es auch, daß in manchen Ländern der Rohnsamen in der Küche zu verschiedenem Backwerk u. s. w. ziemlich stark verwendet wird. Der Strohertrag wird zu 10 bis 15 Centner vom Morgen (18 bis 28 Centner vom Joch) angenommen und hat einen beträchtlichen Werth als Brennmaterial. Der preuß. Scheffel Rohn guten Qualität wiegt 70 Pfund. 100 Pfund Rohn geben 37 bis 40 Pfund Del. Die Rohnstücker haben geringeren Futterwerth als die Rapsstücker und taugen am besten für Schweine.

Der Dotter, Dtter, Keindotter, Schmalz oder Butterfamen, *Camelina sativa Persoon* (*Myagrum sativum Linné*) ist für kleine Wirtschaften sehr zu empfehlen, indem er als Sommerfaat einen ziemlich reichen Ertrag liefert, auch auf sandigem Boden gedriht, wo andere Delgewächse nicht mehr gerathen und wieder durch Trockenheit, noch durch Insekten leidet. Auf gutem Boden rentirt er dagegen (schlechter als Raps oder Rohn, auch greift er den Boden stark an. Er wird in mehreren Gegenden von Teutschland, wie im Anhaltischen, Magdeburgischen, in Pommern, in der Mark, hier und da in Baiern und Schwaben, auch in Frankreich ziemlich stark gebaut. Sein Anbau ist bei der Dreifelderwirtschaft in der Brade, da er aber ein gut

geodertes Feld, das frei von Unkraut ist, verlangt, so gedeiht er sehr gut nach Hackfrüchten. Döhsen er sehr genügsam mit alter Bodenkraft ist, so lehnt sich doch auch frische Düngung. Da er ein gut bearbeitetes Feld verlangt, so wird nach Hackfrüchten einmal, nach Getreide aber mehrmals gepflügt und stark gegarbt. Im letzteren Falle gibt man schon eine Furche vor Winter. Vor der Saat wird das Feld gegarbt und die Saat, welche für den preuß. Morgen 6 bis 8 Pfund (12 bis 15 Pfund für das Loth) beträgt, Ende April oder Anfangs Mai begonnen und der Same schwach untergeeggt. Die Ernte fällt in den August, in dem man die samenreifen Pflanzen mährt, gehörig trocknen läßt und nach dem Einbringen den Samen ausdreißt, was jedoch auch sogleich auf dem Felde geschehen kann. Ein gewöhnlicher Ertrag ist 5 bis 7 Scheffel, ein guter 8 bis 10 Scheffel p. Morgen (10 bis 20 Megen p. Loth). Das Stroh ist zu Schaffstrich tauglich; die Spreu auch für die Pferde. Der Dottersamen gibt ungefähr soviel Del als der Sommerrüben; die Deltschen sollen aber zur Fütterung ungesund sein, wenigstens sind sie trachtigen Thieren nicht zu geben. Das Del ist bloß zum Brennen zu verwenden.

Es sind nun diejenigen Delgewächse zu erwähnen, welche zu wiederholten Malen empfohlen wurden, deren Kultur aber für einen größeren Betrieb durchaus nicht ratsam erscheint. Dies gilt zunächst von der *Madia* (*Madia sativa* Molina), einem Delgewächse aus Chili, welche seit einigen Jahren in Teutland auch im Großen angebaut wird, aber den Lobpreisungen durchaus nicht entsprechen hat, weshalb sie jetzt auch ziemlich wieder aufgegeben ist. Sie verlangt einen guten milden Lehmboden, sandigen Lehm oder lehmigen Sand, wogegen ihr ein nasser, feuchter Boden nicht zusagt. Man sät im April oder Mai 5 bis 8 Pfund auf den Morgen und behandelt die Pflanze wie den Weizen. Die Reife erfolgt schon nach 3 bis 4 Monaten nach der Aussaat. Da aber die Samen ungleich reif werden und bei Ueberreife sehr leicht ausfallen, so ist der geeignete Zeitpunkt zum Abschneiden oder Herausziehen der Pflanzen mit Vorsatz wahrzunehmen, damit man nicht einen zu großen Verlust erleidet. Das Ausdreschen muß an dem Tage der Einfuhr geschehen oder noch besser sogleich auf dem Felde, was freilich nur bei günstiger Witterung geschehen kann. Das Stroh dient bloß zur Streu. Auch die aus dem Samen dieser Pflanze bereiteten Deltschen werden vom Viehe, vielleicht des widrigen Geruchs wegen, nicht gern gefressen; überdies soll ihr Futterwerth nur gering sein. Man rühmt von dieser Pflanze, daß sie leicht gedeiht, keine besonderen Ansprüche an den Boden mache, von Insekten nicht angegriffen werde und als Sommergewächs reichlich träge. Die Angaben des Ertrags verhalten sich meistens zwischen 7 und 10 Scheffel p. Morgen zu 54 bis 58 Pfund und 100 Pfund *Madia* sollen 26 bis 29 Pfund gutes Del geben. Es ist aber zu bedenken, daß die Samen häufig taub oder nur sehr schwach ölsächtig sind und daß das ungleiche Reifen der Samen die Ernte schwierig

macht und leicht bedeutenden Verlust nach sich zieht, weshalb man, wie schon bemerkt, ihren Anbau im Großen jetzt fast ganz wieder aufgegeben hat.

Ähnlich wie mit dieser Pflanze verhält es sich mit der Sonnenblume (*Helianthus annuus* Linné), deren Samen ein sehr gutes, mildes, fettig, angenehm schmeckendes Speisöl liefern und deren Stengel als Brennmaterial geschnitten werden, weshalb auch sie öfter zum Anbau im Großen empfohlen worden ist; wegen der Schwierigkeit der Samengewinnung eignet sich ihr Anbau jedoch mehr für den Gärtner als für den Landwirth. Die Sonnenblume verlangt ein gutes und tief bearbeitetes Land, welches mehr gebunden als leicht sein soll. Wider Thon- oder Lehmboden sagt ihr am besten zu. Man sät im April in 2 $\frac{1}{2}$ bis 3 Fuß von einander entfernten Reihen, und in der Reihe alle 2 Fuß ein Paar Samenkörner. Die Pflanzen werden gehackt und gehäufelt und die oft zahlreichen Seitentriebe müssen bis auf 3, höchstens 4 ausgeschnitten werden. Die Ernte tritt Ende September oder meist erst Anfangs October ein. Weil die Bögel dieser Pflanze sehr nachstellen, so muß man die Ernte öfter beginnen, ehe alle Körner reif sind. Man schneidet, wenn der größere Theil reif ist, die Köpfe ab, bindet sie zusammen und hängt sie an einem luftigen Orte auf, wo sie vor den Vögeln und Mäusen gesichert sind, damit die übrigen Körner nachreifen können. Die Angaben in Betreff der Samengewinnung von dieser Pflanze weichen sehr von einander ab: nach Einigen sollen vom preuß. Morgen 8 bis 10 Scheffel, nach Anderen sogar 10 bis 23 Scheffel Samen gewonnen werden können. Um das Del aus den Samen zu erhalten, müssen letztere erst enthäutet werden.

Außer der Gartenkreffe (*Lepidium sativum* L.), welche in neuerer Zeit gleichfalls als Delgewächs vorgeschlagen ist, deren Anbau aber nur geringe Resultate geliefert hat, bleibt von den ölsliefernden Pflanzen nur noch der chinesische Delrettig (*Raphanus chinensis*) zur Betrachtung übrig, von dessen Kultur im Großen man übrigens wegen der Unsicherheit des Ertrags und des häufigen Witterungs auch wieder abgesehen ist, obwohl er kalt gesalzen, ein ziemlich gutes Speisöl liefert, und warm gesalzen, als Brennstoff benutzt werden kann. Der Delrettig verlangt ein warmes Klima und gedeiht namentlich gern an sublimen Höhen, liebt einen kräftigen, gut bearbeiteten und gedüngten Boden und braucht nur einmal bedekt zu werden. Kälte, Bitterung, besonders zur Blüthezeit, ist ihm sehr verderblich, da er in dieser äußerst empfindlich ist. Zu den Schattenseiten des Delrettigs gehört auch, daß er sich leicht lagert und dann nur wenig Samen ansetzt, von den Erbsen gern angegriffen wird und daß sein Samen oft ungleich reift. Bei der Ernte, welche im August eintritt, wird er ähnlich wie der Raps behandelt, namentlich gebunden und aufgestellt. Der Ertrag soll, wenn die Umstände günstig waren, dem vom Raps nahe kommen; im Durchschnitt darf man aber den Ertrag noch nicht so hoch als vom Weizen ansetzen.

Die zweite Abtheilung der Gewerbepflanzen bilden die Farbpflanzen, deren Anbau im Großen dem Landwirthe aber nur dann Noththat bringt, wenn die Localität die Production wie den Absatz begünstigt. Da aber beides bei weitem nicht so häufig als in Bezug auf Delgewächse und Oelpflanzungen der Fall ist, so können die Farbpflanzen auch nicht in solcher Ausdehnung wie jene Gewächse cultivirt werden. Das wichtigste Culturgewächs unter den Farbpflanzen ist unstreitig der Krapp (auch Röhre oder Farberöhre genannt, *Rubia tinctorum* Linné), welchen schon die alten Griechen und Römer kannten und der in Karls des Großen Capitularien als *Warenin* erwähnt wird, obwohl sich sein Anbau in Frankreich erst einige hundert Jahre nach Karl verbreitet haben kann. In einem Vergleich vom Jahre 1275 zwischen dem Prior von St. Denis und einer anderen Person kommt der Krapp zum ersten Mal als Handel vor, später hörte aber der Krappbau in Frankreich wieder auf und gegen das Ende des 16. Jahrh. wurde er fast nur in Holland betrieben. Im J. 1760 ließ der französische Minister Berin-Sonnin des levantischen Krapps (*Alizari*) nach Frankreich kommen und unter die Gemeinheiten des südlichen Frankreichs vertheilen. In Avignon, wo jetzt (namentlich im Departement Vaucluse) Krapp von vorzüglicher Güte gebaut wird, soll ein gewisser Althen, ein Pater von Geburt, im J. 1766 den Anbau des Krapps eingeführt haben; später verbreitete sich seine Cultur auch im Elsass; doch steht der elssässer Krapp dem vaucluser sowohl an Qualität als Quantität nach. Man schätzt den jährlichen Ertrag im Departement Vaucluse auf etwa 4½ Millionen Thaler.

In Teutschland wurde wol zuerst in Schlesien Krapp gebaut, wie dies aus der Breslauer Röhreordnung vom Jahre 1574 ersichtlich ist. Seit 1703 ist der Breslauer Krapp im Handel. Im J. 1739 wurden in Schlesien 199,598 Stein (à 22 Pfund) gewonnen; jetzt werden nur noch 50—60,000 Stein gebaut.

Im 16. und 17. Jahrh. blühte der Krappbau auch in Böhmen, wo er aber durch den dreißigjährigen Krieg zu Grunde gerichtet wurde. In Sachsen wurde der Krappbau ums Jahr 1747 auf den Gütern des berühmten Denkmalschubert und des Grafen Bünaus betrieben, in neuerer Zeit ist er aber fast ganz ausgegeben. Ebenso hat er in Baden abgenommen, wo er schon 1755 sehr blühte. In der Pfalz wurde im J. 1763 der Anfang mit dem Krappbau gemacht und 1777 waren schon über 500 Morgen mit Krapp angepflanzt. Auch in Baiern und Württemberg hat der Krappbau in neuerer Zeit abgenommen. Ersteres producirt gegenwärtig 47,365 Centner, während zu Anfang dieses Jahrhunderts ein einziger Gutsbesitzer dreimal mehr erntete, als jetzt Baierns Provinz Mittelfranken. In Württemberg wird bei den bedeutenden Zuckerraffineriesen viel Krapp verbraucht, aber nur wenig selbst gewonnen. Die jährliche Wüstreinfuhr an Krapp beträgt 2000 Centner im Werthe von gegen 70,000 Fl.

Nach den statistischen Notizen von Dieteric betragen die Ein-, Aus- und Durchfuhr des Krapps für die Zollvereinsstaaten.

	Einfuhr	Ausfuhr	Wüstreinfuhr	Durchfuhr
1846	90,506 Ctr.	25,518 Ctr.	64,988 Ctr.	5153 Ctr.
1847	99,522 „	35,351 „	63,771 „	4994 „
1848	45,733 „	21,626 „	24,107 „	9531 „
Summa	235,761 Ctr.	82,595 Ctr.	123,866 Ctr.	12,568 Ctr.
Durchschnitt	78,587 „	27,632 „	50,953 „	4189 „

Eine ganz besondere Geschicklichkeit in der Cultur des Krapps haben die Bewohner der holländischen Provinz Friesland erlangt, weshalb ihr Product auch vorzugsweise geschätzt ist. In England wird es besonders zur Wollenfärberei gebraucht, während man den provenzer Krapp zur Baumwollenfärberei und zur Kattundruckerei benutzet. Von den 44,000 Centnern präparirten Krapps, welche England, das selbst keinen Krapp erzeugt, im J. 1831 verbrauchte, kamen 22,600 Centner aus Frankreich und 18,700 Centner aus Holland; außerdem führte England in demselben Jahre 52,500 Centner Krappwurzeln ein, wovon 23,800 Centner aus der Türkei, 23,600 Centner aus Frankreich, 2570 Centner aus Indien und 2380 Centner aus Italien kamen.

Der Krapp hat eine lange, kriechende, gegliederte, blutrothe Wurzel, krautartige, 2 Fuß hohe, ästige, 4 kantige, an den Kanten mit Stacheln besetzte Stengel, meist zu 6 in einem Quirle stehende, lanzettförmige, an beiden Enden verschmälerte, spitze, am Rande und am Kiele mit kurzen, zurückgebogenen Stacheln besetzte Blätter, achsel- und querscheidige Tragdolben, grünlichgelbe, 4—5 theilige Blumentronen und fast kugelförmige Beeren. Nicht zu verwechseln mit dieser im Orient und im südlichen Europa einheimischen Art ist *Rubia Munjista Roxburgh*, welche von Einigen irrthümlicher Weise als eine Abart des in Teutschland gebauenen Krapps angesehen wird. Sie wächst in Nepal, Bengalen und Japan und ihre Wurzel wird gleich der von *Rubia tinctorum* in der Arznei gebraucht. Auch die gleichfalls einen rothen Farbstoff enthaltende Wurzel von *Galium hirtum Lamourc*, welches im südlichen Brasilien einheimisch ist, hat große Aehnlichkeit mit der Krappwurzel. Wenn der Krappbau mit Vortheil betrieben werden soll, so müssen sich in der Nähe Krappfabriken (Krappmühlen) befinden und der zur Krappcultur in beträchtlichem Maße erforderliche Dünger, sowie die dazu nöthige Handarbeit müssen zu einem verhältnismäßig billigen Preise beschafft werden können. Im Uebrigen kann der Krapp in allen Landstrichen von Mitteleuropa, welche in klimatischer Hinsicht nicht schon zu den sehr rauhen Lagen zu zählen sind, gebaut werden; er verlangt aber wegen seiner mehr Fuß tief eindringenden Wurzeln einen tiefgründigen, mehr leichter als schweren und nicht weniger frächtigen Boden, der in keiner Art an Kasse leidet, noch zu sehr zum Austrocknen geneigt ist, namentlich sagt ihm aber ein kalkhaltiger Boden sehr zu.

Der Krapp verlangt eine starke Düngung, ver schmächt jedoch keine Düngungsart; am liebsten werden

man einen verrotteten, kräftigen Mist oder guten stickstoffreichen, kalkhaltigen Gompst dazu an. Zweckmäßig ist es, dem Krapp eine Hackfrucht, wozu schon gut gedüngt wird, voranzugehen zu lassen und dann im Herbst tief zu spaten oder zu doppelspugen und damit eine zweite Düngung, bald in die Tiefe, bald in die Mitte, unterzubringen. Im folgenden Frühjahr wird dann das Feld noch einmal gepflügt und bleibt bis zur Verpflanzung liegen, wo es stark gezegt wird.

Der Krapp kann sowohl aus Samen, wie durch junge Sehlinge (Frösche) fortgepflanzt werden, am vortheilhaftesten ist jedoch das Letztere, weil die Erziehung aus Samen sehr umständlich ist. Die beabsichtigte Pflanzung wird nun mit Sehlungen, welche man in einer älteren Krappspflanzung in der Weise von den Hauptwurzeln abbricht, daß sie etwas Wurzel haben, angelegt. Man theilt gewöhnlich das Land in 4 bis 8 Fuß breite Beete und läßt für die Furchen nicht zu schmalen Raum. Die vorher angestemmten Sehlungen, deren man etwa 40,000 für den Morgen (90,000 für das Joch) braucht, werden bei etwas seuchter Bitterung quer über die Beete in 1 Fuß von einander entfernten Reihen, in diesen 3 bis 4 Zoll von einander, gepflanzt, wozu man ein besonders dazu geformtes breites Pflanzmesser oder auch die Hacke zu Hülfe nimmt, indem die Pflanzen in die mit letzterer gemachten Rinnen gelegt und beim Auswerfen der folgenden Rinne mit Boden gedeckt und angetreten werden. Wenn bald nach dem Anpflanzen trockenes Wetter eintritt, so muß begossen werden. Im ersten und zweiten Jahre muß die Pflanzung durch Hacken (man bedient sich kleiner breitshackender Krapphacken), Einsinken der Zweige und Decken derselben mit Boden u. s. w. gut gepflegt werden; auch wirft man besonders im Herbst den aus den Zwischenfurchen ausgehobenen Boden von Zeit zu Zeit über die Pflanzung. Es ist auch anzurathen, vor diesem Decken im Herbst etwas Dünger überzubreiten. Im darauf folgenden Mai wird bei guter Witterung das Land geseigt und die Erde etwas von den Pflanzen gezogen, wenn sie zu stark bedeckt sein sollten.

Wird der Krapp aus Samen gezogen, so läßt man diesen am besten aus dem südlichen Frankreich kommen, da er nur in einem sehr warmen Klima zur Reife kommt. Man sät solchen entweder auf Gartenbeete und versetzt die jungen Pflanzen im anderen Jahre oder man sät sogleich auf Feld, wonach man den Krapp dreijährig werden läßt.

Will man den Krappbau ins Größere treiben, so kann man, um an Handarbeit zu sparen, entweder hohe breite Rämme mit dem Pfluge aufwerfen und darauf etwa 1 Fuß breit pflanzen, wo dann die Furchen von Zeit zu Zeit mit dem Häufelpfluge ausgehoben werden, oder man pflanzt in 2 Fuß von einander entfernte Reihen und nimmt Cultivator und Häufelpflug bei der Bearbeitung zu Hülfe.

Nur an wenigen Orten findet man das Verfahren angemessen, schon im ersten Herbst zu ernten, weil dabei der Ertrag zu gering ausfällt. Unerrrreißt ist es nicht

rathsam, die Pflanzung bis zum dritten Jahre stehen zu lassen, obwohl dann der beste und meiste Krapp gewonnen wird, weil der Mehrertrag in gutem Boden meistens doch nicht so bedeutend ist, daß es lohnte, die Ernte deshalb um ein Jahr aufzuschieben. Daher wird denn gewöhnlich die Ernte im zweiten Herbst und zwar im Monate October vorgenommen; nur wenn ausnahmsweise direct auf Feld geerntet wurde, muß die Pflanzung drei Jahre stehen. Das Land wird beßus der Ernte so tief umgepflaget, als die Wurzeln gehen und diese werden dabei herausgenommen und oben aufgelegt; hat man aber die Reihencultur mit Cultivator und Häufelpflug gewählt, dann kann der Krapp auch mittels eines sehr tief gestellten Pflugs herausgehoben und von nachgehenden Arbeitern aufgelegt werden, wodurch wol die Hälfte jener sehr kostspieligen Handarbeit gespart wird.

Den ausgenommenen Krapp läßt man in kleinen Haufen abtrocknen, reinigt ihn von der anliegenden Erde und verkauft ihn am besten sogleich. Ist dies aber nicht möglich, so muß er auf luftigen Böden mit Sorgfalt getrocknet werden. Bei zweijährigem Krapp ist der Ertrag auf 48 bis 60 Centner mäßig abgetrockneter Wurzeln vom reuß. Morgen (90 bis 110 Centner vom Joch), bei dreijährigem zu 34 bis 70 Centner vom Morgen. (46 bis 130 Centner vom Joch) anzunehmen. Außerdem wird im Herbst ein nicht unbedeutender Ertrag an zur Fütterung geeigneten Kraute oder Heu gewonnen, welches zwar die Milch und das Fleisch der damit gefütterten Thiere rößlich macht, aber dessungeachtet gesund ist.

Außer dem Krapp werden zum Rothfärben einige ausländische Farbehölzer verwandt, so namentlich Brasilien- oder Farnambuholz (*Caesalpinia echinata Lamarck*). Die Färbekraft dieses Holzes wurde von den Europäern entdeckt, als ein Franzose, der mit Berg nach Brasilien gegangen war, beim Waschen seiner Hemden sich der Asche dieses Holzes als Lauge bediente. Schon Lonicer sagt hieron: „das Brasilienholz wird aus der neuen Inseln zu uns herausgeführt und zum Färben des Leders gebraucht, welches so schon damit bereitet wird, daß es leicht einem Purpur gleicht. Auch dient es dazu, die besondere farnehme Sentenz, die man gern in Gedanken behalten will, damit zu zeichnen und zu unterzeichnen.“ Man machte also bald rothe Tinte daraus. Auch das ostindische Sappanholz wird zu gleichem Zwecke benutzt. Einen blaurothen Farbstoff liefert das vom Campschbaum (*Haematoxylon campechianum*) stammende Blau- oder Blutholz, welches in England etwa 1570 zuerst eingeführt wurde. Da man aber damals noch nicht die Kunst verstand, die von dem Blutholze herrührenden Farben gut zu fixiren, so gelangte erfrerst erst gegen das Ende des 17. Jahrh. zur allgemeineren Verbräugung.

Von den Gewächsen, welche zum Blaufärben dienen, ist als einheimische und in Cultur befindliche Pflanze zunächst der schon den Griechen, Römern, Galliern und Germanen bekannte und von ihnen geschätzte Waid, teuffcher Indigo oder Waidinbig (*Isatis tinctoria Linné*) zu erwähnen.

nen. Ob der Indigo bekannt war, wurde der Waidbau in Teuschland, namentlich in Thüringen sehr ausgedehnt betrieben; seit der Einführung des Indigo hat derselbe aber bedeutend abgenommen und an vielen Orten ganz aufgehört. Da jedoch der Waid in der Färberei dadurch nicht entbehrlich geworden ist, so wird sein Anbau an manchen Orten fortgesetzt und an einigen hat sich derselbe in neuester Zeit sogar wieder gehoben. Zu den Erleichterungen der Waidkultur in neuerer Zeit gehört auch, daß die Färber jetzt die bloß getrockneten Blätter des Waid kaufen, während früher zu den Erfordernissen des Waidbaues gehörte, daß man auch die Formation und Behandlung der sogenannten Waidballen verstand und eine dazu dienende Waidmühle besaß oder benutzen konnte.

Gegenwärtig wird der Waid in Schlesien, Böhmen, Thüringen, im Banat, in Galabrien, im Elß, in Languedoc, in der Normandie und in England gebaut. Er verlangt einen lockeren, gut gearbeiteten Boden und kann sowohl im Herbst als im Frühjahr gesät werden. Von der Herbstsaat versprechen sich einige Landwirthe im darauf folgenden Jahre einen stärkeren Ertrag als von der Frühjahrsaat, auch soll sie weniger dem Ungeziefer leiden; da ihr aber gleichfalls eine halbe Brache vorausgehen muß, so wird der Frühjahrsaat doch meist der Vorzug gegeben. Man düngt dazu vor Winter mit verrottem Rindviehmiste und gibt eine tiefe Pflugart nach Winter wird wieder geküßt. Man sät Ende März oder Anfangs April 4 Pfund Samen auf den Morgen (8 Pfund auf das Joch) und bringt solchen leicht unter. Die Saat geht erst nach 4 bis 5 Wochen auf, wird über Sommer mehrmals bedekt und dabei soweit verbündet, daß die Pflanzen 7 bis 8 Zoll von einander zu stehen kommen. Drillkultur ist für den Waid ohne Zweifel sehr vortheilhaft.

Sobald die Blätter des ein- oder zweijährigen Waid Ende Juni oder im Juli anfangen gelb zu werden, nimmt man sie mit einem eigens dazu dienenden Instrumente, dem Waidklopfen oder mit Sicheln in der Weise sorgfältig ab, daß das Herz (die Krone) der Stauden unverfehrt bleibt; die Pflanzung wird dann gegeret und nochmals bedekt; die später erscheinenden Blätter werden gleichfalls noch ein- bis zweimal abgefloßen. War der Waid im ersten Jahre schwach, so kann man ihn überwinternd und im anderen Jahre noch einmal benutzen. Um Samen zu erhaslen, läßt man eine Anzahl Pflanzen im zweiten Jahre zum Blühen und Reifen in die Höhe gehn.

Nach dem früheren Verfahren wurden die Blätter gewaschen, auf der Waidmühle gemahlen, die Masse mußte dann auf Haufen eine Gährung machen, wonach sie durchgeseiht und in Ballen geformt ward, welche getrocknet wurden und dann in den Handel kamen. Da man jetzt aber den Farbstoff unmittelbar aus den getrockneten Blättern auszuziehen versteht, so begnügt man sich gewöhnlich damit, die Blätter im Schatten zu trocknen und in diesem Zustande zu verkaufen. Man kann in zwei oder drei Schnitten 100 bis 150 Centner

grüne oder 15 bis 25 Centner trockene Blätter vom Morgen (30 bis 47 Centner vom Joch) erhaslen.

Im Portugiesisch ist zum Blaufärben auch der Indigo-Buchweizen oder Färbelindierich (*Polygonum tinctorium*) empfohlen und zum Anbau im Großen vorgeschlagen worden. Er stammt aus China und ist über Frankreich nach Teuschland gekommen und an den Orten, wo man bereits seinen Anbau versucht hat, wird die Leichtigkeit der Cultur gerühmt, sowie daß eine dem Indigo ähnliche oder gar gleiche Farbe daraus gezogen werden könne. Der Same darf erst zu einer Zeit gesät werden, wenn keine Fröste mehr zu befürchten sind und zwar sogleich auf das gut vorbereitete Land oder auf Samenbreit, um die jungen Pflanzen von da aufs Feld zu verspflanzen. Das letztere verdient bei dem für den Färbelindierich sonst zu kurzen Sommer in Teuschland den Vorzug. Die Entfernung der Pflanzen von einander soll ungefähr 1 Fuß sein. Am besten soll der Ertrag sein, wenn man die Blätter, sowie sie anfangen gelb zu werden, nach und nach von Unten abnimmt; auf diese Weise soll die Nutzung bis zum Herbst fortgesetzt werden können. Der Anbau dieser Pflanze wird in Teuschland im Großen aber erst dann eintreten können, wenn man dahin gekommen sein wird, aus den getrockneten Blättern den Stoff zu gewinnen und diese Blätter den Landwirthen abkaufte. Die bis jetzt gemachten Versuche zur einsachen Gewinnung des Farbstoffes haben aber unangenehm der Anpreisungen noch zu keinem günstigen Resultate geführt.

Weit wichtiger als die bisher genannten Farbstoffe ist zum Blaufärben der Indigo, nach dessen Bekanntwerden die Cultur des zum gleichen Zwecke dienenden Waides ungernein vermindert wurde, weshalb die Waidbauern in verschiedenen Ländern durchzuziehen mußten, daß der Indigo, freilich nur für einige Zeit, verboten wurde. Die Indigoerpflanze (*Indigofera tinctoria*), zu der Familie der hülsenfruchttragenden Gewächse gehörig, stammt aus Ostindien, ist aber später in fast allen Tropenländern angebaut. Der Indigo war nach Voss, dem wir hier folgen, in der alten Welt schon seit mehr als 2000 Jahren bekannt, wurde seit unendlichen Zeiten in Ostindien kultivirt und nehmstens schon zu den Zeiten des Dioskorides und Plinius nach Europa gebracht. Die älteste Spur von Indigo glaubt man in der Beschreibung der königlichen Kleidung des Mardachai, sowie der Vorhänge in dem Palaste des Königs Xerxes zu finden, wiewol auch andere Pigmente zum Färben jener Stoffe gebraucht sein können. Die alten Griechen bezogen den Indigo aus Gedrosien und gebrauchten ihn zum Färben und Malen. Arrian führt die Farbe als *πύλινος ἰνδός*, Dioskorides als *ῥο δρόκον βαγνόν* an; Plinius erwähnt sie als *Indicum* und spricht von dem schönen blauen Farbstoffe, welchen sie liefert; ebenso Strabo; Vitruv nennt sie *Color indicum*. Außer diesen griechischen und lateinischen Schriftstellern nennt auch der Araber Avicenna (1036 nach Chr.) oft den Indigo. Das arabische Wort Anil, womit der Indigo von den Portugiesen und Spaniern oft bezeich-

net wurde, ist aus dem Sanskrit Nila entkanden und mit dem Artikel Al-Nil = Anil in die spanische Sprache übergegangen. So nannte Hernandez den mexicanischen Indigo „Anil.“

Freilich ist noch nicht bewiesen, daß alle von den Alten genannten Farbestoffe von derselben Pflanze kommen, welche jetzt den Namen Indigofera führt, denn auch andere Völker der alten Welt schienen die blausäuernden Eigenschaften der Indigoferaeen gekannt zu haben, ohne jemals mit Indien in unmittelbarer Verbindung gewesen zu sein. Im J. 1705 scheint man den Indigo sogar noch in Teutschland zu den Mineralien gerechnet zu haben; wenigstens kommt er in dem Freibergerbriefe, den die Bergwerke im Fürstenthume Halberstadt erhielten, unter den Mineralien vor, auf welche zu bauen den Gewerken erlaubt wurde.

Vor Gründung der westindischen Colonien kam aller Indigo aus dem Orient, aus Indien, namentlich aus der Gegend von Buchghera und Cambodja; vor der Entdeckung des Seeweges nach Ostindien ging der Weg theils über den persischen, theils über den arabischen Meerbusen, entweder über Babylon und Aleppo ans Mittelmeer oder über Arabien nach Aegypten und von da nach Europa. Durch alle Jahrhunderte hindurch wird der Indigo von Zeit zu Zeit genannt; nie wird er als eine neue Waare aufgeführt, sondern immer hat er seine alten Namen (Indicum, Endicum, Endemgum, Endego; italienisch Indaco, spanisch und portugiesisch Anil, Sanskrit Nila; wegen seiner Würfelgestalt, in welcher er nach Europa kam, nannte man ihn zuerst den indischen Stein) behalten, was ein Beweis von dem ununterbrochenen Handel und Gebrauch desselben ist.

Durch die Kreuzzüge kamen Händler aus Asien und Griechenland nach Italien und während dieser Zeit scheint der Indigo in Europa bekannt geworden zu sein. Bestimmt wird des Indigo in Europa zuerst in einer Urkunde vom Jahre 1194 gedacht, wo zwischen dem Einwohnern von Bologna und Ferrara ein Vertrag wegen Versteuerung des Indigo geschlossen wurde, wiewol man diesen für eine Malerfarbe hielt; wenigstens scheint ein späterer Schriftsteller, Giovanni Ventura Rosetti, welcher auch den angenommenen Namen Nistho führte und 1548 ein Buch über die Farberkunst schrieb, den ostindischen Indigo noch nicht gekannt zu haben.

Da erst Marco Polo (im 13. Jahrh.) erzählt, wie der Indigo in Ostindien angebaut und bereitet wird, so konnte daraus geschlossen werden, daß nicht bloß unser Indigoerpflanze das Indicum der Alten geliefert habe und daß früher jeder indische, als Saksmebl aus Pflanzen gezogene blaue Pflanzenstoff so genannt worden sei. Nicolo Conti, der vor 1444 Indien bereiste, nennt den Endego unter den Waaren von Cambodja. Zu Ende des 15. Jahrh. begannen die Europäer den Indigo aus erster Hand in Ostindien, und seit dieser Zeit stieg sein Verbrauch in Europa. Im J. 1516 erwähnt der Portugiese Dobarbo Barbosa in einem Preiskettel der Waaren von Calicut, was damals der Endego vero e

buono dort gekostet habe. Ebenso führt Corsali in einem 1516 aus Indien geschriebenen Briefe unter den Waaren von Cambodja den Indigo an. Nach Ludwig Guicciardini bezog Antwerpen schon 1563 Indigo aus Portugal. In der Mitte des 16. Jahrh. wurde der Indigo durch die Holländer aus Ostindien gebracht; doch erst im 17. Jahrh. wurde er in Europa allgemeiner bekannt. Wie schnell der Verbrauch zunahm, beweist der Umstand, daß im Jahre 1631 auf 7 holländischen Schiffen 580,345 Pfund Indigo aus Batavia im Werthe über fünf Tausend Goldes nach Europa kamen. In Teutschland wurde er ungefähr ums Jahr 1600 bekannt. Als der Indigo eingeführt wurde, mischte man dem Waid einen kleinen Theil bei, um dessen Waid zu erhöhen und zu verbessern; dieser kleine Theil vergrößerte sich fortwährend, bis der Waid gänzlich wegfiel.

Jetzt zog die Farbe die Aufmerksamkeit der Regierungen auf sich. Da man concentrirte Schwefelsäure zur Auflösung des Indigo verwendete und mancher Händler diese Säure nachher nicht gehörig zu neutralisiren verstand, so wurde manche gefärbte Waare verdorben. Diesen Umstand benutzten die Waidbauern in mehreren Ländern Europa's (z. B. in Thüringen, in Frankreich, besonders in Languedoc, in Italien u. a.), welche durch die neue Farbe ihren Erwerb bedroht sahen und wußten den Indigo in so übles Licht zu bringen, daß die Regierungen die Anwendung des Indigo als Farbe verboten. Dies geschah zuerst 1557 und die Verbote wurden 1577, 1594 und 1603 erneuert. In der Reichspolizeordnung d. d. Frankfurt a. M. 1577 heißt es unter Anderem: „Eleichfalls ist uns glaublich fürgebracht, daß durch die neulich erkundene, schädliche und betrügerliche, freßende oder corrosio Farbe (so man Teufelsfarbe nennt) Jedermann viel Schaden zugefügt wird, indem, daß man zu solcher Farbe statt des Waid's Nitriol und andere freßende wohlfeilerer Materialien braucht, dadurch gleichwol das Tuch im Schein so schön, als mit der Waidfarbe gefärbt und wohlfeiler hingegeben werden kann, aber es wird solch gefärbt Tuch, da man es schon nicht anträgt, sondern in den Trüben oder auf dem Lager liegen läßt, in wenig Jahren verzehet und durchfressen; derohalben wollen wir solch neue verderbliche Luchfarbe gänzlich verbieten, auch allen und jeden Obrigkeitlen ernstliches Aufsehen zu thun hiermit aufgelegt haben, in ihren Städten und Gebieten, damit solche freßende oder Teufelsfarb von den Luchfärbern gänzlich vermieden bleib.“

Dieser Mandat ist im J. 1595 auch in Württemberg bekannt gemacht worden. Es heißt darin unter Anderem: „Man wirft den Färbern und Kaufleuten im Reiche vor, daß sie statt der guten, bisher gebrauchten und bei dem Seidenhandel in den Städten approbirtten Farben und Materialien gar freßende Materialien gebrauchen.“ Ebenso befahl die württembergische Landesordnung von 1621, daß die Lächer nicht mit Teufelsfarbe oder Rinde, sondern allein mit Waid, Gallä, Kupfer und anderen guten Farben gefärbt werden. Ein gleiches Verbot steht in der Ordnung der Lächer in Stuttgart, 53

welches jetzt einer der bedeutendsten Plätze für den Indigohandel in Teusschland ist: „Item, es soll auch beim Eid Niemand keine gelbte Woll aus der Teusschloßfabrik untermischen, noch vermischen.“

Im J. 1632 wurde Gustav Adolf, als er in Teusschland war, angegangen, zum Nutzen der Waidbauern, den Indigo in Teusschland zu verbieten und in Sachsen wurde er 1650, 1652 und 1653 sogar bei Leibesstrafe verboten, das dieselbe Land wegen seines Waidbaues am meisten durch den Indigohandel verlor.

Im J. 1654 wurde obiges kaiserliches Edict unter Androhung von Strafen an Gut, Ehre und bei Verlust der Waare erneuert und Maßregeln vorgeschrieben, welche auch die geringste Einfuhr verhindern sollten, weil der Waidhandel darunter leide, gefärbte Waaren beeinträchtigt werden und das Geld aus dem Lande wandere. Um diese Zeit hatte der Indigo den Namen „Teusschblau.“

Die Stadt Nürnberg ging in ihren Verordnungen darüber wol weiter, als irgend eine andere Regierung. Sie schrieb den in Nürnberg ansässigen Färbern einen jährlich zu erneuernden Eid vor, vermöge dessen sie befähigt wüßten, keinen Indigo zu verwenden; eine Vorschrift, die noch spät in Kraft geblieben ist.

Im J. 1598 wurde auf die dringende Vorstellung der Generalstaaten von Langurde, dem Antrage der Waidbauern gemäß, der Verbrauch des Indigo auch in dieser Provinz verboten; im J. 1669 wurde das Verbot gemildert, aber erst 1737 erließen die Färber in Frankreich die Erlaubnis, sich jedes beliebigen Färbstoffs bedienen zu dürfen. Dieses Verbot bewirkten wenigstens, daß man sich bemühte, die Waidfarbe zu verbessern, um dadurch den Indigo entbehrlich zu machen. Man nannte diese verbesserte Waidfarbe Waidindigo. Dies Alles half aber Nichts; der Indigo siegte und noch jetzt braucht Europa für 50—60 Millionen Thaler Indigo zu Färbereien in Wolle, Baumwolle, Luch, Leinen und Seide, seltener zu Malerfarben. Sowie sich aber der Verbrauch des Indigo vermehrte, erweiterte sich auch der Anbau desselben. Seit 1783 bauen die Engländer den Indigo in Ostindien an und gegenwärtig kommt auch der meiste und beste aus ihren Colonien, sowie auch London der Weltmarkt für diesen Artikel geworden ist. In den ersten 20 Jahren der Beschneidung Bengalens durch die Engländer war die Ausfuhr des Indigo gering; Europa bezog damals seinen Bedarf aus Amerika und namentlich aus St. Domingo. Seitdem aber die Engländer selbst den Indigoanbau in Ostindien betreiben, hat er sich außerordentlich gehoben. Denn schon das Verfahren, welches die Engländer beim Baue der Pflanze und der Bereitung des Pigments befolgen, ungefahr dasselbe ist, wie das der Eingeborenen, so haben sie doch aus ihrer größeren Geschicklichkeit und Intelligenz und aus den größeren Capitalien, die sie dazum anlegen konnten, ungeborene Vortheile gezogen. In ihren Händen ist dieser Zweig des Gewerbes vom commerciellem Standpunkte aus bei weitem der wichtigste für ganz Indien geworden; aller Indigo,

den sie gewinnen, ist für die Ausfuhr bestimmt, während das Erzeugniß der Eingeborenen das einheimische Bedürfnis deckt. Von welcher Wichtigkeit diese Culturart ist, kann man daraus schließen, daß sie einen Raum von 1,200,000 englischen Morgen einnimmt, 300,000 Familien ihrer Unterhalt gewährt und 1,600,000 Pfd. Sterl. jährlich erfordert. Das Product von Bengalen beträgt jährlich 80—100,000 Centner. Neben dem bengalischen Indigo kommt der von Java immer mehr in Aufnahme; im J. 1829 wurden schon 152,000 Pfund ausgeführt, 1830 kamen 2055 Kisten, 1842 4712 Kisten und 1844 5519 Kisten Indigo von Java nach Amsterdam.

In Europa hat man auf Malta im 17. Jahrh. und in der Gegend von Mailand in neuerer Zeit gelungene Versuche mit Anpflanzung des Indigo gemacht. Schon Kaiser Joseph II. hatte einen Preis von 200 Ducaten auf ein Pfund Samen, welcher von einheimischen Pflanzen gezogen werden würde, gesetzt, aber Niemand hatte sich dazu gemeldet.

Früher glaubte man, daß der Indigo erst durch die Spanier in Amerika eingeführt worden sei; allein Humboldt hat nachgewiesen, daß Ferdinand Columbus, in der Lebensbeschreibung seines Vaters, unter den Erzeugnissen der Insel Hayti auch den Indigo angeführt habe, und auch die alten Gemälde der Mexicaner beweisen, daß sie den Indigo kannten. Der Gebrauch desselben war schon den alten Azteken in Mexico vor dessen Eroberung bekannt. Sie nannten die am Feuer getrockneten Breite von Indigo Mohtilli oder Tleuohuilli und die Pflanze selbst hieß mit mexicanischer Kürze Xiahquillipitzahuac. Die älteste Nachricht vom amerikanischen Indigo folgt Lopez de Gomara gegeben haben, welcher Columbus begleitet hatte. Die Amerikaner, namentlich die Mexicaner, färbten sich die Haare damit und Ferdinand Columbus sagt in der angeführten Stelle, daß sie das Pigment daraus gemacht haben, welches die Latiner Caeruleum nennen. Dreißig Jahre nach der Eroberung Neuspaniens gebrauchten die Spanier den Indigo als Zinte und noch heutigen Tages schreibt man in Santa Fe mit dem Saft der Uvilla Cestrum tinctorium; ja es war vom spanischen Hofe den Biscaynen aufgegeben, alle amtlichen Schriften mit diesem Uvillablau schreiben zu lassen, weil man erkannt hatte, daß es unverwundlicher als die beste europäische Zinte sei.

Wenn man nun auch der Behauptung Raynald's nicht bestimmen kann, daß die Cultur der Indigopflanze erst durch die Europäer in Amerika eingeführt worden sei, so ist es doch nicht unwahrscheinlich, daß die Europäer auch Indigoheklunge von Ostindien nach America versandt haben, wenigstens verdankt die Indigocultur in Amerika der höheren Intelligenz der Europäer den schnellen Aufschwung.

Es kommt also diese Waare aus beiden Indien nach Europa. In Amerika hat die Indigocultur bedeutenden Umfang in Venezuela und Guatemala; geringer ist sie in Mexico, wo der beste auf der Westseite des

Landes aus der *Indigofera argentea* bereitet wird; etwas bedeutender ist der Anbau in Westindien, besonders auf den britischen Inseln.

Im J. 1699 wurde der Indigobau in Carolina eingeführt; man hatte den Samen von Hindostan nach Westindien gebracht, und der Gouverneur Lukas sandte zufälliger Weise eine Samenprobe an seine in Carolina sich aufhaltende Tochter, die eine Freundin von Pflanzern war. Nach mehreren schlageliegenden Versuchen gelang es ihr, die Pflanze zur Blüthe und Reife zu bringen. Der Gouverneur schickte jetzt einen gelehrten Indigobereiter; der erste Indigo in Carolina wurde gewonnen und die Folge war, daß das unternehmende junge Mädchen, die erste Pflegerin der Pflanze, bei ihrer Verheirathung als reiche Aussteuer von ihrem Vater die ganze Indigobeernte, die jenes Jahr auf der Pflanzung gewonnen wurde, erhielt. Jedermann wollte nun auch Indigo bauen und bald wurden in einem Jahre 200,000 Pfund nach England geschifft und vor dem Kriege im J. 1775 betrug die Ausfuhr 1,100,000 Pfund.

In neuerer Zeit ließ Richemond Ali aus Asien Indigopflanzen nach Aegypten kommen und 1831 wurden schon 70,000 Oda (44 Oda = 1 Centner), im Jahre 1836 12,500 Centner Indigo gewonnen. Gegenwärtig wird der Indigo in Ostindien und zwar in Bengalen, Madras, Bombay, Pondichery, Batavia und Manilla, in Amerika in Guatemala und Caracas, Hayti, in Carolina und Louisiana, in Afrika am Senegal, auf Bourbon und in Aegypten gebaut. In neuerer Zeit hat die russische Regierung den Indigo in Transkaukasien anbauen lassen.

Die Ausfuhr aus Ostindien beträgt jährlich gegen 8 Mill. Pfund (1829 wurden 9 Mill. Pfund ausgeführt), wovon nach Deutschland 2—2½ Millionen kommen.

Von den zum Gelbfärben dienenden Pflanzen nennen wir zuerst den hin und wieder wildwachsenden, aber in Deutschland, England, Holland und Südrankreich auch im Großen cultivirten Bau (*Reseda luteola* Linné, auch unter dem Namen Waarsede oder Hilbskraut bekannt). Er liefert eine vortreffliche gelbe Farbe, die viel höher, fester und angenehmer ist, als die von dem im größten Theile von Europa und in Mittelasien in wüsten Wäldern wild vorkommenden Färbegewächsen (*Genista tinctoria* Linné). Der Bau liebt ein warmes, trockenes Klima; ein milder, sandiger Lehm oder lehmiger Sand mit einigen Kalksalzen sagt ihm am meisten zu. Der auf trockenem heißem Sandboden angebaute ist besser als der auf fettem fruchtem Thonboden. Das Land muß durch vorauszugehenden Haackbau oder anderweitige fleißige Bearbeitung gut vorbereitet sein, auch in guter Dunstkrast liegen. Frische Düngung hält man nicht für angemessen. Der Bau wird theils als ein, theils als zweijährige Pflanze gebaut. Der weniger häufige ist der Winterbau, welcher weniger Farbeffekt haben soll und Mitte August ausgefaat wird. Der Sommerbau wird dagegen gefäet, sobald es die Witterung

und die Trockenheit im Frühjahr gestattet, im März oder Anfangs April. Er verlangt schon eine Furche vor Winter und eine im Frühjahr, sowie auch ein fleißiges Eggen. Der Samen wird gewöhnlich breitwürfig gefäet, schwach untergeegelt und gewalzt. Man bedarf für den Morgen 6 bis 7 Pfund Samen (11 bis 13 Pfund für das Joch). Die aufgegangene Saat muß durch Jäten und Hacken stets rein gehalten und die zu dicht stehenden Pflanzen müssen dabei entfernt werden. Bei ungenügender Witterung mißthät der Bau öfters. Die Entzeit ist gewöhnlich Anfangs August, wenn die Pflanze blühet. Der Bau wird in der Regel mit der Sichel geschnitten, zuweilen jedoch, namentlich im trockenen Sandboden, auch ausgeraut und die Wurzeln von der Erde gereinigt. Diese Pflanzen werden dann gesammelt und auf luftigen Böden oder Kammern im Schatten getrocknet. Wenn dies geschieht, werden sie in Bündel gebunden und zwar so, daß die Blüthenköpfe in entgegengesetzter Lage innerhalb zu liegen kommen, damit kein Blumenstaub verloren gehen kann. Zum Samenziehen läßt man eine Partie Baupflanzen zur vollen Reife kommen. Der Ertrag vom zweijährigen Bau wechselt von 15 bis 32 Centner vom Morgen (28 bis 60 Str. vom Joch), der einjährige trägt 12 bis 25 Str. vom Morgen (23 bis 48 Str. vom Joch).

Eine andere zur Gewinnung der gelben Farbe angebaute Pflanze ist der Saffor oder auch Büstentkraut, wilder Safran, trutischer Safran (*Carthamus tinctorius* Linné) genannt. Er wächst in Ostindien, Vorderasien, Aegypten und Südeuropa wild und wird in Ostindien, namentlich bei Guzerat, in Aegypten, Spanien, Italien, Ungarn, Thüringen und Südamerika angepflanzt. Seine Blumen geben beim Auswaschen eine gelbe, bei weiterer chemischer Behandlung aber eine vorzügliche Rosa- und Scharlachfarbe. Der Saffor will einen guten lockeren, warm gelegenen Boden, welcher, wenn er nicht bereits in sehr kräftigem Zustande sich befindet, vor Winter mit verrottetem Mist gedüngt und tief gepflügt wird. Sein Anbau eignet sich sehr gut nach Haackfrucht und darf einmal nach einander auf den nämlichen Acker gebracht werden, ohne daß der Ertrag geschmälert würde. Im April wird die Saat vorgenommen, am besten, indem man die Samen in 1½ bis 1½ Fuß entfernte Reihen und in den Reihen ½ Fuß von einander legt. Man säet auch breitwürfig oder in Stufen und verdünnt später die Pflanzen nach dem angegebenen Maßstabe. Die junge Saat wird beackert und rein gehalten. Wenn die Blüthen eine dunkelgelbe Farbe bekommen haben, was gewöhnlich im Monate August zu geschehen pflegt, so werden sie nach und nach in der Frühe abgenommen und an einem schattigen, luftigen Plage getrocknet. Man kann 50 bis 120 Pfund trockene Blüten vom Morgen (90 bis 200 Pfund vom Joch) ernten. Den Samen läßt man noch zur Reife kommen, da er einigen Werth zum Deilschlagen hat. Die gebörten Blätter geben ein gutes Schesfutter. Da man sich gegenwärtig in den Färbereien aber mehr des mit schöneren und dunkleren Blüten

ausgestatteten orientalischen Safflors bedient, so ist diese Pflanze zum Anbau in Teutschland nicht zu empfehlen. Zum Gelbfarben werden auch die getrockneten Blütennarben des Saffrans (*Crocus sativus*) angewendet, welcher in der Türkei, in Rußland, Spanien, Frankreich, England und namentlich in Oesterreich und Italien im Großen angebaut wird. Im 15. und 16. Jahrh. war der Saffranbau ein ganz besonders wichtiger Kulturzweig in Europa. Von Spanien, wohin er durch die Mauren gekommen war, verbreitete sich der Anbau nach Frankreich und in andere Länder. Der Saffran wird auch als Gewürz zu Speisen und als Arzneimittel benutzt.

Von ausländischen zum Gelbfarben in Anwendung kommenden Gewächsen sind zu erwähnen die Färbercheir, Quercitron (*Quercus tinctoria*), ein in Nordamerika einheimischer hoher Baum, dessen bitter Rinde den gelben Farbstoff enthält. Der Drilbanbaum (*Bixa Orellana*), im heißen America einheimisch, aber in vielen Gärten in Cultur stehend, ist ein niedriger Baum mit herzförmig-länglichen Blättern und in Rispen stehenden einblühdigen Blüten, aus dessen gestochenen und in Gährung gebrachten Samen ein zum Roth- und Gelbfärben gebrauchter Farbstoff, Drilan, Rulu oder Urulu genannt, gewonnen wird. Eine unter dem Namen Kurume (*Curcuma longa*) bekannte Pflanze aus Ostindien und China liefert einen in Weingeist leicht löslichen gelben Farbstoff. Hieher gehört auch die Drüsilflechte (*Rocella tinctoria*), ein Kreuzgais der afrikanischen Küste und der kanarischen Inseln, welche mit Ammoniak behandelt, eine schöne rothe Farbe, namentlich den Radmus, liefert.

Eine grüne und gelbe Farbe wird von mehreren Arten des Kreuzdorns (*Rhamnus*) gewonnen; so geben namentlich die unreifen Beeren vom echten Kreuzdorn (*Rhamnus cathartica* Linne) eine safrunne und gelbe Farbe; dasselbe gilt auch von einigen südeuropäischen Arten dieser Gattung mit immergrünen Blättern, wegen die innere Rinde vom Kaubaume (*Rhamnus Frangula* Linne) bloß zum Gelbfarben benutzt wird.

Schwarz färbt man unter andern mittels der Galläpfel (Knoppeln), welche durch den Stich der Gallwespe an den Eichen auswachsen und besonders am mittelländischen Meere gesammelt werden.

Obgleich außer den erwähnten noch andere Pflanzen einen Farbstoff enthalten und als wildwachsende Arten leicht gesammelt werden könnten, so sind sie doch von weit geringerer Bedeutung, wie dies mit der Färberkeir (*Serratula tinctoria*), mit dem Waldmeister (*Asperula odorata*), mit dem Labkraut (*Galium*) und andern der Fall ist.

Zu der dritten Abtheilung der Gewerbepflanzen gehören die eigentlichen Färbigewächse oder die Gewerbepflanzen im engeren Sinne, zu denen der Tabak, welcher bisweilen zu den Gewürz- und Arzneipflanzen gestellt wird, die Webersaede und das Eisenkraut zu rechnen sind.

Keine Pflanze, ohne zur Speise oder zum Trank

zu dienen, hat wol eine größere Verbreitung erlebt, keine ist wol so sehr zum Bedürfnisse aller Völker und Stände, wenige Individuen ausgenommen, geworden, als der Tabak; ja er hat sich seit der Mitte des 16. Jahrh. in Europa selbst weit schneller und leichter verbreitet, als die Benutzung der Kartoffel. Ursprünglich ist diese Pflanzengattung im tropischen America heimisch, sie wird aber jetzt in verschiedenen Arten in allen Welttheilen angebaut; auch in China verbraucht man eine ungeheure Menge Tabak zum Rauchen, woraus einige Schriftsteller mit Unrecht schließen, daß das Vaterland der Tabakpflanze nicht nur America, sondern auch Asien sei. Gewöhnlich wird als erster Verplanzer des Tabaks nach Europa Johann Nicot, Gesandter Königs Franz II. am portugiesischen Hofe, angegeben, welcher die Pflanze im J. 1560 von der Insel Zabago mitgebracht haben soll; daß dem aber nicht so ist, ersieht man aus der interessanten Arbeit von Welz über diesen Gegenstand, welche hier benutzt ist.

Den Gebrauch, die trockenen Blätter des Tabaks zu rauchen und die gestochenen zu schnupfen, fanden die Entdecker America's schon bei den Eingeborenen. Ersterer sahen mehr von den Eingeborenen von Cuba mit Feuerbränden herumgehen, indem sie getrocknete Kräuter, die sie in ein Blatt davon wickelten und so eine Röhre bildeten, an einem Ende anzündeten und das andere in den Mund nahmen. Diese Röhren, aus welchen sie beständig Rauchwolken ausströmen, nannten sie *Tobacero*, ein Name, den man seitdem auf die Pflanze selbst, woraus die Röhren gemacht wurden, übertragen hat. Man nimmt meist an, daß der Vater Romane Vane, den Columbus 1496 auf St. Domingo zurückließ, die erste Nachricht vom Rauchen gegeben habe. Allein in seinem Berichte kommt weder das Wort Tabak, noch etwas vom Feuer vor, wiewol nicht zu leugnen ist, daß er bei seiner verwirrten Schreibart leicht vergessen haben könnte, beides zu erwähnen. Nach Oviedo, der Aufkate zu St. Domingo war, von dem wir die erste genauere botanische Beschreibung des Tabaks in seiner *Historia general de las Indias* 1535 haben, rauchten die Insulaner ihren Tabak durch die Nase. Eine Kalebasse füllten sie mit einem Kräuterpulver, das sie *Cogioaba*, *Cohoba*, *Guioja* nannten. In die Kalebasse steckten sie einfache oder gabelförmig gestaltete Röhren, sodas eine oder beide Öffnungen in die Nasenlöcher pockten. Es scheint, daß die herausende Kraft zuerst von ihren Zaubekern bei Wahrsagungen angewendet wurde. Durch den Tabaksrauch mag man wol auch die Roskitten vertrieben haben. Die Wilden in Panama wickelten ein Blatt Tabak dicht zusammen, zündeten es an einem Ende an und ließen sich durch das andere Ende den Rauch von einem Knaben ins Gesicht blasen. Die Indianer in Canaba hatten eine Gröfz, mit allerlei Wärdern und Lappchen gezierter Tabakspitze, die sie *Calumet* nannten.

Als Jacques Cortier, der Vater des französischen Entdeckers, 1534 auf seiner Reise nach Canada den Lorengstrom hinabfuhr, sah er die Wilden ebenfalls

rauchen. Sie zogen den Rauch durch ein Rohr mit einem Mundstücke ein, sodaß sie sich ordentlich benebelten, dann bliesen sie den Rauch durch Mund und Nasenlöcher wieder aus und diese Wirkung, sagten sie, hatte sie warm und gesund.

Zu Dieudo's Zeit (1535) hatten schon die Neger angefangen, auf den Pflanzungen ihrer Herren für sich Tabak zu bauen und die Blätter zu rauchen, was auch viele Spanier thaten, weil sie es für ein Heilmittel hielten.

Die Amerikaner auf dem festen Lande nannten das Kraut *Petun*, woraus bei den Kaufleuten später die Aufschrift „*Petum optimum*“ entstanden ist.

Die Mexicaner, bei welchen sich die Hofleute des Kaisers nach dem Essen durch dieses narcotische Mittel zu ihrer Siesta einschlieferten und wo, wie in Peru, die Eingeborenen rauchten und schnupften, nannten die Tabakspflanze *Yell* oder *Pyell*, eine andere Art hieß *Quanyhell*; das Rohr, wodurch man es rauchte, hieß, wie die zusammengegrüllten Blätter bei den Einwohnern von Cuba und Haiti, *Tabaccos*, und von ihm hat die Insel *Tabago* durch die Spanier ihren Namen erhalten, weil sie viel von diesem Rauchtrome daselbst antrafen. Daß das Rauchen in America eine uralte Sitte war, beweisen die unter anderen amerikanischen Alttertiären ausgegrabenen Pfeifenköpfe.

Wer den Tabak zuerst nach Europa gebracht habe, ist unbestimmt. Monardes war der erste, welcher den Irrthum verbreitete, der Tabak habe den Namen von der Insel *Tabago* erhalten. Einige nehmen an, *Cerónimo Benjono*, der auch unter dem Namen *Girolamo Benjoni* bekannt ist und der von 1542—1556 in Westindien war, habe die erste Nachricht davon nach Europa geschickt oder gebracht; Andere glauben, Franz Andrea Thever, der 1555 in Brasilien das *Petun* kennen lernte, habe in demselben Jahre den Tabak nach Europa gebracht, wenigstens erschien in seiner Kosmographie 1575 die erste Abbildung der Pflanze; noch Andere schreiben die Einführung der Pflanze dem Franzosen Hernandez de Toledo (1560) zu, der 1200 amerikanische Pflanzen zeichnen ließ. Nach einer Aeusserung des Lopez de Gomara, der die Nachrichten des Peter Martyr nachschrieb, soll der Tabak im J. 1553 noch nicht in Spanien gewesen sein. Gewiß ist, daß im J. 1559 der erste Tabakfamen und zwar wahrscheinlich aus Brasilien nach Portugal kam. Die Pflanze galt für ein vorzügliches Heilmittel. Der französische Gesandte in Lissabon, Ricot, welcher diesen Samen erhalten hatte, setzte ihn 1560 in seinen Garten, wo die Pflanzen gediehen. Von ihm hat nachher die Tabakspflanze ihren systematischen Namen *Nicotiana* erhalten. Der Verwandte einer seiner Pagen heilte sich zufällig durch Tabakumschläge den schon weit vorgeschrittenen Rosenkrebs an der Hand. Diese beiden Auren erregten Aufsehen; man nannte die Pflanze *Gesandtenkraut* und Jedermann wünschte davon zu erhalten. Ricot schickte noch im nämlichen Jahre die Pflanze mit der Gebrauchsanweisung nach Frankreich, wo sie Katharina

von Medicis, Mutter und Vormünderin Franz' II., in ihren eigenen Gärten zu Paris und Marly pflanzen ließ und von ihren Heilkräften Gebrauch machte. Der Tabak bekam in Frankreich verschiedene Namen, Herbe de la reine mere, Herba medicaea, das *Pulver Poudre à la reine* und nach dem damaligen Grefrier aus dem Hause Lesbriegen, der den Tabak stark brauchte, Herbe du Grand prieur. Nach dem Cardinale Prosper Peblicola de la Crosse, der den Tabak nach seiner Zurückkunft aus Portugal, wo er päpstlicher Gesandter gewesen war, mit nach Rom brachte und in Italien bekannt machte, nannte man ihn Herbe de la sainte croix, sowie nach dem Bischöfe Nicolaus Tornabona, der den Tabak 1580 ebenfalls nach Italien brachte, Tornabona.

Die Pflanze wurde nach und nach bekannter und von mehreren Botanikern jener Zeit in ihren Gärten angepflanzt, sodaß man in den Jahren 1560—1580 in Portugal, Spanien, Frankreich, Deutschland, in der Schweiz und Italien Tabakspflanzen fand. Im Jahre 1565 lernte Gefner in Zürich den Tabak kennen; er hatte ihn von Adolf Deco, Stadthofmeister in Augsburg, der ihn in Deutschland zuerst anpflanzte, erhalten. In demselben Jahre war er auch in Venedig von einem Geistlichen, Professor Artius, angepflanzet worden. Die Pflanze galt aber immer noch als Heilkraut und wurde nicht zum Rauchen verwandt. Dies war noch zu Clusius' Zeiten der Fall, welcher von ihr sagt, daß sie nicht sowohl als Bierpflanze, sondern wegen seiner ausgezeichneten Eigenschaften, absonderlich von einigen edeln, der Kräuterkunde beflissenen Mätronen sorgfältig gezogen werde, welche aus seinen frischen oder im Schatten getrockneten Blättern durch Destillation einen Saft gewinnen, woraus eine Salbe bereitet wird, mit der sie mit glücklichem Erfolge alte faulende, bössartige Geschwüre, den Brand, die Raude, Flechten, Krätze und Nabel der Augen heilen. Ebenso günstig spricht sich 1636 Pancerolus in seinem Kräuterbuche über die Heilkräfte des Tabaks aus. Nachdem er alle Namen desselben, *Tabacum*, *Nicotiana*, *Petum*, *Hyoscyamus peruvianus*, *Tornabona*, *Sana Sancta*, *Sanctae crucis*, *Indianisch* oder heilig *Binderkraut* aufgezählt hat, sagt er: „Dieses Kraut macht Riesen und Schläfen, reinigt den Gaumen und das Haupt, vertreibt die Schmerzen und Müdigkeit, stillt das Zahnweh und Mutteraufsteigen, behut den Menschen vor der Pest, verzagt die Läuse, heilt den Erind, Brand, alte Geschwüre, Schaben und Wunden.“

Durch solche übertriebene Behauptungen über die Heilkräfte der narcotisch wirkenden Pflanze begünstigt, schlich sich nun auch in Europa die Sitte ein, die Blätter derselben in kleinen Töpfen oder Rollen zu verbrennen und den Rauch durch den Mund zu ziehen oder sie auch gepulvert in die Nase zu stoßen und che 150 Jahre vergingen, rauchte und schnupfte man in der alten Welt Tabak von Lissabon bis Peking und von Island bis zum Vorgebirge der guten Hoffnung. Holländische und englische Mätronen schienen die Sitte des Rauchens zu-

erst nach dem Norden von Europa gebracht zu haben. Schiffeleute, sagt Kenier 1570 in seinem Kräuterbuche, so aus Indien und Portugal kommen, pflegen die Blätter dieses Krautes gebohrt oder zusammengewickelt in einem Trichterlein oder Hörlein, von Palmblättern gemacht, zu stecken und jünden solches an einem Ende an, schöpfen, ziehen und saugen den Rauch oder Dampf mit dem Munde in den Leib. Solches vertreibt ihnen den Hunger und Durst und gibt ihnen solche Kraft, daß sie ganz hart, kräftig und fröhlich darnach werden und auch davon entschlafen, als wenn sie von Wein trunken worden.

Nach England soll die Sitte des Rauchens durch die Flotte Drake's (1583 oder 1586) aus Virginien gebracht worden sein; hier hatten die Briten zuerst unter den Wilden Tabaksfeifen von Xbon gesehen. Der erste bedeutende Mann aber, welcher rauchte, war Walter Raleigh, der 1578 von Virginien Tabak mitbrachte, was ihm nachher bei seinem unglücklichen Prozesse von seinen Richtern unter anderen auch zum Verbrechen angerechnet wurde. Hariott, welcher Raleigh auf seiner Reise nach Virginien begleitet hatte, gibt in seiner Beschreibung dieses Landes an, wie er dort dies Kraut gefunden und wie er sich gewöhnt habe, auf indianische Weise zu rauchen.

Zuerst nahmen bloß Matrosen und Schiffssoldaten die Sitte an, allein bald riß sie auch unter den höheren Ständen ein. Unter der Regierung der Königin Elisabeth verbreitete sich die Gewohnheit und der Engländer Stow, der ums Jahr 1631 schrieb und den Tabak ein „stinkendes, zu Gottes Unchre viel gemisbrauchtes Kraut“ nennt, erzählt, daß zu jener Zeit das Rauchen sogar unter vielen Frauen gewöhnlich gewesen sei. Unter Jacob I. fingen sogar die Hofleute das Rauchen an; ja man rauchte in Theatern und Kirchen. Der König selbst erklärte sich dagegen und erließ 1604 ein Verbot gegen das Rauchen bei einer Strafe von 6 Schilling für das Pfund, ließ auch Schnupfer und Raucher vom gemeinen Volke erbärmlich prügeln, Edle darfuß, mit geklorenem Bart, aus London verwiesen. In Erford wurde in Gegenwart des Königs über den Tabak disputiert und die Schädlichkeit des Rauchens zu des Königs großem Wohlgefallen bewiesen, worauf er selbst eine Schrift herausgab: *The counterblast to tobacco* (Gegenblaser wider den Tabak). Auch pflegte der König zu sagen, wenn er den Tusch zu Tische laden wollte, würde er ihm Dreierlei versehen, ein Ferkel, Stodfisch und Senf und eine Pfeife Tabak zur Verdammung. Im J. 1619 schrieb er gegen die Raucher das satirische Buch *Miscocapnos*, wegen der Jesuiten in Polen den *Antimiscocapnos* herausgaben.

Der König hatte in seiner Schrift gesagt, es sei unwürdig für eine civilisirte Nation, Getauche von solchen Barbaren, wie die wilden Amerikaner, anzunehmen. Der Gebrauch des Tabaks schade der Gesundheit, schwäche den Körper, stumpfe den Verstand ab, führe Unreinlichkeit mit sich und wirke schädlich auf den Geist des geistlichen Lebens ein; wenn nämlich das Ta-

bakrauchen in dem Grade zunehmen sollte, wie es angestanden habe, so würden zuerst selbst die Frauen genöthigt sein, auch zum Tabake ihre Zuflucht zu nehmen, weil sie es sonst nicht würden aushalten können, mit ihren stinkenden Männern zu leben.

Dagegen erschien von Thorius 1628 ein Lobgedicht des Tabaks, *Hymnus tabaci*. In England gab es aber auch schon, wie Camden in seinen Annalen vom Jahre 1585 sagt, ebenso gut Tabakshäuser, als Bier- und Weinstuben.

Auch in anderen Ländern, wo sich die Sitte des Rauchens mit steigender Schnelligkeit verbreitete, erhoben sich Verfolgungen gegen den Tabak. Geistliche und weltliche Obrigkeit eiferten bis zum Ende des 17. Jahrhunderts gegen das Tabakrauchen und Schnupfen, das merkwürdiger Weise, gegen alle Regeln der Mode, nicht von der vornehmen Welt, sondern von Matrosen und Soldaten ausgegangen war. Segar von den Kanalen predigte man dagegen, befehlungsachtet verbreitete sich die Sitte des Rauchens immer weiter. Einige junge Engländer, welche die Universität Leiden besuchten, theilten die Sitte des Rauchens den Holländern als eine seltene Merkwürdigkeit mit.

Nach Teutschland soll der Gebrauch des Tabaks durch die Heere Karl's V. aus Spanien gekommen sein, sowie er sich auch von Holland aus über Belgien nach Teutschland verbreitete. Durch schwedische Soldaten, die den Tabak erst in Teutschland kennen lernten, kam das Rauchen 1630 nach Sachsen und zwar nach Weissen, durch einige Compagnien Engländer 1620 nach Zittau.

In der Türkei, wohin das Rauchen 1605 durch europäische Kaufleute gekommen war, verbot Murat IV. 1605 das Tabakrauchen bei Todesstrafe und um die Sitte lächerlich zu machen, ward 1610 ein Türtle mit durch die Nase gestopener Pfeife in den Straßen herumgeführt. Nach einer Nachricht soll schon Muhammed verboten haben, während des Ramadan vor Sonnenuntergang eine Pfeife zu rauchen; dies ist jedoch unrichtig. Ebenso streng wurde das Rauchen in Rußland verboten, besonders wegen der dadurch verursachten Feuersbrünste. Selbst der Patriarch mifchte sich in den Streit und behauptete, der Tabakrauch bedede die Bilder der Heiligen. Im J. 1634 wurde die Strafe des Nasenabschneidens darauf gesetzt, im J. 1650 das Verbot erneuert, überhaupt war in Rußland unter allen europäischen Ländern das Rauchen am längsten verboten. Die Altgläubigen in Rußland haben noch jetzt einen Abscheu vor dem Tabake, sie nennen ihn ruchlos, Gift misfälliges Gras und babilonisches Kraut.

In Schweden kam der Tabak unter der Königin Christina mehr in Gebrauch, während die Bauern nicht lange vorher, als ein Schiff an der schwedischen Küste gestrandet war und Tabakstrohen zu sehen bekamen, glaubten, daß es Stricke wären, um das Vieh damit anzubinden; aber schon im J. 1641 war das Rauchen allgemein in Schweden.

In Norwegen soll der Rauchtabel schon 1616 bekannt gewesen sein; man verkaufte die Elle für 3 Mark.

In Bern erließ man im J. 1661 eine neue, nach Art der zehn Gebote eingetheilte Polizeiordnung, in welcher gleich nach dem Verbote: du sollst nicht ehebrechen, das Gesetz kam: du sollst nicht rauchen. Dieses Verbot wurde 1675 erneuert und das deshalb niedergelegte Tabaksgericht *Chambre du tabac* hat sich bis in die Mitte des 18. Jahrh. erhalten.

Im J. 1670 wurde das Rauchen in Glarus mit einer Krone bestraft; in Appenzel fing man im J. 1653 an zu rauchen. Anfanglich ließen die Kinder denen nach, welche aus den Straßen rauchten; da ließ der Rath die Tabakraucher vorladen und bestrafen, auch den Gastwirthen befehlen, diejenigen anzuzeigen, welche bei ihnen rauchen würden. In anderen Theilen der Schweiz wurden ebenfalls Tabakraucher und Gastwirthe, welche das Rauchen in ihren Häusern gebildet hatten, gerichtlich verfolgt; in einigen Cantonen kamen sie sogar an den Pranger.

In Siebenbürgen und Ungarn wurde im J. 1689 das Rauchen bei 300 Gulden Strafe verboten; im ersten Rande das Tabakspflanzen sogar mit Eingiehung der Güter bedroht.

Das Schnupfen soll bei den Spaniern zuerst aufgenommen und von ihnen auf die Italiener und Deutschen übergegangen sein. Die ersten Tabaksschnupper in Spanien sollen um das Jahr 1620 existirt haben. In Portugal, wo gegenwärtig das ganze Volk, Mann und Weib, Jung und Alt schnupft, war das Schnupfen im Jahre 1663 schon so beliebt, daß Alfons VI. nach der Schlacht bei Almariz (Almariz) jedem der englischen Soldaten, die so tapfer für ihn gekämpft hatten, zwei Pfund Schnupftabak anbot. Die in vieler Hinsicht belebende Wirkung des Tabakpulvers auf den Geist machte die Sitte des Schnupfens bald allgemeiner beliebt und namentlich ging sie von Spanien aus nach Frankreich über. Doch soll schon die Königin Katharina von Medici ihrem Sohne, König Karl IX., der oft an heftigen Kopfschmerzen litt, das Tabaksschnupfen als Heilmittel angerathen haben. Die Tabakbecken sind im 17. Jahrh. aufgefunden. Auf einem Gemälde aus diesem Jahrhundert sieht man einen Herrn, der in der rechten Hand eine Art Kugel hält, aus welcher er durch eine kleine Röhre auf den Rücken der linken Hand Tabak schüttet und ihn so an die Nase bringt. Als später der französische Hof den auswärtsigen Großen goldene Tabakröhren als Zeichen einer besondern Gnade zu schenken anfang, verbreitete sich das Schnupfen auch über die anderen Länder, jedoch zuerst nur unter den höheren Ständen, obwohl der weise Voltaire den Tabak eine herbe puerile, d. h. ein Einkaufen nannte.

Im J. 1624 that Papst Innocenz VIII. alle in den Bann, die in den Kirchen zu Sevilla schnupfen würden, weil schon damals spanische Geistliche Tabak in der Messe nahmen; die Pöbeln wurden beauftragt, den Schnupfern die Dosen wegzunehmen, eine Maßregel, die viel Gewinn abwarf, da diese meistens von Silber oder von Gold waren. Papst Innocenz XII.

erneuerte 1690 diesen Bann für diejenigen, welche in der Peterskirche zu Rom schnupften und erst 1724 wurde das Verbot durch Benedict XIII. aufgehoben, weil dieser sich selbst an den Tabak gewöhnt hatte.

Zuerst fanden blos die Männer am Rauchen und Schnupfen Gefallen, doch scheint das Wunderkraut schon früh auch die Lusternheit des weiblichen Geschlechts gereizt zu haben, davon zu naschen. Wenigstens konnte die Königin Charlotte von Preußen bei ihrer Krönung im J. 1701 sich nicht enthalten, die Langeweile, welche sie bei dieser Feierlichkeit beschlich, durch eine heimlich genommene Prise Tabak zu unterbrechen, was ihr Gemahl mit Unwillen bemerkte. Ein desto eifriger Anhänger des Tabaks war ihr Sohn, Friedrich Wilhelm I., der Gründer des berühmten Tabakcollegiums. Dagegen war die Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans, Enkelin des unglücklichen Böhmekönigs Friedrich von der Pfalz, seine Freundin vom Tabake und sprach sich in mehreren Briefen entschieden gegen das Schnupfen aus. So schrieb sie im J. 1713 an ihre Halbschwester Louise: „Es ist eine abschreckliche Sache mit dem Taboque, Ich hoffe, daß Ihr keinen Nehmt, siehe Louise, Es ärgert mich recht, wenn Ich hier alle weibliche mit den schmutzigen Nasen, als wenn sie sie In Dreck mit Verlaß gerieben hätten, daher kommen unbt die Finger In alle der Männer Tabakröhre stecken sehe, dann muß ich gleich schreien, so Ekelst es mir.“ Ähnlich äußerte sie sich in anderen Briefen.

Gegen Ende des 17. Jahrh. trat dagegen ein Wendepunkt für den Tabak ein. Als die europäischen Staatskünstler auch die finanziellen Kräfte des Wunderkrautes kennen lernten, wurde: der Tabak nicht nur geduldet, sondern sein Anbau sogar befohlen und durch eine feierliche Acte, Monopol genannt, dem lange verfolgten Fremdlinge das Heimathrecht ertheilt. Ueberdies machte auch die Einführung des Kaffees in den seit dem Ende des 17. Jahrh. aus der Türkei nach Frankreich, England, Holland und Teutschland verpflanzten öffentlichen Kaffeehäusern das Tabakrauchen auch in den höheren Ständen beliebt.

Die in neuerer Zeit zum großen Nutzen der Kaufleute, aber vielerseitigem Nachtheile der Raucher so sehr in Aufnahme gekommenen Cigarren sind in Teutschland schon zu Anfang des 18. Jahrh. durch die französischen Preere bekannt geworden, sie haben sich aber erst seit dem Durchzuge der spanischen Truppen des Marquis Romano durch Teutschland im J. 1808 mehr verbreitet.

Mit dem Anbau der Tabakspflanze in Europa hatte man schon im Anfange des 17. Jahrh. Versuche gemacht; so wurde in Holland bei Amersford der erste Tabak im J. 1615 gepflanzt; im J. 1620 brachte Robert Königsmann die erste Tabakspflanze aus England nach Strassburg; doch verbot 100 Jahre nachher der Magistrat dieser Stadt aus landwirthschaftlichen Gründen den Anbau des Tabaks auf seiner Rurung.

Im J. 1676 versuchten ein Paar Juden den Tabakbau in der Mark Brandenburg, der jedoch erst 1681 und 1687 zu Stande kam.

In Schweden muß der Tabaksbau ums Jahr 1690 angefangen haben, da die Regierung im J. 1687 die Einfuhr fremden Tabaks verbot, im J. 1696 aber gegen hohen Zoll erlaubte.

In Baiern wurde der Tabaksbau durch Johann Hans Schwingshärlein 1630 und in Thüringen durch Wilhelm Humann bei Weimungen eingeführt.

In Hessen und der Pfalz fing man 1697 an, Tabak zu bauen. Im Cantone Basel nahm der Tabaksbau im J. 1786 den Anfang.

Im J. 1626 wurde der Tabak schon verfälscht. Man brachte es darin bald so weit, daß ein der Verfälschung des Tabaks Angeklagter losgesprochen wurde, weil er betriebe, daß zu dem Tabake, den er verkaufte, kein Blatt Tabak kam. Nach und nach beklagten sich die Regierungen den Tabakshandel vor, kauften fremden Tabak, ließen den im Lande erzeugten an die Regien abliefern und duldeten keinen andern Tabak als den übrigen, wobei sie ungeheure Summen gewannen.

So erhielt 1740 Frankreich von der Tabakregie 2 Millionen Reichthaler, 1753 Portugal aus der Verpachtung des Tabakshandels 2 1/2 Mill. Thaler, Spanien Einnahme vom Tabake betrug 7,330,930 Thaler, 1768 erhielt Dänemark von seinem Tabaksregal 40,000 Thaler, 1770 Oesterreich von seinen Tabaksgefällen 806,000 Thaler, 1773 Neapel und Sicilien aus seinem Tabaksregal 446,000 Thaler.

Die finanzielle Rücksichten den inländischen Anbau in einem Lande empfehlen, so konnten Verhältnisse eintreten, daß dieser aus denselben Gründen eingeschränkt wurde. So schränkte Ludwig XIV. den Anbau des Tabaks in Frankreich ein, damit die Zolleinkünfte, welche die Einfuhr des amerikanischen Tabaks abwarf, nicht geschmälert wurden.

In Würtemberg scheint der Tabak ebenfalls im dreißigjährigen Kriege bekannt geworden zu sein, wenigstens kommt er schon im Jahre 1657 in der 7. Zellerordnung Würtembergs vor. Aber schon früher war der Gebrauch des Tabaks in Schwaben ebenfalls verboten und auch hier eiferten Regierung und Geistlichkeit gegen „die hochschädliche und gefährliche Sitte des Tabaktrinkens.“ Ein Kreisaußschreiben vom Jahre 1652 sagt: „Ebenmäßig soll auch durchgehends aller Tabak und Fruchtbranntwein und insbesondere das Tabaktrinken, als eine sowohl der Gesundheit halber, als wegen der Feuersgefahr und sonst in viel Weg hochschädliches Wesen gänzlich abgesehrt werden.“ Als dieses aber Alles nichts half, begnügte man sich zuletzt, nur der Feuersgefahr vorzubeugen und das Tabakrauchen in Mühlen, Kammern, Ställen, Scheunen und andern Orten, wo leicht entzündbare Gegenstände sich befinden, zu verbieten. Auch hier wurde, wie anderwärts, die Einfuhr des Tabaks gestattet, doch da die Finanzverwaltung bald einsah, daß viel Geld für den Tabak ins Ausland geht, so wurde der ausländische Tabak in Würtemberg verboten, dagegen im Jahre 1700 bekannt gemacht, daß im Lande selbst eine Tabaksfabrik errichtet worden sei, wodurch der fremde Tabak entbehrlich gemacht und der

Anbau dieser Pflanze im Lande begünstigt werden sollte. Dies war auch eine Zeit lang wirklich der Fall, bis neuerlich der Tabaksbau in Würtemberg wieder abgenommen hat.

Da nun der Tabak ein Handelsgewächs geworden war, so wurde er auch in den Colonien angepflanzt. Im Jahre 1616, ja schon 1581 fingen die Colonisten in Virginien an, den Tabak zu cultiviren. Anfangs war der Bau des Tabaks den Colonisten nachtheilig, weil sie den Getreidebau darüber vernachlässigten. Allein Argosz wies Gehege stellten die Unruhen und festen schon 1618 den Tabak als Surrogat des Getreides fest. Im folgenden Jahre nahm der Handel mit demselben seinen Anfang und schon damals wurden 20,000 Pfund nach England geschickt, während dieses Land außerdem an Spanien jährlich 60,000 Pf. St. für Tabak zahlte. Von dieser Zeit an hatte der Tabaksbau in den englischen nordamerikanischen Colonien immer mit Verboten zu kämpfen; so befohl Jacob I. 1619, daß kein Pflanzer über 100 Pfund Tabak bauen dürfe. Doch nahm der Tabaksbau trotz aller Verbote zu, ums Jahr 1700 führte Nordamerika jährlich 28—29 Millionen Pfund Tabak in England ein und Maryland und Virginien lieferten 1771 schon 34 Mill. Pfund an die Stadt Glasgow und 1773 weit über 20 Mill. Pfund nach London. Um die Tabakssteuer nicht zu schmälern und auch weil, damit die Cultur des Tabaks in den jungen Colonien nicht benachtheiligt werde, wurde der Anbau des Tabaks in England selbst 1643 verboten.

In Neuspanien durfte zur Zeit der spanischen Herrschaft zum Nutzen des Monopolsystems nicht überall Tabak gebaut werden. Nur in einigen Districten der Intendentschaft Veracruz war es erlaubt und diese gaben 2 Mill. Pfund. Dagegen verkaufte die Regierung in Neuspanien für 38 Mill. Lieres und gewann dabei 20 Mill.

Den besten Tabak erzeugt bekanntlich Cuba und seine Havanna cigarren sind weltberühmt. Jährlich werden 400,000 Ballen Tabak (den Ballen zu 120—140 Pfund gerechnet) gewonnen. Anzüglich werden aber auf Cuba selbst täglich 5 (?) Mill. Cigarren und jährlich 228,162 Ballen gerauscht; 200 Mill. Cigarren werden zu einem Werthe von 3 Mill. Piaster ausgeführt.

Außerdem wird in America noch Tabak gebaut in Westindien und zwar auf Portorico und Sagpi, in Südamerika in Caracas und besonders in der Provinz Barinas und in Mittel- und Nordamerika besonders in Mexico, Virginien, Kentucky, Carolina und Maryland. Im Jahre 1834—1835 führten die Tabaksdistricte von Nordamerika 59 Mill. Pfund für 8 1/2 Mill. Dollars aus.

Im Anfange des 17. Jahrh. fing der Tabaksbau auch in Hindien an.

Einige Schriftsteller, unter andern auch der berühmte Pallas, haben behauptet, in Asien sei schon vor Entdeckung von America das Rauchen Sitte gewesen, denn die Bewohner der Türkei, Persiens und anderer östlichen Länder, die Chinesen und Japaner, wo jedes Alter und jedes Geschlecht raucht, liebten den Tabak so

sehr und hätten solche Verbesserungen in der Kunst des Rauchens eingeführt, daß man bezweifeln müßte, ob diese Gewerkschheit in Asien wirklich so neu sei, als in Europa. Aber in den ältesten morgenländischen Werken, welche die Gewerkschheiten und Gewünste der Völker genau beschreiben, z. B. in „Tausend und eine Nacht“ wird das Tabakrauchen nicht erwähnt. Und wenn auch die Chinesen schon früher geraucht haben, so waren es in jedem Falle nicht die Blätter der amerikanischen Tabakspflanze. Wahrscheinlich haben die Chinesen den ersten Tabak aus Indien erhalten, wobei die Portugiesen 1599 oder nach einer andern Nachricht 1617 den Samen der Pflanze gebracht hatten. Auch die Perser scheinen durch die Portugiesen mit dem Tabak bekannt geworden zu sein, wenigstens erhielt Persien noch 1628, zwei Jahre nach der Vertreibung der Portugiesen vom persischen Meerbusen, seinen Tabak aus Indien. Die Japaner, bei welchen gegenwärtig sogar das weibliche Geschlecht raucht, sollen den Gebrauch durch die Jesuiten kennen gelernt haben.

Allerdings haben schon die Völker des Alterthums diese oder eine ähnliche Sitte gehabt. Wir wissen, daß die alten Ägypten in Kraut hatten, welches sie kauten, rauchten und schnupften, daß die alten Sythen ein Kraut ins Feuer warfen und den aufsteigenden Dampf einathmeten, der bei ihnen ebenso wirkte, wie bei den Griechen der Wein. Klein wird geschab bloß bei gewissen Ceremonien, der Gebrauch war nicht Lebensbedürfnis geworden und die Pflanze war eine ganz andere als unser Tabak.

In Europa, wo man schon im Jahre 1521 die Einfuhr des amerikanischen Tabaks auf 64½ Mill. Pfund schätzte, die man aber durchschnittlich wol auf 80 Mill. Pfund anschlagen kann, wird gegenwärtig in großer Menge, aber freilich von sehr verschiedener Güte Tabak gebaut. Holland und Belgien bauen viel Tabak, dagegen betreibt England den Tabakbau zu Gunsten seiner Colonien nicht stark, während derselbe in Schottland bedeutender ist. Dänemark und Schweden's Tabakbau bedt nicht den ganzen Verbrauch dieser Länder. In Rußland ist der Tabakbau erst seit 1762 in Aufnahme gekommen. Viel und zum Theil vorzüglicher Tabak wird in der Türkei und in Ungarn gebaut. Italien erzeugt in mehreren Theilen Tabak, weniger die Schweiz. Frankreich baut in acht Departements Tabak; Spanien gewinnt zwar nur wenig einheimischen, verarbeitet aber sehr viel amerikanischen Tabak. Den meisten Tabak in Europa baut aber Deutschland, wenn auch zum Theil in geringen Sorten, wie in Sachsen, Hannover, Thüringen, in der Mark Brandenburg, in Schlesien und Mecklenburg; den besten Tabak gewinnt man in Deutschland dagegen in Baden und Hessen, namentlich aber in der Pfalz und in Franken, besonders bei Nürnberg, und man muß gestehen, daß der Tabak in den Gegenden, wo es an Arbeitskräften und zu reichendem Dünger nicht fehlt, zu den einträglichsten Handelsgewächsen gehört. Er wird in Deutschland in drei Arten mit sehr vielen Varietäten gebaut. *Nicotiana*

Tabacum Linné hat länglich-lanzettliche, zugespitzte und verschmälert-herablaufende untere Blätter, einen aufgeschlagen-bauchigen Schlund der Blumenkrone, deren fünftheiliger Saum zugespitzte Lappen besitzt und rosenrothe Blüten. Gleichfalls rosenrothe Blüten, aber ei-lanzettförmige, aus gebrechtem Grunde herablaufende Blätter hat *Nicotiana latissima* Müller, welcher nur in wenigen Gegenden cultivirt, aber ihrer Einträglichkeit wegen gerühmt wird. Dagegen wird *Nicotiana rustica* Linné mit gestielten, eiförmigen, ganzrandigen Blättern, walzenförmiger Kronröhre, runden, stumpfen Kronsaumspitzen und gelblichgrünen Blüten nicht selten gebaut. Der virginische Tabak, *Nicotiana Tabacum*, wird namentlich im südwestlichen und mittlern Deutschland häufig cultivirt, während der türkische oder Bauern-tabak, *Nicotiana rustica*, besonders im nördlichen Deutschland (in Pommern und Mecklenburg), aber auch um Nürnberg gezogen zu werden pflegt. Er reist schneller als der virginische, ist auch weniger empfindlich gegen Kälte, taugt für leichten Boden und verursacht weniger Culturkosten. *Nicotiana latissima* ist unter dem Namen maryländischer Tabak bekannt. In neuerer Zeit werden besonders von der Pfalz aus vor andern gerühmt 1) der dickrippe virginische als sehr ergiebig und dem Reste weniger unterworfenen Carottengut (zu Schnupftabak), auf leichtem Boden auch gut zu Rauchtobak (Pfeisengut); 2) der breitblättrige Maryland oder sogenannte amersfordter, in fettem Boden als Carottengut sehr einträglich; 3) der großblättrige Weichentabak (zu *Nicot. rustica* gehörig), vorzügliches Pfeisengut, am wenigsten empfindlich und früher reif.

Der Tabak macht in Bezug auf das Klima geringe Ansprüche, nur die rauhen und zugleich den kalten Winden sehr ausgesetzten Lagen sind ihm wenig zuträglich; am wenigsten taugen aber für ihn solche Lagen, in denen sich gern Nachfröste im Herbst frühzeitig einstellen. Den kalten, jähen Thon, den dünnen Sand- und den nicht entsaften Moor- und Torfboden ausgenommen, kann der Tabak auf jedem Boden gebaut werden; am meisten sagt ihm jedoch ein lockerer, warmer, humoser Boden zu. In schwerem Lande treten in zu nassen oder trockenen Jahrgängen zu leicht Wässernten ein; ist der Thonboden kalkhaltig, so eignet er sich schon weit besser zum Tabakbau. Der auf mildem, leichtem Boden erzeugte Tabak ist von weniger scharfem Geschmacke (leichter und milder) und deshalb mehr zum Rauchen, der in schwererem Boden erzeugte ist mehr zum Schnupftabak geeignet.

Sehr häufig gerbt dem Tabake, als einer Hackfrucht, Getreide in der Fruchtfolge voraus. Bessere Vorfrüchte sind für ihn jedoch Luzerne und Klee, auch kann ein und dasselbe Land mehr Jahre zum Tabakbau verwendet werden. In Ungarn bräupelt sogar der sogenannte Carottentabak, welcher in den alljährlich zum Tabak benutzten Plantagen gebaut wird, entschieden den Vortzug. Nach Tabak gerathen alle dem Boden angemessene Gewächse sehr gut.

Man behauptet, die bessere Qualität des amerika-

nischen Tabaks beruhe theilweise darauf, daß derselbe dort entweder in gebranntem Neubruche oder doch in Land mit vieler alter Kraft (ohne frische Düngung) gebaut wird. Solches Land wird auch dort eine Reihe von Jahren nach einander zum Tabaksbau benutzt, bis es dann freilich in seiner guten Beschaffenheit endlich abnimmt.

Das zum Tabaksbau bestimmte Land muß gut und tief gelockert und von Unkraut gereinigt sein; man hat deshalb in der Regel theils vor, theils nach Winter 3 bis 4 Pflugarten zu geben. Da von der Beschaffenheit und Menge des angemessenen Düngers Quantität und Qualität des Ertrags im hohen Grade abhängen, so muß auch in der Regel eine starke Düngung dem Tabake gegeben werden. Thierischer Dungstoff, z. B. menschliche Excremente, Schaf- und Pferdemist, Knochen, Hornspäne und dergleichen wirken auf eine reichliche Ernte, aber auch auf sehr schweren, schärferen Tabak, also soll dieser nach Schaf- und Pferdemist einen unangenehmen Geruch bekommen; dagegen wirken Rindviehmist und vegetabilischer Dünger auf gute Qualität von Rauchtobaken, namentlich wendet man sie vorzugsweise auf leichteren Boden an. Mehrere mineralische Düngemittel, als Kalk, Salzsäure wirken sehr günstig auf den Tabak, sowie Asche, guter Compost, Kestuchen. Frühzeitiges Aufbringen des Düngers, sodas derselbe durch die nachfolgende Bearbeitung möglichst mit dem Boden vermengt wird, ist sehr zu empfehlen.

Da die Tabakspflanzen eine längere Zeit als den Sommer unseres Klima's zu ihrer Vegetation erfordern, so können sie nicht von Anfang aus freiem Felde erzogen werden, vielmehr ist der Samen in Mistbetten oder sogenannten Kutschen früh zum Keimen zu bringen, worauf dann auch die jungen Pflanzen zu erziehen sind. Die eigentlichen Tabakskutschen sind um einige Fuß über dem Boden erhabene Kästen, welche mit Mistbetteerde angefüllt und übrigens ganz als Mistbete behandelt werden. Die mehr noch im Gebrauch stehenden Pflanzbedeckte oder Mistbette sind mit Bretterabramen umgeben und zum Schutze vor der Kälte gewöhnlich mit Rahmen (Decken), mit gebleichtem Papier überzogen, versehen; auch bedient man sich dazu bloßer Bretter oder Strohmatten. Der sehr kleine feine Tabakssamen wird in Teutschland in der Mitte oder doch in der zweiten Hälfte des März gesät; in milderen Klimaten, z. B. in Ungarn, sät man erst im April; rundblättrigen sät man auch in Teutschland bis Mitte April.

Zur Erziehung der für einen Morgen nöthigen Pflanzen braucht man ungefähr 4 Eßlöffel voll Samen, welche nicht ganz eine Quadratruthe Mistbeteiraum bedürfen. Regenwürmer, Schnecken u. s. w. muß man durch unter den Mistbetten angebrachte angemessene Unterlagen abhalten; die Kutschen sichern am besten gegen Ungeziefer.

Je früher die Stärke der Pflanzen und die erwünschte gute Witterung das Verpflanzen erlaubt, um so besser ist es, indem es nicht nur zu einer früheren Reife, sondern auch zu einem sichern Ertrage des Tabaks

sehr viel beiträgt. Gewöhnlich geschieht dieses Verpflanzen Anfangs Juni. Haben die Pflanzen eine Höhe von 5—6 Zoll erreicht und 6—7 Blätter getrieben, so kann das Verpflanzen vorgenommen werden. Zu diesem Geschäfte ist zwar feuchte Witterung sehr erwünscht, da aber die Pflanzen nicht zu stark werden dürfen, so kann man sich genöthigt sehen, dasselbe bei trockener Witterung vornehmen zu lassen. Um dem Boden wenigstens einige Feuchtigkeit zu verschaffen, halten manche Landwirthe für gut, durch Pflügen und Eggen nicht mehr vom Tabakslande zum Verpflanzen vorzubereiten, als man in demselben Tage zu verpflanzen gedenkt. Sonst pflügt man etwa 2 Tage vor dem Pflanzen und wenn der Boden alsdann nicht feucht genug ist, so soll jede Pflanzstelle $\frac{1}{4}$ Stunde vor dem Setzen begossen werden. Die Entfernung der Pflanzen von einander richtet sich nach Lage, Boden und Tabaksort. Im westlichen Teutschland werden die Reihen gewöhnlich bis 2 Fuß von einander entfernt und in den Reihen stehen die Pflanzen $\frac{1}{2}$ bis 2 Fuß weit. Im nördlichen Teutschland gibt man der Pflanze, besonders beim rundblättrigen Tabak, oft nur 2 Quadratfuß Raum und selbst noch weniger. Man setzt entweder auf vorher gezogene schmale Beete oder nach den mit einem Plankur gezogenen Linien; in letzterem Falle ist es angemessen, je 2 und 2 Linien etwas näher zusammenzurücken, um zwischen den Doppelreihen einen etwas breiteren Gang für die später vorzunehmenden Arbeiten zu haben. Ist das Wetter heiß, so bedeckt man jede Pflanze für die ersten Tage mit etwas Moos, wegen der kalten Witterung die Pflanzen etwas tiefer gesteckt werden. Nach acht Tagen werden die Gehüllten nachgepflanzt.

Nach geschehener Auspflanzung werden die Pflanzen mit Vorzicht bedeckt, damit deren keine beschädigt wird; dabei ist es gut, die Erde etwas an die Pflanzen zu ziehen, sodas die Blätter steif in die Höhe wachsen müssen. Einige Wochen darauf wird das Bedecken und Behäufeln zum zweiten Male vorgenommen, und da die Blätter jetzt um ein Beträchtliches größer sind, so ist noch größerer Vorzicht anzuwenden, das man sie nicht beschädige, da die beschädigten Blätter verdorren.

Da das Bedecken und Behäufeln bei trockener Witterung sehr nachtheilig auf die Pflanzen einwirkt, so darf diese Arbeit nur bei etwas feuchter Witterung vorgenommen werden. Nach einigen Monaten, wenn die Tabakspflanze 8 bis 10 Blätter getrieben hat, muß die Krone oder der Gipfel derselben abgebrochen werden, was man Erigen nennt. Dieses Erigen muß öfters wiederholt werden, weil nicht alle Pflanzen gleich stark sind, also auch nicht zu einer und derselben Zeit geerntet werden können; auch treiben manche Pflanzen wieder nach. Mit den Gipfeln der Tabakspflanze müssen zugleich auch die überflüssigen Blätter abgebrochen und an jeder Staupe nur so viel gelassen werden, als sie noch Beschaffenheit ihrer Größe wol ernähren kann, d. h. nur 8 bis 10 Blätter. Auf diese Weise erhält man weit größere Blätter. Werden dagegen die überflüssigen Blätter, wie überhaupt alle Seltzigen nicht

ausgebrochen, so nehmen sie der Staudr zu viel Nahrung, was den Ertrag der Blätter bedeutend schmälert. Nicht weniger nachtheilig wäre eine allzulange Föderung, denn würde die Arbeit erst dann unternommen werden, wenn sie schon Blüthenknospen gebildet haben und sich zu öfönen anfangen, so würde der Nahrungseßest größtentheils unnütz verloren gehen. Das allzufrühe Geizen ist ebenfalls nachtheilig, weil aufs Neur wieder Stengel nachwachsen, wenn solch nicht von Zeit zu Zeit abgebrochen werden. Auch darf das Geizen nur bei guter, trockener Witterung vorgenommen werden und zu den Stübren, wo die Pflanzen nicht naß und frisch, sondern bei Sonnenschein, wo sie well und biegsam sind, damit die Blätter nicht mit abgebrochen werden.

Das dem Tabak schädlich werdende Unkraut ist allein der Haifwürger (*Orobancha ramosa* Linne). Er stellt sich am häufigsten in Folge schlechten Fruchtwechsels oder schlechter Fribarbeit ein. Vielen Unkräutern ist aber der Tabak in Folge ungünstiger Witterung unterworfen.

Wenn die Pflanzung des Tabaks mit Anfang Juni beginnen konnte und die Witterung über Sommer nicht ungünstig war, so kann die Ernte gewöhnlich gegen Mitte September ihren Anfang nehmen; in weniger günstigen Lagen oder Jahrgängen fällt jedoch die Ernte wenigstens zum Theil in den October. Das Zeichen der Reife ist, daß die Blätter dunkle und gelbbraune Flecken bekommen, klebrig und zähe werden und die Spigen derselben schlaff zur Erde hängen. Die untersten zuerst gelblichen Blätter, Erd- oder Sandgut genannt, werden vorweg ausgebrochen, auch wegen ihrer schlechteren Qualität von der Hauptente später absondert gehalten. Das gewöhnliche weitere Verfahren bei der Hauptente besteht im Abbrechen aller guten Blätter, welche mit der unteren Seite nach Oben gekehrt, in kleinen Schichten aufeinandergelegt mehrer Stunden zum Abwelken liegen bleiben und dann an einen trocknen Ort unter Dach gebracht werden. Die Ernte darf übrigens nicht bei feuchter, sondern muß bei guter Witterung vorgenommen werden, selbst nicht einmal des Morgens beim Thau, sondern man muß gehörige Abtrocknung der Blätter abwarten, damit diese trocken eingebracht werden, weil ihr Nasse dem Tabak schädlich ist.

In America, aber auch im südlichen Frankreich werden, nachdem das Erbgut früher abgeblattet worden, die Stauden mehrer Tage vor dem Abnehmen mit einem Hackmesser umgehauen, so daß sie sich bald umlehen und nun abwelken; nach einigen Lagen werden sie entweder so wie sie sind heimgebracht, um die Blätter an den Stengeln zu trocknen oder es wird nun auch auf dem Felde abgeblattet. Dieses Verfahren, besonders mit dem Trocknen der Blätter an den Stengeln, soll wesentliche Vorzüge besitzen.

Bei dem gewöhnlichen Verfahren werden die eingetrocknen Blätter aufrecht und nicht hoch noch fest aufgeschichtet (namentlich nicht in festgebundenen Bündeln), einen bis zwei Tage stehen gelassen, bis sie noch mehr abgewellt sind und anfangen ein wenig zu schweben.

Nun werden sie, indem man zugleich die größeren, besseren von den geringeren nochmals sondert, an Bindfaden geschnürt, jedoch ohne sie zu dicht an einander zu schieben, wonach sie in luftigen, wo möglich vor der Sonne geschützten Räumen zum Trocknen aufgehängt werden. Besser als das Aufsnüren auf Bindfaden sind 5 bis 6 Fuß lange glatte Ruten von weichem Holz, auf welche man die mit einem Schilde in die Rippe versehenen Blätter aufstiebt und die dann zum Trocknen auf Latzen oder andere Vorrichtungen aufgelegt werden. Das beste Verfahren ist aber, wie bereits bemerkt, die Blätter an dem aufgehängten Stengel zu trocknen, wodurch ein schöneres, feines Product gewonnen und überdies an Arbeit und Schnüren bedeutend gespart wird.

Bei großen Pflanzungen hat man eigene Trockenhäuser; bei geringerem Anbau bedient man sich zum Trocknen des Tabaks der Speicher, Stallböden, Schuppen und dergl. Jedenfalls darf es an Luftzug nicht fehlen, sonst entsteht Fäulniß und der Tabak verliert stark am Werthe. Das Aufhängen an den Häusern ist ein Nothbehelf und nur zureichend, wenn die Dächer recht weit überstehen. Nach Beschaffenheit der Witterung und der Räume sind die aufgehängten Blätter zuweilen aufzuhäuteln, etwa aufzulenden zu entfernen, auch mehrmals umzuhängen. Wenn die Rippen der Blätter dagegen eine gelbe oder braune Farbe haben, wie die Blätter selbst und wenn sie beim Biegen nicht mehr weich sind, sondern knacken, so sind sie gehörig getrocknet. Bei günstiger Witterung trocknen sie noch im Späthjahre, bei ungünstiger Witterung aber erst im Frühjahr. Sind die Blätter gehörig trocken, so werden sie abgenommen. Man legt dann 25 bis 30 Stüd auf einander, so daß die Spigen der Blätter nicht nach Außen, sondern einwärts, die Stiele auswärts zu liegen kommen, denn dadurch werden die starken Enden von der Luft noch besser getrocknet. Diese Blätter werden mit einem geringen Blatte oder mit einigen Strohhalmen zusammengebunden, die Bünde längere Zeit täglich umgewendet, damit sie nicht in Fäulniß gerathen, alsdann legt man sie in kleine Haufen zusammen, die Stiele nach Außen gekehrt, damit der Zutritt aller Feuchtigkeit gehindert ist und dennoch die Luft von allen Seiten strömen kann. Die Haufen müssen von Zeit zu Zeit umgelegt werden.

Alle diese Arbeiten erfordern viel Aufmerksamkeit und Sachkenntniß. Sie werden in verschiedener Weise und oft sehr mangelhaft ausgeführt, woher zum großen Theil die schlechte Qualität des erzeugten Tabaks zu erklären ist.

Nach Verschiedenheit des Bodens, des Jahrganges und der gebauten Sorte verhält sich der Ertrag zwischen 6 und 10 Centner trockener Blätter vom preussischen Morgen (11 bis 20 Centner vom Joeh). In außerordentlichen Fällen kommen noch höhere Erträge vor. An Garottengut erhält man gewöhnlich mehr als an Pflanzengut; dieses wird aber besser bezahlt.

Bei einer frühen Tabakernte läßt man an manchen

Dritten an den stehengelassenen Stengeln noch einige Geizen zum Treiben kommen und gewinnt so eine geringe, wenig werthvolle Nacherte. Die Stengel sind übrigens ein treffliches Material zu Compost; auch liefern sie beim Verbrennen viele und gute Asche.

Um guten Samen zu erhalten, werden die stärksten Pflanzen ausgewählt, nicht geköpft, aber fleißig gegiebt und die Blätter abgenommen bis auf 6 oder 8, welche nicht eher abgenommen werden dürfen, als der Samen reif ist. Ist dieser braunroth, so schneidet man die Hülse ab, bringt sie in Säcken und hängt sie einige Zeit an einem luftigen Orte auf. Sobald der Samen trocken ist, wird er entweder sogleich ausgeriebt, gereinigt und aufbewahrt oder er wird erst im Frühjahr aus den in aufgetragenen Säcken bewachten Samenköpfen genommen.

Die weite Habritpflanze, die Weberkarde, Weberdistel, Kardendistel oder Kaufkarde (*Dipsacus Fullonum*), wird in den Tuchfabriken und Manufacturen zum Auftragen der wollenen Fabricate deßus des gleichen Striches der Haare sehr gebraucht. In Gegenden, wo viele solcher Fabriken existiren, kann daher der Anbau der Weberkarde auch recht einträglich sein, zumal da derselbe leicht und einfach ist, auch dem Lande nur wenig Kraft durch den Kardenzug entzogen wird.

Die Weberkarde ist eine zweijährige Pflanze, welche im ersten Jahre nur Blätter, im zweiten aber Blüthen und Samen trägt; sie verlangt einen lehm- oder kalkhaltigen und tiefründigen Boden. Wegen ihrer hohen Stengel ist ein etwas bindender Boden nothwendig, weil sie durch starke Winde im Sandboden leicht umgeweht werden könnte. Insbesondere sagt ihr ein kraftvoller Boden oder alte Bodenkraft weit mehr zu, als eine starke, frische Düngung, welche zwar sehr große Köpfe erzeugt, wodurch aber die Haken an ihrer Zähigkeit und Festigkeit verlieren. Fehlt es aber zu sehr an Bodenkraft, so wird mit verrottetem Mist mäßig stark gedüngt.

Man sät den Samen entweder direct auf das Feld oder auf Samenbetten, um zu verspflanzen. Das letztere geschieht am häufigsten. Der Samen wird zu dem Ende im Frühjahr zeitig auf gut vorbereitete Beete gesät und die jungen Pflanzen werden hier bis zum Sommer rein gehalten. Ende Juli bis Mitte August wird verspflanzt in 2 Fuß entfernten Reihen, auf kräftigem Boden etwas weiter, auf schwachem etwas enger. Hat man ein im Frühjahr schon gehörig vorbereitetes Land, so kann der Kardensamen unmittelbar aufs Feld in der erforderlichen Entfernung gelegt oder auch (was jedoch weniger zu empfehlen ist) breitwürfig gesät werden. In diesem Falle kann füglich, da von der Weberkarde im ersten Jahre keine Ernte gewonnen werden kann, eine Zwischenernte mit untergesät werden, wozu sich namentlich Mohu, Möhren und Rüben eignen. Der Saatbedarf in das Samenbett, um damit einen Morgen verspflanzen zu können, ist 1 Pfund. Wird dagegen der Same ins Feld gelegt oder gedrückt gesät, so sind 2

bis 3 Pfund erforderlich; die breitwürfige Saat bedarf einige Pfund Samen mehr.

Das Verspflanzen der Kardenzucht geschieht, nachdem das Feld gut vorbereitet und hinlänglich gepulvert ist, wenn die Pflänzchen kräftig genug sind und die Fruchtbarkeit des Bodens das Ausziehen und Setzen möglich macht, was in der Regel, wie schon bemerkt, von Ende Juli bis Mitte August der Fall sein wird. Ist der Boden schon etwas trocken und haben die Pflänzchen die gehörige Stärke, so kann das Versetzen auch bei trockener Witterung vorgenommen werden, nur muß das Feld dazu stark befeuchtet werden, was bei anhaltend trockenem Wetter mehr Male zu wiederholen ist.

Die im Frühjahr aufs Feld gesäten Kardenzucht werden zweimal, die im Sommer verspflanzten nur einmal, im Herbst, behackt. Im folgenden Jahre kann eine einmalige Bearbeitung zureichend, aber auch ein zweites Häufeln ratsam sein. Ungünstige Winter können die Pflanzung theilweise oder selbst ganz zerstören, sonst sind die Weberkardenzuchtungen wenig Unfällen unterworfen. Im zweiten Sommer treiben die Pflänzchen Stengel, deren Blütenköpfe im Juli und August noch und noch verblühen. Sobald ein Theil der Köpfe abgeblüht hat, werden letztere mit etwa $\frac{1}{2}$ bis 1 Fuß langen Stengeln abgetrennt, was nach Verlauf von 8 bis 10 Tagen wiederholt wird, bis die Ernte beendet ist. Diese Arbeit darf jedoch nur bei trockenem Wetter vorgenommen werden. Die abgetrennten Köpfe werden auf luftigen Böden mit Sorgfalt getrocknet und dann in Büscheln von 25 oder 50 Stück zusammengebunden, wobei sie nach der Größe und Güte sortirt werden. Man kann auch sogleich bei der Ernte die Büschel binden und zum Trocknen aufhängen.

Von großer Wichtigkeit ist es, den richtigen Zeitpunkt der Ernte zu treffen, damit die hakenförmigen Spreublätter der Kardenzucht weder zu weich und schwach sind, was ein allzufrühes Einernnen bewirkt, noch zu dürr und spröde geworden, was die Folge eines zu späten Erntens ist. Bei zu starkem Wuchse werden die Kardenzucht Stengel zu Anfang der Blüthe zuweilen eingeknickt, um geschmeidigere Köpfe zu erhalten.

Der Ertrag kann 30,000 bis 80,000 Stück vom Morgen betragen (70,000 bis 160,000 vom Joch). Die Stengel haben bloß zum Brennen Werth.

Endlich ist noch als dritte Habritpflanze von freilich sehr untergeordneter Bedeutung das Eisenkraut, *Saponaria officinalis* Linné, zu erwähnen, dessen Wurzel beim Waschen von Wollenzuchen oder auch zum Waschen der Wolle auf den Schafen angewandt wurde, weshalb der Anbau dieser Pflanze an einigen wenigen Orten versucht ist. Da sich indessen der Gebrauch dieses Waschmittels für die Schafwolle nicht bewährt hat, so wird das Eisenkraut zu dem erwähnten Zwecke auch nicht mehr gebaut. (Giercke.)

GEWERE. §. 1. Während man in früherer Zeit über das in den Duden des Mittelalters so häufig vorkommende Wort Gewere mit Leichtigkeit hinwegging und es gewöhnlich für gleichbedeutend mit Besitz erklärte,

hat man, seitdem Albrecht in seiner classischen Schrift vom Jahr 1828 in der Gewere ein altteutsches Rechtsinstitut, welches in die römischen Kategorien nicht eingefügt werden könnte, nachzuweisen versucht hat, grade auf die Gewere seine besondere Aufmerksamkeit gewendet, sie mit besonderer Vorliebe behandelt. Allein trotz der vielen Bearbeitungen ist man bisher zu wenigen allgemein anerkannten Resultaten gekommen. Es gibt keinen Begriff des ältern deutschen Rechts, über den in den letzten 30 Jahren so viele und so verschiedene Ansichten aufgestellt wären, wie über die Gewere. Nicht bloß, daß man nicht einmal annäherungsweise über den Begriff der Gewere zum Einverständnis gekommen ist, ob sie das dingliche Recht, das dingliche Klagerecht, das Recht zu besitzen bedeute, ob sie überhaupt dem materiellen Rechte angehöre oder ein bloß proceßualisches Institut sei, — es herrschen auch über die Wichtigkeit und Bedeutung des Begriffs die abweichendsten Meinungen. Während Albrecht „die Gewere als Grundlage des ältern deutschen Sachenrechts“ behandelt und in ihr den Schlüssel zum Verständnis desselben gefunden zu haben glaubt, erklärt es Gerber neuerlich für irrtümlich und vergeblich, Rechtsprincipien über die Gewere aufzustellen. Bald haben wahre Kenner des deutschen Rechts ihre ganze Kraft daran gesetzt, um über die Gewere Licht zu verbreiten, bald haben Dilettanten und Halbwisser mit dem Worte ihr Spiel getrieben und Alles, worüber sie im deutschen Rechte keine genauere Rechenschaft zu geben vermochten, auf Rechnung der von ihnen selbst nicht verstandenen Gewere geschrieben. So ist es dahin gekommen, daß man mit einem gewissen Mißtrauen alle Untersuchungen über die Gewere und die Folgerungen aus diesem Begriffe ansieht, und daß Köstlin (Krit. Ueberschau III. S. 162) mit Recht sagen durfte, es scheine Gewere recht vorzugsweise das Wort zu sein, das zu rechter Zeit sich einstellt, wenn Begriffe fehlen.

§. 2. Soll die Untersuchung über die Gewere zu wirklich sichern, vor der Kritik bestehenden Resultaten führen, so bedarf es der größten Sorgfalt bei Behandlung der Quellen. Es ist nicht die richtige Methode, alle beliebigen Quellen bunt durch einander zu wüßeln und aus dieser Zeit, der Auffassung und dem Werthe nach heterogenen Masse seine Ansicht zu entwickeln: denn das Streben, überall eine gleichmäßige Auffassung zu finden, führt gar zu leicht in die Versuchung, gegen den Sinn der einzelnen Quelle zu interpretiren und in sie hineinzu legen, was in ihr nicht enthalten ist. Vielmehr müssen wir von einem Centrum ausgehen, von hier aus die maßgebenden Gesichtspunkte gewinnen und dann vorurtheilsfrei nachforschen, in wie weit das in beschränktem Kreise als richtig Grundene auch allgemeingültig ist oder in wie weit an andern Orten und zu andern Zeiten sich andere Rechtsansichten entwickelt haben¹⁾. In dem Umfange, daß dies bisher fast immer unter-

lassen ist, liegt zum großen Theil der Grund, warum die Ansichten über die Gewere so sehr von einander abweichen.

Sodann müssen wir den Sinn jeder einzelnen Quelle unbefangenen prüfen und alle vorurtheillichen Abstraktionen vermeiden, selbst wenn auf diesem Wege kein einheitliches Resultat zu erlangen wäre. Denn b²⁾ einem Gegenstande von wesentlich historischem Interesse kommt es mehr darauf an, getreu dasjenige, was die Quellen berichten, zusammenzufassen, und soweit es möglich ist, mit einander zu vereinigen, als ein einheitliches System zu schaffen, welches weniger auf gewissenhafte Quellenforschung, als auf allgemeine Anschauungen gegründet wird. Vergleich ist die Aufgabe der Wissenschaft ist, zum Verständnisse des Ganzen zu gelangen und das Einzelne in seinen wechselseitigen Beziehungen darzustellen, so darf sie doch auch nicht mehr leisten wollen, als sie kann: es bleibt die erste Pflicht des Historikers, das Ueberlieferte genau und ohne vorgefaßte Meinung zu prüfen. Erst auf der so gewonnenen Grundlage darf dann seine Combination und sein eigenes Schaffen aus den zerstreuten Ueberresten einen neuen Bau aufzuführen. Die Wissenschaft der deutschen Rechtsgeschichte befindet sich noch in der Periode, in welcher, um den Ausdruck Jhering's³⁾ zu brauchen, das receptive Verhalten dem historischen Stoffe gegenüber als Pflicht geboten ist und die productive Gestaltung vielen Irrwegen aufgezeigt ist.

§. 3. Die Gewere als Rechtsinstitut ist erst im Rechte des spätern Mittelalters entwickelt; sie hat ihren Sitz in den Rechtsbüchern, besonders dem Sachsenspiegel und den mit ihm zusammenhängenden sächsischen Quellen. Das Wort Gewere findet sich einige Male auch schon früher und bedeutet dann dasselbe wie *vestitura*, *vestitio*. Für „item testes, qui *restitutionem* viderunt“ (Trad. Fald. I, 91), steht ein anderes Mal „et isti sunt testes, qui — viderunt *gweridam*“ (l. I, 92). Sodann wird die Identität beider Worte durch das bekannte, vielfach interpretirte Capitulare bewiesen, welches nicht bloß im lateinischen Texte (Capit. Ladov. Pil. a. 817 c. 6 bei Pertz I. p. 211 und Anseg. IV, 18), sondern auch in einer altteutschen Uebersetzung des 9. Jahrh. besitzen. Hier wird *vestitura* gradezu durch Gewere übersezt: „*rerum suarum traditionem faciat, et fidei-jussores vestiturae donet ei, qui illam traditionem accipit, ut restitutam faciat*“, „inde burigun theru geweri geve himo ther thia sala insahit geweri gedue.“

Der Inhalt des Capitulare ist folgender: wer sich außerhalb des Gerichtesprengels befindet, in welchem das Grundstück liegt, welches er auf einen Andern übertragen will, kann vor Zeugen den Act der *Traditio* (sala, salunga) vornehmen; dagegen der zweite Act, welcher zu einer wirksamen Veräußerung gehört, die *Vestitura* (geweri) ist hier nicht möglich: der Veräußerer soll sich daher durch einen Vertrag verpflichten und Bürgen dafür

1) Sehr gut deutet die zu beobachtende Methode Gerbers an (Zusatz. f. Civil. u. Proc. R. P. XI. S. 3. 1853).

2) v. Gerber und Jhering, Jahrbücher für die Dogmatik des heutigen römischen und deutschen Privatrechts I. S. 3 fg.

stellen, daß später die vestitura nachfolgen werde. Erst wenn diese vollzogen oder das Versprechen, daß sie vorgenommen werden sollte, geachtet ist, erlangt das Recht des Erwerbers eine solche Festigkeit, daß weder der Veräußerer, noch seine Erben die Uebertragung anfechten dürfen³⁾.

Es würde zu weit führen, wollten wir die Bedeutung und die Wirkungen der vestitura ausführlich aus den Quellen entwickeln. Es genügt, oberflächlich die Resultate der bisherigen Forschungen zusammenzustellen. Darnach bedurfte es im ältern deutschen Recht zur Uebertragung von Rechten an Grundstücken zwoier Akte: der eine, die traditio, sala, wurde vor Zeugen oder im Gerichte vorgenommen und bestand darin, daß der Veräußerer unter Ueberreichung eines Symbols erklärte, das Grundstück auf den Andern übertragen zu wollen. Durch dem zweiten Akt, die vestitura, geweri, welcher auf dem Grundstück selbst und zwar auch unter Gebrauch von Symbolen vollzogen wurde, führte der Veräußerer den Erwerber in den Besitz des Grundstücks ein. Schon das Wort vestitura, investitura bezeugt deutlich das Wesen der Rechtsabhandlung: es wird der Erwerber mit dem Besitze bekleidet, investirt. Geweri ist der teutsche, vollständig entsprechende Ausdruck, vom gotischen vassan (vestire) (Grimm, Rechtsalterthümer S. 555. 602). Einige Beispiele mögen diese Bedeutung erläutern:

Quidquid proprie hereditatis — habui — tradiidi, — Sequenti vero domino die — episcopus misit advocatum — ut legaliter vestituram acciperet ipsius rei — et illum — A. legaliter et per postem et per supereminare domus de jure suo et potestate in jura et potestate S. Mariae ad Frisingas restitit, ut ibidem perpetualliter mansisset, exeunte antea A. introduxit R. advocatus (Meichelbeck, a. 829. no. 538).

ita traditio peracta est, ut isdem R. eandem locum sibi tradidit — in proprietatem — possideret illiusque vestitores sunt R. F. et ejusdem vestiture testes ... (Kleinmayr, Juvavia. S. 168. n. 930).

.. tradidit. — Fidejussores: S. A. C. ad vestituram seu firmitatem hujus traditionis perficiendam (Kraut, Grundr. §. 97. Nr. 46. a. 819).

.. tradiderunt ... ut a die presente firmiter teneant ad domum S. Mariae ... Postea vero misit ... episcopus missos suos, — ut vestituram ipsius rei accepissent (Kraut a. a. D. Nr. 53)⁴⁾.

Derjenige, welcher durch diesen actus legitimus den Besitz des Grundstücks erwerben hat, gilt als vestitus,

als mit dem Besitze bekleidet und rechtlich geschützt: „manu vestita possidere“ (Kraut a. a. D. Nr. 60), „vestita est illius manus, cui tradidi“ (L. Baiv. XVII. c. 2).

Daneben findet sich bald auch eine andere Bedeutung von vestitura: es heißt so nicht blos die Einweisung, sondern auch das Verhältniß der eingewiesenen Person zur Sache: vestitura ist das Recht zu besitzen nicht blos in Bezug auf Grundstücke, sondern auch auf bewegliche Sachen. So heißt es von einer Person, welche ihr Recht auf Andern übertragen hat: statim investituram dimisit (Kleinmayr S. 125. 27 intra. a. 923—934).

tradidit — servos duos — usque in finem vite sue et proxime sue K. — in proprietatem. Post ejus exitum ad S. Petrum investituram remittendum (später sollen sie in den Besitz der Kirche kommen) (Kleinmayr a. a. D. S. 133).

qui — testificanti sunt, quod res, quas Walafrid ad Coenobium S. Galli tradidit, in vestitura Domini Caroli iusta et legali fuissent, donec eas Werdo Abba — in beneficium prestitisset (Cod. tradit. S. Gall. 80. no. 42). Besonders deutlich ist:

Vestitura domui et genitoris nostri eo modo volumus ut teneatur, ubiqueque esse dicitur, ut prius diligentissima investigatione perquiratur. Et si invenitur esse iusta aequa legitima, tunc vestitura dicatur; nam aliter ne vestitura nominari debet (Cap. a. 819. c. 6 bei Pertz I. p. 227).

Hiernach ist vestitura der rechtmäßige Besitz, die rechtmäßige Herrschaft über eine Sache; ein Besitz ohne Recht verdient nicht den Namen investitura.

Trotzdem wird häufig mit diesem Worte nicht blos der rechtmäßige, sondern jeder Besitz, ohne Rücksicht auf seine Rechtmäßigkeit, bezeichnet; z. B.

de vestitura S. Galli per vim abstulerunt (Cod. trad. S. Gall. p. 133. n. 16).

de his libertatibus et rebus reddendis, quae in nostra vestitura sunt (Cap. a. 817. c. 2. Pertz I. p. 217).

omni bona, quae — in eorum vestitura teneant (Schoepflin, Alsat. dipl. I. n. 159. a. 976). quiequil — in vestitu praefati monasterii hactenus fuit, in meam aequaliam sub usufructuario proprietatem (Neugart, Cod. dipl. Alam. I. n. 580. a. 885).

Quod — suscepit omnem hereditatem sui patris L. in sua vestitura semper tenendum (Eckhard, Cod. dipl. I. n. 70. a. 989) u. f. w.

Die erste Stelle beweist, daß die vestitura durch die widerrechtliche Handlung eines Andern entzogen werden kann; dann ist vestitura nicht das Recht zu besitzen — dies kann nicht auf solche Weise verloren gehen —, sondern das bloße Innehaben, die Detention. So haben wir also drei Bedeutungen: Ein-

3) Eine interessante Parallele bietet eine Urk. vom J. 1384 (angef. bei Michelsen, Die festuca notata S. 19. Not. 1): quae — bona — secundum ius terre hostatlie — per warandam et zelandiam, que proprio Rele et Ware dicuntur, resignavit B. K. 4) Vgl. ferner Kraut a. a. D. Nr. 24—27. 31. 50. 63. Grimm, Rechtsalterthümer S. 556. Albrecht, Die Gewere als Grundlage des ältern deutschen Sachenrechts. 1823. S. 64 fg. Du Cange s. v. vestitura.

weisung in den Besitz, Besitz, Recht zu besitzen. Nur für die erste Bedeutung finden wir in älterer Zeit das teutsche Wort Gewere; in späterer Zeit verschwindet es gabel für diese; dagegen findet es sich sehr häufig für die beiden andern und es kommt noch dazu als dritte Bedeutung: Besitzthum, Grundstück.

§. 4. Bevor wir zur Nachweisung dieser Bedeutungen von Gewere im spätern Rechte übergehen, machen wir noch auf eine bisher unbeachtet gebliebene sprachliche Analogie aufmerksam. In dem oben angeführten Capitulare werden Sala und Gewerl neben einander gestellt. Es ist beachtenswerth, daß sich auch für das Wort Sala ähnliche Schattirungen der Bedeutung aufstellen lassen, wie für Gewere.

a) Sala bedeutet den Act der Tradition (vgl. §. 3). Weitere Stellen siehe bei Kraut a. a. O. §. 97 I. — 9. Daher heißen die Wirtspersonen, deren man sich bei Uebertragung von Grundstücken bediente, Salmanni (vgl. auch Grimm R. A. S. 555).

b) Sala bezeichnet das Haus. Während Gewere oder Were das Grundstück, Haus, Hof und Land bedeutet, bezieht sich Sala mehr auf das Wohngebäude und hat sich in unserm Saß bis auf den heutigen Tag erhalten. Damit hängt terra, hoba salica u. f. w. zusammen^{4a)}.

c) Endlich bedeutet Sala das Recht an der Sache, das durch die Traditio, die sala, übertragene Recht, insbesondere Eigenthum, s. B.

allodium nostrum — dicto cenobio — jure proprietatis perpetuo obtinulus possidendam, jus nostrum, quod Sala dicitur — tam cespitiis quam rami viridi exhibitione conferendo (Lacomblet, Urkunden. für die Gesch. des Niederrheins II. n. 100. a. 1223).

allodiorum proprietatem, que vulgo Sale dicitur (Lacomblet I. n. 554. a. 1197).

H. — *suscepit illud, quod vulgo dicitur Sale* (Lacomblet I. n. 558. a. 1197).

tutelm et advocatiam, que vulgo sale dicitur, vice ecclesie — suscepit (Lacomblet I. n. 428. a. 1168).

So bezeichnet dasselbe Wort Sala, ebenso wie Gewere, den Act der Uebertragung, das Object der Veräußerung, und das Recht an der übertragenen Sache.

§. 5. Für die spätere Zeit des teutschen Rechts wird überall der Sachsenspiegel den Ausgangspunkt und die Grundlage der Untersuchung bilden. Der Sachsenspiegel gibt uns nicht nur das größte Material über die Gewere an die Hand, sondern ist auch die reinste Quelle des teutschen Rechts überhaupt: er ist das einseitige Werk eines Mannes, zu dem in nicht viel

späterer Zeit einzelne Zusätze kommen, welche wir unterscheiden können. Er hatte das Recht seiner Zeit nicht aus Büchern kennen gelernt, er schrieb keine Compilation, schöpfte nicht aus andern Rechtsaufzeichnungen, welche er missverstehen konnte — wie dies dem Verfasser des Schwabenspiegels so oft begegnet ist —, er hatte nicht das aus Büchern Gelernte mit dem im Leben bezogenen Rechte zu vermitteln; sondern er zeichnete in schlichter, einfacher und durchaus angemessener Darstellung dasjenige nieder, was er aus eigener Erfahrung als Recht kennen gelernt hatte, was er im Leben unmittelbar beobachtet und angewendet sah. Spätere Arbeiten sind oft für einzelne Partien reichhaltiger und ausführlicher, aber sie sind auch voll von überflüssigen Wiederholungen oder nicht zu lösenden Widersprüchen. Wir werden uns an den Sachsenspiegel Landrecht und das sächsische Lehnrecht in seinen beiden Redactionen, der teutschen und dem vetus auctor de beneficiis, als die Werke desselben Autors halten und da, wo es erforderlich scheint, auf Verschiedenheiten in der Auffassung zwischen dem ursprünglichen Texte und dem spätern Zusätzen aufmerksam machen, welche nicht denselben Werth haben⁵⁾. Wir werden die einzelnen Stellen über die Gewere durchgehen und uns in genauer Analyse Rechenschaft von der Bedeutung dieses Wortes geben. — Wir verbinden damit die andern sächsischen Rechtsbücher: der Reichsrecht Landrecht schließt sich überall unmittelbar an den Sachsenspiegel Landrecht an; eine genauere Prüfung der nicht sehr zahlreichen Sätze des Reichsrechts über die Gewere hat mich gelehrt, daß er durchaus dieselben Grundanschauungen hat, wie der Sachsenspiegel und keinen einzigen Satz enthält, der nicht entweder wirklich im Sachsenspiegel steht oder, ohne seine einseitige Auffassung zu beeinträchtigen, in demselben stehen könnte.

Dasselbe gilt vom Reichsrecht Lehnrecht im Verhältnisse zum sächsischen Lehnrecht.

Die Auffassung der sächsischen Rechtsbücher bleibt für uns der Mittelpunkt der Untersuchung; wir werden aber auch aus andern Quellen Belege anführen, wo sie mit dem Sachsenspiegel übereinstimmen und in einem spätern kurzen Abschnitte die Abweichungen der spätern Quellen zusammenstellen.

Der Schwabenspiegel weicht nur in einzelnen Beziehungen vom Sachsenspiegel ab; im Landrechte find seine Sätze über die Gewere sehr dürftig⁶⁾, das Lehnrecht stimmt noch mehr mit dem sächs. Lehnrechte überein, doch können einzelne verwirrte Stellen des Schwabenspiegels nur aus seiner Quelle, dem Sachsenspiegel, erläutert werden⁷⁾.

Die meisten übrigen Quellen, die übrigen Rechtsbücher, die Statuten der Städte, die Schöffensprüche, Urkunden u. f. w., enthalten das Wort Gewere selten

4a) Stellen vgl. bei Hüllmann, Geich. des Ursprungs der Städte in Deutschland. 2. Aufl. S. 5—7. Grimm, Rechtsalterthümer S. 493. Waig, Die altdeutsche Hufe S. 16. 48 fg. Walter, Deutsche Rechtsgeichte §. 494. 495. Guérard, Le polyptique de l'abbé Irminon. p. 482. seq. 487. seq.

5) Vgl. Kiehsch, Abgem. Ver.-Zeitung. December 1827. S. 337.

6) Bemerkenswerth ist, daß der Schwabenspiegel, überall, wo der Sachsenspiegel von der Gewere des Mannes am Vermögen der Frau handelt, die Gewere umgibt. Kraut, Hermannsrecht II. S. 335. 7) Beispiele bei Homyer, Sachsenspiegel II. 1. S. 95 fg.

und dann meistens in dem weniger wichtigen Sinne von Besitz oder Haus und Hof: aus ihnen läßt sich für die Lehre von der Gewere nichts Sonderliches entnehmen.

So erscheint es auch nach der Durchforschung der übrigen Quellen als gerechtfertigt, den Sachsenpiegel als Hauptquelle zu betrachten: denn die Gewere ist im Sachsenpiegel zur unmittelbaren Erscheinung gekommen. Vor ihm wissen wir nicht viel von der Gewere und nach ihm verschwindet sie bald aus dem Rechte oder wird wenigstens nicht dazu benutzt, um juristische Sätze aufzustellen oder zu begründen.

§. 6. Das Wort Gewere hat nicht bloß dieselben Bedeutungen, wie investitura (vgl. §. 3), sondern wird auch noch in vielfach anderem Sinne gebraucht¹⁾. Es sind verschiedene Worte Gewere, welche von verschiedenen Stämmen herkommen, aus einander zu halten. Wir stellen die Stämme nach den Bemerkungen Grimm's (R. A. S. 602 ff.) zusammen²⁾:

a) „wern, goth. varjan, prohibere, defendere; davon were, arma, munus, ein unjuristischer Begriff.“

b) „weru, vestire, goth. vassjan; davon were, gewere“ (S. 602); „ahd. verjan, in latin. Urkunden vestire, investire; gweri, giwrida ist investitura — gewer drückt also die förmliche Einleitung in den Besitz des Grundstücks aus“ (S. 566 ff.). Es wird dafür in den lateinischen Quellen getraucht possessio, warandia (von demselben Stamme, wie gewere), usucapio³⁾. Von diesem Stamme kommt der von uns zu ererbende Begriff her.

c) „wern, praestare, woren were, gewere, praestatio, cautio ... waranda, warandatio ... thun, leisten, gewährleisten, verbürgen; von ihm stammt das franz. garantir, engl. warrant.“

Gegen die Sondernung der drei Stämme erklärt sich Gaupp⁴⁾, welcher ähnlich wie Albrecht (S. 1 ff.) überall die Grundbedeutung des Schutzes findet⁵⁾. Dafür daß Gewere im Sinne von Besitz und von Gewährleistung dasselbe Wort sei und von demselben Stamme herkomme, darf er sich nicht darauf berufen, daß es in beiden Bedeutungen durch warandia überföhrt wird⁶⁾; denn warandia ist nur die Uebersetzung des teutschen Wortes gewere in eine latinisirte Form. Doch scheint in der That zu berücksichtigen, daß mit der gewere

(investitura), der Einführung in den Besitz, die Verpflichtung des Verkäufers zur Gewere, warandia, d. h. zur Verrettung des Erwerbers in seinem Besitze entsteht⁷⁾.

§. 7. Mag nun auch zwischen den beiden Worten wern und wern ein sprachlicher Zusammenhang bestehen haben oder nicht — hier haben wir es nur mit dem Worte gewere, welches von dem zweiten Stamme herkommt und Besitz oder Besitrecht bedeutet, zu thun. Diejenige Bedeutung, welche wir schon früher kennen lernten (s. §. 3), Einleitung, Einweisung in den Besitz tritt zurück und erhält sich nur in dem entsprechenden latein. Worte investitura. Jetzt bedeutet Gewere 1) Besitzthum, 2) Besitz, 3) Besitrecht. Es kann auffallend erscheinen, wie diese drei Bedeutungen sich aus jener erst genannten entwickelt haben, wie es gekommen ist, daß dasselbe Wort, welches die Art und den Act des Erwerbs bezeichnet, dann auch für die erwerbende Sache und das Verhältniß der Person zur Sache gebraucht wird. Allen eine ähnliche Entfaltung der Bedeutungen desselben Wortes läßt sich auch sonst nachweisen; des Wortes Sala haben wir bereits gedacht (s. §. 4). Mehrere Analogien bietet die lateinische Rechtsprache. Mancipium bedeutet sowohl 1) den Erwerbssact, das Ergreifen mit der Hand (die mancipatio), als auch 2) die so erwerbende Sache und 3) das Recht an der Sache, welches durch die mancipatio entsteht. Entsprechende Bedeutungen haben die Worte pignus und fiducia⁸⁾.

— Auch das französische Recht bietet grade in dem Worte *saissine*, welches der teutschen Gewere entspricht, einen erläuternden Beleg dar. *Saissine* kommt von *saisir*, greifen, ergreifen her⁹⁾. Während die teutsche Sprache in ihrem wern die Thätigkeit des Verkäufers hervorhebt, sieht die französische mehr auf die Thätigkeit des Erwerbers. Sodann bedeutet *saissine* auch das Recht des Erwerbers, die Gewere. Cuius (geb. 1270) sagt: *prehendere Galli saisire dicunt, sicut et possessionem saisinam vocant*¹⁰⁾.

§. 8. Wir gehen jetzt die Bedeutungen von Gewere durch, in soweit sie mit dem Stamme wern, vestire zusammenhängen.

a) Gewere bezeichnet das Haus („sine gewere daz ist sin hus“¹¹⁾), oder Haus und Hof, d. h. denjenigen Raum, in welchem der Besitzer, gleichviel ob er Eigentümer ist, oder ob er aus einem andern Rechte, oder gar keinem Rechte besitzt, Herr ist, wo er seine

8) Vergleiche die Zusammenstellung bei Albrecht, Gewere S. 1 ff. 9) Manuere Nachweisungen f. bei Grassl, Ueberr. deutscher Sprachsch. I. S. 912 ff. 924 ff. 940 ff. 10) Meibach'sche Primulae a. 1165 (Grimm, Meibach, III. 74. Zeitschr. Urkund. I. 74) §. 13: in *usucapione*, quod vulgo dicitur, ac *geweren*. — Damit ist zu vergleichen *usucapionem possessionis huius*, quod theonitica exprimitur lingua *Sala* (Vatamblet I. n. 470. a. 1179).

11) Zeitschrift für deutsches Recht I. S. 96 ff. Bgl. auch Phillips, Deutsche Gesch. I. S. 91 ff. v. Maurer, Einleitung zur Gesch. der Mart., Hof-, Dorf- und Stadterfassung S. 99 ff. 12) So wird auch oft wern im Sinne von Besitztum dem wern, defendere abgeleitet, weil ein Laus das Gewandthum umgibt: *Wadenbüsch*, Zeitschr. f. deutsches Recht III. 2. Rote I. 2. Rote ad, Zeitschr. f. Rechtswissenschaft, des Autors v. XIX. S. 102. Gengler, Deutsche Rechtsgeschichte S. 336 ff. 13) Albrecht S. 1. Rote 3. S. 10. Rote 31; S. 65. Rote 128. Gaupp a. a. D. S. 97. Rote 8.

14) Gerber, Zeitschr. f. Civil- u. Proc. R. 7. XI. S. 20 ff., welcher auch jene drei Stämme unterscheidet, gibt zu, daß sie später gegenseitig auf sich eingewirkt haben können. 14a) Bgl. Dirksen, Manuale latinisticae fontium iuris civilis Romanoarum bei diesen Worten. 15) Saisir bedeutet offenbar dasselbe, wie das teutsche sich unterwinden. Grimm, Meibach. I. S. 692 (13. Zeitschr.); *advocatus per sententiam latam a manulnarie manum ad usum curie satire debet*. Der Stamm derselben ist verwandelt dem teutschen *setzen* vgl. Ditzig, Etymolog. Wörterbuch der romanischen Sprachen a. v. *argere*; auch *de Cange* a. v. *saisire*. 16) Gerber a. a. D. S. 45. Rote *. 17) Ragob. Recht v. 1261. §. 25.

Recht ausübt. Diese allersinnlichste Bedeutung findet sich oft im Sachsenspiegel:

II, 35: svar man — düve oder rof in sinen geweren hevet, dar he selve den slotet to dregel, it no si so klene, dat man't in en venster steken moge¹⁾).

III, 7. §. 4. Kost en jode — kelke oder buke —, vint man't binnen sinen geweren, man richtet over in als over enen dief.

II, 29. — wende he't andussike unde nrosslike ut von jenes mannes weren gebracht hevet.

III, 91. §. 1. Herberget ok en man lude u. sleit der ein den anderen dot ane sine scult binnen sinen geweren, oder darbuten, — de werd sal in bliven ene scaden. — Vgl. auch III, 90. §. 3.

I, 22. §. 3. alle hovepe spise, die — overblift in jewekeme hove irs mannes, oder svar he se hadde binnen sinen geweren. §. 4: dat beste barnasch, dat he hadde to enes mannes live, do he starf binnen sinen weren²⁾).

I, 20. §. 7. Die muder is gast in des sona geweren u. die sone in der muder. Vgl. auch II, 62. §. 3; III, 82. §. 2 (sine were to rumene).

Noch einige Beispiele aus andern Quellen:

Goslar. Statuten (Söfchen) S. 50. §. 6: Wes de were is oder se heft ghemedel, deme betet men de husvredebrake de dar uppe ghescut. S. 51. §. 31: upp sinner were dar he wonet. Verm. Sachsensp. II, 2. d. 15: alle zenne — dy sal een icalich man dy storezen uf dy gewer kern u. nicht berusz³⁾).

In allen Stellen bedeutet in oder binnen sinen geweren den Raum, welcher von einer Person besessen wird, über welchen sie factisch die Herrschaft ausübt. Wird daher von einer Sache gesagt, sie sei binnen geweren Anderm, so bedeutet dies, daß sie ebenso wie das Grundstück, auf welchem sie sich befindet, der factischen Herrschaft des Besizers unterworfen, in seinem Gewahrsam sei⁴⁾. Hervorzuheben ist, daß, um zu bezeichnen, daß die Sache sich auf dem Grundstücke befindet, immer der Plural binnen sinen weren, nie der Singular binnen sinner gewere gebraucht wird.

§. 9. b) In andern Stellen verschwindet bei Ausdrücken wie in geweren, an sinen geweren u. f. w. die Rücksicht, daß sich die Sache auf dem Grundstücke befindet, und es tritt der abstracter Gesichtspunkt an

die Stelle, daß sie sich im Besitze⁵⁾ der Person befindet⁶⁾. Dieser Übergang läßt sich schon in einzelnen der bereits angeführten Stellen erkennen (II, 29. I, 22. §. 3. 4), und zeigt sich deutlicher z. B. in

I, 15. §. 1. jene de't in geweren hevet wird derjenige genannt, welcher ein Gut geliehen oder verpfändet erhalten hat.

II, 60. §. 1. Svelk man enen anderen liet oder sat perde — to svelker wis he die ut von sinen geweren let mit sime willen, verkost sie die, die sie in geweren hevet u. f. w.

II, 36. §. 8. Under deme dat gud geanevanget wirt, die sal dat gut halden in sinen geweren, went it inne mit recht afgewonnen werde; vgl. auch §. 5.

Am natürlichsten ist diese Redeweise da, wo es sich um bewegliche Sachen handelt: denn diese sind regelmäßig in den geweren, im Hause oder Hofe, entgegengekehrt dem gleichgültigeren Falle, daß der Besizer die Sachen auch außerhalb des Hofes detinirt, indem er sie mit sich trägt⁷⁾. In den bisherigen Beispielen steht das Wort Gewere im Plural und bedeutet die Besitzungen. Einen mehr abstracteren Sinn hat der Singular; ebenso wie possessio bei den Römern Besingung und Besitz bedeutet, so auch Gewere bei den Teutonen.

22) Wir nehmen Besitz hier im Sinne des bloß factischen Innehabens, ohne Rücksicht auf das Recht oder den Titel, durch den der Besitz erworben ist. Vgl. auch Albrecht S. 3 §. 3. Gewere a. a. O. S. 6 §. 3. 23) Wir gehen von dem Objekte (Haus und Hof) aus und kommen so zur Bedeutung Besitz. Albrecht S. 9 §. 3. besagt den umgekehrten Weg: von der Bedeutung Besitz leitet er die von Haus und Hof ab (S. 12. 13). Haus und Hof sei der hauptsächlichste Gegenstand der Gewere (des Besitzes) gewesen und sei dann auch mit dem Namen Gewere belegt worden, indem man den Namen für das Recht zugleich auch für das Objekt gebrauchte. Dies scheint mir nicht richtig: es entspricht vielmehr den Verhältnissen der Entwicklung der Sprache, daß ein Wort zuerst eine Sache bezeichnet und erst später, wenn das Denken und gleichzeitig die Sprache zu einer höheren Abstraktion kommt, für das Verhältnis der Person zur Sache, das Recht, welches sie an ihr hat, verwendet wird. Eigen, Eigentum bezeichnet zuerst das Objekt (Grundstück), erst später das Recht (vgl. Bude, Dissert. de vindicatione rerum mobil. p. 3. Duncker, Beitrage. f. deutsches Recht II, 1. S. 187. R. 11). Besitz bedeutet zuerst das Possidium, dann das Verhältnis des Besizers zur besessenen Sache (vgl. Grimm, Wörterbuch unter diesem Worte). 24) Der Sachsenspiegel bedient sich auch anderer Ausdrücke, um dieses rein äußerliche Verhalten zur Sache, sei sie beweglich oder unbeweglich, zu bezeichnen: besonders unter sine haben, unter sich, in seiner Gewalt, seinem Gewahrsam haben. I, 25. §. 3. II, 31. §. 3. III, 4. §. 1. III, 5. §. 1. III, 15. §. 1. 2. III, 29. §. 1. 31. §. 2. Nichts. Verm. c. 11. c. 14. — Das possidere im Vet. aus. I, 27 übertrifft Eide selbst durch in geweren haben (Söfch. Lehn. 10. §. 1), das Gerichte Lehnrecht durch unter ihm haben (VII). — Vgl. auch Deitrich, Beitrage. f. deutsch. Recht XIV. S. 253. R. 77. — Dasselbe bezeichnet „auf einem Gute sitzen“ Sachsensp. I, 33. §. 3: an deme gude, dar die man uppe sit; besitzen II, 14. §. 1; III, 83. §. 1; Söfch. Lehn. 2. §. 3. 1. §. 1. 22. §. 3; 38. §. 1; 71. §. 11. Vet. auctor. I, 32 possederit, Söfch. Lehn. 10. §. 1: behalt he dat gut. Söfch. Lehn. VIII: Besitzait aver der man dat gut. Besitzen bezeichnet besonders sitzen bleiben (Hoyer, Sachsensp. II, 2. C. 415).

18) Diese Stelle wird erläutert durch das Magdeb. Bürgerrecht von 1304. §. 82: Wirt — die duhe in sine kete oder in sinene knuten oder in sinene karpende oder in sinen knuten sinen besoltenen weren geunden, den darmit treger alal man hebben vor einen dieb, in e sin dann ein also getan duhe, die man zu einem veruener in geweren moge. Vgl. auch Westf. Landr. 35. §. 6. 19) Es lieft Hoyer's richtiger scheint mir, nach starf ein Kamma zu stellen. 20) Andre Beispiele f. bei Holtzow, Glossarium germanicum p. 705. Albrecht S. 12. 13. Aus hiesigen Quellen bei d. Söfchesen, Westf. c. 1125. 1130. 21) Vgl. auch Albrecht S. 20. R. Gupst. b. M. u. R. Erste Section. LXV.

1, 52. §. 3. Svat aver he jemaque genomen hevet mit unrechte, dat mut he ime wol weder laten in sine gewere.

Hier bedeutet Gewere Besitz, und nicht Eigenthum oder ein sonstiges Recht, denn durch eine unrechtmäßige Handlung wird nur der Besitz, nicht das Recht verloren, durch die Rückgabe nur der Besitz, nicht das Recht wieder hergestellt.

II, 25. §. 1. Tu hant dar na sal he ine gewel-digen siner gewore.

Nach Richter. Lantr. c. 12 gehört zum Begriffe des Diebstahls, daß man fremde Sachen aus der gewere nehme. Auch der unrechtmäßige Besitz wird Gewere genannt: rofsike gewere (Sachsensp. II, 25. §. 1. Schwabensp. 76. II.). Man spricht auch von einer Gewere an Un-freien III, 32. §. 6.

Bedeutete nun einmal erst Gewere den Besitz bei beweglichen Sachen, so kam man auch dahin, es beim Besitz von Grundstücken zu brauchen.

III, 82. §. 2. Svie en gut enom anderen gift u. let it in sine gewere, dar he selve nene ge-were an ne hadde. (Richt. 29. Venn. Sachsensp. I, 38. d. 1.)

Weil der Veräußerer selbst kein Recht hat, kann der Erwerber auch nur die Gewere im Sinne von Besitz erlangen.

III, 83. §. 3. man sal aver ime dat gut laten in sine gewere. I, 9. §. 5. Sächs. Lehn. 58. §. 1.

II, 24. §. 1. man ne sal niemanne ut sinen ge-weren wisen von geriches halven, al si he dar mit unrechte an komen, man ne breke sie eme mit rechter klage.

Auch hier wird nur an den bloßen Besitz gedacht, weil die Möglichkeit des unrechtmäßigen Erwerbes gradezu erwähnt wird.

Schwabensp. 191. b. Wan man nieman uz siner gewere gewisen mag, ene geriches halven, u. let er ouch ze unrechte in der gewer, wen sol im si e mit rechter clage brechen. — Venn. Sachsensp. I, 32. d. 1.

II, 24. §. 2. Dar um ne mut man niemanne mit rechte sine gewere al getügen, jeneme die de gewere hevet.

die de gewere hevet, ist der bloße Besitzer: wer den Besitz hat, braucht ihn nur aufzugeben, wenn der Geg-ner beweist, daß er kein Recht zu besitzen habe.

Sächs. Lehn. 14. §. 1. Doch ne het dat nen recht gewere dat die man mit gewalt besit.

60. §. 1. Svie in unrechter gewere sit sunder le-nunge; II, 3. §. 1, 43. §. 1.

Venn. Sachsensp. I, 46. d. 9. Wer erbe adder sarnde habe had in gewern, recht adder un-recht, do en sal on nymant uswisen, man breche sy mit rechter clage u. mit rechte. — Richter. Lehn. 19.

Um den Besitz von Immobilien zu bezeichnen, wird auch der Pluralis des Wortes gebraucht:

II, 44. §. 1. Svelk gut en man in geweren hevet

jar u. dach ene rechte wedersprake, die he-vet dar an ene rechte gewere. §. 2.

II, 70. Man ne sal niemanne wisen von sine gude, dat he in geweren hevet, ime ne werde die gewere mit rechte afgewonen.

I, 45. §. 2. En wif ne mach ok ene irs mannes gelof nicht ires gudes vergeven — durch dat he mit ir in den geweren sit.

Sächs. Lehn. 71. §. 9. hevet die belende man dat gut an sinen lenes geweren ene rechte wedersprake herebracht, he volgt u. f. w.

59. §. 1. he hevet dat gut verloren dat he ut sinen geweren hevet gelaten jeneme die dar nene leuunge an ne heft.

74. §. 1. Hevet en man gut in geweren sunder lenunge von vormuntscap sinen wifes oder kindes, oder let en man sine brudere sin gut in sine gewere — stirft die belende man die wile, jene die sās gedane were dar an hevet spriet he dar len an, dat ne mach he al ene uppe 'n hilgen nicht behalden.

Richt. Lehn. 8. §. 2. est he sin len — ute sinen weren leto; vgl. 17.

Der unterste Vasall wird häufig als derjenige be-zeichnet, welcher das Lehn in Geweren hat; wenigstens auch andere Personen Rechte an dem Gute haben, so ist er doch der einzige Besitzer. Sächs. Lehn. 5. §. 1. 2; 7. §. 1; 10. §. 1; 57. §. 1. 2. 5. Der mit dem Ge-dinge beliehene Vasall, welcher nur eine Anwartschaft auf den Genuß des Lehns hat, darbt der Gewere 5. §. 2. Wenn der Vasall einem Amtmanne das Lehn in die Gewere befristet, so erhält dieser die Gewere, den Besitz, aber kann dem Herrn nicht das Gut mit der Gewere cassiren. Denn der Amtmann hat kein selbständiges Recht, sondern detinirt nur dem Willen seines Herrn gemäß. Sächs. Lehn. 62. §. 1^m.

Um bei der Vieldeutigkeit des Wortes Gewere zu be-zeichnen, daß der factische Besitz, die Detention gemeint sei, wird den Worten oft ein Objectivum beigegeben, welches dies andeutet; z. B. hebbende gewere, brukende gewere.

Bewysinge umme len bei Homper II, I. C. 364:

Doch so mach to lenes geweren neman tuch syn, he ne sy des heren belende man; aver eyner ge-meynen hebbenden u. brukenden gewere mot wol getuch syn eyn yowelk umbeschulden man.

Richt. Lehn. 29. §. 7. enes lenes gewere — motestu tügen med scassen des heren mannen; sunder eine hebbende were, dat is dat du de mud dar ut borest, tūgestu med soven bedder-ven mannen.

25) Stellen aus schriftlichen Quellen s. bei v. Richtshofen a. a. O. S. 1133 fg. — Im Schwabenspiegel wird sehr oft statt gewere im Sinne von Besitz das gewalt gesagt; Lehn. Lantr. 22. I. §. 31. 30. 63. 64. 200. 222. 258. 261. 273. 316. 317. 327. Schwab. Lehn. 23 b. 28. 29. — „genallt ist gleich ge-were, potestas, possessio“ (Sax. Grimm, Das Wort des Be-sitzes. Eine linguistische Abhandlung. 1850. C. 27).

Richtf. Landr. cap. 21. na deme dat he dat — gadt in rechter hebbenden we heft.

Urf. a. 1472 bei Kraut, Grundr. §. 130. R. 6: u. ich habe sie auchler zinsusse in eyne gewergliche nützliche u. habende gewerke gesetzt.

Urf. v. J. 1436 (Saltus a. d. E. 705): in eine rechtliche, mächtige, ganz volkommene u. besitzliche gewerk.

Urf. a. Inc. (Ebenfals): in eine rechtliche, mächtige, ganz volkommene u. besitzliche gewerk²⁶⁾.

Dasselbe bezeichnet auch ledigliche Gewere:

Sachsensp. I, 34. §. 2. Svelk man sin gut gisf u. dat weder to lene utweyt, dem herren hilpt de gave nicht, he ne behalde dat gut in sinen ledichliken geweren jar u. dach.

II, 57. Al sie en gut manges mannes, also dat dat en von dem anderen hebbe, svat so man up deme gode dut, dat sal man beteren deme, die 't in ledichliken geweren hevet.

Sächs. Lehn. 14. §. 1. Svie so it in nut u. in gelde hevet u. den tins dar ut nimt, — die hevet die gewere dar an, u. deme sal man dar af antwerden, of dar jeman uppe misse dat —

Schwäb. Landr. 218. — der ez mit nutze in ledichliken gewer hat, u. in ganzem nutze, dem sol man bezerron.

Magdeb. Fragen I, 2. d. 26. Alle Freiheit u. Gericht, die der oberst herr das gutes hat, ob er das gut het in seinen ledichliken geweren, alle solche macht, freiheit u. gerechtigkeit soll der mann, der das gut in ledichliken geweren hat, auch auff dem gut haben, recht und gnad zu thunde.

Destr. Urf. a. 1356 (Sitzungsberichte der k. k. Akad. der Wiss. zu Wien. 1853. XI. S. 761 fg. Nr. 15): der erste Rentgäulitzer erbt, da die bisherigen Besitzer des Grundstücks insolvent sind und die nachfolgenden Rentberechtigten nicht das Haus mit seinen Pflichten übernehmen wollen, das Haus „ledichleichen u. vreylichen .. mit alle dem rechten, als der gerichtsbrief sagt“).

Aus Vergleichung dieser Stellen ergibt sich, daß unter den mehrern Personen, welche Rechte an einem Grundstücke haben, nur demjenigen die ledigliche Gewere zugeschrieben wird, welcher im Besitze ist und die Ausübung zieht. Schon das Wort lediglich bezeichnet, daß der Besiz frei von Beschränkungen ist und den Besitzer berechtigt, unbeschränkt die Ausübungen zu ziehen²⁷⁾.

26) Albrecht S. 7. 8. Caupp, Zeitschr. I. S. 104. Fomeyer, Sachsensp. II, 2. S. 408. 27) Vet. auct. I, 123: nulli enim domibus beneficiis varentiam concedere poterit, quam non solum habuerit (er kann die Lehnsgewere nur verlieren, wenn er selbst die leibige, ledigliche Gewere hatte); vgl. Sächs. Lehn. 53. Berl. Lehn. XXI. 28) Vgl. Albrecht S. 8. 9. Kropp in Hubertus und Trummer's Criminal. Beiträge II. S. 237. R. 3. Fomeyer, Zeitschr. a. a. O.

Nicht bloß derjenige, welcher ein Recht an der Sache durch Auslassung erworben hat, sondern überhaupt Jeder, welcher zu eigenem Vortheile besitzt, z. B. der Miethere²⁸⁾, kann die ledigliche Gewere haben.

§. 10. c) Die für die Erkenntniß des deutschen Rechts wichtigste Bedeutung ist Recht zu besitzen, zu definiren (jus possidendi), welches mit dinglicher Bestimmtheit versehen allgemein geltend gemacht werden kann. Dieser war aus Gewere nur das thatsächliche Verhältniß, jetzt wird sie ein Rechtsinstitut²⁹⁾. Wer an einer Sache eine Gewere in diesem Sinne hat, besitzt nicht bloß, sondern hat ein Recht zu besitzen. Im Gegensatz gegen das bloße Factum des Besizes heißt diese Gewere — aber nicht technisch — rechte Gewere:

Sachsensp. III, 28. §. 1. Svat die man jar u. dach in rechten geweren nicht ne hevet, dar sal he tohant vore antwerden. — Schwabensp. 302. B. II, 42. §. 2. Hevet aver ir en ene rechte were au deme gode jar u. dach gehat ane rechte wedersprake.

Sächs. Lehn. 14. §. 1. Doch ne het dat nen recht gewere, dat die man mit gewalt besit. 26. §. 9; 31. §. 2. — Richtf. Lehn. 15. §. 8. Magdeb. Fragen I, 6. d. 8. Wird einem ein Erb vor Gericht gesetzt, der hat ein rechte gewere daran u. man sol in von Rechtes wegen darein weisen³⁰⁾.

Rechte Gewere ist in allen diesen Stellen der auf rechtmäßigem Wege erworbene Besiz; in andern Stellen bedeutet gewere allein dasselbe.

Sachsensp. II, 24. §. 1. Wenn der wigen eines Grundstücks Verfallte nicht vor Gericht erscheint, so verdelte man ime die gewere mit rechte.

II, 24. §. 2. Jeweil man mach sines rechten gades wol mit rechte anich werden, — so is he der were geloset mit rechte. Dar um ne mut man niemanne mit rechte sine gewere af getzigen, — se ne werde im: af gewonnen dar he to antwerde si.

Op. 1323; Sachsensp. II, 2. S. 403. 404. Caupp a. a. O. S. 103 fg. Gerber a. a. O. S. 7.

29) Dies ergibt die Vergleichung der oben angeführten Stellen, Sachsensp. II, 57, Sächs. Lehn. 14. §. 1, Schwabensp. 316 mit Beslar. Stat. S. 23. §. 1: Wes da were in oder se hevet ghemedet, deme beteret men dat uppe ghescht an hus-vrodebrake (Wern. Sachsensp. II, 3. d. 3). — Zu bedenklich sagt Gerber (a. a. O.), daß ledigliche Gewere „das volle freie Besizrecht des Besizers und Besizersin im Gegenfalle der durch das Vorhandensein eines beschränkenden Nutzungsrechts gebundenen Verhältnisse des Eigentümers“ bezeichnet; denn auch der Eigentümer hat die ledigliche Gewere, wenn er besitzt (vgl. Sachsensp. I, 34. §. 2); dann besetzt gar kein solcher Gegenfall. 30) Albrecht S. 27 ist in romanistischer Aufassung besagen, wenn er das Eigentum als dasjenige Recht bezeichnet, welches dem Besizer als Factum entspricht. Denn Besiz bedeutet in unserer Sprache und auch in dem Sinne von Albrecht nicht dasselbe, wie possessio, sondern ist die factische Detention ohne Rücksicht auf den Animus. Diesem Besitze als Factum entspricht als Recht das Recht zu besitzen. 31) Fomeyer, Sachsensp. II, 2. S. 400.

Wer ein Gut verlehrt, verkauft oder im Proceſſe über dasselbe unterliegt, verliert die Gewere, d. h. nicht den Besiß — denn der Berufsrichte kann diesen ja noch eine Zeit lang behalten —, sondern das Recht zu besißten. — Sächſ. Lehn. 53. 59. §. 2.

II, 70. Man ne sal niemanne wisen von sime gude, dat he in geweren hevet, ime ne werde die gewere mit rechte afgewunnen³³⁾).

In dieser Stelle wird die Gewere, das Besißrecht entgegengesetzt dem in geweren haben, dem factischen Besiß.

I, 9. §. 5. — wirt aver ime — de were gebroken mit rechte.

III, 82. §. 2. avle en gut enem anderen gift u. let it in sine gewere, dar he selve nene gewere an ne hadde.

I, 31. §. 2. wende die man ne mach an sines wifes gude nene andere were gewinnen, wen also he to dem ersten mit ire untving in vormantscap.

II, 44. §. 3. he mut die *egenlike gewere* mit ses — mannen getugen.

Sächſ. Lehn. 57. §. 1. Liet en herre — gedinge an enes mannes gude, stirft jene dar na die 't in geweren hevet, die gewere des gudes is instorven uppe dene deme it gedinge gelegen was.

6. §. 1. Die vader erst uppe'n sone die gewere des gudes mit sament deme gude. §. 2. Svelk man aver des sones darvet, die erst uppe'n herren die gewere des gudes.

7. §. 3. Svelk herre en gut liet sinen manne, dar mede n' is ime de gewere nicht geverniet jegen sinen herren, of ime sin herre des gudes nicht bekant, so doch sin man von sinent halven dat gut in geweren hadde.

Betrifft ein Vasall sein Lehn an einen unteren Vasallen, so verliert er damit nicht sein Lehnsrecht, sein Recht am Lehn, gegenüber dem Herrn, weil der untere Vasall von ihm den Besiß hat.

In allen diesen Stellen, welche mit alleiniger Ausnahme von I, 31. §. 2 nur von Grundstücken handeln, steht gewere nur im Singular. Bei beweglichen Sachen kommt Gewere gleich Besißrecht nur fünfmal im Sächſenpiegel vor:

I, 20. §. 4. des sones wif nemet mit — rechte ires mannes morgengave u. müdele u. ire rade an irs mannes gude — of se irs mannes u. irs selves umbesculdenen weren dar an getügen mogen.

§. 6. Morgengave behalt dat wif open hilgen, de gewere aver mit getüge. (Ueber diese beiden Stellen ſ. unten §. 16.)

33) Gut bezieht nicht, wie Gerber Sächſenp. II, 24. §. 1 und II, 70 angedeutet wird, da er Gewere in den Verbungen gewere abgewinnen, brechen für „Besiß, factisches Innehaben“ nimmt (a. a. D. §. 6).

II, 18. §. 2. Man ne sal ok nicht vinden to rechte, wo en man en gut oder ene gewere des gudes getügen sole, ime ne si aller irst die getüch mit ordelen erdelt.

III, 88. §. 5. Bruynis umme gut oder umme gewere.

I, 31. §. 2 (siehe auf dieser Seite).

Der Anhalt der Gewere, das Recht, aus welchem man besißt, wird bisweilen durch einen Zusatz angegeben: *egenlike gewere* (Sächſenp. II, 44. §. 3. Ragd. Örtl. Recht von 1304. art. 33³⁴⁾), *Lehns-gewere* (Sächſ. Lehn. 38. §. 1. §. 3; 33; 74. §. 2. Richtſt. Lehn. 15. §. 8; 29. §. 7. Bewysinge bei Homper Sächſenp. II, 1. S. 364³⁵⁾). Den Gegensatz bildet die *blole gewere* (Sächſ. Lehn. 74. §. 2), die *gemene gewere* (38. §. 3), die *gemeyne hebbende u. brukende gewere* (Hewys. a. a. D.), *hebbende gewere* (Richtſt. Lehn. 29. §. 7). Besonders auf Grund der letzten Stellen wird unter *gemeiner* oder *bloßer Gewere* der rein factische Besiß zu verstehen sein, bei welchem man nicht nach dem Rechte zu besißten fragt³⁶⁾. In einzelnen Stellen scheint sie im Gegensatz gegen die Lehns-gewere die landrechtliche, die im Landgerichte entstandene zu bezeichnen³⁷⁾.

§. 11. Die Gewere als Recht hat Jeder, welcher ein Recht zu besißten hat, also unter Umständen auch der Eigentümer. Um aber das Eigentum oder ein sonstiges dingliches Recht zu bezeichnen, hat der Sächſenpiegel sein eigenes Wort, sondern nur Umschreibungen.

II, 37. §. 1. Svat so en man viint — dat sal he up bieden vor sinen buren u. to der kerken: kumt jene — dene dat gut tohört, he sal sik dar to tien selve dride. §. 2 (des dat gut is).

Derjenige, dem das Gut gehört, oder dessen das Gut ist, kann der Eigentümer, aber auch jede andere Person sein, welche die Rückgabe der verlorenen Sache fordern darf; es ist gemäß der Regel „Dand wahre Dand“ derjenige, dessen Gewere mit dem unfreiwilligen Verluste der Sache aufhörte.

II, 41. §. 1. 2. Svar die richtere sin gewedde nicht ut panden ne mach op enes mannes egene, — dat sal die vronne boode vronen mit eime crüee —. Ne tiät he't nicht-ut jeme des it dar is —, man verdelit ime sin rechl dar an.

Hier ist unter demjenigen, dessen das Gut ist, allein der Eigentümer zu verstehen. In II, 57 bezeichnen die Worte „al sie en gut manges mannes“ nicht

33) Aus dem factischen Rechte: dera ainliker verrann armeten sich der Gewere zu Eigentum vernehmen; deer hi eer *aynlike oen sinner wer hede* (das er früher zu Eigentum in seiner Gewere hatte); vgl. bei v. Richtſen, B. B. S. 1139. 34) Urk. a. 1370 (Oestr. Reichsbibl. 1853. S. 436): das *aynen in aygna pater*, das *lehen in lehens gewer*, das *paterrecht in paterrecht gewer* u. das *paterrecht in paterrecht gewer*, die *huetze in huetzung gewer*. 35) Richtſt. S. 6. Homper II, 2. S. 608. 36) Diese Bedeutung verteidigen allgemein Gaupp a. a. D. S. 104 fg. Gerber a. a. D. S. 13.

blos den Eigenthümer, sondern alle Personen, welche Rechte am Gute haben“).

Wenn der eine bewegliche Sache zurückfordernde Kläger sagt, die Sache sei sein gewesen und sei noch sein, so heisst das nicht, er habe die Gewere gehabt und habe sie noch, wie Albrecht (S. 84) will, sondern nur er habe ein Recht an der Sache gehabt und dieses Recht habe er auch jetzt noch trotz des Verlustes der Sache“).

Dst wird auch für Eigentum oder für das sonstige Recht an einer Sache die Bezeichnung der Sache selbst gebraucht, Eigen für Eigentum am Grundstücke, Lehen für Recht am Lehnsgute, fahrende Habe für Eigentum oder Recht an Mobilien u. s. w.“); oder man braucht für Recht am Gute das Recht zur Klage, welches sich auf das dingliche Recht stützt, sobald die Ansprache an einem Gute verlieren dasselbe bedeutet, wie das Recht an der Sache verlieren“).

§. 12. Es ergeben sich also folgende Bedeutungen von were, gewere:

- 1) Haus und Hof; binnen seinen geweren gleich im Hause oder Hofe, im Besitz.
- 2) Besitz, rein factische Detention.
- 3) Recht zu besitzen, ohne Rücksicht auf den Inhalt dieses Rechts.

Aber diese drei Bedeutungen lassen sich nicht überall streng auseinanderhalten, sondern gehen vielfach in einander über, wodurch die Schwierigkeiten der Untersuchung vermehrt werden. Von da es hiemalen für auf-fällig erklärt, daß dasselbe Wort so mannichfaltige Bedeutungen hat, und hat wol grade darum eine Unter-suchung über die Gewere für mühsam und erfolglos erklärt. Aber eine gleiche Vieldeutigkeit zeigt sich auch in andern Sprachen für die verwandten Worte und von Savigny verzwiefelte trotz der Vieldeutigkeit des lateinischen Wortes *possessio* nicht an der Auffassung einer römischen Besitztheorie.

Vergleichen wir jene drei Bedeutungen mit denen des lateinischen Wortes, *possessio*, so hat auch dieses die beiden ersten Bedeutungen: Besingung (Besitzthum) und die rein factische Detention (*naturaliter possidere*).

37) Bgl. auch Schenckp. II, 47. §. 2, 54. §. 5, 56. §. 2, 111, 42. §. 2, 111, 67. Schenckp. 217. Münch. Stadtr. 71. 75. Nur wenn man davon schließt, daß die Ausdrücke durchaus nicht immer den Eigenthümer bezeichnen sollen, sind Stellen, wie Nichtst. Landr. c. 14 a. Anf., verständlich: Gepeuet man dir zu antworten umb gute, das dir ein ander zubehalten hat geben, so sprech dich fursprech: — N. der spricht, H. hab im diem hab gethan, das sie sein sey, u. nicht sein. Die deponierte Sache wird einmal als Gut des Depofitars (das sie sein sey) bezeichnet, weil er die Gewere vom Eigenthümer erlangt hat, gleich darauf aber wieder als nicht sein, d. h. als ihm nicht eigen-thümlich zugetheilt. 38) Pfand, Reichsfr. f. deutsches Recht X. §. 245 fg. Bruns, Das Recht des Besitzes S. 313 fg. 315 fg. Deitrich, Reichsfr. f. deutsches Recht XIV. §. 263 fg. 369. Gomer, Schenkp. I. S. 300. II. 2. §. 277. 424. Albrecht, Gewere §. 13, 92. 35. 40) Ebnst. Lehn. 12. §. 1, 2, 50. §. 2, 65. §. 2, 66. §. 3. Reichsfr. Lehn. 12. §. 2, 5, 14. §. 3, 20. §. 3.

Aber in der dritten Bedeutung gehen sie weit aus einander. *Possessio* bedeutet die Detention verbunden mit dem Willen, die Sache als Eigenthümer zu besitzen, gleichviel auf welche Weise die Detention erworben ist, ob durch einen *justus* oder *injustus titulus*, ob der Besitzer sich in bona oder mala fide befindet; die *possession* wird oclorn, sobald das factische Innehaben oder der *animus* aufhört. In allen diesen Beziehungen weicht der teutsche Begriff ab: Gewere ist das Recht zu besitzen, welches meistens — bei beweglichen Sachen immer — in Verbindung mit der Detention erscheint. Es kann das Besitzrecht die Folge verschiedener materieller Berechtigungen sein, des Eigentums, des Lehens, Pfandes, Deposits u. s. w. Auf den Willen des Besitzers wird gar keine Rücksicht genommen, sondern nur auf die rechtmäßige oder unrechtmäßige Ent-stehung des Besitzes. Es fragt sich nur, ob der Besitz auf dem gesetzlichen Wege entstanden ist und daher eine gewere nicht blos im zweiten, sondern auch im dritten Sinne ist.

Während der Römer bei den dinglichen Rechten überall auf das innere, unsichtbare Verhältnis zwischen Person und Sache, auf das materielle Recht sieht, so legt das teutsche Recht das Gewicht auf das äussere Ver-hältnis des Besitzes, welches der Ausfluss des Rechts ist.

Da die Gewere vom sammtlichen römischen Begriffen wesentlich abweicht, geriethen die Concipienten von Rechts-quellen und Umständen in Verlegenheit, sobald sie ein der Gewere entsprechendes lateinisches Wort wählen sollten. Man nannte das Besitzrecht (die Gewere) auch da, wo es von dem römischen Eigentume unabweisbar verschieden war, *proprietates*, *proprium*, weil der Besitzer für die Zeit seines Rechts über die Sache dieselbe Herrschaft ausübt, wie ein Eigenthümer. Bei Bestellung von Erb-zuchten heisst es:

usque ad finem vite sue tradidit in proprietatem (Reinmaphn Zuocia. S. 125 fg. 133. 136 u. s. w. intra a. 923—934).

tradidit — in proprietatem illi et filius suis — usque ad finem vitae illorum (a. d. D. S. 180. intra a. 963—976).

in proprietatem concessimus eo videlicet tenore, quatenus praefatus archiepiscopus hoc teneat, usque et potestative omnibus diebus vite sue possideat et post ejus ab hac vita discessum in usus fratrum canonicorum — revertatur (a. d. D. S. 214. a. 1002).

* Oder es wird die Gewere als *bonae fidei possessio* bezeichnet; so heisst es von einem Dinsten: *beneficii gratiam tamquam bonae fidei possessor solus obtinebit* (M d f r, Ilerl. j. Dönan. Grsch. Nr. 100. a. 1203). Auch *possessio* brauchte man für Recht zu besitzen, selbst wenn der Besitz fehlt; so nennt das Brünner Schöffensbuch (Nr. 35) grade die nicht besitzenden zur Klage berechtigten: *veri possessores, quibus ablata sunt*“).

41) Diese Quelle bezeichnet häufig auch den Eigenthümer als

Daher supponiren auch die ältern Quellen da, wo wir heutzutage den Begriff des Eigenthums uns denken, den dauernden Besitz:

emit a Stephano — supradictam silvam — in perpetuum possessionem.

addit — octo mansos clauetro huic in perpetuum possidendos (Stenzel, liber fundationis clauetri S. Mariae Virginis in Heinrichow. p. 43. 44).

Es wird auf diese Weise erklärlich, wie einzelne Bearbeiter des römischen Rechts im Mittelalter die römische possessio als Recht definiren konnten; sie trugen in das römische Recht den deutschen Begriff der Gewere hinüber. So sagt Bassianus: possessio est ius quoddam rem detinendi sibi, und § 10: et creditor et vasallus, et fructuarius et similes ut alienam possident, et tamen possident sibi; sibi enim possident ratione iuris, quod habent in re. Während das römische Recht den animus rem sibi habendi, und zwar als dominus, verlangt und einen stellvertretenden Besitz alieno nomine nur in einzelnen Fällen anerkennt, nimmt § 10 überall, wo das deutsche Recht eine Gewere hat, den Besitz einer fremden Sache im eigenen Interesse an. Bei der Riehe, bei welcher auch das deutsche Recht keine Gewere kannte (s. §. 26), läßt auch § 10 nur ein alieno nomine possidere zu. (Die Stellen nehme ich aus Brun, D. Recht des Besizes S. 105. 106.)

§. 13. Das Wort Gewere ist freilich aus unserer Sprache verschwunden, aber die Auffassung und der Begriff leben noch weiter fort. Es ist ein anderes Wort an seine Stelle getreten, welches ganz dieselben Bedeutungen, wie Gewere hat, ich meine Besitz, ein Recht, welches in der juristischen Sprache kaum vor dem 18. Jahrh. vorkommt⁴³⁾. Der Richtjurist braucht es nicht in Uebersetzung des römischen Wortes possessio rerum; Besitz bedeutet im gewöhnlichen Sprachgebrauch:

- 1) Besitzthum (Vermögen);
- 2) das körperliche Innehaben: man hat die Sache besetzt und besitzt sie jetzt;
- 3) das rechtmäßige körperliche Innehaben, oder wol auch das Recht, die Sache zu besitzen, ohne Rückhalt darauf, ob die Detention vorhanden ist⁴⁴⁾. Besonders braucht man das Wort, um das Eigenthum zu bezeichnen. So heist also auch jetzt noch der gemeine Sprach-

gebrauch „das factische der künftigen Betrachtung näher liegende Moment gegenüber dem innerlichen, unsichtbaren“ hervor⁴⁵⁾.

Diese Auffassung des gemeinen Lebens wirkte auch auf die Auffassung des Besitzbegriffes in den neueren Gesetzbüchern zurück; z. B. Rest des Preuß. Landrecht im Gegensatz gegen den vollständigen Besitz, welcher der römischen possessio entspricht, noch einen unvollständigen Besitz auf, bei welchem man nicht als Eigenthümer, aber doch für sich selbst definiren will:

- 1, 7. §. 6. Wer eine Sache oder ein Recht, zwar als fremdes Eigenthum, aber doch in der Absicht, darüber für sich selbst zu verfügen, in seine Gewere übernommen hat, der heist ein unvollständiger Besitzer.

§. 7. Vollständiger Besitzer heist der, welcher eine Sache oder ein Recht als sein eigen besitzt.

So sagt auch der Cod. Maximil. Bavar. civilis II, 5. §. 1: „Besitz bedeutet jenen Zustand, da man eine Sache mit der Absicht, solche für sich zu haben (animo sibi habendi) in seiner Gewalt und Gewere hat.“

Die Gewere an Mobilien.

§. 14. Wie das deutsche Recht überhaupt nach den verschiedensten Seiten hin Mobilien und Immobilien verschieden behandelt, so ist auch die Gewere an Mobilien ganz anders ausgebildet, wie die an Immobilien; jene blieb auf einer niedrigeren, höhern Stufe stehen, diese ist seiner entwickelt. Bei jener werden wir nicht lange zu verweilen haben, während diese größere Schwierigkeiten bietet und eine tiefer eingehende Behandlung erfordert.

a) Die Gewere an Mobilien ist immer Detention. Eine Gewere findet an beweglichen Sachen nur da statt, wo zugleich ein in geweren haben, im Haus und Hof haben vorhanden ist; das Recht ohne den Besitz bezeichnete man nie mit dem Ausdruck „Gewere.“ Wer seine Detention aufgibt oder wider seinen Willen verliert, behält keine Gewere, obgleich er sein Eigenthum oder ein sonstiges dingliches Recht zurückbehalten kann (Sachsensp. II, 60. §. 1).

Schon hier stoßen wir auf einen Widerspruch Albrechts⁴⁶⁾. Dieser behauptet nämlich (S. 23. 31 fg.), daß es auch ohne den factischen Besitz eine Gewere an Mobilien gebe, und daß derjenige die Gewere behalte, welcher den Besitz wider seinen Willen und ohne Veranlassung eines richterlichen Spruchs verliert. Allein unter den sämtlichen Stellen, welche er zum Belege dafür anführt, spricht nur eine einzige von Mobilien und diese gehört dem spätern Rechte an (das magdeb. Schöffennurth. bei Bödme S. 152 fg.).

Niemehr ist es für den Verlust der Gewere ganz gleichgültig, ob der bisherige Besitzer seinen Besitz freiwillig räumt oder wider seinen Willen verliert: immer

possessor, wo der körperliche Besitz ihm grade abgeht: no. 125. Si homo hereditatem suam alteri locavit, ad respondendum de tali hereditate non ille, qui eam convavit (der Vöhrer), sed qui hereditatis possessor est proprius, ad respondendum; no. 123. Is, qui commodat, dominum retinet et eiusdem rei remanentis; no. 181. rei depositae sicut commodatae propter vel tenemus et etiam possessionem et potest depouimus. quandoqueque placet deponenti, revocari.

42) Grimm, Deutsches Wörterbuch I. Sp. 1035. 43) Grimm a. a. D. S. 1029: „In haben ist mehr als faure Innehaben, die Detention, in besigen der Gewere, der Rechtsgewalt enthalten.“

44) Grimm a. a. D. S. 21.

geht mit dem Verlusse des Besizes auch die Gewere unter“).

Daher ist es auch im Allgemeinen nicht möglich, daß mehrere Personen an derselben Sache eine Gewere haben. Wenn auch die Quellen keinen direkten Anhalt bieten, so glaube ich doch diesen Satz beschränken zu müssen: der Herr, welcher eine Sache seinem Knechte oder einer andern zu seiner Hausgenossenschaft gehörigen Person übergibt, gilt auch jetzt noch als Inhaber der Gewere. Schon die Glossen zu Sachsensp. III, 6 bemerkt, daß eine derartige Uebergabe an den Knecht auf keinen eigentlichen Verträge beruhe: „denn er hat es dem Herrn nicht abgetheilt; noch der Knecht hat es im nicht gelobt noch geredit, mit Worten noch mit Werken.“ Die Sache ist dadurch, daß sie eine zur Hausgenossenschaft gehörige Person determinirt, noch nicht aus der Gewere des Herrn, aus dem Bereiche seiner Machtvollkommenheit herausgekommen. Daher kommt auch hier die Regel „Hand wahre Hand“ gar nicht zur Anwendung: veräußert der Knecht dolofter Weise die Sache seines Herrn, so gilt die Gewere als gegen den Willen des Herrn verloren, und der Herr kann die dingliche Klage anstellen“).

Technisch verhält es sich bei der Morgengabe, welche der Mann seiner Frau an Immobilien bestelt. Die Frau erbt durch die Gabe eine Gewere: Sachsensp. I, 20. §. 4. 6“). Aber die Morgengabegüter befinden sich noch im Kreise der Herrschaft des Mannes und verbleiben ihm trotz der Gabe, wenn die Frau vor ihm stirbt“). Während der Ehe besteht kein Sondergut, sondern Alles ist dem Manne unterworfen, wird von ihm befehlen (Sachsensp. I, 31. §. 1. 2): daher kann die Frau bei Lebzeiten des Mannes ihre Gewere nicht geltend machen, indem sie Güter, welche zu ihrer Morgengabe gehören, veräußert.

1. 31. §. 1. Wiß ne mach och ires gudes nicht

45) Gegen Albrecht vgl. auch Brachtenhöft, Zeitschr. für brenndes Recht V. S. 133 ff., besonders S. 177 fg. — So gibt es also an Immobilien keine juristische Gewere, unter welcher Albrecht eine Gewere ohne Besiz versteht. Es ist daher auch einer der Hauptzüge der Albrecht'schen Theorie irrig: „Die Klage, die aus der juristischen Gewere entspringt, ist eine dingliche, und außer dieser gibt es keine andere in rem actio“ (S. 81). Denn hier bei Immobilien findet eine dingliche Klage auch ohne juristische Gewere statt; die dingliche Klage beruht auf einem andern Fundamente, als der Gewere.

46) Kraut f. 90. Nr. 3. 4. 6. 7. Albrecht S. 94. R. 194. Rudde, Dissertatio I. 41. 42. 47) Nach dem Tode ihres Mannes beweist sie ihrer unbeschränkten Gewere mit Zeugen, d. h. daß ihr rechtsgültig die Eiden tradirt seien. Wedderbacher, Privol. a. 1165. §. 14: Qui uxorem legitimam — duxerit, quicquid primo mane coram paraniophis et concubitis suis uxori sua dederit, — quod tunc tunc morgengave vocatur —, integra pace optinebit; sed si forte contigerit, quod aliquis datum illud — infringere voluerit, illo qui datum habet in exceptione, quod vulgo dicitur augerem, testamento — debet optinere.

48) Sachsensp. III, 35. §. 3: Morgengave ne erit non nisi in iure manens sit, si ne habere ex conventionem na iure manens dederit, d. h. sie beweist sie nicht bei ihres Mannes Leben, sondern vertritt sie nur, wenn sie sie bereits nach des Mannes Tode zu ausschließlicher Rechte erworben hat. Sachsensp. I, 31. §. 1.

vergeven aus ires mannes willen, dat he't dur recht dalden durvo“).

§. 15. b) Wer die Gewere freiwillig aufgegeben hat, verliert dadurch die Verdringung, sein Recht an der Sache durch die dingliche Klage geltend zu machen; er kann nur gegen seinen Contrahenten klagen. Dagegen hat derjenige die dingliche Klage, welchem die Gewere an der Sache wider seinen Willen entzogen wurde, nicht bloß der Eigenthümer, sondern jeder, welcher sie aus irgend einem Titel besitzt“). Zur difesa jetzt ziemlich allgemein anerkanntem Grundsatz bedarf es keiner besondern Rechtfertigung.

Wir werden nicht zweifeln können, in allen diesen Fällen, in welchen der Veräußerer mit der Gewere sein dingliches Klagerecht aufgibt und der Empfänger es mit der Gewere erhält, dem Empfänger nach deutschem Rechte ein dingliches Recht zuzuschreiben, obgleich nach röm. Recht das Commodatum, Depositum u. s. w. nur ein persönliches Recht gewährt. Denn es ist sehr wohl möglich, daß einzelne Rechte von dem einen Volke als dingliche, von dem andern als persönliche Rechte aufgestellt werden“).

Was den Veräußerer anbetrifft, so gibt er durch Uebertragung der Gewere sein Recht an der individuellen Sache auf. Er hat nur noch ein persönliches Recht gegen den Empfänger zur Restitution der Sache selbst oder auf den Ersatz ihres Werthes. Obgleich wir ihn, wenn wir unsere heutigen Kategorien anwenden, noch immer als Eigenthümer bezeichnen müssen“), so trat doch im ältern Rechte der Begriff des Eigentums vor dem der Gewere zurück“). Wer von einem Andern in den Besiz der Sache gesetzt ist, die Gewere erlangt hat, erscheint so lange als rechtmäßiger Besitzer, bis ein Anderer, welcher die Sache früher gegen seinen Willen verlor, kein besseres Recht nachweist.

c) Der bloße Vertrag über den Erwerb einer Sache läßt keine Gewere entstehen; die Gewere, das dingliche

49) A. R. über die Morgengabe des Sachsenspiegels ist Kraut, Vormundsch. II. S. 338 fg.: er erklärt sie für eine Gabe von Todes wegen, welche der Frau bei Lebzeiten ihres Mannes keine Gewere gibt. 50) Werber (a. a. D. S. 77) leitet die dingliche Klage des Commodaturs, Pfandgläubigers u. s. w. mit welcher er die ihm gestohlene oder geraubte Sache zurückfordert, nicht aus dem unechtsmäßigen Besitze der Gewere, sondern aus dem Delikt des Thäters her. Gegen diese Ansicht hat sich zuletzt selbst Delbrück a. a. D. S. 233. 350. — Die Ansicht Werber's erklärt, warum der Empfänger, der frühere Besitzer vindicirt, nicht aber, warum der Eigenthümer, welcher die Sache einem Andern übergibt, keine dingliche Klage hat. Und doch kann der Eigenthümer, selbst wenn ihm sein Contrahent zum Ersatz verpflichtet ist, ein Interesse haben, selbst zu vindiciren.

51) Wegen Insofern seines Contrahenten. Die dingliche Klage ist aber für ihn unmöglich, weil er kein Recht an der individuellen Sache aufgab und nur noch ein Recht auf eine Sache von demselben Besitze und derselben Qualität behält, wie dies auch Werber S. 34 anerkennt. 52) Vgl. auch die richtige Bemerkung bei Rudde, a. a. D. S. 152 fg. 53) Rudde, Dissert. p. 35 vgl. Brachtenhöft, Zeitschrift S. 163 fg. Kraut, Vormundsch. II. S. 350. R. 3. 53) Stobbe, Zur Geschichte des deutschen Vertragsrechts S. 252. Rott 2.

Recht an Mobilien entsteht nur durch Uebergabe, wie an Immobilien durch die Auflassung⁵⁴⁾. Es gibt daher an Mobilien kein anderes Pfandrecht, als das Kaufpfand.

Doitr. Landr. 223 (v. Freyberg): antwort man einem plant, das vordere hab ist, die man getreiben u. getragen mag, der sol er sich underwinden u. underziehen, u. haimen in sein gewalt; tnet er dez nicht, u. liezz si inenem, der ims geantwurt hat in seiner gewalt, u. begriff si ain ander in seiner gewalt mit dem rechten, der mag sich der selben plant mit dem rechten wol underwinden.

Jura civ. Nordhus. (Straut §. 123. Nr. 11): Quicunque pignora verit talia, que de possessione pignori possunt duci vel pelli sub potentiam pignoris, et relicta in possessione pignoris fuerint, alius si supervenerit, salvo jure pignoris.

Bremer Statuten von 1308. Nr. 48 (bei Delrich §. 96): Dhar ne mach nemene binnen ver denken wiebedelhe weddescat holden die buten sinen weren is, mer we dhen weddescat hevet an sinen weren, dhe mach sin gheht holden oppe dhen hilghen.

Wenn daher der bloße Vertrag mit der Gewere solidiert, so geht die Gewere vor; z. B. wenn der Eigentümer dieselbe Sache zweien verkauft, so wird derjenige als Erwerber geschützt, welcher nicht bloß den persönlichen Anspruch aus dem Vertrage, sondern auch durch die Tradition das dingliche Recht an der Sache erworben hat.

Hamburger Recht von 1270. I, 7: So wor een man vordingt ofte vorkost ofte to weddeschatte set wedder wegene syn erve enen manne edder twen, ofte so welker hande gud it ay, ofte se twedrachtich darumme worden, so we danne den ersten kop edder den ersten weddeschat tugen mach, de schol den kop edder den weddeschat beholden.

Langenbed in seiner Gloss zum hamburger Recht von 1497. G. 3 gibt als Motiv dafür an: *Wente hebbe ick erst ghekoft u. doch nicht entfangen, danegest heiffst du datsulve koftt unde entfangen, so bystu de negeste, umme der besytlinge u. hebbende were willen.*

Weil die persönlichen Verbindlichkeiten nur in beschränkter Weise auf die Erben übergangen, so konnte das Versprechen des Erblosers, Jemandem eine Sache zu geben, welches durch Tradition nicht realisiert worden war, nicht gegen seine Erben geltend gemacht werden.

Dörl. Landr. 45. §. 7. Swelich man sin gut einem andirn gibit, u. iz doch selbe in sinen werin beheldit nuzt en den tach das er gevangen wirt, oder in eine suche bevellt von der er

nicht genesin ne mac, mit der gabe ne hat er sin gut sinen erben nicht gevremedit.

Es konnte daher nach älterem Rechte keinen Erwerbs-
trag an Mobilien geben⁵⁵⁾.

d) Die Gewere überträgt auf den Empfänger die Detention; ob er berechtigt sei, die Sache zu benutzen oder nicht, seine sonstigen Befugnisse oder Verpflichtungen werden bestimmt durch die causa, aus welcher er besitzt, durch die Verabredungen des Vertrages.

Hiaweilen hat man für einzelne Verträge, den Pfandvertrag, das Commodat, oder auch allgemein angenommen, daß mit der Gewere auf den Empfänger zugleich das Eigentum übergehe. Diese Ansicht ist unhaltbar und öfter widerlegt⁵⁶⁾.

e) Der Besitzer braucht keinem Andern früher die Gewere einzuräumen, als bis dessen größeres Recht durch richterlichen Spruch anerkannt ist: jede eigenmächtige Entziehung des Besitzes ist verboten⁵⁷⁾. Daher bietet der Besitzer während des Processus im Besitze der Sache.

Sachsensp. II, 36. §. 8. Under deme dat gud geannevengt wirt, die sal dat gut holden in sinen geweren, went it ime mit rechte afgewonnen werde. — **Schwabensp. 273.** Richtst. Landr. c. 13.

Obgleich es ein allgemeines Gebot ist, daß Niemand in seinem Besitze gestört werden soll, wird der bloße Besitz doch nicht durch ein besonderes Vorfahren geschützt: es gibt nach älterem teutschem Rechte kein vom Petitorium verschiedenes Possessorium. Die Klage soll nicht dem früheren Besitzer, dessen Recht zu besitzen unberührt bleibt, den Besitz wieder verschaffen, sondern soll demjenigen, welcher ein Recht zu besitzen nachweist, die Detention restituieren. Die Behauptungen der Parteien beziehen sich nicht auf ihren früheren oder gegenwärtigen Besitz, sondern auf ihr Recht. Daher wird selbst der Räuber, welcher ein Recht an der geraubten Sache nachweist, gegenüber dem Beraubten in dem Prozesse siegen.

Sachsensp. II, 25. §. 1. Wirt aver en man beklaget nmme roflik gewere, — de richtere sal — richten deme klegere umme den rof. — Tu hant dar na sal he ine geweldigen siner gewere, of it jene, nuppe den die klage gut, nicht ne weder redet mit rechte.

Albrecht (S. 14 fg.) ist entgegengelegter Ansicht und nimmt einen selbständigen Schutz des bloßen Besitzes

55) Albrecht S. 201. 56) Albrecht S. 137. — Mit Unrecht glaubt Trummer, Vorträge über merkwürdige Entscheidungen in der Hamburg. Rechtschickung II. S. 131, daß Albrecht diese Meinung zuerst bekräftigt habe. Schon Langenbed (gestorben 1517) erklärt sich gegen dieselbe in seinem Commentar zum hamburgischen Stadtrecht (L. 10. 11); und auch das Werk von Riccius de dominio pignoris gemanuel vertritt nicht die falsche Ansicht (wie Albrecht a. a. O. Note 292 und Bude, Diss. p. 29 glauben), sondern setzt sie zu bestritten. — Ueber die Controverie beim Pfandrecht v. Gerber a. a. O. S. 253 fg. 57) Albrecht S. 14. Bruns S. 384. Gerber S. 36. Delbrück S. 251.

54) Albrecht S. 132.

sowol bei Mobilien, als Immobilien an. Zuerst scheint Duncker (Zeitschr. f. deutsh. Recht II, 1. S. 190) das Possessorium dem teuffichen Rechte abgesprochen zu haben, sodann Homyer (Sachsensp. II, 2. S. 407). Erschöpfend hat Bruns (a. a. D. S. 285 fg.) die Frage behandelt; ihm folgen die Neueren (z. B. Sandhass, German. Abhh. S. 96 fg., Delbrück S. 241 fg. u. f. w.).

f) Nur derjenige, welcher eine Sache in geweren hat, kann mit der dinglichen Klage auf Herausgabe derselben belangt werden; denn die Voraussetzung der dinglichen Klage ist die unmittelbare Gegenwart der Sache. Bei Anstellung der persönlichen Klage gesteht entweder der Beklagte zu, die Sache erhalten zu haben und muß sie dann restituieren oder ihren Werth ersetzen, oder er leugnet den Empfang vollständig ab.

Nur dann kann der Kläger den Beweis der geschehenen Hingabe zu führen übernehmen, wenn der Beklagte die Sache, um welche es sich handelt, wirklich besitzt; denn überall, wo der Kläger das Recht an einer Sache geltend macht, nimmt er nur in dem Falle die vorzüglichere Stelle im Beweise ein, wenn es ungewiss ist, daß der Beklagte der rechte Beklagte, d. h. der Besizer ist *).

Sachsensp. I, 15. §. 2. 'Sculdeget man den man umme dat, des he nicht en hevet, des outgat he mit siner unscult. Svat man aver under ime bewisen mach, dar vore mut he antwerden aue unscult. — Vgl. I, 52. §. 4; I, 22. §. 4.

Ebenso brauchen die Erben sich auf den Proceß nur einzulassen, wenn die eingeklagten Sachen sich in der Erbschaft befinden.

Sachsensp. III, 31. §. 2: — sine erven ne antwerden dar vore nicht, sie ne hebben dat gut under en, dar umme jene beklaget was. — Vgl. II, 60. §. 2. — Richtst. Landr. c. 16.

Mit diesen Principien scheint mir ein anderer Satz in Verbindung gebracht werden zu dürfen: der Eigenthümer oder Besizer von Vieh, welches Schaden angerichtet hat, ist von aller Verbindlichkeit zum Schadenersatz frei, wenn er das den Schaden verursachende Thier gar nicht mehr in seine Gewere aufgenommen hat; er muß aber für den Schaden einstehen, wenn er das Thier auch noch fernhin als das seinige behandelt.

Sachsensp. II, 40. §. 1. 2. Sves hund — oder svelkerhande ve it si, enen man dodet oder belemet, oder en ander ve, sin here sal den scaden — beteren, of he 't weder an sine wese nimt, na des dat he erst ereschet. Sleit he 't aver ut, a ne hovet noch ne huset noch ne drenket he't, so is he unsuldich an me scaden; so unterwinde sik jene vor sinen scaden of he wille *).

§. 16. g) Man hat in neuerer Zeit bisweilen angenommen, daß die Gewere entscheide, wer bei einem Streite über Sachen das Vortrecht im Beweise habe. Wir können der Gewere keinen so großen Einfluß zuschreiben.

Ueber die Frage, wer bei einem Streite über Sachen zum Beweise komme, erhalten wir vortreffliche Belehrung in den Abhandlungen von Pland und Delbrück *). Im Anschlusse an diese Arbeiten können wir folgende Regeln aufstellen:

1) Wenn der Kläger ein Recht an der Sache behauptet und der Beklagte es nur leugnet, ist jener allein angegriffen und kommt zum Beweise.

2) Behaupten beide ein verschiedenes Recht, so ist derjenige, welcher das größere, härtere Recht beansprucht (Eigen gegenüber dem Lehn), der Angegriffene und kommt zum Beweise.

3) Nehmen beide ein gleich starkes Recht in Anspruch und der Kläger beruft sich auf seinen früheren Besitz, welcher ihm gegen seinen Willen entzogen ist, so hat dieser den Beweisvortrag, weil der gegenwärtige Besitz des Beklagten die unmittelbare oder mittelbare Folge der widerrechtlichen Besitzentziehung ist.

4) Stützt sich aber der Beklagte nicht bloß auf seinen gegenwärtigen Besitz, sondern auf seinen Besizerwerb, so geht derjenige vor, welcher den diesem Erwerb behauptet.

5) Stehen sich beide Theile in ihren Behauptungen sowol mit Bezug auf die Zeit als die Rechtmäßigkeit des Erwerbes gleich, so gilt derjenige, welcher besitzt, als der mehr angegriffene und hat den Beweis.

Entscheidet bei diesen Regeln wirklich die Gewere über das Beweisrecht? Delbrück (S. 221 fg.) ist dieser Ansicht und handelt von einer älteren, einer stärkeren Gewere — wie mir scheint, mit Unrecht. Es gibt bei beweglichen Sachen keine andere Gewere, als die habende; es stehen sich im Proceße nicht verschiedene Geweren gegenüber, sondern nur der Besizer hat die Gewere. Es steht also auch nur die fünfte Regel mit der Gewere im Zusammenhange: wenn beide Parteien in ihren Behauptungen gleich stehen, gibt die habende Gewere den Vorzug zum Beweise. Diesen Satz wollen wir jetzt aus den Quellen herleiten *).

Sachsensp. II, 36. §. 3: beide Parteien beschaupten Eigentum; der beklagte Besizer beruft sich nicht auf einen Geweren, einen Uuctor, sondern auf seinen originären Erwerb. Es stehen sich beide Parteien gleich; also geht der Beklagte als Besizer vor:

Sprikt aver jene dar weder, of it laken si, he hebbe't geworeht laten, of it en perd is oder

römischen Rechte hat der Eigenthümer jederzeit die Wahl, ob er das schädliche Vieh ausliefern oder den Schaden ersetzen will.

60) Pland, Das Recht zur Beweisführung nach dem älteren deutschen, besonders sächsischen Verfahren (Zeitschr. f. deutsh. Recht X. S. 205 fg., besonders S. 229 fg. 245 fg.). Delbrück, Der Schutz des Eigentums und des Besizes nach älterem deutschem Recht (Zeitschr. f. deutsh. Recht XIV. S. 206 fg., besonders S. 216 fg.). 61) Vgl. besonders Delbrück S. 226 fg.

58) Stobbe a. a. D. S. 64. 59) Andere Belegstellen sind gesammelt bei Stobbe a. a. D. S. 266. R. 21. — Nach R. Gesetzl. d. B. u. S. 2. 2te Section. LXV.

ve, he hebbe't in sime stalle getogen, he mut it mit mereme rechte behalden jene die it in geweren hevet. — Richtst. 17. — Schradensp. 317.

Sachsensp. I, 15. §. 1. Sve dem anderen sin varende gut lit — wil 's ime jene dar na besaken — dese is 't nar to behaldene — dan jene —. Mach aver jene, die 't in geweren hevet, sin varende gut dar an getügen — oder hevet he 's geweren to rechte, he brikt ime sinen getüch.

Am interessantesten von allen Stellen ist I, 20. §. 3—7. 9. Trotz der vielen Interpretationen ist man bisher noch nicht zur Einigkeit gelangt. Der Inhalt der Stelle ist folgender: Wenn der Sohn mit der Mutter in ungetrenntem Gute bleibt, sich verheirathet und stirbt, und sich dann ein Streit zwischen der Mutter und der Witwe des Sohnes erhebt, wem bestimmte Sachen als Morgengabe, Gerade oder Nachtheil gehören, so erhält den Vorzug im Beweise diejenige Partei, welche die Sache in ihren Geweren hat. Da nun aber beide in derselben Gewere und wahrscheinlich auch in derselben Wirtschaft lebten (Pland S. 288), da also beide gleichmäßig den Besitz behaupten können, bedarf es zuerst der Vorentscheidung, welche Partei vorzüglich die Gewere habe. Hier kommt die ursprüngliche Bedeutung der Gewere wieder zum Vorschein: derjenige hat die Gewere und daher auch den Vorentzug, in dessen Geweren, auf dessen Grund und Boden sich die Sache befindet. Dies ist die Mutter, wenn der Sohn unabhöndert auf dem Grundstücke der Mutter lebte und starb (in ihren Geweren Gast war); es ist die Witwe, wenn die Mutter auf das Gut ihres Sohnes zog und dort sitzen blieb. In diesem Falle soll die Witwe beweisen ihres mannes u. ires selves unbescheidenen wære, d. h. das Recht, welches ihr Mann und sie selbst an diesen Gütern hatte. Sie beweist, daß die Sachen ihrem Manne oder daß sie ihr zugehörten, daß sie von ihnen auf rechtmäßige Weise erworben wurden. Für alle Güter (Morgengabe, Nachtheil, Gerade) muß sie das Recht ihres Mannes beweisen, in Betreff der Morgengabe, daß sie ihr in unbeschränkter Weise übergeben sei⁶²⁾. Ueber die Morgengabe insbesondere spricht §. 6:

Morgengave behalt dat wif uppen hilgen, de gewere aver mit getüge.

62) Albrecht, Dissert. doctrinae de probationibus secundum ius Germ. mediæ ævi adumbratio II, p. 14 seq. Gerber S. 8. — Pland S. 269 nimmt an, daß sie die Gewere ihres Mannes nur in Bezug auf Nachtheil und Gerade zu beweisen hat. Kraut, Vormundschaft II, S. 545 f. behauptet, sie beweise auch ihre Gewere an der Gerade, für die Morgengabe aber nur die Gewere ihres Mannes. Ungewiss sagt Delbrück S. 236, sie beweise, „daß die Sachen ihres Mannes Eigentum gewesen seien und jetzt ihre eigenen.“ Dafür, daß die zur Gerade und zum Nachtheil gehörigen Sachen jetzt ihr Eigentum seien, bedarf es keines Beweises: es reicht sich von selbst, sobald des Mannes unbeschränkte Gewere nachgewiesen ist.

Was bedeutet hier diese Gegenüberstellung von Morgengabe und Gewere⁶³⁾? Meiner Ansicht nach bedeutet „Gewere“ den rechtmäßigen Erwerb und Besitz der Sache, „Morgengabe“ bedeutet die causa possidendi. Mit Zeugen beweist sie ihre unbeschränkte Gewere, beweist sie, daß der Mann ihr die Sache gegeben hat (Magdeb. Recht v. 1304, art. 20: morgengabe behelt daz wif ufse den heiligen mit mannen und mit wiben, die dar gegenwardig waren selbe siebende); den speciellen Titel, aus welchem sie die Sache erbt, beweist sie, wie überhaupt die causa possidendi⁶⁴⁾, mit dem Eide⁶⁵⁾; vgl. auch §. 9: morgengave mut en wif uppen hilgen wol behalden ane tuch⁶⁶⁾.

Die Gewere an Immobilien.

A. Die Gewere an Immobilien im Sinne von Besitz.

§. 17. 1) Der Besitz von unbeweglichen Gütern kann rechtmäßig und unrechtmäßig erworben sein; aber auch der unrechtmäßig erworbene Besitz soll Niemandem wider seinen Willen anders als in Folge eines gerichtlichen Erkenntnisses entzogen werden. Das Gericht erkennt, daß der Besitzer kein Besitzrecht hat, daß er, wenngleich er in geweren, im Besitze, sich befindet, doch keine Gewere, kein Recht zu besitzen hat, und weiß ihn aus seinem Besitze heraus.

Sachsensp. II, 24. §. 1. Man ne sal nemanne ut sinen kerren wilen von gerichten halven, al si he dar mit unrechte an komen, man ne breke sie eme mit rechter klage, dar he selve to gegenwarde si, oder man lade ine vore — u.

63) Dersartige Zusammenstellungen sind nicht selten: der in den Besitz gesetzte Borsall bekennet, dat he de were u. dat len van des heren gaden u. hereschap annames; — he hebbe de were u. dat len van des heren gaden (Richtst. Lehn. 15. §. 2. 3); umme were edder umme gut (§. 4). — dat gut in lene und in geweren hebben (25. §. 1. 3; 26. §. 3; 27. §. 5; 28. §. 2; 29. §. 1. 3). In allen diesen Stellen bedeutet wære den Besitz, resp. das Recht zu besitzen, und Lehen, Gut den Titel, aus welchem man besitzt. — Ueber Richtst. Lehn. §. 1: die vader erft uppe 'n sone die gewere des gades mit anment deme gade, vgl. unten zu Note 88. — Sachsensp. II, 18. §. 2: en gut oder ene gewere des gades getügen; III, 88. §. 3: Bruge nix umme gut oder umme gewere. — Bgl. Demeyer, Sachsensp. II, 2. §. 372, 434 ff. Delbrück S. 288 ff. — Entschieden falsch sagt Gerber S. 8 die beiden letzten Stellen an „Eigentum an einem Gute oder ein sonstiges Besitzrecht am Gute“ und insbesondere daß er sich nicht auf III, 88. §. 3 berufen: denn umbe gut oder umbe andere gewere hat nur eine Hand schrift. 64) Albrecht, Diss. II, p. 10 seq. 65) Albrecht, Diss. II, p. 10. n. 59. 66) Gerber S. 728. — Gemöhnlich interpretiert man anders: gewere sei das Recht des Mannes, morgengabe ihre eigenes Recht, welches ihr der Mann bestellte hat (Kraut, Norm. II, S. 545. Pland X. S. 270. Gerber S. 8). 66) Zwischen §. 6 und §. 9 besteht kein Gegensatz; §. 9 gehört dem älteren Teile an; §. 6 ist später und sagt daselbst mit einem Aufsatze. — Delbrück S. 220 f. nimmt an, daß sie dem Manne und den Erben gegenüber einseitig die Bestätigung der Morgengabe bekräftigt, weil diese bei dem Manne zu stehende Eigentum nicht bekräftigen können (§. 9), daß sie dagegen dritten Personen gegenüber aus das Recht ihres Mannes bezeugen muß (§. 6). Schmidt auch Kraut II, 545 f.

he denne nicht vore ne kome, so verdelt man ime die gewere mit rechte.

- §. 2. Dar um ne mut man nianne mit rechte sine gewere af getigen, jeneme die de gewere hevet, se ne werde ime af gewonnen dar he to antwerde si, oder he ne werde dar umme beklaget u. geladet to sinen rechten degedingen“).

Dies Verbot der eigenmächtigen Besitzentsetzung muß um so mehr dann gelten, wenn der Besitz auf die legalste Weise, in Folge gerichtlicher Einweisung erworben ist.

- I, 70. §. 1. Hevet en man geklaget upps gut to dren dingen, man sal ine dar in wisen u. sal is ine geweldigen; dar na mut in nieman ut wisen, he ne dā mit rechter klage. Die Inweisung mach die man untreden binnen der jartale

In dieser Stelle steht die Bezeichnung auf die Gewere; sie ist in einer andern enthalten III, 82. §. 2, welche zu den spätern Interpretationen gehört und wie viele derselben, wegen der nachlässigen Construction, schwer zu deuten ist:

Svie en gut enum andren gisl u. let it in sine gewere, dar he selve vone gewere an ne hadde, u. wert jene von gerichtes halven dar in gewiset; jene die de gewere hevet, mut die inwisinge wol wederspreken u. jenen utwisen, desto he t voresta to me nesten utgelegedeme dinge; wende en man n' is nicht plichtich sine vere to rumene, he ne werde dar umme beklaget u. vorgeladet, wert jeneme de were denne erdelte, u. wiset man ine denne dar in von gerichtes halven, so mut man ine nicht utwisen, man ne du t mit ordelen.

(Diese Stelle findet sich auch Reichs. art. 29. — Oest. Stat. C. 27 §. 25 — 40. — Verm. Sachsens. I, 38. d. 1.) Von den verschiedenen möglichen Auffassungen dieser Stelle scheint mir folgende die angemessenste zu sein:

Wenn A. dem B. ein Grundstück tradirt (in seine Gewere, seinen Besitz läßt), an welchem er selbst kein Recht hatte, welches vielmehr dem C. gehört, und B. von Gerichtswegen (in Verbindung mit der Auflassung) in den Besitz gerufen wird, so kann C. gegen die geschehene Einweisung später Widerspruch erheben, jedoch so, daß er im nächsten Gerichte sein Recht vertrete: denn B. braucht nicht ohne gerichtliche Verhandlung

seine Gewere zu räumen; und da ihm nun einmal die Gewere vom Gericht ertheilt und er in den Besitz eingewiesen ist, so kann er auch nur durch ein Urtheil wieder ausgeföhrt werden.

- Sächs. Lehn. 38. §. 4. man ne sal nianne von sinen geweren wisen, si ne si ime afgewonnen mit rechte.

2) Während der durch gerichtliche Auflassung erlangte Besitz gewisse Vorzüge verschafft und zur selbständigen Vertretung der Sache berechtigt, bedarf derjenige, welcher durch außergerichtliche Tradition in den Besitz des Grundstücks gekommen ist, bei Streitigkeiten mit Andern noch immer der Vertretung seines Auctors. I, 9. §. 5:

Sve ok dem anderen gut in siner were let, ir he t ime up late, he sal ine in der gewere vorstan, dewile he t ime nicht upgelaten ne hevet, svenne he siner werspach bedarf. Wirt aver ime oder jeneme deme he t laten sal, de were gebroken mit rechte, he sal ime sin gut wider geven, dat ime dar up gegeven was.

Der Auctor soll ihn in der Gewere vertreten, im Besitze schüben; wird aber ihm selbst oder dem Besizer das Recht (die were) abgesprochen, so muß er den Kaufpreis zurückerstatten“).

- III, 83. §. 3. Svie egen oder varende have verkost, des sal he gewere sin, die wile he levet; man sal aver ime dat gut laten in sine gewere to behaldene u. to verliesene, die wile he t vorstan sal; wende jene ne nach dar nicht anspreken, deme it gegeben is, den ene gave.

Der Verkäufer eines Grundstücks, welcher das Recht an dem Gute auf den Käufer noch nicht durch die Auflassung übertragen hat, soll ihn bei Streitigkeiten vertreten; er soll im Prozesse als Partei erscheinen, welche das Gut entweder behält oder verliert. Denn der Käufer kann vor der Auflassung nur eine Gabe ansprechen, nur ein persönliches Recht, und kann, wenn ihm über dem Auctor das Recht abgesprochen ist, nur die Rückgabe des Kaufpreises verlangen.

Wer sich im Besitze befindet, ohne durch gerichtliche Auflassung, Belehnung, kurzweg durch einen gerichtlichen Act ein Recht auf den Besitz erlangt zu haben, kann nach der Auflassung des deutschen Rechts kein dingliches Recht behaupten, kann Dritten gegenüber sein Recht geltend machen, ohne von seinem Auctor vertreten zu sein, und hat nur diesem gegenüber ein persönliches Recht auf Anerkennung und Schutz im Besitze.

Im Lehnrechte werden mehrere Rechtsgeschäfte erwähnt, welche den Besitz gewähren, oder weil die gerichtliche

67) Diese beiden Paragraphen sind Belege dafür, daß bisweilen das Wort Gewere in demselben Sinne zwei Bedeutungen hat. In §. 1 ist zu übersetzen: „Man soll Niemand aus seinem Besitz weisen, selbst wenn er mit Unrecht denselben erlangt hat, außer nachdem man das gerichtliche Urtheil bekommen und ihm das Besizerthum abgesprochen hat.“ In §. 2 heißt der Anfang: „Man soll Niemanden sein Besizerthum abgeben, wider den Besitz hat.“ Die de gewere hevet betrachtet den bloßen Besizer; hätte er auch ein Recht zu diesem, so dürfte ihm dieses nicht abgesprochen werden. Vergl. ferner III, 82. §. 2; II, 70; I, 9. §. 5. Sächs. Lehn. 38. §. 4. Homeyer a. a. D. II, 2. S. 394.

68) Grimm, Rechtsalterth. S. 603, ist der Ansicht, daß die erste were possessio, die zweite cautio, waranda bedeute, und beweist sich dafür auf den lateinischen Text: qui — dimiserit possessionem, ipso ejusdem debeat esse variandorum. Es ist unzulässig, daß in der gewere vorstan dem Sinne nach possessio bedeutet, wie Jemandem die Gemüthschaft leisten; oder wörtlich heißt es: in dem Besitze vorstehen, im Besitze schüben.

Begründung fehlt, sein dingliches Recht entstehen lassen. Es gehört dahin:

Sächs. Lehn. 62. §. 1. Nieman ne mach sime herren gut mit der gewere untvören, des amechman he is, of he 't eme to lene seget, went ime sin herre al sin gut in sine gewere bevolen hevet.

Der Amtmann (Verwalter), welcher den Besitz des Gutes erhält, um die Früchte für seinen Herrn zu ziehen, hat nur Pflichten, aber kein Recht zum Besitz (keine Gewere im technischen Sinne); er darf keine Gewere, kein Recht beanspruchen, welches des Herrn Recht am Gute, seine Gewere beeinträchtigt. Noch deutlicher spricht die Parallelstelle Schwab. Lehn. 110 a: niemen mac sim herren gewer mit der gewer euphuren der des herren amptman ist; der bloße Besitz („mit der gewer“) genügt nicht, um des Herrn Recht (sim herren gewer) anzugreifen.

Sächs. Lehn. 74. §. 1. Hevet en man gut in geweren sunder leuunge von vormantscap sinnes wivres oder kindes, oder let en man sime brudere sin gut in sine gewere ane des herren willen u. ane sine witscap, stürt die belende man die wile jene die sügende were dar an hevet sprikt he dat len an, dat ne mach he al ene uppe 'n hilgen nicht behalten — of — die berre, deme it ledich wert, hüt dat to getügene, dat sin man dat in sinen lenes geweren hadde want an sinen dot.

Der bloße Besitzer des Lehens behauptet Lehnrecht am Gute zu haben, d. h. das Gut als Pfand nach Lehnrecht zu besitzen, indem er z. B. von dem Pfand belehnt worden sei oder mit ihm zusammen das Lehn zu gesammter Hand befallen habe; der Lehnsherr dagegen erbetet sich zum Beweise, daß sein verstorbenen Pfand das Gut bis an seinen Tod in seines lenes geweren behalten und das Besizrecht (die Lehngewere) nie aufgegeben, sondern dem Andern nur den Besitz überlassen habe, um durch einen Stellvertreter im Besitze sein Recht ausüben zu lassen.

In allen diesen Fällen hat der Nichtbesitzer die Gewere, das Recht; der Andere, welcher in seinem Namen besitzt, hat nur die Detention und kann bei einem Streite kein selbständiges Recht beanspruchen, weil er nur durch den Willen eines Andern, nicht mit dem Willen und durch die Auctorität des Gerichts besitzt.

Die Wirkungen des Besizes.

§. 18. An den Besitz als bloßes Factum hat das rechtliche Recht nur wenige Rechtswirkungen geknüpft.

a) Da jede Eigenmacht verboten ist, braucht der Inhaber von Immobilien die Gewere nur nach einem gerichtlichen Verfahren zu räumen (vgl. oben zu Note 57).

Schwabensp. 235: hat ein man gut in siner gewer, daz nint vor gerichte beclaget ist, u. unspricht daz ein man aue gerichte an, u. un-

derwindet sich dez gutes ane gerichte, daz heizen wir roup. — Birm. Sachsensp. 1, 46. d. 9.

Teuga Heinrici c. 11 (Pertz II, 267): nullus a possessione rerum quas possidet ejiciatur, nisi possessio ab eo in judicio evincatur. — Bismarck Rathswill. v. 3. 1323 (bei Burmeister, Altherümer des wism. Stadtrichts S. 13).

Während des Processes bleibt daher der Besitzer im Besitze, bis ihm das Recht aberkannt ist:

Urf. v. 3. 1250 (bei Möser, Dnabr. Gesch. Urf. Nr. 321): corporaliter sic possidens quis tam diu in ipsa debeat possessione manere, donec per justitiam evincatur.

Birm. Sachsensp. 1, 20. d. 1: Krigen me lute wen zewene umbe eyn gud adder erhe, wer daz under on had, der sal daz behalten, his daz sy sich mit rechte doruss gescheiden. Dornoch sal her is denno antworten, deme is mit rechte zugeteylt wirt.

b) Während der Besitz, welcher sein Recht bezeugen soll, in der Auswahl der Zeugen weniger beschränkt ist, soll der Nichtbesitzer, wenn ihm das Besizrecht ertheilt wird, das Recht am Gute, welches er erst später erwerben soll, nur mit solchen Personen beweisen, welche Augen- und Ohrenzeugen waren.

Sächs. Lehn. 5. §. 1: Svie so gut in geweren hevet, die mach it getügen ... mit alle des herren mannen, die it vor war weten, dat it sin len si. Die it gedinge dar an hevet, die mit it getügen mit den die it sagen u. horden, dat it ime gelegen si, durch dat he der gewere darvet.

62. §. 2: ... dat nut he getügen also jene die der gewere darvet, mit den die 't sagen u. horden. — 7. §. 6. — 33. §. 1.

c) Nur der Besitzer ist berechtigt, wirksame Dispositionen über das Gut zu treffen, weil nur derjenige, welcher factisch herrscht, diese Herrschaft auf einen Andern übertragen kann. Allgemein spricht diesen Satz aus die Riegniger Glosse zum Sächs. Lehn. 44. §. 1 (bei Hompey II, 1. S. 361): wer sein Gut aus der Gewere läßt mit Verkauf, Verdingen, Versehen, Auflassen, Vermietzen „der mag an dem selbigen gute keinhande vorkoufen noch vorsezin noch vorgebin noch vorlyen, daz iz gear (dem es zuerst verdingt wurde) lyden durfe, er in koufis wider adir losa adir czy is anz u. brengis wider in seine gewere.“ Besonders häufig finden sich Anwendungen mit Bezug auf das Lehnrecht.

Sächs. Lehn. 53: Die herre ne mach niemanne gut lien n. is ine geweren, he ne hebbe't selve in geweren.

Vet. auct. I, 123: Nulli .. dominus beneficii warrandiam concedere poterit, quam non solum habuerit.

Sächs. Lehn. 45. §. 3: Sprikt die man den herren an umme len dat he in geweren nicht ne hevet, u. degedinget ime die herre vor sine man, binnen den degedingen ne mach die man des gudes nicht verlien. — Schwab. Lehn. 80.

Ein Lehen ohne Besitz und Genuß hat keine Realität; wenn der Herr den Besitz auf einen Andern übertragen, und sich des Besitzrechts begeben hat, darf er auch nicht mehr über dasselbe disponiren; eine trotzdem vorgenommene Beleihung hat keine Wirkung gegen den bestehenden Vasallen. Sächs. Lehn. 53:

Liet en herre sines mannes gut enen anderen, u. of he's sin gewere is ..., daromme ne sal jene der erren lenes gewere nicht darren, die herre ne moge dat getugen, dat he ime sine gewere mit lenrechte verdelst u. gebroken hebbe. — Schwab. Lehn. 91.

Diese Regel bezieht sich nur auf die erste Beleihung, nicht auch auf Fälle, in denen der Besitz gar nicht übertragen werden soll oder der Vasall bereits besitzt (Homesper II, 2. §. 307 fg.); es ist daher dem Herrn gestattet, sein Recht, soweit es durch die Gewere des Besizers beschränkt ist, zu übertragen: dann erhält der Erwerber das Recht des Lehnsherrn mit dem Rechte des Vasallen, jedoch in der Weise, daß er das Recht des Vasallen, so lange dieser noch besitzt darf, anerkennen muß.

Weil der Amtmann, welcher das Gut verwaltert, nur den Besitz und nicht die Gewere als Besitzrecht hat, kann er dem Herrn die Gewere nicht entführen. Sächs. Lehn. 62. §. 1, und der Vormund einer Frau, welcher ohne Recht auf die Nutzungen, bloß um ihr die Folge zu sichern, bekennt ist, kann durch seine Verfügungen das Recht der Frau nicht beeinträchtigen.

Sächs. Lehn. 56. §. 4: Let .. he 't oder wert it ime verdelst mit lenrechte, sie ne verlüst dar mede nicht, durch dat sie in den geweren sit. Lien ne mach he ok dar nicht an. — Schwab. Lehn. 100. b. — Richtf. Lehn. 25. §. 2.

Die Handlung eines Gesamtschlehten zerstört nicht das Recht der übrigen, weil keiner für sich allein ein selbständiges Recht hat, sondern nur sie zusammen Lehen, Gewere und Genuß haben.

Sächs. Lehn. 8. §. 1: Of se twene mit eneme leue beleut des gudes wat lien enen manne, ir neweder ne mach ane den anderen an deme gude sinen manne nicht verdelen noch uplaten sine herren, also als it dem anderen scade, die wille sie an 'me gude unbedelt sin. — 32. §. 3.

Auch mit Bezug auf andere Rechtsverhältnisse werden Anwendungen dieses Principes erwähnt: der Eigenthümer, welcher sein Gut verpfändet, kann es weder zum zweiten Male verpfänden, noch vermiethen. Verm. Sachsp. II, 4. d. 18:

Seczt eyner eyu husz adder eyn zeinsbang ... daz en mag derselbe vorbaz nicht vorkommern noch vorseecken, her habe is denne irst gelost. Her en kan is ouch nicht vormitten, is werde denne erst vorlossen adder aufgeboten, u. dissem widder frede dorobir geworcht; wen daz geschet, so mag hier daz vorkouffen adder vormitten, wan her wel. — Vgl. auch Goslarer Stat. S. 24. 3. 11 fg. S. 27. 3. 41 fg. (vgl. Göttingen S. 230. 231. 232. Nr. 5, 240 fg.).

Es soll der nächste Erbe nicht über sein künftiges Recht, über eine Erbschaft, welche ihm erst anfallen soll, Dispositionen treffen. Münch. Stadtr. 222:

Die zeit, und der sun in des vaters gewalt ist, so mag er an des vaters willen u. wort sein erbtail nicht versetzen noch verchönnern noch anwerden noch verchaulffen; ... ez mag nieman sin erbtail, des er wartet ist, u. daz in nicht angefallen ist, setzen noch verchaulffen noch anwerden.

Auch Dispositionen über eine bereits angefallene, aber noch nicht in Besitz genommene Erbschaft sind verboten. Gelm. R. IV, 110:

nu ist eyn man gereten us unserne lande in ander heren lande u. bat bryve gebrocht, her habe daz gut gekouft von des toden erbnamen ... u. wil daz gut behalden. Ab nu dy erbnamen daz gut mogen vorkouffen des sy ny gesehen haben noch sich myt rechte ny undirwundyn haben. — Hiruf spreche wir scheppen zu Meydeborg vor eyn recht. Nymannt mag syn an irsturben erbe vorkouffen her en werbe is ersten czu vor. Daz her dez geweldich werde yn dem gericht daz dez erbe ynne bestorben ist. Dor umme mag der man des erbes myt dem kouffe nicht behalden.

d) Nur der Besizer kann Schadenersatz beim Streich auf der Gewere verlangen (vgl. oben §. 9 die Stellen nach Note 26).

e) Nur wer bereits den Besitz erworben hat, vererbt — wenigstens im Lehnsrecht — die Gewere. Sächs. Lehn. 11. §. 1:

Svelk gut en man an sinen geweren nicht ne hevet u. ime nicht bewiset 'n is, deme ne mach he nicht volgen an enen anderen herren, noch erven an sinen sonen. — §. 2.

Wenn Jemand, welcher ohne in den Besitz gelangt zu sein, ein Anrecht auf ein Lehen hatte, gleichviel, ob er belehnt war oder nicht, stirbt, so haben auch seine Erben keine Gewere. Daher erlischt das Gedinge mit dem Tode des Gedingesmannes (Homesper II, 2. 412. 418. 421 fg.). Aber es gilt dritten Personen gegenüber auch derjenige als Besizer, von welchem ein Anderer z. B. als Vasall besitzt, weil er dessen Besitz sich zurechnen darf (vgl. unten §. 32). Außerdem werden dem Falle des Besitzes noch zwei andere ausdrücklich gleich-

* gestellt: 1) wenn der frühere Besitzer, welcher durch Gewalt aus dem Besitze gedrängt ist, Klage erheben hat. Sächs. Lehn. II. §. 1:

Svelk gut man aver nint mit gewalt deme manne, u. he dat irvolget mit rechter klage, dat gut erft he an sineu soue u. volget ime selven an enen anderen herren, al darve he der gewere, of he der rechten klage geüch hevet.

und 2) wenn der Befall, welchem der Besitz des Gutes provisorisch entzogen ist, bevor nach Jahr und Tag das definitive Urtheil erfolgt ist, verstirbt (vgl. unten §. 27). Sächs. Lehn. 44. §. 1.

f) Nur der Besitzer hat dem neuen Lehnsherrn gegenüber das Recht der Folge. Sächs. Lehn. II. §. 1. 2; 59. §. 3:

... die ne hebbet nene volge dar an, durch dat sie der gewere darvet noch sie nieman von en to lene ne hevet. — Schwab. Lehn. 106. a. Richtf. Lehn. 23. §. 2: Kummek ok en to ju u. sinuet gudes des he nicht in geweren heft ... u. des he ok nemende gelegen heft, here so vraget, est gi eme to rechte dat ligen dorven. So vündme, he ne dorve.

Es ist gleichbedeutend, ob der Befall selbst besteht, oder ob den Besitz ein Anderer von ihm erhalten hat (Homeyer II, 2. S. 418. 421 fg.). Auch hier werden wie bei e (vgl. daselbst) an den unrichtmäßigen Verlust und an die erste Verteilung gleiche Wirkungen, wie an den Besitz selbst geknüpft.

Gerber a. a. D. S. 15 fa. bemerkt, daß das Lehnrecht den Satz, daß beim Mangel der Gewere seine Folge stattfindet, an die Lehre von der Scheinbelohnung anknüpft, und behauptet, daß der Mangel der Folge nicht eine Wirkung der fehlenden Gewere, sondern der Simulation sei, daß sodann auch in den übrigen Fällen, in denen der Mangel von Folge und Gebrecht erwähnt wird, der Grund dafür nicht in dem zufälligen Umstande, daß der Besitz fehlt, sondern in andern, für jeden Fall concreten Gründen zu suchen sei. Gegen eine derartige Art der Beweisführung gibt es keinen Gegenbeweis: denn das bloße Zeugnis, daß ein Umstand, welchen die Quellen in verschiedenen Fällen als die Ursache einer bestimmten Wirkung angeben, von Bedeutung sei, widerlegt nicht die an die Quellen sich anschließende Ansicht.

§. 19. g) Daß die Gewere, der Besitz, auch von Einfluß für die Bewertung der Frage ist, wer zu beweisen hat, läßt sich nicht leugnen; doch dürfen wir nicht, wie dies schon bei der Gewere an Mobilien hervorgegeben wurde, die Sätze über den Beweis ganz und gar an die Gewere anknüpfen oder gar das Beweisverweert mit der Gewere identifizieren.

Schon der Sprachgebrauch, welcher ein Wert, welches ursprünglich Besitz bedeutet, dann auch für den rechtmäßigen Besitz braucht, deutet die Richtigkeit an, denjenigen, welcher sich im Besitze einer Sache befindet, auch zugleich für den Berechtigten zu halten, und ihn bei dem Streite über das Recht an Immobilien im

Beweise vorgehen zu lassen, weil er den Besitz, die äußere Erscheinung des Rechts für sich hat. Allein der Besitz ist nicht das einzige Element, welches den Beweisvoraus bei Streitigkeiten bestimmt; nicht immer kommt der Besitzer zum Beweise. Indem wir im Allgemeinen auf die angeführten Abhandlungen von Pland und Delbrück verweisen, erörtern wir nur einzelne mit der Gewere zusammenhängende Punkte.

Es gibt eine große Zahl von Stellen, welche den Grundsatz, daß der beslagte Besitzer den rechtmäßigen Erwerb oder sein Recht beweisen dürfe, entweder ganz allgemein oder als Princip für die Beurtheilung eines einzelnen Falles so aussprechen, als ob er die einzige entscheidende Norm sei. Prager Rechtsb. II. 98 (Rösler S. 129):

Wer die gewere hat an eyne gute, do wider muss in yener mit mer rechte überzeugen; der hat pesser recht mit zeugen sich weren, den yener, der der gewer darbit.

Dipl. a. 1224 (Rösler, Münch. Gesch. Urff. Nr. 132): ille qui in possessione corporali bonorum existit iure potiori probare tenetur possessionem huiusmodi et docere quod iuste possideat, quam alter possessionem impugnans.

Schwab. Lehn. 10. b: Swer daz gut in gewer hat u. sprichet daz ein andre an, der der gewer darbet, wen sol den geziugen erteilen, der die gewer hat.

Richtf. Nr. 21 a. C.: na deme dat he dat ... gudit in rechter hebbenden were heft ... est he des hecht neger to behaldec sy met syner rechten hebbende were, ... wen yt en yennich ave to winnende sy mit yenniger ansprake u. f. w.

Allein in einer großen Anzahl von Fällen ist der Besitz nicht entscheidend:

1) Es geht derjenige vor, welcher früheren Besitz behauptet. Bei seinem Besitz mit Unrecht verloren zu haben behauptet, oder Erbgut anspricht, geht dem beslagten Besitzer vor, weil dessen Besitz mittelbar oder unmittelbar wider den Willen des Klägers sich an den seinigen angegeschlossen haben muß (Delbrück S. 222 fg.).

2) Behaupten beide Parteien ein verschiedenes Recht, so geht derjenige vor, welcher das stärkere Recht für sich ansührt (Pland S. 288 fg.).

3) Behaupten beide Parteien ein gleiches Recht, so geht derjenige vor, welcher einen bessern Besitzserwerb nachweisen will (Delbrück S. 231 fg.).

Die einzelnen möglichen Fälle sind unzählig: wir besitzen eine große Zahl von Entscheidungen, wer im betreffenden Falle den Beweis zu führen habe. Aber es bleibt noch zweifelhaft, welche Principien die herrschenden waren und ob sich alle einzelnen Entscheidungen auf einfache Principien werden zurückführen lassen. Homeyer hat nur die Aussprüche der Quellen gesammelt, Pland und Delbrück haben eine principielle Behandlung versucht, aber sie stimmen unter einander

nicht überein und Manches bleibt wegen der Mangelhaftigkeit der Quellen zweifelhaft. Erken wir, welchen Einfluß der Besitz, die hebbende Gewere auf das Beweisrecht hatte!

Die hebbende Gewere gibt nur dann das Beweisverrecht, wenn beide Theile ein gleiches Recht ansprechen und beide in den Behauptungen bezüglich des Erwerbs gleichstehen (vgl. auch Pfand S. 284 fg.). Delbrück S. 237 glaubt, daß auch dieser Satz keine ausschließliche Geltung gehabt habe, sondern daß in derartigen Fällen auch das Gottesurtheil entschieden oder das fragliche Gut getheilt wurde. Wir werden unten sehen, daß eine derartige Entscheidung nur dann getroffen werden konnte, wenn die Frage, wer besitzt, zweifelhaft geblieben war. Die Fälle, in welchen unser Satz zur Anwendung kommt, sind mannichfaltig *):

1) Wenn beide Personen Eigenthum behaupten, geht der Besitzer im Beweise vor, welchen er mit sich Schöffenbarkeit führt. Sachsp. II, 44. §. 3:

Sve so an sime lene oder an lifedinge siner muer ime enge seget, he mut die egenlike gewere mit ses scepenbaren vrien mannen getugen, oder ime wirt dar burst an. — Verm. Sachsp. I, 33. d. 3; Schwabenp. 21. 1.; Richtst. Ldr. 25 a. E. *).

Wost. Stat. S. 28. §. 7: We enne weren vore bringhet au ervegude, dat under eme gheauspraket is, ne mach ine de nicht gheveren, dar umme mot he de unrechten were huten u. wedden.

Magb. R. 129. §. 22: Oh ein man den anderen beschlaget daz he ime sines erbes icht ahe gebuwet habe, daz beheldet jener baz, der iz in gewern hat mit sin eines hant, he habe in mit gezeuge an gesprochen, so muiz iz jener der iz in der gewere hat, ob lie wil mit gezeuge behalden.

2) Der Besitzer geht vor, wenn beide von demselben Herrn zu gleicher Zeit belehnt zu sein behaupten. Richtst. Ldr. 29. §. 1:

Here, komen ok two juwer manne vor ju, de dar krigen umme recht len, so neme de kleren enen vorsprake de spreke sus: here hir stelt N. u. claget over N., dat he neme eme sin rechte len, dat he van juwen gnaden leste to N. u. hiddet rechtes gerichtes dore siner

clage wille, u. dat gi ene to der antwerde biden. So neme de ander ok enen vorsprake, de spreke sus: Iere dat gud to N. dat hebbe ik in lene u. in geweren, u. hidde enes ordels to leurechte, est ik des icht neger to beholdende si. Dar vrage wedder, est lie icht scole benomen de tid dat id ene geligen wart. Dat vindme. Sprikt deume de ander, he hebbe dat gehad ver weken u. en jar, so vrage dar jegen, sint he dat hebbe gehad in sineme leue ene stunde u. ver weken u. en jar est sin len to rechte icht scole vorgan. Dat vindme.

Behauptet der Nichtbesitzer auch nur eine Stunde früher belehnt zu sein, so gibt ihm die Behauptung eines früheren, d. h. besseren Besitzeserwerbes den Beweisvortrag. Insbesondere kann der besitzende Rasall A. aus dem Besitze seinen Beweisvortrag ableiten, wenn die andere Partei B. behauptet, A. habe das Gut von ihr zu Lehen erhalten, es sei der Besitzer nur unmittelbarer Rasall des Lehnsherrn C., sondern nur sein Vetterasall. In diesem Falle erscheint im Verhältnisse zu C. auch der untere Herr als Besitzer, weil ihn A. im Besitze vertritt; da der Besitz also keinem von beiden ein stärkeres Recht gibt, geht derjenige im Beweise vor, welcher sich für den unteren Herrn ausgibt. Richtst. Lehn. 15. §. 8 (vgl. unten §. 32).

Wenn das Factum des Besitzes selbst nicht feststeht, indem beide Parteien Besitzantlagen behaupten, so kommt es darauf an, welche den früheren Erwerb des Besitzes für sich in Anspruch nimmt. Richtst. Lehn. 29. §. 1. Münch. Stadtr. 106 (Weir. Landr. 224): Chamen zwein für recht u. chlagten umb ain pfant, des jetweder bei nutz u. bei gewer sitzt, si sullen ped nennen, ze welher zeit ez dem mann gesetzt ist, von dem des ez gewesen ist; swedern ez dann vor gesetzt ist, der sol daz pringen mit zwein erbern mannen zuo im.

Stehen sie sich aber in allen ihren Behauptungen völlig gleich, behauptet jeder ein gleiches Recht, die gleiche Zeit des Erwerbes, den gleichen Besitz, so ist die nächste Instanz die Gemeinde selbst, in deren Bezirk das Gut liegt. Wer die Mehrheit für sich hat, behält das Gut *). Sachsp. III, 21. §. 1:

71) Schon frühe wird im deutschen Rechte beim Streite über Besitz oder Eigenthum der Beweis nicht von einer Seite, sondern durch die Mehrheit der Personen, welche die Thatsache darüber haben oder haben können, geführt. Lex Rom. Utin. XI, 14, 2: Quicunque homines ad sacramenta danda ante iudicem venerint antequam de ipsa causa eos interrogentur, iurati dicant, ut in nullam salutatem non jurent, sed quod rectum sciunt, dicant. Sic postea iudex, quem honestiores et meliores et plus iustas personas viderit, nisi alii minor numerus sit, ipsa pars iurata debeat. L. Wisig. V, 7. 8: iudex .. eorum testimonium recipere debet, quos meliores atque plures eos prolevidit. Brünner Schöffens. 711: Licet in pluribus admittatur iuribus, quod testis plures repellant pauciores, tamen hoc in iure Brunneni ab antiquo servari in causa omnibus non contrariet. — Auch die Abstammung entscheidend, daß, wenn beide Parteien gleichmäßig Besitzantlagen nachweisen, der Beweis derjenigen Partei

69) Schwabenp. 84 tritt das Recht des Haimmannes, die Beziehung des Zinses zu beweisen, auch aus seiner Gewere her. Diese Auffassung ist ungenügend, weil überhaupt der Schuldner, welcher die Beziehung behauptet, im Beweise dem Gläubiger vorgeht, ohne Rücksicht darauf, ob der Schuldner besitzt oder nicht. Vgl. 210 bbe. Zur Geschichte des deutschen Vertragsrechts S. 86 f. 70) Selbstverständer wird der Beweis des Besitzes geführt (Richtst. Lehn. 29. §. 7. Richtst. Lehn. 74. §. 2), der Lehnsgewere (Richtst. Lehn. 74. §. 2. Richtst. Lehn. 15. §. 8, 29. §. 7), der Erbsitzgewere (Richtst. Lehn. 15. Richtst. Lehn. 49). — Der Beweis der Lehnsgewere wird obenstehend selbständig geführt (Verm. Sachsp. I, 43. d. 2. — Die Lehnjudt beweist man selbständig, wenn man besitzt, selbstentz, wenn man nicht besitzt. Schwabenp. 32 a.

Spreket tvene man to weder stride en gut an mit geliker ansprake, u. dat mit gelikeme getüge behaldet, man sal 't unter sie delen. Dissen getüeb solen die rehten ummeseten besceiden, die in deme dorpe geseten sin. Sve de merren menie an 'me getüge hevet, die behalt dat gut.

Vorüber entscheidet die Gemeinde, über das Recht zu besitzen, oder über das bloße Factum des Besizes? Es läßt sich diese Frage nicht mit völliger Sicherheit beantworten und es sprechen auch die Dürken verschiedener, wenigstens nicht alle gleich deutlich. Nehmen wir an, daß über das Factum des Besizes allein entschieden wird, so muß dann noch derjenige, welcher hier siegte, durch einen Eid sein Recht beschwören (so Pland S. 291 sq.). Es liegt darin keine Trennung des Verfahrens in ein Possessorium und Petitorium, sondern es wird nur das Beweisverrecht mit Bezug auf das Recht abhängig gemacht von dem vorhergehenden Beweise des Factums. Man kann sich für diese Ansicht auch auf sächs. Lehn. 59. §. 4 berufen, wo es sich darum handelt, daß der zum Scheine beliehene auch den Besitz zu haben behauptet:

Spreket aver die man den dat gut gelegen is die gewere dar an, die muten sie getügen mit der merren menie der umbesetenen. — Richtf. Lehn. 20. §. 3. — Schwab. Lehn. 106 b.

In andern Stellen wird der Beweis des Besizes selbstbester geführt: Richtf. Lehn. 29. §. 7, sächs. Lehn. 74. §. 2.

Wahrscheinlicher ist es, daß die Gemeinde zugleich definitiv über das Recht selbst entschieden: denn ein späterer Eid des Siegers wird niemals erwähnt, und der Sieger behält nicht nur die Gewere (die reine Detention), sondern das Gut, d. h. das Recht am Gute. Sachsensp. III, 21. §. 1. 2. Sodann beziehen sich diejenigen Entscheidungsmittel, welche dann, wenn eine Priorität nicht zu erzielen ist, eintreten, Eid und Gottesurtheil, nur auf das Recht, nicht auf das Factum. Schwab. Lehn. 72 b:

der sol vragen die nachgeburen u. die rehten umbesessen umbe die gewer, der die merre mengi hat, u. erberbe geziuge der behebdt daz gut u. die gewer ... die sol er vragen bi sinen hulden, wer die gewer behabet habe, swedern sie sagent, dem sol der herre daz gut lan mit rechte. — Sächs. Lehn. 40. §. 1. 2; Richtf. Lehn. 29. §. 3. 4.

Ganz deutlich spricht für unsere Ansicht Richtf. Landr. 26 a. C.:

Saget denn jener: er hab es in gelde, u. der ander spricht: er hab es auch in gelde; so

frag: ab ir icht des zurechte zu den umbessen leuten solt genn, die euch entriechten, wer da pesser recht hat dartzu? Und das findet man. So frag: ab er icht zurecht das gut behalten sulle, der mer getzeugen hab? Das findet man.

War aber auch auf diesem Wege eine Entscheidung nicht herbeizuführen, indem etwa gleichviel der Umfassen sich für jede Partei entschieden, so kamen beide dazu ihr Recht zu beschwören, und wenn keiner vor dem Eide zurückschreckt, wird das Gut unter sie getheilt. Sachsensp. III, 21. §. 2:

N'is it den ummesetenen nicht wetenlik wie 't in geweren hebbe, so mut man 't wol besceiden mit enem water ordele, oder die klegere u. up den die klage kat solen dar to sweren, dat sie rechte wisen als it ire si; dar sal die richtere sine boden to geven; svar sie beide up sweret, dat sal man in gelike delen. Vergl. auch die Fortsetzungen der oben angeführten Stellen.

Dies sind die Wirkungen, welche die Gewere im Sinne von Besitz hat. Albrecht S. 14 sq. behauptet weiter, daß der seines Besizes mit Unrecht Entsetzte eine Klage auf Restitution des Besizes gehabt habe, bei welcher er sich nur auf seinen früheren Besitz, nicht auf sein Recht stütze. Wir verweisen gegen diese Ansicht auf die Bemerkungen über die Gewere an Mobilien §. 15 e.

B. Die Gewere an Immobilien im Sinne von Besigrecht.

§. 20. Die Verhältnisse des Grundbesizes und die Rechte an demselben haben nicht bloß für den Einzelnen, sondern auch für die Familie, die Gemeinde und den Staat eine so außerordentliche Wichtigkeit, daß zur Entstehung des dinglichen Rechts nach deutschem Rechte die Mitwirkung der Gemeinde und — als dieselbe in ihrer Gesamtheit immer mehr zurücktrat — des Gerichts erfordert wurde. Erst dann, wenn der Richter und die Gemeinde den vor ihnen vorgenommenen Rechtsact anerkannt und bestätigt hatten, war ein allgemein wirksames Recht entstanden, welches mit dinglicher Wirksamkeit auch gegen jede dritte Person ausgedehnt werden konnte. Erst dann, wenn das Recht durch die Auflassung oder Belehnung begründet war, gab es ein Recht, zu besitzen, eine Gewere im technischen Sinne.

Vorläufig genüge ein Beispiel: Nur derjenige Gläubiger, welchem der Eigentümer das Grundfund ausläßt, erwirbt ein Pfandrecht, welches er jedem Dritten gegenüber geltend machen kann. Wer nur den Besitz erhalten hat, dem muß der Eigentümer selbst in Folge des Vertrages auch den Besitz lassen; aber wenn über des Schuldners Vermögen der Concurs ausbricht, hat der Befizier kein vorzügliches Recht, aus dieser besondern Sache befriedigt zu werden, sondern alle Gläubiger können sich gleichmäßig an dieselbe, wie an die übrigen Stücke des Vermögens halten. Münchener Stadtr. 205:

Swer gut auf der erde hat — u. ze plant setzen

postor wäre, welche mehr Zeugen anführen (Bruno S. 182 sq. und c. 9. X. de probationibus). — Es kann nicht zweifelhaft sein, daß derartige Bestimmungen in Italien auf Einflüsse germanischen Rechts zurückzuführen sind.

wil, der sol daz tuon öffenlich vor gericht mit ainem vorsprechen oder mit ainem brief mit der stat insigel, — oder swer ez anders setzet, so ist ez nicht pfant.

Es existirt also nicht überall da eine Gewere im Sinne von Recht zu besitzen, wo unsern romanistischen Begriffen gemäß ein *jus possidendi* vorhanden ist, sondern nur da, wo diejenigen Formen des Erwerbes beobachtet sind, welche als Erfordernisse zur Uebertragung dinglicher Rechte gelten. Gewere heißt das Besitzrecht, welches sich auf den rechtmäßigen Erwerb, den *legitimus modus acquirendi* stützt, ohne Rücksicht auf seinen materiellen Inhalt. Dies Besitzrecht wird daher auch häufig im Gegensatze des bloßen Besizes گفته, rechtliche Gewere genannt (vgl. die Stellen oben §. 10).

Wir können hiernach Gewere bezeichnen als das formelle Recht zu besitzen, d. h. dasjenige Besitzrecht, welches sich auf die formelle Rechtmäßigkeit seines Anfanges stützt, im Gegensatze gegen ein materielles Recht zu besitzen, welches nicht bloß rechtmäßig erworben ist, sondern auch gegen jeden materiellen Angriff zu Recht besteht, weil z. B. der zu Dispositionen Berechtigte dasselbe auf den Andern übertrug.

Während das römische Recht überall auf den Inhalt des Rechts, auf das der Erscheinung zu Grunde liegende Recht sieht, hält sich das teutsche Recht an die Erscheinung selbst, welche bei Rechten, welche ihrem Inhalte nach verschieden sind, dieselbe sein kann, und stellt für diese der Erscheinung noch gleichen Rechte einen allgemeinen Begriff auf. Die Gewere begründet das durch gerichtliche Uebertragung erworbene Recht zu besitzen, ohne daß in dem Worte an sich schon läge, ob dies Recht mit dem Eigenthume, Lehnrechte, Pfandrechte u. s. w. verbunden ist.

Während das römische Recht nicht auf die formell rechtmäßige Entstehung, sondern auf den Uebergang des Rechtes selbst das Gewicht legt, berücksichtigt das teutsche Recht den *legitimus modus acquirendi*. Nach römischen Rechte kann nur der Eigenthümer Eigenthum übertragen, es entsteht dasselbe auch ohne Beobachtung bestimmter Formen, durch die Tradition. Der Nicht-Eigenthümer überträgt gar kein Recht, weder Eigenthum, noch überhaupt ein Recht zu besitzen; erst durch längern Zeitablauf und unter Erfüllung besonderer Bedingungen erhält der Erwerber ein Recht.

Anderes nach teutschem Rechte: hier kommt es auf den *modus* an, durch welchen erworben wird; man sieht mehr auf den rechtmäßigen Erwerb des Erwerbers, als auf das Recht, welches der Veräußerer an der Sache hatte. Bedient sich der Eigenthümer nicht der Form der Auflassung, so entsteht für den Erwerber keine Gewere: ob er aber Eigenthum erwirbt oder nicht, dies ist eine Frage, welche das ältere teutsche Recht gar nicht aufwirft, welche ihm von untergeordneter Bedeutung ist⁷³⁾. Wird dagegen die Sache aufgelassen, so erhält

der Erwerber eine Gewere, gleichviel, ob der Veräußerer selbst Eigenthum besaß, ja selbst, ob er eine Gewere im Sinne von Besitzrecht hatte, oder nicht; die Gewere entsteht, weil die Sache unter Mitwirkung des Gerichts übertragen wurde⁷⁴⁾. Das Recht des Erwerbers hat einen der Form nach rechtmäßigen Anfang genommen und wird daher geschützt; erst ein späterer Streit kann ergeben, daß dem formellen Rechte in materieller Beziehung etwas fehlt, daß der Inhaber der Gewere, der rechtmäßige Besitzer, nicht Eigenthum, Lehen, Pfand u. s. w. erworben hat, weil der Veräußerer selbst nicht Eigenthümer oder sonst zu Dispositionen berechtigt war. Dann muß er demjenigen, welcher mehr Recht hat, als er selber, weichen, und es wird die Präsomption für die materielle Berechtigung, welche sich aus dem formell richtigen Anfange des Rechts ergab, überwunden durch die bei einer andern Person wirklich vorhandene materielle Berechtigung.

Schon hier lasse ich einige Beweise dafür folgen: Schwab. Lehn. 67 b:

Swer dem obern herren so getan gut u. git, daz er hat von dem niden herren, u. eupfiabet er daz wider zelehen, u. besizet da mit jar u. tag an rehte widersprache, so hat er reht an dem gute; vgl. mit Sächs. Lehn. 38. §. 1.

Schwab. Lehn. 25: Ob der man gut versetzet daz er von einem herren hat an ez herren hant u. ez iener in siner stillen gewer hat ein iar u. sechs wochen daz der herre den man noch dem er ez versetzet hat dar umbe nait reht vertiget, so hat iener reht an der sätzeunge u. mag er sinen man darumbe nait angesprechen.

Schwab. Lehn. 136: burclehen mac niemen hin geliben der ez zelehen hat, libet aber der burgnar siß burclehen hin einem andern u. hat der belehente man daz gut in siner gewer nah lehens rechte ane rehte wider sprache her brant jar u. tac, er volge sinem gute in siner iarzal an den obern herren Der man muz ob swern daz er nit enwesce daz ez burclehen wær, do er ez euphie⁷⁵⁾. — Sächs. Lehn. 71. §. 9.

Das Culm. Recht IV, 26 theilt folgenden Fall mit: ein Vater geyt u. vorreicht in gehegetem dinge einem Sohne A. ein bestimmtes Gut, welcher es dadurch sunderlich in syne gewere erhält; darauf ver-

Sache außergerichtlich übergibt, so geht zwar immer eine Gewere auf den Empfänger über, er selbst behält aber auch noch eine Gewere an derselben. Es scheint Kraut von einer falschen Ansicht auszugehen. Allerdings erhält der Erwerber eine Gewere, aber von einer ganz andern Bedeutung, als die des Veräußerers ist. Jener erhält die Tradition, dieser behält das formell anerkannte Recht zu besitzen.

73) Sachsensp. III, 82. §. 2; vgl. oben §. 17. 74) Dies wird, was im Ganzen sehr selten geschieht, nicht des der *justus titulus*, sondern auch die *bona fides* berücksichtigt.

73) Kraut, Verwendungsst. II. S. 351 sagt: „wenn er die u. Sachs. d. B. u. s. Erste Section. LXV.

kauft er dasselbe Gut dem B. (und läßt es ihm auf); widerspricht A. nicht innerhalb Jahr und Tag, so erlangt B. eine rechte Gewere. Kaufte der Vater später das Gut von B. zurück, so hat A. kein ausschließliches Erbrecht, sondern erbt mit seinen Geschwistern zu gleichen Theilen.

Sächs. Stat. 39: Macht ein man siner hufzrouwen lipgedinge u. verkouft dat wider, swiget si jar u. tag, si muoz ummer swigen.

Bairr. Landr. 129: Ist daz ain man ain guot chaufft umb sein pfennung u. ain frau ir morgengab dar auf hat, u. in ez die frau lat chauffen, u. darwider nicht redet u. verswig si daz jar u. tag oder mer, u. ehumt si dar nach für recht u. chlagt umb daz guot, da hab si ir morgengab auf, duncht uns daz si fürbaz nicht rechtz darzuo hab, wann si ez ze lang verswigen hat.

132: u. wem also ain guot gevertigt wirt, daz morgengab ist, daz er gechaufft hat, der sol dez fürbaz mit ruo siezen u. haben an alle notred vor der frauen, u. vor irem wirt, u. vor allen iren erben.

Magd. Schöffennurth. bei Böhmke S. 155. 4 u. S. 156 (vgl. Note 104).

Hiernach ist also die Gewere nicht immer eine bloße Folge des Eigentums, Pfandrechts, Lehnsrechts u. s. w.; das Besizerrecht wird erworben, wenn die Sache mit dem ausgesprochenen Willen, Eigentum, Pfandrecht u. s. w. zu übertragen und zu erwerben von einer Person auf die andere übergeht; das Eigentum, Pfandrecht u. s. w. selbst kann nur übergehen, wenn der Veräußerer zu einer derartigen Uebertragung auch materiell berechtigt ist. So bleibt also auch für das deutsche Recht der Grundsatz bestehen: *nemo plus juris in alium transferre potest, quam ipse habet*.

Diese Betrachtung findet eine Bestätigung in dem Mobilarsachenrechte: wenn der Eigentümer die Gewere der Sache auf einen Andern überträgt zum Zwecke eines Pfandrechts, Commodats, Depots u. s. w. und der Empfänger die Sache weiter verkauft, so überträgt er weder nach römischem, noch nach deutschem Rechte Eigentum. Aber nach römischem Rechte entsteht für seinen Contrahenten gar kein Recht, nach deutschem Rechte eine Gewere, ein Besizerrecht. Der Erwerber erhält die Sache zu derjenigen *causa possidendi*, welche unter den Contrahenten betrachtet wurde, und die Regel „Hand wahre Hand“ schützt ihn gegen jede Klage des Eigentümers, so daß, obgleich er kein Eigentum erwerben konnte, sein Recht zu besitzen doch ebenso unangefochten bestehen bleibt, als hätte er Eigentum.

§. 21. Doch nur solche Rechte hatten in älterer Zeit für den Erwerber dingliche Wirksamkeit, welche ihn berechtigten, die Sache selbst zu besitzen, resp. ihre Nutzungen zu ziehen. Denn wenn gleich nur durch die Auflassung eine Gewere entstehen kann, so gilt doch nicht der umgekehrte Satz, daß mit jeder Auflassung eine

Gewere entsteht. Es muß vielmehr bei der Auflassung die Absicht verbunden sein, auf den Erwerber unmittelbar Besitz und Genuß zu übertragen. Daher hat nach deutschem Rechte der Verkauf und der Pfandglaubiger ein dingliches Besizerrecht; dagegen tritt für den Leihgeber die dingliche Wirksamkeit nicht gleich mit der Auflassung, sondern erst dann ein, wenn er nach dem Tode des Erblassers ein jus praesens auf den Besitz erhalten hat. Ferner der Geringmann hat kein dingliches Recht, weil er erst beim Tode des Vasallen und auch dann nur unter bestimmten Voraussetzungen den Besitz des Lehen erhält. Nur diejenigen Rechte an Immobilien, welche durch einen gerichtlichen Akt entstanden sind und dem Berechtigten ein gegenwärtiges Recht auf den Besitz übertragen, werden Gewere genannt, während bei den andern Rechten die Gewere erst durch einen spätern Akt oder ein späteres Ereigniß übertragen wird.

Da diese Ansicht von allen frühern abweicht, wird es einer ausführlichen Rechtfertigung bedürfen.

Man pflegt gewöhnlich davon auszugehen, daß die Auflassung immer eine Gewere entstehen läßt; dies ist für alle Fälle unrichtig, in welchen der Erwerber nicht zugleich das Recht auf den gegenwärtigen Besitz und die Nutzungen erhält.

Mit dem Rechte zu besitzen ist regelmäßig auch das Recht auf die Nutzungen und Früchte verbunden.

Sächs. Lehn. 14. §. 1: En gut mach mauiges herren sin, also dat it en von deme anderen hebbe; doch mut enes die gewere sin. *Seie so it in nut u. in gelde hevel u. den tins dar ut nimt — die heret die gewere dar an.*

In Nichts documentirt sich der Besitz mehr, als darin, daß man den Nutzen des Gutes zu seinem eignen Vortheil verwendet: Röstfl. Landr. c. 16: des erd er nutzt u. besizet; c. 26: so fragi: wie einer ein rechte gewer an einem gut haben sulle. *So vindet man: der es in nutze u. gelde hat.* Schradensf. 22: so setze in einen zins dar uz, da mit hat er die gewer. Röstfl. Lehn. 29. §. 2: so vrage de here, wo dar denne de rechte were an hebbe, so vindme de den tins dar ut borest; 23. §. 2: gudes, des he nicht in geweren best, dat is, des he nicht up en borest; 29. §. 7: eine hebende were, dat is dat du de nud dar ut borest; 20. §. 3: Were 't ok dat de manne spreken, se hedden't sulven in geweren, so scoolen se bidden enes ordels, wo se dat bewisen scoolen. *So vindme — med den ummosaten dat se dat sulven uporen.* Sächs. Lehn. 38. §. 2: hevet die man it gut in sinen geweren mit der nut. Die Gewere an einem Gute haben bedeutet dasselbe, wie die Früchte und Nutzungen desselben ziehen, Röstfl. Lehn. 26. §. 8: sint ik dat gud in leue u. in geweren hebbe gehad jar u. dach, u. hebbe dat upgeboret openhar.

Für Verkauf sein, die Gewere des Lehnsguts haben,

wird gesagt: *gud hebben u. nutten* (Richtf. Lehn. 12. §. 1); der Pfandgläubiger, welcher eine Gewere hat, darf auch zugleich das Gut nutzen (vgl. Albrecht a. a. D. S. 143).

Sodann einige Stellen aus andern Rechtsquellen; insbesondere die süddeutschen Quellen stellen häufig Gewere und Nutzen zusammen: daz. er des gnots bey nutz u. bey gewer sei gesezen (Münch. Stadtr. art. 54); swer chlagt, er hab mit dem rechten ain guot in sein gewalt praecht, u. des er nicht bei nutz u. bei gewer sitzet (art. 98); umb ain plant, des jetweder bei nutz u. bei gewer sitzet (art. 106; vgl. auch 154—157, 160, 161, 196 und die entsprechenden Stellen des bairischen Landrechts); in der gewere sitze oder den nutz davon neme (Erfurter Stat. 38 bei Walch I. S. 116); der ... in nutz u. gewer gessen ist (Tyroler Weisth. bei Grimm, Weisth. III. S. 730).

Das die deutschen Rechtsquellen Gewere am Lehen nennen, heißt im langobardischen Lehnrechte *ususfructus*, z. B. II. F. 23. §. 2: *Beneficium ... ita datur alieni, ut proprietatis quidem rei immobilis beneficium pene dantem remaneat: ususfructus vero illius rei ita ad accipientem transeat*.

Das Zusammenfallen der beiden Begriffe Gewere und Nutzungsrecht ergibt die Vergleichung der verschiedenen Rechenweisen des sächsischen Lehnrechts. Der *vetus auctor* braucht für Gewere im Sinne von Besitz, aber auch von Besitzrecht zwei Worte, *possessio* und *waundia*, wie es scheint, ohne einen begrifflichen Unterschied zu machen. Während Eide bei seiner Übertragung des *vetus auctor* im sächs. Lehnrechte gewöhnlich *possessio* durch gewere übersetzt, braucht das görlitzer Lehnrecht oft dafür „Nutzen.“

vet. auct. I, 19: *quod unus possessionem habet; Sächs. Lehn. 5. §. 1*: dat en die gewere daran hebbe; Görl. Lehn. V.: daz iz der eine in sine nuzze habe.

vet. auct. I, 23: *cum homo careat possessione —. Cui autem in bonis est possessio; Sächs. Lehn. 5. §. 2*: durch dat he der gewere darvet. — *Vrie* so gut in geweren hevet; Görl. Lehn. V. §. 1: Die wile der daz in sine nuzze nicht ne hat noch in sinen werin —. Swer abir daz gut in sine nuzze hat.

vet. auct. I, 24: *Pater hereditat in filium possessionem sicut et beneficium; Sächs. Lehn. 6. §. 1*: die vader erst uppe 'n soue die gewere des gudes mit sameut deme gude; Görl. Lehn. VI: die vater ervit an den sun beide nuzc u. len.

vet. auct. I, 39: *unius tamen in hoc erit possessio; Sächs. Lehn. 14. §. 1*: doch mut enes die gewere sin; Görl. Lehn. XI: doch muz der nuzc ir 'reines sin.

vet. auct. I, 40: *Si quis agri censum accipit, constat quod in illo possessio sua sit —. Ts-*

men possessio in hoc esse non iudicetur, quicquid violento possidetur; Sächs. Lehn. 14. §. 1: *Vrie* so it in nut n. in gelde hevet u. den tins dar ut nimt, — die hevet die gewere dar an —. Doch ne het dat nen recht gewere, dat die man mit gewalt besitt; Görl. Lehn. XI: Swer den cinz des ackers nimt, ist iz vrizintlich daz der nuzc sin si, der beheldit in. Doch ne wirt daran neheine recht nuzc erteilt, swaz der man mit gewalt nuzzt.

vet. auct. I, 89: *pater solus illud in possessione obtinuerit —. cum possessio illius desit; Sächs. Lehn. 33. §. 1*: die vader alene dat gut in geweren hevet —. so sie der gewere darvet; Görl. Lehn. XXI: daz len in sine nuzze habe —. die wile in der were gebricht. Vergl. auch vet. auct. I, 25. 103 mit den Parallelen. An andern Stellen wird *possessio* des vet. auct. im Görl. Lehn. durch were übersetzt, vgl. z. B. I, 33. 90. 94. 95. 97—99. 101.

Ebenso nimmt auch der Schwabenspiegel häufig *statt* oder neben der Gewere auf die Nutzungen Rücksicht.

Sachsensp. II, 57: die 't in ledelichen geweren hevet; Schwabensp. 216: der ez mit nuzte in ledelicheu gewer hat.

Schwab. Lehn. 125. b: Ein jeglichem man der eigen hat des er genoz ist n. da er gewer n. nuzt an hat; Schwab. Landr. 314: und ist daz ein man gelten sol n. setzet sin gut in einz andren mannes hant, dem er (niht) gelten sol, daz heizet stult sal u. ist mit recht; git ein man dem andren sin gut mit nuzte u. mit gewer u. verzieht sich dar an sinz rehtes, der hat recht zu dem gute.

Im Gegensatz gegen die Fluchsal, bei der nur zum Schrein das Gut auf einen Andern übergeht, wird durch eine rechtmäßige Übertragung auch der Nutzen mit veräußert.

Weil mit der Gewere zugleich ein Nutzungsrecht verbunden war, lag es der lateinischen Sprache des Mittelalters, insbesondere auch den Glossatoren, sehr nahe, Berechtigungen, welche dem Besitzer eine Gewere gewährten, als *dominium utile*, nutzbares dingliches Recht zu bezeichnen. Auf die Ausübung des Erwerbsgebrauchs und die Theorie vom getheilten Eigentume mag zum Theil auch der Unfand eingewirkt haben, daß mehrere derartige Rechte durch eine ulla vindicatio geschützt waren, aber die hauptsächlichste Veranlassung scheint die Gewere gegeben zu haben. Und selbst wenn der Ursprung jener Theorie in der ulla vindicatio zu finden wäre, so läßt sich doch nicht leugnen, daß man in Teutland, als das römische Recht recipirt wurde, das *utile dominium* als nutzbares Eigentum, als dingliches Recht, welches den *usufructus* gewährte, aufsaß⁷⁵⁾, und nur bei solchen Rechten ein *cum domi-*

⁷⁵⁾ Vergl. die bei Thibaut, Verträge II. S. 70 fg. mit getheilten Definitionen verschiedener Zureifen.

nium utile sprach, welche durch die Auffassung entstanden wären; nie fiel es den Juristen ein, Nuzungsrechte, welche auf einem bloß persönlichen Verträge beruhen, als dominium utile zu bezeichnen.

Glossa ad L. 1. Cod. X. 15: sive sit dominus directo vel utiliter, ut feudatarinus, emphyteuta et similes.

Brünner Schöffentb. 283, 284: der emphyteuta hat das dominium utile, und possidet naturaliter, sicut fructuarius, sed conductor non.

Wenn dieser Ausdruck bloß mit der Theorie und nicht auch zugleich mit einem wirklich im Leben vorhandenen Begriffe zusammengehangen hätte, so wäre er wol nicht so schnell in der Urkundsprache heimisch geworden, wie er es geworden ist:

Urk. a. 1276 (Oestreich. Notiz. Blatt. 1854. S. 539 a. C.): sive teneat dominio utili vel directo aut utroque.

Urk. a. 1348 (bei Mone, Zeitschr. f. Gesch. des Oberrh. VI. S. 355): transierens ... jus, dominium utile et directum, proprietatem et possessionem curiarum.

Urk. a. 1307 (bei Bluntschli a. a. D. S. 207. R. 251): Ein Bürger verkauft sein jus hereditarium seu utile dominium an einem Hause, welches Eigenthum der Propstei ist.

Dafür, daß die Gewere zugleich ein Recht auf die Nuzungen gewährt, wird einen weiteren Beweis die Untersuchung über die Entstehung der rechten Gewere abgeben. Dieselbe erfordert, daß der Besitzer Jahr und Tag hindurch seine Gewere durch Benutzung des Grundstücks ausgeübt hat.

Doch so wie die Gewere als Besitzrecht entstanden sein kann, ohne daß der Besitz schon erworben ist, so ist es auch nicht erforderlich, daß die Nuzungen bereits wirklich gezogen sind; Schwab. Lehn. 20:

Svenne ein herre sinem man' gut libet, u. in dez bewiset mit sinem botten, u. im daz benennet, zehant hat er die gewer dar an, ob ez im onch nüt gilet.

Es ist also Gewere die Befugniß, eine Sache zu besitzen und sein Recht an derselben dadurch, daß man sie gebraucht und nutzt, geltend zu machen.

Aber auch auf andere Weise als durch die Benutzung kann die Gewere geltend gemacht und der Besitz ausgeübt werden, z. B. durch Pfändung der Hinterlassen.

Richtf. Lehn. 29. §. 2:

Spreke — orer islik, se hedden dat gehad ses weken u. en jar in geweren, so vrage de here, we dar denne de rechte were an hebbe. So vindme de den tins dar ut boreit (d. h. derjenige, welcher das Gut grunzt hat, indem er von seinen Hinterlassen den Zins erhebt) Dar vrage wedder, sint dat he alle jarlikes dat ut gepandet heft, u. id dar mede in sinen weren

gehad heft, est he eme dar umme licht antwerden mote.

Beide Parteien behaupten das Leben in rechter Gewere zu haben; der Kläger hat sein Recht gewahrt und die Entsehung der rechten Gewere beim Beklagten dadurch gehindert, daß er die zinspflichtigen Hinterlassen seines Guts jährlich pfändete. — Behaupten beide gleichzeitig bezeugt zu sein und nicht bloß die Bezeichnung, sondern auch den Besitz erhalten zu haben, so soll der erste Besitzer siegen §. 3:

Welk orer denne dat ersten heft upgehört u. redeliken to sime tinsdage gepandet heft, dem des de merer menninge bi steid, de beholt dat gud.

§. 22. Da die Gewere das Recht auf den Besitz und die Nuzungen gibt, so hat weder derjenige, welchem trotz der Bezeichnung das Recht auf die Nuzungen entzogen ist, noch derjenige, welcher ohne bezeugt zu sein, die Nuzungen im eigenen Interesse allden fäst, eine rechtmäßige Gewere. Schwab. Lehn. 59. §. 1:

Verdinget aver en man sin gut to latene enen anderen die 't von ime nicht nemen ne wel, noch it ime sin herre nicht lien ne wel (der also nicht bezeugt wird) let he 't ime denne in sine gewere (Besitz), u. liet he dat gud sinen lüden na jenes willen, dat sie 't halden in lenunge jeneme mede sine unrecchten gewere to sterkene; schuldet ime denne sin herre darumme — dat he't also gelegen hebbe, — he hevet dat gewer verloren, dat he ut sinen geweren hevet gelaten jeneme die dar nene lenunge an ne hevet.

§. 3: Den dat gut ok alsus gelegen is, die ne hebbet nene volge dar an, durch dat sie der gewere darvet, noch sie nieman von en to leue ne hevet. Al ten ene gewere darvet der volge u. al gewere ene lenunge is unrecht; sie ne hebbe beide en man, so sin sie beide unrecht. Rgl. auch §. 4.

Richtf. Lehn. 20. §. 1: Verkost en ok sin gud, dat he van ju to leue heft, deme de darumme sin man nicht wesen wil u. deme gi ok des nicht lien ne willen, liet he denne dat, de dat vorkoste, jennes vründen edder lüden, dat se dat jenneme to gude holden, dat is, dat se dat len hebben u. jenne de nud §. 3.

Rgl. auch Schwab. Lehn. 106 a. 57. 96. 107.

Wenn daher der Basall das Gut nur zum Schein auflöst oder weiter verleiht und den Besitz und die Nuzungen unentändert sich vorbehält, trifft die Erben des Basallen kein Schaden, weil der Andere, welchem das Recht auf die Nuzungen, nicht bloß diese selbst entzogen waren, keine Gewere erwerben konnte.

Schwab. Lehn. 58: Swer sinem herren oder sinem kinde — sin lehen wil enphären, ob er ez sinem herren af git oder ez hin libet, nüt

mag ez ime geschaden, ob er ez wider nimet in sinen nütz u. ez in siner gewer hat, untz er an dem siech bette lit, da er inne stirbet, so suln ez sin lehens erben mit rechte han. Vgl. auch Sächs. Lehn. 30. §. 1.

Wenn mehrere Personen an derselben Sache eine Gewere erhalten sollen, ist es notwendig, daß sie alle gleichmäßig das Recht auf den Besitz und auf die Nutzungen haben; nur so kann eine Gewere zur gesammten Hand, die gelike were der zur gesammten Hand beizigten bestehen.

Sächs. Lehn. 32. §. 1: Man mach vele brüderen en gut lien, of sie't mit samender hant untvat u. gelike were dar an bebbet. — Schwab. Lehn. 61 a.

Sächs. Lehn. 35. §. 1: Of die herre liet kinderen ires vader gut bi ires vader live (der Vater und seine Kinder werden zu gesammter Hand beizigt), u. die vader alene dat gut in geweren hevet bit an sinen dot, na des vader dode kommen die kindere to 'me herren, u. bidden dat he in bekenne sagedanes gudes also he in gelegen hebbe. — Ne bekant in die herre des gudes nicht, so bieten sie't mit getüze to bealdene. Den getüze mach doch die herre verlegen, so sie der gewere darvet — wende sie ane gewere nen len daran bereden ne mogen, is ne wille in die herre bekenne.

Der Herr braucht nicht ihre Gewere anzuerkennen, weil trotz der Gesamtheilung die Wirkungen derselben für die Kinder nicht eintreten.

§. 2: Svar aver die vader u. die kindere ene gemene u. ene gelike gewere bebbet an enem gude, die kindere behaldet des vader gut na des vader dode, of sie die lenunge getüzet. — Schwab. Lehn. 64.

Schwab. Lehn. 57: lihet — der herre — in allen daz lehen, so suln si die gewer mit ein ander han oder si hant an dem lehen nüt rehtes.

Brandeb. Glosse zu S. Lehn. 32 (bei Homeyer II, 2. S. 458): gelike were: dat vernemen yllike nicht allene an upboringe des gudes, sunder so seggen, dat se och scholen hebben ein samende woninge u. ungescheiden roek — dat he nu hir secht gelike were, dat is an einen schepel u. an einen roeck u. brot.

Wenn eine Frau oder ein Pfaffe mit einem Andern zusammen ein Lehen erhalten hat, so sollen sie es zusammen in Besitz und Genuß haben. Schwabenp. 4. b. c.

a. bat ein pfaffe einen bruder u. enphahet er ein lehen mit dem bruder mit einer lehens hant, u. hat ouch mit in nütz u. gewer, u. sterbent sie an lehens erben, im belibet daz lehen reht. — u. hat ein frowe lehen von einem herren, diu bat reht also der pfaffe u. enpha-

het ez ein man, swer der ist, mit ir, u. hant si gelich gewer, so ist ez reht also umbe den pfaffen.

Sobald die Nutzungen definitiv unter den Gesamtheilungen nach Quoten getheilt werden, hebt die Gleichheit der Gewere und die gesammte Hand auf (Homeyer II, 2. S. 460 fg.).

Der Vormund einer Frau, welcher mit derselben zusammen ein Gut empfängt, um ihr das Folgerecht zu verschaffen, hat allerdings die Gewere „von der Frauen halben“; aber sein Recht steht nicht dem eines gewöhnlichen Gesamtheilners gleich und hat ein Erbe mit dem Tode der Frau, weil er nicht die Nutzungen ziehen durfte und die Gewere im eigentlichen Sinne nicht hatte; Sächs. Lehn. 36. §. 1, 2.

Ok mach die man gut untvan mit ener vrowen, so dat he sie an deme gude vorsa, u. volge dar mede an enen anderen herren ... Die man hevet den herschilt, u. die gewere von der vrowen halven an deme gude ... Stirft aver die vrowe von der he die gewere hevet an 'me gude, sin lenunge hevet ende ... ime ne si recht len oder gedinge dar an gelegen. Vergl. auch 74. §. 1.

Denn der Zweck der Beleihung ist nicht, dem Lehensträger ein Recht zu verschaffen, sondern das Recht der Frau zu sichern und zu verstärken: es haben hier beide Personen die Gewere, aber in der etwas unklaren Weise, daß der Mitbelehene die Gewere der Frau nur dem Herrn gegenüber geltend machen soll, und nur in dieser Beziehung als Inhaber der Gewere erscheint, die Frau dagegen den materiellen Inhalt derselben ausübt, indem sie allein die Nutzungen zieht. (Homeyer II, 2. S. 352 fg.) Die Stellung des Mannes wird vortheilhafter, wenn er das Lehen mit der Frau zu gesammter Hand und zu gleicher Gewere erhält, sobald er auch an dem Nutzen des Gutes Theil hat: dann besteht sein Recht auch nach dem Fortfalle der Frau selbständig weiter fort. Dies bedeutet das recht len in der obigen Stelle; vgl. auch 75. §. 1. Am deutlichsten hebt diesen Unterschied hervor das Schwab. Lehn. 100. a:

Ez mac ein man gut enphahen also mit ein frowen, daz er si verste an dem gute, — der man sol die gewer han vor den frowen u. er mac si daz gut wol mit rehte lazen niezen. So diu frowe enist, so hat des mans lehen ende, ern habe daz gut enphangen mit der frowen mit ein lehens hant u. hab och oh daz gut genozen mit der frowen.

Das selbständige Recht des Mannes wird davon abhängig gemacht, ob er mit der Frau zusammen die Nutzungen zog, oder ob sie ganz allein den Inhalt der Gewere ausübte.

Im Familienrechte, besonders dem ehelichen Güterrecht, finden sich noch andere Fälle, in denen mehrere Personen an demselben Gute verschiedene Rechte haben,

ohne daß das Verhältniß derselben zu einander klar bestimmt und die Gewere zu einer begriffsmäßigen Anerkennung gelangt wäre. So erhält nach dem Rair. Landr. 131 die Frau mit der Auflassung eines Guts zur Morgengabe die Gewere, aber weil der Ehemann berechtigt ist, alle Nukungen der beiderseitigen Güter im Interesse der Ehe zu verwenden, so zieht nicht sie, sondern er, so lange er lebt, die Nukungen des Guts.

Ez sol ain iglich fraw, die bemorgengabt wirt — alle die gewer haben, die ir wirt gehabt hat an der morgengab, an daz der wirt der mücz gewaltig sol sein, die weil er lebt.

Aber trotzdem hat sie die Gewere und ist selbst bei Lebzeiten des Mannes zu allen Verfügungen über das Gut berechtigt cap. 135:

Ez mag ain iglich fraw an iren lesten zeiten ir morgengab schallen ainem irren freunt ... oder waz si damit schaffl oder tuot, da sol si weder wirt noch chinder, noch freunt noch niemant an irren noch chrenchen noch hindern.

Denn der Mann erbt die Nukungen nicht in Folge der Gewere, sondern in Folge des familiärentlichen Verhältnisses⁷⁵⁾.

§. 23. Um die verteidigte Ansicht durchzuführen, gehen wir noch einzelne Fälle durch, in welchen durch die Auflassung ein Recht begründet wurde.

Für den Leibzüchter beginnt das Recht zu bestimmem nicht mit der Auflassung, sondern erst mit einem späteren Momente, für die Frau, welcher ihr Mann eine Leibzucht bestellt hatte, erst mit dem Tode ihres Mannes, des bisherigen Eigentümers. Wer besaß vorher die Gewere? Die Quellen, welche vielfach von der Leibzucht handeln, geben uns fast gar kein Material zur Beantwortung dieser Frage. Albrecht (S. 223 fg.) hat darüber folgende Ansicht: der Leibzüchter erwirbt gleich mit der Auflassung eine Gewere, welche ihm bei Lebzeiten des Erblässers die Rechte des gesetzlichen Erben gewährt; wenn der Erbläßer stirbt, geht auf seinen Erben die Eigentumsgewere über und neben dieser besteht die Leibzuchtsgewere weiter fort. Dies ist eine Konsequenz des Albrecht'schen Systems, aber nicht bewiesen. Denn wenn die Quellen sagen (Albrecht Note 348), daß der Erbläßer ein Gut, an welchem ein Anderer die Leibzucht hat, auf seinen nächsten Erben vererbt, so liegt darin nur ausgesprochen, daß er wirklich Eigentum hat und dieses auch vererbt, nicht aber, daß es noch eine besondere Eigentumsgewere neben der Leibzuchtsgewere gibt. Ebenso wenig beweist die Analogie des Lehn- oder der Umfand, daß die Gewere zu Leibzucht und Eigentum verschieden sind.

75) Nur beiläufig mache ich noch zur Unterstützung meiner Ansicht, daß die Gewere das Nukungsrecht in sich schließt, auf eine Abdeutung von gewere aufmerksam, wonach es die Nukungs-berechtigung in der gemeinen Kraft ist. Eine große Anzahl von Stellen dafür findet sich bei v. Maurer, Geschichte der Marken-verfassung in Deutschland. 1856. S. 50 fg. 61.

Unserer allgemeinen Auffassung gemäß müßte sich für die Leibzucht grade das Umgekehrte ergeben, ohne daß wir im Stande sind, beim Mangel sprechender Stellen den strengen Beweis zu führen. Bei Lebzeiten des Eigentümers hat nur dieser die Gewere: für den Leibzüchter entsteht durch die Auflassung noch keine Gewere, weil der Eintritt von Besitz und Genuß suspendiert ist. Mit dem Tode des Erblässers erhält der Erbe nicht die Gewere zu Eigentum, sondern das Eigentum, und die Gewere geht auf den Leibzüchter über. Stirbt der letztere, so fällt an den Erben mit dem Rechte auf die Nukungen auch die Gewere. Zur Unterstützung dieser Auffassung bringe ich bei, daß von einer Gewere nur gesprochen wird, nachdem die mit der Leibzucht betraute Frau bereits in den Besitz der Sache gekommen ist (Sachsensp. I, 21. §. 2), und so dann die Worte einer rüricher Rechtsquelle⁷⁶⁾: der Mann soll an dem Leibgedinge die Nukung haben, u. suln di frowen bi der Mannen lebenein einken recht noch gewer darzu haben.

Diese Stelle spricht ganz klar der Frau, so lange noch der Mann die Nukungen zieht, die Gewere ab.

Ähnlich verhält es sich mit dem Gedinge: dasselbe wird durch die Inossitur begründet, d. h. durch diejenige lehnsgewaltige Handlung, welche der Auflassung im Landrechte entspricht. Aber die Gewere erwirbt der Gedingsmann erst mit dem Anfall des Lehns. Sächs. Lehnr. 5. §. 1:

Tven mannen mach die herre en gut lien, also dat en die gewere dar an hebbe u. die andere dat gedinge, of de ane leg erven steivet, die dat gut in geweren hevet.

§. 2: Die it gedinge — hevet, die mut it getögen mit den die it sagen u. horden dat it ime gelegen si, durch dat he der gewere darvet. Rgl. 57. §. 1.

Albrecht (S. 284 fg.) erhebt dagegen Einspruch und läßt auch schon mit der Belehnung die Gewere übergehen; den von den Quellen selbst hervorgehobenen Mangel der Gewere bezieht er nur auf den Mangel der Detention. Aber keine Stelle spreht dem Gedingsmanne die Gewere in einem andern Sinne zu. Ebenso wie es bei der Leibzucht nach dem Tode des Eigentümers seiner neuen Auflassung zur Erwerbung der Gewere bedarf, braucht auch beim Lehnfalle der Gedingsmann sein Recht am Lehen durch keine neue Belehnung zu bestimmem. Dies ist kein Beweis dafür, daß er schon früher die Gewere besaß, sondern nur, daß sein Recht als ein jus sutorum bereits anerkannt war.

Und ferner derjenige, welchem ein Gut aufgelassen wird, damit er weiter Auflassungen desselben besorge und als Salmann fungiere, erhält keinen Besitz und keinen Genuß. Es fehlt daher an allem Rechte, mit Albrecht (S. 245 fg.) von einer Gewere des Salmanns zu sprechen. Der Eigentümer gibt seinem Sal-

77) Aufz. zu dem rüricher Richterbuch f. bei Blumhölz, R.-O. der Stadt und Landschaft Rürich I. S. 292.

manne die Gewalt, gemäß seinem Auftrage die Auflassungen und sonstigen Dispositionen über das Gut vorzunehmen. In beiden Personen zusammen kommt das Recht an dem Gute zur Erscheinung: der Eigenthümer behält die Gewere, Besitz und Genuß, und das Recht, über das Gut zu disponiren; aber gemäß seinem Willen vertritt ein Anderer das Gut nach Außen hin. Niemals wird von einer Gewere des Salomons gesprochen; diese kommt überall nur dem Eigenthümer zu. Erfurter Statut. 39 (Walch I. S. 116):

Alleine jentre in der gewere sitze oder den nutz davon neme der man, der iz bevolen hat zu getruwir hant; so hat jener deme iz is bevolen zu getruwir hant gantze gewalt u. alliz recht damite zu tunde, waz he in geheizin hat

Besondere Beachtung verdient die Vergabung von Todestwegen. Schwabenfp. 22:

Ist daz ein man sinem frunde gut schaffen wil nach sinem tunde, wil er im daz sicher machen, er soll im srist dgr über geben mit ewechastin isigeln, oder er sol sur sinen richter varn, oder fur sinen herren u. sol sine gezuze ziehen ... u. wil aber tr imz gar sicle machen, so setze im einen zins dar uz, da mit hat er die gewer u. mac daz gut mit rehte nit verliesen (Endenbogen fügt hinzu: Hat aber er im das gute mit diesen worten gegeben, das er spricht also: Ich gib dir das gut uimmer wider zu vordern, u. gib dir nucz u. gewer daran; der mag es nimmer wider vordern, wie nout im wirdt.) Du gabe heizet stete du vor dem rilter geschit, du heizet och stete du mit der srist geschit. Du ist aller steteit du mit der wer geschit.

Es werden hier drei Formen für dieses Geschäft angeführt: a) die Schrift, b) die gerichtliche Handlung, sei es, daß man darunter das gerichtliche Testament (Weseler, Erbvertr. I. S. 143), sei es die gewöhnliche Auflassung versteht (Albrecht S. 198 fg.), und c) die Auflassung an den Bedachten, welcher dem Genuß dem bisherigen Eigenthümer für seine Lebenszeit gegen eine Rente überläßt. Diese letzte Form bezeichnet der Verfasser als die für den Bedachten günstigste. Die Auflassung gibt dem Bedachten die Gewere, das Recht zu besitzen, zu benutzen: da er aber die Nutzungen in Folge des der Auflassung zugefügten Vertrages dem Geber wieder einräumt, so wurde das Recht des Bedachten, seine Gewere, gar nicht äußerlich — auch dem Geber gegenüber — zur Erscheinung kommen, wenn er nicht wenigstens einigen Nutzen aus dem Gute zöge: daher wird ihm der Zins bestellt, damit hat er die gewer u. mac daz gut mit rehte nit verliesen. Der Vergabende erhält durch die Beschränkung, weil sie sich auf keine Auflassung fügt, seine Gewere im technischen Sinne, gewiß keine „Gewere zu Leihguth“, wie Al-

brecht (S. 192) glaubt, sondern nur ein auf einem persönlichen Vertrage beruhendes Nutzungsrecht“).

Man darf aber auch aus jener Stelle des Schwabenspiegels nicht folgern, wie Auer (das Stadtrecht von München S. CXXXIX): „der Constatirung einer Rente wies also hier die Wirkung einer Gewere an der Sache ausdrücklich beigelegt.“ Grade das Umgekehrte ist das Richtige. Zuerst wird die Gewere an der Sache durch die Auflassung constituir und dann, um ihr Realität zu geben, dem neuen Eigenthümer ein Zinsrecht bestellt. Es kann die Stelle daher auch nicht benützt werden, um den auch von Auer behaupteten Satz zu beweisen, daß mit der Gewere am Zins auch immer eine Gewere an der Sache selbst verbunden sei.

Verwandt mit den Vergabungen von Todestwegen sind die Erbverbrüderungen. Hier behält jeder der verbrüdeten, so lange er lebt, den Besitz und die Einkünfte seines Territoriums; um aber das künftige Erbrecht auch äußerlich zu bezeichnen, war es gewöhnlich, daß die Erbverbrüdeten ihre Güter vom Lehnsherrn zu gesammelter Hand, d. h. zu einer gesammten Gewere des neueren Rechts erhielten. Urk. v. 1334 (Kraut f. 181. R. 1):

Auch setzen wir sie beiderseit bei lebintigin unsrin liebe in nutz u. gewnlt u. volle gewehr der lande u. der gute.

Aber dies bloße Setzen in die Gewere wäre wirkungslos gewesen, wenn sich nicht die Gewere auch zugleich äußerlich durch einen wenigstens theilweisen Genuß des Guts documentirt hätte:

Zu urchunde disser mancheunge u. zu eynt rechtin gewehr suln unsrs Sins ... Am lute u. Phleger zu eyntin rechtin Zyuse u. Dienste alle jar 200 Marg Silbers gebin So suln dawider St., L. u. W. u. ir Erbin u. ir Amptlitz u. Pleger auch zu einin Zins u. Dienste alle Jar dem ... L ... 100 Marg Silbers gebin von irin vorgevantiu Landin u. Guten.

Albrecht (S. 195 fg.) macht mit Recht auf die Analogie der Precaria (obolata) aufmerksam, in Folge deren der Eigenthümer ein Grundstück einem Andern zu Eigenthum aufläßt und von ihm für die Lebenszeit zurückerhält. Auch hier pflegte der Besizer einen Zins zu zahlen, weniger um dem neuen Eigenthümer ein Äquivalent für die entzogenen Nutzungen zu gewähren, als vielmehr recognovitious causa, damit der Zins ein deutliches Zeichen dafür abgäbe, daß der Eigenthümer auch ohne den Besitz die Gewere, das Recht an der

78) Landeshüter Statut (Kraut f. 172. R. 35): er had in demsereiben guden vor mit gesunden leib in rechte aus u. gewer gesetzt, dann das er so demnach sein lebtag inne haben, nutzen u. vleszen mag. — Wirrkanten schint der Eschenpiegel zu sein im Münch. Statut. art. 193 (Walch. Landr. 116): Waer jemanet, der dem andern sein gut machen wolt, der sol den in nutz u. in gewer setzen boy seinem lebentigen leb, u. sol er elliç gelt ab den gut jarweilchen annehmen, die well der lobt, der enom das gut gemacht hat, oder er sol im brief darumb geben.

Sache habe, und der Andere nur aus einem Vertrage besitze.

Urf. a. 841 (Kraut §. 172. R. 10): *ca. conditioe haec omnia trado ... ut nos quamdiu vixerimus usufructuario possideamus, solventes inde censum ... ne videamus eas ex proprio, sed jure beneficiario possidere.*

Urf. bei Kraut §. 172. R. 12: *... pro majori et stabiliiori prelati predii traditione ... annuatim ... XXX denarios persolvit de eodem predio⁷⁹⁾.*

Erwerb und Verlust der Gewere.

§. 24. Bei Immobilien wird eine Gewere theils da, wo der Besitz vorhanden ist und das dingliche Recht durch die Möglichkeit auf die Sache einzuwirken zur Erscheinung kommt, theils aber auch ohne Besitz angenommen, in welchen letztern Fällen man meistens, nach dem Vorgange Albrecht's, von einer juristischen Gewere im Gegenfalle der factischen spricht. Wir gehen die Fälle des Erwerbs und Verlustes der Gewere durch, um das Gebiet der juristischen Gewere zu erkennen.

1) Der Erwerb der Gewere durch die Auflassung. Es ist oben schon mehrmals hervorgehoben, daß eine Gewere, das Recht zu besitzen, welches gegen jeden Dritten wirkt, ist, nicht durch jeden rechtmäßigen Erwerb des Besitzes, sondern erst durch die Auflassung entsteht. Man hat zwei Aelte bei der Übertragung dinglicher Rechte zu unterscheiden (s. oben §. 3): 1) den gerichtlichen Act, durch welchen in meistens symbolischer Handlung der Veräußerer seinen Willen ausspricht, auf den Andern ein Recht zu übertragen, und 2) den gerichtlichen oder außergerichtlichen Act, durch welchen der Erwerber in den Besitz der Sache oder des Rechts eingeführt wird. Inner erster Act ist für das Landrecht die Auflassung, für das Lehnrecht die Investitur; es entsteht die Frage, ob er zum Erwerbe der Gewere genügt, oder ob noch die Einweisung hinzutreten muß.

Benutzlich die Gewere als Recht zu besitzen erst in den Rechtsbüchern klarer ausgebildet ist, so unterscheiden doch auch schon die ältern Quellen jene beiden Acte und es ist daher zweckmäßig mit wenigen Worten, ohne in die Analyse der einzelnen Stellen einzugehen, die Frage, ob das Recht zu besitzen schon mit der Auflassung erworben wird, auch nach dem ältern Rechte zu erörtern⁸⁰⁾. Meiner Ansicht nach geht bereits mit der Tradition das Recht zu besitzen über.

Cap. Lud. Pil. a. 817. c. 6 (Pertz I. p. 211 und Anseg. IV. 18): *postquam haec traditio ita facta fuerit heres illius nullum de praedictis rebus valeat facere repetitionem. Insuper et ipse per*

se fidejussionem faciat ejusdem vestiturae ne heredi ulla occasio remaneat hanc traditionem immutandi, sed potius necessitas incumbat illam perficiendi.

Sobald die Auflassung vorgenommen ist, hört das Recht des Besitzers und zugleich das seines Erben auf; weil aber der Besitz noch nicht übergegangen ist, so bedarf es noch der investitura und der Veräußerer verspricht unter Stellung von Bürgen, dieselbe nachfolgen zu lassen, wozu er schon in Folge der traditio verpflichtet ist. Erst wenn der Erwerber das Recht auch thatsächlich ausüben kann, und das jus auch als factum zur Erscheinung kommt, schien der Erwerb vollendet und war das Verhältnis der Person zur Sache ein vollkommenes.

Erhen wir nun, in wie weit sich diese Auflassung auch im spätern Rechte nachweisen läßt. Der Sachsenspiegel spricht nicht deutlich über unsere Frage, III, 83. §. 1:

Svat man enem manne oder wive gift, dat solen sie besitzen dre dage. Svat sie mit klage irvorderet, oder uppe, sie geervet wert, des ne dorven sie nicht besitzen.

Es wird nicht geradezu ausgesprochen, daß erst nach diesen drei Tagen die Gewere erworben wird; aber sicher ist es, daß dann erst das volle Recht erworben wird: bei einer Auflassung wird das Recht nicht sogleich erworben, während Urtheil oder Erbkauf es sogleich auf den Erwerber übergehen läßt. Deshalb geht die Gewere gleich mit der Auflassung nach zwei Stellen des sächs. Lehnrechts über, 39. §. 1:

Sweme sin gut mit lenrechte verdelst wert oder he't up let, die sal der gewere daroen.

§. 3: *Of en man evem anderen gut uplet vor sime herren, to hunt so heret he die gewere an 'me gude, die des erren mannes was, die 't liet. — Schmäb. Lehn. 71.*

Dieselbe Bestimmung findet sich in einer Anzahl anderer Quellen wieder: -

Dramündische Statuten sec. XIV. §. 7 (Walch II. §. 72): *Item van eyu burger deme andirum oberelagit husz u. hoff, da sal unsir Stadknecht die hulfe than u. der richter die gewere.*

Göslar. Stat. §. 14. 3. 4 fg.: *Weme men enes eghenen vrede warcht vor gherichte, so seal de richtere vragen dene de dat let of he des vulborde: so seal he des bekennen, u. seal upstippen mit deme vinghere: darmede seal he der were vortyen. U. deme men dat eghenet, seal upstippen mit dem viagher: dar mede undfed he de were.*

Berm. Schöffensf. I, 31. d. 1: *Wenne man obir eygen frede wercket vor gerichte, so seal der richter fragen den, der is lessit, ab is syn wille sy. So sal der dar bekennen, u. sal recken dy finger; dometo sal her sich der*

⁷⁹⁾ Vgl. auch zwei Urkunden bei Albrecht §. 172. R. 408 und Rud. Jacobi, *De summa Anselmi de Orto* (disa). Wilmanns 1854. p. 51. ⁸⁰⁾ Die Frage ist in neuerer Zeit vielfach behandelt, besonders von Albrecht §. 63 fg., Beiler, *Erbrecht* I. §. 25 fg., Sandhag, *Germanist. Abhandlungen* I. §. 52 fg., Wölter, *Deutsches Rechtsgeschichte* §. 510.

gewer vorezyn; u. sal denne daz eygen uf-
lassen mit den fingern . . . so daz her is mit
eyne zwoeychen uelgebe; domete enphet her dy
gewer U. rurt wicbilde u. landrecht.

Es ist in diesen Stellen nicht von der Einweisung
in das Gut von Gerichtswegen, sondern von dem
Friedewirken bei der Auflassung vor Gericht die Rede
(vgl. auch Verm. Sachs. I, 46. d. 4):

Verm. Sachsensp. I, 44. d. 1: Wenne man obir
thyn eygen frede wercke sal, daz sal man
thun uf der gewer; noch keyserrechte. Abir
noch lantrechte u. wicbilde sal man daz thun
an gericht in geheyen dingun an rechter
dingestad.

Diese Nachricht wird durch die goslar. Statuten
(S. 26. 3. 17—20), durch das Kaiserrecht, bestätigt;
denn hier wird, nachdem die Gewere durch die Auflassung
bereits übergegangen ist, der Friede auf der Gewere
(dem Grundstücke) gewirkt.

Obgleich die Gewere bereits mit der Auflassung ent-
standen ist, wird bestimmt, daß man das aufgelassene
Gut noch drei Tage, gleichviel ob in eigener Person oder
durch einen Stellvertreter, Verwalter besitzen soll.

Gosl. Stat. S. 27. 3. 15. f. 3: Weme en eghen
werck ghesat, dat seal he upboden . . . u. seal
sik des laten vrede werken vor gericht . . .
u. dat besitten dre dage u. dre nacht, he oder
sin bode. We ervegt upgeboden heft, de
seal dat na holden dre daghe u. dre nacht
er he sik des late vrede werken. Ne wert
it dar en binnen, nicht untworren, so mach he
sik des laten vrede werken u. seal it dar na
besitten, he oder sin bode dre daghe u. dre
nacht. Na den ses daghen ne heft de dar
nen recht mer an demne dat upgeboden is. We
en erve erworven heft also der stat recht is,
u. sich dar up heft ghevoert laten, u. he dat
besitten wel oder sin bode dre daghe u. dre
nacht — of ene sine wedersate dar weder af
voren let oder senne boden . . .

Verm. Sachsensp. I, 38. d. 2 wiederholt durchaus
die obige Bestimmung des Sachsensp. (III, 83. f. 1),
mit dem Bemerken, daß sie Landrecht und Weichbild
enthalte; I, 46. d. 5 gibt die obige Bestimmung des
goslarer Stadtrechts über Erbgut wieder, und fugt
hinzu:

u. ist keyserrecht wicbilde. Adder noch un-
seme lantrechte u. wicbilde sechsischer art:
welche zeith eyn man gewer abetred vor ge-
richte u. uflesset, u. sich or vorezueht mit
finger u. mit munde . . . so had her sich ge-
lediget von der gewer des gutes.

Vergleichen wir diese Stellen, so unterscheidet sich
das Kaiserrecht nur dadurch, daß man bei Erbgütern
nach der Auflassung noch drei Tage warten muß, bis

2. Gnehl. v. W. u. R. Erste Section. LXV.

auf dem Gute selbst Friede gewirkt wird⁸¹⁾. Nach allen
Stellen wird die Gewere gleich mit der Auflassung selbst
erworben und es besteht keine derartige principielle Ver-
schiedenheit in der Auflassung, wie sie Albrecht (S.
70 fg. 75 fg.) für die einzelnen Quellen nachweisen
will. Die goslarer Statuten verlangen zum Erwerb
der Gewere ebenso wenig, wie der vermehrte Sachsensp.
nach den dreitägigen Besitz. Wau nach vielen Stellen⁸²⁾
der Erwerber noch drei Tage nach der Einweisung in
den Besitz in dem Gute sitzen bleiben soll, so kann da-
von nicht der Erwerb der Gewere abhängig sein. Was
bedeutet nun dieser Besitz von drei Tagen, nachdem die
Gewere bereits erworben ist? Meiner Meinung nach
soll durch ihn der Erwerber sich als Herr der Sache
eine bestimmte Zeit hindurch documentiren und sein Recht
zugleich äußerlich durch das Factum zur Erscheinung
bringen. Erst nachdem diese Zeit hindurch sein Recht
unangefochten bestanden hat, ist er berechtigt, auch andern
Personen gegenüber über die Sache zu disponiren und
hat der Veräußerer gar kein Recht mehr an der Sache
(Gosl. Stat. S. 27. 3. 23 fg.; vgl. auch Weichb.
art. 20)⁸³⁾.

Da, wo genauer das Verhalten bei der *triduanua*
sessio geschildert wird, sehen wir, daß der Erwerber
durch seine Handlungen sich als dominus geriet: er soll
in dem Grundstück schlafen und essen (l. Note 82).
Es erinnert dies an die Bestimmung der *Lex Salica*
46, daß die Mittelperson, welcher ein Grundstück auf-
gelassen wird, in dem Hause bleibt und drei Gäste mit
Brot bewirthet, oder an die Erzählung⁸⁴⁾, daß Jemand
sich in den Besitz eines Waldes setzt, indem er Bäume
anbauen, Feuer anzünden, Häuser aufbauen läßt und
sich drei Tage lang im Walde aufhält (tium diemum
in eodem loco — sessione — vendicavit). Der
Zeitraum von drei Tagen scheint auch in anderen recht-
lichen Beziehungen das Verhältnis von Person zur
Sache für die Dauer bestimmt zu haben. Der Käufer
darf nur innerhalb dreier Tage nach dem Kaufe von
sich ein *vadium* des Thieres gefrist machen und die
Auflösung des Vertrages verlangen (L. Baiw. XV, 9).
Der Eigenthümer kann seinem Dienstherrn nur inner-
halb dreier Tage nach dem Ausfliegen nachfolgen; später
erscheint er als eine *res nullius* (Schwabensp. 365).
Findet der Eigenthümer die ihm gefohlene Sache inner-
halb der nächsten drei Tage, so kann sich der Besizer
nicht auf seinen Auctor berufen, sondern muß sie restitu-
iren; ist bereits eine längere Zeit verstrichen, so gilt

81) Ueber die Bedeutung dieser drei Tage f. Göschen,
Gosl. Stat. S. 188. Note 1. 82) Vgl. ferner die Stellen bei
Grimm, R. R. S. 190. 357. Weiser, Schwert. I, S. 32.
Albrecht S. 75. Note 153. Kraut f. 97. R. 65—67.
Ragde. R. v. 1295. f. 5 (v. 1304. art. 46. — Gultm. III, 110):
Wirt einem manne ein gut gevornet mit rechte, dat si jener
bealtzen, der iz in de vrone gebracht hat, mit der vrone dri
tage u. nacht, he sal och dar inne ezzen u. slapen mit der
vrone. 83) Nachdem die Einweisung geschehen ist, „so ist er
denn vollkommen an seinem Rechten.“ 84) Vgl. Kraut
f. 107. R. 5.

sich der Besizer durch Stellung seines Gewähren ganz aus dem Proceß heraus (L. Sal. 37; L. Ribuar. 47).

Durch die Auflassung und durch die Gewere wird der Besitz an sich nicht alterirt und es ist unrichtig, wenn Albrecht (S. 70) sagt, daß von dem Augenblicke der Auflassung an der Empfänger für den Besizer und der Verkäufer für den Nichtbesizer gelte. Dies wäre eine Fiktion, wie wir sie in das ältere Recht hineinzutragen und scheuen müssen. Der Erwerber erhält nicht den Besitz, sondern ein Recht an der Sache und der Verkäufer gibt nicht den Besitz, sondern das Recht zu dessen auf.

§. 23. Während im Landrechte die Auflassung eine Gewere entstehen läßt, ist es auffallend, daß die Beleihung, welche dem landrechtlichen Acte der Auflassung entspricht, keine gleiche Wirkung zur Folge hat⁸⁵⁾. Im Lehnrechte wird die Gewere erst erworben, wenn der Herr dem Vasallen das Gut bereist, d. h. es ihm anweist oder ihn in dasselbe hineinweist, und der Vasall in Folge dieser Beweisung sich des Gutes unterwindet, sich in den Besitz setzt.

Sächf. Lehn. 7. §. 6: Jegelik umbewiset gut dat deme manne gelegen wert, sal he behalden mit getüge na dem it ime gelegen wert, dar he der gewere an darret.

6. §. 1: Die vader erft uppe'n sone die gewere des gudes —; dar umme ne bedarf die sone nicht, dat man ime des vader get bewise.

11. §. 3: Svenne en herre sinem manne gut bewisen let dat he ime liet, tohant hevet die man die gewere an deme gude, die des herren was er he't ime gelege⁸⁶⁾.

Erst wenn der Herr dem Vasallen das Gut zu beweisen sich weigert, kann dieser sich desselben eigenmächtig unterwinden. 10. §. 4, vgl. auch Schwab. Lehn. 20; 158:

Swer ein niwez lehen enphahet daz niht vater lehen heizet, noch sin gedinges mit enist, der sol den herren bitten, daz er im wisunge dar uf gebe so hat iesa er gewer an dem lehen.

Besonders deutlich erscheint die Wirkung der Einweisung in Schwab. Lehn. 157; der Fall ist folgender: der Lehnsherr leiht ein Gut zuerst dem A. und läßt ihn einweisen; leiht er dann später dasselbe Gut dem B., so ist das Recht des A. vorzuziehen. Wenn jedoch A. nicht eingewiesen und B. darauf besessen und eingewiesen wurde, so geht das Recht des B. vor, weil er durch die Einweisung die Gewere erhielt.

Erst mit dem Augenblicke, daß zu dem bereits erworbenen Rechte zu dessen auf der Besitz und Genuß

selbst durch die Einweisung oder Unterwindung des Gutes hinzutritt, entsteht die Gewere nach Lehnrecht. Einen Beweis dafür liefert auch die Gewere zur gekommenen Hand (vgl. oben §. 22). Besitzt nur einer der Gesamtheilhaber des Gut, z. B. der Vater hat allein das Gut in geweren und die Kinder, welche mit ihm zusammen belehnt sind, darben der Gewere (Sächf. Lehn. 35. §. 1), so können die Kinder nach dem Tode des Vaters sich nicht auf die frühere Leihe, sondern nur auf ihr Erbrecht berufen, welches sie ihrem Vater in das Lehen zu folgen berechtigt. Dagegen, wenn sie mit dem Vater nicht bloß zusammen belehnt sind, sondern auch in gemeinschaftlicher Gewere und Genuß lebten, bedarf es nach dem Tode des Vaters keiner neuen Beleihung.

Hiernach kann in jenen Stellen Gewere nicht den bloßen factischen Besitz bedeuten und darf keine juristische Gewere bereits als Folge der Beleihung angenommen werden, wie Albrecht (S. 284 sq.) glaubt⁸⁷⁾.

Worin liegt nun aber der Grund der verschiedenen Wirkung von Auflassung und Beleihung? Die Geschichte des Lehnrechts liefert den Schlüssel. Der landrechtliche Act der Auflassung war ein rein auf das Sachenrecht bezüglicher Rechtsgeschäft, durch welches ein gleich wirkames Recht an einem bestimmten Gute, welches durch ein Symbol repräsentirt wird, constituirte werden soll. Die lehnrechtliche Investitur dagegen soll ein doppeltes Verhältnis, ein persönliches und ein dingliches begründen. In der ältern Zeit scheint das persönliche Verhältnis zwischen dem Lehnsherrn und Vasallen das Principale gewesen und mit Bezug auf dieses grade die Beleihung vorgenommen zu sein. Es gibt ja auch Beleihungen, welche das persönliche Verhältnis begründen, dem Vasallen aber für den Augenblick noch kein Recht an dem Lehnobjekte erteilen sollen (Gebinge, Wartung): hier bedurfte es eines besondern Actes, des Beweisens, resp. des Unterwindens, um dem Vasallen ein Recht an diesem bestimmten Gute zu erteilen. Während es bei dem landrechtlichen Geschäft, z. B. dem Kaufe, für den Erwerber auch schon vor der Auflassung von der größten Wichtigkeit war, das zu erwerbende Gut genau zu kennen, war es bei vielen Beleihungen noch gar nicht bestimmt, welches Gut der Vasall erhalten werde, z. B. bei Lehen an Einkünften, welche nur der Größe, dem Werthe und der sonstigen Natur nach bestimmt waren. Aus diesem Grunde wird im Lehnrechte erst mit dem Uebergange des Besizes das dingliche Recht erworben: erst jetzt entsteht ein jus praesens, eine Gewere. Es besteht also in der That ein Unterschied zwischen Landrecht und Lehnrecht. Die Lehnsgewere wird erst erworben durch die Beweisung, die landrechtliche Gewere bereits mit der Auflassung. Soll die Auflassung dem Erwerber ein sofort wirkames Recht auf den Besitz und Genuß gewähren, ist aber der Besitz selbst noch nicht

85) Wir handlen hier nur von derjenigen Beleihung, welche ein neues Lehen entstehen läßt und kein bereits bestehendes Lehen an eine Person überträgt, welche schon einen Anspruch auf dasselbe hat.

86) Der Gegenfall gegen das Landrecht wird besonders durch die Vergeltung mit 39. §. 3 klar: Of en man onem anderen gut uplot vor alme betten, to hant so hevet he die gewere an 'me gude, die des erren mannes was, die 't lit.

87) Vgl. dagegen auch Beyer, Erbverträge I. S. 91. Note.

übergegangen, so liegt ein Fall der von Albrecht aufgestellten juristischen Gewere vor.

§. 26. Da eine andere Uebertragung des Rechts zu besitzen, als die Auflassung oder Belehnung keine Gewere geben kann, so haben der Pächter und Miether keine Gewere im technischen Sinne⁸⁰⁾. Es besitzen und haben auch ein Recht zu besitzen, aber sie haben dies Recht nicht durch die Auflassung im Gerichte erworben. Der Zinsmann, welcher das Gut gepachtet hat (bestanden), hat keine Gewere, sondern sitzt nur auf dem Gute (Sachsensp. I, 54. §. 3). Macht der Miether gegenüber dem Vermietter sein Recht geltend, das Haus als gemiethet zu besitzen, so beruft er sich nicht auf eine Gewere im technischen Sinne, sondern nur auf seinen Besitz und erhärtet mit seinem Eide die causa possessionis, um noch eine gewisse Zeit hindurch das Haus als gemiethet zu behalten. Verm. Sachsensp. II, 4. d. 2:

Loueket eya herre sine hindersedel des ingedinges an husen oder an beneken, do magk der hindersedel daz ingedinge mit grosszerme rechte behalten eya jar ufse den hern mit sine eyde, den is der herre entreden jnoge mit syme eyde.

Nur von einem Gebinge und von keiner Gewere ist die Rede.

Wird der Miether keine Gewere hat, darf man auch den deutschen Satz: „Kauf bricht nicht Mieth“ nicht für eine Consequenz der Gewere betrachten. Vielmehr ist es ein Satz der Billigkeit, daß der Miether, welcher seinen Besitz von einer zum Contract befugten Person, von dem durch Auflassung zum Besitz berechtigten, ableitet, in seinem Besitze geschützt werde und sein Recht auch von dem neuen Erwerber der Gewere respectirt werde. Verm. Sachsensp. II, 4. d. 5:

Hat eyn man sin hus . . . vormid u. vorkouft daz sint der zeith: der daz genuit had, der had sin ingedinge. Walde on der abetride, der is gekouft hette, des en sal nicht sin; wen he wer sine ingedinge neher zu bewisene af den heyligen zeu eyne jar adder zen eyne halben, also den on ingeteydinge gestanden hette.

Hansf. f. Freib. im Urtheile v. 1249. §. 69 (Saupp II. S. 95): Si aliquis burgensis aliquid, quod alter burgensis teneat, ab aliquo emerit, ipse burgensis possessor in eodem jure illud emptore tenere debeat, quo jure tenebat a venditore.

Hamb. Stad. II, 9. 13. — Langenbed's Glosse zum Hamb. R. v. 1497. C. 14. — Rürich. Stad. 2. 15. — Brünner Schöffens. 139. — Zürcher Rathserkenntn. v. 1487 (bei Bluntschli II. S. 279). Daß diese Bestimmung aus der Billigkeit herzuleiten ist, zeigt sich auch darin, daß nicht nach allen Rechten der Mie-

ther die ganze Contractzeit hindurch im Besitze bleibt, sondern nach einigen nur eine bestimmte im Besitze vorgeschriebene Frist die Wohnung behalten darf; so nach den Goelarer Statuten C. 21. §. 39 fg.:

Hevet en man en gheu u. vormedet he dat eneme manne, vorkouft he dat gheu, de man behalt sine medinghe dar an en jar uppen hilleghe of he wil.

Willmarder Landr. Art. 65: Koep de drist hure up, wo de kop scheet veer weken vor sunte Peters daghe. Schuet he na den tyd, so mach men de hure bruke beth to deme anderen sunte Peter ad Cathedram⁸¹⁾.

§. 27. 2) Erwerb der Gewere durch gerichtliches Urtheil. Sowie bei der Auflassung in Folge eines Rechtsgeschäftes das Gericht den Uebergang der Gewere vermittelt, so kann auch in Folge eines Rechtsstreites über die Gewere der Richter der einen Partei die Gewere absprechen, der anderen zusprechen. Sachsensp. II, 70:

Man ne sal niemanne wisen von sine gude, dat he in geweren hevet, ime ne werde die gewere mit rechte afgewonnen.

II, 24. §. 1. — §. 2: of it ime verdelt wirt to lantrechte oder to lenrechte, . . . so is he der were geloset mit rechte. — III, 83. §. 1.

Sachs. Lehn. 39. §. 1: Sweme sin gut mit lenrechte verdelt wert . . . die sal der gewere darven.

76. §. 4: Svie sine herren sin gut uplet . . . oder ime verdelt wert sogedan gut also he von ime hevet, die sal darven allerhande gedingetes mit sament deme gude dat he ron ime hadde.

20. §. 2: Swelkeme manne man sin gut verdelt . . . was ime jenieh dinge gelegen, des sal he darven mit sament deme gude⁸²⁾. — 53.

Richtf. Landr. c. 23: so frag: nach dem du drey male geelagt hast auf dein erbe eigen u. durch deiner elag willen drey mal getagt sey, u. nicht furkommen, ob im sein gewer icht mit rechte gesprochen sey? das vindet man . . . So frag nach dem das im sein gewere mit recht versagt sey, ab man dich icht mit rechte in das gut weisen sulle? das findet man. — c. 24 am Ende.

80) Nicht jedes benutzende Miether wird geschützt, welcher sein Recht vom Eigenthümer ableitet, sondern jeder, welcher von dem Inhaber einer Gewere das Gut miethet. Dies geht hervor aus einem Bremer Schiffenurtheile (bei Delrich's S. 155. 156, zwischen 1375—1378). Der Pfandgläubiger hatte das verpfändete Gut verpachtet und kann es nach der Tilgung der Schuld nicht tradiren. Es wird entschieden: We Gr. (der Gläubiger) ok waren uppe den hilghen dat he dat gud meyeren dan hebbe, er der tyd Johan (der Schuldner) dat loerde, so scholen de meyer broken desen nyen (neuen Pacht), also gr. dat gheboden hebbe. — Albrecht, S. 278. R. 798 führt den Satz auf die schwebende Gewere zurück, weil dagegen aus Delrich, System II. §. 126. R. 6. 80) „Gut“ bedeutet hier soviel wie Recht am Gute. Lehnrecht, Lehnsgewere.

88) Albrecht S. 3. R. 9. S. 5. R. 13 ist entgegengegriffener Ansicht; S. 98. R. 203 bekennet er die Zweifelslosigkeit derselben.

Der Kläger, welcher im Proceſſe ſiegt, erhält eine juriftiſche Gewere; denn obgleich das Gericht ſein Recht anerkannt und ihm die Gewere zugeſprochen hat, ſo bedarf es noch der Einweiſung, resp. Unterwindung, damit das Recht auch durch das Factum realiſirt werde. Der Herr darf ſich des Gutes, welches der Vaſall von ihm beſaß, unterwinden (Sächſ. Lehn. 65. §. 21); der ſiegende Vaſall wird von dem Herrn in das Gut ein- gewieſen (43. §. 1) u. ſ. w.

Von der definitiven Vertheilung eines Gutes iſt die bloß proviſoriſche zu unterſcheiden, welche gegen den abweſenden Beſagten in contumaciam verhängt wird: dieſelbe gewährt dem Vaſallen oder ſeinem Erben die Befugniß innerhalb Jahr und Tag ſich „auszuziehen,“ indem er den Grund der Vertheilung rückgängig macht und ſich dem Gerichte ſtellt“); der ſiegende Kläger, welchem das Recht am Gute vorläufig zugeſprochen iſt, darf es wol beſitzen, aber nicht zugleich benutzen. Erſt nach dem vergeblichen Verlaufe der Friſt tritt die definitive Vertheilung ein, welche dem ausgewieſenen Beſagten ſein ganzes Recht am Gute nimmt. Sächſ. Lehn. 65. §. 21:

So vrage die herre, wat he mit deme gode sole dun dat ſinen manne verdelte is. So vint man to rechte, he sole's sik underwinden selve oder en sin bode, . . . u. sal it halden *ane nut u. ane gelt jür u. dach*. Ne tät it die man dar binnen nicht ut, alſe die jartale irgeit, man verdelte im al anſprake an deme gode.

Welches Recht beſaß nun der Verurtheilte in der Zwiſchenzeit?

Eine derartige proviſoriſche Vertheilung findet nur dann ſtatt, wenn der Beſagte an drei auf einander folgenden Gerichtstagen nicht vor Gericht erſchienen iſt. Sächſ. Lehn. 45. §. 4:

Sweme man sin gut in ſine gegenwerde verdelte *ane rechte wedersprake*, die ne mach is nicht mer uttuen“).

Das Ausziehen beſteht nicht darin, daß ſich der Vaſall von der gegen ihn erhebenden Anſchuldigung befreit, ſondern daß er ſich zur endlichen Entſcheidung der Sache dem Gerichte zu ſtellen verſpricht“). Die Vertheilung wirkt ſtreng perſönlich zwiſchen dem Vaſallen, welchem das Gut vertheilt wird, und dem Herrn, welcher es ihm vertheilt ließ. Dabır vererbt der Vaſall nicht bloß das Recht, das Gut auszuziehen, ſondern das Gut ſelbſt; daher kann er ſich nicht bloß gegenüber einem andern Herrn ausziehen, ſondern folgt mit dem Gute an einen andern Herrn. Sächſ. Lehn. 44. §. 1:

Binnen der jartale dat die man sin gut uttuen sal, ſtürft he, he erſt it uppe ſinen ſone u. volget an enen anderen herren dar mede, of sin herre ſtürft oder of he it uplet . . . §. 2:

91) Vgl. Homeyer II, 2. S. 419, 513, 591 fg. 92) Ueber die ſcheinbar entgegenſtehende Stelle Sächſ. Lehn. 59. §. 2, vgl. Homeyer II, 2. S. 593 fg. 93) Es entſpricht dem Ausziehen aus der Vertheilung im Criminalproceſſe.

Kunt it aver an enen anderen herren die man ne darf sin gut jegen ine nicht uttuen, he sal aver volgen *siwe gode* mit lenrechte. Die ſone ne darf ok in's vader stat nicht uttuen sin gut jegen den herren, of die vader ſtürft.

Erbrecht und Folge iſt ohne Gewere nicht möglich (59. §. 3; 11. §. 1); die Vertheilung kann daher dem Vaſallen nur den Beſitz“), nicht aber die Gewere entzogen haben“). Derjenige, zu deſſen Gunſten die Vertheilung ausſprochen wurde, erhält allerdings die Regel nach den Beſitz, aber er darf die Früchte des Gutes nicht ziehen, ſondern muß es *ane nut u. ane gelt* in ſeiner Gewere halten, damit, wenn ſpäter der Verurtheilte es aus der Vertheilung herauszieht, die Nutzungen an ihn ſo zurückfallen, als ob ſein Recht niemals beſtritten geſehen wäre. Sächſ. Lehn. 65. §. 21 (vgl. oben), 43. §. 1:

Of die herre ſinen manne gut verdelte durch enes anderen mannes klage, den klegere sal die herre wiſen in die gewere des gudes, die er jenes was . . . die sal he halden ſes weken (*u. ein jar*) *ane nut u. ane gelt*.

Richtſ. Lehn. 10. §. 5: So vrage de herre, wat he med dem gode don ſcole. So vindme, he ſcole it halden jar u. dach *ane nut u. gelt*, alſo dat he dar nicht van up en heve. 26. §. 4.

Da dem Kläger die Nutzungen entzogen ſind, ſo hat er nur den vorläufigen Beſitz, aber nicht die Gewere im eminenten Sinne. Der Beſagte dagegen beſitzt innerhalb Jahr und Tag die (juriftiſche) Gewere und es bedarf für den Fall, daß er ſich nicht auszieht, noch eines zweiten Urtheils, um ihm ſein ſammtes Recht am Lehen abzupreſſen. Erſt dieſes zweite Urtheil läßt auf die andere Partei die Gewere und das Nutzungsrecht übergehen. Richtſ. Lehn. 10. §. 6:

So vrage he, eſt de man des gudes, dat eme ſus vordelt is nicht ut en twe bi jare u. dage, wat dar denne lenrecht umme ſi. So vindme, de herre mod id denne wol ruren in ſine nut u. de man heft dar nene unſprake mer an.

Das Reſultat iſt folgendes: durch die gewöhnliche, definitive Vertheilung verliert der Vaſall, gleichviel ob er im Beſitz des Lehnſtückes oder nicht, die Gewere; das Beſitzrecht; ſo lange das erſtere der Fall iſt, geht auf den Kläger nur eine juriftiſche Gewere über. Bei den ausnahmsweiſen, proviſoriſchen Vertheilung, welche den Beſagten zum Gerichte nöthigen ſoll, geht der

94) Auch dieſer braucht ihm nicht überall genommen zu werden. Sächſ. Lehn. 12. §. 2: Let aver en herre enen man ſiten mit ſime gude jar u. dach *ane rechte wedersprake* . . . die wile he ſines gudas ſinnen al oder it uttuen sal, mit dem geweren (dem Beſitz) ne mach he ſina herren an deme gode nicht veman. 95) Wirklich iſt Richtſ. Lehn. 9. §. 6: Wenn der Vaſall das Gewerbe nicht bezieht, kann ſich der Herr des Gutes unterwinden, ohne daß er dadurch das Lehnrecht des Vaſallen vernichtet; erſt wenn der Vaſall es in Jahr und Tag nicht anſieht, „ſo la id des herren.“

Besitz auf den Kläger über und der Beklagte behält nur die juristische Gewere, von der zu bemerken ist, daß die Quellen ihrer nicht ausdrücklich gedenken, daß sie aber aus allgemeinen Sätzen mit Sicherheit angenommen werden darf. Erst die spätere definitive Vertheilung entzieht ihm auch die juristische Gewere.

§ 28. Vergleichen wir diese Grundzüge mit den im Landrechte geltenden, so tritt auch hier eine Vertheilung des Gutes entweder als Strafe für den Beklagten ein, welcher sich an drei Gerichtstagen nicht gestellt hat, oder als definitive Urtheil gegen den anwesenden Beklagten. Es fragt sich, ob das Contumacialurtheil nur eine beschränkte Folge, wie im Lehnrechte hatte, oder eine gleiche Wirkung, wie wenn der Beklagte vor Gericht erschienen wäre. Die Vermuthung spricht für die Gleichheit im Landrechte und Lehnrechte, die Quellen weisen auf eine Verschiedenheit hin. Die Hauptstelle ist Sachsenspf. I, 70. §. 1:

Hvet en man geklaget uppe gut to dren dingem, man sal inu dar in wisen u. sal is inu geweldigen Die Inweisung mach die man untreden binnen der jartale uppe 'n hilgen, he nut aver dat gut to hant vore stau ... of man dar up klaget.

Da in dieser Stelle mit keinem Worte erwähnt wird, daß der Kläger nur in den Besitz gerufen werde und nicht zugleich die Nutzungen erhalte, so scheint ihm das Besizrecht, die Gewere selbst übertragen zu sein. Aber den Regeln des Contumacialverfahrens gemäß wird auch hier noch von Neuem die Frist von Jahr und Tag dem Ungehorsamen gewährt, um sich innerhalb derselben von den Folgen seiner Contumacia zu befreien und die Einweisung zu entreden. Läßt er jene Zeit verstreichen, so erfolgt im Landgerichte keine weitere, definitive Verurtheilung, welche ihm erst jetzt alle seine Ansprüche entzöge, sondern es verwandelt sich die Gewere des eingereisten Klägers in eine rechte Gewere, vermöge deren er alle Ansprüche des Beklagten abwirft. Dasselbe Recht wie der Beklagte hatten auch seine Erben, wenn ihm nicht eine bestimmte Sache, auf welche die Klage gerichtet gewesen, sondern sein ganzes Vermögen abgesprochen war. Sachsenspf. I, 38. §. 2:

Die ok jar u. doch in des rikes achte sin, die delt man rechtlos, u. verdelt in egen u. len, dat len den herren ledich, dat egen in die koningliken gewalt. Ne tiet de erven nicht ut ut der koningliken gewalt binnen jar u. dage mit irne ede, so verleset it mit sament jeneme.

Auch in diesem Falle geht auf den Kläger, resp. den König und seinen Vertreter gleich mit dem Urtheile die Gewere über und es verbleibt den Erben keine juristische Gewere: denn daß sie das Gut ausziehen dürfen, kann nicht als Folge einer Gewere gelten.

Verschieden hiervon und in den Wirkungen zum Theil der provisorischen lehnrechtlichen Vertheilung entsprechend, ist der Fall in Sachsenspf. II, 41. §. 1. 2:

Svar die richtere sin gewelde nicht ut pouden ne mach up enes mannes egewe, ... dat sal die vrouwe bode vroumen mit eme crice, ... Ne tüt he 't nicht ut jens des die dar is binnen jar u. dage, man verdelt inu sin recht dar an. Dar na kome sin erve vor gericht binnen jar u. dage, u. tie sik to sime erve also recht is uppen hilgen.

Hier bleibt der Schuldner des Gewerdes im Besitze⁹⁶⁾, und wird erst nach Jahr und Tag in dasselbe rechtliche Lage versetzt, in welche der Beklagte in den erst genannten Fällen gleich mit dem ersten Urtheile kommt: denn erst jetzt beginnt für die Erben die Frist von Jahr und Tag, um sich zum Erbe zu ziehen.

§. 29. 3) In einzelnen gesetzlich bestimmten Fällen tritt an die Stelle desjenigen, welcher die Gewere hatte, eine andere Person, auf welche in Folge gesetzlicher Bestimmung die Gewere übergeht.

a) Die Erben treten unmittelbar nach dem Tode ihres Erblassers in diejenigen Rechte ein, welche aus sie überhaupt übergehen (aufgeschlossen sind z. B. die Leibeigenschaft, welche er besaß, die Vermögensfunde, welche an andere Personen fielen, wie Gerate, Vergräbde), le mort saisit le vif⁹⁷⁾: sein Tod gibt ihnen die Gewere.

Dieser Satz ist besonders klar für das Lehnrecht ausgesprochen; seine Sätze werden wir benutzen, um eine an sich nicht klare Stelle des Landrechts in gleichem Sinne zu erklären.

Sächs. Lehn. II, §. 1: die vader erft uppe'n sone die gewere des gudes mit sament deme gude; dar umme no bedarf die sone nicht, dat man ime des vader gut bewise.

Die andern Redaktionen sagen: possessionem sicut et beneficium (vet. aut. I, 24), nuz u. len (Dörl. Lehn. VI); im Schwabenspiegel fehlt diese Stelle.

Jene Stelle ist so aufzufassen, daß er das Besizrecht am Gute (gewere des gudes) und zwar das Recht, es als Possess zu besitzen (mit sament deme gude) vererbt: denn *gut*, was hier gleichbedeutend mit Lehen ist, bezeichnend das Recht am Objekte, die causa possessionis (jus possidendi boni ex eadem causa, qua ipse possidet)⁹⁸⁾.

⁹⁶⁾ Vgl. auch Albrecht II, 43. ⁹⁷⁾ Mit besonderer Beziehung auf das französische Recht behandelt diesen Satz Richaud, *Etz. de la jurisprudence* für Frankreich, des Auslandes XIX, 2. 104 f. ⁹⁸⁾ Vgl. Note 63 u. Albrecht II, 34; was Gendreau S. 145 gegen Albrecht vorbringt, ist sehr oberflächlich und un begründet, wie sich aus Note 61 b deutlich ergibt. — Auch Delbriest's Auffassung (S. 261): er erbt nicht bloß das Lehnrecht, sondern auch die im Besitze des Erblassers liegende Möglichkeit des Rechtsschutzes, entspricht nicht den Worten. Richt an den Rechtsschutz, sondern an das ihm zu Grunde liegende, durch rechtmäßigen Titel erworbene Recht ist zu denken. — Gerber's Erklärung (S. 19) ist völlig unrichtig: „Der Sohn eines verstorbenen Vaters bedarf eines solchen Beweises, daß er Lehen mit Gewere habe, nicht, denn er hat schon von seinem Vater die Gewere mit dem Gute erworben, von ihm leitet er die Gewere ab, der Beweis für diesen gilt zugleich für ihn.“ Es handelt sich nicht darum,

Richtst. Lehn. 22. §. 5: wen de vader ervet up den sone also vaste de were des gudes also dat gud.

Sächs. Lehn. 26. §. 9: nieman ne mach ene rechte gewere gewinnen ... au enes kundes gude, dat up it kint instorven is to lantrechte oder to lenrechte binnen sinen jaren, dar he ime sine rechten u. sine erren geweren mede breken muge, die up it kint geerft is.

Der Sohn erbt also die Gewere und kann, weil er das Besizerrecht hat, sich eigenmächtig in den Besitz setzen. Mit Hilfe des aus diesen Stellen gefundenen Satzes sind wir berechtigt⁹⁹⁾, auch im Sachsensp. III, 83. §. 1 das allgemeine Princip zu finden, daß der Vater die Gewere auf den Sohn vererbt:

Svat man enem manne ... gist, dat solen sie besitten dre dage. Svat sie mit klage inwordet oder apppe sie geervet wert, des ne dorven sie nicht besitten¹⁰⁰⁾.

Was haben wir hier unter Gewere zu verstehen? Soll der Besitz, der Gewahrhaft auf den Sohn durch Erbgang übergehen? Unzweifelhaft sagen dies spätere Quellen:

Brüßf. Stadtr. art. 247 (Kraut, Grundr. §. 171 a): Der Doode erst ende saiseert den lebenden synnen naesten hoir ende erfenaem ... ende wort, de Possessie by de doodt op denselven ghecontinweert.

Gloss zu Sachsensp. III, 83. §. 1: Zam andern kommt einer ... in eines dingens besitzung, ob ihm ein erbe ansteht, das gut hat er allbereit in seinen geweren u. besitz es.

Magdeb. Polyciordn. E. XLIV. §. 15: Wir wollen, dass in Zukunft in unserm Herzogthume Magd. der Besitz oder Gewehr der Güter, sie sind liegend oder vareud, ohne einige leibliche Ergreifung auf des verstorbenen in absteigender linie ... verfallen solle.

Einige andere derartige Stellen f. bei Renaud a. a. D. S. 129 fg. Diese Auffassung gebort einer späteren Zeit an und nimmt eine Fiktion zu Hilfe. Der Besitz als reines Factum, hängt von factischen Voraussetzungen ab; es ist nicht nothwendig, daß dieselben beim Erben zutreffen; Sächs. Lehn. 35. §. 1 (vgl. §. 22). Sächs. Lehn. 26. §. 9 (vgl. die eben angeführte Stelle) sagt geradezu, daß, wenn das Gut eines Kindes einem Andern aufgelassen ist und dieser den Besitz erwirbt, doch die Gewere des Kindes, welche es vom Vater ererbt hat, bestehen

bleibt. Es kann also Gewere in jenen Stellen nicht den Besitz bezeichnen¹⁰¹⁾. Albrecht S. 26 glaubt, daß hier mit Gewere ein Verhältniß der Person zur Sache bezeichnet werden solle, welches als Fortsetzung des Besitzes zu betrachten und dem Besitze selbst gleichzustellen sei. Dies erscheint aber schon darum als unrichtig, weil der nicht besitzende Lehnsherr dem Herrn gegenüber nicht diejenigen Rechte in Anspruch nehmen kann, welche der besitzende Vasall hat. Sächs. Lehn. 35. §. 1. 2; 5. §. 2; 57. §. 1; 62. §. 2¹⁰²⁾. Gewere bedeutet also weder Besitz, noch fingierten Besitz; dem einfachen deutschen Rechte, welches überall das familiäre Element hervorsetzte, lag es durchaus fern, da einen Besitz zu fingieren, wo er nicht vorhanden ist. Vielmehr überträgt der Erblasser auf den Erben das Recht zu besitzen, in Folge dessen er, wenn er noch nicht im Besitze ist, sich des Guts unterwinden und in den Besitz setzen kann¹⁰³⁾.

Somit der Uebergang der Gewere eine Folge des Erbrechts ist, so gibt es auch nur an solchen Sachen ein Erbrecht, an welchen der Erblasser eine Gewere hatte, sei es, daß er sie selbst, sei es, daß sie ein Anderer, welcher sein Recht von ihm herleitet, ausübt. Daher vererbt der Vasall sein Lehnrrecht und der Lehnsherr das ihm am Gute zustehende Recht: denn obgleich er selbst keine Gewere hat, so wird dem bei ihm jurisdicirenden Rechte in dieser Rücksicht die Gewere des Vasallen, welcher sein Recht von ihm ableitet, hinzugerechnet. Daher vererbt der Gedingsmann sein Warterecht nicht: denn es hat weder er selbst eine Gewere, noch leitet sie ein Anderer von ihm her; und es findet kein Uebergang der Gewere an Gütern statt, an welchen der Erblasser nur den factischen Besitz, aber kein Recht zu besitzen hatte. Ein Beispiel dafür liefert die Vergabung von Todeswegen. Daß der Erblasser durch die Auflassung die Gewere auf einen Andern übertragen und sich von diesem nur den Besitz einräumen lassen, so geht bei seinem Tode der Besitz auf den Bedachten über und es consolidirt in seiner Person das Factum mit dem Jus. Magdeb. Schöffenurth. bei Böhmke S. 141:

Was der tote bey seyme lebenden leybe seynnis gutis seyme gesellen yn seyne gewere geantwort hot, das magz her behalndin; hot abir der tote icht steendis eygens gelosinn ... dye yn selbir gewere bestorbinn ist unvorgebinn vor gehexter danck, das gehoritt seynnen nehlisten erbnemen.

Albrecht (S. 36 fg. 280 fg.) will der juristischen Gewere des Erben noch ein weiteres Recht einräumen. Nach ihm entsteht sie nicht nur bei dem Tode des Erb-

daß der Sohn nicht beweist, sondern daß ihm das Gut nicht bewiesen (er nicht in den Besitz eingeführt) wird. Gerber nimmt das Wort beweisen in einem solchen Sinne. Vgl. Homeyer, Gloss. zum Lehn. bewiesen 1 a.

99) Albrecht S. 33 fg. 35 fg. 77. 100) Sandhaas S. 86. 87. R. 22, 23 wendet ein, daß, wenn auch der dreitägige Besitz nicht geordnet wäre, es doch möglicherweise einer Besitznahme zur Erwerbung der Gewere bedürfte; diese Möglichkeit wird aber durch die Stellen im Texte zurückgewiesen.

101) Wenn Sandhaas S. 145 unter Gewere Besitz versteht, so nimmt er hier Wort in einem enghen Umfasse und verdrängt seinen Sinn, wie ihn das Wort Gewere selbst hat, und liefert gar keine Erklärung. 102) Vgl. Homeyer zu Sächs. Lehn. 35. §. 1 und 11, 2. S. 445 fa. — Vgl. übrigens auch Rüm. R. IV, 110 (unten), wo geradezu ausgesprochen wird, daß der Erbe, welcher nicht den Besitz erwerben hat, auch nicht die Vorerrechte des Besitzes geltend machen darf. 103) Homeyer II, 2. S. 417; Gerber, System §. 248. Note 11.

lassert, sondern auch dann, wenn er ein Grundstück ohne Erlaubniß des Erben durch Auflassung veräußert oder wenn, er es in Folge eines Verdicts verurteilt (Sachsensp. I, 32. §. 2, 1, 52. §. 1). Aber wenn es auch dem Erben gestattet ist, innerhalb Jahr und Tag das veräußerte oder verurteilte Grundstück zurückzufordern, so als ob der frühere Besitzer todt ist, so ist doch kein Beweis für seine juristische Gewere. Es müßte dieselbe entstanden sein durch das Factum der Veräußerung oder des Verurtheils; sie müßte verloren gehen durch den Verlust von Jahr und Tag. Aber die Quellen sprechen nie, weder von der Entstehung, noch von dem Verluste einer solchen Gewere, und Schwabensf. 45 sagt gerade, daß der Erbe in dieser Zeit keine Gewere habe. Man wird darauf kein Gewicht legen dürfen, daß der Erbe, welcher das veräußerte Eigen zurückfordert, es im Richtf. Landr. c. 25 als sein Eigen bezeichnet: denn obgleich der Erbe in dieser Stelle genau das Fundament seiner Klage angibt, läßt er doch kein Wort davon fallen, daß eine Gewere am Gute ihn zur Klage berechtiget; sein Eigen bedeutet nur, daß er ein Recht hat, dies Eigen für sich zu verlangen.

§. 30. h) Dem Rechte des Erben beim Tode des Erblassers steht das Recht des Lehnsherrn am Lehen gleich, wenn aus irgend einem Grunde der bisherige Befehl fortfällt und keine andern Personen vorhanden sind, an welche unmittelbar die Gewere des Guts fällt (Erben, Gedingsmänner). Da der Lehnsherr auf den Befehl das Recht zu besitzen und zu nützen übertragen hatte, hatte er sich der Gewere entäußert. Jetzt consolidirt die bisher von dem Rechte des Lehnsherrn losgetrennte Gewere mit den übrigen dem Herrn noch verbliebenen Rechten am Lehen. Sachs. Lehn. 6. §. 2:

Svelk man aver des sones darvet, die erst uppe'n herren die gewere des gudes, it ne si dat die herre it gedinge dar an vorlegen hebbe.

Da der Lehnsherr nur das Recht auf den Besitz erwirbt, so geht auch nur die juristische Gewere über: nachdem ihm die Gewere angefordert ist, unterwirft er sich des Guts. Sachs. Lehn. 57. §. 2:

Svenne die stirft an lemnern die 't got in geweren hevet, die herre mut is sik wol underwinden, of he's sik nicht versint, dat he 't gedinge dar an jemande gelegen hebbe. — Vgl. Homeyer II, 2. S. 417. 419.

c) Ebenso fällt dem Gedingsmanne die Gewere des Lehns zu, wenn die Bedingungen eintreten, unter denen sich sein bisheriges Anwartsrecht in ein jus praesens verwandelt soll. Das Lehen zu Gedinge bildest überall einen Gegenfall gegen das rechte Lehen, indem dieses dem Besetzten die Gewere gibt, während der mit dem Gedinge besetzte der Gewere darbt. Sachs. Lehn. 5. §. 1:

Tven mannen mach die herre en gut lien, also dat en die gewere dar an hebbe u. die andere dat gedinge, of de ane len erven stervet die dat gut in geweren hevet. — 35. §. 1.

Stirbt der Lehnbesitzer so fällt dem Gedingsmanne die Gewere zu und es vermandet sich sein Gedinge in ein reches Lehen.

Sachs. Lehn. 57. §. 1: Liet en herre wive oder manne gedinge an enes mannes gude, stirft jense dar na die 't in geweren hevet, die gewere des gudes is istorven uppe dewe deme it gedinge gelegen was.

Nur das Besitzrecht erstirbt auf ihn und er muß sich des Gutes unterwinden, um den Besitz zu erhalten. Sachs. Lehn. 57. §. 3:

Underwint is sik ok jene dem en wardunge oder en gedinge dar an gelegen is er den die herre, he ne missedut nicht, desto he't to hant vorsa u. sin recht dar an berede jegen sinen herren.

§. 31. 4) Bereits aus den Regeln, welche wir für den Erwerb der Gewere aufgestellt haben, ergibt sich, daß die Gewere durch Auflassung, resp. Veräußerung für den bisher berechtigten verloren geht. Zwei Fragen bedürfen jetzt noch einer besondern Untersuchung: 1) ob die Gewere auch wider den Willen des Inhabers durch den widerrechtlichen Verlust der Sache verloren geht, und 2) ob demjenigen, welcher durch die Auflassung eine nicht totale Veräußerung vernimmt, sondern ein Recht an der Sache zurückbehält, noch eine Gewere verbleibt.

Was die erste Frage betrifft, so schreibt Albrecht (S. 23. 31. §.) demjenigen eine Gewere zu, welcher den Besitz wider seinen Willen und ohne richterlichen Spruch verlor. Ob er hierin Recht hat oder nicht, dies ist eine der zweifelhaftesten Fragen in der ganzen Lehre von der Gewere. Albrecht bekennt selbst, daß sich für den Erweis seines Satzes keine allgemein sprechenden Stellen auffinden lassen und führt nur einzelne Aussprüche späterer Rechtsquellen an, welche die Annahme einer Gewere im spätem Rechte demselben (vgl. §. 42). Aber unberücksichtigt bleiben Stellen des Sachsenspiegels, welche die Gewere des seines Besitzes Entsetzten geradezu leugnen. Sachs. Lehn. 22. §. 4:

Svar aver dem manne sin gut mit gewalt genomen wert, die sal sine klage jarlikes vernien, durch dat he der gewere darvet. (Die Zobel'schen Ausgaben sagen das Gegentheil: auf das es des gutes gewere nicht verliere, sondern das gut in steter ansprache behalde.) — Schwab. Lehn. 42. b.

II. §. 1: Svelk gut man . . nimt mit gewalt deme manne u. he dat involget mit rechter klage, dat gut erst he an sinen sone u. volget ime selven an enen anderen herren, al darve he der gewere, of he der rechten klage getick hevet — 33. §. 3.

Richtf. Lehn. 15. §. 2: Wan he dar umme to der antwerde geboden is, so spreke de man: here gi hebben mi dat gud genomen u. mi minner gewere untwelliget, u. bidde enes ordels to

leentrechte, est gi mi iecht wedder in mine gewere schun setten, wente gi mi de were ni med rechte gebroken hebben.

Dass der widerrechtlich Entsetzte die Gewere im Sinne von Besitz verloren habe, ist unzwiselschaff und nur von dem Verluste dieser Gewere sprechen die Quellen. Weil der Besitz mit Gewalt verloren ist, soll geklagt werden; obgleich der Besitz verloren ist, bleibt das Erbrecht und das Recht der Folge bestehen. Allerdings wird nirgends gesagt, dass eine Gewere in einem andern Sinne bestehen geblieben sei, aber ich bin mit Albrecht geneigt, in diesem Falle eine juristische Gewere anzunehmen. Denn dass mit dem Verluste des Besizes nicht zugleich das Recht verloren sei, unterliegt keinem Zweifel: um das Recht sich zu erhalten, soll der des Besizes Entsetzte klagen. Sächs. Lehn. 11. §. 1:

die man ne hebbe sich selve versümet, so dat ine die gewere geloset si ane sine rechten wedersprake binnen siner rechten iartale. — 33. §. 3; 39. §. 2; Sachsensp. 11. 44. §. 1.

Warum soll er die Klage innerhalb Jahr und Tag anstellen? Obgleich der unrechtmäßige Besitzer selbst niemals eine rechte Gewere erlangen kann, weil sein Besitz einen unrechtmäßigen Anfang nahm, so kann doch in der Person eines Andern durch Auflassung oder Verleihung eine Gewere entstehen, welche nach Jahr und Tag zu einer rechten Gewere führt und den früheren, unrechtmäßig entsetzten Besitzer mit allen seinen Ansprüchen abweist¹⁰⁴. Die Klage verbindet die Entsetzung der rechten Gewere. Das sächs. Lehn. 22. §. 4 (vgl. auch Richtst. Landr. 27; Richtst. Lehn. 29. §. 2; Praeger Rechtsanhh. Nr. 143; Brünner Schöffensb. 325) schreibt dem Entsetzten eine jährliche Klagenneuerung vor, wofür ein Grund nur dann einzuweisen ist, wenn das Grundstück seinen Besitzer öfter wechselt¹⁰⁵.

Die Klage erhält nicht bloß das Recht, sondern sichert dem Vasallen auch das Erbrecht und das Recht der Folge. Sächs. Lehn. 11. §. 1. Ziehen wir nun aus dem öfter ausgesprochenen Satze des Lehnrechts, daß nur, wer die Gewere habe, auch Erbrecht und Folge habe, weitere Folgerungen, so dürfen wir trotz des Schweigens der älteren Quellen, ebenso wie oben bei der ersten Vertheilung auch hier, bis zum Verlaufe von Jahr und Tag oder nach Anstellung der Klage noch

weiter, eine Gewere annehmen, und die übereinstimmenden Aussprüche der späteren Quellen (vgl. unten §. 42) können uns in dieser Annahme bestärken. Nur ein Bedenken, welches wir zu beseitigen nicht im Stande sind, bleibt noch zurück: daß die Gewere des Berechtigten nach dem fruchtlosen Verlaufe von Jahr und Tag ein Ende nehme, wird nirgends auch nur mit einem Worte erwähnt.

Halten wir uns an den allgemeinen Begriff, welchen wir aus den Quellen für die Gewere nachgewiesen haben, so muß dem feindsig Besizes Verwahrer auch noch ferner die Gewere zugeschrieben werden: nur so erhalten wir eine in sich consequente Theorie¹⁰⁶.

§. 32. 5) Bei der zweiten Frage werden wir uns gegen die juristische Gewere entscheiden müssen. Gewöhnlich nimmt man an, daß, wenn durch die Auflassung oder eine dergleichen entsprechende gerichtliche Uebertragung nicht das ganze Recht des Autors zerstört und auf den Erwerber übertragen wird (also bei allen nicht totalen Veräußerungen), der Geber noch eine juristische Gewere behält. Es habe daher nicht bloß der Vasall, sondern auch der Lehnseiger, nicht bloß der Erbschlichter und Pfandbesitzer, sondern auch der Eigentümer eine Gewere. Weil in den landrechtlichen Quellen sich wenige Stellen finden, welche für diese Frage benutzt werden können, hat man sich besonders mit dem Lehnrechte beschäftigt und die Gewere des Lehnsherrn erörtert¹⁰⁷.

Eine derartige juristische Gewere würde sich wesentlich von den Fällen unterscheiden, in welchen auch wir, trotzdem, daß der Berechtigte die Nutzungsbefugnis durch Vertrag auf einen andern übertragen hat, eine Gewere annehmen: denn in diesen Fällen hat der Eine den Besitz, der Andere ein auch jedem Dritten gegenüber wirksames Besizerrecht, in jenem Falle würde der Eine den Besitz und das Besizerrecht, der Andere aber auch ein Besizerrecht haben. Die Quellenstellen, auf welche man sich beruft, scheinen eine solche Annahme nicht zu rechtfertigen¹⁰⁸.

a) Schon allgemeine Gründe sprechen gegen die Gewere des Lehnsherrn. Gewere ist entweder Besitz oder Besizerrecht. Der Lehnsherr hat weder jenen, noch dieses: denn er überträgt durch die Verleihung das Besizerrecht auf den Vasallen und durch die spätere Einweisung den Besitz; er hat sich ausdrücklich durch einen gerichtlichen Akt des Rechts auf den Besitz und die Nutzung begeben. Was für einen Inhalt sollte nun seine Gewere haben? Wir müßten noch eine neue Bedeutung für das Wort Gewere aufstellen.

b) Es wird geradezu erklärt, daß, wenn mehrere Personen Rechte an einem Gute von einander ableiten, nur Einer die Gewere hat und zwar derjenige, welcher nicht bloß ein Recht am Gute hat, sondern auch berechtigt ist, es zu besitzen, es in nat. u. in gelde zu haben,

104) Ragdeh. Schöffensb. bei Böyme S. 155. 4 (Ragdeh. Frag. 111. 9. d. 3. 1. 6. d. 3); na hot in der hirre lesin neman erbe u. gut yn der Stad gericht u. hot das andir leuthin vorkouft u. gegriben ane des manois wille... Ab der man... spreche seyn erbe u. gut nicht an bynnen Jore u. tage adir lengir adir kurezir czeit... ab dy seyn erbe besessin habin das do nicht von ym vorkouft ist u. vorreicht hot, do das craft u. macht moech gehaben, ab dy mit Irer belezuoze u. gewere das beladun nullin adir ab der man, wenns la em fuglich were sich ceyen zu seyne erbe wedir u. baldin moech als was recht sey... Wil sich der man zu seyne erbe adir gute ceybin, das sal der thun bynnen Jore u. tag... u. thette her der nicht bynnen der czeit, so moech her das nicht dornoch wedir tedigen. 105) Vgl. Albrecht S. 32. Pomeyer 11. 2. S. 413. Dietrich S. 255.

106) Pomeyer 11. 2. S. 419. 423 erklärt sich gegen diese Gewere; für Albrecht vgl. Kraut, Vormundschaft 11. S. 348 — 350. Note 2. 107) Albrecht S. 4. 5. 8. 9. 72. 74. 99. S. 291. R. 928. Pomeyer 11. 2. S. 355. 414 ff. 425. Sandbaas S. 98. R. 96. Kraut 11. 2. S. 851. 108) Auf diesen Punkt aufmerksam geworden zu sein, verdanke ich den Vorlesungen Retti's.

Lehnsgewere ist ihm nicht verloren, weil der Basall von ihm das Gut in Geweren hat (7. §. 3; Richtst. Lehn. 15. §. 8). Bei einem solchen Streite ist es gleichgültig, ob man die Gewere für sich behalten hat, oder sie ein Anderer statt seiner ausübt; beide Fälle werden als mit einander wesentlich übereinstimmend behandelt. Sächs. Lehn. 59. §. 2:

durch dat he der gewere darvet noch sie nieman von en to leue ne hevet.

Richtst. Lehn. 23. §. 2: gudes, des he nicht in geweren heft, dat is des he nicht up en boreit u. des he ok nemende gelegen heft¹¹⁰⁾.

Daher hat der untere Herr, weil ein Anderer für ihn besitz, das Recht der Folge, vererbt das Lehen und macht im Streite mit dem obren Herrn die processualischen Vorrechte geltend, welche aus der Gewere folgen. Daher kann der Lehnsherr das Gut einem Andern auflassen, indem er nicht bloß sein Recht, sondern auch die Rechte seiner Basallen mit überträgt, jedoch mit der Modifikation, daß diese Rechte der Basallen vom obren Herrn erst ausgeübt werden können, wenn sie an ihn aus einem bestimmten Titel zurückfallen. So ist auch Sächs. Lehn. 16 zu erklären:

Neman ne darf anderweye untvan gut dat inne sin herre gelegen hevet, of he't uplet oder verkost u. it aver weder untveit, he ne darve der gewere dar an ses weken u. en jar.

Wenn der Lehnsherr B. seine lehnherrlichen Rechte dem A. aufläßt und von diesem binnen Jahr und Tag als unterer Herr belehnt wird, braucht der Basall C. das Gut sich nicht noch einmal von B. leihen zu lassen¹¹¹⁾. Wenn es heißt, B. habe der Gewere gedarbt, so bedeutet es, daß er eine bestimmte Zeit hindurch dem A. gegenüber kein Lehnrecht besessen hat¹¹²⁾.

§. 33. Dasjenige, was wir für das Lehnrecht erwiesen haben, werden wir beim Mangel widersprechender Stellen auch auf das Landrecht anwenden dürfen. Sowie durch die Belehnung die Lehnsgewere auf den Basallen übergeht, so erhält auch die Auflassung der Erwerber die Gewere und es besteht neben derselben keine Eigenthums-gewere, sondern nur das Eigenthum des auflassenden Veräußerers. Es gibt also keine Gewere des Eigenthümers, wenn auf einen Andern

durch die Auflassung das Recht als Pfandgläubiger, Leihzüchter u. s. w. zu dessen übergegangen ist. Wenn daher dem Zinsberrn, welcher das Nutzungrecht gegen einen Zins — und zwar oft auch durch die Auflassung — übertrug, eine Gewere zugeschrieben wird, so ist dieser scheinbare Widerspruch ebenso zu lösen, wie bei der Gewere des Lehnsherrn. Auch dem Zinsberrn wird eine Gewere nur dritten Personen gegenüber zugeschrieben; im Verhältnisse zu ihnen kann er sich den Besitz zuschreiben, welchen ein Anderer von ihm ableitet. Im Streite mit dem Zinsmann kann er keine Gewere behaupten, weil er zu seinen Gunsten auf das Nutzungrecht verzichtet hat. Ein deutliches Beispiel liefern die bremser Statuten (Delrich §. 138):

bewysset I... dat he de twe höve... so in weren hebbe, dat he der hove tynse uphoren moghe, des mach he neten.

Anderer Meinung ist Albrecht (a. a. D., besonders §. 75. R. 152 c. S. 94): er findet den Beweis der Gewere „in dem Pfandungsrechte wegen verfallenen Zinses, welches aus Gutsherrn gegeben wird, ferner darin, daß jeder Zins, der von dem Eigener eines Grundstückes, als solchem gezahlt wird, eine Gewere in der Hand des Verächstigten voraussetzt.“ Allein für das Pfandungsrecht hat Wilda (Zeitsch. für deutsch. R. 1. S. 167 fg.) nachgewiesen, daß es nicht immer mit einer Gewere des Pfandenden verbunden sei, und auch für das Pfandungsrecht des Zinsberrn fehlt es an dem Beweise, daß es die Gewere am Grundstück zur notwendigen Bedingung habe (vgl. unten). Auch die Stellen, auf welche sich Albrecht (z. B. S. 225. R. 599) beruft, sprechen von Gut, d. h. Recht am Gute, Eigenthume, aber nicht von Gewere.

§. 34. Zum Schluß unserer Betrachtung über die Gewere an Immobilien sind noch einige Ansichten über ihre Wirkungen zu erwähnen.

1) Albrecht S. 146 fg. faßt die Gewere als Recht zur dinglichen Klage auf und behauptet, daß a) mit der juristischen Gewere der Immobilien immer die dingliche Klage verbunden sei und daß b) eine dingliche Klage allein die Folge der juristischen Gewere sei. Albrecht geräth selbst, daß der Beweis für diese Sätze sich nur mangelhaft führen lasse; hält man sich genau an die älteren Quellen, so erscheinen sie geradezu als unrichtig.

a) Der eine Satz, daß jede Gewere eine dingliche Klage zur Folge haben kann, ist richtig, nicht aber in der Weise, wie ihn Albrecht ausspricht; dieser nimmt in verschiedenen Fällen eine Gewere an, in welchen wir sie leugnen, und schreibt, ohne Beweis, auch dem improbus possessor der Gewere und die dingliche Klage zu.

b) Nach dem zweiten Satze soll die dingliche Klage immer die Folge der Gewere sein. Es ist unstreitig, daß eine dingliche Klage Jeder hat, welcher nicht bloß ein Recht zu besitzen, sondern überhaupt ein Recht an der Sache hat, also neben dem Basallen, Leihzüchter, Pfandbesitzer u. s. w. auch der Eigenthümer. Es kann

110) Mit dieser Erklärung stimmt im Allgemeinen Domeser II, 2. S. 385. 415 überein; doch rechnet er dem Herrn nicht bloß die Gewere des Basallen zu, sondern schreibt ihm auch trotz der Belehnung eine selbständige Gewere zu.

111) Es kann zweifelhaft erscheinen, ob in dieser Stelle der Mann oder der Herr der Veräußerer ist; für letztes würden die Worte selbst sprechen; zu dieser Ansicht muß man aber der äußerliche Umstand bestimmen, daß in der Quelle das selbst Lehnrecht, dem von anct. 1. 42, ganz missigend der Herr als Veräußerer bezeichnet wird. Vgl. Domeser's Anmerkung zum Sächs. Lehn. 16.

112) Auch in der von Domeser (II, 1. S. 343—354) mitgetheilten sogenannten Weise des Lehnrechts, welche den Proceß zwischen dem Herrn und einem Basallen darstellt, welcher ein Lehnsgut besitzt, oder weil er nicht gemüthet hat, ohne Belehnung inne hat, wird die Gewere — natürlich eine unrichtige Gewere — nur dem Basallen, aber nie dem Herrn zugeschrieben.

dem Eigentümer eines Lehens, Pfandes, einer Leih-
sucht sein Recht an der Sache bestritten werden; er
kann dann klagen, aber es fehlt ihm gemäß unserer bis-
herigen Ausführung die Gewere, weil er des Rechts zu
beſitzen ſich begeben hat.

2) Albrecht S. 19 fg. (vgl. mit S. 74. 79) ſagt:
„In der Gewere an Immobilien iſt zugleich die Gewere
an aller ſahrenden Habe enthalten, die ſich in dem Um-
kreiſe der Immobilien befindet.“ Denken wir nur an
die Gewere deſſen, welcher wirklich beſitzt, ſo iſt der
Satz ungewiſſenhaft richtig und bedeutet, daß bei Mo-
bilien das „in geweren haben“ und „an einer ſache
die gewere haben“ identisch iſt, daß Alles, was ſich
auf dem Raume, in welchem ich factiſch herrſche, befin-
det, auch meiner Herrſchaft unterworfen iſt. Aber Al-
brecht behauptet ihn ebenſo auch für die juridiſche Ge-
were und ſucht eine Anzahl von Rechtsſätzen aus ihm
herzuleiten, welche weder aus ihm erklärt werden dür-
fen, noch zuſammengenommen die Richtigkeit der Theſe
beweiſen. Albrecht ſührt an jenem Orte fort:

„Der Inhaber der erſten hat das Recht, ſich in
Bezug auf die ſahrende Habe ſo zu vernehmen, als habe
er ſie in ſeiner Gewere; die Gewere deſſen, der ſie wirk-
lich beſitzt, iſt gegen ſenen wirkungslos.“ Beim Beweiſe
dieſes Satzes bewegt ſich Albrecht in Eirkeln; bevor er
ihn gehörig begründet hat, benutzt er ihn, um Conſequen-
zen zu ziehen und die juridiſche Gewere in unſichern
Faden zu verwickeln. Wir müſſen es beſtreiten, daß
aus jenes Princip das Recht des Eigenthümers zurück-
zuführen iſt, innerhalb der Grenzen ſeiner Gewere dem
Diebe die geſtohlene Sache abzunehmen. Die Gewere
an der Sache, den Beſitz hat nur der Dieb. Da es
nicht zwei Geweren an derſelben beweglichen Sache gibt,
hat der Eigenthümer keine juridiſche Gewere. Ebenſo
wenig iſt das Pfandungsrecht aus jenem Satze zu ent-
wickeln, denn auch Perſonen, welche keine Gewere am
Grundſtück haben, dürfen pfänden. Albrecht (S.
74 fg., 79) ſagt, der Vermieter, Verpächter, Zinsherr
u. ſ. w., welcher ſeinen Mieter, Pächter, Zinsmann
u. ſ. w. pfändet, übt ſeine juridiſche Gewere am Grund-
ſtück aus, da die Sachen, welche der Mieter u. ſ. w.
auf dem Grundſtück hat, ſich zugleich in ſeiner Gewere
befinden. Aber 1) gibt es an Mobilien nicht zwei Ge-
weren und 2) iſt nicht einzuſehen, warum dies Pfän-
dungsrecht nur wegen des Miet- oder Pachtzinses,
nicht auch wegen anderer Schulden zuläſſig iſt. Warum
ſind wegen anderer Schulden „die Wirkungen der ju-
ридиſchen Gewere des Vermiethers ſubſistent?“ (Albrecht
S. 74. R. 151. a) ¹¹³⁾.

Aus deſſelben Principe erklärt er Pland (S. 243
fg.), warum nicht der Hinterlaſſe oder Pächter die
Schuld abzugeben, ſondern der Zinsherr beſchwört, wie
viel jener ihm an Zins ſchuldig iſt. Vgl. dagegen
Stobbe zur Geſch. des deutſchen Vertragsrechts S.
100 fg.

Auch Renaud (Krit. Zeiſchr. für auel. Rechtswiſſ.
XVII, 1. S. 140) hat das Princip Albrecht's an-
genommen und benutzt, um auf ihm eine neue Theorie
der Realloſten aufzubauen (Beitr. zur Theorie der Real-
loſten. 1846., beſonders S. 23 fg.). Auf den nichtbe-
ſitzenden Eigenthümer, welcher aber die Gewere am
Gute habe, ſei zugleich die Gewere an einem Theile der
ſahrenden Habe übertragen worden, die Gewere an ſei-
nem Zinſe. Die Realloſten geben dem Berechtigten ein
Anrecht an einem Theile des periodiſchen Frucht- und
Viehertrages, welcher als Accessorium der Gewere am
Grundſtück die Natur deſſelben, alſo die Dinglichkeit
und Unbeweglichkeit, theilt. Die Realloſten beſtänden
daher in einem Leiden, nicht in einem Thun; der Be-
ſitzer des Grundſtücks ſei an ſich weder zur Ziehung
der Früchte, noch verpflichtet, dem Berechtigten den Zins
zu bringen, ſondern müſſe ſich ſelbſt dieſen Theil der
Früchte abholen.

Dieſe Anſicht beruht auf der irrigen Annahme, daß
die berechtigten Perſonen ein dingliches Recht an den Frü-
chten habe; ſie paßt nicht auf Geſtellungen, auf Dienſte,
nicht auf die vielen Realloſten, bei denen der Ver-
pflichtete den Zins bringt, nicht auf die Zehnten, bei
welchen Renaud, um ſeine Theorie zu ſtützen, ein do-
minium eminens der Kirche an allem ſchulpflichtigen
Boden annimmt; ſie kugnet mit Unrecht, daß der
Pflichtige zur Cultur verpflichtet iſt, und fügt ſich mehr
auf franzöſiſche, als auf die deutſchen Quellen.

Die rechte Gewere.

§. 35. Wenn Jemand in Folge des rechtsgültigen
Erwerbes (Ausſtattung, Verlehnung) die Gewere an einer
Sache erlangt hat, ſo kann daneben noch das Recht
einer anderen Perſon beſtehen, welches mit der Gewere
des Beſizers unträglich iſt, z. B. das Eigentum
des gewaltsam aus ſeinem Beſitze Vertriebenen. Ein
derartiges neben einander Beſtehen zweier einander feind-
licher Rechte an derſelben Sache kann zu einem gericht-
lichen Streite führen, in Folge deſſen das Urtheil dem
Beſitzer ſein Recht zu beſitzen abſpricht und dem Nicht-
beſitzer, welcher in materieller Beziehung mehr Recht
hat, das Beſitzrecht zuſpricht. Wenn nach römiſchem
Rechte Eigentum erworben iſt, kann kein Anderer mehr
Eigentum geltend machen; wenn nach teutſchem Rechte
eine Gewere entſtanden iſt, kann ein Anderer dem Be-
ſitzer „die Gewere brechen.“

Allein das formelle Recht zu beſitzen, kommt
dem materiellen Rechte nahe, wenn die Ansprüche
derjenigen Perſonen, welche einen Einſpruch erheben
können, durch den Verlauf einer beſtimmten Zeit er-
loſchen ſind, und aus der bloßen Gewere eine
rechte Gewere entſtanden iſt ¹¹⁴⁾. Wir haben den
Ausdruck abſichtlich ſo gewählt. Es wäre unrichtig,
wenn man die rechte Gewere dem durch usucapio
oder praescriptio erworbenen dinglichen Rechte gleich-
ſtellen wollte. Nach römiſchem Rechte bewirkt der Zei-

113) Vgl. auch Stobbe, zur Geſchichte des deutſchen Ver-
tragsrechts S. 100 fg.

114) Vgl. auch Albrecht S. 119 fg.

abläuft, daß aus dem bloßen Factum ein materielles Recht wird, daß alle entgegengefesten Berechtigungen fortsallen und das neu entstandene Recht durchaus geschützt werden muß. Die rechte Gewere dagegen ist kein absolutes, materielles Recht, sondern nur ein formell rechtsgültig entstandenes Besitzrecht, welches mit Beziehung auf bestimmte Personen als geschützt erscheint. Die usucapio und praescriptio wirken absolut, der ganzen Welt gegenüber¹¹⁵⁾, die rechte Gewere wirkt nur relativ einzelnen Personen gegenüber: es ist möglich, daß der entgegenstehende Anspruch der einen Person bereits untergegangen ist, der der anderen dagegen noch besteht. Dann ist die Gewere des Besitzers der ersten Person gegenüber eine rechte Gewere, welche ohne Rücksicht auf den materiellen Bestand des Besitzrechts deswegen steht, weil sie rechtmäßig entstanden ist und eine bestimmte Zeit hindurch ohne Anfechtung von der andern Seite her bestanden hat; dagegen ist für die zweite Person gegenüber nur eine gewöhnliche Gewere, welche möglicherweise im Proceß unterliegt. Durch den Zeitablauf wird nicht das Recht des Besitzers, sondern nur der Schutz, dessen er genießt, ein größerer¹¹⁶⁾.

Dieser Auffassung steht die Albrecht's gegenüber: während wir der Ansicht sind, daß durch den Zeitablauf die gegenüberstehenden Rechte vernichtet werden, sieht er das Erstöschen der Klage als Folge eines auf der entgegengefesten Seite erworbenen Rechts an: „das Erstöschen der Klage war daher nicht Folge einer Extinctiv-, sondern einer Adquisitionserörderung, in deren Kategorie die rechte Gewere gehört“ (Note 205). Wenn der Besitzer durch den Zeitablauf wirklich ein neues Recht erworben würde, so müßte dies allgemein Jedem gegenüber gelten und es wäre kein Grund, warum die Frist erst mit dem Wissen, der Mündigkeit, der Abwesenheit u. s. w. des Berechtigten beginnt.

Das Wort rechte Gewere kommt in doppelter Bedeutung, einer vulgären und einer technischen vor: in jener bezeichnet es Gewere im eigentlichen Sinne, das durch justus titulus erworbene Besitzrecht, die rechtmäßige Gewere im Gegensatz des bloßen Besitzes (vgl. oben §. 10). Gewöhnlich bezeichnet aber rechte Gewere den Jahr und Tag oder auch eine längere Zeit hindurch fortgesetzten, rechtmäßig erworbenen Besitz, welcher im Proceß eines besonderen Schutzes genießt; bald sagte man: eine Sache in rechten Geweren haben (Sachsensp. II, 3. §. 1; III, 38. §. 1), bald: an einer Sache eine rechte Gewere gewinnen oder haben (Sachsensp. II, 44. §. 1).

Die rechte Gewere ist ein Institut des spätern Mittelalters, welches besonders erst in den Rechtsbüchern

115) Dem heutigen Rechte entspricht allein, daß die praescriptio inter absentes in 30, inter praesentes in 10 Jahren eintritt. 116) Delbrück S. 253 fg. — Weil Jahr und Tag hindurch das Recht des Besitzers noch unsicher war, fand nach dem preger Städtrecht erst nach Jahr und Tag der Eintrag in das Gerichtsbuch statt; Prag. Statut. 107: nymand sol man schreien statbrieff geben, es sey ubir haus oder sins, es sey penne jar u. tag vorgangen.

ausgebildet ist¹¹⁷⁾. Aber es finden sich auch schon in den ältesten Quellen einzelne Rechtsfälle, nach denen derjenige, welcher ein Recht Jahr und Tag hindurch ausgeübt hat, vor dem Widerspruch dritter geschützt ist. Deutlich ist dieser Grundsatz nur für den Fall ausgesprochen, daß Jemand sich in einer Gemeinde niederläßt; erbt ein blinder Jahr und Tag Niemand Widerspruch gegen seine Niederlassung, so hat er Gemeindefrechte erworben. L. Sal. 45:

Si quis super alterum in villa migrare voluerit et unus vel aliqui de ipsis qui in villa consistunt eum conspire voluerit, si vel unus exte-rit, qui contradicat, migrandi ibidem licentiam non habebit Si vero quis migraverit et ei infra duodecim menses nullus testatus fuerit, securus sicut et alii vicini manent, ille maneat.

Hier beginnt der Rest der Gemeindefrechte nicht durch einen öffentlichen unter der Autorität der Gemeinde begründeten Akt, aber es ersicht diesen Anfang die Publi-licität der Ansiedelung. Derselbe Gedanke findet sich noch in späterer Zeit in Rechtsquellen aus anderer Volksstämme, als der Franken. Altbairnarsches Landr. §. 136:

Est en dem anderen to na buwede esse enome burschoppe, so schalme dat byspreken ere dat he buwende wart, besid he dat sunder bysprake jar u. dach, so schalme ene dar nicht afdriven, y. he schal dar nemande na deme daghe up antworden.

Sodann erwerben auch nach einer sehr großen Zahl von Stadtrechtsprivilegien die Unfreien oder Hörigen Gemeindefbürgerrechte und Freiheit von ihrem Herrn, wenn sie Jahr und Tag hindurch unangefprochen in der Stadt gewohnt haben. Beispiele dafür sind überflüssig. Ähnliche Bestimmungen finden sich auch in Bauernweistümern (Grimm, Weisth. III, 438. 452. 1, 44).

§. 36. Was die Erfordernisse zur Entstehung der rechten Gewere anbetrifft, so kann a) nur eine Gewere im technischen Sinne zu einer rechten Gewere führen (Albrecht S. 104 fg., Pland S. 279). Dies wird durch die übrigen Quellen so vielfach bestätigt¹¹⁸⁾, daß wir uns für den Sachsensp. mit einem indirekten Zeugnisse begnügen können. Sachs. Lehn. 13. §. 1:

Of die herre sinem manne besact gades, dat die man an sinen geweren hevet ses weken u. en jar na deme dat he it utwing, of die man die rechten geweten dar an getügen mach u. s. w.

Der beklagte Basall beruft sich darauf, daß er das Gut Jahr und Tag nach der Belehnung ohne Widerspruch besessen hat.

117) Pfeiler, Erbrechtsgl. I. S. 102. Stellen bei Albrecht S. 104, F. 216.

118) Wgl. die

Wenn daher mehrere Personen an derselben Sache eine Gewere haben, kann keiner dadurch ein ausschließliches Recht erwerben, daß er sich allein im Besitze befindet; anders ist es, wenn für ihn durch eine besondere Auflassung eine ausschließliche Gewere begründet ist.

Magdb. Schöffennurth. bei Böhme S. 92. 1 (vgl. Culum III, 44. 45. Magd. Fragen 1, 7. 23):

Eine Schwester befragt die andere und deren Mann wegen anstehenden Erbes „das se ungesundert sin noch ni sich vorzeugin hot noch vorreicht hot in keiner stad do, wenn für ihn durch eine besondere Auflassung: erbe u. guth ist mein wip auerstorben ... das ist mir mit er gegeben wurden, das habe ich mit minne wibe besessin u. gehabit in der were Jar u. tag an ansprache. Es entscheiden die Schöffen: ist das erlich gut der eldisten swester man mit ir gegeben vor richter u. vor scheppin in deme gehegiltin dinge, u. haben se das besessin Jar u. tag an ansprache, so sal die gabe macht haben u. die Jungeste swester kan do nicht czu komen; a. ist der eldisten swester man u. ir nicht gegeben vor richter u. vor scheppin .. so kompt die Jungeste swester mit der eldisten glich czu eres vaters erbe u. czu ir nutter erbe u. das die eldiste swester u. ir man besessin haben in der gewere u. die Jungeste nicht gewordirt in hot, das sal ir nicht schaden an erem rechten.

Raf. auch Magdeb. Urth. bei Böhme S. 97. 7 (Culum IV, 10):

Es ist dabei gleichgültig, ob der Besitzer selbst oder sein Erblasser die Sache durch Auflassung, Investitur oder Urtheil erhalten hat: denn der Erbe tritt in die Gewere seines Erblassers unmittelbar ein und darf die Zeit, welche hindurch sein Erblasser besaß, seinem eigenen Besitze hinzurechnen. Richter. Lehn. 22. §. 5:

Wo lange ok din vader eu len in sinen weren gehat heft, dat machstu reken to der tid dat du id gehad hest in geweren ... wen de vader ervet up den sone also vaste de were des gudes also dat gud. — Raf. Schöff. Lehn. 26. §. 9. — (Albrecht S. 105 fg.)

Wenn einem Verstorbenen ein Gut abgetheilt ist, erwähnen die Quellen allerdings nicht, daß für den neuen Erwerber nach Jahr und Tag eine rechte Gewere entsteht, aber wir dürfen sie annehmen, weil hier ganz dieselben Folgen eintreten (vgl. §. 28 und Albrecht S. 106 fg.). Schöffens. I, 38. §. 2 (vgl. oben §. 28); II, 41. §. 2:

Dar u. (nach der Theilung) kome sin erve vor gericht binner jar u. dage, u. tie sik to sime erve also recht is uppe'n hilgen.

Ziehen die Erben das Gut nicht binnen Jahr und Tag aus, so erwidert der Fiskus (der Richter, die königliche Gewalt) eine rechte Gewere, welche alle Ansprüche der Erben ausschließt.

Was für einen Inhalt die Gewere habe und welches Recht der Besitzer ausübe, ist durchaus gleichgültig, ob Pfandrecht, Eigenthum, Lehnrecht: alle diese Rechte können durch sorgfältige Ausübung zu den Vortheilen der rechten Gewere führen. Sachsenp. II, 3. §. 1: umme egen oder len, dat he in rechten geweren hevet.

Schöff. Lehn. 26. §. 9: ene rechte gewere gewinnen mit leuunge oder mit satoungē¹¹⁹⁾.

Der bloße Besitz führt niemals zu einer rechten Gewere (Albrecht S. 105) und ebenso wenig kann demjenigen, welcher das Besizrecht hat, sein jähriger Besitz etwas helfen, wenn er eine Verbindung, welche er innerhalb Jahr und Tag erfüllen soll, nicht erfüllt hat. Der Lehnserbe hat allerdings gleich mit dem Tode seines Verlebenden die Gewere, aber er soll innerhalb Jahr und Tag das Gut bei dem Herrn sinnen; thut er es nicht, so geht er seines Erbrechts verlustig und kann sich, um es zu behalten, nicht auf seinen rechtmäßigen Besitz von Jahr und Tag berufen; dasselbe gilt von demjenigen, welcher sich in dieser Frist ausziehen soll.

Schöff. Lehn. 13. §. 2: Let aver en herro ennen man sitten mit sime gude jar u. dach ene rechte wedersprake als he durch recht sal, die wile he sines gudes sinen sal oder it uttuen sal, mit den geweren ne mach he sime herren an deme gude nicht vernen, of he sik verjaret. — Albrecht S. 106. — Homeyer II, 2. S. 411.

§. 37. b) Eine rechte Gewere entsteht nur dann, wenn die Gewere Jahr und Tag hindurch ohne Widerspruch einer berechtigten Person bestanden hat. Die Gewere muß eine stille (Schwabensp. 56, 57; Schwab. Lehn. II, 25; Magd. Schöffennurth. bei Böhme S. 110. 4, 112. 3; Urk. sec. 13. bei Höfer, deutsche Urth. I. Nr. 30), eine stille geruhige, oder ruhige, unaangefochtene Gewere gewesen sein (Stellen bei Haltax S. 705).

Albrecht (S. 104) sagt, das Erforderniß dieser Zeit sei nur relativ und werde nicht vorausgesetzt, wenn kein Dritter einen Anspruch an der Sache hat. Allein es läßt sich auch im concreten Falle nicht voraus bestimmen, ob Jemand ein derartiges materielles Recht geltend machen könne, und ob eine Gewere gleich bei ihrem Entstehen oder erst nach Verlauf der Zeit eine rechte sei. Auch geben die Quellen der Gewere nur dann das Beiwort der rechten, wenn die Frist bereits abgelaufen ist.

Gewöhnlich wird als Zeit Jahr und Tag angegeben, häufig statt dessen 1 Jahr, 6 Wochen, 3 Tage und dabei hiemit bemerkt, daß die letztere Zeit unter jenem „Jahr und Tag“ zu verstehen sei. Man hat verschiedene Versuche gemacht, den Zusammenhang dieser

¹¹⁹⁾ Diese Stelle ist auch gegen Gerber u. a. D. S. 10. Note 2 zu brauchen, welcher nur eine Stelle (Magd. Fragen 1, 6. 8) zu kennen erklärt, in welcher bei der Schöpfung einer Gewere gedacht wird; vgl. aber auch die plantwere in der Elpis. Wisse zum Schöff. Lehn. art. 43 (Homeyer II, 1. S. 264) und die Urk. a. 1370 in Note 34.

beiden Zeiträume aufzuklären (vgl. besonders Grimm, Rechtsalterth. S. 222 fg., Albrecht S. 115 fg.). Wir verzichten darauf, eine neue Erklärungsweise statt der früheren zu versuchen, und fragen nur nach dem Grunde, warum gerade diese Frist von einem Jahre und einer kleineren Zeit gewählt wurde. Man hat sie meistens auf die Gerichtsfristen zurückgeführt; vielleicht darf man sie mit dem Ueberbau in Verbindung bringen. Das Jahr ist diejenige Zeit, in welcher der Inhaber des Grundstücks — denn nur bei Immobilien und besonders bei solchen, welche der landwirthschaftlichen Cultur unterworfen sind, wird von einer rechten Gewere gesprochen — die in dem Besondere liegenden Befugnisse nach jeder Richtung hin, in jeder Weise ausübt, hat. Das Land ist vollständig cultivirt und benutzt worden, ohne daß ein Widerspruch erhoben wurde. Jetzt gilt das Recht der Person als ein festes; der Grundbesitz ist jetzt ihrem Willen und ihrem Rechte vollständig unterworfen (vgl. auch L. Sal. 45. oben §. 35.). Auch diese Erklärung erscheint uns nicht über allen Zweifel erhaben, aber wir glauben für sie geltend machen zu dürfen, daß einige Rechtsquellen für den Erwerb der rechten Gewere einen dreimal längeren Zeitraum verlangen; dies ist gerade da der Fall, wo die Dreifelderwirtschaft gilt¹²⁰). Hier hat man erst dann ein festes Recht am Grundstücke erworben, wenn man sein Land nach dem ganzen Turnus der Feldwirtschaft bestellt hat.

Sobald ein Berechtigter gegen den Inhaber der Gewere binnen Jahr und Tag Widerspruch erhebt, wird im Verhältnisse zu ihm die Entstehung der rechten Gewere gehindert.

Sächs. Lehn. 13. §. 1: Of die herre sinem manne hesact guiles, dat die man an sinen gewere hevet ses weken u. en jar na deme dat he it untving, ane des herren rechte wedersprake, of die man die rechten geweren dar an getügen mach mit seven mannen, des lenes gewere steret he al ene uppe'n hilgen. — Pal. auch 10. §. 5; 22. §. 4; 33. §. 3. Sachsensp. 11, 42. §. 2.

Nur dadurch, daß er in dieser Zeit klagt, erhält er sich sein Recht und verhindert die Entstehung der rechten Gewere. Sachsensp. 11, 44. §. 1:

Sveik gut en man in geweren hevet jar u. dach ane rechten wedersprake, die hevet dar an ene rechte gewere. Die wile man aver en gut under enem manne beklaget na rechte, svo lange he 't halt dar boven mit gewalt, nimmer ne gewint he dar rechte gewere an, die wile man de rechten klage getügen maeh. — Schwabensp. 209 (mit Einflüssen der römischen Usucapionslehre¹²¹).

Diesbe Wirkung wie die Klage hat auch eine Danksagung, durch welche man den ruhigen Besitz des Andern

unterbricht, besonders die Pfändung der Hinterlassenschaft eines Guts. Rächstf. Lehn. 29. §. 2:

Dar vrage wedder, sint dat he alle jarlikes dat ut gepandet hest, u. id dar mede in sinen weren gehad hest, est he eme dar umme icht antwerden mote (ob ihm nicht der Beklagte Rede stehen müsse).

In Allgemeinen scheint nur eine gerichtliche Ansprache jene Wirkung gehabt zu haben; Verm. Sachsensp. 1, 43. d. 1:

Wer erhe adder eygen wel ansprechen, der sal is thun mit gerichte. Waz man abir ansprache twal an dach gerichte, das en heyst noch en ist keyne ansprache, u. en ist nicht zeu fulgen ... daz es ynannde schade zeu sime rechten.

Wird der Kläger mit seinem Anspruche abgewiesen, so wird es so angesehen, als ob die Klage gar nicht angestellt wäre.

Unterläßt es der Berechtigte, seine Ansprüche zu erheben, so entsteht im Verhältnisse zu ihm aus der bloßen Gewere eine rechte Gewere, welche ihm gegenüber den Besitzer als vollkommen Berechtigten erscheinen läßt; denn durch den Zeitablauf ist das entgegenstehende Recht erloschen¹²²).

Daß es sich hier um die Aufhebung entgegenstehender Rechte, nicht um die Erwerbung eines Rechts handelt, zeigt sich auch darin, daß die Frist von Jahr und Tag nicht für alle Personen, welche Widerspruch erheben können, in denselben Augenblicke zu laufen beginnt, sondern für Jeden einzelnen ihr Anfang erst von da an gerechnet wird, daß ihm die Nichterhebung des Widerspruchs imputirt werden kann (Albrecht S. 114. 115): daher für den Unmündigen erst, nachdem er mündig geworden ist (Sächs. Lehn. 26. §. 9, Prager Rechtsb. 143), für den Nichtwissenden erst mit dem Augenblicke, daß er erfährt, es sei sein Recht bedroht. Gosl. Stat. S. 25. 3. 18. §.:

Wes erveget ghehalten oder bekomeret wert, de wile he huten landes is, dat seel he wederspreken, wanne he weder hinnen landes kumt, binnen iar u. daghe.

Sächs. Lehn. 38. §. 1: u. besit he dar mede jnr u. dach ane rechte wedersprake, u. ne weit is jene nicht an deme dat gut dar gedript, nicht ne maeh he darbi verliesen, of he sineu eid dar to dut binnen siner jartale, dat he's nicht ne wiste dat sin man dat gut gelaten hadde, u. of he 't mit klage begript als it ime erst to wetene wert. Lüb. Recht (Hach) Cod. 11. 34.

Wenn der Richter abwesend ist, beginnt die Frist erst mit seiner Gegenwart. Schwabensp. 4::

u. mugen si niht rihter haben, so schadet in nit, swie lange ez uz in gewer ist.

120) Vgl. die Stellen bei Maurer, Einleitung in die Geschichte der Markverfassung u. s. w. S. 101. N. 97. 121) Vgl. oben zu Note 104. 105.

122) Daher auch der Ausdruck praescriptio in latrin. Quellen. Brünner Schöffens. 322. 323. 325 — 330.

Wer nicht die Fähigkeit hat, die Klage gleich anzustellen, muß eine protestatio vor Gericht erheben. Brünner Schöffenh. 328:

Quandoque etiam interruptio (sc. praescriptionis) fit ... per proclamationem et protestationem coram iudice ...; et per violentiam occupationem factam, et hoc praecipue, quando violentus possessor est absens et conveniri non potest ex aliqua causa.

330: 'quando pars adversa potestatem iudicem aduendi et pro causa placitandi habet cum adversario, tunc protestatio ... parum valet; cum autem dicta potestas abest, parit tunc protestatio interposita de placitis, quando facultas fuerit, habendis, bene valet, dummodo adveniente opportunitate iudicium inchoetur.

Läßt aber der Kläger nach Aufstellung der Klage wiederum Jahr und Tag verschleifen, ohne sein Recht weiter geltend zu machen, so erlischt es durch den Zeitablauf.

332: Impetens ... si post impetitionem factam anno et die continue quieverit, nec causam impetitionis judicialiter tractaverit, ratione praescriptionis iuvante (so scheint zu lesen statt inveniende) privabitur ipso iure.

Wegen des verschiedenen Anfangspunktes des Laufes der Frist kann der Besitzer dem einen Berechtigten gegenüber bereits eine rechte Gewere erworben haben, während er mit Bezug auf einen andern noch nicht der Vortheile derselben genießt. Liegt kein besonderer Grund einer Suspension vor, so beginnt die Frist mit dem Augenblicke zu laufen, in welchem die Gewere erworben wurde, also bei Leben mit der Bezeichnung und der Einweisung, Sachs. Lehntr. 13. §. 1:

dat die man au sinen geweren hevet ses weken u. en jar, na deme dat he it untving, beim Kaufe einer Sache nicht mit dem Tage des Kaufs, sondern erst mit dem Tage der Auflassung, Brünner Schöffenh. 327:

A die, qua hereditas coram iudicio resignatur, est computanda praescriptio. — Vgl. auch 330.

Mit der rechten Gewere scheint auch der Satz des Reichsrechts (Sachsensp. III, 53. §. 1, 60. §. 1) zusammenzuhängen, daß der König hingerfallene Fahnlehen innerhalb Jahr und Tag wieder auszuliehen hat: denn wenn er sie so lange besitzt, erwirbt er eine rechte Gewere an ihnen und kann sie für sich behalten, als ob sie seine Allodien wären und nicht das Reich, sondern er selbst der Eigenthümer wäre.

Gewöhnlich wird in den Urkunden und sonstigen Rechtsquellen bestimmt, daß der Veräußerer nach der Auflassung noch Jahr und Tag hindurch das Gut dem Erwerber geweren solle¹²³). Allein diese Zeit ist, wie sich

aus andern Stellen deutlich ergibt, nicht als tempus continuum zu nehmen, sondern bezieht sich nur auf den regelmäßigen, gewöhnlichsten Fall, an welchen man hauptsächlich denkt, daß der zum Widerspruch Berechtigte sein Recht gleich geltend machen kann. Verm. Sachsensp. I, 44. d. 2:

Wer eyu erbe vorkouft, der sal is geweren ior u. tagk vor rechter ansproche, so ist her ledigk; es sy denne, daz der is ansproche, sy usswendig des landes gewest. — II, 1. d. I.

Ausdrücklich wird eine längere Gewerensfrist bestimmt, wenn die nächsten Erben, von deren Existenz man weiß, außer Landes sind. Münch. Stadtr. 31:

In der stat gericht sol man aigen bestaeten jar u. tach mit andern aigen ...; u. für erben, die außer landes sint, so sol man aigen bestaeten zechen jar u. ain tag.

269: Ez sol auch, der da hingerit, vergewissen mit andern aigen ... jar u. tag für erben u. für gelter, die inner landes sint; sind aber erben außer landes, da sol er gewis für machen zechen jar u. ainen tag ... für alleu recht ansprach.

Bair. Landr. 200: Wer aigen verchauft der sol nicht lenger gewerschaft tuon wann jar u. tag für erben in dem lande, für erben außer lande zwai jar. (Abstr. S. 116.)

Der Erbe kann zu seiner Besitzzeit auch die seines Erblassers hinzurechnen, wenn er mit einem Dritten im Rechtskreise steht, welcher sein Recht nicht von dem Erblasser herleitet. Wenn er aber von einem andern beklagt wird, welcher ein näheres Erbrecht zu haben behauptet, hilft ihm die Besitzzeit des Erblassers nichts, weil der Kläger nicht verneint, daß der Erblasser eine Gewere, welche zur rechten führen kann, erworben hat, sondern nur behauptet, daß der Kläger sein Recht habe, die Sachen als Erbe zu besitzen. Ist aber die Zeit von Jahr und Tag seit dem Tode des Erblassers verstrichen, so ist sein Recht, welches durch einen iustus titulus seinen Anfang nahm, durch den Zeitablauf gegen alle sonstigen Erbanprüche gesichert, außer es hätte der Kläger wegen rechter Noth die Klage nicht erheben können. Magdeb. Urthl. bei Böhme S. 91. 3 (Culm IV, 86. Magd. Fr. I, 7. 4.), vgl. auch Sachsensp. I, 28.

Auffallend ist — was wieder auf eine acquisitive Natur der Verjährung hinweist —, daß der im Proceß stehende nähere Erbe wiederum Jahr und Tag hindurch den Ansprüchen jedes andern antworten muß, während er nach der allgemeinen Auffassung sich die Besitzzeit des früheren Besitzers, des besiegten Erben müßte hinzurechnen dürfen. Magd. Urthl. bei Böhme S. 91. 3 (Culm IV, 87. Magd. Fragen I, 7. 5):

Ist das sich ymant czuhet, czu amirstorbenem

¹²³) Sachsensp. III, 83. §. 2, vgl. mit I, 9. §. 5. Geierg. Urkunderb. L. n. 389. a. 1250. Facombiert, Urkunderb.

II, n. 44. 461. a. 1212. 1258. Edb. R. (Hag) Cod. I, 78. Brünner Schöffenh. 322. 323 u. f. w.

erbe ... der sol daz erbe vorgewissen mit stendem eigene ... kompt darnoch ein andir u. spricht ber si nehir ... so sullen die schep-pin merken u. finden, welchir nehir si u. deme das erbe ezu teilen u. der ander sal abtreten ... u. wer sich ezu dem erbe ezuet is sey der erste adir der andir der sal das erbe vorgewissen mit stendem eigene an imant kome binne Jar u. tag der nehir gesippt were, das her den ezu dem erbe lasse komen¹²⁴⁾.

Dem widerspricht ganz entschieden Cuius IV, 109:

Stirbet abir eyme erbnamen stunde eygen an, do kan her sich nicht an vorsumen. Dy wile daz eygen myt giften nicht gewandilt is vor gericht, dy iar u. tag anc rechte wedir sproche bestan syn.

Magdeb. Jr. 1, 2. 25 (Böhm. E. 134. 3): Der Richter u. die Schöffen u. die herrschaft mag sich an frem anerstorbenen Erb nicht verschwelgen, die weil das gut vor Gericht nicht vergeben wird, u. die gift jar u. tag bestehe, on rechte widersprach. Vergl. auch I, 6. 4.

Den Beweis, daß man Jahr und Tag hindurch ruhig den Besitz ausgeübt habe, führt man, wie überhaupt den Beweis des Besizes (Richtf. Lehn. 29. §. 7), regelmäßig selbstentwer. Sächs. Lehn. 13. §. 1: of die man die rechten geweren dar an getügen mach mit seven mannen, des lenes gewere steret he al ene uppe'n hilgen¹²⁵⁾.

Wenn einzelne Stadtrechte, z. B. Hamb. R. 1, 6 nicht noch besonders des Beweises des ruhigen Besizes gedenken, sondern den Besitzer nur allein sein Recht beschwören lassen, so glaube ich nicht (wie Pland S. 280), daß man den alleinigen Eid zum Erweise der rechten Gewere für genügend hielt; sondern man erachtete es für überflüssig, noch von dem Beweise des ruhigen Besizes zu sprechen, welcher entweder notorisch war oder vom Kläger nicht bestritten wurde.

Besaupten beide Parteien sich in der rechten Gewere zu befinden, so erhält auch hier derjenige das Verrecht im Beweise, welcher sich jetzt im Besize befindet und die Früchte des Guts zieht; behaupten beide die Zins-erhebung, so geht derjenige vor, welcher älteren Besize behauptet. Richtf. Lehn. 29. §. 2.

§. 38. c) Die Gewere muß mit dem factischen Besize verbunden gewesen sein. Sachsensf. I, 34. §. 2:

svreik man sin gut gift u. dat weder to leue ansvreit, dem herren hilpt de gawe nicht, be ne behalde dat gut in sinen ledichlikken geweren jar u. dach. Sint mach he' sekerlikken jeneme weder llen, so dat he, noch nen sinu erve,

nen egen dar an bereden mach. — Schwabensf. 76. III.

Erst wenn der dominus, dem ein Gut offertirt wird, dasselbe Jahr und Tag hindurch in seiner leiblichen Gewere gehabt hat, wenn er also in dieser Zeit sein Recht zu besitzen auch durch das Factum des Besizes zur Erscheinung gebracht hat, ist er sicher, daß der frühere Eigentümer und jegige Vasall oder seine Erben kein Eigenthum mehr geltend machen können: der Stellvertreter des Besitz durch denjenigen, welcher später Ansprüche erheben könnte, würde keine gleiche Wirkung haben (Abrecht S. 111. Homeyer II, 2. 315, 316 fg., 416). Bei den Lehnauflassungen beobachtete man häufig diese Grundförm (z. B. f. aut §. 230. 2), öfter setzte man sich über dieselben hinweg (Kraut §. 230. 3. 4).

Beweise dafür, daß zur Entförmung der rechten Gewere der Besitz und Genuß des Gutes erforderlich wird, sind sehr zahlreich. Richtf. Lehn. 29. §. 2:

Spreke aver orer islik, se hedden dat gehad ses weken u. en jar in geweren, so vrage de here, were dar denne de rechte were an hebbe. So vindme de den tins dar ut boreit.

Bew. des Lehn. (Homeyer II, 1. S. 364): so horet vort to eyner sulkomen rechten gewere, dat men eyn ghud ses weken u. eyn jar fredeliken sunder gewalt oder elagen in nut u. in gelde gehat hebbe.

Sachsensf. III, 83. §. 2. Note d: er sol iz in geweren habin jar u. tag, ab er doran ene rechte were habin wil.

Bremer Statuten von 1433. Ord. 5: dat se syn eeltlik eghen u. hebbe dat beseten jar u. dach u. hebbet an nut u. in gelde u. in hebbender were anc rechte bisprake (vgl. auch Stat. v. 1303. Ord. 6 v. 1428. II, 25. Bremer Urth. von 1335. Delrich S. 193).

Östf. Stat. S. 25. §. 28 fg.: dat ... he dar jar u. dach hevet ghehat in sinen weren anc rechte wedersprake.

Verden. Stat. 102 (Puffendorf I. app. p. 110): n. hebbe dat beseten Jahr u. Dag u. hebbet an Nütte u. in Gelde u. in hebbender Were, anc rechte frysprake.

Rgl. auch Schwab. Lehn. 122; Kraut, Grundf. §. 99. R. 18. 19.

Am offenbarsten wird die Nothwendigkeit des Besizes ausgesprochen im Brünner Schöffent. 328:

Interrumpitur autem praescriptio quandoque per inundationem aquarum, sicut si hereditates aquis vicinae in tantum inundatione profundantur, quod possideri perceptione fructuum non possint.

Hier wird die von rein casuellen Umständen abhängige factische Unmöglichkeit zu besitzen und die Früchte zu ziehen als ein Grund angegeben, um die Entförmung

124) Abrecht S. 107. 125) Vgl. Homeyer II, 2. S. 607 und die dortigen Stellen. — Nach andern Quellen genügen zwei Aufsehernde. Boire. Lantr. 201. 221.

der rechten Gewere aufzuhalten. Dem steht die gewaltsame Besitzentziehung gleich:

Quandoque etiam interruptio fit per dejectionem vel expulsionem.

Wahrscheinlich war es nicht nothwendig, den Besitz in eigener Person auszuüben, sondern man durfte denselben auch einem Stellvertreter überlassen, ohne ihm die Gewere im technischen Sinne zu übertragen. Nur derjenige, vor dessen Ansprüchen man geschützt sein will, darf dieser Stellvertreter nicht sein (Eichhorn Privatr. §. 136, Note 1).

Während bei der feudi oblatio vor der Veräußerung der neue Eigenthümer das Gut Jahr und Tag im Besitze gehabt haben soll, wird dieses Erforderniß nicht bei der Vergabung von Lehenwägen erwähnt: der Erwerber darf gleich den Besitz auf den Vergabenden übertragen. Warum? Weil dieser allerdings den Besitz erhält, aber keine Gewere im eigentlichen Sinne, welche nur durch Auslösung entsteht (vgl. oben §. 23); er gilt daher nur als Stellvertreter im Besitze und kann kein dingliches Besizrecht erlangen.

Wirkungen der rechten Gewere.

§. 20. 1) Es ist eine proceßualische Wirkung der rechten Gewere, daß sie dem Beklagten die Befugniß gibt, sich erst im nächsten echten Dinge auf die Klage einzulassen, während eine bloße Gewere ihn verpflichtet, gleich auf die Klage zu antworten. Sachf. II, §. 1.

Beklaget man einen man in sine gegenwärtige umme egen oder len, dat he in rechten geweren hevet, man sal ine dedegdinget to me wesen dinge, of he sprikt: me n'is hir umme herre nicht gedegdinget. — Richtf. Landr. c. 22.

III, §. 1. Svat die man jar u. dach in rechten geweren nicht ne hevet, dar sal he tohant vore antwerden, of man ine beklaget. — Schwabensf. 202. b.

Richtf. Landr. c. 23. b: Hett er aber das eigen noch nicht besessen jar u. tag, so frag: nach dem das er es noch nicht besessen jar u. tag, ob er dafür icht sulle antworten zuhant an allerley vertzuge? das findt man.

Im Gegenfalle gegen das sonstige Wesen der rechten Gewere scheint hier der Besitz von Jahr und Tag ein absolutes, nicht bloß ein relatives proceßualisches Verrecht zu geben: denn der Beklagte hat es jedem gegenüber, nicht bloß gegen denjenigen, im Verhältnisse zu welchem er eine rechte Gewere erworben hat: es wird hier bloß auf den Besitz von Jahr und Tag gesehen, ohne weitere Distinction, von wann ab diese Zeit zu laufen beginnt.

2) Wer die rechte Gewere an einem Gute erworben hat, geht im Beweise seines Rechts jedem andern vor, weil durch das Entstehen der rechten Gewere die entgegengesetzten Rechte aufgegeben sind (Planck E. 278 ff.). Sachf. Lehn. 37. §. 3:

Svie so die rechten geweren an eneme gude hevet, die sal't mit mereme rechte behalde denne jene die der rechten gewere darvet.

Richtf. Lehn. 29. §. 7: Hedde aver dat en in geweren had ses weken u. en jar, de vrage est he des licht neger to beholdenne si, est des de here wol deme anderen bekende u. is eme ... gewert. Dat vindne.

Schwab. Lehn. 67. a: Swer die rechten gewer an einem gute hat, u. krieget mit im jeman dar an, wen sal im gezoige erteilen, u. jenem nut, der ir darbet.

Richtf. Landr. 22: nach dem du des einen bekanten heren hast, der dir nach seiner lehen war gewert hab jar u. tag, ob du das icht neher zubehalten seist, dann dirs abzugewinnen sey jener der der gewer darbet? Das findet man.

Bremer Stat. v. 1433. Ord. 5 (vgl. auch Stat. v. 1428. II. c. 28; Ord. v. 1335, 1341 bei Deirich E. 193, 240): de andere sprekt also, dat erve dar men eme umme beclaget dat se syn echdich eggen u. hebbe dat beseten jar u. dach u. hebbet an nut u. in gelde u. hebbender were an rechte bisprake, mach he des aldus vullenkomen, so is he des neghere to beholdende, den id yement van eme mochte winnen.

Urbar v. Frentzen sec. XV. bei Maurer, Marken E. 436. — Hamb. R. I, §.

Sachf. Lehn. 13. §. 4: Ene word oder enen morgen oder enen man mit die man wol behalden uppe'n hilgen jegen sinen herren onder al sine gude, of he san an enen anderen herren volget, of he 't in rechten geweren hevet.

Wenn der Mann senst noch Gut hat, für welches die Lehnseigenschaft steht, mag er diese Eigenschaft für einen einzigen Wergen u. f. w. durch seinen Eid ... dorthin" (Sommer zu dieser Stelle).

3) Wer bewiesen hat, daß er ein Gut Jahr und Tag in der Gewere gehabt hat und eine rechte Gewere behauptet¹²⁶⁾, kann die causa possessionis, z. B. daß er das Gut als Eigenthum, Pfand u. f. w. besitze, durch seinen alleinigen Eid erhärten (Albrecht, Dissert. II. p. 20 seq.). Sachf. Lehn. 13. §. 1.

Of die herre sinem manne besacet gudes, dat die man an sinen geweren hevet ses weken u. en jar na deme dat he it untving, ane des herren rechte wedersprake, al die man die rechten geweren daran geügen mach mit seven mannen, des lenes gewere steret he al ene uppe'n hilgen u. behalt dat gut ane getüch.

Statut. v. Brilen. v. 1290. §. 5 (bei Seibert, Urkundb. I. N. 434): idem emtor vel sui he-

¹²⁶⁾ Ueber den Beweis der rechten Gewere vgl. zu Note 125. 60

redes per juramentum solius manus eadem bona ... poterunt obtinere.

Münst. Priv. v. 1326. §. 45: Quicumque suum Wiebilde podet annum quiete, si voluerit probare possessionem simpliei juramento, admittetur, nisi testibus infringatur.

Ruth. Stat. 39: u. comet dan nymet binnen der tyt, dat ys ein jar u. ses wecken, de darna dan queme u. spreke en an mith rechte, deghene de dat gecoft hebbet u. beseten hevet, deme is dat nar tho behalden mit syner eygen hant over den billighen, dan et eme eyen man afgedeghedinghen moge mit recht.

Doir. Landr. 188: u. sol er dann ain swern, daz daz guot sein aigen guot sey, u. daz er dez gescezen sey, pey nuez u. pey gewer ain iar u. mer ... an alle recht ansprach, u. sullen die sechz swern, daz in daz wars wizzent sey, daz er dez guotz gescezen sey pey nuez u. pey gewer ain iar u. mer an alle recht ansprach.

Lüb. Recht (Sch) Cod. I. art. 78: finito anno et die emptor sola manu, si necesse habuerit, obtinebit.

Cod. III. art. 23 (nach der Segeburger Handschrift): kumpt dar na ansprake, so mach de koper dat mit synes eyns handt behalden vor sinen koften kopp, kan he des winkopes lude nicht hebben.

Götlar. Stat. S. 25. B. 28 f.: Weme men en eghen ansprakt, dat ime mit rechte gheghevet is, u. he dat jar u. dach hevet ghehat in sinen weren ane rechte wedersprake, dat behakt he mit sines eyns hant uppe dem sülle. We en erre up dem sülle behalden wel, ... de seal ... spreken: Dat ik dit eghen ... hebbe in mine were ghebraecht mit richteren u. mit twee ratmanne ... u. hebbe dat seder jar u. dach ... in minen weren ghehat ... dat me god also helpe u. de hilleghen. — Verm. Sachsensp. I, 43. d. 3.

Gemäß dieser Eidesformel beruft der Beklagte sich nicht allein auf den jährigen Besitz, sondern auch auf den Erwerbstitel und auf die geschehene Auflassung.

Alein doch nicht überall ist derjenige, welcher die rechte Gewere behauptet, in seinem Beweise so privilegiert; denn nach einzelnen Quellen genügt nicht die Berufung auf die Auflassung, sondern sie bildet selbst ein Stück des Beweises: Magdeb. R. v. 1261. §. 44 (v. 1304. art. 15):

des ist her nader zu behaldene mit dem richtere u. mit den schepheuen dan iz ime jeman untvuren muge.

Wichb. 22 (Rühler): Swas so man imande gibet under deme banne, besitz he da mit jar u. iac ane rechte wedersprache, daz iz he nar zu

behaldene mit gezugen mit deme richtere u. mit den schepfen, denne is ime jene emfuren muge.

Ebenso hat nach einzelnen Quellen der Verkauf auch noch seine Belohnung nachzuweisen. Richtst. Lehn. 2. §. 1: nachdem ausgesprochen ist, daß der Verkauf, welcher eine rechte Gewere behauptet, im Beweise seines Lehnsrechts einem Andern vorzuziehen, dem der Lehnsherr Lehnsrecht bekennt, folgen die Worte:

So vrage vort, wo du dine were betügen soolest. So vuidne, eues lenes gewere, dat is dat en gud di vorlegen si, notestu tügen med sessen des heren mannen; sunder eine hebende were, dat is dat du de nud dar ut borest. tügestu med soven bedderven mannen we so sin.

Dies modifizirt der Schwabensp. im Lehn. II:

U. louzent ein herre sinem man eius lehens, u. hat der man die gewer gehabene jar u. tag in seiner stiller gewer, u. mag er die gewer u. zügen so beziuge er sin lehen gen sinem herren mit einem sinem man, u. mit einem andren hiderbeu man, hat er der gewer nüt, so er er zerechte erziugen mit zwein dez herren mannen. Vgl. auch 67. a.

Ähnlich bestimmt Verm. Sachsensp. I, 43. d. 2:

Wo eyn man eyn gu ... anspricht, dat ihene mit rechte gegyent ist, u. daz lor u. tag gehabt had in seiner gewer ane rechte wedersprache, das behilt her mit sines eyns hand ... dywile her nicht len u. gewer behalt. Beluth her gewer, dy musz her selbzynde behalden; beluth her len, daz musz her selbdritte behalden.

4) Derjenige, welcher Jahr und Tag hindurch ein Gut in Gewere gehabt hat, ist sein eigener Herr und bedarf im Prozeß keiner Vertretung durch den Auctor seines Rechts; der Auctor braucht den Geweren nur Jahr und Tag hindurch in der Gewere zu verbleiben (vgl. Note 123).

Wenn zwei Vasallen, deren keiner eine rechte Gewere hat, Lehnsrecht an demselben Gute von verschiedenen Herren ansprechen, muß Jeder von ihnen sich auf seinen Lehns Herrn berufen, um von ihm vertreten zu werden und den Prozeß fortführen zu lassen; hat aber einer unter ihnen die rechte Gewere, so bedarf er keiner Vertretung, sondern steht seinem Rechte selbst vor, weil mit seiner Gewere das Lehnsrecht einer andern Person nicht verträglich ist. Ganz deutlich zeigt dies die oben benutzte Stelle Richtst. Lehn. 2. §. 1, sodann Sachsensp. II, 42. §. 1. 2:

Sve so klaget up enen anderen, he neme ime gut, dat iz jeweder ime to lene seget, seget ae t in von ten herren, iz jeweder sal sinen geweren to dinge bringen; sve gewerd werd,

de behalt; swes gewere nicht ne kumt, die verluset, of se 't beide sunder gewere (d. h. ohne rechte Gewere) auspreket u. to like mit deme gude beleut sin. Horet aver ir en ene rechte were an deme gude jar u. dach gehat ane rechte wedersprake, he ne verluset dar mede nicht, of ime sin gewere afweke dut to rechter werscap, deste he't selve vor sta na sinre rechte.

Aber diese Stelle findet sich in dieser Weise nur in einzelnen Handschriften; in andern schließt sie mit den Worten „nicht ne kumt, die verluset;“ diese letztere Redart ist der ältere Text, wie er sich auch im Verm. Sachsensp. I, 33. d. 1 und Schles. Landr. 202 findet. Nach dem ursprünglichen Texte muß also der Vassall, ohne Rücksicht darauf, ob er eine rechte Gewere oder eine bloße Gewere hat, durchaus von seinem Herrn vertreten werden. (Homeyer II, 2. S. 399. Pland S. 282 fg.) Und es gibt außerdem eine Anzahl von Stellen, nach denen derjenige, welcher nicht Eigenthum, sondern nur ein unvollständiges Recht an der Sache behauptet, trotz seiner rechten Gewere noch denjenigen als Geweren ansühnen muß, von welchem er sein Recht ableitet. Dieser Gewere braucht nur einfach anzuerkennen, daß der Besagte von ihm sein Recht erhalten habe, ohne daß es nun zwischen ihm und dem Kläger zum Streite kommen müßte (Pland S. 281 fg.); diese Vertretung ist also eine bloße Förmlichkeit, welche man vielleicht in andern Rechten fortsetzt (Pland S. 284). Es gehört hieher Richtf. Landr. 21 a. E.:

N. biddet aver umme ein recht, na deme dat he dat ... gadt in rechter hebbenden were heft, u. des levendige heren heft, est he des licht neger tho behaldene sy met syner rechten hebbende were, u. met rechter bekenntisse syner heren, wen yt en yennich ave to winnende sy met yenniger ansprake.

27: uach dem sey es kein erb eigen en ist u. dein lehen sey, ab du denn nicht neher mit deiner gewere u. mit deiner gezeugen u. mit deinem herrn mit recht zu behalten seist. Das findet man.

Magdeb. R. v. 1304. art. 35 (vgl. Weichb. bei Mühl. 50, bei Fobell 69): Beclaget ein man den anderen umme ein gut, das sin rechte eigen sie, daz iz im jener vore enthalde mit unrechte ... u. cymet jener danne vor ufte den die clage get u. seget her hadde des gutes gewere u. hadde die gewere an deme gute gehabet jar u. tac ane jemandes widersprache u. ist min rechte eins gut, her mus den geweren zu hant benumen u. brengen zu tage u. behelt mit deme geweren sin eins gut dar an, ob hes geweret als recht ist, mit deme geweren. Wirt ime aver bruch an deme geweren, jener behelt sin eigenliche gewere an deme gute. Wanne ein igslich man muz baz

behalten erbin, dan ein andir gecouft eigen oder gegeben eigen oder einsgut muge behalten.

Wenn der Gewere nicht erscheint oder die Gewerschaft abläugnet, verliert der Besitzer trotz rechter Gewere sein Zinsgut, und muß des Klägers Eigenthum nicht etwa in der Weise anerkennen, daß er das Gut von ihm als seinem Zinsherrn jetzt erhält, sondern daß er sein Recht ganz aufgeben und die Gewere an den Kläger abtreten muß¹²⁷).

Boir. Landr. 201: der Vassall soll seine rechte Gewere mit 2 Zeugen beweisen u. sol daz lehen in seins lehen herren hant bereden, wo halt der herr sey u. der hat sein lehen da mit behabt. — Vgl. auch Richtf. Lehn. 26. §. 6.

§. 40. 5) Durch den Zeitablauf von Jahr und Tag gehen alle diejenigen Rechte anderer Personen unter, welche mit dem erworbenen Rechte unvereinbar sind¹²⁸). Wird eine Gewere zu Eigenthum übertragen, so erlischt in dieser Zeit das Recht des wirklichen Eigenthümers. Verden. Stat. 102 (Puffendorf I. app. p. 110):

So wor en klaget umme Erbe, das Wickbelde sy, dat ohme bestorven sy, van sinen Oldern oder van sinen Fründen, u. will des fullenkameu de ander spreke also, dat Erve dat sy sin echtlieke egen, u. hebbe dat beseten Jahr u. Dag, u. hebbe an Nütte u. in Gelde u. in hebbender Were, ane rechte By-sprake, mag he des vullenkameu, so is he des neger tho beholden, den lidt jemand ohme mochte afgewinnen. — Bremr. Erbd. v. 1404 (Delrich S. 162). — München. Stadtr. 33. 154.

Dem widersprechen aber einzelne Bestimmungen ganz offenk. Goslar. Stat. S. 26. 3. 25 fg.:

Of en en erve vorkoft, dar he nicht an ne hedde, noch nen vormund an ne were, of he de dat kost wol lar u. dach beholden hedde in sinen weren aue ansprake, dat ne hilft ime nicht, he ue mochte des vullkomen, ... dat it mit sinem willen were, de sik dat zegen mit rechte to ten mochte. — Verm. Sachsensp. I, 44. d. 3.

Hier spricht die rechte Gewere in der That in ihren Wirkungen bereits eingeschrankt und dem ihr gegenüberstehenden materiellen Rechte eine größere Bedeutung eingeräumt zu sein¹²⁹). Dem entsprechend theilt auch

127) Ungenügend sind die Bemerkungen von Sachse, Rechtsverf. S. 213 fg. 128) Albrecht S. 98 fg. sagt, daß die dingliche Klage, welche aus der juristischen Gewere entspringt, durch die rechte Gewere unvernünftig gemacht wird; eine Auffassung, welche wir nicht theilen, da unserer Ansicht nach das entgegenstehende Recht nicht überall eine juristische Gewere ist. Pland S. 278 sagt: „daß das Dasein einer rechten Gewere jede fremde Anwartschaft an dem Gute, aus welchem Grunde sie immer entstehen werden muß, formell unzulässig macht.“ So sehr die von uns im Anze. gemachte Bestimmung. 129) Daher scheint der Versuch Albrecht's S. 163 und Sachse's S. 191, diese Stelle mit den übrigen auszugleichen, mißglückt zu sein.

das Brünner Schöffebuch (326), in welchem sich vielfache Einwirkungen des römischen Rechts finden, einen Rechtsfall genau mit:

A. verkauft dem B. ohne Auflassung ein Grundstück mit der Bestimmung das Geld an C., des A. Gläubiger, zu bezahlen; B. thut dies nicht und läßt das Gut an D. auf. Nach dem Tode des B. wird A. von C. wegen der Schuld beklagt und klagt nun selbst gegen D., welcher anno cum dimidio domum praescriptam sine impetitione tenuisset. Er klagt sich darauf, daß 1) B. den C. nicht bezahlt hat, und 2) daß nicht er selbst, A., das Gut an den Beklagten aufzulassen habe und tantum a resignatione legitime facta per verum heredem praescriptio corrât. Es wird entschieden, quod D. non tamquam heres et verus possessor, sed magis tamquam occupator domum, quam B... contra iustitiam, quod pecuniam ... non persolvit, nec per A. sibi resignata fuit, eidem D. resignaverat, minus iuste inhabitavit, nec currente vero praescriptionis tempore possedit.

Also nur derjenige solle wieder ein Gut mit der Wirkung, daß an ihm eine rechte Gewere entstehe, auflassen können, welchem es selbst vom rechtmäßigen Besitzer aufzulassen sei, — ein Ausspruch, welcher dem Wesen der Gewere nicht mehr entspricht.

Wird ein Lehnrecht constituirt, so erlischt in Jahr und Tag das Lehnrecht des wirklichen Vassallen (Mund. Stadtr. 154 und die Stellen des Albrecht S. 101). Für die Säkung sagt dies Schwab. Lehn. 25:

Ob der man gut versetztet aue dez herren hant u. ez iener in suer stillen gewer hat ein iar u. sehs wochen, daz der herre den man noch dem er ez versetztet hat, dar umbe nüt recht vertiget, so hat iener recht an der sätzeunge.

Diesemigen Rechte bleiben im Allgemeinen bestehen, welche mit dem erworbenen Rechte verträglich sind; doch sind auch hierin die Quellen wieder übereinkommend, noch consequent. Nach Culin IV, 93 (Wagb. Schöffennurth. S. 99, 3) geht das Pfandrecht, welches ohne Beschüßergabe entstanden ist, unter, wenn die Gläubiger nicht innerhalb Jahr und Tag Widerspruch erheben gegen die durch Auflassung geschehene Uebersetzung des Eigentums; nach Culin IV, 23 wird ohne Rücksicht auf die Frist von Jahr und Tag das Pfandrecht nicht berührt, wenn die Auflassung einverleedlich u. aue underscheit geschieht.

Dem in diesen Stellen ausgesprochenen Principe widerspricht es, daß das Zinsrecht bestehen bleibt, obgleich dem Käufer von dessen Wissen bei der Auflassung keine Anzeige gemacht wurde. Wagb. Schöffennurth. bei Böhme S. 114, 6 (Culin IV, 25):

vorkaufft ein man dem andirn ein erbe u. vorreicht im das vor gehegiter bank u. vorswigeit deme kauffmanne in dem kauffe ... des ierlichen cinsis der uff demselbin erbe hot gestanden u. noch stet, so sal der man sinen

ezins behalden als er den in gewere hot in dem vorkaufften erbe u. ap der kauffmann spricht, man habe im in dem kauffe des erbis den ezins nicht beuumet u. ist gekaufft ane ezins recht ... u. auch besessin habe Jar u. tag an alle ansprache, das hilff in allis nicht, sunder her sal den man ansprechen, der im das erbe vorkauffte ¹³⁰⁾.

Vgl. auch Brünner Schöffeb. 365.

Dem allgemeinen Principe widerspricht es dann wieder, daß die Leibzucht, welche der Frau bestellt ist, untergeht, wenn die Frau nach Veräußerung des Gutes Jahr und Tag hindurch schwelgt (Albrecht S. 224, R. 592). Die Erklärung dieses Satzes finde ich darin, daß die Frau die Gewere erst mit dem Tode des Mannes erhält, ebenso wie dann erst die Gewere des Erblassers an den übrigen Söhnen auf den Erben erkräft. Bei seinen Lebzeiten hat sie kein jus praesens, sondern nur die Rechte der nächsten Erben (vgl. Kraut §. 193, R. 8, 11, 12. Albrecht S. 224 fg.). Es geht daher ihr Recht ebenso verloren, wie das des Erben, wenn sie sich an ihrem Rechte verschwigt.

Albrecht (S. 283 fg.) betrachtet noch als fernere Wirkung der Gewere, daß sie Erbschaft und Folge gibt; der Beweis, daß in den Quellen, welche von der Gewere sprechen, die rechte Gewere zu verstehen sei, ist nicht alsbracht zu crachten. Vgl. auch Serber S. 18.

Die Gewere an Rechten und an einem ganzen Vermögen.

§. 41. Der Sachsenspiegel thut nur die ersten Schritte, um die Gewere auch auf Rechte anzuwenden. Gegenstand der Gewere ist dann nicht eine Sache, welche jemand besitzt, sondern ein Recht, welches er ausüben darf. Nur im Lehnrechte finden sich Anwendungen davon, indem Rechte Gegenstand der Belehnung werden. Wenngleich der Sachsenspiegel nicht ausdrücklich eine Gewere von Rechten erwähnt, so ist sie doch anzunehmen, weil kein Lehnrecht ohne Gewere besteht. Sächs. Lehn. 59, §. 3: Al len ane gewere darvet der volge; Schwab. Lehn. 96: lehen ane gewer ist nit lehen.

Aus der Lehnsfähigkeit der Rechte läßt sich daher der Schluß ziehen, in wie weit eine Gewere an ihnen möglich ist. Aufschluß darüber geben z. B. folgende Stellen:

II. F. I, §. 1: Sciendum est autem, feudum sive beneficium non nisi in rebus soli aut solo co-

¹³⁰⁾ Die Erklärung, welche Albrecht S. 104 von dieser Stelle gibt, befriedigt nicht: das Recht des Renteigläubigers trägt sich nicht auf eine juristische Gewere an der Sache, welche in Jahr und Tag untergehen konnte, sondern auf seine bestehende Gewere am Fink, welche durch Auflassung begründet ist; diese geht nicht unter durch eine rechte Gewere eines Andern an der Sache, sondern nur durch eine rechte Gewere, welche ein Aelterer am Zinsrechte erwidert.

haerentibus, aut in iis, quae inter immobilia connumerantur, veluti eum de camera aut de cavena feudum datur, posse consistere.

Henrici Reg. dipl. a. 1222 (Pertz IV. p. 248): queri fecimus, si ... aliquis teneatur ex jure ad talium concessionem sive solutionem feudorum, quae nec loco nec aliqua certitudine, nisi tantum ex camere proveantibus sunt distincta. Et super hoc ... sententia data fuit, quod ad hujusmodi feoda conferenda sive solvenda, nemo ex jure vel ex debito teneatur aliquatenus nisi quantum gratia atque voluntas propria cuilibet persuaserit in hoc facto. — Vgl. Kraut, Grunbr. §. 226. R. 3—5. 7. 10. 11.

Homeser II, 2. §. 283 fg. führt die einzelnen Rechte auf, an welchen nach dem Sachsenspiegel und den Urkunden eine Vererbung möglich ist: es sind, wie schon oft hervorgehoben ist ¹³¹⁾, Rechte, welche in der Weise sich auf Immobilien beziehen, daß sie entweder gegen die Einwohner eines bestimmten Territoriums hereditäre Befugnisse gewähren (Patronat, Gerichtsbarkeit, Vogtei u. f. w.) oder zu bestimmten Gefällen als Grundstücken oder Bezirken berechtigten (Zehnten, Grundrenten, Holzlieferungen, Zolleinkünfte, Mählsinse u. f. w.).

In diesen Fällen erscheint als Schuldner der Leistungen gewissermaßen das Grundstück oder der Bezirk, an welchem selbst eine Gewere möglich ist. Ist eine Person ohne Rücksicht auf Grundbesitz verpflichtet, so kann es keine Gewere und auch kein Lehrecht an einer derartigen Berechtigung geben. Schwab. Lehn. 99:

Kamerlehen ist nit reht lehen, daz hat ende so der herre u. der man wil. Kamerlehen ist daz, so ein herre spricht ze sinem man, leh libo dir us miner kamer ein marke oder mer, da hat der man dehein gewer an, ez ist nit reht lehen wan da der man gewer an hat.

Man blieb nicht dabei stehen, einer Person die Gewere an einzelnen Mobilien und Immobilien zuzuschreiben, sondern fasste auch das ganze Vermögen zusammen, die Immobilien und die Mobilien, welche sich auf ihnen befinden. Der Mann nimmt das Gut der Frau in seine Gewere (Sachsensp. I, 31. §. 2, vgl. mit II, 76. §. 2), der Mann steht mit der Frau in Gewere (I, 45). Aus der Gewere des Mannes, welche bloßer Besitz ist, läßt sich, wie mir scheint, die verschiedene Erbbrechtigung des Mannes mit Bezug auf Mobilien und Immobilien erklären. Anders der Mann die Mobilien in seine Gewere nimmt, gewinnt er, da es mit Willen der Frau geschieht, ein Besitztum an ihnen und erhält sie nach ihrem Tode als seine Sachen zurück. Magd. Schöffenurtheil bei Böhmke S. 141. 6:

Was dy fraue geryeythis geldis u. gatis zeu erem manne brochte, des darf nian ir nicht wedir-

gebin, wen das geld was seyn, do her is yn seyne gewere nam.

§. 144. 7: Farnde habe dy eyne frau leet noch erem tode yn eris mannis gewere, dy ist des mannis.

Wenn daher ein Theil der Mobilien nie in die Gewere des Mannes kam, sondern von der Frau ausschließlich besessen wurde, ist es ihr gestattet, über dies Gut zu verfügen, während die Dispositionen über das in der Gewere des Mannes befindliche Gut machtlos sind. Magdeb. Schöffennurth. bei Böhmke S. 152 fg.:

Hette dy frunne geryeytis gatis adir farnde habe von ir gegeben aus des mannes gewere das sal durch recht machtlos seyn. Spricht abir nu der totin frauen bruder die farnde habe yn geweren helt, das gut ... sey bey seynir swestir lebun yn eres mannes geweren ny kommen, so ist her dns gut mit seyme eyde noch der gisf nehir zeu behaldin. — Vgl. Albrecht S. 263, 264.

An den Immobilien hat er nur eine Gewere, wie sie der Verwalter oder der Lehnsvormund hat, welcher der Frau wegen die Gewere hat, um ihr die Fehle an den Herren zu verschaffen; er erlangt nur den Besitz, aber kein Besitztum, weil ihm die Güter nicht durch die Auflassung übertragen sind. Wenn daher der Mann stirbt und sein Besitz fortfällt, bleibt ihr Eigentum oder sonstiges Besitztum unverletzt bestehen, und bei ihrem Tode hat der Mann kein Erbrecht. Um ihm ein wirkliches Recht zu übertragen, bedarf es der Vergabung von Todeswegen, welche nicht bloß den Besitz — denn diesen hat er schon als Haupt der Familie —, sondern auch das Eigentum überträgt.

Die spätere Entwicklung der Gewere.

§. 42. Nachdem wir bisher aus den älteren Quellen besonders dem Sachsenspiegel und solchen Quellen, welche einzelne Sätze des Sachsenspiegels bekräftigen, oder mit ihm die allgemeine Auffassung von der Gewere gemein haben, die Rechtsverhältnisse über die Gewere zusammengestellt haben, verfolgen wir jetzt die spätere Ausbildung des Begriffs. Es bleibt uns hier nur wenig nachzutragen übrig, weil beim Eindringen des römischen Rechts die teufliche Auffassung bald den römischen Begriffen von dominium, jus in re aliena und possessio weichen muß.

a) Wir haben es oben nicht mit Sicherheit zu entscheiden gewagt, ob bei einer gewaltsamen Besetzung die Gewere bloß im Sinne von Besitz oder auch von Besitztum verloren geht (vgl. §. 31). Die spätere Quellen erklären sich offenbar dahin, daß die Gewere als Besitztum erhalten bleibt. Während das Schwab. Lehn. 42. b es dem sächsischen Lehrecht nachschreibt, daß die Gewere bei gewaltsamer Besetzung verloren geht, sagt es das Entgegengesetzte an andern Stellen.

¹³¹⁾ Dunder, Zeitschrift für deutsches Recht II. Heft I. S. 194 fg.; Bruns S. 335 fg. — Beispiele gibt Kraut §. 222.

art. 77: Ob der herre dem man sin gut verteilt mit unrechte ... u. den clager wiset af daz gut, u. im die gewer antwortet, daz schadet ienem nüt, er habo sine gewer suir sich.

99: Swem man sine gewer mit gewalte nimt, der verlinet weder gewer noch lehen, dem man och sin lehen mit gewalte nimt, der verlinet och weder lehen noch gewer.

Wair. Landr. 203: Waer aber ob iemant ains aignens oder ains lehens saezt pey nucz u. pey gewer, u. wurd er dez entwert, mit herren briesen ... oder von welchem gewalt daz geschach, daz sol dem nuschedlich sein an seiner gewer, der also entwert ist.

Vgl. auch die Stellen bei Homeyer II, 2. S. 414. Die spätern Quellen nehmen hier einen Fall der juristischen Gewere an, welchen die ältern nicht entschieden anerkennen.

Bei Mobilien ließ das ältere Recht ungewisheitig die Gewere mit dem Verluste der Sache verlieren gehen; auch hier machte sich eine veränderte Auffassung geltend. Magdeb. Schöffennurth. bei Böhme S. 152, 2:

sint dem mole das her alle sarnde habe mit syner rechtin ehesrauen ... yn seyne gewere entphangin hette ab man seyne gewere domethe gebrechin mag (vgl. eben §. 14).

b) Das spätere Recht kennt eine Gewere an allen solchen Rechten, welche durch Auflösung gegen den jetzmaligen Besitzer eines Grundstücks entstehen¹³⁷. Hier besteht eine Gewere, ohne daß der Berechtigte eine Gewere an dem Grundstück des verpflichteten Besitzers hat.

dipl. a. 1244 bei Köfer, Dsnabr. Gesch. Urk. Nr. 132: Warandiam Advocacie Ecclesie memora-
ratae.

dipl. n. 1416 (Kraut §. 86, Nr. 25): vogteye u. vogtreht uff des Gotzhauszhoß ... als wirs ... mit nutz, mit gewer n. lu stiller gewer herbracht.

Kraut §. 86, Nr. 24: die gewere, gebrauchunge u. ubunge der gerichte.

Die Vorrede zum Stiftungsbuch des Klosters St. Bernhard a. 1350 (Fontt. rer. Austr. 2. Abth. VI, p. 147) nennt selbst das Recht des teuffschen Königs am Reiche: dez reiches gewer.

Magd. Schöffennurth. bei Böhme S. 114, 6 (Culm IV, 25): sinen czins als her den in gewere hot in dem vorkaufen erbe.

Man spricht beim Zinsrechte von einer habenden were, von einer erbeigentlichen gewere. Magdeb. Fr. II, 1, 4, 5. Hamb. Stadtr. von 1270, II, 1:

¹³⁷ Ueber den Besitz an Rechten nach der Theorie der Gleifarten und Kanonisten vgl. Bruns S. 121 fa. 185 fa. 237 fa. nach teuffschem Rechte S. 328 fa. Insofern ist es unrichtig, den Besitz an Rechten nach kanonischem Rechte und die Gewere an Rechten nach teuffschem Rechte in Parallele zu stellen, weil die Gewere nicht ein bloßes Factum, sondern ein Recht ist. Vgl. auch Erber, Teuffsches Privatrecht §. 170. Anm. 4.

de den ervetins gekoft heft u. in sinen weren heft (Züb. Recht. Cod. III, art. 264).

Magdeb. Stat. 282 (Waldh S. 382): zinsgewer.

Gesl. Stat. S. 25, 3. 33 fa.: dat ik dit ghekt hebbe in mine were ghebracht u. hebbe dat seder jar u. dach ene rechte wedersprake in minen weren ghebat. — Andre Stellen s. bei Wierich S. 158. Rote 364. S. 169. Rote 402. Bruns S. 330.

Die Gewere an Rechten wird ebenso wie die Gewere bei Sachen durch den gerichtlichen Act der Auflösung begründet.

Magd. Urth. bei Böhme S. 114, 5 (Culm III, 123): keufft her ein erbe, uff dem her eine .. manne gebit u. vorreicht vor gehegittir bangk Jerlich czins czu geben.

Culm IV, 31: u. den tzyns yrem manne nicht vorreicht hot vor gehegetem dyng.

Es findet eine Einführung in den Besitz statt¹³⁸).

dipl. a. 1344 bei Seibert II, n. 692: duas marcas ... perpetui et hereditarii census contulit et in locis et coram personis, ubi hoc fuit necessarium resignavit, nosque in possessionem vel quasi juris percipiendi censum huiusmodi induxit.

dipl. bei Kraut §. 130, Nr. 46: Vendidimus novum chorum siligiis rennantiates omni juri, proprietati, possessioni et predictum dominium in dictorum bonorum corporalem possessionem admittimus ... si in futurum aliquale vexationis obstaculum in possessione predictorum reddituum u. f. w. — Kraut §. 138, 27.

Der Inhalt der Gewere kann ebenso wie bei Immobilien sehr mannichfaltig sein; gewöhnlich ist es die eigentliche Gewere, oft werden die Rechte auch zu Pfandrecht, Leibzucht, Lehen u. f. w. übertragen.

Hat die Gewere Jahr und Tag bestanden, so entfällt aus ihr eine rechte Gewere¹³⁹.

Sowie der Besitz der Sache unter Umständen einen Vorzug im Bereiche gewährt, ebenso bei Rechten die Ausübung derselben. Züb. R. Cod. III, art. 264 (Hamb. R. v. 1270, II, 1):

so is de den ervethyns in syner were heft des negher to behaldende uppe den hileghen, wo he koft sy, den eme jennich man aff to wynende sy.

Magd. Schöffennurth. bei Böhme S. 114, 6: so sal der man sinen czins bebaldden, als her den in gewere hot in dem vorkanften erbe.

Magd. Fr. II, 1, 4: Wie man zins beweisen sol, einer spricht es sey abzulösen, der nemer

¹³⁸ Ueber die Einführung in den Besitz von Rechten siehe Dunder, Zeitschr. II, 2. S. 62. Rote. Homeyer II, 2. S. 395. Bruns S. 199 fa. 330 fa. ¹³⁹ Vgl. die Stellen bei Wierich S. 158, R. 364; Bruns S. 329 fa.

spricht es sey Erbzins u. beid keine beweisung haben, sondern der neme die were hat. Hierauff sprechen wir für Recht, Mag man den zins eigenlicheit mit gericht in bezeugen u. ist der zinsforderer mit dem zins beerbt in habender were, so mus der zinsman den zins geben oder selb sibende behalten, das der zins abzulösen sey. Wil der zinsforderer des nicht leiden, so mag er u. ist neher, sein erb eigenlichen were selbsibende an dem zins zu behalten.

Während wir bisher immer davon ausgegangen sind, daß Gegenstand der Gewere die Verpflichtung der Person ist, nimmt Albrecht (S. 158 fg.) noch neben der Gewere am Zinsrecht eine Gewere am dem Grundstück an, welches der Verpflichtete besitzt, und es sind ihm hierin die Meissen gefolgt, v. B. Kuer, D. Stadtrecht von München. Einl. S. 137 fg. Bruns S. 331 fg. 335 fg., zuletzt auch Beseler, Privatrecht II. §. 95. R. 16; III. §. 190. Albrecht sagt: „Ich glaube, daß die Gewere des Rentenkaufers beides, das Forderungsrecht und die Sache, zum Gegenstande habe.“ Den Beweis, daß der Rentenkauf eine Gewere an der Sache habe, findet er besonders darin, „daß das Recht des Rentenkaufers in den am meisten charakteristischen Beziehungen dem Rechte des Gutshebers, der ein Grundstück an einen Hinterlassenen unter der Verbindlichkeit, einen Zins zu entrichten, verliehen hat, ganz gleich behandelt wird.“

Bruno, welcher ebenso wie Albrecht die Gewere am Gute wegen des Pfandungs- und Erfüllungsrechtes annimmt, sagt S. 331: „Stets aber ist die Gewere am Zins mit dieser Gewere an dem Gute so innig verbunden, daß von einem eigentlichen Besitze des Rechtes als solchen kaum die Rede sein kann.“

Da es unnötig erscheinen muß, mit Bezug auf Rechte, welche einen politischen Inhalt haben, wie Grafenschaft, Patronat, Gerichtsherrschaft, eine dergleichen Gewere an dem betreffenden Territorium anzunehmen, wie wenn die Gewere nur in einem Rechte auf einen Zins, eine Geldabgabe u. s. w. besteht, so kommt Bruno dazu, für jenen Fall eine Gewere von publicistischem Charakter zu behaupten. „Nur versteht es sich, daß, da das Recht gegen die Personen hier ein publicistisches sein soll, auch das Recht und die Gewere an der Sache nur eine publicistische, das Privatrecht der Besitzer nicht beschränkende sein kann“ (S. 336). Das Resultat seiner Ausführungen ist (S. 338), „daß der Besitz der Rechte ... stets durch den Besitz einer Sache, und zwar derjenigen, mit der das Recht objectiv dinglich verbunden war, vermittelt werden muß.“

Alle derartigen Combinationen sind unbedeutend, wenn sie nicht auf der Grundlage von Quellaussprüchen beruhen. Die Quellen sprechen aber nur von einer Gewere am Zins; da bei der Übertragung des Rechts der Zins und nicht das Grundstück aufgelassen wurde, kennen sie auch keine Gewere am Grundstück. Dies

beweist überzeugend gegen Albrecht: Dunder, Lehre von den Realasten S. 43 fg. Endlich würde eine Gewere am Grundstück mit allem demjenigen im Widerspruch stehen, was wir über die Natur der Gewere ermittelt haben. Erst wenn dem Zinsberechtigten in Folge längerer mora solvendi das Grundstück zugesprochen wird, erhält er mit dem Rechte, dasselbe zu besitzen, eine Gewere am Grundstück:

dipl. n. 1376 (bei Hess, Das Burgrecht, in den Sitzungsberichten der Wiener Acad. 1853. S. 161 fg. Nr. 16): Seint ... S. hiet chlagt um ain phunt gells verzezen dinsts hintz dem egenanten weingarten u. im als lange u. oft zwispilde dertailt wer, ... solt ich in dez ... weingarten gewaltlich machen u. an die gewer setzen. — Vgl. auch dipl. a. 1348 (a. a. D. Nr. 11).

Wenn in der That auch, wie man dies zum Theil zugeben muß¹⁾, der Rentenkauf gleiche Rechte gegen den Verpflichteten hatte, wie der Gutsheerr gegen den Hinterlassenen, so ist dies doch kein Grund, um beide Verhältnisse soweit zu identificiren, daß auch die Gewere bei ihnen einen gleichen Charakter haben müsse. Ueberdies hilft die Analogie um so weniger, als nach dem Vorigen es grade zu verneinen ist, daß der Gutsheerr, welcher sein Gut einem Zinspflichtigen aufgibt, diesem gegenüber eine Gewere behält. Wenn daher das Recht des Gutshebers, den Aufschlagszins zu erheben, zur Pfändung oder Erfassung des Hinterlassenen zu führen, keine Folge der Gewere ist, so kann der Umstand, daß der Rentenkauf gegen seinen Verpflichteten zu gleichen Maßregeln befugt ist, kein Grund sein, um auch hier eine Gewere am Grundstück zu behaupten.

c) Erst in der spätern Zeit war es möglich, daß Jemand eine Gewere an einer Sache durch die Auflassung erwirbt, ohne zugleich ein Recht auf den Besitz oder Fruchtgenuss zu haben. Hierher gehört besonders die sogenannte neuere *Sagung*, bei welcher der Besitz des Pfandes und das Recht, die Rübungen zu ziehen, beim Eigenthümer verbleibt. Erst dem diese Form des Pfandrechts gebräuchlich wurde, wußte man sich nicht mehr einfach die Frage zu beantworten, wenn man die Gewere zuschreiben solle. Man konnte annehmen, daß sie der Gläubiger habe, wenn man die neuere *Sagung* in ihren Wirkungen der alten gleichstellte; für den Eigenthümer auf der anderen Seite konnte es sprechen, daß er im Besitze und Genuße bleibe. So bedurfte es erst der Entscheidung eines obersten Gerichtes, um die Bedenken zu beseitigen. Magd. Jr. 1, 6. 8:

135) Brunfelsli, Strich I. S. 421. Das Brünner Schöffengericht, S. 117—124 und manche andere Quellen (Albrecht S. 158, R. 366) behandeln beide Verhältnisse zusammen oder neben einander. Wenn Albrecht in seiner Recension von Dunder's Buch (Arch. Jahrbücher. Jahrg. III. S. 300 fg.) aus dem abgeht, daß der Rentenkauf eine Nachbildung des gutsherrlichen Verhältnisses gewesen sei, so bleibt er doch bei dem Ueberzuehung des Rentenkaufers stehen, indem sich nur so das Pfändungs- und Erfüllungsrecht des Gläubigers erklären lasse.

Ein mann versetzt einem anderen sein Erbe vor gehegtem Dinge . . . welcher desselben besser gewere hett, der dem es versetzt . . . ist; oder jener, der es setzt, ob er nu wol blib inn dem Erb. u. ob dieser seiner besatzunge ubor Recht gehalten hat, u. denn es verkaufen wölle u. man ju von Rechts halben darein gewiesen möge, u. sich der ander veret u. doch nicht lassen wil. Hierauf sprechen wir für Recht, Wirt einem ein Erb vor Gericht gesatzet, der hat ein rechte gewere daran u. man sol ju von Rechtes wegen darein weisen, es en sey denn, das der ander die einweisung doch mit Rechte entfeden möge.

Wenn man dem Gläubiger auch hier eine Gewere zuschreiben konnte, so hatte man den ursprünglichen Begriff bereits verloren. Es ist dies die einzige mir bekannte Stelle, welche dem Gläubiger eine rechte Gewere zuschreibt, und Andere scheinen sie ihm gradezu abzuspochen:

Verm. Sachsensf. 1, 46, d. 7: Had eyner ey husz zu phande . . . vorkont her do zeins an, er her daz gud had ufgeboten u. er he daz in rechte gewer bracht had . . .

Hiernach erwirbt der Gläubiger die Gewere erst, wenn ihm die Sache vom Gerichte zugesprochen ist.

Bei der neuen Sezung wird das dingliche Recht auch ohne Besitzübergang allgemein anerkannt, weil es vor Gericht entstanden ist; bei beweglichen Sachen konnte man sich zu einer solchen Erweiterung nicht verstehen: an ihnen gibt es auch fernehin nur ein Hauspfand und der bloße Vertrag, welcher dem Gläubiger eine Sache als Pfand verspricht, wird von einem Dritten nicht respectirt.

d) Während früher eine Uebertragung von Sachenrechten nur an einzelnen Sachen möglich war, an Mobilien durch Tradition, an Immobilien durch Auflassung, konnte man in späterer Zeit auch Rechte am ganzen Vermögen aufheben lassen.

Brünner Schöffensb. 10: quod omnia bona . . . essent sibi pignori data.

Culm III, 121. 123: es gelebt Jemand eine Schuld zu bezahlen by alle syne gute.

Lacomblet Urk.-B. I. Nr. 521. dipl. a. 1189: quod . . . universum patrimonium sum . . . pro ecetum nunciis . . . impignoraverit.

Vgl. auch Albrecht S. 156. Not. 358 a. 360.

e) Um die Gewere an Immobilien als Besitzrecht zu übertragen, bedarf es keiner Auflassung mehr, sondern genügt der durch die Schrift ausgesprochene Wille. Vgl. Kraut §. 97. Nr. 78. 79.

Die Literatur über die Gewere.

§. 43. Nachdem wir unsere eigene Ansicht aus den Quellen zu entwickeln versucht haben, geben wir in einer Uebersicht die verschiedenen bisher über die Gewere

ausgestellten Ansichten durch und versuchen eine Geschichte ihrer Literatur zu geben. Weil wir auf Einzelheiten entgegenstehender Meinungen bereits in der Abhandlung selbst vielfach eingegangen sind, werden wir hier die Ansichten nur im Allgemeinen erörtern und nur auf die wichtigsten Schriften Rücksicht nehmen. Wollten wir alle ausgesprochenen Meinungen berücksichtigen, so würde dies zu weit führen, weil die Veranlassung über die Gewere sich zu erklären, bei der Behandlung verschiedener Fragen vielfach vorhanden war.

Wir gehen von demjenigen Buche aus, welches nicht blos in dieser Frage, sondern überhaupt in der geschichtlichen Behandlung des teuffchen Privatrechts eine neue Epoche gemacht hat:

Albrecht, die Gewere, als Grundlage des älteren deutschen Sachenrechts. (Königsb. 1828. 8.)

Dahingehend sich nicht leugnen läßt, daß Albrecht in mancher Beziehung keine sichere Methode befolgt, indem er seine Principien oft weniger aus den Quellen entwickelt, als durch kunstreiche Combinationen gewinnt, obgleich manche seiner Grundgedanken und einzelnen Ausführungen durch neuere Forschungen widerlegt sind, so bleibt das Buch noch immer ein unübertroffenes Muster einer rechtsgeschichtlichen Monographie, gleich ausgezeichnet durch Gelehrsamkeit und Reichthum der benutzten Quellen, wie durch Scharfsinn und tiefes Eindringen in die Rechtsanschauungen einer längst vergangenen Zeit. Das Albrecht'sche System ist unter allen das in sich consequenteste; aber Albrecht hat, um das Material, welches er vorfand, zu einem ausgebildeten und kunstreichem Gebäude zu verarbeiten, auch Vieles von dem feinen hinzugegeben, und hat die Lücken durch bedenkliche logische Conjecturen auszufüllen gesucht. Um Bedenken und Zweifelstellen, welche sich seinen Sätzen entgegenstellen, nuznißlosem dem Schine nach zu beseitigen, wendet er feine und complirte Unterfuchungen an, welche oft weniger sicher, als kunstreich sind. Die Bedeutung des Buches zeigt sich auch darin, daß die neuere Wissenschaft überall bis auf dasjenige zurückgeht, was Albrecht in diesem inhaltreichen Werke auseinandergesetzt hat, und von seinen Untersuchungen gewissermaßen erst der Anfang einer Dogmatik des teuffchen Rechts datirt. Die Mängel haben wir aus Rechnung der erst beginnenden teuffchen Rechtsgeschichte und der enormen Schwierigkeit zu sehen, ein bisher noch fast gar nicht betretenes Feld fruchtbar anzubauen; sie scheinen mir besonders nach zwei Seiten hin zu liegen:

1) Albrecht sucht überall ein einheitliches System zu gewinnen und läßt sich darum versähen, dasjenige, was er in einer späteren Quelle findet, auch für die ältere Zeit anzunehmen oder einander widersprechende Quellen durch eine künstliche Interpretation mit einander auszugleichen, statt unbefangenen die einzelnen Quellen für sich und im Zusammenhange zu prüfen. Da er die Zeiten nicht von einander sendert, erhalten wir keine Entwicklung des Instituts.

2) Weil nach Albrecht die Gewere „die Grundlage des älteren Sachenrechts“ ist, welche ihren Ein-

Digitized by Google

Klage mit sich führt, und wo jene fehlt, nur eine persönliche Klage stattfinden kann" (S. 97). Den ersten Satz haben wir zugegeben; der zweite ist geradezu unrichtig: der nächste Erbe, ohne dessen Genehmigung ein Grundstück veräußert wurde, der Lehnsherr, ohne dessen Erlaubniß der Vasall ein Gut verpfändet, verkauft u. s. w., hat eine dingliche Klage, aber keine Gewere.

Nachdem dann Albrecht die rechte Gewere S. 99 ff. behandelt hat, in welcher Partie wir ihm fast überall bestimmen müssen, charakterisirt er am Schlusse des allgem. Theils (S. 125) die Gewere folgendermaßen: „Gewere ist dasjenige, was einem Verhältniß der Person zur Sache — dingliche Wirksamkeit, d. h. eine dingliche Klage, oder Sicherheit gegen die dingliche Klage eines andern gibt; wenn die Gewere fehlt, dessen Interesse kann nur noch persönliche, obligatorische Wirksamkeit haben.“

In dem besonderen Theile hat Albrecht die Wirkung der Gewere bei den einzelnen Rechtsinstituten untersucht und diese selbst in ihrem Zusammenhange dargestellt. Er handelt vom Pfandrechte, Rentenkaufo, dem Erbrecht, Leihdinge, der treuen Hand (Solmannen, Lehnsträger), der Vermundenschaft (eheliches Gutrecht), dem Lehn- und Vorkauf. Alle diese Institute sind auf eine eingehende und die Wissenschaft wahrhaft fördernde Weise behandelt worden, so daß eine neue Untersuchung immer wieder von Albrecht auszugehen hat. Aber den Versuch bei diesen Instituten die Gewere überall in den Vordergrund zu stellen, sie da anzunehmen, wo die im allgemeinen Theile aufgestellten Sätze sie zu fordern scheinen, oder aus der Gewere neue, aus den Quellen selbst nicht zu begründende Consequenzen zu gewinnen, müssen wir als vergeblich bezeichnen. Albrecht listet in der That eine Darlegung des Pfandrechts, Rentenkaufo, Erbvertrags u. s. w., aber nicht eine den Quellen getreu angepaßte Untersuchung, wie sich die Gewere bei diesen Rechtsinstituten äußert.

§. 44. Dem Albrecht'schen Buche folgten erst nach mehr als 10 Jahren Forschungen, welche das Thema von Neuem aufnahmen, seine Resultate prüften und fortzubilden versuchten. Zuerst ist eine Arbeit von Gaupp zu nennen: „Kritische Untersuchungen über die Gewere des deutschen Rechts“ in der Zeitschr. für deutsches Recht I. S. 86—143. Nur der erste Theil der Arbeit ist erschienen; grade seine Ansicht über die schwierigsten Fragen hat der Verf. nicht publicirt. So fehlen die Untersuchungen über die rechte Gewere und über die verschiedenen Arten der Gewere (Eigens-, Lebens-, Leihdinge-, Säkungsgewere u. s. w.), welche auf S. 99 angekündigt sind. Gaupp behandelt nach einer Einleitung nur die rechte und ideelle Gewere, welchen letzteren Terminus er für Albrecht's lucifische Gewere setzt, aus Besorgniß, sie könnte mit dem römischen juristischen Besitze verwechselt werden. Obgleich Gaupp vor der unmotivirten Uebersetzung römischer Begriffe auf das teutsche Recht warnt, hat er sich von derselben doch nicht überall fern gehalten, obgleich er S. 96 auf die abweichende Behandlung der dinglichen und person-

lichen Rechte nach römischem und nach teutschem Rechte aufmerksam macht, stellt er, wo es sich um einzelne Anwendungen handelt, dieselben ganz ebenso, wie im römischen Rechte einander gegenüber. Allein Commodat, Depositum sind nach teutschem Rechte keine persönlichen, sondern dingliche Rechte, indem sie auf den Commodatar, Depositär die Herrschaft über die Sache und die dingliche Klage übertragen.

Der größte Theil seiner Arbeit bezieht sich auf die Verfolgung des Eigentums an beweglichen Sachen. Der Kern seiner Ansicht über die juristische Gewere erweist in §. 8. und §. 9 (S. 106—111) enthalten. Er wirft es Albrecht vor, daß er unter Gewere das dingliche Klagerecht, nicht das dingliche Recht selbst verstehe; da das Klagerecht aus dem Rechte selbst entspringe, so sei Gewere das dingliche Recht selbst. Doch fügt er selbst eine wohlgegründete Modifikation hinzu: „Ich behaupte keineswegs, daß in jedem Falle demjenigen, der ein Recht an einer Sache ohne factischen Besitz derselben hatte, noch eine Gewere zugeschrieben worden sei.“ Seine Ansicht geht vielmehr nur dahin, daß dann, wenn Jemandem, der nicht factisch besitzt, eine Gewere an einer Sache zugeschrieben wird, hinterher eben nur sein Recht an derselben zu verlieren sei.“

So weit können wir uns mit Gaupp für einverstanden erklären; wir gewinnen damit weiter Nichts, als ein neues, unsicheres Wort. Bei dem Ausdrucke dingliches Recht haben wir uns gewöhnt, an das römische jus in re zu denken; hier ist es das Recht des Nichtbesitzens an einer Sache, welches sich durch seine Aeußerung äußert. Es kommt die Ansicht Gaupp's im Wesentlichen auf die Albrecht'sche hinaus, nur daß er statt Alagrecht — Recht setzt.

Aber im weiteren Verlaufe finden sich auch bedenkliche Stellen. Während Albrecht, mit den Quellen im Einklange, dem Eigentümer, welcher eine bewegliche Sache durch Vertrag auf einen Andern überträgt, keine Gewere zuschreibt, weil er auch keine dingliche Klage hat, äußert sich Gaupp S. 121 ff. darüber folgendermaßen: „Ich will gern zugeben, daß ein alter Schöff, sich hier bei den materiellen Werthinn von Gewere haltend, die Möglichkeit zwei solcher rechtmäßigen Geweren an derselben beweglichen Sache in Zweifel gezogen, folglich die obige Frage (ob der Eigentümer die Gewere behalte) verneint haben würde. Wenn man sich jedoch über den Sinn der von mir sogenannten ideellen Gewere verständig, und darunter eben nur ein Recht an der Sache versteht, so scheint mir, daß die obige Frage durchaus nur bejaht werden könne.“ Allein ich frage: worauf kommt es an, um zu bestimmen, ob ein Verhältniß als Gewere gelte oder nicht? darauf, ob dies Verhältniß sich unter den allgemeinen Begriff subsumiren läßt, den Jemand in unserem Jahrhundert und zwar willkürlich aufstellt, oder auf dasjenige, was zur Zeit, in welcher die Gewere ein wirklich praktischer, lebenswährender Begriff war, die Ansicht der rechtskundigen Männer war? Daß eine streng wissenschaftliche Forschung es nur mit dem

alten, überlieferten Rechtsstoffe und nicht mit einem neu erfundenen Begriffe zu thun hat, welcher mit der Uebersetzung im Widerspruch steht, wird jetzt Niemand zu bezweifeln geneigt sein.

Darauf erschienen mehrere Aufsätze von Brackenhöft, zuerst „über die sogenannte juristische Gewere an Immobilien“ in der Zeitschr. f. deutsch. Recht III. Heft 1. S. 1—39. Diese Abhandlung, welche den Versuch macht, die Albrecht'schen Ausführungen zu kritisiren, ist von sehr wenig beachtet worden und hat keinen Einfluß auf die Entwicklung der Lehre von der Gewere erlangt. Sie verdient auch dieses Schicksal: denn der Verfasser macht in einer fast unverständlichen Sprache mit größter Freiheit und Ungebundenheit Excursse über die Gewere, ohne sich strenge an die Quellen zu halten oder nur überhaupt eine Regel in der Methode seiner Untersuchung zu befolgen. In der wilden, unzusammenhängendsten Weise folgen einzelne Bemerkungen, ohne zu einem Ganzen verarbeitet zu sein. Er will keine andere Gewere anerkennen, als die Gemeine, hebbende, und die rechte Gewere, d. h. die Gewere, welche in dem Rechte über eine Sache zu herrschen besteht und seiner Vertretung durch einen Auctor bedarf; daß sie Jahr und Tag hindurch ausgeübt worden sei, ist nach ihm nicht erforderlich.

Es würde zu weit führen, wenn wir des Verf. paradoxen Ansicht entwickeln und widerlegen wollten. Sodann hat Brackenhöft in einem zweiten Aufsatze „über die juristische Gewere an Mobilien“, Zeitschrift für deutsch. R. V. S. 133—181 den Bereich zu fähren übernommen, daß es keine juristische Gewere an Mobilien gebe, worin er dem Resultate nach entschieden Recht hat¹³⁸).

Hommer hatte in seinen Ausgaben des Sachsenspiegels und der übrigen Rechtsbücher in den Glossarien die verschiedenen Bedeutungen, welche die Gewere in den Rechtsbüchern hat, zusammengestellt und sich schon im J. 1827 kurz über das Wesen der Gewere erklärt (Zachrbücher für wissenschaftl. Kritik. 1827. Sept. S. 1320 fg.). Daraus behandelt er ausführlicher die Gewere in seinem Systeme des Lehrrechts der sächsischen Rechtsbücher (Sachsensp. II. 2. 1846) §. 33. 34. Es liegt ein Hauptverdienst dieser Ausführung darin, daß sie sich strenge an die Quellen hält und alle vorstehenden Resultate oder unsicheren Hypothesen vermeidet. Daß das Resultat selbst nicht völlig befriedigt, liegt zum größten Theil an der Mangelhaftigkeit der Quellen. Jedenfalls ist es für die Wissenschaft wichtiger, daß sichere unbestreitbare Sätze aus den Quellen gewonnen werden, selbst wenn sie unser Streben nach einem einheitlichen Systeme und nach einer auf Principien zurückgeführten Erkenntniß des alten Rechts nicht befriedigen, als wenn uns einheitlichere; in sich consequente und systematische Sätze vorgegetragen werden, deren Beweis nicht geliefert wird oder deren Unrichtigkeit sich

gradezu mit leichter Mühe darthun läßt. Ein weiterer Fortschritt in der Methode liegt darin, daß Hommer die Quellen streng sondert, indem er sich hauptsächlich an die sächsischen Rechtsbücher anschließt und dann nachträglich dasjenige beibringt, was sich aus späteren oder abweichenden Quellen ergibt. Im Ganzen halten wir die von Hommer für das Lehrrecht erriethenen Sätze auch im Allgemeinen für richtig, und haben, wo wir über Einzelheiten von ihm abweichen, es an den betreffenden Stellen erklärt. Hommer erklärt die Gewere zunächst als „das jus possidendi besien, der die Sache wirklich inne hat“, sodann auch als „das vom Innehaben getrennte Recht zum Besitze“ (S. 420. 421¹³⁹).

Kraut, die Vormundschaft nach den Grundsätzen des deutschen Rechts. II. S. 346—351, steht im Ganzen auf dem Standpunkte Albrecht's: die Gewere ist „das durch den Richter geschützte Recht an einer Sache. Dieser Schutz wird ertheilt jedem Besitzer derselben, d. h. jedem, der sie körperlich inne hat, schon als solchem, einerlei aus welchem Grunde er besitzt, außer dem Besitzer aber nur dem, der eine Sache gerührt hat und dem, welchem eine Sache gerichtlich aufgegeben ist, auch schon vor Ergreifung des Besizes.“ Hiergegen hat Bruns unabweislich bewiesen, daß es keinen selbständigen Schutz des Besizes, sondern nur einen Schutz des Rechts zu besetzen gibt.

Darauf hat Sandhaas in electifischer und durchaus unselbständiger Weise die Lehre zu bearbeiten versucht: Germanistische Abhandlungen 1852. 2te Abhandlung. S. 81—162. Selbständiges Quellenstudium und eigene Arbeit vermischt man durchweg. Die Citate aus den Quellen sind unzweifelhaft aus den Arbeiten anderer Verfasser compilirt, wobei fast überall nach den älteren schlechteren Ausgaben eintret wird (Verm. Sachsensp. nach Böhm, Gesell. Stat. nach Leibnitz, Boier. Landr. nach Heumann u. s. w.); die eigene Ansicht des Verf. trägt weniger dazu bei, Licht über das Wesen der Gewere zu verbreiten, als die juristische Terminologie bis zur Sprachverwirrung zu verbreiten. Wer sich derartige Metamorphosen mit Begriffen und Worten gestattet, dem kann es nicht schwer werden, jedes Resultat, welches er wünscht, mit hülfreichem Selbstvertrauen aus dem gegebenen Stoffe zu gewinnen; für ihn bedarf es

138) Nur in der Note erwähne ich einer Abhandlung von Trummer: Das Recht der Gewere, in seinen Beiträgen über d. m. b. v. Erscheinungen in der d. m. b. v. Geschichte II, 7. 1848. S. 177—252; sie geräth nicht eben sehr durch geschmacklose Breite und Willkürlichkeit, als durch den Mangel an Inhalt und Resultaten aus. Nur zum kleinsten Theil handelt Trummer von der Gewere: Die Begriffe Besiz, Eigentum, Eigentumsfrage, seien dem deutschen Rechte fremd gewesen; statt dessen habe es seine Gewere gehabt: ut sinei werei, in sinen werei habe allerdings häufig auch eine locale Begrenzung, sei jedoch die eigentliche Bezeichnung für das Recht, eine Sache zu veräußern, ohne Begrenzung auf eine locale Thatsache. Dies ist der wesentliche Inhalt seiner Ansicht, welche er nur mit Bezug auf das bambergsche Recht ausführt, ohne den Rechtsbegriff — trotz aller scheinbaren Genauigkeit — auch nur oberflächlich zu analysiren.

139) Außerdem hat Brackenhöft in den Heft. 1. Jahrb. 1854. S. 49—59 die Schriften von Sandhaas und Serber über die Gewere rezensirt.

seiner strengen, allgemein überzeugenden Beweise¹⁴⁰⁾. Seine Grundansicht ist: „Gewere, auch juristische Gewere, ist jündlich Besitz und zwar nicht bloß in dem Falle der Gewere durch Stellvertretung —, sondern nicht minder in allen anderen Fällen der jurist. Gewere. — Gewere, hebende wie juristische, bedeutet sodann aber auch — dingliche Berechtigung“ (S. 94). „Ohne Besitz wird kein dingliches Recht übertragen, nur den Besitz der Sache aufgibt, verzichtet eben damit auf sein dingliches Recht“ (S. 102). Aber gleich darauf mobilisiert er diese Paradoxon: es gehe „mit dem Aufgeben des Besitzes auch das dingliche Recht (oder doch Klagrecht) verloren.“ Durch dieses „oder“ sucht der Verfasser den Irrthum zu verdecken: „dingliches Recht oder dingliches Klagrecht!“ Als ob wir beides identifizieren dürfen, ob der Eigentümers, welcher die Sache tradirte und mit der Tradition sein Vinдикаtionsrecht aufgab, zugleich sein Eigentum verloren hätte!

Nun muß aber Sandhaas doch eingestehen, daß es auch Fälle gibt, in welchen derjenige, welcher seinen Besitz überträgt, die dingliche Berechtigung behält, oder in welchen das dingliche Recht ohne den Besitz übertragen wird (S. 115). Statt sich in Folge dieser Einsicht von der Unrichtigkeit seiner Theorie zu überzeugen, wird ein neuer Ausweg versucht: „Fast man nun freilich die jurist. Gewere auf als einen Gegenstand des Besitzes, so weiß ich nicht, wie man die hier in Rede stehende Schwierigkeit lösen soll. Dürfte man dagegen die juristische Gewere auffassen als Besitz, so wären offenbar alle Umstände gehoben“ (1) (S. 117). Nach der Ansicht des Verfassers bedeutet Gewere nicht etwa an einzelnen Stellen „Besitz“, an anderen „dingliches Recht“, sondern diese beiden Begriffe werden mit einander identifiziert. Man ersieht vor derartigen Verwirrungen! Um zu beweisen, daß auch die juristische Gewere Besitz sei, konnte der gewöhnliche Begriff von Gewere nicht ausreichen; der Verf. konstruirt ihn also auf originelle Weise soweit als möglich, damit unter ihm alle Fälle der Gewere gebracht werden können: „die evidenteste Form des Besitzes ist Detention des Besitzers in Selbstperson. Aber die evidenteste ist deshalb keineswegs die einzige Form, in der jene Möglichkeit auftritt, dieselbe ist möglicherweise begründet auch ohne körperliches Innehaben, auch ohne Detention in eigener Person und überall, wo dies wirklich der Fall ist, muß daher nicht minder Besitz anerkannt werden, als da, wo der Besitzer selber unmittelbarer Detentor der Sache ist“ (S. 127). Aber der Verfasser geht noch weiter (S. 128 fg.). Auch da, wo jede factische Möglichkeit auf die Sache einzuwirken fehlt, soll Besitz vorhanden sein und werden die Wirkungen des Besitzes angenommen. So hat der Erbe und auch derjenige den Besitz, welcher ihn widerrechtlich durch Handlungen eines Dritten verlor. Und umgekehrt: „sowie Besitz entfallen

kann auch ohne corporalis possessio, sobald die thatsächliche Möglichkeit der ausschließlichen Beherrschung der Sache in anderer Weise gegeben ist, so muß mit dieser Möglichkeit auch der Besitz aufhören, trotz der Fortdauer der körperlichen Innehabung:“ so verliert z. B. der Detentor seinen Besitz durch den alleinigen Widerspruch, welcher ihm das Besitztum aberkennt (S. 15). Gewere bedeutet auch dingliche Berechtigung da, „wo diese mit Besitz, reallem oder doch ideellem verbunden ist“ (S. 150). Statt sich an die Quellen zu halten und deren Aussprüche auf unsere herkömmliche Terminologie zurückzuführen, beobachtet der Verf. gerade das umgekehrte Verfahren: er substituirt dem alten Worte „Gewere“ überall das neuere „Besitz“. Weit davon entfernt zu beweisen, daß beide Worte dasselbe bezeichnen, genügt es ihm, dem Worte „Besitz“ gegen jeden Sprachgebrauch und alles bisherige juristische Denken einen so weiten Begriff zu geben, daß in ihn jede Bemerkung über die Gewere hineinpaßt¹⁴¹⁾.

§. 45. Gegenüber diesen kritischen Phantasien leidet Gerber wider den Weg quellenmäßiger Untersuchung und streiftiger Methode. Ohne die Ansicht Gerber's, welche er schon in der ersten Auflage seines Systems des deutschen Privatrechts 1848 ausgesprochen und in den späteren etwas modifizirt hatte, theilen zu wollen, werden wir doch der Methode seiner Untersuchung in dem Aussatze: „über die Gewere in den deutschrechtlichen Quellen des Mittelalters“ (Zeitschr. für Civ. R. u. Proc. R. F. XI. S. 1 — 54. 1851) die gebührende Anerkennung nicht verlagern dürfen. Er ist nach Homeyer der einzige, welcher sich strenge an die Quellen anschließt. Gerber geht die einzelnen Rechtsbücher durch und untersucht, welche Bedeutungen das Wort Gewere habe; ebenso wie Homeyer und wir, findet er die Bedeutungen Besitz und Recht zu belegen. In Betreff des Wesens der Gewere weicht seine Ansicht von allen früheren auf das Entschiedenste ab; er erklärt sie für etwas Formelles; jeder Versuch, Rechtsätze über die Gewere aufzustellen, sei verfehlt.

Das mittelalterliche Recht hat noch keine juristische Herrschaft über die Mannichfaltigkeit der Rechtsinstitute gewonnen. Es begnügt sich, das Recht realisiert zu sehen in der formellen Anerkennung von thatsächlichen Zuständen, von Rechtsverhältnissen, wie sie durch den Willen des Interessenten ohne den Gedanken ihres juristischen Charakters im Leben begründet werden, eigen, len, tinsunt, morgengabe, gerade. Statt nun aus jedem dieser Verhältnisse einen individuellen Rechtsbegriff zu formuliren, der in sich selbst das Gepräge seiner allgemeinen juristischen Natur trägt, greift er, indem er nach einem juristischen Ausdrucke ringt, zu dem Begriffe der gewere, der ihm diese Ansicht erspart und dem fraglichen Verhältnisse den juristischen

140) Eine strenge, aber keineswegs ungerechte Kritik der Abhandlung gibt Gerber S. 49 — 51.

141) Gegen die Sätze, welche Walter in der deutschen Rechtsgelehrte S. 493 — 495 aufstellt, läßt sich nicht viel einwenden: sie sind aber immer nur fremde Forschungen entnommen oder bilden bei einer von äußerlicher Betrachtung Rechen, selbst durch sie die Wissenschaft nicht gefördert wird.

Stoff äußerlich beinfect (1). — Das Resultat ist dies, daß die gewere in den Rechtsbüchern nur etwas Formelles ist, und daß jeder Versuch an diese bloße mittelalterliche Formulierung des Sachrechts materielle Rechtsprincipien anzuknüpfen, von dem herin als ein Irrthum erscheinen muß" (S. 23. 24.).

Diese Auffassung der Gewere hängt mit der Grundansicht Gerber's vom deutschen Recht überhaupt zusammen, welche er sehr häufig ausgesprochen, aber — unserer Meinung nach — nirgends in überzeugender Weise begründet hat¹¹⁹⁾.

142) Ich führe noch einige Stellen aus seinen Schriften an, in denen sich diese Ansicht wiederfindet: System des deutschen Privatrechts. 5. Aufl. 1835. Borr. S. XX. XXI.: „Die Bildungsform des deutschen Rechts war in der Regel die, daß seine Principien in der Gestalt von Rechten im subjectiven Sinne hervortraten. — Fast alle rechtlichen Bestimmungen schlossen sich an ein Substrat, Individuelles an; das Allgemeine im Rechte findet seinen andern Ausdruck, als die in allen Gegenden Deutschlands übereinstimmende Sitte, welche zur Erzeugung und Wiederholung jener individuellen Zustände eine gleichmäßige Veranlassung gab.“

Bgl. auch S. 138. S. 230. — Ueber die Gewere §. 71.: „Im mittelalterlichen Rechtsleben Deutschlands waren also Formen der bürgerlichen Rechtsprincipien in fortwährender Übung. — Reell blieb dieselbe Übung ohne Erkenntniß der inneren juristischen Natur dieser Rechtsinstitute; ihrer Anwendung jedoch bewußt und bestand in der äußeren rechtlichen Anerkennung factischer Zustände, wie sie der tägliche Verkehr nach der Mannichfaltigkeit der Bedürfnisse hervorbringt. Jene Rechte waren nicht als selbständige Institute mit bestimmten Inhalten und feststehenden Principien anerkannt, welche unverändert derselben blieben, trotz der unendlichen Mannichfaltigkeit der ihnen möglicher Weise zu Grunde liegenden thatsächlichen Verhältnisse; vielmehr erschienen die letzteren, weil sie der sinnlichen Auffassung das Richtige sind, auch als das Bestimmte, das Zureichende dagegen als etwas nur Formelles, das erst durch jene seinen Inhalt empfangt (1). So war die Bestimmung jener Rechte der Zulässigkeit der factischen Befriedigung des Verkehrs prärogativ; sie waren keine abgeleiteten unabänderlichen Rechtsbegriffe, sondern nur die immer in ähnlicher Weise wiederkehrenden rechtlich gesicherten Abstraktionen; das Zureichende erschien nur als eine äußere Form, die sich den verschiedensten Zuständen anpaßte, um ihnen die rechtliche Beglaubigung zu gewähren. — Die Gewere ist — die formelle rechtliche Substanz, welche zu einem thatsächlichen Verhältnisse der angegebenen Art hinzutritt, um es als ein rechtlich zu schützendes zu bezeichnen.“ — §. 72. Die Gewere ist etwas kein Gewerliches, alles materiellen Inhalts Entbehrendes, .. und es lag in der Regel kein Bedürfnis vor, dem wirklichen materiellen Substrat der Gewere, dem Rechtsverhältnisse, eine besondere juristische Natur abzugewinnen.“ — Bgl. Johann §. 29 und „über den Begriff der Autonomie“ (Wied. für civil. Praxis XXXVII. Heft 1. S. 39): „Ueberhaupt ist im Mittelalter kein Zug nach einer Formulierung des Rechts zu Rechtssätzen erkennbar. Das Recht jener Zeit war noch innig verbunden mit der Sitte und offenbarte sich jenseit nur in einzelnen festen Handlungen. — Der Inhalt derselben war meistens — nicht in festen ein rechtlicher, als er lediglich die Natur der Ausübung eines Sachverhältnisses und der wirklichen Bestimmung entgegenstehenden Rechtsinstituts gebildet hätte, sondern war noch jenseit klärende Zusätze, die sich höchstens als ein in den sozialen und sittlichen Zuständen der Zeit liegendes Motiv erschauen läßt und seine juristische Form immer erst durch die Fiktion in einem einzelnen verbindlichen Rechtsgesetze erwarbt.“ Die Anerkennung, welche in Betreff von Rechtsverhältnissen getroffen wird, „ist nun zwar überall eine gleiche oder wenigstens ähnliche, aber die Rechtigkeit selbst nicht sowohl auf die Gemeinschaft als entwickelte Rechtswissenschaft, als vielmehr nur auf eine Uebereinstimmung in der Sitte und in den sozialen Grund-

Verlegen wir seine eben mitgetheilte Ansicht in ihre einzelnen Bestandtheile, so erhalten wir folgende Sätze:

1) Das deutsche Recht gewährt den einzelnen Rechtsverhältnissen, wie sie durch den Willen der Interessenten begründet sind, die formelle Anerkennung.

2) Es formulirt nicht aus den einzelnen thatsächlichen Verhältnissen Rechtsbegriffe und Rechtsinstitute, sondern mißt den einzelnen Verhältnissen den juristischen Stoff äußerlich bei, indem es sie mit dem Charakter der Gewere beledet.

3) Es kennt „keine abgeleiteten, unabänderlichen Rechtsbegriffe, sondern nur immer in ähnlicher Weise wiederkehrende, rechtliche Thatsachen.“

4) Die Gewere ist etwas Formelles, an welches sich keine materiellen Rechtsprincipien anknüpfen lassen.

1) Wir gestehen, daß es es nicht klar geworden ist, wie sich Gerber die Stellung der thatsächlichen Verhältnisse zu dem juristischen Fluidum der Gewere denkt. Was soll es heißen, daß das deutsche Recht den einzelnen thatsächlichen Verhältnissen nur die formelle Anerkennung gibt? Verstehen wir darunter, daß es den Willen der Parteien, wie sich derselbe im einzelnen Falle ausspricht, aufrecht erhält, so ist dies ein unbestreitbarer Satz, weil das deutsche Recht der sogenannten Privatautonomie der Parteien einen sehr großen Spielraum gewährt. Aber sollen denn wirklich alle factuerichtigen Verhältnisse bloß aus dem souverainen Willen der Einzelnen beruhen, soll es nicht auch einen Bereich durch das objective Recht vorgezeichneten allgemeinen Begriff geben, unter welchem das einzelne individuelle Verhältniß fällt, dessen concrete Erscheinung es ist. Gerber scheint das Gegentheil anzunehmen, wenn er Ehen, Lehen, Gerate, Morgengabe u. s. w. als solche thatsächliche Verhältnisse bezeichnet. Allein wenn eine Frau nach dem Tode ihres Mannes die Gerate seht, thut sie dies nicht auf Grund eines bloßen Vertrages, welcher bei Eingebung der Ehe abgeschlossen wurde, nicht in Folge eines Rechtsgeschäfts, welches unter keine gesetzliche Norm des positiven Rechts fällt, sondern in Folge eines Rechtsfactes, welcher ihr das Erbrecht an gewissen Sachen des gemeinschaftlichen Mobilienvermögens ertheilt. Das Eigenthum ist kein Rechtsverhältniß, welches durch den Willen der Interessenten ohne Gedanken seines juristischen Charakters begründet wird, sondern es ist ein Recht, welches in seiner von den

lagen des Lebens.“ — Dagegen hat sich schon Maurer, Krit. Literatur N. 2. S. 236 erklärt: „Im Gewohnheitsrechte des Mittelalters ist die Festigkeit der einzelnen Rechtssätze darum nicht minder vorhanden, weil ihnen Unverwundlichkeit und ohne Ausrufen über ihr Bestehen und Festhalten nachdrückt wurde. Eine gegenwärtige Annahme würde den Begriff des Gewohnheitsrechts leicht aufheben, dessen wesentliche Merkmal ja gerade in der Unmittelbarkeit und Unverwundlichkeit des Rechtssatzes zu suchen ist.“ — Gerber in Schletter's Zeitschrift I. S. 99: „Während das heutige römische Recht aus einer Summe abstracter Rechtsregeln besteht, enthält das deutsche Recht verhältnißmäßig nur wenige selbständige Rechtsinstitute und Rechtssätze. Den Hauptbestandtheil bildet vielmehr die Schilderung einer Summe von Rechtsverhältnissen, welche aus dem deutschen Volksleben erwachsen sind.“

übrigen Sachrechten genau geschiedenen Individualität allgemein anerkannt ist. — Ferner wenn ein Mann seiner Frau bei Eingehung der Ehe eine Morgengabe bestell, so bedarf es keiner Auseinandersetzung, welches Recht er ihr schon jetzt ertheile und welches Recht sie nach seinem Tode erhalten solle, sondern es genügt der Wille, eine Morgengabe zu bestellen; die Befugnis der Frau ergibt sich aus dem objectiven Rechte, welches für das Institut der Morgengabe feststeht.

2) Wir müssen es daher bestritten, daß dem deutschen Rechte individuelle Rechtsbegriffe gefehlt hätten. Würden wir die Behauptung Gerber's auf die Spitze treiben, so hieße dies: die Deutschen hätten überhaupt gar kein objectives Recht, sondern nur einzelne Rechtsverhältnisse, welche so, wie sie der Einzelne begründet hatte, auch von der Gesamtheit geschützt wurden¹⁴³⁾. Wie wäre es dann aber dem Verfasser des Sachen-Spiegels möglich gewesen, sein Buch zu schreiben? Seine Ansicht ist es, Sätze aufzustellen, welche den Charakter der Nothwendigkeit in sich tragen und allgemein anerkannt sind. Fast jede einzelne Rechtsquelle im engeren Sinne scheint in jedem einzigen Satze den Gegenbeweis gegen Gerber's Ansicht zu liefern¹⁴⁴⁾.

Wie wir es und aber denken sollten, daß die Gewere dem thatsächlichen Verhältnisse den juristischen Stempel aufdrückt, daß die Gewere zum thatsächlichen Verhältnisse hinzukommt, ihm äußerlich beigezeichnet wird, darüber läßt uns der Verf. völlig im Unklaren. Es ist für uns eine derartige äußerliche Bezeichnung des Juristischen zum rein Factischen in der Weise, daß daraus ein Recht entsteht, ebenso undenkbar für den Fall der Gewere, wie für jeden anderen Fall. Wir könnten fragen, wer hat die Gewere erfunden, wer mischt die Gewere dem thatsächlichen Verhältnisse bei? Bevor die Gewere aufgeschaltet wurde, hätte es dann an jedem Rechte gefehlt. Denn die Begriffe Eigenthum, Leihzucht, Lehen u. s. w. entwickelten sich schon sehr frühe, es bekanden schon zur Zeit der ältesten Rechtsquellen Rechtsverhältnisse und Rechtsbegriffe, aber die Gewere tritt erst spät in das Recht ein und wir sehen nicht, daß sie die Auffassung der einzelnen Rechte geändert hätte. Es ist also Gewere nur ein neues, zum Bedürfnisse geordnetes Wort für einen Begriff, welcher dem früheren Rechte bereits immanent war. Und wenn wirklich die Gewere das juristische Bindum sein sollte, welche das Factum zum Rechte macht, wie kam der Germane überhaupt dazu, gerade mit diesem Worte auch die Detention zu bezeichnen? In dieser Bedeutung erkennt doch die Gewere kein Jus als Factum an, sondern es bleibt immer beim Factum.

3) Wenn dieselben factischen Verhältnisse immer wieder vorkommen und in derselben Weise rechtlich gesichert sind, hören sie allmählig auf, bloße Thatsachen zu sein und werden die äußeren Erscheinungen des

Rechtsbegriffes. Es bildet sich allmählig aus demjenigen, was gewöhnlich geschah, ein Rechtsfact.

4) Endlich wenn die Gewere weiter Nichts, als die Bezeichnung dafür ist, daß wir es mit einem rechtlichen Verhältnisse zu thun haben, so ist gar kein Grund vorhanden, die Gewere bloß auf das Sachrecht zu beschränken, sie könnte jedem factischen Verhältnisse den rechtlichen Stempel verleihen. Es bleibt dann noch die Frage übrig, warum man bei einzelnen sachrechtlichen Verhältnissen der Gewere gedachte, bei anderen nicht; es ist unerklärt, wie man oft auch ohne die Gewere auskommen konnte.

Wir wollen es gern zugeben, daß, wenn die Gewere erklärt ist, damit noch nicht viel gewonnen ist, sondern noch die wichtige Frage zu beantworten bleibt, welche Natur die einzelnen Rechte haben, bei welchen von einer Gewere gesprochen wird. Denn die Gewere ist ein allgemeiner Begriff, welcher bei verschiedenen Rechtsverhältnissen zur Anwendung kommt. Indessen dieser allgemeine Begriff behält noch sein besonderes Interesse. Er stellt sich ähnlich gegen die einzelnen als Gewere bezeichneten Rechte, wie im römischen Rechte der Begriff des dinglichen Rechts zum Eigenthum und den *jura in re aliena*. Ebenso wie man im römischen Rechte sich nicht damit begnügt, die Natur der einzelnen dinglichen Rechte zu erörtern, sondern auch allgemeine Regeln für das dingliche Recht aufstellt, sein Wesen, seine Entstehung, seinen Verlust erörtert, so ist es auch die Aufgabe des deutschen Rechts, das Wesen der Gewere im Allgemeinen zu untersuchen, ohne auf die einzelnen der Gewere fähigen Institute Rücksicht zu nehmen. Ob man dabei viel oder wenige Rechtsregeln wird aufstellen können, ist für die Berechtigung der Untersuchung selbst von keinem Belang. Es hat ja auch noch Niemand unternommen, aus der Gewere heraus das ganze Sachrecht zu construiren, sondern nachdem man den Versuch gemacht hatte, die Gewere im Allgemeinen zu erklären, handelte man von der Gewere und ihren Wirkungen beim Eigenthum, beim Lehen; bei der Säkung u. s. w. — Gerber scheint zu seiner Ansicht besonders dadurch geführt zu sein, daß es für die einzelnen Institute im älteren Rechte nur spärliche Rechtssätze gibt, und Vieles entweder dem Willen der Parteien überlassen war oder je nach der individuellen Uebersetzung der Schöffen von ihnen ergänzt wurde. Allein dies gilt auch weniger für das Sachrecht, als für das Vertragsrecht¹⁴⁵⁾. Im Sachrechte, bei welchem es weniger auf den concreten Willen der Parteien ankommt, sehen wir von Anfang an bestimmte dingliche Rechte in abgegrenzter Individualität neben einander. Wenn gleich die einzelnen Institute in den vielen verschiedenen Kreisen, in welchen sich das Recht selbstständig entwickelt, sehr verschieden ausgebildet und formuliert sind, so gibt es doch eine Anzahl von allgemeinen Grundsätzen und objectiven Rechtsregeln. Die Spärlichkeit derselben und ihrer mannichfaltige Ausbildung an den verschiedenen Dr-

143) Vgl. auch Elsbbe, Vertragsrecht. Weir. S. V. VI. 144) In der That sieht sich auch der Verf. an einzelnen Stellen genöthigt, seinen streng aufgestellten Grundsatz zu beschränken. System S. 73. §. 76. Note 2.

145) Elsbbe, Vertragsrecht. Weirde S. VIII. IX.

ten sind kein Grund, um sie überhaupt zu leugnen. Für keinen einzigen Rechtstheil läßt sich der Gegenbeweis leichter führen, als für das Lehnrrecht, indem hier die Gründe des Erwerbs und Verlustes, die Verpflichtungen der Lehnspersonen, der Inhalt ihrer Rechte im sächsl. Lehnrechte ganz bestimmt entwickelt sind.

§. 46. Die letzte Arbeit über die Gewere ist von Delbrück: *Der Schutz des Eigenthums und des Besizes nach älterem deutschem Rechte* (Zeitschr. f. deutsches R. XIV. S. 207—262) 1833; sie enthält eine große Zahl seiner, theil in das Wesen des deutschen Rechts eindringender Bemerkungen und Ausführungen über die Natur des deutschen Sachenrechts, insbesondere die Gewere und ihren Zusammenhang mit dem Beweisrechte. Wenn auch mancher Satz so, wie ihn der Verf. ausspricht, unrichtig ist, so beweist er doch, daß er auf dem richtigen Wege war.

Während Verber die Gewere als Rechtsinstitut leugnet, behauptet Delbrück, sie sei kein Institut des Privatrechts, sondern des Proceßes. Seine Ansicht nähert sich an meisten der von Albrecht und überträgt dieselbe gewissermaßen auf ein verwaundtes Gebiet. Albrecht sagt: die Gewere ist das Recht zur Vertretung der Sache, beim Besitze durch Selbsthilfe, ohne Besitz durch die dingliche Klage; Delbrück (S. 210): „Die Gewere ist Besitz, reine Thatfache, aber diese Thatfache ist im Verhältnisse unter Umständen und im Verhältnisse zum Gegner von solcher Bedeutung, daß sie das Recht zu vertreten vermag. Gewere ist nicht Recht, aber sie kann das Recht ersetzen. Dasjenige Element, welches in der Gewere rechtlicher Natur zu sein scheint, gehört lediglich dem Proceß an.“ Delbrück handelt von der Gewere insbesondere S. 252—262 und stellt hier fünf Bedeutungen des Wortes zusammen:

1) Der Besitz ohne Rücksicht auf den Rechtsgrund.
2) Das Verhältniß desjenigen, dessen Besitz einen gewissen Anfang nahm und eine gewisse Zeit hindurch dauerte (die echte Gewere).

3) „Das Verhältniß dessen, der gegenwärtig nicht besitzt, aber früher besessen und die proceßualischen Befugnisse des Besitzers nicht eingebüßt hat. Das deutsche Rechtsbewußtsein ist von der Verflechtung durchdrungen, daß der Besiz den Vorzug im Beweise gibt, und daß somit der Schutz des Eigenthums auf dem Besitze beruht. Gewere bedeutet daher nicht bloß eine Thatfache, sondern zugleich den Inbegriff derjenigen Befugnisse, welche diese Thatfache im Proceß gewährt“ (S. 254). Die Gewere gewährt also auch dem Nichtbesitzer die rechtliche Möglichkeit, sein Recht durch Berufung auf den früheren Besiz im Proceß zu behaupten. „Gewere in dieser Bedeutung bezeichnet also den früheren Besiz, in sofern er eine Wirkung erzeugt hat, die noch jetzt fortwährt“ (S. 256).

Hiergegen läßt sich einwenden, daß, wenn gleich im deutschen Rechte Proceß und materielles Recht im nächsten Zusammenhange stehen, die proceßualischen Erklärungen immer als Folgen des materiellen Rechts zu betrachten sind. Auf die Frage: wann findet sich auch

ohne Besiz eine Gewere mit den Folgen der Defension, kann die Antwort nur lauten: wenn ein Recht an einer Sache auf bestimmte Weise erworben und der Besiz widerrechtlich verloren wurde. Dann ist der Beweisvortrag nicht identisch mit der Gewere selbst, sondern nur eine Folge der Gewere, des Rechts. Die Ansicht Delbrück's ist um Nichts weniger unglücklich, als die Albrecht's und geht ebenso von Voraussetzungen aus, deren Unrichtigkeit bereits längst nachgewiesen war. Der Eigenthümer, welchem eine Sache gestohlen wird, verliert seine Gewere ganz und gar, und beruft sich trotz dieses Verlustes auf sein Eigenthum und seinen früheren Besiz (vgl. auch S. 222 fg.). Der Sprachgebrauch, wonach der Nichtbesitzer, welcher im Proceße sagt, „sein Gut behält“, kann nicht beweisen, daß der unfreiwillige Verlust des Besizes gewissermaßen gar kein Verlust des Besizes ist“ (S. 255 fg.). Denn „sein Gut behalten“ heißt nicht: seinen Besiz oder die Vorrechte des Besizes behalten, sondern das Recht an der Sache im Proceß sich erhalten. Das Richtige ist, daß die Gewere eines der Elemente ist, welche das Beweisrecht bestimmen, nicht aber, daß das Beweisrecht mit der Gewere zusammenfällt: denn nicht jedes dingliche Recht ist eine Gewere.

4) Gewere bedeutet „den auf der Gewere beruhenden Beweisvortrag“ (S. 256 fg.). Schon Homyer bemerkt (S. 421), daß man ohne ein sprachliches Bedenken Gewere auch die aus dem Besize stammenden Rechte hätte nennen können, daß sich jedoch ein solcher Gebrauch höchstens im Richtig-Lebne 15. f. 8. nachweisen lasse: *Wert domme denn heren de gewere gedallot, so vrage de overhere, de desse here sinnes lenes gewere jegen een tügen scote.*

„Gewere ertheilen“, kann hier heißen, das Beweisrecht seiner Gewere ertheilen; dies ist aber auch die einzige Stelle für eine solche Bedeutung; in den übrigen von Delbrück S. 256 fg. angeführten Stellen bedeutet Gewere entweder Besiz oder Besizrecht“).

5) Die fünfte Bedeutung umfaßt, nach Delbrück S. 257 fg., nicht nur die Wirkung, sondern auch die Wirkung der Wirkung. Gewere kann daher auch Eigenthum, dingliches Recht überhaupt bedeuten. Wenn es nämlich gewiz ist, daß die Gewere das Recht zur Beweisführung erzeugt und dieses wieder die Zuerkennung des Rechts im Eigenthumsproceß zur Folge hat, so steht

146) Wir wollen es nicht besonders rügen, daß in der Erklärung von Gewere, das Wort selbst vorkommt. 147) Richtig. Ledem. 29. §. 2: ob sein Recht durch das Factum des Kugens hatter würde; 29. §. 3: ob mein Recht mit erkrant ist; Richtig. Lande. c. 26: die Gewere ertheilen, d. h. das Besizrecht einem zu sprechen. — Einem die Gewere brechen bedeutet, ihm durch den Beweis und das darauf erfolgende Urtheil sein Besizrecht nehmen. — Die Interpretation, welche Delbrück S. 257 von Eschenp. II. 24. §. 1 gibt, ist äußerst gekünstelt: „man soll Niemand auf seinen Geweren weilen, man breche ihm denn das darauf gearbete Recht zur Beweisführung“, die Stelle sagt vielmehr ganz einfach: man soll Niemand auf seinem Rechte weilen, man hätte denn nachgewiesen, daß er sein Recht zu bezeugen hat.

sprachlich Nichts entgegen, sich des Wortes Gewerke zu bedienen, um das zu bezeichnen, was die Gewerke durch Vermittelung des Beweisvorzuges wirkt." Gewerke sei nicht Eigenthum oder ein sonstiges dingliches Recht schlechthin, sondern das durch Berufung auf den Besitz zu behauptende Eigenthum. Delbrück vermeidet nicht die Gefahr, welcher Sandhaas völlig erliegen ist: um ein womöglich einseitiges Resultat zu erhalten, spricht er auch da von Besitz, wo derselbe gar nicht vorhanden ist, sondern nur gewisse beim Besitz eintretende Folgen stattfinden.

Bei dieser finsternen Bedeutung zeigt sich besonders offenbar das Unnatürliche der Delbrück'schen Deduction: seine Auseinanderfolge der Bedeutungen widerspricht jeder Geschichte der Sprache: zuerst Besitz; dann der Beweisvortrag, ein Recht, welches mit dem Besitze, aber auch ohne denselben vorkommt, und dann 3) dasjenige Recht, welches in Folge des Beweisvortrages erwiesen wird. Sollen die drei Bedeutungen als richtig angenommen und in eine historische Reihe gestellt werden, so kann sie nur sein: 1) Besitz, 2) Recht zu besitzen und 3) der Beweisvortrag, welcher eben sowohl Folge des Besitzes, als des Rechts zu besitzen ist.

Wenngleich Delbrück's Arbeit manche geistreiche Bemerkung enthält, werden wir ihren Resultaten doch nicht bestimmen dürfen. (Dr. O. Stobbe.)

GEWERKE. GEWERKSCHAFT. Die Erwerbung eines Bergwerkeigenthums steht nach französischen und deutschen Rechten sowohl den Einzelnen, als auch Mehren zu, in welchem letzteren Falle die Rechtsverhältnisse der Theilnehmer durch einen besonderen Gesellschaftsvertrag geregelt sind. Diese Rechtsverhältnisse bilden einen Gegenstand des Bergprivatrechts. Die einzelnen Mitglieder dieser Gesellschaft, von welcher ein Jeder einen bestimmten Antheil von verschiedener Größe besitzen kann, werden Gewerken, die Gesamtheit der Gewerke aber eine Gewerkschaft genannt. Im Allgemeinen bestehen die Rechtsverhältnisse der Gewerken unter sich darin, daß jeder Gewerke die auf seinen Antheil zur Erreichung des gemeinschaftlichen Zweckes fallenden Beiträge entrichten muß; und daß jeder Gewerke dagegen, nach Verhältnis seiner Antheile, den Gewinn empfängt, welcher aus dem Unternehmen erlangt wird. Da die Gesamtheit der Gewerke durch Zusammenschließen

von Geld die Benutzung eines Bergwerkeigenthums ins Werk setzen, hat man hieraus das Wort: Gewerke, von Wirken, abgeleitet. Daß den Gewerken gemeinschaftlich gehörige Bergwerkeigenthum wird eine (gewerkschaftliche) Zeche oder Grube genannt. Dieses Eigenthum bildet ein Ganzes, welches zwar in gewisse ideale Theile — die Kurse — eingetheilt wird, allein immer nur als ein Ganzes erworben und befesten werden kann. Durch die Kurse werden die Verhältnisse der Theile der Gewerken unter einander an einem und demselben Bergwerkeigenthum bestimmt.

Nach dem Allgem. Preuss. Landrechte Theil II. Tit. XVI. werden die Gesamtheit der Eigentümer einer beliebigen Grube, welche von ihnen nicht selbst bebaut und verwaltet wird, eine Gewerkschaft, jedes einzelne Mitglied einer solchen Gesellschaft aber Gewerke genannt, und zwar im Gegensaße von Personen, welche den Bau ihrer Grube mit eigener Handarbeit betreiben und welche Eigenlöhner genannt werden. Die Bezeichnung: Eigenlöhner stammt aus den älteren Zeiten her, in denen der Bergbau von solchen Leuten betrieben wurde, welche zugleich Arbeiter und Eigentümer der Gruben waren.

In denjenigen Staaten, in welchen das Bergregal zur Ausübung kommt, stehen die Gewerken, Gewerkschaften unter der Oberaufsicht der Landesbergbehörde, welche darüber wacht, daß das Bergwerkeigenthum den Grundsätzen der Bergpolizei gemäß verwaltet werde. Diese begreifen in sich: den ununterbrochenen Fortbau des Bergwerks; die Entfernung jeder Maßregel, welche auf augenblicklichen Nutzen, ohne Rücksicht auf den großen künftigen Nachtheil, also z. B. das Verbot des Klaubbaues, gerichtet ist; die Entrichtung gewisser Abgaben, als Zehnte und Zwanzigste. In der Regel behält sich der Staat auch auf alles durch den Bergbau gewonnene Gold und Silber vermöge des Münzregals den Verkauf vor. Das Verhältnis des Gewerken zum Grundeigentümer besteht in der Regel in der Verbindlichkeit des letzteren, den Bergbauenden den Grund und Boden gegen eine nach ökonomischen Grundsätzen zu gewöhnende Entschädigung zu überlassen. Die Pflichten der Gewerken zu den Bergleuten bedingen die Verabfolgung des Lohnes in baarem Gelde und die Leistung von Beiträgen zu den Knappschaftsvereinen, aus welchen die Arbeiter Pensionen und Unterstützungen erhalten. (C. Reinhardt)

Ende des fünfundsechzigsten Theiles der ersten Section.

SEN 49027



Druck von F. A. Brodhaus in Leipzig.



